GERHART HAUPTMANN.

Das Friedensfeſt.

Eine Familienkataſtrophe.

Bühnendichtung.

> Sie finden in keinem Trauerſpiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt ꝛc. . . . .
>
> Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ſei; vielleicht weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernſthaft ſie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe ſein.
>
> Leſſing.
>
> Abhandlungen über die Fabel.

Berlin 1890.
Verlag von S. Fiſcher,
Kgl. ſchwed. Hofbuchhändler.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Aufführungsrecht durch Georg Zimmermann, Berlin,
Franzöſiſche Straße 14.

Dem Dichter

Theodor Fontane

ehrfurchtsvoll

zugeeignet.

Handelnde Menſchen.

Dr. med. Fritz Scholz, 68 Jahre alt.
Minna Scholz, deſſen Ehefrau, 46 Juhre alt.
Auguſte, 29 Jahre alt
Robert, 28 Jahre alt
Wilhelm, 26 Jahre alt
deren Kinder.
Frau Marie Buchner, 42 Jahre alt.
Ida, ihre Tochter, 20 Jahre alt.
Friebe, Hausknecht, 50 Jahre alt.

Soweit möglich, muß in den Masken eine Familienähnlichkeit zum Ausdruck kommen.

Die Vorgänge dieſer Dichtung ſpielen ſich ab an einem Weihnachtsabend der 80er Jahre in einem einſamen Landhaus auf dem Schützenhügel bei Erkner. (Mark Brandenburg).

◆

BIBLIOTHECA [illegible] MONACENSIS

Der Schauplatz

aller drei Vorgänge iſt eine hohe, geräumige Halle, weiß getüncht, mit alterthümlichen Bildern, wie auch mit Geweihen und Thierköpfen aller Art behangen. Ein Kronleuchter aus Hirſchgeweihen in der Mitte der Balkendecke angebracht, iſt mit friſchen Lichtern beſteckt. Mitten in der Hinterwand ein nach innen vorſpringendes Gehäuſe mit Glasthür, durch die man das ſchwere, geſchnitzte Eichenportal des Hauſes erblicken kann. Oben auf dem Gehäuſe befindet ſich ausgeſtopft ein balzender Auerhahn. Seitlich über dem Gehäuſe rechts und links je ein Fenſter, befroren und zum Theil mit Schnee verweht.

Die Wand rechts weiſt einen offenen, thorartigen Bogen auf, der nach der Treppe in die oberen Stockwerke führt. Von zwei niedrigen Thüren derſelben Wand führt die eine nach dem Keller, die andre zur Küche. Die gegenüberliegende Wand hat ebenfalls zwei Thüren, welche beide in ein und daſſelbe Zimmer führen. Zwiſchen dieſen Thüren eine alte Standuhr, auf deren Dach ein ausgeſtopfter Kauz hockt. Die Möblirung des Raumes beſteht aus alten, ſchweren Eichenholztiſchen und Stühlen. Paralell mit der Seitenwand, rechts vom Zuſchauer eine weiß gedeckte Tafel. Rechts im Vordergrund ein eiſernes Oefchen mit längs der Wand hingehender Rohrleitung. Alle Thüren ſind bunt, die Thürfüllungen mit primitiven Malereien, Papageien ꝛc. darſtellend verſehen.

Erſter Vorgang.

Die Halle iſt mit grünen Reiſern ausgeſchmückt. Auf den Steinflieſen liegt ein Chriſtbaum ohne Fuß. Friebe zimmert auf der oberſten Kellerſtufe einen Fuß zurecht. Einander gegenüberſtehend zu beiden Seiten der Tafel beſchäftigen ſich Frau Buchner und Frau Scholz damit, bunte Wachslichte in den dazu gehörigen Tüllen zu befeſtigen. Frau Buchner iſt eine geſundausſehende, gut genährte, freundlich blickende Perſon, einfach, ſolid und ſehr adrett gekleidet. Schlichte Haartracht. Ihre Bewegungen ſind beſtimmt, aber vollkommen ungezwungen. Ihr ganzes Weſen drückt eine ungewöhnliche Herzlichkeit aus, die durchaus echt iſt, auch wenn die Art, mit der ſie ſich kund giebt, zuweilen den Eindruck der Ziererei macht. Ihre Sprache iſt gefliſſentlich rein, in Momenten des

Affects deklamatoriſch. Ein Hauch der Zufriedenheit und des Wohlbehagens ſcheint von ihr auszugehen. — Anders Frau Scholz: Sie iſt eine über ihre Jahre hinaus gealterte Perſon mit dem beginnenden Gebrechen des Greiſenalters. Ihre Körperformen zeigen eine ungeſunde Fettanſammlung. Ihre Hautfarbe iſt weißlichgrau. Ihre Toilette iſt weniger als ſchlicht. Ihr Haar iſt grau und nicht zuſammengerafft; ſie trägt eine Brille. Frau Scholz iſt ſchußrig in ihren Bewegungen, ruhelos, hat eine zumeiſt weinerliche oder winsliche Sprechweiſe und erregt den Eindruck andauernder Aufgeregtheit. Während Frau Buchner nur für andre zu exiſtiren ſcheint, hat Frau Scholz vollauf mit ſich ſelbſt zu thun. — Auf der Tafel zwei fünfarmige, mit Lichtern beſteckte Girandolen. Weder der Kronleuchter noch die Girandolen ſind angeſteckt. Brennende Petroleumlampe.

Friebe (führt mit dem Beil einen Schlag). Da jeht mer ooch keen Schlag nich fehl.

Frau Scholz. — ſſſſ!!! Ich kann's doch aber nich hören, Friebe! wie oft hab' ich Ihn'n ſchon . . . wie leicht kann Ihn'n das Beil abfahren. Auf Steinen hackt man nich Holz!

Friebe. Da jarantir ick for. Wofor wär ick d'nn ſonſt zehn Jahre Rejimenter jeweſen?

Frau Buchner. Regimenter?

Frau Scholz. Er war Vorarbeiter in den königlichen Forſten.

Friebe. Keen — (er ſchlägt zu) — Schlag da — ä! (er ſchlägt) komm ick for uff.

(Er ſteigt herauf, betrachtet, was er gemacht hat, bei der Lampe und befeſtigt dann den Chriſtbaum, ſo daß er aufrecht ſteht. Friebe iſt klein, bereits ein wenig gebeugt, obeinig und hat eine Glatze. Sein kleines, bewegliches Affengeſichtchen iſt unraſirt. Kopfhaare und Bartſtoppeln ſpielen in's Gelblichgraue. Er iſt ein Allerweltsbaſtler. Der Rock, welchen er trägt, ein Ding, das von Putzpulver, Oel, Stiefelwichſe, Staub ꝛc. ſtarrt, iſt für einen doppelt ſo großen Mann berechnet, deshalb die Aermel aufgekrempt, die Rockflügel weit übereinander gelegt. Er trägt eine braune, verhältnißmäßig ſaubre Hausknechtsſchürze, unter welcher er von Zeit zu Zeit eine Schnupftabacksdoſe hervorzieht, um mit Empfindung zu ſchnupfen. Der Baum iſt befeſtigt, Friebe hat ihn auf die Tafel gehoben, ſteht davor und betrachtet ihn). Een janzet — ſchönet — richtijet — Tannenbäumken! (mit wegwerfender Ueberlegenheit zu den Frauen hinüber) 't is woll jar keens, wat?

Frau Buchner. Als ehemaliger Forſtmann müſſen Sie ja das wohl unterſcheiden können.

Friebe. Na jewiß doch, det wär ja noch verrückter! was de nu de Fichte is . . . .

Frau Scholz (unterbricht ihn ungeduldig). Wir dürfen uns beileibe nich aufhalten Friebe. Meine Tochter hat extra geſagt: Daß Du mir Frieben ſchickſt.

Friebe. Na . . . . i! . . . . meinswejen doch ([illegible] einer wegwerfenden Handbewegung ab durch die Küchenthür).

Frau Buchner. An dem habt Ihr wohl was?

Frau Scholz. I warum nich gar! 'n ganz verdrehter Zwickel. Wenn nich mei Mann . . . . na ſehen, Se, ſo war mei Mann; dieſe alte Schnuptabacksnaſe, die war nu für ihn, die mußt' er den ganzen Tag um ſich haben, ſonſt war ihm nich wohl. Ein zu merkwürdiger Mann!

Auguſte. (in Haſt und Beſtürzung von draußen herein. Innen angelangt ſchlägt ſie die Glasthür heftig in's Schloß und ſtemmt ſich dagegen, wie um Jemand den Eintritt zu verwehren.)

Frau Scholz (auf's heftigſte erſchrocken ſchnell nach einander). O! Gottogottogott!!!

Frau Buchner. — Ja — was . . .?

(Auguſte iſt lang aufgeſchoſſen und *auffallend* mager, ihre Toilette iſt hochmodern und geſchmacklos. Pelzjacke, Pelzbarett, Muff. Geſicht und Füße ſind lang; das Geſicht ſcharf, mit ſchmalen Lippen, die feſt auf einander paſſen und Zügen der Verbitterung. Sie trägt eine Lorgnette. Mit der Aufgeregtheit der Mutter verbindet ſie ein pathologiſch offenſives Weſen. Dieſe Geſtalt muß gleichſam eine Atmoſphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Troſtloſigkeit um ſich verbreiten.)

Auguſte. Draußen . . . . meiner Seele . . . . es iſt Jemand hinter mir hergekommen.

Frau Buchner (die Uhr ziehend). Wilhelm vielleicht ſchon — nein, doch nicht. Der Zug kann noch nicht da ſein. (zu Auguſte) warten Sie doch mal! (ſie greift nach der Thürklinke, um ſie zu öffnen).

Auguſte. Nich doch, nich doch!

Frau Buchner. Sie ſind nervööös, liebes Kind. (ſie geht durch die Glasthür und öffnet das Außenportal. Ein wenig zaghaft) Iſt Jemand hier? — (reſolut) Iſt Jemand hier? (Pauſe, keine Antwort.

Frau Scholz (erboſt). Großartig wirklich! — Ich dächte ma hätte gerade genug Aufregung. Man kann ja den Tod davon haben. Was Du och immer haſt!

Auguſte. Haben! haben! (batzig) was ich nur immer haben ſoll?!

Frau Scholz. Du biſt ja recht liebenswürdig zu deiner Mutter!

Auguſte. Ach, meinswegen! — ſoll man ſich etwa nicht fürchten, wenn man .... im Stockfinſtern — mutterſeelenallein ....

Frau Buchner (die Hände von rückwärts um ihre Taille legend, begütigend). Hitzkopf, Hitzkopf! — wer wird denn immer gleich ſoo ſein?! — Kommen Sie (iſt ihr beim Ablegen behülflich) ſo — ſehen Sie!?

Auguſte. Ach Frau Buchner, 's is' auch wahr!

Frau Buchner. Hört mal, Herrſchaften! vier lange Tage ſind wir nun ſchon bei Euch. Ich dächte .... wollt Ihr mich nicht Du nennen? — ja?! — ſchön! alſo .... (umarmt und küßt Auguſte deßgleichen Frau Scholz).

Frau Scholz (bevor ſie die Umarmung entgegennimmt). Wart nur wart, ich habe Wachshände.

Frau Buchner (zu Auguſte, welche an das Öfchen getreten iſt, um ſich zu wärmen). Gelt, jetzt iſt Dir ſchon gemüthlicher? — war die Beſcheerung hübſch?

Auguſte. Na, ich geh jedenfalls nicht mehr hin. Schlechte Luft, eine Hitze zum Umkommen.

Frau Buchner. Hat der Herr Paſtor ſchön geſprochen?

Auguſte. So viel ſteht feſt: wenn ich arm wäre, ich hätte auf die Rede des Großmann hin .... wahrhaftig den ganzen Bettel hätte ich ihnen vor die Füße geſchmiſſen.

Frau Buchner. Es iſt aber doch ein großer Segen für die armen Leute.

(man hört hinter der Scene durch eine helle, ſchöne Frauenſtimme geſungen:)

*) „Wenn im Haag der Lindenbaum
Wieder blüht,

---

*) Herzensteſtament. Komponirt von Max Marſchalk.

Huſcht der alte Frühlingstraum
Durch mein treu Gemüth".

(Ida tritt ein von der Treppe her. Sie iſt zwanzig Jahre alt und trägt ein ſchlichtes, ſchwarzes Wollkleid. Sie hat eine ſchöne, volle Geſtalt, ſehr kleinen Kopf und trägt das lange, gelbe Haar bei ihrem erſten Auftreten offen. In ihrem Weſen liegt etwas Stillvergnügtes, eine verſchleierte Heiterkeit und Glückszuverſicht; demgemäß iſt der Ausdruck ihres klugen Geſichts meiſt heiter, geht aber auch mitunter plötzlich in einen milden Ernſt über oder zeigt ſpontan tiefes Verſonnenſein.)

Ida (ein Handtuch um die Schultern gelegt, einige Cartons auf dem Arm). Es kam doch Jemand?

Frau Scholz. Auguſte hat uns 'n ſchönen Schreck eingejagt.

Ida (rückwärts nach der Treppe deutend). Da oben iſt's auch recht ungemüthlich; (lachend) ich hab gemacht, daß ich runter kam.

Frau Scholz. Aber Kindel! über Dir wohnt ja jetzt noch Robert.

Ida (ſtellt die Cartons auf den Tiſch; öffnet ſie und entnimmt ihnen einige Gegenſtände). Wenn auch! der ganze Stock iſt doch immer *leer*.

Frau Buchner. Dein Haar müßte doch nun bald trocken ſein, höre?

Ida (den Kopf anmuthig wendend und zurückwerfend). Fühl mal!

Frau Buchner (thut es). O bewahre! — du hätt'ſt zeitiger baden ſollen, Kind.

Ida. Was die alte Mähne doch für Mühe macht, eine ganze halbe Stunde hab ich am Ofen gehockt. (ſie hat einem der Cartons eine gelbſeidne Börſe entnommen, die ſie Auguſten hinhält). Die Farbe iſt nett, wie? 'S is ja nur ſo ein kleines Späßchen. Hat er ſchon manchmal Börſen gehabt?

Auguſte (über ihr Peluchejaquet hinweg, an dem ſie herumreinigt, achſelzuckend). Weiß nicht. (ſie bringt ihre kurzſichtigen Augen prüfend in nächſte Nähe der Börſe). Bischen ſehr locker im Muſter. (ſogleich wieder in ihre vorige Arbeit vertieft). Der Peluche iſt hin.

Ida (ein Kiſtchen Cigarren aufbauend). Ich freu mich recht! — daß Ihr nur nie einen Baum geputzt habt —?

Auguſte. Wenn man's recht bedenkt: eigentlich iſt das doch auch nichts für Erwachſene.

Frau Scholz. Nie! da hätt ich ihm nur kommen ſollen, mei Mann hätt mich ſchöne geſtenzt. Bei meinen ſeligen Eltern . . . . ja wenn ich denke . . . . was war des für ein ſcheeenes Familienleben! Kein Weihnachten ohne Baum (gleichſam Gang und Maniren des Vaters copirend). wenn der Vater ſo am Abend aus dem Bureau kam und die ſchööönen Lehmannſchen Pfefferkuchen mitbrachte! (ſie bringt Daumen und Zeigefinger, als ob ſie ein Stückchen dieſes ſuperben Kuchens damit hielte, in die Nähe des Mundes). ach ja, das ſind vergangne Zeiten! Mei Mann, — der aß nich mal Mittags mit uns zuſammen. Er wohnte oben, wir unten; der reine Einſiedler. Wollte man was von ihm, dann mußte man ſich weeß Gott hinter Frieben ſtecken.

Auguſte (vom Ofen, wo ſie anlegt). Ach, red doch nicht immer ſo!

Frau Scholz. Heiz Du lieber nich ſo unſinnig!

Auguſte. Ja, ſoll's denn nicht warm werden?

Frau Scholz. Die ganze Hitze fliegt ja heut zum Schorſtein 'naus.

Auguſte (unſchlüſſig, erboſt). Ja, ſoll denn nu nicht an gelegt werden?

Frau Scholz. Laß mich zufrieden!

Auguſte (wirft die Kohlenſchaufel geräuſchvoll in den Kaſten). Na, dann nicht! (wüthend links ab).

Ida. Ach, Guſtchen bleib da! (zu Fr. Scholz) paß auf, ich werd' ſie ſchon wieder fidel machen. (ihr nach, ab).

Frau Scholz (reſignirt). So ſind meine Kinder alle! — nein, ſo ein Mädel wirklich! — und kein Halten. Bald möcht' ſe das, bald jen's. — Da fällt's ihr uffemal ein . . . . da muß ſe lernen. Dann ſteckt ſe oben und red wochenlang ke Wort — dann kommt ſe ſich wieder mal ganz überflüſſig vor. — Ach Du mein Gott ja, Du biſt zu beneiden! So'n liebes Dingelchen wie Deine Tochter is . . . .

Frau Buchner. Aber Guſtchen doch auch.

Frau Scholz. So allerliebſt, wie ſie Clavier ſpielt; und dieſe reizende Stimme! wie gern ich ſo ein paar Töne höre! . . . .

Frau Buchner. Warum ſpielſt Du denn garnicht?

Frau Scholz. J! da käm ich ſcheen an, da wäre mein bischen Ruhe vollends hin. Auguſte iſt ja ſo nervös . . . . ! gerade wie ihr Vater, den konnte man auch jagen mit dem Clavierſpiel.

Frau Buchner. Deinen Wilhelm ſollteſt Du jetzt ſpielen hören; der hat ſich vervollkommnet! — was wäre denn Ida ohne ihn? von ihm hat ſie ja doch alles gelernt, was ſie kann.

Frau Scholz. Ach ja, Du ſagteſt's ja ſchon. Talentvoll iſt er; davon is nicht die Rede. Es war 'ne Luſt, ihn zu unterrichten.

Frau Buchner. Ach und er denkt mit ſolcher Rührung an die Zeit zurück, wo ſein Muttelchen ihm die Anfangsgründe beibrachte.

Frau Scholz. So?! mein Gott ja, ſchöne Stunden waren das ja auch. — . . . Damals dacht ich: — . . . Alles kommt anders . . . . — es regt mich doch ſehr ſehr auf.

Frau Buchner. Es regt Dich . . . . was?

Frau Scholz. Nu, daß er kommt; wie ſieht er denn jetzt eigentlich ſo aus?

Frau Buchner. Gut — dick — geſund — Du wirſt Dich freuen über Deinen Sohn.

Frau Scholz. Ich muß mich wirklich wundern, daß der Junge kommt. Mei Herz hat mir manchmal richtig weh gethan; und was ich blos für Papier verſchrieben hab'. Nich mal geantwortet hat er ſeiner alten Mutter. Wie haſt Du ihn nur dazu gebracht? das kann ich nich begreifen, das kann ich nich begreifen.

Frau Buchner. Ich? o nein, Ida hat das über ihn vermocht.

Frau Scholz. Robert kümmert ſich ja auch nicht viel um uns, aber er kommt doch wenigſtens alle Jahr einmal um die Weihnachtszeit ein paar Tage. Das lobt man ſich doch! aber Wilhelm . . . . ſechs volle Jahre iſt er nich hiergeweſen: er und mein Mann ſechs volle Jahre! Kommt ſie denn mit ihm aus?

Frau Buchner. Ida? ſehr gut, in jeder Hinſicht.

Frau Scholz. Das iſt aber doch zu wunderlich. Du kannſt Dir nämlich nich denken, *wie* verſchloſſen der Junge immer war, ganz wie der Vater. Keinen Spielkameraden, keinen Schulfreund, kein Nichts hatte er.

Frau Buchner. Ja, ja, ſo war er anfänglich auch uns gegenüber. — Er wollte durchaus nicht anders als zu den Clavierſtunden unſer Haus betreten.

Frau Scholz. Na und dann is er doch gekommen?

Frau Buchner. Das heißt .... ja. Er ſagte: wir ſollten ihn nur vorläufig in Ruhe laſſen, und wenn er ſo weit wäre, dann würde er ſchon ſelbſt kommen. Wir waren ſo vernünftig, ihm ſeinen Willen zu laſſen, und richtig, nachdem wir ein halbes Jahr gewartet — eigentlich ſchon *nicht mehr* gewartet — kam er. Von da ab Tag für Tag. Da iſt es denn nach und nach ſo ganz anders geworden.

Frau Scholz. Ihr müßt hexen können. Die Verlobung *allein* ſchon iſt ja ein ganz unbegreifliches Wunder für ſich.

Frau Buchner. Mit Künſtlern muß man umzugehen wiſſen. Ich hab's gelernt, — mein ſeliger Mann war auch einer.

Frau Scholz. Und — die — Geſchichte mit — Vater? — hat er Euch auch in — dieſe Geſchichte eingeweiht?

Frau Buchner. N—ein liebe Freudin. — Siehſt Du, das iſt der allereinzigſte Punkt, das iſt .... In dieſem Punkt hat er ſich noch nicht überwinden können. Es läge ja nichts daran, aber Du kannſt mir glauben, er leidet an der Erinnerung furchtbar. Bis auf den heutigen Tag leidet er. Nicht am wenigſten freilich dadurch, daß er die Sache geheim hält. Jedenfalls muß er darüber hinweg kommen, auch über dieſe Sache.

Frau Scholz. J' Gott bewahre — nee, nee, nee, Alles was recht is. Ehre Vater und Mutter: die Hand, die ſich gegen den eigenen Vater erhebt ....

aus dem Grabe wachſen ſolche Hände. Wir haben uns gezankt, ja doch! wir haben beide Fehler, mei Mann und ich; aber das ſind unſre Sachen. Kein Menſch hat ſich da 'neinzumiſchen, am wenigſten der eigne Sohn. — Und wer hat die Sache ausbaden müſſen? natürlich ich. So 'ne alte Frau die hat 'n breiten Puckel. Mei Mann ging aus dem Hauſe, noch am ſelbigen Tage, und eine halbe Stunde ſpäter auch Wilhelm. Da half kein reden. Erſt dachte ich, ſie würden wiederkommen, aber wer nicht kam, das waren ſie. Und Wilhelm allein, kein andrer Menſch is Schuld d'ran, kein andrer Menſch.

Frau Buchner. Wilhelm mag eine ſchwere Schuld haben, davon bin ich überzeugt, aber ſieh mal, wenn man Jahre lang gebüßt hat und — — —

Frau Scholz. Ne, ne! i Gott! wo denkſt Du hin?! darüber kann man nich ſo leicht hinweggehen. Das wäre noch ſchöner! es iſt ja ſehr ſchön von Dir, daß Du Dich des Jungen ſo angenommen haſt, — es iſt ja auch ſehr hübſch, daß er kommt, ja warum denn nich? Aber im Grunde, was nützt das alles? ſo leicht ſind die Klüfte nicht auszufüllen. — Ja, ja, es ſind Klüfte, — richtige — tiefe Klüfte zwiſchen uns Familiengliedern.

Frau Buchner. Ich glaube doch, daß wir Menſchen mit dem feſten, ehrlichen Willen . . . .

Frau Scholz. Der Wille, der Wille! geh mer nur da mit! das kenn ich beſſer. Da mag man wollen und wollen und hundertmal wollen, und Alles bleibt doch beim Alten. Ne, ne! das iſt 'n ganz andrer Schlag deine Tochter: die is ſo, und Wilhelm is ſo, und beide bleiben, wie ſie ſind. Viel zu gutte Sorte für Einen von uns, viel, viel zu gutt. — Gott ja der Wille der Wille! — ja ja Alles gutter Wille — Dein Wille iſt ſehr gutt, aber ob Du damit was erreichen wirſt —? ich glaube nicht.

Frau Buchner. Aber ich hoffe es um ſo feſter.

Frau Scholz. Kann ja alles ſein. Ich will ja nichts verreden. Im Grunde freue ich mich ja auch von ganzen Herzen auf den Jungen, nur regt es mich ſehr, ſehr auf und paß auf: Du ſtellſt es Dir viel zu leicht vor.

Ida (links hereinkommend zu Fr. Scholz, zuthulich). Schwiegermütterchen, ſie vergoldet Nüſſe.

Frau Buchner. Es wird Zeit Idchen! Du mußt Dich hübſch machen. Er kann jetzt jeden Augenblick hier ſein.

Ida (erſchrocken). Soo? ſchon?

Frau Scholz. Ach macht ok keene Geſchichten! für den Jungen is ſie viel zu ſchön.

Frau Buchner. Ich hab Dir das Blaue zurecht gelegt (Ida'n nachrufend) und ſteck die Broche an, hörſt Du! (Ida ab)

Frau Buchner (fortfahrend zu Fr. Scholz). Auf Schmuck giebt ſie garnichts.

(Das Außenportal des Hauſes geht.)

Frau Scholz. Wart . . . . wer? . . . . (zu Frau Buchner) thu mer den Gefallen Du . . . . ich kann ihn jetzt noch nicht ſehen, ich . . . .

Frau Buchner (an der Treppenthür hinausrufend). Ida! Dein Wilhelm kommt.

(Dr. Scholz tritt ein durch die Glasthür.)

Dr. Scholz iſt ungewöhnlich groß, breitſchultrig, ſtark aufgeſchwemmt. Geſicht fett, Teint grau und unrein, die Augen zeitweilig wie erſtorben, zuweilen lackartig glänzend, vagirender Blick. Er hat einen grauen und ſtruppigen Backenbart. Seine Bewegungen ſind ſchwerfällig und zitterig. Er ſpricht unterbrochen von keuchenden Athemzügen, als ob er Mehl im Munde hätte und ſtolpert über Silben.

Er iſt ohne Sorgfalt gekleidet: ehemals braune, verſchoſſene Sammetweſte, Rock und Beinkleider von indifferenter Färbung. Mütze mit großem Schild, ſteingrau, abſonderlich in der Form. Rohſeidnes Halstuch. Wäſche zerknittert. Zum Schnäuzen verwendet der Doctor ein großes, türkiſches Taſchentuch. Er führt bei ſeinem Eintritt ein ſpaniſches Rohr mit Hirſchhornkrücke in der Rechten, hat einen großen Militär-Reiſehavelock umgehängt und trägt einen Pelzfußſack über den linken Arm.

Dr. Scholz. Servus! servus!

Frau Scholz (den Doctor wie eine überirdiſche Erſcheinung anſtarrend). Fritz! — —

Dr. Scholz. Ja wie Du ſehen kannſt.

Frau Scholz (mit einem Schrei ihren Mann umhalſend). Fritz!!! — — —

Auguſte (öffnet die Thür links, fährt zugleich zurück). Der Vater!

(Fr. Buchner mit ſtarrem Ausdruck rückwärts ſchreitend, ab durch linke Seitenthür.)

Dr. Scholz. Ich bin's, wie Du ſiehſt. Vor allem, Du: iſt Friebe da?

Friebe (guckt durch Küchenthür, die erſchrickt, kommt vollends hervor). Herr Docter!! (er ſtürzt auf ihn zu, faßt und küßt ſeine beiden Hände) nu bitt' ick eenen Menſchen! Jott ſoll mir 'n Thaler ſchenken!

Dr. Scholz. Pſſſt! — ſehen Sie mal nach — ſchließen Sie die Hausthür feſt (Friebe nickt und vollführt den Befehl mit freudigem Eifer).

Frau Scholz (vor Staunen außer ſich). Aber ſag mer nur Fritz! ſag mer nur .... die Gedanken fliegen mer davon, (ihn weinend umhalſend) ach Fritz! was haſt Du mir für Kummer gemacht in der langen Zeit!

Dr. Scholz (ſeine Frau ſanft zurückdrängend). Ach, Du .... mein Leben iſt auch .... wir wollen uns doch lieber nicht von Anfang an mit Vorwürfen .... Du biſt doch immer die alte wehleidige Seele, (mit gelinder Bitterkeit) übrigens würde ich Dich ſicher nicht beläſtigt haben, wenn nicht .... (Friebe nimmt ihm Mantel, Fußſack ꝛc. ab.) Es giebt Lebenslagen, liebe Minna .... wenn man wie ich einflußreiche Gegner hat.

(Friebe ab durch den Treppenausgang, mit den Sachen des Doctor.)

Frau Scholz (gutmüthig ſchmollend). Es hat Dich doch Niemand geheißen Fritz! Du hatt'ſt doch hier 'n ſichres, warmes Zuhauſe. So ſchön hätt'ſt Du leben können!

Dr. Scholz. Sei nicht böſe, aber: das verſtehſt Du nicht!

Frau Scholz. Na ja; ich bin ja nur 'ne einfache Perſon, das mag ja möglich ſein, aber Du warſt ja wirklich auf Niemand angewieſen, es war doch garnicht nöthig, daß Du . . . .

Dr. Scholz. Pſſſt, es war ſehr nöthig (halbwegs geheimnißvoll) auf Schuld folgt Sühne, auf Sünde folgt Strafe.

Frau Scholz. Na ja — freilich Fritz — es hat wirklich auch viel an Dir mitgelegen (ſie wirft von jetzt ab bis zum Schluß des Geſprächs fortwährend ängſtliche Blicke nach der Hausthür, als befürchte ſie jeden Augenblick die Ankunft Wilhelms), wir hätten doch ſo ruhig — ſo zufrieden . . . . wenn Du nur gewollt hätt'ſt.

Dr. Scholz. Alles hat an mir gelegen, ganz und gar Alles.

Frau Scholz. Da biſt Du nu auch wieder ungerecht.

Dr. Scholz. J! ich will ja auch nicht beſtreiten: viel Gemeinheit hat ſich verbunden gegen mich; das iſt ja bekannt: — zum Beiſpiel denke Dir: in den Hotels — die Kellner — keine Nacht konnte ich durchſchlafen, hin und her, hin und her auf den Corridoren und gerade immer vor meiner Thür.

Frau Scholz. Aber ſie werden Dich doch am Ende nicht abſichtlich geſtört haben.

Dr. Scholz. Nicht? — Du, hör mal, das verſtehſt Du nicht!

Frau Scholz. Na es kann ja ſein; die Kellner ſind ja mitunter niederträchtig.

Dr. Scholz. Niederträchtig! ja wohl, niederträchtig! — übrigens wir können ja ſpäter darüber reden. Ich habe etwas Kopfſchmerz (faßt nach dem Hinterkopf) da! Auch ſo eine Infamie! ich weiß ganz gut, wem ich das zu verdanken habe . . . . ich will mich nur noch vergewiſſern, ob ich ſie durch einen geſunden Schlaf vertreibe. Ich bin ſehr müde.

Frau Scholz. Aber oben iſt nicht geheizt! Fritz.

Dr. Scholz. Denk Dir mal an, in einer Tour von Wien. Nicht geheizt? macht nichts! Friebe beſorgt das ſchon. — Sag mal, wie ſteht's mit Friebe? — was ich fragen wollte? iſt er noch ſo zuverläſſig?

Frau Scholz. Friebe is, wie er immer war.

Dr. Scholz. Das dacht ich mir doch! — auf Wiederſehen! (nachdem er ſeiner Frau die Hand gedrückt, wendet er ſich mit tief nachdenklichem Ausdruck und ſchreitet auf den Treppenausgang zu. Den Tannenbaum bemerkend, bleibt er ſtehen und ſtarrt ihn verloren an.) Was heißt denn das?

Frau Scholz (zwiſchen Furcht, Beſchämung und Rührung). Wir feiern Weihnachten!

Dr. Scholz? Feiern? — — (nach einer langen Pauſe, in Erinnerung verloren) das — iſt — lange — her! (ſich wendend mit echter Empfindung redend) Du biſt auch weiß geworden.

Frau Scholz. Ja Fritz, — wir beide . . . .

Dr. Scholz (nickt, wendet ſich weg. Ab durch den Treppenausgang)

Frau Buchner (haſtig von links). Alſo Dein Mann iſt wieder da?!

Frau Scholz. Das is wie ſo . . . . wie wenn . . . . ich weeß nich! Jeſus, was ſoll ich nur davon denken?

Frau Buchner. Daß es eine Schickung iſt, liebe Freundin! für die wir alle dankbar ſein müſſen.

Frau Scholz. Ach, der ſieht aus! — der hat gelebt! So ein Leben, wie der geführt haben mag: von einem Land in's andre, von einer Stadt . . . . ach! der hat eingelegt!

Frau Buchner (will die Treppe hinauf).

Frau Scholz (erſchreckt). Wo denn hin?

Frau Buchner. Ida von dem freudigen Ereigniß verſtändigen! (ab durch den Treppenausgang).

Frau Scholz. O Gott ja! ne ne, wo denkſt Du hin! Das dürf'n mer 'n nich merken laſſen! Da kenn ich meinen Mann zu gutt! wenn der rauskriegt, daß noch Jemand außer ihm oben wohnt . . . . da käm ich ſchön an!

Frau Buchner (ſchon auf der Treppe). Ich werd' ſchon ganz leiſe . . . .

Frau Scholz. Nur ganz leiſe! das wär' ſo was!

Frau Buchner. Ganz leiſe geh ich.

Frau Scholz. O Gottogott! nur ſchon ja ganz leiſe!

Auguſte (haſtig von links). Vater iſt da!?

Frau Scholz (außer Faſſung). Na natürlich! was ſoll man nu machen? und nu der Wilhelm noch. Todtenangſt hab ich ausgeſtanden. Wenn er nu mit Vater zuſammengetroffen wäre? Jeden Augenblick konnte er eintreten. Was werde ich alte Frau noch Alles erleben müſſen!

Auguſte. Ein zu merkwürdiges Gefühl, Mama, zu merkwürdig! Man hatte ſich ſo daran gewöhnt. — Wie wenn ein Todter nach Jahren wieder aufſteht. Ich hab Angſt, Mama.

Frau Scholz. Am Ende iſt er mit ſeinem Gelde alle geworden?

Auguſte. Na das wäre doch . . . .! meinswegen! das wäre noch das letzte.

Frau Scholz. Na auf welche Weiſe wir dann blos auskommen ſollten . . . da könnten wir nur gleich betteln geh'n.

Ida (in Toilette von oben, freudig. Auguſten die Hand drückend, innig). Guſtchen! alſo wirklich?! ach das freut mich. (Frau Scholz und Auguſte peinlich berührt).

Robert (aus einer der Thüren links. Er iſt mittelgroß, ſchmächtig, im Geſicht hager und blaß. Seine Augen liegen tief und leuchten zuweilen krankhaft Schnurr- und Kinnbart. Er raucht aus einer Pfeife mit ganz kurzem Rohr türkiſchen Taback).

Robert (leichthin). Es wird ungemüthlich bei Dir Mutter!

Frau Scholz. Nanu fängt der auch noch an!

Auguſte. Meinswegen (verſtohlen, ſcheele Blicke auf Idas Toilette).

Robert (zu Ida die ihn angeblickt hat). Ja, ſo bin ich nun mal, Fräulein Ida!

Ida (ſchüttelt ungläubig den Kopf). Nein — nein.

Robert. Wieſo nicht? — Ich halte es nicht für der Mühe werth, 'n paar gleichgültige Gefühle zu heucheln. — Wirklich nicht!

Ida. Nein — nein.

Auguſte (ausbrechend). Du biſt empörend, Robert!

Robert. Nicht mit Abſicht. Empöre ſich Niemand!

Auguſte. Meinswegen.

Robert. Na item.

Auguſte. Item, item — Quatſch!

Robert (mit geheucheltem Erſtaunen). Verzeih', — ich glaubte . . . . aber Du hältſt ja nichts mehr auf äußere Reize.

Ida (ſchlichtend). Ach Herr Robert . . . .

Robert. Ja — ſoll ich mich denn nicht meiner Haut . . . .?

Auguſte (von Thränen halb erſtickt). Ganz Du! — ganz Du! Dein ganzes . . . . mein Alter . . . . geradezu perfid! — Frau Buchner! das ſoll nicht gemein ſein? — mir . . . . ich — die ich hier geſeſſen hab . . . . bei der Mutter hier — die ſchönſte . . . . ſchönſte Zeit meines . . . . Lebens verbracht, während Ihr . . . . ich . . . . geradezu wie eine Dienſtmagd . . . .

Robert. Das klingt ſehr echt, — in der That! — geh doch zur Bühne! — (mit verändertem Ton, brutal) mach keine ſchlechten Scherze! hör mal: Du und der Märtyrernimbus, das wirkt einfach putzig. Du biſt eben wo anders noch weniger auf Deine Rechnung gekommen, als zu Hauſe, das iſt die Wahrheit!

Auguſte. Mutter! Du biſt Zeuge: hab ich nicht drei Anträge abgewieſen!

Robert. Hui! Wenn Mutter nur mit dem nöthigen Gelde rausgerückt hätte, dann hätten Dich die Herren gewiß mit in Kauf genommen.

Frau Scholz. Geld? (auf Robert zutretend, ihm die Hand hinhaltend) da nimm ein Küchenmeſſer! — ſchneid mir's raus! ſchneid mir doch das Geld aus der Hand!

Auguſte. Sie mich? willſt Du die Abſagebriefe ſehen?

Frau Scholz (unterbrechend). Kinder! (ſie macht eine Bewegung, als ob ſie ihre Bruſt für den Todesſtoß entblößen wollte) da hier!

— macht mich doch lieber gleich todt! habt ihr denn nich ſo viel Rückſicht für mich? nich ſo viel? — wie . . . .? großer Gott nich fünf Minuten . . . . ich weiß nich, was das blos für Kinder . . . ., nich fünf Minuten halten ſie Frieden.

Robert. Na ja freilich! ich ſag ja ſchon: — es wird eben wieder ungemüthlich.

Friebe (geſchäftig aus dem oberen Stockwerk. Er flüſtert Fr. Scholz etwas zu, worauf hin dieſe ihm einen Schlüſſel einhändigt. Friebe ab in den Keller)

Robert (hat ſtillſtehend den ganzen Vorgang beobachtet. Im ſelben Augenblick, als Friebe in der Kellerthür verſchwindet). Aha!

Auguſte (hat ihrerſeits Robert im Auge behalten. Nun bricht ſie aus, entrüſtet). Pietätlos biſt Du — durch und durch.

Robert. Na item.

Auguſte. Aber Du ſpielſt Komödie; Du lügſt ganz erbärmlich, und das iſt das Widerwärtige daran!

Robert. In Hinſicht auf Vater meinſt Du?!

Auguſte. Allerdings in Hinſicht auf Vater.

Robert — (achſelzuckend). — Wenn Du meinſt . . . .

Auguſte. Ja — das . . . . das . . . . ja — denn — wenn es anders wäre, dann . . . ja . . . . dann wärſt Du ein Wicht.

Frau Scholz (dazwiſchen redend). Wird denn das irgend bald aufhören, oder was . . . .

Robert (gleichmüthig). Dann *bin* ich ein Wicht. Nun, und?

(Ida ſeit geraumer Zeit unruhig in Erwartung, ab durch die Glasthür)

Auguſte. Pfui, ſchamlos!

Robert. Schamlos, ganz recht, das bin ich.

Frau Buchner. Herr Robert! ich glaube Ihnen nicht . . . . Sie ſind beſſer, als Sie uns glauben machen wollen, — beſſer, als Sie ſelbſt glauben ſogar.

Robert (mit gelindem, ſich ſteigernden Sarkasmus, kalt). Verehrte Frau Buchner! — es iſt ja vielleicht äußerſt liebenswürdig . . . . aber wie geſagt: — ich weiß nicht recht, wie ich zu der Ehre . . . . ja ich muß ſogar Ihre Liebenswürdigkeit geradezu ablehnen. Meine Selbſtachtung iſt vorläufig wenigſtens noch keineswegs ſo gering, daß ich Jemand nöthig hätte mich ....

Frau Buchner (in gelinder Verwirrung). Das iſt ja auch garnicht meine Abſicht. — Nur .... Ihr Vater. — ....

Robert. Mein Vater iſt für mich ein Doctor medicinae Fritz Scholz.

Auguſte. Ja, ja, red' nur!

Robert. Und wenn ich dieſem Menſchen nicht ganz ſo gleichgültig gegenüberſtehe, als irgend einem X- oder Y-Narren, ſo liegt das daran, daß ich .... na item .... (er raucht) weil ich .... na eben: ich bin eben gewiſſermaßen ein Product ſeiner Narrheit.

Frau Buchner (gleichſam betäubt). Verzeihen Sie! — hier kann ich nun doch nicht mehr mit. — So etwas wagen Sie auszuſprechen!? mich überläuft es förmlich.

Frau Scholz (zu Fr. Buchner). Laß gut ſein, laß gut ſein! Du wirſt bei uns noch Dinge erleben ....

Auguſte. Was das nun auch wieder heißen ſoll, Mutter! — wir ſind, wie wir ſind. Andre Leute, die wer weiß wie thun, ſind um nichts beſſer.

Robert. Es giebt in der That noch immer naive Seelen, die ſich nicht wohl fühlen, wenn ſie nicht an ihren Mitmenſchen herumbeſſern und herumflicken können. Veralteter Zauber! — Zopf!

Frau Buchner (Robert bei beiden Händen faſſend, herzlich). Herr Robert! ich fühle mich im Dienſte einer beſtimmten Sache. Das feit mich. Aus Herzensgrund: Sie haben mich nicht beleidigt.

Robert (ein wenig aus der Faſſung). Sie ſind eine merkwürdige Frau.

Friebe (kommt aus dem Keller. Er trägt in der linken Hand drei Flaſchen Rothwein — und zwar ſo, daß die Hälſe zwiſchen die Finger geklemmt ſind — unter der linken Achſelhöhle eine Flaſche Cognac. Mit der rechten Hand hält er die Kellerſchlüſſel. Zu Fr. Scholz tretend, geſchäftig). Nun man fix die Cigarren!

Frau Scholz. Gott ja, Friebe! ich weiß ja garnicht ...

Robert. Im Schreibtiſch, Mutter.

Frau Scholz. Ach ſo .... (ſie nimmt das Schlüſſelbund und ſucht fahrig nach dem rechten Schlüſſel.)

Auguſte. Du kennſt doch den Schreibtiſchſchlüſſel.

Robert. Mit gradem Bart.

Frau Scholz. Richtig! — wart! ....

Robert. Gieb mal ....

Frau Scholz. Wart nur, wart! — hier! ach nein doch! — ich bin ganz verwirrt. (Robert das Bund hinreichend.) Da.

Robert (den richtigen Schlüſſel abziehend und Friebe hinreichend). Da. — Laſſen Sie Sich meines Vaters Cigarren gut ſchmecken.

Friebe. Na ooch noch! det krijt den ollen Zacken den janzen Tach nich aus de Kinnladen. (es wird ſtark an der Klingel geriſſen) komm ſchon! (Friebe ab nach oben.)

Frau Scholz. Da wird der Wein bald alle werden .... Großer Gott, wohin ſoll das führen? der viele Wein! immer die theuren, ſchweren Cigarren! ich ſag ja, er wird ſich noch zu Grunde richten.

Robert. Das muß Jedem unbenommen bleiben.

Frau Buchner. Was meinen Sie?

Robert. Sich auf ſeine eigne Art zu vergnügen. Ich wenigſtens würde mir dieſes Recht auf keine Weiſe verkümmern laſſen. Selbſt nicht durch Geſetze. Sonderbar übrigens! —

Frau Buchner. Wie? ....

Robert. Sonderbar! —

Frau Buchner. Weshalb betrachten Sie mich ſo eingehend? iſt es an mir, — das Sonderbare?

Robert. Wie man's nimmt. Sie ſind mehrere Tage bei uns und denken noch immer nicht an's Abreiſen.

Auguſte. So'n Gerede!

Frau Scholz. Das hört nich auf! (ſchüttelt verzweifelt den Kopf.)

Robert (mit brutaler Heftigkeit.) Na Mutter, iſt es etwa nicht wahr? — Hat es bei uns irgend ein Fremder je länger als einen halben Tag ausgehalten? — haben ſie ſich nicht alle von uns zurückgezogen, Ristzsches, Lehmann's ....?

Auguſte. Als ob wir auf fremde Leute angewieſen wären. — Meinswegen! wir ſind uns ſelber genug ....

Robert. Ja, vollauf wirklich! (brutal im Ton) ich ſaaage Ihnen, Frau Buchner! in Gegenwart wildfremder Menſchen kamen ſie ſich derart in die Haare, daß die Fetzen flogen. Die Mutter riß das Tiſchtuch herunter, der Vater zerkeilte die Waſſerflaſche. — Heiter! nicht? — heitre Scenen, heitre Kindheitseindrücke!?

Auguſte. Du ſollteſt Dich verkriechen vor Scham, gemeiner Menſch! (Schnell ab.)

Frau Scholz. Siehſt Du nu? daran bin ich nu ſeit Jahrzehnten, ſeit Jahrzehnten gewöhnt! (ab in Bewegung.)

Robert (unbeirrt fortfahrend). Kein Wunder allerdings. Ein Mann von vierzig heirathet ein Mädchen von ſechzehn und ſchleppt ſie in dieſen weltvergeſſenen Winkel. Ein Mann, der als Arzt in türkiſchen Dienſten geſtanden und Japan bereiſt hat. Ein gebildeter, unternehmender Geiſt. Ein Mann, der noch eben die weittragendſten Projekte ſchmiedete, thut ſich mit einer Frau zuſammen, die noch vor wenigen Jahren feſt überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel ſehen. Ja wirklich! ich ſchneide nicht auf. Na und darnach iſt es denn auch geworden: ein ſtehender, fauler, gährender Sumpf, dem wir zu entſtammen das zweifelhafte Vergnügen haben. Haarſträubend! Liebe — keine Spur. Gegenſeitiges Verſtändniß — Achtung — nicht Rühran — und dies iſt das Beet, auf dem wir Kinder gewachſen ſind.

Frau Buchner. Herr Robert! ich möchte Sie recht ſehr bitten ....

Robert. Schön! — am Reden liegt mir garnichts. Die Geſchichte iſt außerdem ....

Frau Buchner. Nein, nein. Ich möchte Sie nur um etwas bitten; es eilt.

Robert. Bitten? — mich?

Frau Buchner. Könnten Sie's nicht mir zu Liebe thun .... könnten Sie nicht .... Wäre es denn garnicht möglich .... Könnten Sie nicht für dieſen Abend einmal Ihre Maske ablegen?

Robert. Sehr gut! — Maske ablegen?

Frau Buchner. Ja, denn es iſt wirklich nicht Ihr wahres Geſicht, was Sie herauskehren.

Robert. Was Sie ſagen!

Frau Buchner. Verſprechen Sie mir, Herr Robert ....

Robert. Aber ich weiß ja garnicht ....

Frau Buchner. Wilhelm .... Ihr Bruder Wilhelm kann jeden Augenblick kommen und ....

Robert (unterbrechend). Frau Buchner! wenn — Sie — mir — doch — glauben wollten! Ihre Bemühungen — ich verſichere Sie — ſind ganz umſonſt. Dies Alles führt zu nichts — zu garnichts. Wir ſind alle von Grund aus verpfuſcht. Verpfuſcht in der Anlage, vollends verpfuſcht in der Erziehung. Da iſt nichts mehr zu machen. Es ſieht Alles recht gut aus: Weihnachtsbaum — Lichter — Geſchenke — Familienfeſt, aber es iſt doch nur ſo obenhin; eine gequälte, plumpe Lüge — weiter nichts! — Und nun gar noch der Vater. Wenn ich nicht wüßte, wie unzugänglich er iſt — auf Ehre! ich würde glauben, Sie hätten ihn hierher gebracht.

Frau Buchner. Bei Gott, nein! das gerade hat meine Hoffnung belebt. Das kann kein Zufall ſein, das iſt Fügung. Und deshalb aus Grund meiner Seele: ſeien Sie freundlich und gut zu Ihrem Bruder! Wenn Sie wüßten, wie gut er von Ihnen ſpricht, mit welcher Liebe und Achtung ....

Robert (unterbrechend). Ja, und der Zweck?

Frau Buchner. Wie?

Robert. Weshalb ſoll ich zu ihm freundlich und gut ſein?

Frau Buchner. Das fragen Sie?!

Robert. Ja.

Frau Buchner. Nun — doch wohl zunächſt, um ihm die Rückkehr in's Elternhaus nicht von vornherein zu verleiden.

Robert. O, wir tangiren einander nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen, und — übrigens, wenn Sie meinen, daß ſich ſeiner beim Eintritt in dieſe Räume etwa eine ſubtile Rührung bemächtigen wird .....

Frau Buchner. Ihr Bruder iſt ein ſo guter, im Grunde ſo edler Menſch! — Er hat einen Rieſenkampf gekämpft, bevor er ſich zu dieſem Schritt entſchloß. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, er kommt mit dem heißen Wunſche einer Ausſöhnung.

Robert. Ich begreife garnicht, was das heißen ſoll! Ausſöhnen?! mit was will er ſich denn ausſöhnen? Ich verſtehe ſo was garnicht. Wir verſtehen uns doch ſonſt untereinander ſo ziemlich, wir Geſchwiſter. Das iſt mir ganz neu. Ich habe ihm nichts vorzuwerfen. Andererſeits ſind Thatſachen nicht zu vertuſchen. — Ich frage Sie: Glauben Sie, daß ich beſondere Hochachtung vor meinem Vater empfinde —? Nicht wahr, nein —? Oder lieb' ich ihn vielleicht? — Empfinde ich vielleicht kindliche Dankbarkeit? — Nun ſehen Sie, zu alledem habe ich auch nicht den mindeſten Grund. Wir ſind uns gegenſeitig zeitlebens im beſten Falle Luft geweſen. — Zu Zeiten, als wir uns gegenſeitig für unſer Unglück verantwortlich machten, haben wir uns ſogar geradezu gehaßt. — Nun, zwiſchen Vater und Wilhelm iſt dieſer ſelbe Haß ausgeartet. Das iſt mir durchaus begreiflich. Wenn ich nicht wie Wilhelm verfahren bin, ſo iſt das vielleicht Zufall. Alſo, ich habe nichts gegen ihn, — notabene, wenn ich ihn nicht ſehe. Seh ich ihn aber, dann geht alle meine Ueberlegung zum Teufel, dann bin ich etwas .... etwas .... na wie ſoll ich ſagen? dann .... dann ſeh ich eben nur den Menſchen, der *meinem* Vater — nicht ſeinem, ſondern meinem Vater — in's Geſicht geſchlagen hat.

Frau Buchner. O du großer Gott!

Robert. Und dann ſteh ich für garnichts ein, durchaus für garnichts.

Frau Buchner. O du großer Gott! das alſo iſt es. — Geſchlagen, ſagten Sie? — in's G—eſicht? — ſeinen eignen Vater?

Robert. Na item. —

Frau Buchner (halb von Sinnen). O du großer Gott! o du großer Gott! aber — dann .... dann kann ich ja .... dann muß ich ja auf der Stelle mit Ihrem guten, alten Vater reden, dann ....

Robert (tief erſchrocken). Mit wem?

Frau Buchner (halb weinend). Mit Ihrem guten, alten, armen, gemißhandelten Vater.

Robert (ſucht ſie feſtzuhalten). Um Himmelswillen, mit wem wollen Sie ....?

Frau Buchner. Laſſen Sie mich! ich muß, muß. (ab durch den Treppenausgang.)

Robert (ihr nachrufend). Frau Buchner! (ſich wendend) Hyſterie, verdammte!

(Er zuckt mit den Achſeln und durchmißt den Raum; mehrmals noch nimmt er plötzlich einen Anlauf, wie um ihr nachzueilen, ändert aber jedesmal ſeinen Entſchluß, giebt ihn ſchließlich ganz auf und beruhigt ſich gewaltſam bis zu einem Stadium ſcheinbaren Gleichmuths. In dieſem Stadium beſchäftigt ihn anfänglich ſeine Tabakspfeife: er klopft ſie aus, füllt ſie mit neuem Tabak, den er einem Beutel entnimmt, ſetzt ſie in Brand und ſcheint mehrere Augenblicke dem Genuß des Rauchens ganz allein hingegeben. Sein Intereſſe fängt in der Folge an, ſich dem Chriſtbaum und den Geſchenken auf der Tafel zuzuwenden: breitbeinig davorſtehend und Alles überblickend lacht er, die Pfeife im Munde, wiederholt bitter auf. Plötzlich ſtutzt er dann und beugt ſich, nachdem er die Pfeife in die Hand genommen, tief über die Tafel. Sich aufrichtend, ſcheint er jetzt erſt die Entdeckung zu machen, daß er allein iſt. Scheu wie ein Dieb umherblickend, beugt er ſich abermals, ergreift mit Haſt die gelbſeidne Geldbörſe, führt ſie den Augen näher und mit einer jähen, leidenſchaftlichen Bewegung an die Lippen. Dieſer Moment zeigt das Aufblitzen einer unheimlichen, krankhaften Leidenſchaftlichkeit. Ein Geräuſch ſtört ihn. Augenblicklich liegt die Börſe an ihrem alten Platz. Auf den Zehen gehend, ſucht Robert ſich davon zu ſchleichen. Im Begriff durch die erſte

Seitenthür links zu verſchwinden, bemerkt er, wie durch die Nebenthür ſeine Mutter, Frau Scholz, eintritt, und ſteht ſeinerſeits ſtill.)

Frau Scholz (geht ſchwerfällig aber eilig quer durch den Saal bis zum Treppenausgang; hier horcht ſie).

Robert (ſich zurückwendend). Sag' mal Mutter! — was will denn eigentlich dieſe Frau?

Frau Scholz (erſchreckt). O Gottogottogott!! — Du erſchrickſt ein'n aber auch . . . .

Robert. Was . . . . w . . . . was beab . . . . was die Buchner hier eigentlich beabſichtigt, möchte ich gerne wiſſen.

Frau Scholz. Wenn ich lieber wüßte, — was der Vater . . . . Was will er denn eigentlich? ja — ſag mir! — was — will er?

Robert. Na, die Unterkunft wirſt Du ihm doch wohl nicht verweigern wollen?

Frau Scholz (halb weinerlich trotzend). Ich ſeh nicht ein, — ſo lange hat er mich nicht nöthig gehabt. Man war doch wenigſtens ſei' eigner Herr. Nu wird's wieder ſchön losgehen, das Gekujenire. Nu wird man woll uff ſeine alten Tage noch wie e kleenes Kind pariren müſſen.

Robert. Du mußt immer übertreiben! Es geht partout nicht anders: übertrieben muß werden.

Frau Scholz. Paß Du nur uff, wenn er morgen das leere Glashaus ſehen wird. Ich kann doch für den Praſt nicht extra eenen Gärtner halten!? — und die Ameiſenkäſten ſind ooch weg. Meinswegen brauchen keene Blumen wachſen, man krigt doch blos Kopfſchmerzen davon! Und erſcht das Ungezieſer! — ich weiß nich, was er daran blos hat. Und deshalb muß man ſich runterlumpen laſſen. Das Halloh blos! ich ängſt' mich ſchon zu Tode — — — — — — — — — —
Ach 's is nich mehr hibich uff der Welt.

Robert (hat, während Frau Scholz noch redet, ſich achſelzuckend zum Gehen gewendet; nun ſteht er ſtill und ſpricht zurück). Iſt's irgend früher mal hübſcher geweſen?

Frau Scholz. Nun, das — dächt ich!!!

Robert. So? na dann muß das wohl vor meiner Zeit geweſen ſein. (ab durch die erſte Thür links.)

Frau Scholz (ſchon wieder lauſchend an dem Treppenausgang.) Wenn ich zurückdenke . . . oben wird ja geſprochen . . . . (ſie blickt auf, ſieht ſich allein, horcht abermals unruhig und verſchwindet ſchließlich — die Hand am Ohr — mit einem Geſicht voll Gram Kummer und Neugier durch den Treppenausgang).

(Ida und Wilhelm durch die Glasthür.) Wilhelm: mittelgroß, kräftig, wohlausſehend. Blonder kurzgeſchorner Kopf. Kleidung gutſitzend, nicht geckenhaft. Paletot, Hut, Reiſetaſche Seine Linke iſt um die Schultern Ida's gelegt, die ihn ihrerſeits mit dem rechten Arm umfaßt hält und den leiſe Widerſtrebenden vorwärts drängt.)

Ida. Siehſt Du, nu biſt Du drin! die Hauptſache iſt nu ſchon überſtanden.

Wilhelm (ſchwer aufſeufzend). O nein, Du!

Ida. Du kannſt mir glauben, Deine Mutter freut ſich ſehr, ſehr auf Dich. Auch Guſtchen. (ſie zieht ihm die Winterhandſchuhe ab) Wo haſt Du denn die her?

Wilhelm. Du kennſt alſo nun meine — Mutter?

Ida. Alle, Schatz! — ſeit heute dutzen wir uns ſogar.

Wilhelm. Wie biſt Du mit — ihnen zufrieden?

Ida. Seelensgute Menſchen, das weißt Du ja ſelbſt.

Wilhelm (von jetzt ab befangener mit jedem Augenblick, gedehnt und wie im Selbſtgeſpräch redend). Merk—würdig (ſeine Augen haften an dem Chriſtbaum, in den Anblick deſſelben verſinkend, iſt er unwillkürlich ſtehen geblieben).

Ida (ihm den Paletot aufknöpfend). Aber Schatz! das iſt doch nicht der erſte Chriſtbaum, den Du . . . .

Wilhelm. Hier ja — und Du kannſt, kannſt mir nicht nachfühlen — wie ſonderbar . . . .

Ida (ihm — was er mechaniſch geſchehen läßt — den Paletot abziehend). Bitte, bitte Willy! (den Paletot über'm Arm, Hut und Reiſetaſche in der Hand, vor ihm ſtehend). Willy! — ſieh mich an . . . (anfeuernd) ſtark . . . . (einen Augenblick lang ſteht ſie ſtraff aufgerichtet, dann legt ſie die Sachen ſchnell beiſeite und kehrt zu Wilhelm zurück). Du — haſt mir ver—ſprochen . . . .

Wilhelm. Haſt Du mal . . . . Ida! . . . . haſt Du mal . . . . ein Gruftgewölbe mit Kränzen und . . . .

Ida (erſchrocken). Aber Wilhelm! (ihn ſtürmiſch umarmend, außer ſich) das iſt bös! das iſt wirklich bös! das iſt wirklich ſehr, ſehr bös.

Wilhelm (ſie ſanft zurückdrängend, mit unterdrückter Bewegung). Ach, dabei iſt ja garnichts. (kühl. abweiſend) Sei gut, ſei gut!

. . . .

Ida. Ach, wie Du doch biſt!

Wilhelm (den Baum durchmuſternd). Sonſt — Alles — beim Alten . . . . Ida! — das mußt Du mir wirklich — anrechnen!

Ida. Mir wird auf einmal ſo bange, Willy. Ob es am Ende nicht beſſer geweſen wäre . . . Mutter hat ja gewiß nicht gewußt, daß es Dir ſo, ſo ſchwer werden würde und ich . . . ich dachte ja nur . . . weil es Mutter ſagte . . . ich wollte es ja garnicht. Aber nun . . . nun biſt Du einmal ſo weit, nun ſei auch . . . . hörſt Du? . . . . thu mir die Liebe! . . . . ach (ſie umarmt ihn).

Wilhelm (von Idas Armen ein wenig weiter hereingezogen, mit Zeichen tiefer, innerer Erſchütterung) . . Jeder Schritt vorwärts . . . . was hab ich hier nicht Alles durchlebt!

Ida. Nur nicht aufwühlen! nicht das Alte aufwühlen!

Wilhelm. Sieh mal! — jetzt wird mir doch klar — Deine Mutter hätte mir das *nicht* rathen ſollen. — Sie iſt immer ſo zuverſichtlich, ſo . . ., ich hab's ja gewußt, ich ſagte es ihr — aber dieſe naive, felſenfeſte Zuverſicht . . . . hätt ich mich doch nur nicht verblenden laſſen! —

Ida. Ach wie Du doch Alles ſchwer nimmſt, Wilhelm! glaub mir, Du wirſt morgen anders ſprechen — wenn Du ſie erſt Alle wiedergeſehen haſt! . . . . Du biſt dann doch wenigſtens vor Dir ſelbſt gerechtfertigt. Du haſt bewieſen, daß es Dir ernſtlich darum zu thun war, mit Deiner Familie in Frieden zu leben.

Wilhelm. Wenn man ſo Alles wiederſieht, — die alten Plätze alle — Alles tritt ſo heraus —, ſo hervor, weißt Du! — die Vergangenheit kommt einem ſo nah, — ſo aufdringlich nah; — man kann ſich .... förmlich wehrlos iſt man.

Ida (ihn weinend umhalſend). Wenn ich Dich ſo ſehe Wilhelm .... ach glaub nur ja nicht .... glaub doch nur um Himmelswillen nicht etwa, ich hätte Dich dazu gedrängt wenn ich .... wenn ich auch nur geahnt hätte .... glaub doch das nur nicht! Du thuſt mir ja ſo furchtbar leid.

Wilhelm. Ida! — zu Dir geſagt — ich kann Dich verſichern, daß ich hier fort muß. — Offenbar! — ich bin dieſem Anſturm nicht gewachſen — offenbar! — es ruinirt mich möglicherweiſe — auf immer. — Du biſt ja ein Kind! — ein ſüßes, reines Kind, Ida — was weißt Du. — Gott ſei ewig Dank, daß Du nicht einmal ahnen kannſt, was mich .... was der Menſch neben Dir .... zu Dir geſagt — Haß! Galle! — ſchon als ich hereintrat ...

Ida. Wollen wir gehen? wollen wir augenblicklich von hier fortgehen?

Wilhelm. Ja, — denn — in dieſer Umgebung — ſelbſt Du! — ich unterſcheide Dich kaum mehr von den Andern. — Ich verliere Dich! — es iſt ein Verbrechen von mir, ſchon allein, daß Du hier biſt.

Ida. Wenn Du doch nur deutlich ſein könnteſt. Wilhelm! es muß doch — hier etwas Furchtbares paſſirt ſein, was ....

Wilhelm. Hier? ein Verbrechen! um ſo furchtbarer, weil es nicht als Verbrechen gilt. Man hat mir hier mein Leben gegeben und hier hat man mir dasſelbe Leben — zu Dir geſagt — faſt möchte ich ſagen: ſyſtematiſch verdorben — bis es mich anwiderte — bis ich daran trug, ſchleppte, darunter keuchte wie ein Laſtthier — mich damit verkroch, vergrub, verſteckte, was weiß ich — aber man leidet namenlos — Haß, Wuth, Reue, Verzweiflung — kein Stillſtand! — Tag und Nacht dieſelben ätzenden, freſſenden Schmerzen .

(deutet auf die Stirn) da! .... (deutet auf's Herz und — auch— da!

Ida. Was ſoll ich nur thun, Wilhelm? ich getraue mir garnicht mehr — Dir etwas zu rathen — ich bin ſo ....

Wilhelm. Ihr hättet zufrieden ſein ſollen — daß ich glücklich ſo weit war, wie ich war. — Es war ja Alles glücklich — ſo weit abgeblaßt — jetzt erſt erkenne ich, wie weit (überwältigt von Erregung bricht er auf einen Stuhl zuſammen).

Ida (mit unterdrücktem Aufſchrei). Wilhelm!

Frau Buchner (in fliegender Haſt durch den Treppenbogen. Auf Wilhelm zuſtürzend). Wilhelm hören Sie mich, Wilhelm! — jetzt denken Sie an das, was wir geſprochen haben. Jetzt — wenn ich Ihnen ſo viel gelte .... Ich beſchwöre Sie .... Jetzt zeigen Sie .... Ja ich fordre .... Ich verlange von Ihnen als Mutter meines Kindes .... Wilhelm! .... Es liegt nun an Ihnen, — an Ihnen allein .... Wilhelm, Sie haben furchtbar gefehlt! — Sie haben eine furchtbare Schuld — Sie werden wieder froh werden. — Ich hab es gethan ... ich habe mit Ihrem Vater geredet, er ....

Wilhelm (ſteif in die Höhe ſchnellend, mit ſtarrem Ausdruck und lallender Stimme). V—Vater? — — wie? — m ... mit m ... einem V ... ater? (er wankt, taumelt wie ein Blödſinniger und ſucht ſeine Sachen zu ergreifen.)

Ida (tief erſchrocken). Wil ... W ...

Wilhelm (giebt durch Zeichen zu verſtehen, man ſoll ihn nicht zurückhalten).

Ida. Ach — Mutter — Wilhelm — ... Du ... Du hätteſt ihm — das nicht — gleich ſagen ſollen.

Frau Buchner. Wilhelm! ſind Sie ein Mann?! Sie können uns doch nicht belogen haben. Wenn Sie noch einen Funken Liebe für uns, — für Ida .... Ich fordre Sie auf .... Ich, eine Frau ....

Ida (wirft ſich Wilhelm, der ſchon ſeine Sachen ergriffen hat, entgegen und hält ihn — indem ſie ihn umſchlingt — feſt). Du darfſt nicht fort, oder ich .... Mutter! wenn er geht — ich gehe mit ihm!

Wilhelm. Warum — habt Ihr mir das verſchwiegen?

Ida. Nichts ... Du mußt doch nicht gar ſo ſchlecht von uns .... Wir haben Dir nichts verſchwiegen.

Frau Buchner. Wir alle, Ihre Mutter, Ihre Schweſter, wir waren alle ahnungslos, — ebenſo ahnungslos, wie Sie. Vor wenigen Minuten iſt er angekommen — ohne ſich vorher anzumelden; und, ſehen Sie, da dachte ich gleich ....

Wilhelm. Wer — hat Ihnen das — mitgetheilt.

Frau Buchner (unter Thränen ſeine Hand ergreifend). Sie haben furchtbar, furchtbar gefehlt.

Wilhelm. Sie wiſſen alſo —?

Frau Buchner. Ja, jetzt ....

Wilhelm. Alles?

Frau Buchner. Ja Alles; — und, ſehen Sie, daß ich Recht hatte, — daß Sie noch etwas mit ſich herumſchleppten? das war das Geheimniß.

Wilhelm. Sie wiſſen, daß ich ....?

Frau Buchner (nickt bejahend).

Wilhelm. Und Ida —? ſoll ſie einem Menſchen zum Opfer fallen, wie ... wie ich bin, — des ... weiß ſie's? ... weißt Du's — Ida — auch?

Ida. Nein Wilhelm — aber — ob ich das weiß oder nicht; — das iſt ja wirklich ganz gleichgültig.

Wilhelm. Nein. — Dieſe Hand, die Du ... die Dich oft ... dieſe Hand hat ... (zu Frau Buchner). Iſt es das?

Frau Buchner (nickt bejahend).

Wilhelm (zu Ida). Wie ſchändlich hab' ich Dich betrogen! — ich bring's nicht über mich. — Später! ....

Frau Buchner. Wilhelm! Ich weiß, was ich verlange, aber ich .... Sie müſſen ſich vor Ihrem armen Vater erniedrigen — erſt dann, werden Sie ſich wieder ganz frei fühlen. Rufen Sie ihn an! beten

Sie ihn an! ach Wilhelm! das müſſen Sie thun! Seine Kniee müſſen Sie umklammern — und wenn er Sie mit dem Fuße tritt, wehren Sie ſich nicht! reden Sie kein Wort! geduldig wie ein Lamm! glauben Sie mir, — einer Frau, die Ihr Beſtes will.

Wilhelm. Sie wiſſen nicht . . . Sie wiſſen doch nicht, was Sie von mir . . . O Sie müſſen Gott dankbar ſein, Frau Buchner, daß er Ihnen Ihre eigene Grauſamkeit verborgen hat. Ruchlos mag das ſein. Was ich gethan habe, mag ruchlos ſein. Aber was ich durchgemacht habe, — da! — innerlich durchgekämpft, durchlitten — dieſe furchtbaren Peinigungen . . . . Er hat Alles auf mich geladen — und am Ende zu allem noch dieſe verfluchte Schuld . . . . Aber dennoch . . . . ! (nach einem langen, tiefen Blick, in Ida's Augen, ſich aufringend, bis zu einem feſten Entſchluß). Vielleicht — gelingt es mir — dennoch!

Zweiter Vorgang.

Der Raum iſt leer. Sein Licht erhält er zum Theil von einer im Treppenbogen angebrachten rothen Ampel, dann aber, und zwar hauptſächlich, durch die offenen Thüren linker Hand aus dem Seitengemach. Hier ſitzt man, wie das Klingen der Gläſer, das Klappern und Klirren von Tellern und Beſtecks verräth, bei Tafel.

(Ida, gleich darauf Wilhelm aus dem Nebengemach).

Ida. Endlich! (einſchmeichelnd). Du mußt doch nun an Vater denken, Willy! ſei mir nicht böſe, aber wenn Du Vater etwas — abzubitten haſt, dann mußt Du doch nicht warten, bis er zu Dir herunter ....

Wilhelm. Wollte Vater zu Tiſch 'runterkommen!

Ida. Verſteht ſich! Mama hat ihn .....

Wilhelm (umſchlingt und preßt Ida plötzlich, mit impulſiver Leidenſchaft ſtürmiſch an ſich.)

Ida. Ei ..... ach — Du — wenn Jemand .... mein Haar wird ja .....

Wilhelm (läßt die Arme ſchlaff an ihr heruntergleiten, faltet die Hände, ſenkt den Kopf und ſteht, jäh ernüchtert, wie ein ertappter Verbrecher vor ihr.)

Ida (ihr Haar ordnend.) Was für ein ſtürmiſches Menſchenkind Du doch biſt.

Wilhelm Stürmiſch nennſt Du das. — Ich nenne es — ganz — anders . . . .

Ida. Aber Willy! — warum denn nun auf einmal wieder ſo niedergeſchlagen? unverbeſſerlich biſt Du doch.

Wilhelm (ihre Hand krampfhaft faſſend, den Arm um ihre Schulter legend, zieht er ſie haſtigen Schrittes mit ſich durch den Saal.) Unverbeſſerlich. Ja, ſiehſt Du! das eben .... ich fürchte ja nichts ſo ſehr, als daß ich ..... als daß alle Deine Mühen um mich vergebens ſein könnten. Ich bin ſo entſetzlich wandelbar! (auf die Stirn deutend) da hinter iſt kein Stillſtand! Schickſale in Secunden! mich ſelbſt fürcht' ich. Vor ſich ſelbſt auf der Flucht ſein: kannſt Du Dir davon einen Begriff machen? Siehſt Du, und ſo fliehe ich — mein Leben lang.

Ida. Am Ende .... ach nein das paßt nicht — —

Wilhelm Sag' doch!

Ida. Manchmal .... ich hab' mir nur ſchon manchmal gedacht ..... wirklich, es iſt mir manchmal ſo vorgekommen, als ob — ſei nicht böſe — als ob garnichts da wäre, wovor Du fliehen müßteſt. Ich habe ſelbſt ſchon .....

Wilhelm. O Du, das glaube nicht! haſt Du Robert beobachtet, haſt Du geſehen?

Ida. Nein — was?

Wilhelm. Haſt Du gemerkt, wie er mich begrüßte? Der, ſiehſt Du, der weiß, daß ich vor mir fliehen muß, der kennt mich. Frage den nur, der wird Dich aufklären! Damit droht er mir nämlich. Du, Du, das weiß ich beſſer. Gieb nur Acht, wie er mich immer anblickt! Ich ſoll Angſt kriegen, ich ſoll mich fürchten. Ha ha ha, — nein, lieber Bruder, ſo erbärmlich ſind wir denn doch nicht. Und nun ſiehſt Du wohl ein, Ida, daß ich das nicht zulaſſen darf, — ich meine, Du darfſt Dir keine Illuſionen machen über mich. Es giebt nur eine Möglichkeit: ich muß offen ſein gegen Dich. Ich muß es ſoweit bringen .... Ich ringe darnach. Wenn Du mich ganz kennſt, dann .... Ich meine wenn Du mich dann noch erträgſt .... oder wenn Du — mich noch lieben kannſt ... dann ..... das wäre ein Zuſtand ... dann würde etwas in mich kommen ... was Muthiges, Stolzes ſag' ich Dir .... dann lebte doch Einer, und wenn ſie mich Alle verachteten . . .

. . . .

(Ida, voller Hingebung, ſchmiegt ſich an ihn).

Wilhelm. Und jetzt ... jetzt werde ich Dir auch . . . bevor ich zu Vater hinaufgehe . . . Du weißt was ich meine?!

Ida (nickt).

Wilhelm. Jetzt ſollſt Du . . . Ich muß es über mich gewinnen Dir zu ſagen, was mich — mit meinem — Vater . . . Ja, Ida, — ich will's thun . . . . (Arm in Arm ſchreitend) Stelle Dir vor! ich war hier zu Beſuch . . . . . nein — ſo kann ich nicht anfangen. — Ich muß weiter zurückgehen. — Du weißt ja, als ich mich damals ſchon eine lange Zeit ſelbſt durchgeſchlagen . . . . das hab' ich Dir wohl noch garnicht erzählt?

Ida. Nein, ... aber ruhig . . . nur ja nicht unnöthig . . . rege Dich nur nicht auf, Willy!

Wilhelm. Siehſt Du das iſt wieder ſo ein Fall: ich bin feig! ich habe es bis jetzt nicht gewagt, Dir von meiner Vergangenheit zu erzählen . . . . auf jeden Fall iſt es auch ein Wagniß. — Man wagt etwas, — auch vor ſich ſelbſt . . . . . einerlei! wenn ich das nicht mal über mich brächte, wie ſollt' ich's dann fertig bringen — zu Vater hinaufzugehen?!

Ida. Ach, Du! quäle Dich nicht! — jetzt ſtürmt ſo vielerlei auf Dich ein.

Wilhelm. Du haſt wohl Furcht? — wie? Du fürchteſt wohl Dinge zu hören . . . .?

Ida. Pfui, pfui, ſo mußt Du nicht ſprechen!

Wilhelm. Nun alſo — dann ſtelle Dir vor: hier oben wohnte Vater. Bis er Mutter nahm hatte er einſam gelebt, und ſo wurde es bald wieder; er führte ſein einſames Sonderlingsleben weiter . . . . Mit einem Mal verfiel er dann auf uns — Robert und mich, um Auguſte hat er ſich garnicht bekümmert. — Volle zehn Stunden täglich hockten wir über Büchern . . . . Wenn ich das Kerkerloch ſehe — heutigen Tags noch . . . . es ſtieß an ſein Arbeitszimmer. Du haſt's ja geſehen!

Ida. Der große Saal oben —?

Wilhelm. Ja, der — Wenn wir in dieſen Raum eintraten, da mochte die Sonne noch ſo hell zum Fenſter 'reinſcheinen, — für uns war es dann Nacht ..... Na ſiehſt Du — da .... da liefen wir eben zur Mutter .... Wir liefen ihm einfach fort — und da ſpielten ſich Scenen ab —: Mutter zog mich am linken, Vater am anderen Arm ..... Es kam ſoweit: Friede mußte uns hinauftragen. Wir wehrten uns, wir biſſen ihm in die Hände; natürlich half das nichts, unſer Daſein wurde nur noch unerträglicher . . . .
Aber widerſpenſtig blieben wir, und nun weiß ich, fing Vater an uns zu haſſen. Wir trieben es ſo lange, bis er uns eines Tages die Treppe hinunterjagte. Er konnte uns nicht mehr ertragen — unſer Anblick war ihm ekelhaft.

Ida. Aber Dein Vater — das giebſt Du doch zu? — eine gute Abſicht hat er doch gehabt mit Euch. Ihr ſolltet eben viel lernen, wie ....

Wilhelm. Bis zu einem gewiſſen Grade mag er ja auch damals eine gute Abſicht — vielleicht gehabt haben. Aber wir waren ja zu der Zeit erſt Jungens von neun oder zehn Jahren und von da ab, hört die gute Abſicht auf. — Im Gegentheil: damals hat er die Abſicht gehabt, uns total verkommen zu laſſen. — Ja, ja! Mutter zum Poſſen .... Fünf Jahre lang waren wir im verwegenſten Sinne uns ſelbſt überlaſſen .... Banditen und Tagediebe waren wir . . . .
Ich hatte noch etwas, ich verfiel auf die Muſik. Robert hatte nichts — Aber wir verfielen auch noch auf ganz andre Dinge — deren Folgen wir wohl kaum jemals verwinden werden . . . .
. . . .

Schließlich ſchlug Vater wohl das Gewiſſen. Es gab fürchterliche Scenen mit Mutter. Am Ende wurden wir doch aufgepackt und in einer Anſtalt untergebracht. Und als ich mich an das Sclavenleben dort nicht mehr gewöhnen konnte und davonlief, ließ er mich einfangen und nach Hamburg ſchaffen: Der Taugenichts ſollte nach

Amerika . . . .
Der Taugenichts lief natürlich wieder davon. Ich ließ Eltern Eltern ſein und hungerte und darbte mich auf meine eigene Fauſt durch die Welt. Robert hat ungefähr die gleiche Carrière hinter ſich.

Aber Taugenichtſe ſind wir deshalb in Vaters Augen doch geblieben . . . — ſpäter war ich einmal ſo naiv eine Unterſtützung von ihm zu fordern — nicht zu bitten! — Ich wollte das Conſervatorium beſuchen. Da ſchrieb er mir auf einer offenen Poſtkarte zurück: Werde Schuſter. — Auf dieſe Weiſe, Ida! ſind wir ſo eine Art self made man — aber wir ſind nicht beſonders ſtolz darauf.

Ida. — Wahrhaftig Willy . . . . . ich kann wahrhaftig nicht anders . . . . . ich fühle Dir wirklich Alles nach; aber — ich kann augenblicklich nicht ernſt . . . . Sieh mich nicht ſo fremd an, bitte, bitte!

Wilhelm. O Du, — das iſt bitter — und nicht zum lachen.

Ida (ausbrechend.) 'S iſt ein Jubelgefühl, Wilhelm! ich muß Dir ſagen . . . . . es mag ſelbſtſüchtig ſein, — aber ich freue mich ſo furchtbar — daß Du, das ſo brauchen kannſt . . . . . Ich will Dich ja ſo lieb haben, Wilhelm! . . . . Ich ſehe ſo mit einem Mal Zweck und Ziel. Ach ich bin ganz confus! Ich bedaure Dich ja ſo ſehr. Aber je mehr ich Dich bedaure, je mehr freue ich mich. Verſtehſt Du, was ich meine? Ich meine . . . . ich bilde mir ein — ich könnte Dir vielleicht Alles, was Du entbehrt haſt . . . . alle Liebe, die Du entbehrt haſt, mein ich, könnte ich Dir vielleicht reichlich . . . .

Wilhelm. Wenn ich's nur — verdiene, — Du! — denn nun kommt — etwas, — was mich allein — betrifft . . . .
Vor Jahren . . . . nein — es iſt . . . . Ich kam nämlich ſpäter hie und da beſuchsweiſe zur Mutter. — Mach' Dir 'mal klar, Ida! — wenn ich ſo das ganze Elend

wiederſah .... mach Dir 'mal klar wie mir da — zu Muthe werden mußte.

Ida. Deine Mutter — litt wohl — ſehr?

Wilhelm. In manchen Dingen, denk' ich ja heut' anders über Mutter. Immerhin, die Hauptſchuld trägt Vater doch. Damals kam mir's vor, als ob er Mutter widerrechtlich hier gefangen hielte. Ich wollte geradezu, ſie ſollte ſich von ihm trennen.

Ida. Aber — das konnte Deine Mutter — garnicht, das, —

Wilhelm. Sie folgte mir ja auch nicht. Sie hatte nicht den Muth. — Nun — mit welchen Augen ich Vater anſah .... nun, das kannſt Du Dir vielleicht denken.

Ida. Sieh' mal Wilhelm! — Du warſt vielleicht doch nicht ganz gerecht gegen Deinen Vater .... Ein Mann ....

Wilhelm (ohne Idas Einwurf zu beachten). Einmal — beging ich — die Thorheit — einen Freund von mir ..... Unſinn: Freund ..... flüchtiger Bekannter, — ein Muſiker .... Ich brachte ihn alſo mit hierher. Das war eine Auffriſchung für Mutter. Sie ſpielte nämlich — eine Woche lang —, täglich mit ihm vierhändig .... Da alſo .... haarſträubend ..... ſo wahr, wie ich vor Dir ſtehe —: kein Schatten einer Möglichkeit! — und am Ende der Woche — ſchrieen es ihr — die Dienſtboten — in's Geſicht.

Ida. Verzeih'! .... Ich ...... Um was —?

Wilhelm. Mutter! .... Mutter ſollte .... Meine Mutter ſollte .... Sie ſollte — denke Dir! ſie wagten es ihr offen vorzuwerfen, daß ſie — ein ſchlechtes — Verhältniß — mit .... das heißt! ich ſtellte die Perſon zur Rede .... frech .... der Kutſcher hätte es ihr geſagt .... Ich zum Kutſcher und der .... der .... der will es .... der ſagt mir geradezu, er habe es vom Herrn .... vom Herrn ſelber — ..... Natürlich ..... wo werde ich ihm denn ſo was glauben?! — oder — wenigſtens — ſträubte ich mich — bis — ich

— ein Geſpräch — belauſchte, — was Vater — im Stall ..... im Pferdeſtall mit dem Burſchen — hatte, — und — Du kannſt mir — glauben: — die Hände — ſtarben — mir — ab, — wie ich — ihn da — über — meine — Mutter — reden hörte.

Ida. Sei doch nur .... Laß Dich doch nur .... reg' Dich doch blos nicht ſo *furchtbar* auf. Du biſt ja ganz ....

Wilhelm. Ich weiß nicht mehr ..... Ich weiß nur ..... Es ſteckt etwas in uns Menſchen .... der Wille iſt ein Strohhalm ..... Man muß ſo etwas durchmachen .... Es war wie ein Einſturz ..... Ein Zuſtand wie .... und in dieſem Zuſtand befand ich mich plötzlich in Vaters Zimmer. — Ich ſah ihn. — Er hatte irgend etwas vor — ich kann mich nicht mehr beſinnen was. — Und da — hab' ich ihn — buchſtäblich — mit — dieſen — bei — den — Händen — ab—ge—ſtraft. (Er hat Mühe ſich aufrecht zu erhalten)

Ida (ihre Augen ſtehen voll Thränen, die ſie trocknet. Bleich und erſchüttert ſtarrt ſie einige Augenblicke auf Wilhelm hin, dann küßt ſie ſtill weinend ſeine Stirn)

Wilhelm. Du — Barmherzige.

(Man hört die Stimme des Doctors von der Treppe her.)

Wilhelm. Und nun, — wenn je! (Er rafft ſich auf, Ida küßt ihn nochmals. Er hat krampfhaft ihre Hand gefaßt. Wie die Stimme des Doktors ſchweigt, hört man fröhliches Gelächter aus dem Nebenzimmer).

Wilhelm (mit Bezug auf das Lachen, wie auch auf das Kommen des Doctors, den man die Treppe herunter ſteigen hört.) Ihr habt eine wunderbare Macht! (Ein Händedruck beiderſeitiger Ermuthigung, dann trennt ſich Ida von Wilhelm. Bevor ſie abgeht, kehrt ſie noch einmal um, faßt Wilhelms Hand und ſagt:) Sei tapfer! (ab.)

Dr. Scholz (noch auf der Treppe.) Ä! großer Unſinn! .... rechts, Friede! — ä! Ellbogen .... nicht halten, nicht halten! Donnerwetter!!!

Wilhelm (je weiter der Doctor herunterkommt, um ſo aufgeregter erſcheint Wilhelm. Seine Farbe wechſelt oft, er fährt ſich durch die Haare, athmet tief, macht die Bewegungen des Clavierſpielens mit der Rechten etc. Hierauf iſt deutlich wahrzunehmen, wie Strömungen für und wieder in ihm kämpfen, — wie er in ſeinem Entſchluß wankend wird. Er ſcheint fliehen zu wollen, da bannt ihn das Hervortreten des Doctors. Er hat eine Stuhllehne gefaßt, um ſich zu ſtützen und ſteht zitternd und bleich da. Der Doctor iſt ebenfalls, zu ſeiner vollen imponirenden Größe aufgerichtet ſtehen geblieben und mißt ſeinen Sohn mit einem Blick, der nacheinander Schreck, Haß und Verachtung ausdrückt. Es herrſcht Stille; Friebe, der den Doctor ſtützend und ihm vorleuchtend ebenfalls eingetreten iſt, benützt dieſelbe, um ſich davonzuſchleichen, ab in die Küche. Wilhelm ſcheint einen Seelenkampf phyſiſch durchzuringen. Er will reden, die Kehle ſcheint ihm zu verſagen, es kommt nur zu lautloſen Bewegungen der Lippen. Er nimmt die Hand von der Stuhllehne und ſchreitet auf den Alten zu. Er geht unſicher, er taumelt, er kommt in's Wanken, ſteht, will auf's Neue reden, vermag es aber nicht, ſchleppt ſich weiter und bricht die Hände gefaltet, zu des Alten Füßen nieder. In des Doctors Geſicht hat der Ausdruck gewechſelt: Haß, Staunen, erwachendes Mitgefühl, Beſtürzung.)

Dr. Scholz. Junge ..... mein lieber Junge! mein ..... (er ſucht ihn bei den Händen zu erheben) Steh' doch nur — auf! .... (Er faßt Wilhelms Kopf, der ſchlaff hängt, zwiſchen beide Hände und kehrt ihn ſich zu.) Sieh' mich ..... Junge ... ſieh' mich doch 'mal — an. Ach, was iſt denn — mit ...?

Wilhelm (bewegt die Lippen.)

Dr. Scholz (mit bebender Stimme.) Was ... was ... ſagſt Du zu mir? ich ....

Wilhelm. V ... Vater — ich ....

Dr. Scholz. Wie — meinſt Du —?

Wilhelm. Ich — habe Dich ... habe Dich ... h ... h ...

Dr. Scholz. Unſinn, Unſinn! jetzt nicht von ſolchen .....

Wilhelm. Ich bin — an Dir — zum Verbrecher ....

Dr. Scholz. Unſinn, Unſinn! ich weiß garnicht, was Du willſt? alte Sachen ſind alte Sachen. Thu mir die einzige Liebe, Junge! .....

Wilhelm. Nun — nimm's von mir! nimm — die Laſt von mir!

Dr. Scholz. Vergeben und vergeſſen, Junge! vergeben und vergeſſen .....

Wilhelm. Dank .... (er athmet tief auf, das Bewußtſein verläßt ihn).

Dr. Scholz. Junge! was machſt Du mir denn für Sachen! was .....

(Er hebt und ſchleppt den Ohnmächtigen allein bis in einen in der Nähe ſtehenden Lehnſtuhl. Bevor er ihn niedergeſetzt hat, kommen Ida, Robert, Auguſte, Frau Scholz und Frau Buchner haſtig aus dem Nebengemach, Friebe aus der Küche.

Dr. Scholz. Wein! ſchnell etwas Wein!

Ida (geht und iſt ſogleich mit Wein zurück.)

Frau Scholz. O Gottogottogott! Waſſer! .. gleich mit Waſſer beſprengen!

Dr. Scholz (flößt ihm Wein ein.)

Auguſte. Was war denn?

Ida (bleich und in Thränen, legt ihre Wangen an die Wilhelms). Wie eiskalt er ſich anfühlt.

Frau Scholz. Ueber was hat ſich denn der Junge blos ſo aufgeregt, das möcht' ich blos wiſſen: ... das iſt mir doch rein .....

Robert (ihre Hand faſſend und zugleich ihre Rede abſchneidend, verweiſend:) Mutter!!!

Frau Buchner. Beſprengen, beſprengen, Herr Doctor!

Dr. Scholz. Pſt, pſſſt, habt Ihr .... haben Sie vielleicht eau de Cologne?

Frau Buchner. Ja, (ſie giebt ihm ein Flacon) bitte.

Dr. Scholz. Danke (er beſtreicht dem Ohnmächtigen die Stirn).

Ida (zum Doctor.) Es iſt — doch hoffentlich .... nicht wahr? nur .... (ſie bricht in Schluchzen aus) ach, er ſieht ſo ſchrecklich rührend aus, wie .... wirklich wie — todt ſieht er aus.

Robert (tröſtet Ida).

Frau Scholz. Wie der Junge blos ſchwitzt! (ſie wiſcht ihm die Stirn.)

Wilhelm (gähnt).

Dr. Scholz. Pſt. (er und Alle blicken mit Spannung auf Wilhelm.)

Wilhelm (räuſpert ſich, dehnt ſich, öffnet und ſchließt die Augen, wie ein Schlaftrunkener, legt den Kopf wie zum Schlaf zurück.)

Dr. Scholz (hörbar). Gott ſei Dank!
(Er richtet ſich auf, wiſcht ſich die Stirn mit dem Taſchentuch und muſtert gerührt und halb verlegen ſeine Umgebung. Ida iſt ihrer Mutter unter Lachen und Weinen um den Hals gefallen. Robert ſteht kaum Herr ſeiner Bewegung mit gefalteten Händen da und läßt ſeine Blicke abwechſelnd über alle Anweſenden hingleiten. Auguſte geht, das Taſchentuch zuſammengeballt vor dem Munde, haſtig auf und ab, und hält jedes Mal im Vorübergehen einen Augenblick vor Wilhelm inne, um ihn forſchend zu betrachten. Friebe geht auf den Zehenſpitzen ab. Des Doctors Blick trifft den ſeiner Frau. Schüchtern und gerührt wagt ſie ſich näher, faßt leiſe ſeine Hand und klopft ihn auf den Rücken.)

Frau Scholz. Alterchen —!

Auguſte (ahmt die Mutter nach, umarmt und küßt dann den Vater, was dieſer geſchehen läßt, ohne ſeine Hand aus der ſeiner Frau zu nehmen.)

Auguſte (an ſeinem Halſe.) Mein Herzensväterchen!

Robert (plötzlich entſchloſſen tritt er auf ſeinen Vater zu und ſchüttelt ihm die Hand).

Frau Scholz (giebt des Doctors Hand frei und führt ihm Ida zu.)

Dr. Scholz (blickt erſt Ida dann Wilhelm an und richtet einen fragenden Blick auf Frau Buchner.)

Frau Buchner (nickt bejahend).

Dr. Scholz (macht eine Gebärde, die etwa ausdrückt: ich will nichts verreden, ich kann mich vielleicht täuſchen. Hierauf ſtreckt er dem Mädchen ſeine Hand entgegen.)

Ida (kommt, nimmt ſeine Hand, beugt ſich darauf nieder und küßt ſie.)

Dr. Scholz (zieht ſeine Haud gleichſam erſchreckt zurück.)

Wilhelm (ſeufzt tief auf. Alle erſchrecken.)

Auguſte (in der Thür zum Nebengemach winkt Frau Scholz, dann ab.)

Frau Scholz (macht dem Doctor Zeichen, die beſagen: man wolle ſich in's Nebengemach begeben, des Patienten wegen.

Dr. Scholz (nickt beſtätigend und entfernt ſich Hand in Hand mit Frau Scholz behutſam.)

Frau Buchner (der Ida bedeutet hat, ſie wolle bei Wilhelm bleiben, ebenfalls ab in's Nebenzimmer.)

Robert (leiſe) Fräulein Ida, würden Sie .... möchten Sie mir wohl die Wache diesmal überlaſſen?

Ida (freudig überraſcht). Herzlich gern! (Händedruck, ab in's Nebengemach.)

Robert (rückt einen Stuhl neben den Wilhelm's und läßt ſich, den Schlafenden beobachtend, darauf nieder. Nach einem Weilchen zieht er ſeine Tabackspfeife aus der Taſche, um ſie in Brand zu ſetzen, erinnert ſich aber zur rechten Zeit der Gegenwart des Patienten, und ſteckt ſie ſogleich wieder ein.)

Wilhelm (ſeufzt, ſtreckt die Glieder).

Robert (leiſe und behutſam). Wilhelm.

Wilhelm (räuſpert ſich, ſchlägt die Augen fremd und verwundert auf und ſagt nach einer Weile — als hätte ihn die Anrede Roberts erſt jetzt getroffen: — Ja!

Robert. Wie iſt Dir denn jetzt?

Wilhelm (nachdem er Robert eine Weile nachdenklich angeblickt hat, mit ſchwacher Stimme). Robert? — nicht?

Robert. Ja — ich bin's . . . Robert . . . wie geht's Dir denn?

Wilhelm. Gut (räuſpert ſich) ganz gut — jetzt. (er lächelt gezwungen, macht einen ſchwachen Verſuch ſich zu erheben, der fehl ſchlägt.)

Robert. O, Du! das iſt doch wohl noch ein Bischen gar zu zeitig, nicht?

Wilhelm (nickt bejahend, ſeufzt, ſchließt erſchöpft die Augen). . .

. . . .

Wilhelm (ſchlägt die Augen groß und ruhig auf und ſpricht leiſe aber klar:) Was iſt denn eigentlich paſſirt? — hier? —

Robert. Ich glaube, Wilhelm! es wird das Beſte ſein, wir laſſen das vorläufig auf ſich beruhen. . . . . Die Verſicherung geb' ich Dir: etwas . . ich jedenfalls hätte es niemals für möglich gehalten.

Wilhelm (vergeiſtigt.) — Ich — auch nicht.

Robert. — Wie ſoll man denn auch . . . ä! Kohl! das war ja auch abſolut nicht vorauszuſehen! — aber es iſt eben doch vorgefallen.

Wilhelm. Ja — nun fällt mir — nach und nach . . . es — war — lieblich! (ſeine Augen füllen ſich mit Thränen).

Robert (mit leiſem Beben in der Stimme.) Ein ſentimentales Weibsbild iſt man doch . . . .

. . . .

So viel ſteht wieder 'mal bombenfeſt: man hat wieder 'mal ſo in's Blaue 'nein verdammt. Gekannt haben wir den Alten doch nicht, — das können wir doch wohl nich' gerade behaupten.

Wilhelm. Vater? — nein! wir ſind ja Alle — ſo blind, ſo blind!

Robert. Das — weiß Gott! — ſind wir . .

. . . .

Wilhelm. Wie mir das vorkommt! — wunderfremd. Er liebt uns ja! der alte Mann iſt ja ſo himmliſch gut!

. . . .

Robert. Das kann er ſein, und das wußte ich bis jetzt nicht.

Wilhelm. Mir dämmert manches! . . . . .

. . . .

Robert. Mit dem Verſtande — und ſo — ſieh 'mal — hat ich das ja längſt erfaßt. — Alles iſt geworden. Verantwortlich hab' ich Vater nicht gemacht. — Heißt das, ſchon ſeit Jahren nicht mehr. — Nicht für mich, überhaupt für Keinen von uns. Aber heut hab' ich's gefühlt; und das iſt, kannſt Du glauben, noch ganz was andres

. . . .

Ehrlich, mich hat's geradezu aus dem Gleichgewicht gebracht. — Als ich ihn ſo ſah — ſo um Dich bemüht . . . förmlich, wie ein Schlag war mir da! — und nun muß ich mir immer ſagen: — warum iſt denn das nun nicht . . . . na warum denn nicht? es iſt doch jetzt in uns lebendig geworden, es war doch alſo in uns — warum iſt es nicht ſchon früher hervorgebrochen? In Vater, in Dir — und in mir wahrhaftigen Gott auch? es war doch in uns! Und nun hat er das ſo in ſich hinein gewürgt — Vater mein ich — na und wir ja auch — ſo viele Jahre lang . . . .

Wilhelm. Das iſt mir nun aufgegangen: ein Menſch kehrt nicht nur jedem ſeiner Mitmenſchen eine andere Seite zu, ſondern er iſt thatſächlich jedem gegenüber von Grund aus anders . . . .

Robert. Warum muß denn das ſo ſein zwiſchen uns! warum müſſen denn wir uns nur immer und ewig abſtoßen?

Wilhelm. Das will ich Dir ſagen: Herzensgüte fehlt uns! nimm z. B. Ida! Was Du Dir erklügelt haſt, das lebt in ihr. Sie ſitzt nie zu Gericht, Alles greift ſie ſo weich, ſo mitleidig an — die zarteſten Dinge — das ſchont ſo, verſtehſt Du! das . . . . und das glaub' ich iſt es . . . .

Robert (muthig werdend, ſich erhebend). Wie iſt Dir jetzt ſo? —

Wilhelm. Recht frei iſt mir doch jetzt . . .

Robert. Ä — was nutzt das Alles! . . . . Ja — was ich wollte — ſagen? vielleicht wird's doch gut mit Euch!

Wilhelm. Was denn?

Robert. Na, wie denn? Du und . . . na, und Ida natürlich.

Wilhelm. Vielleicht! . . . Die Beiden haben eine Macht — auch Frau Buchner — aber doch Ida hauptſächlich. Ich habe gedacht das könnte mich retten . . . . Zuerſt wehrte ich mich ja . . . .

Robert (gedankenvoll). Das haben ſie! — ſie haben eine Macht und deshalb . . . . . anfänglich — offen geſagt, hab' ich's Dir verübelt.

Wilhelm. Das fühlte ich wohl.

Robert. Na, nimm 'mal an: ich hörte von einer Verlobung, und nun ſah ich Ida; treppauf, treppab ſang ſie und ſo fröhlich — ohne eine Idee von . . . .

Wilhelm (erhebt ſich.) Ich verſtand Dich ja auch, ich gab Dir ja ſogar recht, was willſt Du!

Robert. Nu ja doch! — ich bin ja auch . . . es iſt ja auf dieſe Weiſe ganz was anders. — Ich muß ja zugeben . . . wie geſagt . . . überhaupt . . . ganz friſch ſchon?

Wilhelm. Vollkommen.

Robert. Dann kommſt Du wohl alſo bald?

Wilhelm. Ich will nur noch . . . . geh doch einſtweilen Du!

Robert. Schön! (geht, kommt zurück) hör 'mal, Du! ich kann nicht anders, ich muß Dir ſagen, Deine ganze Handlungsweiſe — Vater gegenüber — und auch — überhaupt, iſt hochachtenswerth. — Ich hab' Dich auch ſo — überfallen förmlich — mit meiner verfluchten Bonirtheit. Man . . . . . hol's der Teufel! Ich habe *ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male ſo 'ne Art* unabweisbares Bedürfniß, verſtehſt Du! mich ſelbſt anzuſpucken. Das genügt Dir doch, wie? — na, Du wirſt mir doch nun auch die Liebe thun und — wenn ich Dich . . . . ja wohl, gekränkt habe ich Dich ununterbrochen, ſeit Du hier biſt. Alſo — es thut mir leid! hörſt Du!

Wilhelm. Bruder! (ſie ſchütteln ſich mit Rührung die Hände.)

Robert (zieht ruhig die Hand aus der Wilhelms, bringt ſeine Tabakspfeife hervor, entzündet ſie, pafft, und ſagt dabei vor ſich hin:) Acrobatenſeele! — pſ! pſ! na item. Hierauf wendet er ſich zum Gehen. Bevor er die Thüre des Seitengemaches aufklinkt, ſpricht er über die Schultern zu Wilhelm:) Ich — will ſie Dir herausſchicken!

Wilhelm. Ach — Du — laß doch! . . . na — wenn Du . . . .

Robert (nickt bejahend, verſchwindet in der Thür. Ab).

Wilhelm (athmet befreit auf. Volle Freude über das Geſchehene bemächtigt ſich ſeiner).

Ida (kommt aus dem Nebenzimmer, fliegt in ſeine Arme). Willy!!!

Wilhelm. — Jetzt — jetzt . . . Du . . . Ihr . . . Ihr beiden goldnen Seelen habt mich losgekämpft. Jetzt — ein ganz neues Leben! . . . Du glaubſt nicht, wie mich das hebt! ordentlich groß ſtehe ich vor mir da! — O Du! das merke ich jetzt erſt — das hat doch furchtbar auf mir gelaſtet . . . . Und nun fühl' ich auch Kraft! Kraft fühle ich, Du! — verlaß Dich d'rauf, ich erreiche es nun doch noch! ich werd's ihm zeigen, was der Taugenichts kann! ich werde Vater den Beweis liefern. Ich werde ihm beweiſen, daß etwas in mir lebt: eine Kraft, eine Kunſt, vor der ſie ſich beugen ſollen . . . . die ſtarrſten Köpfe werden ſich beugen, ich fühl's! — das hat mich nur niedergeknebelt, glaubſt Du! es kribbelt mir in den Fingerſpitzen, glaubſt Du! . . . Ich möchte ſchaffen, ſchaffen! . . .

Ida. Siehſt Du, ſo iſt's recht! nun endlich haſt Du Dich wiedergefunden. — Liebſter, ich möchte jauchzen.

— Jauchzen möcht ich, — jubeln … Siehſt Du, wie ich recht hatte: nichts iſt erſtorben in Dir! es ſchlief nur! Es wacht Alles wieder auf, ſagt' ich Dir immer. Es iſt aufgewacht, ſiehſt Du nun! . . . . . .

. . . .

(Sie umarmen, küſſen ſich und ſchreiten dann in einander verſchlungen in ſtummer Glückſeligkeit durch den Saal.

Wilhelm (bleibt ſtehn, ſchaut mit glücklichem Staunen in die Augen ſeiner Braut, dann läßt er den Blick weiter ſchweifen, rings herum durch den Raum und ſagt:) In dieſen eiskalten Mauern … wie Frühlingszauber iſt das!

(Einige Küſſe; eng verſchlungen ſtumm im Glück ſchreiten ſie weiter.)

Ida (ſingt piano mit ſchelmiſcher Beziehung auf etwas in der Vergangenheit; etwas, wie: nun, ſiehſt Du wie recht ich hatte).

Wenn im Hag der Lindenbaum
Wieder blühet,
Huſcht der alte Frühlingstraum ….

Frau Scholz (tritt ein, gewahrt die Beiden, will ſich ſchnell wieder entfernen).

Ida (hat es bemerkt, bricht ihr Lied ab, fliegt auf Frau Scholz zu). Nicht fortlaufen, Schwiegermuttelchen!

Frau Scholz. I warum nich' gar! Ihr könnt mich ja garnicht brauchen.

Wilhelm (umarmt und küßt ſeine Mutter und hilft ſie mit hereinziehen).

Frau Scholz (launig). Du biſt wohl nich' recht geſcheidt. Ihr ſeid wohl … Ihr reißt mir ja …

Wilhelm. Ach was, Mutter! das iſt ja jetzt Alles einerlei — Mutter! Du ſiehſt einen anderen Menſchen vor Dir (zwiſchen Mutter und Braut, beider Hände haltend). Komm, altes Mamachen! — ſeht Euch in die Augen! — ſo — gebt Euch die Hände!

Frau Scholz. Närr'ſcher Kerl!

Wilhelm. Küßt Euch!

Frau Scholz (nachdem ſie ſich mit der Schürze über den Mund gefahren). Na, dummer Kerl! — das … da iſt doch weiter nichts dabei … da brauchſt Du uns doch nicht … gelt Ida? (ſie küſſen ſich lachend.)

Wilhelm. Und nun Friede!

Frau Scholz. Nich berufen, Junge!

Friebe (eine dampfende Punſchterrine tragend, aus der Küche in das Nebengemach.)

Wilhelm. Oho!!! — na dann alſo . . . Friebe! iſt er gut?

Friebe (im Vorübergehen). J, von det Zeich kenn'n Se mer dreiſte wat vorſetzen, da bring ick ooch noch keen'n Schluck nich ieber de Lippen.

Wilhelm. Nich' möglich, Friebe!

Friebe. Friher, ja — jetzt' bin ick — längſt abjeſchmiſſen. Jetz' trink ick — nur — mehrichtentheels — b — bitt'ren Schnaps (ab).

Ida (hat Wilhelm die Cravatte in Ordnung gebracht und den Rock zurecht gerückt). So, nu . . .

Wilhelm. Schon gut, Du! — iſt Vater heiter?

Frau Scholz. Er erzählt ſo. — Manchmal verſteht man's garnicht.

Wilhelm. Das Herz pocht mir doch wieder!

Frau Scholz. Wenn nur Robert nich' ſo viel tränke.

Wilhelm. Ach Mutter heut . . . heut iſt das ja Alles einerlei! heut . . . . .

Ida. Nun komm ſchnell, eh Dir erſt wieder . . . .

Wilhelm (zu Frau Scholz). Gehſt Du mit?

Frau Scholz. Geht nur, geht!

(Ida und Wilhelm ab in's Nebenzimmer.)

Frau Scholz (. . . ſteht, ſinnt nach, ſtreicht ſich mit der Hand die Stirne und begiebt ſich zu Folge eines plötzlichen Einfalls an die Thür des Nebengemachs, wo ſie lauſcht).

Friebe (tritt durch eben dieſelbe Thür ein. Man merkt nun deutlich: er iſt angeheitert). Frau Docter!

Frau Scholz. Was wollen Sie?

Friebe (pfiffig geheimnißvoll). Ma hat ſei Wunder, Frau Sch — olzen.

Frau Scholz (zurückſchreckend). Sie haben — zu viel getrunken! Sie . . .

Friebe. Ick — lauer' ſchon — uff alle Arten, det ick . . . det ick und ick wollte Sie wat mittheilen.

Frau Scholz. Na ja, ja, ja! ſagen Sie nur ſchnell, was Sie zu ſagen haben.

Friebe. Na, ick meen man blos . . .

Frau Scholz. So reden Sie doch nur, Friebe!

Friebe. Ick meen man blos: — det is doch nich taktmäßig. In dieſe F . . . . . . Function — da ſind ooch all noch ville Sachen — wo ick ooch verſchweigen muß . . . . ick meen man blos — Ihr Mann — der kann't unmeejlich mehr lange machen . . . .

Frau Scholz. O Jeſis, Jeſis, Friebe! hat er denn . . . o Jeſis! hat er denn geklagt? iſ' er denn krank?

Friebe. Na, uff ſo wat — verſteh ick mir doch?!

Frau Scholz. Ueber was klagt er denn?

Friebe. Ick ſoll't ja — aber — nich' — ſagen.

Frau Scholz. Is' es denn ernſt? (Friebe nickt beſtätigend.) Er kann doch aber nich' vom Tode geſprochen haben?

Friebe. Er hat ſich — ſogar — noch mehr — ſone Sachen bedient, aber . . .

Frau Scholz. Na nu drücken Sie ſich doch endlich deutlich aus. Trinkt der Menſch . . . .!

Friebe (aufgebracht). Ja ick . . . na Järtner — un' Schuhwichſer . . . un' was da allens vorfallen dhut . . . . . nee! — ick brauch mir det nich' . . . . in jede Function . . . . das . . . in dieſe Function kommt — allens vor — aber nee! . . . da haben ſe — det Janze . . . . klar . . . . . . punkt! . . . . (er macht kehrt, ab in die Küche).

Frau Scholz. Der Menſch iſt verrückt geworden.

Ida (im Hin durch die Thüre des Nebenzimmers, dieſe hinter ſich zudrückend. Sie ein klein wenig wieder öffnend, ruft ſie in's Gemach zurück). Warten, Herrſchaften! ruhig und folgſam warten!

Wilhelm (ſich hereindrängend). Ich will Dir ja nur helfen.

Ida. Aber ſonſt Niemand!

(Ida und Wilhelm entzünden die Chriſtbaumlichte.)

Frau Scholz. Du! — hör' 'mal! — Wilhelm!

Wilhelm (beſchäftigt). Gleich, Mutterchen! — wir ſind gleich fertig.

(Der Chriſtbaum, die Girandolen und der Kronleuchter ſtehen im Licht. Ida nimmt eine große Decke, welche über die Geſchenke auf der Tafel gebreitet war, von dieſen herunter.)

Wilhelm (tritt zur Mutter.)

Ida (ruft durch die Thüre des Seitengemachs): Jetzt!

Frau Scholz (iſt im Begriff Wilhelm etwas mitzutheilen, als ſie durch den Eintritt des Dr. Scholz geſtört wird. Es folgen nun: Auguſte, Robert und Frau Buchner).

Dr. Scholz (vom Trinken geröthetes Geſicht. Mit affectirtem Staunen). Ah! ah!

Frau Buchner. Feenhaft!

Auguſte (befangen lächelnd).

Robert (umgeht, die Pfeife im Munde, erſt befangen, dann mehr und mehr ironiſch lächelnd, den Raum).

Ida (hat Wilhelm, der darob äußerſt betreten iſt, zu dem Platze geführt, wo ſeine Geſchenke liegen). Lach' mich nicht aus, Willy! (Sie hält ihm die Börſe hin).

Wilhelm. Nein aber, Ida! — ich hab' Dich doch gebeten ....

Ida. Ich hatte ſie 'mal für Vater gehäkelt. Das letzte Jahr vor ſeinem Tode hat er ſie viel getragen. Da dacht' ich ....

Wilhelm (unter den Blicken der Beobachter mit ſteigender Verlegenheit). Ja wohl ... ſo ſo ... vielen Dank, Ida!

Robert. Die Dinger müßten nur praktiſcher ſein.

Frau Scholz (durch Frau Buchner ebenfalls an den Tiſch geführt). Aber was machſt Du denn nur für Geſchichten? ich kann Euch ja garnichts ... ich hab' ja garnichts für Euch (vor einem gehäkelten Tuche) nein ... nein ... ne Du — thu mer die Liebe! das haſt Du für mich gehäkelt? ne ſag' mer nur — fer mich alte Frau? na da dank' ich Dir auch vielmals ſchön (ſie küſſen ſich).

Frau Buchner. Ach ich — freu' mich nur, wenn Dir's gefällt.

Frau Scholz. Prachtvoll! — wundervoll — wunderſchön! wie viele Zeit und Mühe! ne! ...

Ida. Auch für Sie hätt' ich was Herr Robert! Sie dürfen mich aber nicht auslachen!

Robert (über und über roth werdend). Ä — zu was denn!

Ida. Ich hab' mir gedacht — Ihre Tabakspfeife — die wird Ihnen nächſtens die Naſenſpitze verbrennen — und da hab ich mich Ihrer erbarmt und noch geſtern ſchnell .... (ſie zieht eine neue Tabakspfeife, die ſie an dem Rücken gehalten hervor und überreicht ſie ihm) da iſt das Prachtſtück!

(Allgemeine Heiterkeit.)

Robert (ohne ihr die Pfeife abzunehmen). Sie ſcherzen, Fräulein!

Ida. Na ja! aber mit dem Schenken iſt's mir bitter Ernſt.

Robert. Ach nein doch, nein doch, das glaub' ich nicht!

Frau Scholz (entrüſtet leiſe zu Wilhelm) Robert iſt unausſtehlich!

Ida. Aber nein, wirklich!

Robert. Sehen Sie — dies Ding da ... ich habe mich ſo d'ran gewöhnt ..... i, und Sie ſcherzen ja auch wirklich nur!

Ida (die Augen voll Thränen. Ihren Schmerz bemeiſternd und mit zitternder Stimme). Nun — ja — wenn Sie — meinen (ſie legt das Geſchenk auf den Tiſch zurück.)

Frau Buchner (hat während des letzten Geſprächs mehreremals leiſe Ida gerufen; nun eilt ſie auf ſie zu.) Idchen — haſt Du denn vergeſſen?

Ida. Was denn Mama?

Frau Buchner. Du weißt doch! (zu den Uebrigen) nun ſollen Sie noch etwas zu hören bekommen.

(Ida, froh auf dieſe Weiſe ihre Bewegung verbergen zu können, folgt ihrer Mutter, die ſie an der Hand gefaßt hat, in's Nebenzimmer.)

Frau Scholz (zu Robert.) Warum haſt Du ihr denn die Freude verdorben?

Wilhelm (geht, die Enden ſeines Schnurrbartes nervös kauend, unruhig umher und wirft ab und zu drohende Blicke auf Robert).

Robert. Was denn? wie denn? ich weiß garnicht, was Du willſt?

Auguſte. Na, freundlich war das allerdings nicht gerade.

Robert. Laßt mich doch zufrieden! und überhaupt: was ſoll ich denn damit.

(Geſang und Clavierſpiel, aus dem Nebenzimmer dringend, unterbricht die Sprechenden. Alle blicken einander erſchrocken an.)

Idas Stimme:

Ihr Kinderlein kommet,
O kommet doch all!
Zur Krippe herkommet
In Bethlehems Stall,
Und ſeht, was in dieſer
Hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel
Für Freude uns macht!

Dr. Scholz (iſt über das Verhalten Roberts immer finſterer geworden. Bei Beginn des Geſanges blickt er ſcheu — wie Jemand, der einen Angriff fürchtet — umher und ſucht einen gewiſſen Abſtand zwiſchen ſich und jedem der Anweſenden möglichſt unauffällig feſtzuhalten.)

Frau Scholz (bei Beginn des Geſanges) Ach, wie ſchön! (einen Augenblick lauſcht ſie hingegeben, dann bricht ſie in Schluchzen aus.)

Robert (bewegt ſich langſam, macht wie der Geſang anhebt ein Geſicht, wie: na nu hört's auf, ſchreitet weiter, lächelt ironiſch und ſchüttelt mehrmals den Kopf. Im Vorübergehen ſagt er halblaut etwas zu Auguſte).

Auguſte (halb und halb gerührt, platzt nun laut heraus.).

Wilhelm (hat bisher, ein Spiel widerſprechender Empfindungen, an die Tafel gelehnt — auf der Platte nervös Clavier ſpielend — geſtanden; nun ſteigt ihm die Röthe der Entrüſtung in's Geſicht.)

Robert (ſcheint gegen Ende des Geſanges unter den Tönen phyſiſch zu leiden. Die Unmöglichkeit, ſich dem Eindruck derſelben zu entziehen, ſcheint ihn zu foltern und mehr und mehr zu erbittern. Unmittelbar nach Schluß des Verſes entfährt ihm — gleichſam als Trümmerſtück eines inneren Monologes — unwillkürlich das Wort:) Kinderkomödie, (in einem beißenden und wegwerfenden Tone.)

(Alle, auch der Doctor, haben das Wort gehört und ſtarren Robert entſetzt an.)

Frau Scholz.
Auguſte. } Robert!!!

Dr. Scholz (unterdrückt eine Aufwallung von Jähzorn.)

Wilhelm (macht in bleicher Wuth einige Schritte auf Robert zu.)

Frau Scholz (ſtürzt ſich ihm entgegen, umarmt ihn.) Wilhelm! — thu mir die einzige Liebe!

Wilhelm Gut —! Mutter!

(Er geht, ſich überwindend, erregt umher. In dieſem Augenblick hebt der zweite Vers an. Kaum berühren die erſten Töne ſein Ohr, ſo erzeugt ſich in ihm ein Entſchluß, in Folge deſſen er auf die Thür des Seitengemaches zuſchreitet.)

Da liegt es, ach Kinder!
Auf Heu und auf Stroh;
Maria und Joſef
Betrachten es froh,
Die redlichen Hirten
Knieen betend davor,
Hoch oben ſchwebt jubelnd
Der Englein Chor.

Frau Scholz (ſtellt ſich ihm in den Weg). Wilhelm! — was machſt Du denn!

Wilhelm (ausbrechend.) Sie ſollen aufhören zu ſingen.

Auguſte. Du biſt wohl nicht bei Troſt.

Wilhelm. Laßt mich zufrieden! ich ſage ſie ſollen aufhören.

Frau Scholz. Aber ſei doch .... Du biſt ja wirklich .... na gutt, dann ſiehſt Du mich dieſen Abend nicht mehr.

Robert. Bleib doch Mutter! laß ihn doch machen! es iſt ja ſeine Privatſache!

Wilhelm. Robert! treib's nicht zu weit! nimm meinen Rath an! Du haſt mir vorhin eine Rührſcene vorgemacht, das macht Dich nur noch widerwärtiger.

Robert. Sehr richtig: — Rührſcene. — Bin ſelbſt der Meinung .....

Wilhelm (geht abermals auf das Seitengemach zu.)

Frau Scholz (ihn abermals aufhaltend.) O, Gottogottogott Junge, warum willſt Du ſie denn? .... (der zweite Vers iſt beendet.)

Wilhelm. Weil Ihr es Alle miteinander nicht werth ſeit.

Robert (dicht an Wilhelm herantretend, mit einem frechen, vielſagenden Blick in ſeine Augen.) Du, vielleicht?

Frau Scholz. O, Jeſis ne, Ihr treibt's doch wieder ſo weit (der dritte Vers hebt an

Manch Hirtenkind trägt wohl
Mit heiterem Sinn
Milch, Butter und Honig
Nach Bethlehem hin,
Ein Körbchen voll Früchte
Das purpurroth glänzt,
Ein ſchneeweißes Lämmchen,
Mit Blumen bekränzt.

Wilhelm. Sie ſollen aufhören!

Frau Scholz (ihn wiederum feſthaltend.) Junge!!!

Wilhelm. Einfach — unter aller Würde. Es iſt Blasphemie! es iſt ein Verbrechen an dieſen Menſchen, wenn wir ſie ...... ich ... ja auf Ehre ich werde ſchamroth für Euch alle!

Auguſte (pikirt). Na — ſo ganz beſonders ſchlecht und verächtlich ſind wir am Ende doch wohl auch nicht.

Wilhelm. Auguſte! — mich ekelt's!

Auguſte. Mag's doch! — ja, ja; nu' auf einmal iſt man hinten runtergerutſcht. Nu' giebt's auszuſetzen an der Schweſter an allen Ecken und Enden. Da is' das nich' recht, da is' jen's nich' recht. Aber das Fräulein Ida ....

Wilhelm (außer ſich, ſie unterbrechend). Sprich nicht den Namen aus!!!

Auguſte. Na, ſo was! ich werd' wohl von Ida .....

Wilhelm. Laß den Namen aus dem Spiel, ſag' ich Dir.

Auguſte. Du biſt wohl verrückt geworden, ich werd' doch ..... die is' doch wahrhaftig auch kein Engel vom Himmel.

Wilhelm (ſchreiend). Schweig' ſtill, ſag' ich!

Auguſte (wendet ihm den Rücken). Ach, was denn, Du biſt einfach verliebt.

Wilhelm (Auguſte unſanft an der Schulter packend). Frauenzimmer, ich! . . . . .

Robert (packt Wilhelms Arm, ſpricht kalt und jedes Wort betonend). Wilhelm! — haſt — Du — etwa — wieder — Abſichten? . . . .

Wilhelm. Teufel!

Auguſte. Das, ſagſt Du? — pfui, Du?! der die Hand gegen ſeinen eignen Vater erhoben hat.

Dr. Scholz (mit zornbebender Stimme in abſolut befehlendem Tone.) Auguſte! — Du wirſt Dich entfernen! — augenblicklich!!!

Auguſte. Na — ich möchte wiſſen . . . . .

Dr. Scholz. Du wirſt Dich augenblicklich entfernen!

Frau Scholz. O Du lieber Gott, warum nimmſt Du mich denn nicht zu Dir! (weinerlich) Auguſte! Du hörſt! — folge dem Vater!

Robert. J, — Mutter! das würd' ich ihr denn doch ſehr verdenken. Sie iſt doch kein kleines Kind mehr. Die Zeiten haben ſich doch wahrhaft'gen Gott ſehr verändert.

Dr. Scholz. Aber, ich habe mich nicht verändert. Ich bin der Herr im Hauſe. Ich werde Euch das beweiſen.

Robert . . . . . lachhaft!

Dr. Scholz (ſchreiend). Räu — ber — und — Mör — der —!!! — — — ich enterbe Euch!!! ich werfe Euch auf die Straße!

Robert. Das iſt ja direct komiſch.

Dr. Scholz (bemeiſtert, einen furchtbaren Zornesausbruch und ſpricht mit unheimlicher Ruhe und Feſtigkeit). Du, oder ich, einer von uns verläßt das Haus — augenblicklich.

Robert. Ich natürlich — mit Herzensfreude.

Frau Scholz (halb befehlend, halb bittend). Robert, Du bleibſt!

Dr. Scholz. Er geht.

Frau Scholz. Fritz! hör' mir zu! er iſt der einzige ..... in den langen, einſamen Jahren hat er uns nicht vergeſſen, er ......

Dr. Scholz. Er, oder ich —!

Frau Scholz. Gieb nach, Fritz, thu' mir die Liebe!

Dr. Scholz. Laß mich zufrieden! er, oder ich!

Frau Scholz. Ach, — Ihr braucht ja meinswegen einander nicht begegnen, es geht ja ganz gut einzurichten ... aber ...

Dr. Scholz. Gut, ich weiche. — Dir und Deiner Meute weiche ich! — Du und Deine Meute, Ihr habt von jeher den Sieg behalten!

Wilhelm. Bleib' Vaterchen! oder wenn Du gehſt, laß mich diesmal mit Dir gehn.

Dr. Scholz (unwillkürlich zurückfahrend, zwiſchen Zorn und Entſetzen.) Laß mich zufrieden, — Taugenichts! (gedankenlos nach ſeinen Sachen ſuchend) Banditen und Tagediebe! — Taugenichtſe!

Wilhelm (aufwallend). Vater! — ſo nennſt Du uns ... und Du biſt es doch geweſen, der uns .... Ach Väterchen nein, nein, das will ich ja garnicht ſagen! laß mich mit Dir gehn, ich will bei Dir bleiben, laß mich Alles wieder gut machen, was ich (er hat ſeine Hand auf des Vaters Arm gelegt).

Dr. Scholz (vor Schreck und Entſetzen wie gelähmt, retiriert). Laß los! ich ſage Dir — die Ränke der Verfolger werden zufällig ..... werden zuverläſſig — zu Schanden werden. Sind das dieſe Leute, — dieſe Mächtigen, — und dieſe mächtigen Menſchen ſind das Männer? einen Mann der, wie ich, einige Schuld hat, aber im Uebrigen dennoch ganz und gar — und — durch und durch — und kurz und gut.

Wilhelm. Vater! Vater! Väterchen! komm zu Dir, komm doch zu Dir!

Dr. Scholz (ſich im Rythmus der Worte bewegend, halblaut). Und kurz und gut und ... ganz und gar ....

Wilhelm (ihn umarmend, mit der inſtinctiven Abſicht, ſeinen Actionsdrang zu hemmen). Faß Dich! nimm Dich zuſammen!

Dr. Scholz (ſich wehrend, wie ein kleines Kind flehend). Ach, ſchlag mich nicht! ach, ſtraf mich nicht!

Wilhelm. Aber um Gottes Himmels .....

Dr. Scholz. Nicht ſchlagen! nicht — wieder — ſchlagen! (er macht krampfhafte Anſtrengungen, ſich aus Wilhelms Umarmung zu befreien).

Wilhelm. Abfaulen ſoll mir die Hand — Väterchen glaub doch nicht, ... Väterchen denk doch nicht ......!

Dr. Scholz (hat ſich befreit, flieht hülferufend von Wilhelm gefolgt).

Wilhelm. Schlag mich Du! ſchlag Du mich!

Dr. Scholz. Bitte, bitte, bitte, — .... Hülfe.

Ida (aus der Thür des Seitengemaches, todtenbleich).

Wilhelm (ereilt den Vater, umarmt ihn auf's neue). Schlag Du mich ....

Dr. Scholz (unter Wilhelms Umarmung auf einen Stuhl zuſammenbrechend). Ich ... a ... ah! a — ah! ... ich — glaube — es — geht — zu Ende — mit — mir.

Wilhelm. Vater!!!

(Frau Scholz und Auguſte ſind einander entſetzt in die Arme geſunken. Robert todtenbleich, hat ſich nicht von der Stelle bewegt; ſein Geſicht hat den Ausdruck unerſchütterlicher Feſtigkeit.)

Dritter Vorgang.

Im Saale herrſcht Halbdunkel. Die Lichter ſind verlöſcht bis auf einige auf dem Kronleuchter und ein einziges auf dem Chriſtbaum. Vorn in der Nähe des Ofens am Tiſch, den Rücken dem Nebenzimmer zugewendet, ſitzt Wilhelm, die Ellbogen aufgeſtützt, ſichtlich verſunken in dumpfe, troſtloſe Grübelei. Robert und Frau Scholz betreten gleichzeitig die Halle, aus dem Nebenzimmer kommend.

Frau Scholz. (Mit Zeichen der Erſchöpfung, in gedämpftem Tone redend.) Ne, Junge! — mach ok nich Geſchichten! Jetzt — ma weeß nich hin, nich her. — Wenn's nu was Schweres is, was d'nn dann?

Robert. Du biſt ja doch nicht allein, Mutter!

Frau Scholz. Aber ſag mer nur! das kann doch nich Dein richt'ger Ernſt ſein! Das iſt ja überſpannt! Wo willſt Du denn jetzt mitten in der Nacht blos hin?

Robert. Wenn's weiter nichts is! alle Augenblicke gehen Züge — und fort muß ich! — Diesmal kann ich's wirklich nicht mehr aushalten — überhaupt — 's iſt für uns Alle das Beſte!

Frau Scholz (weinerlich.) 'S war immer ſo hibſch in den letzten Jahren. Ich ſag ſchon — nu miſſen die wieder kommen! Seit die Buchners hier ſind, is's wieder mal reen verdreht, Alles.

Robert. Sei froh, daß Du die haſt, Mutter!

Frau Scholz. I, daß hätt' ich ganz gutt ſelber machen können.

Robert. Ich denke, er leidet Niemand von uns um ſich —: Vater —?!

Frau Scholz (weinend.) Accurat, als wenn ich ihm was böſes gethan hätte — und dabei bin — ich — doch gewiß — immer — diejenige geweſen . . . . . ich hab gewiß immer mei' Beſtes gethan — ſei mal gerecht, Robert! — Ich hab ihm ſein ſchönes Eſſen gekocht — er hat ſeine warmen Strümpfe gehabt . . .

Robert. Ach laß doch das, Mutter! — was hilft das end—loſe Lamentiren?!

Frau Scholz. Ja, das ſagſt Du! — Du haſt gut reden! — aber wenn man ſich abgeradert hat ſei' Leben lang — man hat ſich e' Kopf zerbrochen, wie man's und wie man's blos recht macht — und nu' kommen fremde Menſchen, und die werden vorgezogen!

Robert. Ida iſt immer noch bei ihm?

Frau Scholz. Eine wildfremde Perſon — ach ich möchte ſchon lieber garnicht mehr leben — und dieſer Lump! — dieſer Friebe! — dieſer Lump! — wie der ſich blos aufſpielt! — Guſtel hat's ihm aber geſteckt! — Auguſte hat ihm die Wahrheit aber ordentlich geſagt! — Dieſer Kerl erdreiſtet ſich — er hat ſie geradezu aus dem Zimmer hinausgedrängelt. Das Mädel war außer ſich. — Und das is nu ſeine Tochter . . . . ne . . . wißt er Kinder: was ich in meinem Leben ſchon ausgeſtanden habe! — ich mecht's Keenem wünſchen.

Robert. (unwillkürlich, mit einem kleinen Seufzer.) Vater auch!

Frau Scholz. Was —?

Robert. Nichts. — Vater auch, ſagte ich nur.

Frau Scholz. Wie denn?

Robert. Na — Vater hat doch auch manches ausgeſtanden.

Frau Scholz. Na meinswegen gewiß nich. Mich hat er nich ſehr gemerkt. Ich bin gewiß anſpruchslos.

Robert. (Ironiſch.) — 'tja! — 'tja! — 'tja!

Frau Scholz. Wart' nur, wenn ich wer' im Grabe liegen — da werdt'er dann ſchon einſehen . . . .

Robert. Ach, Mutter, laß doch nur! — das hab ich ja ſchon hundertmal gehört.

Frau Scholz. Mag's doch! Ihr werd't's ſchon noch emal einſehen — und paß uff — in gar nich langer Zeit.

Robert. Ach Mutter, ich beſtreite ja doch garnicht, daß Du mancherlei gelitten haſt — unter Vater — Ihr habt eben Beide gelitten. Ich begreiſe garnicht, weshalb Du mir das .....

Frau Scholz. Dummes Gerede! — was hat ihm denn gefehlt, möcht ich wiſſen?

Robert (unüberlegt.) Wenn Du's durchaus wiſſen willſt: Verſtändniß!

Frau Scholz. Ich kann mich nich klüger machen, wie ich bin.

Robert. Das hat ja auch kein Menſch verlangt. — Ueberhaupt .... es iſt ja überhaupt Unſinn, noch viel davon zu reden.

Frau Scholz. Na nu hört's ganz uff — (weinend) nu bin ich am Ende noch gar Schuld, daß er krank darnieder liegt, nu ....

Robert. Das ſag ich ja gar nicht.

Frau Scholz. Das haſt Du wohl geſagt.

Robert. Ach Mutter ....! Ich gehe lieber — ich .... Mutter, ich kann wirklich nicht mehr ...

Frau Scholz. Nein! — ich möchte wiſſen — was ich mir vorzuwerfen hätte — ich habe ein gutes Gewiſſen.

Robert. Das magſt Du behalten! das magſt Du auch meinethalben in Gottes Namen behalten! — (abwehrend) bitte — nicht mehr!

Frau Scholz. Die Geſchichte mit dem Gelde meinſt Du wohl?

Robert. Ich meine gar keine Geſchichte.

Frau Scholz. Meine Eltern haben's ſauer verdient — welche Frau wird ſich das gefallen laſſen? — Dein Vater ſchmiß es geradezu zum Fenſter naus.

Robert. Aber Dein Onkel betrog Dich drum.

Frau Scholz. Das konnte man nich wiſſen.

Robert. Und Vater war gut zum Wiederverdienen?!

Frau Scholz. Er hätte ſich eben ſo gut verſpeculiren können.

Robert (lacht bitter.)

Frau Scholz. Ich bin eben 'ne einfache Seele — der Vater war eben zu vornehm für mich. — Seine Mutter hatte och ſo was Vornehmes. Aber mei' Vater war früher bluttarm — in mir ſteckt eben das Armuthsblutt! Ich kann mich nich anders machen. Na meinswejen — die paar Jahre wird's wohl noch gehen. Der liebe Gott wird mich ſchon bei Zeiten erlöſen.

Robert. Von Gott erlöſt ſein möchte man lieber!

Frau Scholz. Pfui! das is e' Halunke, der das ſagt. Ach —: von Gott erlöſt ſein — da nähm' ich mir ne Nadel und ſtäch' mer ſe — hier — in's Herze — in die Rippen. Wie ſcheußlich is das: von Gott erlöſt ſein! Wo wär ich blos geblieben, wenn ich meinen Gott nich gehabt hätte. — Willſt Du d'nn wirklich fortgehn, Robert?

Robert (ſchon auf der Treppe.) Ach ſchweig ſchon, Mutter! Ruhe brauch ich — Ruhe. (ab.)

Frau Scholz. Je, ja! — je, ja! — Ihr macht ein'n's Leben nicht leicht! (zu Wilhelm, der wie am Anfang noch immer antheillos am Tiſche brütet.) Nu denk Dir blos an —: Robert will fort!

Wilhelm. Meinethalben!

Frau Scholz. Sag mer nur —: was ſitzt Du denn immer ſo? das nutzt ja niſcht, Du! — ſei doch nur vernünftig!

Wilhelm (ſeufzt tief auf). Ach, ja!

Frau Scholz. Das Seufzen nutzt gar nichts! ſieh mich an! — ich bin alt — wenn ich mich hinſetzen wollte, wie Du . . . . Was geſchehn iſt, iſt geſchehn. — Das is nun mal nicht mehr zu ändern. Hörſt Du! lies was! — ſteh auf, nimm Dir 'n Buch und zerſtreu Dich!

Wilhelm (ſeufzt). Ach, Mutter! — laß mich doch nur machen! — ich ſtöre ja doch Niemand! . . . . . Iſt Friebe vom Arzt zurück?

Frau Scholz. Nein, eben nicht. Ich ſag ja ſchon, wenn man mal 'n Arzt nöthig hat, da is gewiß keiner zu finden.

Wilhelm. Es iſt bedenklich, nicht? — Ob es überhaupt noch mal werden wird?

Frau Scholz. Gott, ja! wer kann das wiſſen!

Wilhelm (ſtarrt ſeine Mutter an, läßt plötzlich wild aufſchluchzend die Stirn auf die Hände ſinken).

Frau Scholz. Ja, ja, mein Junge —: wer hätte das gedacht?! ich will ja nicht ſagen . . . . . ich will ja Niemand die Schuld zuſchieben — aber zanken hättet Ihr Euch doch heute nich grade wieder brauchen — na — ma' muß eben's Beſte hoffen. — Er phantaſiert ja nu wenigſtens nich mehr. — Wenn Ida doch nur ja nichts verſähe! — unſer eins hat doch hundertmal mehr Erfahrung. — Warum kann er denn zu Ida freundlich ſein!? — Ich beiße doch och nich! . . . . Ida is ja ſonſt 'n ſehr 'n liebes Mädel is ſie ja wirklich. — Und Du nu erſt! (ihm auf den Scheitel klopfend) Du kannſt dem lieben Gott ſchon danken — da kannſt Du lange warten, bis Du wieder eine, wie Ida, findſt! . . . . (vorſichtig, vertraulich) . . . . Sag' doch 'mal — ſind die Buchners — gut ſituirt?

Wilhelm (aufbrauſend). Ach, laß mich zufrieden! — wie ſoll ich das wiſſen! — was geht mich das an!

Frau Scholz. Was is denn da weiter?! — ma' wird doch 'mal fragen können — Brummbär Du!

Wilhelm. Ach, Mutter — verſchon' mich! — wenn Du eine Spur von Mitleid mit mir haſt —: verſchon' mich! . . . . . bekümmere Dich nicht um mich, — verſchon' mich!

Frau Scholz. Na ja doch, ja! — ich bin Euch eben überall im Wege. — So 'ne alte Frau, die is höchſtens noch gutt zum anranzen.

(Auguſte und Frau Buchner haſtig aus dem Nebenzimmer.)

Auguſte. Mutter!

Frau Scholz. O Gott! was denn?

Auguſte. Friebe iſt eben gekommen.

Frau Buchner. Friebe hat keinen Arzt mitgebracht.

Auguſte. Der Vater hat ihn gefragt, und da hat er geſagt . . . . .

Frau Buchner. Er will keinen Arzt?!

Auguſte. Er ſchimpft ſo furchtbar — er will ihn zur Thüre nauswerfen.

Frau Buchner. Friebe will nicht noch 'mal gehen.

Auguſte. Sprich Du doch nur noch 'mal mit Friebe!

Frau Buchner. Ja, ſprich Du mit ihm! es iſt doch dringend nöthig, daß . . . .

Auguſte. Ein Arzt muß kommen — ſonſt lauf' ich ſelbſt, ich fürchte mich nicht, und wenn ich bis Friedrichshagen laufen muß.

Frau Scholz. I warum nich gar! — jetzt mitten in der Nacht — wart' nur, wart' — laß mich nur machen! (Frau Scholz, Frau Buchner und Auguſte haſtig zurück in's Nebenzimmer.

Frau Buchner (kaum verſchwunden, erſcheint wieder. Schon bevor ſie abging, hat ſie ihren Blick verſtohlen und kummervoll mehrmals auf Wilhelm gerichtet, der immer noch ſtumm und düſter auf ſeinem Platze verharrt. Ein Blick überzeugt Frau Buchner, daß, außer Wilhelm und ihr ſelbſt, Niemand zugegen iſt. Haſtig zuerſt, dann mehr zögernd, nähert ſie ſich Wilhelm.)

Wilhelm (hat ihre Annäherung bemerkt, hebt den Kopf). Was w . . . wollen Sie? ich — habe Ihnen — ja doch — Alles vorher geſagt.

Frau Buchner. Aber ich wollte es Ihnen nicht glauben. — Ich konnte mir das nicht vorſtellen.

Wilhelm. Und jetzt — glauben Sie es?!

Frau Buchner. Ich — weiß — nicht . . . . .

Wilhelm. Weshalb belügen Sie mich? — ſagen Sie doch — getroſt, — ja. — Daß es ſo kommen mußte, war ja . . . . es war ja ſo lächerlich ſelbſtverſtändlich. — Wie habe ich mich nur ſo können verblenden laſſen!

Frau Buchner. (Mit Fiebereifer.) Wilhelm! ich halte Sie heute, wie damals, für einen guten und edlen Menſchen. Ich verſichere Sie: nicht einen Augenblick lang habe ich an Ihnen gezweifelt. Auch jetzt, wo mir auf einmal ſo angſt und bange wird . . . . .

Wilhelm (erbebt ſich, holt tief Luft ein, wie Jemand der Beklemmungen fühlt.) Es iſt mir nur . . . . ich wußte es ja längſt und doch . . . . .

Frau Buchner. Ich komme zu Ihnen, Wilhelm! — ich ſage Ihnen offen . . . . es iſt auf einmal ſo über mich gekommen. — Ich ſorge mich auf einmal ſo entſetzlich um Ida.

Wilhelm. Ich muß geſtehen . . . . . . nur gerade jetzt — —

Frau Buchner. Ich weiß ja, Sie lieben das Kind. Es kann ſie ja auch Niemand inniger lieben! — Ich weiß, Sie werden mit allen Kräften ſtreben, meine Tochter glücklich zu machen. An Ihrem Willen wird es nicht fehlen, aber nun . . . . nun habe ich ſo mancherlei . . . . nun habe ich ſo viel geſehen hier und — erfahren. Da iſt mir vieles . . . . . vieles von dem, was Sie mir früher geſagt haben, erſt verſtändlich geworden. Ich verſtand Sie nicht. Ich hielt Sie für einen Schwarzſeher. Ich nahm Vieles gar nicht einmal Ernſt. Mit einem feſten, frohen Glauben kam ich hierher. Ich ſchäme mich förmlich. Was habe ich mir zugetraut! Solche Naturen wollte ich lenken, ich ſchwache, einfältige Perſon! — Nun wankt Alles. Ich fühle auf einmal meine furchtbare Verantwortung: für mein Kind, für meine Ida bin ich doch verantwortlich. Jede Mutter iſt doch verantwortlich für ihr Kind. Reden Sie mir zu, Wilhelm! ſagen Sie mir, daß Alles noch gut werden wird! Sagen Sie mir: wir werden glücklich! —: Sie und Ida. Beweiſen Sie mir, daß ich unnütz Furcht und Sorge habe, Wilhelm! . . . .
. . . .

Wilhelm. Warum — haben Sie's — ſoweit —

kommen laſſen? — Ich habe Sie gewarnt — und gewarnt. Was habe ich Ihnen geſagt? ich habe geſagt: wir Alle . . . . wir Geſchwiſter . . . . daß wir unheilbar kranken . . . . . vor allem ich . . . . daß wir an uns ſchleppen. — Binden Sie Ihre Tochter nicht an einen Krüppel, — habe ich Ihnen geſagt. — Warum haben Sie mir nicht glauben wollen?

Frau Buchner. Ich weiß nicht. Ich weiß das ſelbſt nicht.

Wilhelm. Nun haben Sie mich eingeſchläfert, mein Gewiſſen beſchwichtigt, — und jetzt — halb toll bin ich geworden vor Glück. — Ich habe Augenblicke durchlebt — durchkoſtet —! und auch andere wieder . . . . . . Die furchtbarſten Kämpfe meines Lebens — und nun — verlangen Sie . . . . nun man muß zuſehen, — vielleicht, ja vielleicht . . . .

Frau Buchner. Wilhelm! ich verehre Sie! — ich weiß, daß Sie am Ende doch jedes Opfer bringen. Aber Ida . . . . wenn es für ſie zu ſpät iſt . . . . . wenn ſie daran zu Grunde geht!

Wilhelm. Warum haben Sie mir denn nur nicht glauben wollen? — Sie wiſſen nicht — was mich das jetzt koſtet. Stufe um Stufe mühſam gebaut habe ich mir — ach, ſo mühſam! ſo mühſam! . . . . Dies Haus hier lag hinter mir. — Gerettet war ich faſt. — Nun hat es mich wieder hereingeriſſen . . . . Warum mußten Sie es nur ſo weit kommen laſſen? warum . . . . . .

Frau Buchner (unter Thränen). Ich weiß nicht! ich weiß das ſelbſt nicht! ich habe das Kind erzogen. Es iſt mir Alles in Allem geweſen; an ſeinem Glück zu arbeiten iſt auf der Welt mein' einziger Beruf geweſen. — Nun kamen — Sie in unſer Haus. — Ich — gewann Sie lieb. — Ich dachte auch an Ihr Glück, ich . . . . . Das hätte ich vielleicht nicht thun ſollen . . . . Ich dachte vielleicht eben ſo ſehr an Ihr Glück — und — wer weiß? — am Ende — zu — allermeiſt — an — Ihr Glück (einen Augenblick lang ſtarren Beide einander beſtürzt in die Augen).

Wilhelm. Frau Buchner!!!

Frau Buchner (das Geſicht mit den Händen bedeckend, wie Jemand, der ſich ſchämt, weinend ab durch den Treppenausgang).

Wilhelm (thut mechaniſch ein paar Schritte hinter ihr drein, ſteht ſtill, ſucht ſeiner inneren Bewegung Herr zu werden, muß ſich aber plötzlich, von Weinen geſchüttelt, an der Wand ſtützen.)

Ida (ihr Geſicht iſt bleich, ihre Mienen drücken Ernſt und Beſorgniß aus Sie tritt leiſen Schrittes zu Wilhelm, umfaßt ihn und drückt ihre Wange an die ſeine). Ach, Willy! ſieh' 'mal: es kommen trübe und — es kommen — nicht, Willy? — es kommen auch wieder helle Tage. Wer wird ſich gleich ſo ..... ſo ganz und gar muthlos machen laſſen.

Wilhelm (leidenſchaftlich ſtammelnd). Ida! — Einzige!! — Liebſte!! — Süße — wie ſoll ich denn nur ..... wie ſollt ich denn nur jetzt leben ohne Dich? — Deine Stimme, Deine Worte, Dein ganzes ſüßes, wunderbares Weſen, Deine Hände ..... Deine milden, treuen Hände.

Ida. Denkſt Du ich? — Denkſt Du ich möchte leben, ohne Dich? — Nein Du! — wir wollen uns umſchlingen und nicht los laſſen — feſt — feſt — und ſo lange es ſo iſt ......

Wilhelm. Ja, ja! — aber — wenn's nun 'mal anders würde?

Ida. Ach, ſprich nicht ſo!

Wilhelm. Ich meine ja nur .... man kann doch nie wiſſen ... Eins kann ſterben .....

Ida. Ach, wir ſind jung.

Wilhelm. Wenn auch. — Einmal kommt's doch auch — alt werd' ich ſo wie ſo nicht.

Ida (heiß). Dann umarm' ich Dich — dann drück' ich mich an Dich — dann geh' — ich — mit Dir.

Wilhelm. Ida! — das ſagt man ſo. — Das thuſt Du doch nicht.

Ida. Das thue ich!

Wilhelm. Du denkſt Dir das jetzt ſo — Du weißt nicht, wie ſchnell man vergißt.

Ida. Ich könnte nicht athmen ohne Dich!

Wilhelm. Das bildet man ſich ein . . . .

Ida. Nein, nein, nein, Wilhelm! . . . . .

. . . .

Wilhelm. So zu lieben — wäre aber — ſogar eine Thorheit. Man wird doch nicht Alles auf eine Karte ſetzen.

Ida. Ich — verſteh' Dich — nicht ganz.

Wilhelm. Nur ſo . . . . ich . . . . ſieh' 'mal . . . . (in ärgerlichem Tone). Ach, Du! — das Thema iſt unerquicklich! . . . . . . wie geht es Vater?

Ida. Er ſchläft jetzt — aber — was haſt Du denn nur?

Wilhelm (umhergehend). Das kommt ſo — man weiß nicht wie. (plötzlich knirſchend) — Es giebt Momente, ſag' ich Dir . . . .! wenn einen die Wuth der Verzweiflung übermannt . . . . . in ſolchen Augenblicken kann ich mir denken . . . . . . in ſolchen Augenblicken kommt's dazu, daß Menſchen ſich fünf Stock hoch — den Kopf zuerſt — auf das Pflaſter ſtürzen; — förmlich wollüſtig wird einem dieſe Vorſtellung.

Ida. Gott behüte! — Solchen Vorſtellungen mußt Du nicht nachhängen, Willy!

Wilhelm. Warum denn nicht, möchte ich wiſſen? warum ſollen Kerls, wie ich, zwiſchen Himmel und Erde herumſchmarotzen? —: Nichtsnutzige Geſchöpfe! — Sich ſelbſt ausmerzen — das wäre doch noch was, — dann hätte man doch einmal etwas Nützliches gethan.

Ida. Es iſt ja im Grunde nicht zu verwundern: — Du biſt überreizt und abgeſpannt . . . .

Wilhelm (in ſchroffem, abweiſenden Tone.) Laß mich zufrieden Du, das verſtehſt Du nicht! (über ſich ſelbſt erſchrocken, verändert). Ach, Du! — Du mußt mir's nicht übel nehmen. — Geh' doch lieber jetzt! Ich möchte Dich nicht verletzen.

Und wie mir nun 'mal zu Muthe iſt — kann ich nicht — einſtehen für mich.

Ida (küßt Wilhelm ſtumm auf den Mund, dann ab in das Seitengemach).

Wilhelm (blickt ihr nach, geht, ſteht ſtill, zeigt ein Geſicht voll Schreck und Staunen und faßt ſich an die Stirn, wie Jemand, der ſich auf böſem Wege ertappt hat. Während dieß geſchieht, iſt Robert durch den Treppenbogen eingetreten).

Robert. (Den Hut in der rechten Hand, über'm Arm den Ueberzieher und eine Reiſedecke, in der Linken einen Plaidriemen, begiebt ſich bis an den Tiſch, wo er die Sachen ablegt.)

Wilhelm (bemerkt ihn und ſagt, nachdem er ihn eine Weile beobachtet). Wohin — willſt Du?

Robert. Fort.

Wilhelm. Jetzt?

Robert. Warum nicht? — (den Plaidriemen ausbreitend). Ich habe genug — über und über ſogar! — Mutter wird künftig . . . . . wird künftig die Weihnachtstage — ohne mich — auskommen müſſen — (nach dem Ofen umblickend). Es iſt kalt hier.

Wilhelm. Draußen friert's.

Robert. (Die Reiſedecke rollend.) So! — um zehn thaute es doch.

Wilhelm. Es iſt umgeſchlagen.

Robert. Wie wird man nur den Berg 'runter kommen bei der Glätte?

Wilhelm. Der Mond ſcheint ja!

Robert. Wenn auch.

. . . .

Wilhelm. Er phantaſirt nicht mehr.

Robert. So, ſo!

. . . .

Wilhelm. Er will keinen Arzt.

Robert. So, ſo!

. . . .

Wilhelm. Es iſt ſo plötzlich gekommen, man —

Robert. Hm — ja, ja!

Wilhelm. Es muß doch in ihm geſteckt haben.

Robert. Natürlich — ſonſt wäre er doch wohl nicht nach Hauſe gekommen . . . .

. . . .

Wilhelm. Mir graut — was daraus werden ſoll?!

Robert. Was ſoll man machen?!

. . . .

Wilhelm. Meiner Seele — ich weiß nicht, was ich anfange, — wenn er einmal ſtirbt . . . . . Mit meinem Bewußtſein! mit dem, was ich jetzt erkannt habe! . . . . . ich wüßte wirklich nicht . . . . und nun noch die Reue, die Gewiſſensbiſſe . . . . . . ä! — was da! — was liegt ſchließlich daran?!

Robert. J, Du! — da hätte man viel zu thun . . . . der Alte iſt ein Bischen anders — na ja — unſere Vorſtellung ſtimmte nicht ganz. Gott, ja! aber das ändert doch nichts an der Sache.

Wilhelm. Ich ſage Dir — es iſt mir heiliger Ernſt — mit Wolluſt würde ich heut verzichten, auf das ganze elende Bischen Leben, wenn es ihm zu Gute käme.

Robert (den Ueberrock anziehend.) Das hat wenig Sinn Du — meiner Anſicht nach — Sieh mal, ich gehe jetzt in ein kleines, geheiztes Comptoirchen, ſetze mich mit dem Rücken an den Ofen — kreuze die Beine unter dem Tiſch — zünde mir dieſe . . . . ſelbe Pfeife hier an und ſchreibe — in aller Gemüthsruhe hoffentlich, ſolche . . . . . na, Du weißt ſchon ſolche Scherze, ... ſolche Reclameſcherze: Afrikareiſender . . . . nahe am Verſchmachten, na . . . . . und da laß ich denn gewöhnlich eine Caravane kommen, die unſern Artikel führt. — Mein Chef iſt ſehr zufrieden — es geht durch den Inſeratentheil aller möglichen Zeitungen; und was die Hauptſache iſt —: Wenn ich da ſo ſitze, ſiehſt Du, und die Gasflamme den ganzen Tag ſo über mir fauchen höre — von Zeit zu Zeit ſo'n Blick in den Hof — ſo'n Fabrikhof iſt nämlich was Wunderbares! — was Romantiſches, ſag ich Dir! . . . . . . mit einem Wort, da ſummt mich keine Hummel an.

Wilhelm. Dann lieber gleich todt ſein.

Robert. Geſchmackſache! — Für mich iſt es ein idealer Winkel geradezu; — ſoll man ſich denn immerfort aus dem Gleichgewicht bringen laſſen, ſoll man ſich denn kopfverwirrt machen laſſen, — ich werde ſo wie ſo zwei bis drei Tage brauchen um mich — auf mein Bischen Lebensweisheit zu beſinnen.

Wilhelm. Sag was Du willſt: das nenn ich feig.

Robert. Na item, nenn es ſo. Früher oder ſpäter kommſt Du doch auf meinen Standpunkt. Vater iſt auch zuletzt auf dieſen Standpunkt gekommen. Vater und Du, Ihr ähnelt einander zum verwechſeln. Ihr ſeid dieſelben Idealiſten. Anno 48 hat Vater auf den Barikaden angefangen, und als einſamer Hypochonder macht er den Schluß. — Man muß ſich an die Welt und an ſich ſelbſt bei *Zeiten* gewöhnen, Du! — eh man ſich die Hörner abgelaufen hat.

Wilhelm. Oder aber an ſich arbeiten, um anders zu werden.

Robert. Das ſollte mir einfallen, ich bin, wie ich bin. Ich habe ein Recht ſo zu ſein, wie ich bin.

Wilhelm. Dann fordere Dein Recht auch offen!

Robert. Ich werde mich hüten, denn ich will zu meinem Rechte *kommen*. Die Moralphiliſter ſind nun mal in der Mehrheit. — Uebrigens ich muß nun doch gehen — alſo .... und wenn ich Dir rathen ſoll, Du: nimm Dich vor den ſogenannten guten Vorſätzen in Acht!

Wilhelm (kalt.) Wie meinſt Du denn das?

Robert. Ganz einfach: man muß nicht *Dinge* leiſten wollen, die man ſeiner ganzen Naturanlage nach nun mal nicht leiſten kann.

Wilhelm. Zum Beiſpiel?

Robert. I! — zu mir kommen zum Beiſpiel manchmal ſolche Kerls, die mir den Kopf wer weiß wie heiß machen, von Idealen ſchwatzen. Man müſſe für die menſchheitlichen Ideale kämpfen, was weiß ich! — ich und für Andere kämpfen! fabelhafte Zumuthung! —

und für was und zu was denn? — Na aber wie ich Dich kenne, Dich beunruhigt ſo was, Du würdeſt herumlaufen, wie einer der geſtohlen hat: was bin ich für ein Jammerkerl! würdeſt Du Dir in einem fort ſagen. Hab ich nicht Recht? na und dann käme ſchließlich der gute Vorſatz, und der drückt einen dann, das kenne ich. Ich bin auch früher mit hunderterlei ſolcher Vorſätze herumgelaufen. — Jahrelang — und das iſt kein Vergnügen ſag ich Dir!

Wilhelm. Ich weiß nicht recht, auf was Du hinaus willſt?

Robert Etwas Beſtimmtes habe ich auch durchaus nicht im Auge: — die Unruhe — an der Du jetzt laborirſt — hat ja auch noch andre Urſachen ...... Ich jedenfalls ..... wenn ich früher merkte .... in früheren Zeiten habe ich ja auch ähnliches durchgemacht — aber ſobald ich merkte, daß die Geſchichte über meine Kräfte ging, habe ich ihr gewöhnlich kurz entſchloſſen den Rücken gewandt.

Wilhelm. Soll das ein Wink ſein?

Robert. Wink? — ich wüßte nicht ..... alſo nochmals — laß Dir's gut gehen und ....

Wilhelm. Sag mir doch mal Du — rein objectiv — es hat ein gewiſſes Intereſſe für mich .... es iſt nur weil ....

Robert. Bitte, — was wünſcheſt Du zu hören?

Wilhelm. Du haſt ſelbſt vorhin etwas geſagt.

Robert. Wann, vorhin?

Wilhelm. Als wir über Vater ſprachen.

Robert. Ach richtig, ja — was ſoll ich denn da geſagt haben?

Wilhelm. Du ſagteſt, es würde vielleicht doch gut werden mit Ida und mir.

Robert. Ja ſo, — Euer Verhältniß, — das hätte ich geſagt. —?

Wilhelm. Das haſt Du geſagt.

Robert. Nu ja, ich habe da manches geſagt.

Wilhelm. Das heißt ſo viel, als — Du biſt von manchem, was Du da geſagt haſt, zurückgekommen.

Robert. Ganz recht, das bin ich.

Wilhelm. Auch was die .... dieſe ſelbe Sache anbelangt ....?

Robert. Euer Verhältniß?

Wilhelm. Ja.

Robert. Iſt Dir das denn wichtig?

Wilhelm. Ja, vielleicht.

Robert. Ja.

Wilhelm. Du biſt alſo nicht mehr der Anſicht — daß wir .....

Robert. Nein.

Wilhelm. Schön — ich danke Dir — Du biſt offen — ich danke Dir. — Aber nehmen wir mal an — ſetzen wir den Fall, ich kehre der ganzen Sache den Rücken — ſehen wir zunächſt mal ganz davon ab, was das für mich bedeuten würde angenommen — alſo, ich ginge auf der Stelle mit Dir — was ſollte dann — aus Ida — werden?

Robert. Hm — Ida? — Ida? (zuckt die Achſeln) hm ja, ja — das läßt ſich nicht ſo ſchnell .... das heißt — beſorgen würde mich das wirklich nicht ſo ſehr.

Wilhelm. Du!!! das iſt Deine alte Perfidie! das kenne ich.

Robert. Perfid? wieſo denn? nein, da täuſcheſt Du Dich! um perfid zu ſein iſt mein Intereſſe doch nicht ausreichend — mein Intereſſe an der Sache mein ich. Ich glaube wirklich nicht .....

Wilhelm. Das weiß ich beſſer, Du. Du wirſt mich doch nicht dieſes Mädchen kennen lehren wollen?! es iſt nun mal ſo — verlaß Dich darauf! ſie hat nun mal ein Gefühl für mich, ich kann's nicht ändern — ich bilde mir nichts ein darauf. — Was wird alſo aus ihr werden, wenn ich davon laufe?

Robert. Hm — machſt Du Dir alſo wirklich ernſtlich darüber Gedanken?

Wilhelm. Allerdings — ja — allerdings.

Robert. Antworte mir doch gefälligſt erſt mal darauf: wenn Ihr Euch heirathet, was wird dann aus Ida?

Wilhelm. Das kann kein Menſch wiſſen.

Robert. O doch, Du! das weiß man —: Mutter.

Wilhelm. Als ob Ida mit Mutter zu vergleichen wäre.

Robert. Aber Du mit Vater.

Wilhelm. Jeder Menſch iſt ein neuer Menſch.

Robert. Das möchteſt Du gern glauben. Laß gut ſein! da verlangſt Du zu viel von Dir. Die fleiſchgewordene Widerlegung biſt Du ja doch ſelbſt.

Wilhelm. Das möchte ich wiſſen.

Robert. I, das weißt Du ſehr genau.

Wilhelm. Schließlich kann man ſich darüber hinaus entwickeln.

Robert. Wenn man danach erzogen iſt nämlich.

Wilhelm. Ach, es hat keinen Sinn weiter zureden.

Robert. Durchaus meine Anſicht.

Wilhelm. Das kann ja doch zu nichts führen (ausbrechend, außer ſich.) Ihr wollt mich zu Grunde richten! — Ich bin das Opfer eines Complots! — Ihr habt Euch gegen mich verſchworen, Ihr wollt mich abthun! — Ihr wollt mich endgültig abthun!

Robert. Das war Vaters zweites Wort.

Wilhelm. Das iſt lächerlich, — Deine Bemerkungen ſind einfach lächerlich! — Habe ich etwa nicht Grund, das zu ſagen — wollt Ihr mich etwa nicht von Ida trennen? Es iſt ..... aufrichtig geſagt — mir fehlen die Worte ..... Es liegt eine ſo fabelhafte Anmaßung .... eine Brutalität liegt darin — über alle Begriffe geradezu! Mit Ida ſoll ich Mitleid haben! — wer hat denn mit mir Mitleid, ſag mal? nenn mir einen Menſchen! — wer denn?

Robert. Selbſtverſtändlich! — wenn Du ſo ſprichſt, ſelbſtverſtändlich!

Wilhelm. Man verlangt Opfer von mir. — Auf einmal ſoll ich die unſinnigſten Opfer bringen! Ich ſoll ....

Robert. Du kannſt Dir jedes Wort getroſt ſparen. — Unter ſolchen Verhältniſſen ſelbſtverſtändlich. — Es iſt Dein gutes Recht, das Mädchen feſt zu halten.

Wilhelm. Unter ſolchen Verhältniſſen? — unter was für Verhältniſſe? ſag mir doch bitte!

Robert. Du ſprachſt von Ida — vorhin — meines Wiſſens ...

Wilhelm. Nun ja — alſo was —?

Robert. Jetzt ſprichſt Du von Dir — es kam ſo heraus — na — mit einem Wort, wenn es Dir gleichgültig iſt, was aus dem Mädchen wird — wenn Du die nöthige Doſis .... nun ſagen wir meinetwegen Rückſichtloſigkeit auf Lager haſt .... wenn Du ſie ſo nimmſt .... ſo wie einen neuen Rock oder Hut oder ſo was ......

Wilhelm. Robert! — ſo durch und durch herzlos, wie Du biſt, — Du haſt doch diesmal Recht — ich gehe mit Dir .... hier aus dem Hauſe — heißt das — gehe ich mit Dir .... ein Stück .... nicht weit — und nun .... nun .... bin ich fertig — mit Euch Allen. — Ja, ja, jetzt bin ich — rede nicht erſt! — jetzt bin ich wirklich fertig — ganz und gar ....

Robert (ſieht ihn erſtaunt an und zuckt dann mit den Achſeln.)

Wilhelm (mit ſteigender Heftigkeit.) Du, Du! — gieb Dir keine Mühe — es gelingt Dir nicht — mich kannſt Du nicht täuſchen mit Deiner harmloſen Ruhe. — Recht haſt Du allerdings, aber was Dich auf den rechten Gedanken gebracht hat, das ſag ich Dir in's Geſicht, das iſt jämmerlicher Neid ..... das iſt einfach tief klägliche Mißgunſt! — Du weißt ſehr gut, daß ich ehrlich kämpfen würde, doch ihrer ſchließlich einigermaßen würdig zu werden. — Du weißt ſehr gut, wie dieſes Mädchen mit ihrer Reinheit mich reinigt. Aber Du willſt es nicht! Du willſt mich nicht gereinigt wiſſen. — Warum willſt Du es nicht? — nun weil .... weil Du ſelbſt ſo bleiben mußt, wie Du biſt . . . . . . weil ſie mich liebt und nicht Dich! — Und deshalb haſt Du mir dieſen ganzen Abend mit Deinem Polizeiblick aufgelauert . . . . . haſt mir immer und immer wieder zu erkennen gegeben, daß Du etwas von mir weißt — ja wohl! Du haſt ganz Recht! ich bin ein durch und durch laſterhafter Menſch. Nichts iſt mehr rein an mir. Beſudelt, wie ich bin, gehöre ich nicht neben dieſe Unſchuld, und ich bin auch entſchloſſen, kein Verbrechen zu begehen. Aber Du Robert! Du wirſt dadurch nicht reiner; ein Glück für Dich, daß Du Dich nicht mehr ſchämen kannſt!

Robert (hat während des letzten Drittels von Wilhelms Rede ſeine Sachen genommen und iſt dem Ausgang zugeſchritten. Die Klinke in der Hand bleibt er ſtehen, als ob er reden wollte, beſinnt ſich eines anderen, zuckt reſignirt mit den Achſeln und entfernt ſich ſehr ruhig. Ab.)

Wilhelm (dem Davongegangenen nachrufend.) Robert! — Robert! —

Ida (aus dem Nebenzimmer eintretend.) Wen rufſt Du denn?

Wilhelm. Ach — Du biſt hier.

Ida. Der Arzt iſt drin, Wilhelm — er ſagt — es ſei doch ernſt, es . . . .

Stimme der Frau Scholz (jammernd.) Mein lieber, guter Mann, ach! . . . . ach, mein lieber, guter Mann!

Wilhelm. Was habe ich gethan! was habe ich nun wieder gethan!

Ida. Es drückt mir das Herz ab. — Ich möchte Dich gern — nicht fragen, ich . . . . aber es muß etwas . . . . Du haſt etwas Willy!

Wilhelm. Gar Nichts habe ich — in die Einſamkeit möchte ich wieder — dort iſt unſer Platz, Ida.

Ida. Weshalb —? ich verſtehe garnicht.

Wilhelm (barſch und heftig.) Ja, ja, ja! das iſt ja die alte Leier —: ich verſteh Dich nicht, ich verſteh Dich nicht! — Mutter und Vater haben auch ihr Leben lang verſchiedene Sprachen geſprochen; Du verſtehſt mich nicht! Du kennſt mich nicht! — Du haſt platte Backſiſchilluſionen, und da habe ich nichts weiter zu thun, als mich zu verſtecken vor Dir und zu verſtecken — bis ich ganz und gar zum elendeſten Betrüger und Schurken werde.

Ida (hat Wilhelm beſtürzt angeblickt, nun weint ſie.)

Wilhelm. Da ſiehſt Du nun: dies iſt mein wahres Geſicht. Und ich brauche nur einen Augenblick lang zu vergeſſen, was ich Dir gegenüber für eine Rolle ſpiele, da kommt es auch ſchon hervor. Du kannſt mein wahres Geſicht nicht ertragen. Du weinſt und Du würdeſt Jahre hindurch weinen, wenn ich nicht Mitleid mit Dir hätte. — Nein, Ida, es darf zwiſchen uns nichts werden ..... ich bin zu dem feſten Entſchluß gekommen.

Ida. (An ſeinen Hals fliegend.) Das iſt nicht wahr! — das iſt nun und nimmermehr wahr!

Wilhelm. Denk' an das, was Du hier geſehen haſt! ſollen wir es von neuem gründen? — ſollen wir dieſes ſelbe Haus von neuem gründen?

Ida. Es wird anders werden! es wird beſſer werden, Wilhelm.

Wilhelm. Wie kannſt Du das ſagen?

Ida. Das fühle ich.

Wilhelm. Aber Du ſtürzſt Dich blindlings in's Verderben, Ida! ich reiße Dich in's Verderben!

Ida. Ich habe keine Furcht, — davor habe ich keine Furcht, Wilhelm! hab' nur wieder Vertrauen! gieb' mir nur wieder Deine Hand! Dann werd' ich Dir etwas ſein können — ſtoß mich nur nicht von Dir. — Ich werde nicht mehr weinen -- ich verſpreche Dir ....

Wilhelm. Gieb' mich frei! — zum erſten Mal liebſt Du! — Du liebſt eine Illuſion. Ich habe mich weggeworfen, wieder und wieder. Ich habe Dein Geſchlecht in Andern geſchändet. — Ich bin ein Verworfner. —

Ida (jauchzend und weinend ihn umhalſend). Du biſt mein! Du biſt mein!

Wilhelm. Ich bin Deiner nicht werth!

Ida. O ſage das nicht! vor Dir bin ich klein, ach, wie klein! – wie eine kleine, kleine Motte bin ich nur. Wilhelm, ich bin nichts ohne Dich! ich bin Alles durch Dich — zieh' Deine Hand — nicht — von mir — armſeligen — Geſchöpfe!

Wilhelm. Ida!!! — ich Dir? Ida ich? . . . (umarmen und küſſen ſich unter Lachen und Weinen). Ich ſoll meine Hand nicht von Dir ziehen? — Ja — was — ſagſt Du denn da — was ſagſt Du — denn nur — da — Du — böſe . . . . .

Ida. Nun — verſprichſt Du — mir — nun . . .

Wilhelm. Ich ſchwöre Dir — jetzt . . . . (ein markdurchdringender Aufſchrei aus dem Nebenzimmer ſchneidet die Rede ab. Betroffen und entſetzt ſtarren Ida und Wilhelm einander in die Augen).

Stimme der Frau Scholz. Mein Mann — ſtirbt ja! — mein — guter, lieber Mann — ſtirbt ja doch — mein Mann . . . . (lautes Weinen).

Wilhelm. Gott! — mein Gott — was? — Vater!!! Vater!!! (will ſich in's Nebenzimmer ſtürzen; halbwegs kommt Ida ihm zuvor.)

Ida. Wilhelm! — komm' zu Dir ſelbſt! — und — geh' nicht — ohne mich!

(**Friebe** kommt von Schluchzen geſchüttelt aus dem Nebenzimmer und verſchwindet in der Küche.)

Auguſte (folgt Friebe auf dem Fuße. Vor Wilhelm ſtehen bleibend, ſtößt ſie mühſam hervor): Wer — trägt nun — die Schuld? — wer? — wer? — (Sie bricht am Tiſch zuſammen, ein dumpfes und hohles Stöhnen entringt ſich ihrer Bruſt. Das laute Weinen der Frau Scholz iſt noch immer hörbar.)

Wilhelm (will ausbrechen). Auguſte!

Ida (an Wilhelm's Bruſt beſchwichtigend, mit bebenden Lauten). Wilhelm, — ich glaube — Dein Vater — iſt nicht mehr.

(Wilhelm will auf's Neue ausbrechen, wird abermals durch Ida beſchwichtigt, kämpft ſeinen Schmerz nieder, ſucht und findet Ida's Hand, die er krampfhaft in ſeiner drückt, und geht Hand in Hand mit dem Mädchen aufrecht und gefaßt auf das Nebengemach zu.)

⁂

College Crampton.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Komödie in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

◆

Berlin.
S. Fiſcher, Verlag.
1892.

Perſonen.

Prof. Crampton, Lehrer an der Kunſtakademie,
Gertrud Crampton, ſeine Tochter,
Agnes geborne Strähler, verwittwete Wiesner.
Adolf Strähler,
Max Strähler,
Prof. Kircheiſen, | Lehrer an der Akademie,
Architekt Milius, |
Janetzki, Pedell,
Popper, Kunſtakademiker,
Feiſt, Reſtaurateur,
Kaßner, Wirth einer Kneipe niedriger Sorte,
Kunze, | Malermeiſter,
Seifert, |
Selma, Kellnerin,
Weißbach, | ältere Akademiker,
Stenzel, |
Löffler, Dienſtmann, Faktotum bei Crampton,
Ein Dienſtmann, Modell,
Etwa zwanzig Malſchüler des Profeſſors Crampton.

Erſter Akt.

Das Atelier des Profeſſor Harry Crampton in der Kunſtakademie einer größeren, ſchleſiſchen Sadt. Ein weiter und hoher Raum, deſſen rechte Seitenwand zwei große Atelierfenſter einnehmen. Eine Thür vorn links und in der Hinterwand. Unter jedem der Fenſter ſteht ein gothiſcher Tiſch, bedeckt mit Cartonrollen, Pinſeln, Aquarellkäſten, Tuchen, Paletten, Malſtock ꝛc. in maleriſcher Unordnung — und geziert mit mehreren Bronzen. Auf dem linken Tiſch der trunkene Faun von Herculanum, auf dem rechten der Silenus von Pompeji. Am Mittelpfeiler zwiſchen beiden Fenſtern iſt ein vollkommenes, menſchliches Skelett aufgeſtellt deſſen Schädel von einem verwegen in den Nacken gerückten, mächtigen „Künſtlerhut“ bedeckt wird. Die Wand hinten iſt mit Gobelins bekleidet, die bis hinter einen niedrigen, perſiſchen Divan reichen. Vor dem Divan iſt ein Tigerfell ausgebreitet, darauf ein gothiſcher Betſtuhl ſteht. Auf dem Betſtuhl liegt eine mächtige Bibel in altem Schweinslederband. Der übrige Theil der Wand iſt von einem gothiſchen Schränkchen und mehreren gothiſchen Kirchenſtühlen eingenommen.

Der obere Theil der linken Wand iſt mit einem Cartonfries bezogen, der in Kohle ausgeführt iſt und einen Mänadentanz darſtellt. Im übrigen hängen an dieſer Wand Oelbilder und Studien, während unten an ihr eine gothiſche Truhe, der Apoll von Belvedère und andere Kunſtgegenſtände ſich aneinander reihen. Man bemerkt auf den Staffeleien einige angefangene phantaſtiſche Bilder, deren eines Mephiſto und den Schüler darſtellt. Die Dielen des Ateliers bedecken gute Teppiche. Tabourets, Stühle in verſchiedenen Formen und aller ſonſtiger Atelierhausrath iſt vorhanden. Gasbeleuchtung. Eine verſchiebbare Pappwand trennt die Sofaecke von dem übrigen Atelier.

Profeſſor Crampton liegt mit heraufgezogenen Beinen ſchlafend auf dem Divan.

Er iſt ein mittelgroßer Mann, hoher Vierziger, zart und mit dünnen Beinen. Auf ſeinem rabenſchwarzen Haar ſitzt ein Fez. Der Schnurrbart, ſowie der dichte Backenbart ſind ebenfalls tief ſchwarz. Seine Augen quellen hervor, haben oft einen öden und ſtieren Ausdruck und verrathen den Trinker. Er vermeidet es, wenn er ſpricht, faſt immer, die Menſchen anzuſehen; bei Anreden blickt er an ihnen vorbei. Umhergehend heftet er die Augen meiſt auf den Boden. In ſeiner Kleidung iſt der Profeſſor verwahrloſt. Oft muß er mit einem Griff die trichterförmigen, weiten Beinkleider heraufrücken; ſein Sammtjaquet iſt abgeſchabt, und ſeine türkiſchen Pantoffeln ſind verblichen.

Es pocht an die Thür links. Hinter der Thür rechts hört man Menſchen ruhig umhergehen, Grüße austauſchen, zuweilen Lachen ꝛc.; auch werden Stühle hin- und hergerückt.

Es pocht zum zweiten Mal.

Crampton (aus dem Schlaf, mit heiſerer Stimme): Herr . . . Herein!

Dienſtmann Löffler (tritt ein): Gu'n Morgen, Herr Profeſſor!

Crampton (grunzt, bewegt ſich aber nicht).

Löffler (tritt etwas näher und ſpricht lauter): Gu'n Morgen wünſch' ich, Herr Profeſſor!

Crampton: Guten Morgen!

Löffler (packt den Profeſſor an, rüttelt ihn): Herr Profeſſer! Herr Profeſſer, heren Se nich? de Schiler ſind ja ſchon da.

Crampton: (ſetzt ſich mit einem Ruck auf und ſchaut wieder um ſich): Wie . . . wie ſpät m—mag's wohl ſein, Löffler? Wie? — was ſagen Sie?

Löffler (grob). Schonn iber achte is's. Heren Sie nich? De Schiler ſind ja ſchonn im Aktſaale.

Crampton: Acht durch? (Er erhebt ſich, geht nachdenklich bis in die Mitte des Zimmers, nimmt mit der linken das Fez ab und kratzt ſich mit der Rechten leiſe den Hinterkopf.) Hm! (Er ſieht Löffler an.) Is denn heut Abendakt?

Löffler (indem er die Markiſen an den Fenſtern herunterläßt, darauf den Gashahn ausdreht): Nu Jeſes, Jeſes! 's is doch aber heller Tag. Mer haben doch Morgen und nich Abend, Herr Profeſſer!

Crampton: Heilige Dummheit! heilige Dummheit! haben Sie mich denn geſtern nich nach Hauſe geführt, Löffler?

Löffler. Na, wollten Se denn? Hab' ich's Jhn nich geſagt, mer wollten nach Hauſe gehn? Aber Sie warn doch zu niſcht zu bringen.

Crampton (in ſeinem Aerger umher gehend, weinerlich): Aber Löffler, Löffler, das is ja eine verfluchte Geſchichte, das is ja eine verfluchte Geſchichte! Was wird meine Frau ſagen? Aber, lieber Löffler, ...

Löffler (ungeſchlacht): Nu ich hab's Jhn geſagt, beim dritten Korb Bier, da wollt ich ſchonn nich mehr gehn. Da hab ich zu Jhn geſagt: Herr Profeſſer mer miſſen nach Hauſe gehn, ſonſt läßt uns Jhre Frau nich mehr rein, hab ich Jhn noch geſagt. Und da haben Se mich angeprillt und zu Hauſe geſchickt.

Crampton (händeringend): Mein Allerliebſter, mein Allerbeſter! — und ich wollte noch gehen. Und da haben ſie mich noch mitgeſchleppt, die wüſten Kerle. Jn die Stadt Venedig, in die . . . Ach was weiß ich! (Es wird an der Thür rechts gepocht.) Na ja doch, ja doch! ich komme ja gleich. (Es pocht wieder.) Was is denn los? Laßt mich doch blos mal zu Athem kommen. Ein Hundeleben hat ſo ein Schulmeiſter. So fangt doch an, malt, pinſelt drauf los.

Mehrere Stimmen (rufen durcheinander): Wir haben kein Modell, wir haben kein Modell!

Popper (ein junger Akademiker, ein Wiener — Kraushaar, feines Bärtchen elegante Kleidung. Spricht wieneriſch): Gummoin, Herr Profeſſor! Entſchuldigen Sie gitigſt. Wir ſind olle verſommelt, nur's Modell fehlt. Jch wollt mir mol zu fragen erlauben . . . .

Crampton: Hi, 's is eine Noth, eine Noth, lieber Popper . . . .! Kein Menſch iſt zuverläſſig! Jedem möchte man nachlaufen. Ich habe den Mann beſtellt für dem Morgen. Pünktlich — pünktlich, lieber Popper.

Löffler: Das is nu ni wahr, Herr Profeſſer! Noch nich e mal angeſehn haben Se ſich den Mann.

Crampton: Nicht? Dann verwechsle ich das. Na da ſehen Sie, lieber Popper, nicht mal dazu kommt man. Es iſt entſetzlich. (zu Löffler.) Na, wo is denn nu der Mann, wo is denn nu der Mann?

Löffler: Ich docht merſch doch balde . . . .

Popper: Wenn Sie ſich's dachten, hätten Se den Mann doch mitgebracht.

Löffler: Nu ich hab'n doch mitgebracht.

Crampton (ungeduldig, heftig): So'n dummer Kerl, ſo'n dummer Kerl (ohne Löffler anzuſehen). Da ſteht er hier und glotzt uns an. Na, ſo gehen Sie doch und bringen Sie den Menſchen. (Löffler ab.) Rauchen Sie lieber Popper?

Popper: Ich thät's ſchon gern, aber wenn's nur erlaubt wär'.

Crampton: Ach ja, die Akademie und die Akademie und immer die Akademie. Hols dieſer und jener! (Er raucht in großen Zügen.) Ich weiß überhaupt nicht, wie lange ich's hier noch aushalten werde. Ich habe Pläne. Es paßt mir nicht mehr. (bedeutſam) Ich habe Pläne, lieber Popper. Sie wiſſen ja, die Kaiſerin von Rußland protegiert mich (leichthin). O! eine ſehr kunſtſinnige Dame! Sehen Sie, ich bin nun zehn Jahre in dieſem Neſt. Da kann man genug haben. Wie? Man verſauert. Wie? Man verſauert ſchlechterdings. — Es iſt auch ſo manches nicht nach meinem Geſchmack. Wenig Talent unter den Schülern und unter den Lehrern ſchon garnicht. Dieſe Collegen, ha, ha! Dieſer Director! ho, ho, ho! — O! 'n ganz guter Mann. Frißt keine Stiefelſohlen . . . nicht? (Popper lacht.)

(Löffler erſcheint. Er drängt einen andern, ein wenig verbutteten Dienſtmann vor ſich her.)

Crampton (ohne den Mann richtig in's Auge zu faſſen): Kommen Sie mal her, Mann! (Der Dienſtmann gehorcht. Der Profeſſor fixirt den Stillſtehenden, blickt Popper an, dann wieder das Modell, dann Löffler, dann wieder Popper und bricht endlich aus): Furchtbar komiſch! Furchtbar komiſcher Kerl! Wie, Popper? Furchtbar komiſch! (Zu Löffler.) Und er will Modell ſtehen?

Löffler (aufgebracht): Nu das heßt . . . .! Der Mann is nurr gutt. Greifen Se doch den ſeine Muskeln a mal an. (Er begreift ſeine Arme) Wie Steen ſo harte. Der Mann hat neun Kinder, Herr Profeſſer. (Zu dem Dienſtmann). Nu Auguſt, Du biſt aber och zu tumm. Du ſiſt ja orntlich picklich aus. Was haſt denn Du wieder in der Blouſe ſtecken? (Fortwährend raiſonirend nimmt er ihm nach und nach aus der Blouſe über dem Gürtel das dicke Frühſtücksbrod, ein Pack Schnuren, einen vollen Tabacksbeutel, eine Tabackpfeife, mehrere Streichholzſchachteln, ſowie zwei Wichsbürſten.) Wenn De willſt hier a Geſchäfte machen, da mußt de a biſſel a gewieſtes Uſtreten haben. Immer atent, Auguſt! Ne, ne, Herr Profeſſor, den Mann ſehn Sie ſich erſt mal nackicht an, der . . . .

Crampton (indem er unter dem Divan hervor aus dem Verborgenen, eine Flaſche nimmt und etwas in einen metallnen Becher gießt): Ziehen Sie mal runter. (Er trinkt, verbirgt Flaſche und Becher an dem alten Ort, geht ein mühſames Lächeln im Geſicht, auf Popper zu und ſagt:) Ich muß Chinawein trinken, mein Lieber. Dem Arzt muß man folgen. (Er ſeufzt ſchwer.) Was will man machen? (Er ſeufzt wieder.) Der Magen, der Magen! Es iſt ein Jammer.

Der Dienſtmann (Zu Löffler, der ihn vergebens durch Ziehen und Geflutter aufgefordert hat, ſich zu entkleiden, mit plötzlichem Entſchluß): Ne Karle, das kann mer nich paſſen.

Löffler: Nu Auguſt, wenn de willſt a ſo zimperlich ſein, da haſt de hier freilich ke Glicke nich. Gelt ock, Herr Popper? 'Sis ja ſcharf geheezt im Saale.

Crampton (Die Zigarre neu anrauchend, die ihm in der Zerſtreutheit oft ausgeht): Avanti, avanti! Marſch in den Aktſaal. Nehmen Sie ihn mit, Popper. (Popper faßt lachend den Dienſtmann unter und führt ihn nach rechts ab.) Machen Sie Knochenſtudien. Furchtbar komiſch! (Sobald Popper mit dem Dienſtmann durch die Thür verſchwunden iſt, findet im Aktſaal ein allgemeiner Heiterkeitsausbruch ſtatt.)

Crampton (Streicht ſeinen Bart, räuspert ſich, ergreift den Malſtock und wirft, wie wenn er etwas ſuchte, die Gegenſtände durcheinander; dabei macht er mehrmals mit einem kurzen Blick auf Löffler, dieſem eine befehlende Geſte, die zugleich auf einen Atelierwinkel weiſt, jedoch auf Löffler keinerlei Wirkung auszuüben ſcheint. Deſſen wird der Profeſſor inne und wendet ſich ſogleich mit einem plötzlichen und erſtaunten Ruck): Sind Sie taub, Löffler?

Löffler: Ne, Herr Profeſſer.

Crampton: Fehlt Ihnen ſonſt was?

Löffler: Fehlen thut mir niſchte, aber .... (Er dreht ſeine Mütze.)

Crampton: Na, aber? aber?

Löffler (Nachdem er einige Sekunden gedruckt hat): 'N Cognac will ich Ihn holen, Herr Profeſſer, aber Bier ... da muß ich Geld mitbringen, ſonſt krieg ich keens. Ich mag ſchon garni mehr nibergehen, ſoviel Weſens machen die Leute jedesmal. Er mag noch gehen, aber die alte, dicke, das is gar a Beſt.

Crampton: Legen Sie die Mark aus, Löffler, und ſetzen Sie's auf Rechnung.

Löffler: Herr Profeſſer, ich hab halt och niſcht ibrig. Sehn Se die Leute .... die könnten viel eher was ibriges thun. Was kommt's den Leuten uf die ſechzig Mark an, die mer'n ſchuldig ſind.

Crampton: Na, Sie werden doch noch ne Mark in der Taſche haben, Löffler?

Löffler: Ne wirklich, ich hab's bald nich mehr. Und wenn meine Frau nich ſo ufpaßte; aber die is doch hinter jeden Fennige her, wie e Schißhund. Und ma' kann's wirklich och zu ſchlecht entbehren. 's ſein nu doch och ſchonn wieder zweiundzwanzig Mark und ſechzig Fennige, was ich ausgelegt hab.

Crampton: Na, Löffler, der erſte . . . .

Löffler: Ja, wenn Ihre Frau ni wär, Herr Profeſſer! Aber die geht Ihn am erſchten doch a ganzen Tag nich vom Leder. Was ſoll da fer unſer en'n ibrig bleiben.

Crampton (In ſeinem weinerlich nörgelnden Tone): Ach, Löffler, Löffler! Sie ennuyiren mich ſchrecklich. Sie langweilen mich. Ich will malen und Sie langweilen mich. Statt daß Sie mir die Pinſel gewaſchen hätten, langweilen Sie mich. Ich weiß nicht . . . . So gehen Sie doch Menſch! Gehen Sie doch Ihrer Wege. (Er wirft Gegenſtände umher.) Man vernachläſſigt mich. Nichts iſt in Ordnung. Ein Staub fußdick, puh. Pfui Deuwel! Man kriegt noch die Schwindſucht in dieſer Höhle, in dieſer Stubenmalerakademie. (gebieteriſch.) Da iſt der Korb. (Er zieht einen Flaſchenkorb irgendwo hervor und giebt ihn dem Dienſtmann in die Hand.) Und nun keine Redensarten, mein Verehrter.

Löffler (achſelzuckend): Herr Profeſſer und wenn ich och wollte, mei ganzes Vermögen . . . .

Crampton: Pſſt! — (umhergehend, obenhin.) Dort iſt 'n Teppich, — der muß gewaſchen werden. —

(Er ſenkt beide Hände in die Taſchen und pfeift eine Melodie aus Bocaccio, marſchirt danach, hält ſich einen Augenblick einen Handſpiegel vor, marſchirt darauf weiter im Zimmer herum und pfeifend, mit erhobenem Kopfe, ab in den Aktſaal.

Löffler iſt inzwiſchen niedergekniet, hat einen kleinen, perſiſchen Teppich zuſammengerollt und auf die Schulter gehoben. Wenn der Profeſſor verſchwindet, ſteht auch er im Begriff, ſich, in der Rechten den Bierkorb, mit der Linken den Teppich auf der Schulter haltend, zu entfernen. Da kommt Janetzki, der Pedell, von links.)

Janetzki, (hünenhafter Kerl, mit ſlaviſchem Geſichtstypus, ohne Kragen an mitgenommenen Kleidern und klobigem Schuhwerk. – Er hat in der Hand ein amtliches Schreiben. Spricht ein unvollkommenes Deutſch): Wo iſt Profeſſer?

Löffler: O, ich weeß nich. (Er will an Janetzki vorüber.)

Janetzki: He, he! — wohin ſchleppen Teppich, Löffler?

Löffler: Ach was, Pollack, geh' aus dem Wege!

Janetzki: Bin ich Pollack — gut! — is Pollack gut zu Geld geben Profeſſor; muß Pollack auch ſein gut, wieder zu kriegen Geld.

Löffler: Was kimmert denn mich das, was Sie mit'n Profeſſer haben.

Janetzki: Gut, werd ich nicht laſſen forttragen Sachen Profeſſer. Gut kimmert mich das. Hab ich Material gegeben, Leinewand, Rahmen, Papier — was weiß alles.

Löffler: Halten Sie mich nicht uf, ſa' ich Ihn. Den Teppich will ich zum Renichen tragen.

Janetzki: I glaub's ſchon. Verkaufen, ein Stück nach andern.

Löffler: Na, und wenn och, der Profeſſor kann machen, was er will mit ſeinen Sachen.

Janetzki: Nicht kann er machen! Garnicht kann er machen. Auch nicht Stückchen Leinewand is ſeine von alles das. Erſcht Schulden bezahlen, dann kann er machen . . . .

Löffler: Weg, weg! ſonſt giebt's a Unglick.

Janetzki: Werd ich nicht Platz machen. Garnicht. Werd ich Polizei rufen. Werd ich Director ſagen.

(Crampton und Max Strähler kommen.)

Crampton, (mit einer gezwungenen liebenswürdigen Miene zu Janetzki.) Haben Sie was für mich, mein lieber Janetzki?

Janetzki (in feiger Bosheit zu Strähler hinüber ſchielend, der ſeine Blicke mit Blicken voll Haß und Verachtung auffängt; tritt geduckt vor): Hier, Schrift von Director.

Crampton (legt das Schreiben auf die Bivet): Sonſt noch was, lieber Janetzki?

Janetzki: Hier hab ich Rechnung zuſammengeſtellt. Ibermorgen der erſte Oktober.

Crampton: Schön von Ihnen! Legen Sie's dort auf den Tiſch. (Als Janetzki noch immer nicht Miene macht ſich zu entfernen. Schön, lieber Janetzki. — Gut — gut. (Löffler ab. Crampton ruft ihm nach.) Meinen Hering, Löffler. Vergeſſen Sie mir nicht mein bischen Frühſtück. (zu Strähler.) Das ſagt mir zu, Strähler. Das eß ich täglich.

Janetzki: Wollte Profeſſer nur ſagen, wenn Teppich ſoll reinigen, meine Frau verſteht ſehr gut . . . .

Crampton (In ſcheinbar völligem Einverſtändniß mit dem Kopfe nickend): Recht, Janetzki, recht.

Janetzki (davonlaufend, in der Thür ſchon rufend): Löffler! Löffler der Profeſſer ſagen . . . Meine Frau ſoll Teppich . . . (ab.)

Crampton, (mit funkelnden Augen hinter Janetzki her, mit unterdrückter Wuth die Fauſt ſchüttelnd): Hund, dieſer Janetzki, tückiſcher, polniſcher Hund. (Wiederum die Zigarre anzündend noch mit wüthendem Geſicht.) Rauchen Sie, lieber Strähler! Rauchen Sie! Rauchen Sie! (Er geht ſtark qualmend umher.) Na ja, ich bedauere Sie, lieber Strähler. Sie haben das Schreiben erhalten. — Die Conferenz war geſtern. — Ich konnte nicht durchdringen. — Ich habe mein möglichſtes gethan, aber Sie wiſſen ja . . . . (Bleibt ſtehen, ſinnt nach.) Erſtens, ſollten Sie ein liderliches Leben geführt haben.

Strähler (Junger, bleicher, bartloſer Menſch von noch nicht zwanzig Jahren. Beinkleider und Rock modern von dunklen, guten Stoffen; alles ſauber und neu): Herr Profeſſor . . . .

Crampton: Ich weiß, was Sie ſagen wollen, das gehört nicht zur Sache, wollen Sie ſagen. . . . Man kann liderlich ſein und doch Talent haben. Ja, lieber Mann, ſo ſagen wir, aber das hohe Lehrercollegium . . . . Sie wiſſen ja, — es iſt geradezu unnöthig, daß ein Akademiker Talent hat. Was ſollen wir mit dem Talent anfangen. Das Betragen, das Betragen, lieber Strähler, der Reſpekt, die Ehrfurcht vor dem Lehrer. Vom Director bis zum Pedell. Hauptſächlich vor dem Pedell, mein Lieber. Und Sie haben den Pedell durchprügeln wollen, lieber Strähler. Bedenken Sie doch!

Strähler: Und ich hätte den Kerl geprügelt, wenn er ſich nicht verſteckt hätte.

Crampton: Hätten Sie lieber des Directors Frau zweimal geprügelt, kein Haar wäre Ihnen gekrümmt worden, kein Haar, ſag' ich Ihnen. Aber den Pedell, denken Sie doch, den Pedell prügeln wollen. (Er lacht bitter auf.)

Strähler: Dieſer Kerl iſt ein Schuft, Herr Profeſſor! Ich habe mir von dem Manne nichts bieten laſſen. Wenn er glaubte, ſich etwas herausnehmen zu dürfen, hab' ich ihn zurückgewieſen. Ich hab' mein Material nicht bei ihm gekauft, weil mir dieſer Menſch von Anfang an ekelhaft war. Das iſt mein ganzes Verbrechen. — Nun hat der Mann mich belauert und dem Director allerhand Dinge zugetragen, bis er ihn ſoweit hatte . . . . . und da ſoll man nicht wüthend werden.

Crampton: Ach was, machen Sie ſich nichts draus, Strähler! Pfeifen Sie auf die ganze Akademie. Was ein echtes Talent iſt, das iſt wie ein Urwaldbaum. Verſtehen Sie mich? Eine Akademie — das iſt die Dreſſur, das iſt der ſpaniſche Stiefel, das iſt der Block, das iſt die Uniform, das iſt die Antikunſt! ä (ſpuckt aus.) Hol mich der Teufel! (Nach einer Pauſe in ruhigem Tone.) Ich will Ihnen was ſagen, Sie haben etwas gebummelt. Ich höre, Sie ſind ein wohlhabender Menſch und werfen etwas mit Gelde herum und haben immer 'ne Anzahl Schmarotzer um ſich. Na ja, Sie ſind jung, und da gefällt Ihnen das. Sie müſſen die Menſchen erſt noch kennen lernen. — Nu will ich Ihnen mal was im Vertrauen ſagen: meiden Sie dieſe Geſellſchaft: — und dann: laſſen Sie Niemand merken, daß Sie Geld haben. Nicht etwa des Anpumpens wegen, Gott bewahre! Aber wiſſen Sie, der Reichthum erzeugt ſo eine Art Atmoſphäre, in die ſich der anſtändige Menſch nur mit Zögern hineinwagt, während gemeine Naturen und Streber in Maſſe nur ſo hineinpurzeln. Wen aber dieſe Schmarotzer-Bande mal in den Klauen hat . . . Haben Sie mal einen Froſch geſehen, dendie Pferde-Igel in der Mache haben? Alſo, lieber Strähler, geben Sie mir die Hand. (Er ſtreckt Strähler die Hand entgegen.)

Strähler (mit unſicherer Stimme): Ich danke Ihnen, Herr Profeſſor!

Crampton (legt ihm die Hand auf die Schulter): Und im übrigen, junger Mann, Bruſt raus! Kopf hoch! Und wenn der Teufel und ſeine Großmutter in Ihren Weg treten, durch! und wenn Deine beſten Freunde Dir rathen, von der Kunſt abzulaſſen — laß ſie ſchwatzen! man wird Dir, wenn Du erſt mal was Rechtes leiſteſt, erſt recht den Kopf heiß machen. Jeder Straßenkehrer wird Deine Arbeit beſpucken und Dir zuſchreien: werde Straßenkehrer! Die Hauptſache iſt: bete und arbeite! Aber nicht zu viel beten, mein Lieber! lieber etwas mehr arbeiten! Und nun machen Sie's gut, Strähler. Leben Sie wohl! Beſuchen Sie mich, ſo oft Sie wollen. Hören Sie, ſo oft Sie wollen. Oder bleiben Sie noch etwas hier. Ich freue mich ſehr, wenn Sie hier ſind. (Er hat mit der Rechten den Brief auf der Bibel ergriffen.)

Strähler: Ich wollte nur noch ſagen, Herr Profeſſor! in dieſem Punkte können Sie unbeſorgt ſein. Es mag zwar komiſch klingen, aber ich kann's nicht ändern. Ich habe ein ziemlich ſtarkes Selbſtvertrauen.

Crampton: Natürlicherweiſe in Ihrem Alter . . .

Strähler: Das Bischen Kunſt, was wir heutzutage in Deutſchland haben, das macht mir nicht bange, damit kann ich ſchon concurriren.

Crampton: Mein Lieber, mein Lieber, nur nicht zu hitzig!

Strähler: Nein wirklich, das kann ich, das weiß ich ſicher.

Crampton (klein): Ei, ei mein Lieber, das hat ſein Weſen. — Noch Eins, lieber Strähler, wenn Sie irgend können, gehen Sie fort aus dem Neſt. Nach München, nach Rom, nach Paris, hier wird man zum Schildermaler. Da (Er ſchiebt ein Stück Draperie beiſeite, man gewahrt ein Wirthshausſchild.) Hier geht man zu Grunde. (Er blickt düſter zur Erde, ermannt ſich bald und öffnet den Brief. Schon während des Leſens hellt ſein Geſicht ſich auf. So bald er fertig iſt, geräth er außer ſich vor Entzücken. Wiederholt kommen ihm Thränen während des Folgenden.) Was? Was? Was? Strähler! Wiſſen Sie, Strähler, der Herzog kommt. Strähler! Mein Herzog kommt. Wiſſen Sie denn, was das heißt? Mein Gönner! Mein Mäcen! Mein Retter kommt. Ja wiſſen Sie, mein Retter, Strähler. Denn, wahrhaftigen Gott, beinah wäre ich erſtickt. Mein Retter kommt und nun kriegt das alles ein anderes Geſicht. Nun kann Löffler, oder der Teufel das Schild zu Ende malen. Nicht rühr' an; auch nicht rühr' an. (Strähler bei den Schultern faſſend.) Strähler! Das iſt ein Charakter, ein Charakter, ſag ich Ihnen, wie Gold: und ein Kind an Güte. Wie ein kleines Kind iſt der Mann. Gegen mich iſt der Mann wie ein Vater geweſen. Hier leſen Sie, leſen Sie gut, lieber Strähler.

Strähler (lieſt): Ich habe den Herren mitzutheilen, daß ſeine Hoheit, der Herzog Fritz Auguſt geruht hat, der hieſigen Akademie für morgen Nachmittag ſeinen Beſuch ankündigen zu laſſen. Es wird den Herren Lehrern empfohlen . . . .

Crampton: Na, das wiſſen wir ſchon, das wiſſen wir ſchon. Der gute Director iſt ein Hansnarr. Ich werde mir keine Hoſen mit Löchern anziehen, das verſteht ſich von ſelbſt. Ueberhaupt der gute Director hat wohl kaum jemals in Hofkreiſe hineingerochen. So alt, wie Sie, war ich, da athmete ich Hofluſt. Ja, ja, mein Lieber, Sie müſſen ſich ranhalten. Ich war mit neunzehn Jahren ſchon herzoglicher Hofmaler. — Der Beſuch gilt mir. Ich wette darauf, der Beſuch gilt mir. (Löffler kommt mit dem gefüllten Bierkorb in der einen, dem Teller mit dem Hering in der andern Hand.) Löffler! Löffler! Mein Herzog kommt. Was ſagen Sie dazu. Der Mann kommt und beſucht mich. Hier liegt der Brief. Schnell gießen Sie Bier ein. Darauf trinken wir eins. Sie kennen den Herzog, nicht wahr, lieber Strähler? Ein reizender Mann. So fein und beſcheiden. Und ein Kenner, ein begeiſterter Kenner von allem, was Kunſt heißt. Der Herzog verehrt mich. Mein Herzogthum für einen Crampton hat der Mann geſagt. Im Spaß natürlich. Proſt! trinken Sie, trinken Sie! (Strähler nippt, der Profeſſor leert gierig das Gefäß. Sie trinken aus alterthümlichen Steinkrügen.) Da ſchwatz ich nun Unſinn, anſtatt meine Maßregeln zu treffen. Was hab' ich denn fertig? Der Mann will doch Bilder kaufen. (Mitten im Herumfahren plötzlich mit einem Blick an Strählers Kopf haftend und einen langen Puff ausſtoßend.) Hui, was entdeck ich! (In die Hände klatſchend, wie unſinnig.) Der Schüler, der Schüler, das iſt ja der Schüler. Nu ſehen Sie doch, Löffler, das is ja mein Schüler.

Löffler: Nu ja, Herr Profeſſor, das wußt' ich ſchon lange.

Crampton: Ach Dummkopf, Dummkopf! (Er rennt nach Malſtock und Palette, ſtellt ſich vor das kleine Bildchen, welches Mephiſto und den Schüler darſtellt und weiſt gebieteriſch auf einen Seſſel, der nicht weit davon ſteht.) Hier mein ich, den Schüler zu meinem Mephiſto. — Da, hinſetzen, Strähler! (Einen Pinſel malbereit, fixirt er das Bild.) Sie ſind ja ein Goldmenſch. Heut is ja ein Glückstag. (Er miſcht Farben.) Zwei Jahr hab' ich geſucht nach dieſem Köpfchen. (Immer miſchend.) Ein Dickköpfchen iſt dieſes Köpfchen. Hat mir zu ſchaffen genug gemacht, dieſes Dickköpfchen. Nun wollen wir es aber doch gleich kriegen, dieſes Köpfchen. Ja, lieber Mephiſto, wir haben uns nun lange genug gegenſeitig gelangweilt. Morgen holt Sie der Herzog, oder

der Teufel. (Singt.) Morgen muß ich fort von hier . . . ., (Spricht weiter.) Adieu! Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!

Löffler: Na, da kann ich wohl och gehen?

Crampton (Mehr als einverſtanden.): Zu Gottes Namen.

Löffler: Wenn komm ich denn wieder?

Crampton: Zu Mittag, Löffler.

Löffler: Halt'! zwe Mark ſind noch ibrig.

Crampton: Behalten Sie, Löffler.

Löffler: Dank' ſchön. (Will gehen.) Halt, ſachte, ich hab' och de Kleene getroffen. In eener halben Stunde wollte ſie hier ſein.

Crampton (Befremdet): Was für 'ne Kleene?

Löffler: Nu, Ihre Jüngſte.

Crampton (Hochzufrieden): Mein jüngſtes Fräulein Tochter? Recht, Löffler, recht. Machen Sie's gut. (Löffler ab. Crampton läuft, ohne noch den erſten Pinſelſtrich gemacht zu haben und verſteckt die Bierkrüge und Flaſchen ſowie eine gefüllte Weinflaſche, die Löffler gebracht hat.) Wenn meine Tochter kommt, lieber Strähler, da wollen wir doch lieber . . . Was ſoll das Kind denken? (Er befindet ſich hinter der Pappwand, gießt ſchnell aus der Weinflaſche in den Becher, trinkt und verſteckt die Flaſche. Dabei ſeufzt er.) Je, ja! Je, ja! (Es klopft. Sofort rennt der Profeſſor vor die Staffelei und giebt ſich den Anſchein, als ob er in eifrigſter Arbeit ſich bisher befunden hätte und noch befände. Es pocht wieder. Die Thür öffnet ſich. Gertrud Crampton tritt ein.)

Gertrud: (Ein hübſches und ſtattliches Mädchen von achtzehn Jahren im Rembrandthut und übrigens nicht modiſch, ſondern mit einem freien künſtleriſchen Geſchmack gekleidet. Ihr Geſicht verräth Abſpannung und Kummer, jugendlicher Friſche zum Trotz.): Guten Morgen, Papa!

Crampton (Ueberraſchung heuchelnd): Ach Kind, Du biſt da!

Gertrud: Ja, Papa! Ich. (Sie zieht langſam die Handſchuhe aus.)

Crampton: Entſchuldige, Kind, ich komme gleich.

Gertrud: Ach, laß Dich nicht ſtören. Ich habe Zeit.

Crampton: Du weißt wohl noch nicht, ich muß mich beeilen. Der Herzog kommt morgen. Er will mir das Bildchen abkaufen. Da wird denn gemalt, daß die Augen ſchmerzen. Nicht wahr, lieber Strähler? (Zu Gertrud.) Das iſt der Verbrecher, den wir hinausgeworfen haben. Sollt' man's wohl glauben? Sieht er nicht aus, wie 'n junges Mädchen?

Gertrud (Bis dahin ohne jedes Intereſſe für Strähler, blickt bei dem Worte „Verbrecher“ ihn flüchtig und zugleich erröthend an.)

Crampton: Komm her, liebes Kind. (Er nimmt ſie um die Taille und zieht ſie auf ſeine Knie, ſie hätſchelnd und ſtreichelnd, wie der Liebhaber ſein Mädchen) Sieh Dir's mal an. Wie? Ein leidliches Bildchen, ein annehmbares Tableauchen. (Heftig.) Still ſitzen, Strähler. Sie rücken ja hin und her. Was ſoll mir das nützen? Sie wackeln ja mit dem Kopfe wie 'n Tapergreis. Aber der ganze Schüler, Kind, nicht? Ruhen Sie mal aus, Strähler. So! (Palette weglegend.) Ihr kennt Euch noch nicht? Das iſt hier mein liebes Herzblättchen. Meine Unſterblichkeit, lieber Strähler. Eine allerliebſte Unſterblichkeit, gelt junger Mann?

Gertrud: Ach Papa! laß doch das.

Crampton, (triumphirend zu Strähler, der das Bild betrachtet): Wie? Was? Das iſt ein Bildchen. So malte man, wie Van Dyk zu Rubens in die Schule ging. Da ſoll einer kommen und mir das nachmachen. Dieſe Stümper, dieſe Stümper. Betrachten Sie mal das da. Das iſt der Carton zu meinem Mänadentanz. Sie wiſſen doch, das Bild iſt durch die ganze Welt gegangen. Wiſſen Sie, Strähler, was Genelli ſagte, als er den Carton ſah? Genelli war mein Freund — am herzoglichen Hofe. Es giebt nur zwei Menſchen, die ſo eine Contour zeichnen: Sie Crampton, und ich. Herr Gott halb zehn. Da muß ich ja in den Aktſaal, da muß ich ja in den Aktſaal, da muß ich ja corrigiren. Verdammte Schulmeiſterei. Verdammte Schulmeiſterei. Unterhaltet Euch Kinder, bis ich zurückkomme. (Er hat wieder den Fez aufgeſetzt und ſchreitet auf die Thür zu. Bevor er in den Aktſaal tritt, giebt er ſich Haltung und beginnt, wie vorhin eine Melodie zu pfeifen. Ab.)

(Gertrud und Strähler ſind allein. Sie blättert in einem Buche, er nimmt Farbentuben in die Hand und legt ſie wieder fort. Plötzlich ſtößt Gertrud einen

Gegenſtand um, der ſogleich vom Tiſche herunter fällt. Sie und Strähler bücken ſich nach ihm, berühren ſich dabei mit den Händen, richten ſich auf und zeigen Spuren von Verwirrung.)

Gertrud (nach einer Pauſe): Herr Strähler? Ich hatte doch recht gehört?

Max: Ja wohl. Mein Name iſt Strähler, Fräulein!

Gertrud: Ich glaube ich kenne Ihre Frau Schweſter.

Max: Ja wohl, meine Schweſter hat mir's erzählt.

Gertrud: Wir ſahen uns öfter im Conſervatorium.

(Kleine Pauſe.)

Gertrud: Iſt es denn richtig, daß der Herzog kommt?

Strähler: O gewiß, Fräulein! Sicher. Dort liegt ja die Meldung.

Gertrud (nach einer Pauſe): Sie ſind ein paar Jahre Landwirth geweſen? Oder täuſche ich mich? Ich weiß nicht, wer es ſagte. Ich glaube, Profeſſor Müller ſagte es neulich.

Strähler: Ganz recht, gnädiges Fräulein!

Gertrud: Warum ſind Sie denn das nicht geblieben? Ich denke mir das doch ſo hübſch, Landwirth ſein . . .

Strähler: Ich hatte leider kein Talent zum Landwirth.

Gertrud: Dazu gehört auch Talent?

Strähler: Ja! Und großes.

Gertrud: Na, ich weiß nicht, die Künſtlerlaufbahn würde ich nicht einſchlagen.

Strähler: Ach, warum nicht, Fräulein?

Gertrud: Ich ſtelle mir das viel ſchöner vor, Landwirth ſein. (Nach einer Pauſe.) Wie finden Sie denn meinen Papa, Herr Strähler?

Strähler: Er iſt doch ſehr heiter und fröhlich, ſcheint mir.

Gertrud: So, finden Sie? — Ich habe nämlich immer ſo große Sorge um Papa.

Strähler: Ach, wirklich?

Gertrud: Sie wiſſen wohl, daß ich Papa meiſtens führen muß, er kann nicht allein gehen. Wenn er allein geht, bekommt er Schwindel. — Er verträgt faſt garnichts mehr. — Er iſt überhaupt ſo hinfällig, er muß in jeder Beziehung ſo vorſichtig ſein, daß .... daß man ein gutes Werk thut, wenn man ihm immer wieder an's Herz legt, ſich zu ſchonen, ſich keine Strapazen zuzumuthen. — Herr Strähler, Sie werden es vielleicht ſeltſam finden, aber — ich habe ſchon ſo viel durchgemacht .... Vielleicht iſt es Ihnen möglich, meine Lage zu verſtehen. Sie wiſſen vielleicht, daß Papa — die Nacht — wieder nicht nach Hauſe gekommen iſt. Vielleicht wiſſen Sie ſogar, wo er geweſen iſt!? — Ich bin die ganze Nacht nicht zur Ruhe gekommen. — Denken Sie doch, was kann ihm alles zuſtoßen. Er iſt ja ſo hilflos, ſo ganz auf die Anderen angewieſen .... (mit einem tiefen Seufzer der Erſchöpfung.) Ach, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr.

Strähler: Aber Fräulein!

Gertrud: Sie ſind jung, aber Papa iſt nicht mehr jung.

Strähler: Aber ich verſichere Sie, Fräulein! Ich habe Herrn Profeſſor nie zu etwas veranlaßt. Ich bin nur ganz ſelten mit ihm ausgegangen und dann .....

Gertrud: Aber, wer ſind denn die Leute? Sie müſſen doch ſehen, daß es mit Papa nicht gut ſteht, daß er ſich völlig zu Grunde richtet. Nicht nur ſich ſelbſt, es iſt ja entſetzlich. Es iſt ja furchtbar, das ſagen zu müſſen, was hier auf dem Spiele ſteht.

Strähler: Mein liebes Fräulein, das Eine ......
Ich möchte Ihnen nur das Eine ſagen .... daß Sie mir gegenüber offen ſind .... auf Ehre und Gewiſſen, ich bin kein Unwürdiger. (Er iſt nahe zu ihr getreten.)

Gertrud, (von dem Stuhl, auf den ſie geſunken iſt, aufſchnellend, die Thränen trocknend und ſich wegwendend): Pſt, pſt! Papa kommt.

Crampton (kommt trällernd und mit glücklichem Geſicht hereingetänzelt): Immerzu undici, dodici, tredici tralala—la—la—! (Bleibt in einer ſtolzen Poſe mitten im Atelier ſtehen, ſchnalzt mit den Fingern und blickt mit dem Ausdruck überquellender Freude triumphirend auf Sträbler und Gertrud hin.)

Zweiter Akt.

Wie im erſten Akt. Cramptons Atelier. Es iſt Nachmittagszeit. Max Strähler, begleitet von ſeinem Bruder Adolf Strähler, iſt ſoeben von links eingetreten.

Adolf, (ein etwa zweiunddreißigjähriger Lebemann, von geſundem Ausſehen, mit einem Anſatz zum Embonpoint. Er iſt elegant, aber leger gekleidet). Na höre mal, wo Du mich überall rumſchleppſt.

Max: Ich hab' Dich wirklich nicht oft beläſtigt. Aber der Mann hat ſich ſo liebenswürdig gegen mich benommen, daß es einfach Deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit iſt, ihm mit 'n paar Worten zu danken. — Gelt, fein, Adolf? Da ſieht man gleich, wes Geiſtes Kind er iſt.

Adolf (ſich umſehend): — Verrückt, Max.

Max: Verrückt? Wieſo denn?

Adolf: Na, Du (auf das Skelett zeigend) der ſanfte Heinrich da, mit dem Calabreſer auf der Glatze, das iſt geſchmacklos.

Max: Dein Geſchmack iſt ſo platt, wie'n Achtgroſchenſtück.

Adolf: Kann ſein, ich verſteh's nich. Aber ſieh mal, zum Beiſpiel: (er tippt mit der Fußſpitze auf das Tigerfell) was ſoll das nu hier? Das is doch nu keine feine Symbolik.

Max: Wieſo denn Symbolik?

Adolf: Na, Königstiger . . . .

Max: Ach Du, Du haſt ſo'n wegwerfendes Weſen. Das iſt Cynismus. Ihr ſeid alle ekelhaft cyniſch, ihr Kaufleute. Das is förmlich 'n Standesmakel.

Adolf, (unterdrückt herauslachend): Hoho, ausgezeichnet. Der Kerl iſt rausgeſchmiſſen, von der Akademie geſagt und redet von Standesmakel. O Du Jammerhahn! O Du trauriger Jammerhahn!

Max, (der Profeſſor öffnet die Thür, aus dem Aktſaal kommend): Hör' auf, Adolf!

Adolf: O Du Jammerhahn, Du ....

Max: Pſt, pſt!

Adolf: Achtung.

Crampton, (im Frack und in Glanzlackſchuhen, einen Orden im Knopfloch. Er iſt ſehr beſchäftigt und geht, einen zerſtreuten Blick auf Adolf werfend, auf Max zu): Guten Tag, meine Herren! Was verſchafft mir die Ehre? (überraſcht) Guten Tag, lieber Strähler! Nun erkenne ich Sie erſt.

Max: Sie geſtatten, Herr Profeſſor, daß ich Ihnen meinen Bruder vorſtelle.

Crampton (zerſtreut): Sie ſind der Bruder; ſo, ſo. Freut mich ſehr. (Ungeduldig, faſt unfreundlich abbrechend) Sie entſchuldigen mich, lieber Strähler! Sie ſehen, ich bin ſehr beſchäftigt. (Nicht ohne Prahlerei) Seine Hoheit kann jeden Moment eintreffen. (Leichthin) Seine Hoheit der Herzog Fritz Auguſt hat ſich bei mir angemeldet.

Adolf: Herr Profeſſor, es handelt ſich auch nur um eine kurze Minute. Dieſer Jüngling iſt nämlich nicht nur mein Bruder, ſondern auch mein Mündel.

Crampton (abweiſend): Womit kann ich dienen?

Max: Er kommt und erzählt mir, man hätte ihn von der Akademie fortgejagt, nun da bin ich als Vormund ....

Crampton (gereizt und händeringend): Ja, was denken Sie denn, ja was denken Sie denn?! Ich habe ja Ihrem Bruder ſchon lange Reden darüber gehalten. Soll ich Ihnen die Reden vielleicht nochmal vorſprechen?! Ich weiß ſie nicht mehr. Ich hab ſie vergeſſen, auf Ehre. Ich habe Noth, daß ich die paar Worte behalte, die ich mir für den Herzog zurechtgelegt habe.

Adolf (vergebens bemüht, den Ernſt zu wahren): Verehrter Herr Profeſſor, es handelt ſich ja buchſtäblich nur um zwei Worte.

Crampton, (der ſein Lächeln bemerkt hat, ohne ihn anzuſehen): Mir iſt das nicht lächerlich. Mir iſt das durchaus nicht lächerlich. Die Mütter und Väter und Vormünder werden mich noch um den Verſtand bringen. Da kommen die Leute und wollen, daß man ihnen weiſſagt. Ich logire nicht auf dem Dreifuß. Ich bin keine Pythia. Ich weiß heute noch nicht, ob ich ſelbſt Talent habe. Sie werden mir nächſtens die Windeln in's Haus ſchleppen. Ich kann nicht aus Eingeweiden weiſſagen, verſtanden?

Adolf: Aber, pardon! pardon!

Crampton: Kein pardon, mein Lieber.

Adolf: Herr Profeſſor, Sie verkennen mich. Ich hatte nur die Abſicht, Ihnen meinen noch ganz beſonderen Dank .... Es giebt ſo gewiſſe Momente, wie Ihnen vielleicht bekannt iſt ... nämlich .... Bevor mein Bruder geſtern zu Ihnen ging, war ich einigermaßen beſorgt um ihn. Nun hat Ihr Zuſpruch ihn ſo aufgerichtet ..... Darüber freute ich mich herzlich, und nun wollte ich ganz einfach dem Manne meinen Dank ſagen.

Crampton: Ach, daher bläſt der Wind. Ja ſo, lieber Strähler! (im Vorbeigehen Max' Schulter berührend). Nun das freut mich, mein Junge, wenn's Dir geholfen hat. (zu Adolf). Ja ſehn Sie, mein Lieber, Sie ſagten Vormund. Sie brauchen blos wieder Vormund ſagen, und ich verliere ſofort nochmals die Beſinnung.

Adolf (lachend): Ich werde mich ſchön in Acht nehmen.

Crampton (ebenfalls lachend): Ja, lieber Herr, daß Sie dieſen Tuſch unſchuldiger Weiſe ....

Adolf: Er war gewiß für den Herzog beſtimmt, Herr Profeſſor!

Crampton: Sehr gut, ſehr gut!

Adolf: Ich ſtöre nun nicht länger.

Crampton: Aber bleiben Sie doch, bleiben Sie doch! (Er ſieht nach der Uhr). Der Herzog beeilt ſich nicht.

Adolf: Aber ich muß mich leider beeilen. (Verbeugt ſich). Empfehle mich, Herr Profeſſor!

Crampton, (mit der Hand ſinnig winkend). Adieu denn, Adieu denn! Beſuchen Sie mich doch gelegentlich, ich werde mich freuen. Und Sie, lieber Strähler, Sie könnten mir gleich noch etwas behilflich ſein?!

Adolf: Bleib nur getroſt, ich finde nach Hauſe (ab).

(Kleine Pauſe.)

Crampton: Zunächſt, lieber Strähler, wie ſitzt mir der Frack?

Max: Sehr gut, Herr Profeſſor!

Crampton: Nicht wahr, vorzüglich. — Und nun halten Sie mal die Thür zu (Er geht nach der Flaſche, gießt ein ꝛc.). Ich habe immer etwas vorräthig: ich muß mir immer eine kleine Herzſtärkung im Hauſe halten (trinkt) und beſonders für ſolche Gelegenheiten. Ich muß heute meine fünf Sinne beiſammen haben, lieber Strähler. Sie wundern ſich vielleicht über meine Aufregung. Aber für mich bringt der heutige Tag gewiſſermaßen eine Entſcheidung. Ich werde Ihnen das ſpäter bei Gelegenheit mal erzählen. Uebrigens, wenn Sie ſpäter mal heirathen ſollten; — aber thun Sie's lieber nicht, Sie haben das garnicht nöthig; denn wenn ein Künſtler das thut, ſo ſetzt er alles auf eine Karte und verliert meiſtens alles, auch ſeine Kunſt, bevor er dreie gezählt hat. — Aber wenn Sie doch mal heirathen, dann — machen Sie ſich von vornherein ein feſtes Taſchengeld aus, mein Lieber. (Es klopft, er ſchreit) Herein! Herein!

(Profeſſor Kircheiſen und Architekt [illegible] befrackt, kommen herein.)

Crampton: Servus, servus, meine Herren! Hoheit noch nicht in Sicht? Nehmen Sie Platz, meine Herren.

Prof. Kircheiſen, (hübſcher Mann in den fünfziger Jahren mit langen Künſtlerlocken und langem Barbaroſſabart. Er iſt fahrig und erregt und lacht fortwährend nervös): Hi, hi! Mir gribbelt's in mein'n ganzen

Körper förmlich wie Ameiſen. Hi, hi! Weiß Gottchen, ich gann mich nich ſetzen, College Crampton!

Milius (fünfunddreißigjährig, verfettet, kurzathmig, deshalb in Abſätzen redend, lachend): Gottvoll! Der Director reibt ſich auf im Dienſte der Kunſt. Er iſt vor lauter Eifer die Treppe runtergefallen. Ich glaube, er hat ſich die Naſe zerſchunden. Die Frau vom Pedell wiſcht das Blut von der Treppe.

Prof. Kircheiſen (lachend): Ach Gottchen! Gottchen! 'S giebt 'n Malheur. Hi, hi! Wenn er nun vor dem Herzog ſteht und es tropft. Und es tropft, meine Herren, ihm das Blut von der Naſe . . . . (Alle lachen.) Und es tropft, meine Herren . . .

Crampton (mit Ernſt erzählend): Von Rauch die Geſchichte kennen Sie doch. Dem tropfte mal was auf 'ne Marmorbüſte. Was? Lieber Gott ja, der Meiſter ſchnupfte. Sie wiſſen doch, was der Mann da gemacht? Die Kunſt iſt das Höchſte, verſtehen Sie wohl. Er wollte die Büſte ſich nicht verderben. Da hat er es mit der Zunge entfernt. (Kircheiſen und Milius lachen heraus.) Mein Gott, ich finde das ſehr natürlich. (Er reicht Cigaretten herum.) Bringen Sie mal Feuer, lieber Strähler! (Strähler wird von den Lehrern mit Befremden bemerkt.) Strähler iſt mein Privatſchüler. In meinem Privatatelier bin ich mein eigner Herr. Ich bin überhaupt nun entſchloſſen, dem Director mal gründlich die Zähne zu zeigen. Ich laſſe mir nicht mehr meine beſten Talente aus den Händen drehen. Ueberhaupt, meine Herren, wir ſollten zuſammenhalten. Wir vorgeſchrittnen Elemente ſollten zuſammenhalten. Wiſſen Sie, meine Herren, ich hab eine Idee. Wir ſollten einen St. Lucas-Club gründen. College Weingärtner, College Milius, Du, Kircheiſen und ich zunächſt mal. Als compacte Maſſe, meine Herren, werden wir der Gegenpartei bald genug Reſpect einflößen, dieſen Herren Müller und Schulze und Krauſe und Nagel und wie die ſchönen Krähwinkler Berühmtheiten ſich ſonſt zu nennen belieben. Ueberhaupt, meine Herren, wir wollen in dieſes

Neſt doch endlich mal bischen Leben und Zug bringen. Wenn wir nur wollen, ſo können wir das Neſt zur Kunſtſtadt erſten Ranges machen. Wiſſen Sie, da fällt mir ein, ich werde mit dem Herzog darauf zu ſprechen kommen.

Archit. Milius, (dem Profeſſor die Hand auf die Schulter legend): Profeſſor, hören Sie mal, der Herzog kommt gewiß noch nicht gleich. Der Mann iſt draußen .... Sie wiſſen ja, den ich hergebracht habe. Er möchte doch gerne mal das Schild ſehen. Darf er?

Crampton, (mit gelinder Verſtimmung, leichthin): Mag er es anſehen, lieber Milius. Mag er ſich's anſehen, dort drüben ſteht es.

Milius (ruft zur Thür hinaus): Herr Feiſt, Herr Feiſt! Ich bitte ſehr, Herr Feiſt!

Feiſt (Aeußeres eines wohlhabenden Reſtaurateurs, [illegible] wie ein Kellner). Zu dienen, zu dienen.

Milius (vorſtellend): Profeſſor Crampton, Herr Feiſt.

Crampton beachtet ihn kaum, dreht ſich eine Cigarette. Milius wird nervös und verlegen, der Reſtaurateur noch viel mehr. Milius führt ihn vor das Schild und deckt es auf. Crampton ſpricht leiſe und beluſtigt mit Profeſſor Kirchheiſen.

Milius (zu Feiſt): Gefällt es Ihnen?

Feiſt, (nun mit der Anmaßung des Beſtellers): Ja wiſſen Se, es is ja ganz hibſch, aber ich hatt' mirſch e biſſel anders gedacht. Hier hat ich mir gedacht ſo'n richt'gen, dicken Gambrinus, und hier ſo ne richt'ge, große Kruke, wo der Schaum ſo runterkleckt, und hier dacht ich mir halt, ſolche richt'ge, kleene Engel, die de ſo mit Weinflaſchen hantieren .....

Crampton, (zu den Profeſſoren): Furchtbar komiſcher Kerl! (Mit plötzlicher Wuth). Malen Sie ſich Ihre Schilder alleine. Wenn Sie's ſo genau wiſſen, wie's gemacht wird, was beläſtigen Sie denn andere Leute! Es iſt eine Zumuthung, es iſt eine unverſchämte Zumuthung!

Milius: Aber, College Crampton, der Herr hat ſich wirklich nicht das mindeſte zu ſchulden kommen laſſen, was Sie berechtigte .....

Crampton: Mir gleichgültig, mir völlig gleichgültig. Es iſt eine Zumuthung! Ich bin ein Künſtler! Ich bin kein Anſtreicher!

Feiſt, (ſich zurückziehend): O bitte — o bitte — empfehle mich!

Milius (ihn hinausbegleitend): Ich bedaure ſehr, Herr Feiſt . . . . (beide ab).

Crampton: Was dieſer Milius, dieſer Architekt, ſich wohl einbildet, meine Herren? Schleppt mir ſeine Kunden auf den Hals, muthet mir zu . . . . .

Janetzki, (ſchwarzer Anzug, geſtrickte weiße Handſchuhe; guckt in höchſter Aufregung zur Thüre herein): Herr Profeſſor, Herr Profeſſor Kircheiſen! Herzog iſt unten in Bildhauerklaſſe.

Kircheiſen: Was tauſend! Janetzki . . . (ſpringt auf, ab.)

Crampton, (ruft in den Aktſaal): Der Herzog kommt.

Gertrud (tritt ein, ſehr bleich, verweint).

Crampton: Gertrud, der Herzog kommt jeden Augenblick. Er iſt ſchon unten bei Kircheiſen; bleib nur hier, bleib nur ruhig hier, Kind. Ich werde Dich ſeiner Hoheit vorſtellen. Wenn ſich Gelegenheit findet, werde ich Sie auch vorſtellen, lieber Strähler. Warum denn nicht, Sie machen ja eine ganz gute Figur. Greift mal meine Hand an, Kinder. (Vor Erregung zitternd.) Vorhin war ich aufgeregt, jetzt bin ich ruhig. So geht mir's immer. Je näher der wichtige Moment, je gelaſſener bin ich. (Er reibt ſich die Hände.) Kinder, ich freue mich, den alten Dachs mal wiederzuſehen! (Er ruft in den Aktſaal.) Kommen ſie 'mal 'rein, meine Herren, ich habe noch etwas mit Ihnen zu reden. (Etwa zwanzig Akademiker von achtzehn bis dreißig Jahren ſtrömen herein.) Meine Herren! Seine Hoheit der Herzog Fritz Auguſt erweiſt mir die Ehre ſeines Beſuches. Dieſe Auszeichnung trifft nicht nur mich, ſondern meine ganze Klaſſe. Ich darf wohl vorausſetzen, daß unter Ihnen Keiner iſt, der dieſe Ehre nicht zu würdigen verſteht. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ich Sie, falls ſich Gelegenheit bietet, zu einem Hoch auf Seine Hoheit auffordern werde. Sollte nun Jemand zugegen ſein, mit deſſen Anſchauungen ſich ein Hoch auf Seine Hoheit nicht verträgt, den erſuche ich hiermit, lieber jetzt gleich ſtillſchweigend das Lokal zu verlaſſen. Und nun machen Sie's gut.

Alle durcheinander: Ja wohl, Herr Profeſſor! (Lachend, witzelnd, redend entfernt ſich der Schwarm wieder in den Aktſaal.)

Crampton. (ihnen nachlaufend und zugleich rufend): Meine Herren! noch einen weſentlichen Punkt, einen weſentlichen Punkt, meine Herren! (ab in den Aktſaal.)

Gertrud, (verzweifelt, krampfhaft, und ſich überhaſtend): Herr Strähler, Herr Strähler! Es iſt ja furchtbar. Papa iſt ahnungslos. Es iſt ja furchtbar. Er wird es nicht überleben, es iſt zu namenlos.

Max: Aber Fräulein, Fräulein! Was iſt denn geſchehen?

Gertrud: Sie lieben Papa, ich weiß es, Herr Strähler! Nun ich bitte Sie innig, nehmen Sie ſich ſeiner an. Er hat ja ſonſt Niemand, Niemand (ſie ringt die Hände.)

Max: Mein Wort darauf, Fräulein! Aber darf ich nicht wiſſen . . . .

Gertrud: Die Schande, die Schande, das iſt ja das Schlimmſte. — Erſt heute früh kam ein Brief an Mama. Ein Brief vom Direktor, worin er ihr ſchreibt, Papa würde morgen wahrſcheinlich ſeines Amtes enthoben werden. Sie möge nur Papa bei Zeiten darauf vorbereiten. Nun iſt ſie aber fort, wo hätte ſie denn auch bleiben ſollen. Zu Hauſe iſt heute alles verſiegelt worden. Unſere ganze Wohnung iſt vom Hauswirth mit Beſchlag belegt. Und hier, ſchreibt der Direktor, würde es heut oder morgen ebenſo geben. Ach, mein Papa iſt ein Bettler! Mein Papa iſt ein armer, hilfloſer Bettler! (Sie ſchluchzt.)

Max (auf's tiefſte erſchüttert): Sie ſehen zu ſchwarz, ach, Sie ſehen zu ſchwarz!

Janetzki (kommt): Wo iſt Profeſſor?

Crampton (kommt zurück): Hier bin ich, Janetzki. Wo bleibt denn der Herzog?

Janetzki, (grinſend): Herzog, Herr Profeſſor? Herzog iſt abgefahren.

Crampton: Ach was, ich meine den Herzog, Janetzki. Der Herzog iſt doch eben gekommen.

Janetzki: Nun gut. Hat beſucht Profeſſor Kircheiſen und iſt abgefahren.

Gertrud: (den Profeſſor, der blöd vor ſich hinſtiert, umhalſend): Ach, goldenes Papachen! So nimm Dir doch das nicht zu Herzen ſo . . . .

Crampton: So laß doch, liebes Kind, laß doch, laß doch . . . . . Was ſoll ich mir denn zu Herzen nehmen? (Plötzlich in Wuth und Schmerz hervorbrechend.) Was? Wie? Was? Der Herzog beſucht mich nicht? Der Herzog iſt fort? Der Herzog iſt nicht bei mir geweſen? Bin ich denn ein Hund, wie? Bin ich denn ein räudiger Hund, wie? Was? (Er lacht wild heraus.)

Gertrud, (ihn umhalſend, mit ahnender Angſt): Ach, liebes Papachen! Ach, ſüßes Papachen!

Crampton: Ach was, laß mich zufrieden. Das iſt ein Complott. Das ſind meine Feinde, meine Neider. Das ſind meine Verleumder geweſen. O, ich bin nicht ſo dumm, ich bin nicht ſo dumm! Ich weiß ſchon, wer mich beim Herzog angeſchwärzt hat. Ich kenne den Mann. Laß gut ſein, laß gut ſein! Den Mann kauf ich mir ſchon. Sei Du ganz ruhig, der lernt mich kennen.

(Mehrere Schüler kommen herein aus dem Aktſaal.)

Crampton (ſchreit ſie an): Was wollen Sie hier? Hier iſt nicht Ihr Platz. Klopfen Sie an, wenn Sie herein wollen.

Erſter Schüler: Wir haben geklopft, es hörte uns Niemand.

Crampton: Wenn Niemand antwortet, bleiben Sie draußen. Noch bin ich hier erſte Perſon. Noch iſt das mein Raum, mein Studio, verſtanden? Und ich kann rauswerfen, wen ich will. Ich könnte ſogar den Janetzki rauswerfen. Aber ich will es noch nicht. Was wollen Sie denn?

Zweiter Schüler: Wir ſollten nur fragen, ob der Herzog noch kommen wird?

Crampton: Was geht mich der Herzog an, was geht Sie der Herzog an?

Zweiter Schüler: Herr Profeſſor! es iſt fünf, und wir möchten nach Hauſe gehen.

Crampton: So ſcheeren Sie ſich fort, auf was warten Sie denn? (Die Schüler ab.)

Crampton (ohne Janetzki anzuſehen): Was grinſt denn der Kerl? Ich wünſchte, daß ſich der Lump entfernt. Entweder der Lump entfernt ſich, (er legt in höchſter Wuth, immer ohne Janetzki anzuſchauen, die Hände um eine Bronzeſtatuette,) oder er trägt die Folgen. (Janetzki entfernt ſich.) So, raus, fort mit Schaden. Ihr ſollt mich kennen lernen, Bande, Bande! Nun kommt Kinder, kommt. Zieht Euch an. Wollen gehn. Den Wiſch laßt liegen. Ich weiß ſchon, was drin ſteht. Ich verzichte, ich verzichte. Ich geh ſchon freiwillig. Ich geh ſchon. (Er macht Miene zu gehen, ſinkt aber plötzlich erſchöpft und ſchluchzend und weinend wie ein Kind auf den Divan nieder.)

Gertrud (kniet ebenfalls ſchluchzend an der Seite des Alten nieder): Mein Herzenspapachen, mein Herzenspapachen! Ach mein armes, armes Herzenspapachen!

Max: (dabei ſtehend): Der arme Mann, der arme, arme Mann. — Herr Profeſſor! Fräulein Gertrud! Haben Sie doch Muth, bieten Sie doch den Verhältniſſen Trotz. Was haben Sie denn zu mir geſagt, Herr Profeſſor: Bruſt raus, Kopf hoch, und wenn der Teufel und ſeine Großmutter einem in den Weg tritt, haben Sie mir geſagt . . . .

Crampton (ſich aufrecht ſetzend, erſchöpft und mit ſchwacher Stimme): Liebe Kinder, — lieber Strähler — lieber Freund. Ich weiß, daß Sie mein Freund ſind. Ich ſcheue mich jetzt auch vor Niemand mehr, es einzugeſtehen. Es hilft nun doch nichts mehr. Um mich iſt es ſehr ſchlecht beſtellt. Es ſteht miſerabel um mich. Wenn mir jetzt einer einen Gefallen thun wollte — aber Sie, ſehen nicht danach aus, lieber Freund. Gertrud, ich muß Dir nun ein Geſtändniß machen, wenn Dir Jemand in Zukunft ſagt: Ehre Vater und Mutter, ſo ſag ich Dir, Dein Papa iſt keiner Ehre werth. Dein Papa hat Euch alle und ſich ſelbſt an den Rand des Abgrunds gebracht.

Gertrud: Aber, lieber Papa, Du mußt nicht ſo ſprechen, Du mußt nicht ſo dumpf, nicht ſo verzweifelt vor Dich hinſtarren. Du mußt Muth faſſen, Du mußt . . . .

Crampton, (erſchöpft): Jetzt iſt es vorbei, jetzt iſt es zu Ende, unwiderruflich — vor einer halben Stunde noch hatte ich Hoffnung. Ich wollte dem Herzog meine Lage vorſtellen. Ich wollte ihn ja nicht anbetteln. Ich dachte mir nur . . . vielleicht das Bildchen, oder ſo etwas . . . . Ach Kinder, Kinder! machen wir ein Ende. (Löffler kommt.) Ach, da iſt Löffler. Willkommen, mein Lieber! Wir gehen zuſammen, wir gehen zuſammen!

Gertrud, (voller Angſt wiederum ihn umhalſend): Papachen, Papachen! wo willſt Du denn hingehen. So nimm mich doch mit, ich bleibe ja bei Dir.

Crampton: Nach Hauſe, nach Hauſe. Geh Du nur nach Hauſe!

Gertrud: Ach Mama iſt ja fort und die Schweſtern ſind fort.

Crampton: So geh doch Du auch fort. Was biſt Du denn hier? Den Mantel, Löffler, mein Hut, mein Halstuch. (Während Löffler ihm den Radmantel umhängt.) Ha ha! Die Mama, die hat ſich davon gemacht. Die iſt mir die Rechte. Die Weiber, die Weiber! — Nun ernſtlich, Gertrud, Due mußt der Mama nach. (Zu Strähler.) Eine letzte Bitte, di erſte und letzte. Meine Schwiegereltern ſind reiche Leute.

Thüringiſcher Adel. Dort ſoll das Kind hinreiſen, und wenn ihr das Geld fehlt .... (Er ergreift und ſchüttelt Strobel's Hand, in deſſen Blick ein bindendes Verſprechen zu leſen iſt.) Ich bin Ihr Schuldner. Nun leb' mir recht wohl, Kind. Leb gut mit Deiner Mama, ſtelle Dich gut zu freiherrlichen Gnaden, Deinem Großpapa. Dann wirſt Du wenigſtens zu eſſen und zu trinken haben.

Gertrud, (ihn umhalſend, ſchluchzt): Papachen, ich kann nicht.

Crampton (ſich ſanft losmachend): Du wirſt es vergeſſen. Du wirſt es verwinden. (Auf die Thür zuſchreitend, leicht mit der Hand winkend.) Lebt wohl miteinander! Lebt wohl miteinander! (Er faßt Löffler unter.)

Gertrud: Papa, ich geh mit Dir.

Crampton (wüthend aufſtampfend): Willſt Du Spießruthen laufen? (Ab mit Löffler.)

Dritter Akt.

Das Privatzimmer des Fabrikbeſitzers **Adolf Strähler**. Mollige, gemüthliche, ungewöhnliche Einrichtung. Ein viereckiger Raum mit einem großen, breiten Bogenfenſter links, einer Thür in der Hinterwand, einer anderen in der rechten Wand. Die Wände ſind bis zu Mannshöhe mit Holz vertäfelt. Auf dem Geſims, welches dieſe Vertäfelung abſchließt, iſt ringsherum eine Sammlung von Raritäten aufgeſtellt. Man ſieht darunter Schädel kleiner Thiere, Kriſtalle, ſeltene Steine, Korallen, Muſcheln, Nippes aus Holz und Porzellan, geſchnitzte Käſtchen, merkwürdige Kännchen aus rothem Thon, alte Bierkrüge, Gefäße aus Nilſchlamm, überhaupt Reiſeerinnerungen.

Oberhalb des Geſimſes ſind die Wände weiß getüncht, auch die Decke iſt weiß, ohne Stuck und Bemalung. In der Mitte iſt ein ausgeſtopfter, fliegender Kranich befeſtigt. Links übereck ſteht ein alter, gebeizter Rokkokoſchrank. Oben darauf ein ganz gewöhnlicher Weihnachtsmann, wie er in allen Schaufenſtern zu finden und um Weniges zu haben iſt. An der Wand vorn rechts ſteht ein braunledernes Sofa. Darüber, ſo daß es der Ruhende erreichen kann, hängt an der Wand ein Pfeifenbrett mit fünf oder ſechs langen Tabackspfeifen und einer Menge langrohriger Thonpfeifen, auch Tabacksbeutel und ſonſtiger reichlicher Rauchapparat aller Art. In der rechten Ecke ſteht, vor einer dunkel gebeizten Eckbank ein ebenſo gebeizter, hübſch geſchnitzter, großer Bauerntiſch. Ueber der Bank an der Wand, noch unter dem Simſe, hängt ein eichenes Schränkchen mit hübſchem Schnitzwerk. Ein mächtiger, lederner Großvaterſtuhl älteſten Schlages iſt an's Fenſter gerückt. Der geräumige Schreibtiſch davor, iſt beladen mit Büchern — alle hübſch geordnet — und auch mit kaufmänniſchem Comptoirhausrath verſehen. Die ganze Einrichtung verräth überall bei gutem Geſchmack ein ſtark individuelles Gepräge und die beſondere Neigung ihres Schöpfers vielerlei, aber mit individueller Auswahl zu ſammeln. Neben der Thür ein Telephonapparat. Teppiche auf den Dielen.

Adolf (kommt durch die offene Mittelthür nach vorn. Durch dieſe Thür überblickt man eine Zimmerflucht. Im letzten der Zimmer gewahrt man Agnes Wieſner, geborene Strähler, und ein Dienſtmädchen damit beſchäftigt den Tiſch abzuräumen.)

Adolf (nimmt eine Tabackspfeiſe von dem Regal, ſchraubt das Rohr ab und bläſt hindurch. Als er fertig iſt, ruft er durch die Mittelthür): Agnes, wo bleibſt Du denn?

Agnes, (dreißigjährige, junge Wittwe. Ihr hübſches Geſicht erſcheint durch Leiden vergeiſtigt und hat den Ausdruck beruhigter Reſignation und milder Heiterkeit. Ihr Weſen iſt ſanft und angenehm. Sie kommt mit beſchleunigtem Schritt nach vorn): Ich komme ſchon, Adolf!

Adolf: Wo haſt Du denn Fräulein Trude?

Agnes: Der Briefträger hat einen Brief gebracht. Ich glaube von den Verwandten aus Thüringen. (Sie giebt Adolf mit einem Fidibus Feuer.)

Adolf (Im Anrauchen): Was die ſich . . . die ſich bloß . . . die ſich blos um das Mädel zu kümmern haben, möchte ich wiſſen! (Rauchend ſchreitet er langſam umher) Sag' ihr nur, Agnes, von Fortreiſen könnte keine Rede ſein. Wir laſſen ſie einfach nicht fort.

Agnes: Du, ich glaube, ſie hat auch gar keinen Zug nach Thüringen. Mit der Mutter ſcheint ſie gar nicht zu ſtimmen. Mit den Schweſtern verträgt ſie ſich auch nicht; und vor den Großeltern hat ſie 'ne heilige Scheu.,

Adolf: Nu alſo! nu alſo! — Wo iſt denn eigentlich Max jetzt immer? Den Jungen ſieht man ja faſt garnicht mehr. Zu Tiſch kommt er nicht . . .

Agnes: Er kommt immer erſt nach vier, wenn Du ſchon fort biſt, in's Geſchäft.

Adolf: Immer noch auf der Suche?

Agnes: Du weißt ja, er ruht nicht.

Adolf: Er fängt's dumm an. Er muß es furchtbar dumm anfangen. Ich bitte Dich, Agnes, in einer Stadt von dreimalhunderttauſend Einwohnern fünf Tage nach einem Manne ſuchen, der ſo bekannt iſt wie der Profeſſor.

Agnes: Er hat doch ſchon überall rumgefragt: bei den Schülern, bei der Polizei. . . .

Adolf: Ja, wenn er ſich keinen Rath weiß, zum Teufel! warum ſagt' er nich 'n Wort zu mir?

Agnes: Du, das kann Dich nicht wundern. Dir traut er nicht. Du hänſelſt ihn zu ſehr.

Adolf: Ho, ho! na hör' mal!

Agnes: Nein, wirklich, Adolf.

Adolf: Ach, Unſinn, Agnes. Wir kennen uns doch. Ich hänſele ihn, er hänſelt mich wieder. Wie kann man denn ſo etwas übel nehmen?

Agnes: Er nimmt's auch nicht übel. Das ſag' ich ja garnicht. Er iſt aber jetzt — und daß weiß ich beſtimmt — in einer Verfaſſung, wo er's nicht verträgt.

Adolf: In einer Verfaſſung? Ho, ho! Kennimus.

Agnes: Na ſiehſt Du, ſo höhnſt Du.

Adolf: Nu ſag mal im Ernſt, Agnes: merkſt Du was? Ich merke was.

Agnes: Ich merke auch was, natürlicherweiſe.

Adolf: Nun, und?

Agnes: Und? Was denn weiter?

Adolf: Ich glaube, Mäxchen iſt neunzehn Jahr alt.

Agnes: Heut vor drei Wochen war er neunzehn.

Adolf: Drei Wochen auf zwanzig, und dabei, Agnes find'ſt Du ſo alles ganz in der Ordnung?

Agnes: Ach ja, ſo ziemlich.

Adolf: So ziemlich, iſt gut. So ziemlich iſt ſehr gut. Und wenn Vater und Mutter am Leben wären? Was würden die Beiden wohl ſagen, Agnes?

Agnes: Sie würden die Sache nach ihrer Weiſe beurtheilen. Sie würden ſo handeln, wie es nach ihrer Meinung für Maxens Wohl am beſten wäre. Und ganz genau ſo will ich eben auch handeln.

Adolf: Es iſt alſo gut für 'n Menſchen, wenn er ſich mit neunzehn Jahren verlobt.

Agnes: Unter gewiſſen Verhältniſſen, warum denn nicht? Die ſchönſten Jahre meines Lebens liegen für mich ja auch vor dem zwanzigſten. Mit einundzwanzig, als Ludwig geſtorben war, da hat ich mein Theil am Leben ja auch ſchon dahin.

Adolf: Das iſt etwas anderes, ganz etwas anderes.

Agnes: Nun ja, wenn Du meinſt, ſo ſprich doch ein Machtwort. Du haſt ja das Recht, Du biſt ja der Vormund. . . .

Adolf: J, Machtwort, Machtwort. Was thu' ich mit dem Machtwort. Ich bin nicht der Mann, ein Machtwort zu ſprechen. Und außerdem würde es was rechtes nützen. (Auf ſeine Stirn, auf Agnes Stirn, dann in die Luft deutend.) Dickſchädel! Dickſchädel! Dickſchädel! Wir Strählers ſind alle Dickſchädel. (mit ſich ſteigernder, komiſcher Heftigkeit.) Aber wir rennen auch gegen Mauern mit unſern Dickſchädeln. Wir ſchlagen uns Beulen an unſere Dickſchädel, in allen Regenbogenfarben. Mag's doch! Was geht's mich an? Mag er ſich einbrocken, was er will, ich laſſe mir meine Ruhe nicht rauben. Ich werde mich abgrübeln. (Agnes lacht.) Ja wohl, abgrübeln; weil ihm die Flöhe im Haupte herumhopſen, weil er verrückte Ideen hat. So'n junger Mann und geht ſchon auf die Freite. Vielleicht wird er pleite mit ſeiner Freite: das kann ſchon noch kommen. (Er rennt rechts ab. Im zweiten Zimmer wird Gertrud ſichtbar.)

Agnes (ruft hinein): Hier bin ich, Fräulein Gertrud.

Gertrud: kommt nach vorn). Ach ſo, hier.

Agnes: — Gute Nachrichten?

Gertrud: Ach ja, ganz . . . (Sie ſtockt. Thränen kommen in ihre Augen.)

Agnes: (drückt ſie mütterlich an ſich) Nicht weinen, nicht weinen, es wird Alles wieder gut werden.

Gertrud: Sie werden geſchieden, Papa und Mama. Sie mag auch nicht mehr Papa's Namen tragen. Und dann ſoll ich hinkommen. Großpapa will es.

Agnes: Das hat nichts zu ſagen. Wenn Sie nicht wollen, kann Niemand Sie zwingen.

Gertrud: Ich will nicht, ich will nicht. Ich mag nicht ihr Gnadenbrot eſſen. Ich mag nicht mit anhören, wie ſie auf meinen Papa alle Schuld häufen. Mama hat auch Schuld. Mama iſt oft genug hart und lieblos geweſen. Und wenn Großpapa herkommt, ich gehe nicht mit ihm. Ich mag nicht, ich mag nicht. Mein Papa iſt allein. Mein Papa hat Niemand. Für Mama und die Schweſtern iſt gut geſorgt. Ich will bei Papa bleiben. Ich gehöre zu meinem Papa.

Agnes: Will Ihr Großvater Sie abholen?

Gertrud: Im Briefe ſteht, er ſei auf Reiſen und würde wohl auch durch Schleſien kommen. Ach, liebe Frau Agnes, liebe Frau Agnes, liefern Sie mich nicht aus, Frau Agnes. Ich bin kein Kind mehr. Ich weiß, was ich thue. Wenn ich mit fort muß, bleibt mir kein Ausweg. Nur ein paar Tage Aſyl, Frau Agnes. Nur bis wir den armen Papa aufgefunden haben. Dann gehe ich zu ihm und verlaſſe ihn nicht mehr. Nur bis dahin, nur noch bis dahin.

Agnes: Wie Sie nur reden, liebes Trudchen. Sie ſind bei uns und bleiben bei uns. Und wenn Sie mal ſelbſt werden von hier fort wollen, dann iſt es noch ſehr die Frage, ob wir 's Ihnen erlauben.

Gertrud, (ſie umhalſend): Du treue Freundin.

Agnes: Du? Alſo es gilt? (Sie hält ihr die Hand hin.)

Gertrud, (die Hand mit Küſſen bedeckend): Du Liebe, Liebe.
(Kleine Pauſe.)

Adolf (kommt von rechts): Na, ſiehſt Du, ich ſag's ja, wenn ich Dich mit Fräulein Trudchen zuſammen ſehe, macht ſie 'n trauriges Geſicht. Du biſt mir die Rechte! Anſtatt ſie nu aufzuheitern. Gott bewahre! Du ſetzt Dich an's Klavier und ſpielſt: (mit Uebertreibung ſingend) „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten“. Fräulein Trudchen! Es iſt wahrhaftig gar kein Grund zur Sorge. Glauben Sie mir doch, der Herr Profeſſor iſt ſo geſund und munter, wie Sie und ich. Kommen Sie! Machen wir 'ne Schachpartie. Wollen Sie nicht? Sie ſollten aber eigentlich wollen, denn Sie müſſen ſich unbedingt zerſtreuen. Soll ich Ihnen mein Muſeum erklären?

Agnes: Ach, Adolf, laß doch, Du quälſt Fräulein Trudchen.

Adolf, (zu Trudchen, welche den Kopf ſchüttelt): Gott ſteh mir bei! Na, ſo 'ne Idee! Ich quäle Sie, Fräulein? Wie, quäle ich Sie?

Agnes: Sie wird Dir's nicht ſagen, natürlicherweiſe.

Adolf: Ach, Schafskopf, Schafskopf! Nicht wahr, Fräulein Trudchen, meine Schweſter iſt einfach ein großer Schafskopf. Wenn ich zu Ihnen ſage, Sie müſſen mehr eſſen, um dick zu werden, da ſpricht ſie, ach laß doch! Sag' ich, ſie müſſen in die freie Luft, damit Sie rothe Backen kriegen — ach laß doch, ach laß doch. Im Gegentheil rausreißen muß man die Menſchen. Sie mit Gewalt zwingen, daß Sie von ihren Gedanken ablaſſen: Denn es ſind meiſtens ganz unnütze Gedanken. Kommen Sie, Fräulein. Ich verſchreibe Ihnen hiermit eine Stunde Oberländer. Sehen Sie, hier: Der Thiermarkt in Timbuctu. Sehen Sie mal dieſe göttlichen Schwarz-Viehhändler. Und wie die Giraffe buckt und hinten ausbaut. (Er ahmt in komiſcher Weiſe die Bewegungen der Giraffe nach.)

Agnes: Nein, aber Adolf!

Adolf: Was is denn da weiter? Finden Sie was dabei, wenn ich 'n bischen Giraffe ſpiele? Meine Schweſter iſt 'ne furchtbar würdige Perſon. Wiſſen Sie, die iſt ſo würdig, daß ich vor purer Ehrfurcht manchmal das ſcheußlichſte Aſthma kriege. (Es klingelt im Entree.) Wer kommt denn da? (Adolf geht links hinaus um die Entreethür zu öffnen. In zwei Sekunden kehrt er zurück.) Agnes, Du biſt wohl ſo freundlich! 'N Gieſchäftsfreund. 'N langweiliger Kunde, Fräulein Trudchen. (Agnes und Gertrud ab durch die Mitte. Adolf ſchließt ſorgfältig die Thür hinter Beiden. Dann geht er und ſpricht durch die linke Thür): Kommen Sie nur herein, bitte.

Löffler (tritt ein): Scheen gu'n Tag.

Adolf: Sie wollen meinen Bruder ſprechen?

Löffler, (die Mütze drehend) Ich wollt' a mal a Wort mit 'n reden, nu.

Adolf: Sagen Sie mal, heißen Sie vielleicht Löffler?

Löffler: Ich heeße Leffler, jawoll.

Adolf: Waren Sie nicht früher beim Profeſſor Crampton im Atelier?

Löffler: 'S ſtimmt.

Adolf: Nu ſagen Se mal, wo ſteckt denn nu eigentlich der Herr Profeſſor?

Löffler: Deswegen wollt' ich ja eben a mal mit 'n Herr Strähler reden.

Adolf: So. Ja, mein Bruder iſt augenblicklich nicht hier. Warten Sie mal! Zünden Se ſich mal hier erſt 'n Glimmſtengel an. Rauchen Sie nur gleich hier. Setzen Sie ſich mal hin, da. Immer ſetzen Sie ſich. Und nun ſchießen Sie mal los. Alſo, wo ſteckt der Profeſſor?

Löffler (kraut ſich am Hinterkopf): Ja, ich weeß nich, ob ich das a ſo ſagen darf.

Adolf: Na jedenfalls: in's Waſſer is er nich geſprungen?

Löffler (immer umſtändlich): Ne, ne, och noch nich. Seh'n Se, dazu is Ihn der Mann nich geeignet. Seh'n Se, dazu is Ihn der Mann zu gebildet. Und ieberhaupt Waſſer . . .

Adolf: Nu freilich. Waſſer . . . (lacht) verſtehe ſchon. Das liebt er nich.

Löffler: Ne, wiſſen Se. Och noch nich. Der is 's 'n zu fein gewehnt, wiſſen Se. Ein Mann is das! O je. ne! Wenn der bloß und thät ſich derhinter ſetzen. Mit dem Kopp, den der Mann hat! Wenn ich den Kopp hätte!

Adolf: Er lebt alſo jedenfalls und is hoffentlich auch geſund?

Löffler: Nu, freilich lebt a.

Adolf: Na ja, natürlich. — Wo wohnt er denn nun?

Löffler: A wohnt halt . . . Ja wiſſen Se, das wär ich Ihn' wohl nich verrathen dürfen. Da drinne hat a 'ne eegne Anſicht. Das ſoll Niemand wiſſen. Ne, ne, das geht nich.

Adolf: Ja, was wollten Sie denn aber bei meinem Bruder?

Löffler: Bei Ihrem Bruder, ja ſehn Se, der kennt a Profeſſor. Bei dem, da thät ich's halt a mal wagen. Ich muß 's halt auf meine Kappe nehmen. Denn ſehn Se, wenn ma das a ſo mit anſieht, 's dreht eenem 's Herz im Leibe rum.

Adolf: Es geht ihm wohl alſo gerade nicht glänzend?

Löffler: ([illegible]) Ne, ne, och noch nich.

Adolf: Nu ſehen Sie mal an. Sie können mir wirklich vertrauen, Löffler. Ich würde gern thun, was irgend möglich wäre.

Löffler: Nu ſehen Se, ich wollte Ihren Bruder fragen. — A hat doch die Kleene zur Bahn gebracht.

Adolf: Was für 'ne Kleine?

Löffler: Nu ſeine Jüngſte. 'N Profeſſor ſeine.

Adolf: Ach, Fräulein Gertrud. Nu ja, ja freilich.

Löffler: Nu ſehn Se, da wollt' ich ihn halt a mal fragen. Se 'is nämlich hier in der Stadt, Herr Strähler. Ich hab' ſe nämlich hier auf der Straße geſehn.

Adolf: Ja, hätten Sie ſie doch angeſprochen.

Löffler: Das ging doch nich.

Adolf: Das ging nicht? Wieſo denn?

Löffler: Se hätt' mich doch nach 'm Papa gefragt.

Adolf: Ja, ganz natürlich, was wär' denn da weiter?

Löffler: Nu ſehn Se, ich konnte doch niſcht verrathen; denn erſichtlich: Wo Ihn' der Mann jetzt ſteckt, dort kann 'n das Mädel ni beſuchen, das muß a Jeder ſelber einſehen. Und zweetens, bring' ich das Mädel dorthin — nu wiſſen Se, das kann man den zutrauen, verſtehn Se, der Mann macht mich kalt. Denn wiſſen Se, die kleene Trude, das is dein ſei Hechſtes. Und ſag' ich 'm nu, de Gertrud is hier, da giebt's Jhn a Unglück, wer weeß, wie groß. Wo is ſe, wo ſteckt ſe? Der Mann wird Jhn wahnſinnig. (Er ſteht auf) Verwandte und Freunde hat er doch hier keene. Und wenn er och ſchimpft uf die Schwiegereltern, 's beruhigt 'n doch, daß die Gertrud dort is. Denn fremde Leute, i fremde Leute, das is für den Mann wie a rothes Tuch.

Adolf: Hier haben Sie was für Jhren Weg.

Löffler: Jch dank och ſcheene.

Adolf: Nu paſſen Se mal Achtung. Um ſechs Uhr warten Sie an der Poſt. Haupteingang links. Da werde ich Jhnen meinen Bruder ſchicken. Jch glaube, er weiß was von Fräulein Trudchen. (Es klingelt im Entree.) Pſt, warten Sie mal. (Er riegelt die Thür links zu und lauſcht. Man hört, die Entreethür wird geöffnet und geſchloſſen. Jemand ſchreitet nach dem hinteren Zimmer zu. Im Augenblick, als das Geräuſch einer geöffneten Thür aus dem Hinterzimmer dringt, ſchließt Adolf haſtig ſeine Thür auf und drängt Löffler hinaus.) Heut um ſechs alſo! (Adolf begleitet Löffler und läßt ihn durch die Entreethür hinaus. Zurückgekehrt, greift er nach der Pfeife, die er in der Erregung fortgelegt hatte, und zündet ſie an. Nun kommt Max, zwei Packete im Arm, durch die Mitte nach vorn.)

Adolf (mit ſchlecht verhehlter Freude): Er lebt, er iſt da, er behielt ihn nicht.

Max: Wer iſt da? Der Profeſſor?

Adolf (mit gemiſchter Verwunderung): Wie? Welcher Profeſſor? Ach ſo, Dein Profeſſor Crampton. Na, der wird och nich weit ſein.

Max, (die Packete wegſtellend mit einem Seufzer): Wer weiß, wer weiß.

Adolf (ſtreckt ſich immer rauchend auf dem Sofa aus und nimmt eine Zeitung) Was bringſt Du denn da?

Max (auspackend): Ach nichts, 'n paar Bronzen.

Adolf: Für wen denn, mein Junge?

Max: Ach, zum Vergnügen.

Adolf: 'N theures Vergnügen.

Max: Wieſo denn theuer? (Kleine Pauſe.)

Adolf: Sag' mal — die Dinger ſind nett. Zwei ſolche Dinger, genau dieſelben, nicht, hatte auch der Profeſſor. Was?

Max: Ich glaube, ja.

Adolf: Ich glaube auch ja. (Kleine Pauſe.)

Max: Nu ſag' mal, Adolf, was ſoll denn das heißen? Ich kann mir doch wohl mal 'n paar Bronzen kaufen?

Adolf: I, das verſteht ſich. Es fällt mir nur auf. Meinetwegen kaufe, ich hab' nichts dagegen. Es fiel mir nur auf. Ich ſah geſtern durch Zufall im Kontor Dein Konto.

Max: Ich richte mir einfach 'n Atelier ein. Du haſt mir ja ſelbſt geſagt, lieber Sohn, ſchon vor Jahr und Tag, Du hätt'ſt nichts dagegen.

Adolf: Ne, wie geſagt, garnicht. Ich finde es bloß 'n bischen komiſch und nicht ganz feinfühlig, offen geſtanden, daß Du 's ſo . . . na, daß Du ſo alle die Sachen zuſammenkaufſt, die früher der Profeſſor im Atelier gehabt hat.

Max (roth werdend): Woher weißt Du denn das?

Adolf: Ach, das erfährt man. (Kleine Pauſe.) Man erfährt überhaupt ſo manches, mein Junge. Nun ernſtlich: ſag' mal, Max: Was denkſt Du Dir denn eigentlich ſo bei der ganzen Geſchichte?

Max (ſieht ihn unſicher an): Bei welcher Geſchichte?

Adolf: Na, es giebt doch blos eine.

Max: Ich weiß von keiner.

Adolf: Na, die Affaire hat doch ganz unzweifelhaft auch 'ne geſchäftliche Seite.

Max: Ach, die Affaire und die Geſchichte und die Affaire! Ich weiß von keiner Geſchichte, ich weiß von keiner Affaire.

Adolf: Soll ich vielleicht ſagen, das Rettungswerk, oder iſt Dir vielleicht lieber das Werk der Liebe? — Das iſt doch ganz würdig: Affaire Crampton.

Max: Das weiß ich ja längſt, daß Du für ſo was nur Hohn und Spott haſt.

Adolf: Wieſo denn Hohn? Das möcht' ich wiſſen. Ich möchte ganz einfach, daß Du Dir klar machſt, was Du beginnſt. Du haſt Dir 'ne Wohnung gemiethet für dreitauſend Mark.

Max: Mit zwei Ateliers, das iſt garnicht theuer.

Adolf: Gut! Bon! Aber weiter. Du willſt mit dem edlen Dulder zuſammen wohnen.

Max: Der edle Dulder? Wer iſt denn das?

Adolf: Mein Junge, ſo laß doch die Nebenſachen. Die Hauptſache iſt, Du willſt ihn doch retten. Du machſt ihm doch da ein Neſt zurecht, nicht? Du denkſt Dir, Ihr werdet dort miteinander hauſen, getrennt von einander und doch in holder Gemeinſchaft.

Max: Nun, hältſt Du das denn für ſo unſinnig, Adolf?

Adolf: Nu laß mich mal ausreden. Das iſt ja ganz hübſch. Die Idee iſt recht niedlich. Aber wenn nun dieſer edle Dulder . . . Was denn dann, wenn er nun partout nicht davon abgeht, wenn er nun partout dabei bleibt, blos — blos flüſſige Nahrung zu ſich zu nehmen.

Max: Du, es koſtet mich Ueberwindung zu antworten. Der Mann wird verhöhnt und mit Steinen geworfen, und jeder Wicht hackt auf ihm rum. Ich will Dir was ſagen: für den Mann bürge ich. Ach, lache meinetwegen, ich ſag' es noch mal: ich bürge für ihn mit Haut und Haaren. Hör' Du nur Leute reden, die ſeine Verhältniſſe genau gekannt haben. Man hat ihn ausgenützt, man hat ihn ausgeſaugt. Blutſauger haben ihn ausgeſaugt. Weltunerfahren iſt er, gutmüthig, wohltrauend . . .

Adolf: Und rechnen iſt nicht ſeine ſtarke Seite.

Max: Nein, Rechnen iſt nicht ſeine ſtarke Seite. Dafür hat er andere ſtarke Seiten. Was er braucht, iſt Ruhe. Menſchen, die ihn verſtehen und ihm die kleinen Sorgen des Lebens abnehmen. Und hat er das, dann bürg' ich für ihn.

Adolf: Nun, hoffen wir nur, daß Du Dich nicht täuſch

Max: Ich täuſche mich nicht. Ich kann mich nicht täuſchen. Horch' doch mal zu, was Fräulein Trudchen erzählt. Sein größtes Unglück war ſeine Frau. Eine herzloſe, aufgeblaſene, leere Perſon. Dumm und adelsſtolz obendrein . . .

Adolf: Das erzählt Fräulein Trudchen?

Max: Das erzählt ſie nicht gerade, aber man ſpürt's doch heraus.

Adolf: So, man ſpürt es heraus — Nu ſag' mal, Max! Haſt Du Dich mal auf's Gewiſſen gefragt? — Ich meine ſo über Deine Motive.

Max: Ach Du, das Aufziehen kann ich nicht leiden

Adolf: Na hör' mal! Aufziehen? Das nennſt Du aufziehen? Ich einfacher Menſch, ich hab'n Intereſſe daran in die Art und Weiſe 'nen Einblick zu gewinnen, wie 'n genialer Menſch denkt und handelt, und das nennſt Du Aufziehen? Aufziehen, Du das iſt ganz was anderes. Wenn ich Dich zum Beiſpiel fragen würde: Wie geht's dem Schwiegerpapa? Oder: Wenn denkſt Du denn Hochzeit zu machen? Oder: Biſt Du auch ſicher, daß ſie Dich mag? Ho ho, mein Lieber, das iſt garnicht ſo ſicher. Wer weiß, ob ſie nicht gar ſchon längſt verlobt iſt? — Aber hör mich mal an, — ne, allen Ernſtes: Wenn Du Glück haben willſt, — nur Melancholie, nur Melancholie, mein Junge. Melancholie zieht am allerbeſten. Im Buſen das Weltweh, verſtehſt Du wohl! Das macht bei den Mädels den meiſten Effekt.

Max (der nur mit Widerſtreben den Bruder angehört und mehrmals vergebens verſucht hat, ihn zu unterbrechen, nimmt die Hände von den Ohren, die er ſich zuletzt zugehalten und ſtößt wüthend heraus): Ach, Mädel, was Mädel, das is kein Mädel!

Adolf: Ho, ho! — Na weißt Du mein Junge, das iſt nun abſurd.

(Max und Adolf müſſen beide herzlich lachen.)

Max: Ne, Adolf, hör' mal, Dir iſt nichts heilig.

Adolf (Er lacht heftig und ſcheinbar unmotivirt): Ne, wenn ich dran denke, mein erſter Beſuch bei dem Schwiegerpapa (Er kopirt ihn mit großer Uebertreibung in Worten und Bewegungen) Was glauben Sie, was glauben Sie? Ein Vormund ſind Sie? Sie werden mich umbringen. Ob der Burſche Talent hat? Ich habe ſelbſt kein Talent. Was glauben Sie, was glauben Sie. Ich bin keine Pythia. Ich kann nicht aus den Eingeweiden weiſſagen. (Mit einem Seufzer der Erſchöpfung, immer lachend). Der edle Tulder kann nicht aus den Eingeweiden weiſſagen. Es war eine erhabene Entrevue.

Adolf (nach einer Pauſe) Wo iſt denn nun der Profeſſor eigentlich?

Max: Ja, wenn ich das wüßte, wär' mir auch wohler.

Adolf: Haſt Du denn gar keine Spur von ihm?

Max: Gar keine bis jetzt. In der Akademie iſt nichts zu erfahren. Das Faktotum, der Löffler, iſt nirgends zu finden. Nicht auf der Straße, nicht in der Wohnung. Ich befürchte mitunter das Allerſchlimmſte.

Adolf: Ja, lieber Gott! gefaßt muß man ſein.

Max: (heftig): Na ſiehſt Du 's, na ſiehſt Du 's, nu ſagſt Du 't ſelber. Und früher, da haſt Du nur immer gelacht. Nu wird Dir ſelbſt Angſt, ſiehſt Du, ſiehſt Du! Was habe ich geſagt am zweiten Tage: Man muß auf das Allerſchlimmſte gefaßt ſein. Der Mann iſt im Stande, er geht in's Waſſer. Der Mann erſchießt ſich, hab' ich geſagt.

Da haſt Du gelacht und mich eingewiegt. Du haſt Dich verſchworen . . .

Adolf: Ich hab' nicht geſchworen.

Max: Stein und Bein haſt Du geſchworen und nun ſitzen wir da. — Ich laufe rum, ich Narr, ich Eſel! Und baue mir, wer weiß was für ſchöne Luftſchlöſſer . . .

Adolf: Und kaufſt ſo viele Sachen zuſammen.

Max: Ach, die paar Sachen, die kümmern mich garnicht. Hätt'ſt Du Dich nur lieber 'n bischen thätig gezeigt. Du prahlſt ja ſonſt ſo mit Deiner Findigkeit. Aber ich ſag' Euch, Kinder, is ihm was paſſirt, dann ſucht mich. Dann hat es am längſten gedauert. Dann könnt Ihr ſehen, wo Ihr mich findet.

Adolf (hat unter heftigem Lachen mehrmals vergeblich verſucht, ihn zu unterbrechen): Herr Jeſus! Herr Jeſus! Was ſoll man denn machen? So komm' doch blos zu Dir! Er is ja gefunden. Ich hab' ihn ja längſt entdecken laſſen. Die ganze Sache iſt längſt erledigt.

Max (ſtutzt, rennt auf Adolf zu, packt und ſchüttelt ihn): Nu ſag' mal, Du Kerl, Du?!

Adolf: Nu, was ich Dir ſage.

Max (tanzt in einem Ausbruch höchſter Freude mit Adolf herum): Du Prachtkerl! Du Prachtkerl! (Er läßt Adolf los und ſinkt auf ein Sofa.) Ach, freut mich das rieſig.

Adolf (erſchöpft): Du biſt aber wirklich noch ſehr, ſehr jung.

Vierter Akt.

Ein kleines, ſchmales, ſogenanntes möblirtes Zimmer. Das Möblement beſteht aus einem billigen Sofa, einem wackligen Tiſch, einem eiſernen Waſchſtänder, einem Vertico, einem Bett und einigen Stühlen. Auf dem Vertico zwei billige Miniatur-Gypsbüſten. Ueber dem Sofa an der Wand hängt ein Oeldruck. In der Ecke ſteht ein Kachelofen. In der Rückwand ſowie in der rechten Seitenwand je eine Thür. Profeſſor Crampton liegt auf dem Sofa, ein naſſes Handtuch turbanartig um ſeinen Kopf geſchlungen und ſpielt mit zwei jungen Leuten Karten. Er iſt mit einem alten Schlafrock bekleidet, hat ein Federkiſſen im Rücken und zur Seite auf einem Stuhl ein Becken mit Waſſer. Auf dem Tiſch halbleere Biergläſer. Die beiden jungen Leute, Hennig und Weißbach ſtehen im Alter zwiſchen achtundzwanzig und dreißig. Der Ausdruck ihrer Geſicher zeugt von nur mäßiger Intelligenz. Hüte und Ueberzieher der beiden liegen auf einem Stuhle. Ein alter italieniſcher Radmantel des Profeſſors, ſowie der Fez, auch ein breitkrämpiger Künſtlerhut ſind an der Mittelthür aufgehängt. Stöße von Büchern, Bände alter Zeitſchriften ſind auf dem Vertico den Stühlen und ſogar auf der Diele angehäuft. Eine Mandoline liegt neben den Biergläſern auf dem Tiſch. Es iſt Nachmittags gegen halb ſechs. Auf dem Tiſch brennt eine Lampe. Die Spielenden rauchen ſtark.

Crampton (trällert): Sul mare lucica (ſchlägt eine Karte auf) Das — und das — und das — Ich danke, meine Herren. Ich habe genug. — Sul mare lucica.

Weißbach: Stenzel giebt Karten.

Stenzel: Herr Profeſſor, es geht auf ſechs. Ich glaube, wir müſſen jetzt aufbrechen.

Weißbach: Ach richtig, wir haben heut Abendakt.

Crampton (Er miſcht die Karten. dudelt): Ich bin ein freier Mann und ſinge. — Wollen Sie wirklich gehen? — Von ſechs bis acht haben Sie Akt? Um acht kommen Sie wieder, nicht?

Weißbach: (mit Bezug auf Stenzel): Er wohnt bei ſeiner Mutter, Herr Profeſſor. Die will ihm den Hausſchlüſſel nicht mehr geben.

Crampton (leichthin): Laſſen Sie ſich ſcheiden, Stenzel. Laſſen Sie ſich von Ihrer Mutter ſcheiden. Ich laſſe mich von meiner Frau auch ſcheiden, mein Lieber! (Er wirft die Karten zuſammen.) Nun alſo, machen wir Schluß, meine Herren! — Kommen Sie nur um acht Uhr wieder. Kommen Sie nur beſtimmt. (Enthuſiaſtiſch) Ich habe ein Paar reizende Scherzchen für Sie. Ein paar koſtbare Bocaccio-Geſchichtchen. Allerliebſte Dingerchen, Allerliebſt. Sie kennen doch Bocaccio, den göttlichen Schwerenöther. Nicht? Ach, laßt Euch begraben, Ihr Provinzialen

Stenzel: Herr Profeſſor, Bocaccio iſt uns zu unmoraliſch.

Crampton (kichernd): Ein köſtlicher Einfall, mein lieber Stenzel. Ich will Euch was ſagen. Er iſt zu graziös für Euch. Ihr habt einen Magen für Erbſen und Schweinefleiſch. Ihr jungen Leute hier in der Provinz, Ihr liebt wie Gorillas; ja ganz wie Gorillas! — Na, geht nur, geht, (gutmüthig ſpöttiſch) damit Ihr nichts verſäumt. Damit Ihr nicht zu ſpät kommt in Eure Drillanſtalt! (lachend). Sonſt müßt Ihr nachſitzen — — furchtbar komiſch.

(Stenzel und Weißbach ziehen lachend ihre Ueberzieher an. Selma, eine Kellnerin kommt herein. Man bemerkt durch die offenſtehende Thür ein Billard und Gäſte, welche die Queues kreiden.)

Crampton (nimmt die Mandoline, ſpielt und ſingt dazu mit Empfindung und Feuer die erſte Strophe von „Santa Lucia.“)

So, ſchöne Selma, ſo girrt man in Italien. Aber hier bei Euch iſt es wie ein Grünzeughandel — (wiederholt den letzten Vers) — Bringen Sie mir etwas zu trinken, mein Kind und etwas Rauchbares! (zu den jungen Leuten) Was ſoll man machen? Man raucht und trinkt, man trinkt und raucht.

Selma, (indem ſie die Gläſer abnimmt und den Tiſch abwiſcht): Sie rauchen wirklich zuviel, Herr Profeſſor. Den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Crampton (blaſirt): Was ſoll ich machen? Ich kann nicht ſchlafen. Man raucht und lieſt und ſpült Bier hinunter. A propos, lieber Stenzel, Bücher, Bücher! Sie ſagten doch: alte Gartenlauben, alte Illuſtrirte. Bringen Sie mir, was Sie haben. Ich bin dankbar für alles. Ich brauche nicht eſſen, aber leſen muß ich. (Er nimmt ſich den Umſchlag ab.) Ihr leſt zu wenig, Ihr jungen Künſtler. Ihr ſeid Ignoranten ſchlimmſter Sorte. Ihr wißt von Gott und der Welt nichts. Kennen Sie Swift? Nein. Kennen Sie Smollet, kennen Sie Thakeray, kennen Sie Dickens? Wiſſen Sie, daß ein Mann Namens Byron einen „Kain“ geſchrieben hat? Kennen Sie E. T. A. Hoffmann? Ihr ſeid Ignoranten ſchlimmſter Sorte.

Selma (die mit den leeren Gläſern fortgegangen war, kommt mit einem vollen zurück. Sie trällert:)

Die Alma war ſo ſchön,
So ſchön wie eine Taube,
Und als ick ſie beſah,
Da war's ne alte Schraube.

Weißbach: Adieu Herr Profeſſor! wir werden uns beſſern.

Stenzel: Herr Profeſſor! das hätt ich beinah vergeſſen. Mich hat Jemand geſtern nach Ihrer Wohnung gefragt.

Crampton (geht umher, huſtet): Ich wohne nirgend, nirgend, mein Lieber.

Stenzel: Ich hab' auch geſagt, ich wüßte nicht, wo Sie wohnen.

Crampton: Recht, Stenzel, recht, ich wohne nirgend. — Wer fragt denn nach mir?

Weißbach: Sie wiſſen doch, Strähler, der relegirte Maler. Er hat mich auch ſchön nach Ihnen gefragt.

Crampton (aufgebracht): Was geh' ich die Menſchen an, frag ich blos. Sie ſollen mich endlich in Frieden laſſen. — Nun machen Sie's gut, Stenzel! Machen Sie's gut, Weißbach.

Stenzel: }
Weißbach: } Adieu, Herr Profeſſor!

Weißbach (zwickt im Vorbeigehen Selma in den Arm).

Selma: Ach, geh' nach Haus, Aff' Du.

(Stenzel und Weißbach lachend ab. Im Reſtaurationszimmer wird Billard geſpielt.)

Crampton: Langweilige Peter. Entſetzlich langweilig. — Mein liebes Kind, Du biſt zu bedauern. (Er zieht den Schlafrock aus und die Sammtjacke an.)

Selma: Ach, ich, wieſo?

Crampton: Gefällt Dir das Leben?

Selma: Was ſoll ich machen?

Crampton: Das iſt die Frage.

Selma (zögernd): Aber Sie, Herr Profeſſor, Sie thun mir leid.

Crampton: Ich? Ha, ha! noch beſſer. (ungeduldig) Nun, geh' nur, geh' nur!

Selma: 'n Mann wie Sie, Herr Profeſſor, der müßte doch raus kommen aus dieſem Leben. Wenn Sie nur wollten, das müßte doch gehen. Statt deſſen ruiniren Sie Ihre Geſundheit.

Crampton (mit tragikomiſcher Verzweiflung): O dio mio! — (kurz und mißlaunig abwinkend) Nun laß mich ſchlafen. (Er ſtreckt ſich auf's Sofa. Selma ab.)

Draußen beginnt wüſter Kneipengeſang. Nun klopft es mehrmals haſtig, und als der Profeſſor nicht antwortet, wird die Mittelthür von außen geöffnet. Mehrere rothe Biedermannsgeſichter blicken durch den Spalt, und ein Menſch in geſtickten Schlafſchuhen, an Wäſche und Kleidern unſauber, mit einem gemeinen und bleichen Geſicht kommt herein: Es iſt Kaßner, der Inhaber der Reſtauration.

Kaßner: Herr Profeſſor, Sie entſchuldigen.

Crampton (ſchrickt auf): Was, was ſoll ich entſchuldigen?

Kaßner: Es ſind a Paar Herr'n hier, die laſſen um die Ehre bitten. . . . . ob vielleicht der Herr Profeſſor ſo freundlich ſein wollten und mit den Herr'n a Glas leeren.

Crampton (brüſk): Was ſind das für Herren?

Kaßner: 'S is a kleener Verein, Herr Profeſſor!

(Kunze und Seifert, zwei dicke, angeheiterte Philiſter, kommen herein.)

Seifert: Sie werden entſchuldigen, Herr Profeſſer, mir haben gehört, daß Sie hier ſind; und da mir heut grade alle ſo vergnügt ſind. Und da mir heut alle grade mal ſo vergnügt beiſammen ſind, da wollten mir Sie heflich gebeten haben, Herr Profeſſer . . . .

Crampton: Kennen Sie mich denn?

Seifert: Herr Profeſſor, Sie ſind 'n großer Künſtler, Sie ſind 'n Kunſtmaler, ich bin blos 'n eenfacher Maler. Aber deshalb: Menſchen ſind mir alle. (Mit Rührung) Und wenn man a guttes und treues Herze hat, ſpreche ich . . Da hier, ſprech ich, der Bruſtfleck, das is die Hauptſache. Und da ſind mir Ihnen vielleicht nicht zu niedrig. Und Sie ſteigen vielleicht heut Abend a mal zu uns herab und leeren vielleicht a mal a Glas mit uns und ſtoßen vielleicht a mal mit uns an, und wenn's och blos mit eenen eenfachen Stubenmaler is, Herr Profeſſer.

Kunze (während an der Thür noch mehrere Gäſte und die Kellnerin ſtehen und lachend zuſchauen): Sie brauchen ſich unſrer nicht zu ſchämen, Herr Profeſſor. Wenn wir och einfache Leite ſind. Wir haben Achtung vor der Kunſt.

Crampton (ſcheinbar gleichgültig, leichthin): Nun ich hab' nichts dagegen, ich hab' nichts dagegen.

(Ein „Hoch" erſchallt. Auch die Zuſchauer in der Thür applaudiren. Kopp und Seifert faſſen Crampton jeder unter einen Arm und führen ihn im Triumph und mit wiederholten Bravorufen ab.)

Kaßner (nachlaufend): Herr Profeſſor, Herr Profeſſor! die halten Sie warm, die Brieder haben Puttputt, mehr wie erlaubt iſt. (Ab. Ein kurzes Bravorufen mehrerer Stimmen. Während des Rufs wird die Thür rechts von außen aufgeſchloſſen und geöffnet. Löffler und Max Strähler treten ein.)

Löffler (läßt Max vorangehen): Treten Se ok rein, Herr Strähler!

Max (ſich umſehend): Hier wohnt der Profeſſor?

Löffler: Nu hern Se ok den Teeps. Das geht nu von Abends ſechſe an bis a andern Morgen um ſechſe, ſieben. Es is a Elend, a ſchreckliches Elend!

Max: Ja ſagen Sie, Löffler, weshalb hat er ſich denn dieſes Loch hier ausgeſucht?

Löffler: Nu, das will ich Ihn gleich ſagen; die Sache is ſo: der Mann hier, den ſind mer ſechzig Mark ſchuldig. Nun hat er um das Geld ni zu verlieren, den Profeſſor ufgenommen. A ſpikelirt nämlich uf de Verwandten. Da iſt er doch aber ſchief gewickelt. Und jetzt merkt erſch och ſchonn, daß er ſich a biſſel verſpikelirt hat, denn a is doch nu ſchonn bald acht Tage da, der Profeſſer, und's kräht keen Hahn nach 'm. Wer weeß nu, wie lange das wird noch halten dahier.

Max: Wo iſt er denn hin, der Herr Profeſſor?

Löffler: Nu a wird wohl drinne in der Gaſtſtube ſein. — Nu ſehn Se mal an, nu der Gaſtwirth derhinter kommt, uf die eene Art geht's nich, da verſucht erſch uf die andre. Nu benutzt a a Profeſſor, ſowie als Zugmittel.

Max: Nun hören Sie mal auf mich. Hier ſtecken Sie ſich zunächſt mal das Geld ein. (Er giebt ihm einen Schein.) Davon bezahlen Sie erſt mal die Schulden hier. Und dann muß der Profeſſor unbedingt aus dem Bums hier heraus kommen.

Löffler: Ja ſehn Se, das is die Sache. Der Mann hat een Kopp — ich ſag' Ihn, Herr Strähler, een Kopp hat der Mann — wenn der ſich den uffſetzt — o je ne! da is alles umſonſte. Ja, wenn der den Kopp nich hätte — Nu ſehn Se, hier is der reene Gift fer den Mann. De Kneipe, na? — und der Bierapparat loft a ganzen Tag. Und hier ſitzt a, na? — und da braucht er blos ruffen und da kommt's Mädel. Und das Mädel das is Ihn vernarrt in den Mann. Und was er beſtellt, das bringt s'n halt. Und wenn der Gaſtwirth kee Bier gibbt, da zahlt ſ' es ſtillſchweigend aus ihrer Taſche. Nu bleibt der Mann halt in eenen Trinken. Nu nehmen Se mal an, was ſoll dadraus werden?! Und ſag ich zu'n, Herr Profeſſer, mer werden verſuchen 'ne Stelle zu kriegen, da ſpielt a ſich uff. Stolz is Ihn der Mann. — Wenn der ni ſo ſtolz wär . . . . Da ſind er ſchonn viele hier geweſen, die haben wollen helfen. Was ſoll ma nu machen? Wenn eener kommt, den ſchmeißt er zur Thire naus. (Stimmen nähern ſich der Mittelthür.) Nu wird a erſcht ſchimpfen, daß ich Sie gebracht hab. — Nu mag a ſchimpfen! (Der Profeſſor kommt, gefolgt von Seifert, der um ihn herumſcharwenzelt.) Gun Abend, Herr Profeſſer!

Crampton: Guten Abend, mein Lieber. Gehen Sie hinein und laſſen Sie ſich Bier eingießen. (Löffler ab, zu Max.) Sie ſind Akademiker, wie?

Max (der in einem dunklen Theile des Zimmers ſteht): Ja wohl! ich . . . .

Crampton: Gut, gut, warten Sie!

Seifert (eifrig): Nu ja, Herr Profeſſor, da wär'n mir ja einig. Wir ſind's erſchte Geſchäft, das kenn' Se glauben. Und wenn mer zufrieden ſind mitnander, da kenn' Se och Geld verdienen mehr wie genug. Ich kann Ihn ſagen, ich bin kein ſchlecht ſituirter Mann.

Crampton (ungeduldig): Das glaub' ich, das glaub' ich.

Seifert: Nein, nein, Herr Profeſſor! ich bin kein ſchlecht ſituirter Mann. Sie kenn' iberall rumfragen, iberall, iberall! Die beſten Referenzen, Herr Profeſſor. Sehen Sie, wir haben och Kunſtſachen auszufihren; — o — und wiſſen Se, wenn wir einig werden, da hätt ich eine ſcheene Sache. Da kennt ich eine ſcheene Sache übernehmen. Da is in Görlitz .... Da wolln ſe ſo'n Konzertſaal ausgemalt haben.

Crampton (mit wachſender Ungeduld): Nun ja, lieber Herr, nun ja, nun ja. Ich will mir die Sache 'n mal beſchlafen. Wenn ich Zeit gewinne, warum denn nich? Wollen ſehn, wollen ſehn. Dann alſo bis morgen.

Seifert: Nu nehmen Se's nich ibel. Bis morgen alſo.

Crampton: Recht, recht, lieber Herr; nun machen Sie's gut. (Seifert mit Verbeugung ab.)

Max (tritt ein wenig vor): Guten Abend, Herr Profeſſor. Ich möchte mir erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Crampton (ſtreckt ſich auf das Sofa mißlaunig): Recht, recht, mein Lieber. Wie heißen Sie doch?

Max: Mein Name iſt Strähler.

Crampton: Ach richtig, Strähler. — Nun, lieber Strähler, Sie ſind wohl Maler.

Max: Gewiß, Herr Profeſſor! Ich habe ſogar bei Ihnen gemalt.

Crampton: Ach ja, ich erinnere mich. Strähler, Strähler? wohl drüben in der Drillanſtalt? Wohl als ich noch drüben meine Zeit vergeudete? Ja ſehen Sie Beſter, dieſe Zeit iſt in meinem Gedächtniß ſo ziemlich ausgelöſcht. — Ach freilich, freilich! Sie wurden davon gejagt? Sie hatten ein Bischen Talent, nicht wahr? Und wurden deshalb davon gejagt?

Max: Man hielt es für gut, mich auszuſchließen.

Crampton: Sie kamen dann oft in mein Studio, freilich! Es war ein recht hübſches, gemüthliches Studio. Mein Atelier war gemüthlich, nicht wahr? Ich hatte mir nach und nach etwas geſammelt. Erinnern Sie ſich meiner gothiſchen Truhe? Meiner Meißner Porzellane?

Max: O ja, recht gut.

Crampton: Und der reizenden Bronzen? — Da hatte nun alles ſeine Geſchichte. Nun einerlei, es muß auch ſo gehen! — Sie haben mir das ja nun alles genommen. — Ich habe einſtweilen hier gemiethet. Es iſt ja ganz leidlich, ein bischen finſter, indeſſen ganz leidlich! — Wie war doch Ihr Name?

Max: Mein Name iſt Strähler.

Crampton: Herr Strähler, Herr Strähler. (Kleine Pauſe.)

Max: Herr Profeſſor, ich bin eigentlich hergekommen, Sie zu fragen, ob ich Ihnen vielleicht mit irgend etwas dienen könnte? Ich . . . .

Crampton: Ich wüßte nicht gleich — das heißt, mein Lieber, wenn Sie etwas thun wollen, bringen Sie mir Bücher. Ich leſe faſt immer. Ich kann nicht ſchlafen. Ich würde mich dankbar erzeigen, mein Lieber. Ich könnte Sie empfehlen, nach Weimar, nach Wien. Ich habe die beſten Verbindungen überall.

Max: Haben Sie Nachricht von Ihrer Fräulein Tochter, Herr Profeſſor?

Crampton (vom Sofa emporſchnellend, kurz und abweiſend): Was geht Sie meine Tochter an, junger Mann?

Max: Vielleicht erinnern Sie ſich doch, Herr Profeſſor, daß Sie mir vor noch nicht langer Zeit den Beweis eines großen Vertrauens gegeben haben.

Crampton (ſich über die Stirn fahrend): Ach, ja wohl! ja wohl! das heißt . . . .

Max (beſcheiden, doch mit Feſtigkeit): Herr Profeſſor! ich war der Meinung, dadurch das Recht erworben zu haben, den Namen Ihrer Tochter auszuſprechen.

Crampton: Nun gut, nun gut, dann thun Sie mir einen Gefallen. Es iſt hier ſo eine Atmoſphäre . . . .

dann ſprechen wir wenigſtens an dieſem Orte nicht von meiner Tochter.

Max: An dieſem Ort? Gut, Herr Profeſſor. Dann möcht ich mir aber zu fragen erlauben, an welchem andern Ort darf ich denn mit Ihnen von Ihrer Tochter ſprechen.

Crampton: Am liebſten garnicht, am liebſten garnicht.

Max: Nun — wenn Sie wünſchen. — Dann möchte ich nur noch eine Frage ſtellen. Warum .... doch das iſt nicht ſo leicht, Herr Profeſſor. Mit einem Wort, es ſchmerzt mich zu ſehen, wie Sie hier in einem engen, finſteren Raume leben, wo Sie nicht mal Licht zur Arbeit haben und Ihrer Geſundheit auf's äußerſte ſchaden. — Herr Profeſſor! würden Sie mir nicht geſtatten .... Ich verſichere Sie, es würde mich beglücken, es würde mich ſtolz machen, wenn ich etwas thun könnte für einen Mann, den ich ſo hoch verehre, wie Sie, Herr Profeſſor. Können Sie ſich denn nicht entſchließen, mir das Vertrauen zu ſchenken?!

Crampton (ein wenig milder, aber immer abweiſend): Aber lieber Freund, was glauben Sie denn? Ich wohne hier, weil es mir behagt, hier zu wohnen. Ich finde es hier durchaus erträglich. Man hat mir mein ganzes Material genommen. Sonſt könnte man hier ſogar etwas arbeiten.

Max: Erlauben Sie mir wenigſtens, Ihnen das Material zu ſchaffen.

Crampton: Ja thun Sie das, thun Sie das. Ich bin kein Spielverderber. Aber wiſſen Sie, es liegt an mir, ich bin müde. Die Aufträge kommen geflogen, aber ich bin müde. Da ſoll ich zum Beiſpiel jetzt einen Konzertſaal ausmalen. Der Mann bedrängt mich. Ich hätte eine recht nette Idee im Kopfe, aber wie geſagt, ich bin müde. Ich hatte mir gedacht für den Plafond, wiſſen Sie, ein rundes Bildchen. Etwa den Naturlaut. Da hatt' ich mir gedacht ein Meer, wiſſen Sie, den Ozean und den Sturm, der ihn aufwühlt. Und mitten im Ozean da hatt' ich mir einen Felſen gedacht und Giganten, die den Felſen auseinanderreißen. Und aus dem Spalt, wiſſen Sie, da ſollte das Feuer hervordonnern, ja es müßte förmlich hervordonnern, mein Lieber. — Wie? — Was? — Bin ich ein alter Gaul? Habe ich Sägeſpäne im Kopf? (in Extaſe) Sie ſollen nur kommen! Sie ſollen mir das nur nachmachen, dieſe Anſtreicher und Kuchenbäcker von der Drillakademie. (Er geht umher.)

Max: Erinnern Sie ſich noch meines Bruders, Herr Profeſſor?

Crampton: Ein dicker Krämer, nicht wahr, mein Lieber?

Max: Ein dicker Krämer, ja wohl, Herr Profeſſor! Ich habe auch eine Schweſter hier am Ort. Sie wohnen zuſammen, mein Bruder und meine Schweſter.

Crampton (zerſtreut): So? freut mich, freut mich. Vertragen Sie ſich?

Max: Das auch, Herr Profeſſor.

Crampton: Recht, freut mich, mein Lieber!

Max: Ich bin deshalb auf meine Schweſter gekommen ... Meine Schweſter läßt Ihnen durch mich, Herr Profeſſor, eine Bitte vortragen.

Crampton (außer ſich): Um Gotteswillen! ich ſoll ſie wohl malen. Mein Allerliebſter, mein Allerliebſter! Ich bedanke mich höflich. Ich werde mich hüten. Den Kneipwirth ſoll ich malen für fünfzig Pfennig. Ein Grünzeugweib ſoll ich abklatſchen für einen Topf ſaure Gurken. Ein Portrait, mein Freund, koſtet ſechshundert Thaler; nicht mehr und nicht weniger. Ich kann mich nicht wegwerfen. Alſo wenn Sie das wollen, dann ſtehe ich zu Dienſten.

Max (aufſtehend ihm die Hand hinſtreckend): Ein Mann ein Wort, Herr Profeſſor!

Crampton: Menſch, ſind Sie von Sinnen?

Max: Nicht im Geringſten. Es handelt ſich nämlich um ein Geſchenk, Herr Profeſſor. Mein Bruder Adolf ...

Crampton: Ich denke die Schweſter.

Max (in Verlegenheit ſtotternd): Das heißt, meine Schweſter die ſoll gemalt werden.

Crampton: Ihr Bruder beſtellt es.

Max (erröthend): Mein Bruder beſtellt es.

Crampton: Nun, lieber Strähler, wenn das Ihr Ernſt iſt. (Mit ſchlecht verhehlter Freude) Darüber kann ich unmöglich böſe ſein.

Max: Und nun, Herr Profeſſor .... ich muß doch noch einmal ... Ich ſoll Sie von Ihrer Tochter grüßen.

Crampton (wendet ſich, um ſeine Bewegung zu verbergen, von Max ab): Na aber, aber, wie kommen Sie dazu?

Max (ſtockend): Da Sie Ihre Adreſſe ſo ſtreng verheimlicht haben, ſo hat Fräulein Gertrud ſich an mich wenden müſſen.

Crampton: Sie korreſpondiren mit meiner Tochter?

Max: Ich korreſpondire .... Das heißt, Herr Profeſſor, ich bin ja der einzige, durch den Fräulein Gertrud etwas über Sie zu erfahren hoffte.

Crampton: Und hinter meinem Rücken, mein Lieber? Was ſoll das heißen? Was ſoll das heißen?

Max: Das heißt .... nicht eigentlich .... Es war Fräulein Gertrud, wie ich herausfühlte, entſchieden kein lieber Gedanke, zu den Großeltern zu reiſen. Und da ....

Crampton (bitter auflachend): Das will ich glauben! Das will ich glauben! Was wird man dem Kinde die Hölle heiß machen! Wie wird man auf ihrem Papa herumhacken. Das will ich glauben. Da heißt es nur immer: kreuzige, kreuzige! und wenn ſie nicht einſtimmt — dann iſt ſie verloren. Die lieben Verwandten! die guten Seelen! Die Frau iſt ein Engel. Meine Frau iſt ein Engel. Ein Engel vom Himmel, — recht! Mag ſie's bleiben.

Max (nach einer Pauſe): Ich weiß auch, daß Fräulein Gertrud ſehnlichſt wünſcht, Sie wiederzuſehen, Sie zu beſuchen, Herr Profeſſor.

Crampton: Ich kann ſie nicht brauchen! Ich kann ſie nicht brauchen! Sie ſehen ja ſelbſt, ich kann ſie nicht brauchen. Ich führe ein Leben — ein Hundeleben! Für mich iſt es gleichgültig, ſo oder ſo. Man iſt doch verſchüttet! Man iſt gänzlich verſchüttet! — Ich kann Sie nicht brauchen, mein lieber Strähler.

Max: Da hat mich meine Schweſter beauftragt, Sie recht herzlich zu bitten. Es würde ihr eine Freude ſein, Fräulein Gertrud bei ſich aufnehmen zu können.

Crampton (ſich wiederum wegwendend): Nun aber, aber! Was ſind das für Dinge? Nein, nein, mein Lieber, das iſt ja nicht möglich. Die weite Reiſe im Winter, mein Lieber. Es iſt auch wohl beſſer. Es iſt auch wohl beſſer.

Max: Sie könnten ſich doch ſo leicht überzeugen, wenn Sie uns nur mal beſuchen möchten. Fräulein Gertrud wäre bei meiner Schweſter ganz gewiß gut aufgehoben. Sie kennen ſich beide vom Conſervatorium.

Crampton: Aber, lieber Strähler, ich zweifle ja gar nicht .... (Die Rührung läßt ihn nicht weiterreden). Es iſt ja auch ſchließlich ganz ſelbſtverſtändlich, daß ich mich freuen würde, das Kind in der Nähe zu haben. Sie wiſſen ja gar nicht, was das für ein Kind iſt. Was das Kind für ein kluges, geſcheidtes Köpfchen hat. Wie gerecht dieſes Kind, dieſes Backfiſchchen denkt. Und wie tapfer das kleine Mädchen ſein kann. Sie iſt zuweilen nicht gut mit mir umgeſprungen. Sie hat mir den Kopf gewaſchen, ſag ich Ihnen, aber ſie hat mich dafür auch herzlich geliebt. Sie hat mich vertheidigt wie 'n kleiner Tiger. (Er zieht eine Photographie aus der Taſche) Da hab ich ihr Köpfchen. Ein ſüßes Köpfchen? Ein ſtarkes Mädchen ....

Max: Ein Wort, Herr Profeſſor, und ſie iſt hier.

Crampton: Ein Wort, mein Lieber? O, liebe Jugend! Das Wörtchen könnte uns übel bekommen. Ich kann ſie nicht brauchen. (Seifert und Kunze kommen herein.)

Seifert (roth, vergnügt, angeheitert): Herr Profeſſor, mir wollten noch mal iber eenen Punkt mit Jhn reden. Jch hab hier gleich meinen Compagnon mitgebracht. Kunze iſt nämlich mein Compagnon Wenn Jhn bekannt is, Kunze und Seifert. Sehen Se, wenn Se uns gleich mechten ne beſtimmte Auskunft geben. Mir würden Jhn och frei Bier bewilligen. Mir trinken ja alle gern eenen, nich wahr? Da druf käm's uns nich an .....

Crampton (kurz, heftig): Wer ſind Sie, was wollen Sie, meine Herren?

Seifert: Nu mir waren doch, denk ich, ſchon halb und halb einig.

Crampton: Jch weiß nicht, was Sie wollen? Mein Name iſt Crampton, Profeſſor Crampton, und wer ſind Sie?

Seifert: Jch heeße Seifert.

Kunze: Jch heiße Kunze.

Crampton: Nun, Herr Hinz und Kunz, — oder wie Sie heißen — wie können Sie ſo ohne Weiteres in mein Zimmer eindringen? Wiſſen Sie vielleicht, was Anſtand iſt? Kennen Sie vielleicht die Geſetze der Höflichkeit? Jch bitte Sie jetzt uns allein zu laſſen.

(Seifert und Kunz ziehen ſich conſternirt zurück)

Seifert (mit Bücklingen): Se werden entſchuldigen! Se werden entſchuldigen!

Kunz: Entſchuldigen Sie mich gütigſt. Empfehle mich ſehr!

Crampton (ruft ihm nach): Sie ſind ſchon empfohlen. Sie ſind ſchon empfohlen. (Löffler kommt.) Nun ſagen Sie, Löffler, was ſind das für Menſchen? Ueberfallen mich hier in meinem Zimmer. Jch bin meines Lebens nicht ſicher vor dieſen Menſchen. Jch ziehe aus. Jch ziehe ſofort aus, ich bleibe nicht hier. Nicht eine Minute bleibe ich mehr hier. Löffler, zahlen Sie unſere kleine Rechnung. Legen Sie dieſe paar Pfennige aus. Eine gute Wohnung, Löffler, eine gute Wohnung. Und dieſer junge Menſch hat jeder Zeit Zutritt.

(Er ſetzt den Hut auf, hängt den Rockmantel um.) Und was das Portrait anbelangt, lieber Strähler; es wäre mir recht, wenn wir bald damit anfangen könnten. Von nächſter Woche ab bin ich beſetzt, da werd ich nicht wiſſen, wo mir der Kopf ſteht.

Kaßner (bringt eine Taſſe Kaffee).

Crampton (fährt ihn an): Was bringen Sie da? Ich danke für Milchwaſſer. Es paßt mir nicht mehr. Ich ziehe aus.

Kaßner: Nu ziehn Se, ziehn Se, aber erſcht bezahlen. Mir paßt's ſchonn lange nich, kennen Se ſich denken. Sie wollen nur nich arbeiten, weiter wollen Sie niſcht. Sie kennten die ſcheenſte Arbeit kriegen. Die Malermeeſter ſind nur reiche Leute.

Crampton: Der Mann ermordet mich, lieber Strähler! Der Spelunkenkönig bringt mich von Sinnen.

Max: Dann gehen wir doch voraus, Herr Profeſſor!

Kaßner: Erſcht Heller fer Fennig, dann kann er gehn.

Crampton (zu Strähler): Wir gehen, mein Lieber. Begleichen Sie's, Löffler.

Löffler: Heut geht's amal grade. — (Zu Kaßner) Was ſind mir denn ſchuldig?

(Max mit dem Profeſſor, der ihn untergefaßt hat, ab.)

Kaßner: Was heeßt denn das nu?

Löffler: Nu, ſo a Profeſſer, der muß doch Geld haben.

Fünfter Akt.

Ein Atelier in der von Max neu gemietheten Wohnung. Es iſt in der Hauptſache mit Gegenſtänden aus dem ehemaligen Atelier des Profeſſors Crampton ausgeſtattet und zwar in ähnlicher Anordnung. Verſchiedene Gegenſtände haben noch nicht ihren Platz gefunden und ſtehen umher. Eine kleine Thür rechts, eine kleine Thür mit Klingel links. Die Hinterwand nehmen große Atelierfenſter ein.

Max und Gertrud winterlich koſtümirt treten athemlos von links ein. Ihre Geſichter ſind glückſtrahlend, vom Laufen geröthet, und eine frohlockende Luſtigkeit hat von ihnen Beſitz genommen.

Max (Hut abwerfend, Ueberrock abreißend): Da ſind wir!

Gertrud (Barett löſend): Da ſind wir!

Max (ſieht ſie an): Nun?

Gertrud (wird roth): Nun?

Max: Gertrud! (Er nimmt ſie in die Arme und preßt ſie unter Küſſen an ſich).

Gertrud: Max! — (Sie macht ſich los.) Nun aber ſchnell, wir wollen ja räumen.

Max: Nun aber ſchnell! (Beide laufen rathlos umher.)

Gertrud: Ja, was denn zuerſt?

Max (bleibt ſtehen): Ich bin athemlos.

Gertrud (ebenſo): Ach, ich auch. Wir ſind ſo gelaufen.

Max (rennt, ſchließt die Thür): Wart! erſt mal ſchließen! (Er kommt auf ſie zu) Und nun .....

Gertrud (in holder Angſt): Was denn nun?

Max: Nun warte! (Er haſcht ſie und küßt ſie ab.)

Gertrud: Au, au! — Aber Max, wir wollen doch räumen.

Max (von ihr ablaſſend, rennt durch alle Zimmer. Aus voller Bruſt rufend): Hurrah, Hurrah! (wieder im Atelier) Ach Du, ich bin unſinnig.

Gertrud (erſtaunt vor der gothiſchen Truhe): Was iſt denn das?

Max: Papas Truhe.

Gertrud (vor dem Silenus): Und das?

Max: Papas Silenus.

Gertrud: Aber, liebſtes Märchen, was ſoll denn das heißen?

Max: Ich habe mich ganz einfach dahinter gelegt und geſucht, bis ich alles zuſammen hatte. Hier, ſieh mal, die Gobelins.

Gertrud (erſtaunt): Ach!

Max: Hier die Schweinslederbibel, das Tigerfell. Der Tiſch iſt neu, aber das merkt er nicht.

Gertrud: Du rührendes Menſchchen! Wie ſeelensgut biſt Du!

Max: Es iſt keine Zeit mehr. Wir müſſen ja räumen.

Gertrud: Ja richtig, räumen!

Max (den Silenus auf den Tiſch hebend): Den ſtellen wir hierher.

Gertrud: Da iſt ja das Bildchen, wo Du das Modell biſt.

Max: Das ſtellen wir hierher.

Gertrud (das Bildchen betrachtend, welches nun auf der Staffelei ſteht): Du, weißt Du noch? (den Profeſſor kopirend) Stillſitzen, Strähler! Sie wackeln ja wie ein Tapergreis! (ſie lachen beide.)

Max (nimmt ihren Kopf zwiſchen beide Hände): Ach, Gertrud, Gertrud!

Gertrud (in ſeiner Gewalt): Du, räumen, räumen, denk nur an's Räumen!

Max: Ich hab Dich, ich hab Dich und geb Dich Niemandem!

Gertrud (neckt): Nu räume doch, räume doch!

Max: Nie, nie verlaſſen! Du!

Gertrud: Nein niemals, niemals!

Max: Und wenn wir ſterben. Eins mit dem Andern.

Gertrud: Eins mit dem Andern. (Küſſe.)

(Kleine Pauſe.)

Gertrud: Du biſt mir der Rechte, das nennt er räumen.

Max: Ach ja, Gertrud! räumen. Papachen iſt pünktlich.

Gertrud (mit gedämpftem Jubel [illegible]): Das gute Papachen! Nun ſehe ich ihn wieder. So glücklich! So glücklich! Nun bin ich ſo glücklich. (in tiefer Rührung die Stimme ſenkend. Mit Ueberzeugung). Nun wird er auch glücklich.

Max ([illegible]): Wir alle, wir alle! — Wohin denn, wohin denn?

Gertrud ([illegible] im Reiſeatlas): Entdeckungsreiſen! — Ach Märchen, wie niedlich, wie wunderniedlich!

Max (mit Ordnen der Gegenſtände beſchäftigt): Dort werde ich arbeiten, und hier der Papa. — Du, komm doch! So komm doch, ich muß Dich ſehen.

Gertrud: Nu ſuch mich doch, ſuch mich!

Max ([illegible]): Wart nur, Du Fliege! ([illegible] Kleine [illegible] im Nebenzimmer.)

Gertrud ([illegible] gefolgt von Max. Zwiſchen Lachen, Uebermuth und Erſchöpfung [illegible]): Ich fliege, ich fliege!

Max: Ich will Dich ſchon zähmen! (Er haſcht ſie, ſie entwindet ſich. Er haſcht ſie wieder, ſie entwindet ſich zum zweiten Mal.)

Gertrud (erſchöpft [illegible], ihn mit den Händen müde abwehrend): Ach räume nur, räume!

Max (muß plötzlich lachen): Ach muß ich lachen.

Gertrud: Worüber denn lachen?

Max: Was hab ich nur für ein Geſicht gemacht? Wie hab ich geſtottert!

Gertrud: Biſt eben ein Stotterer.

Max: Du! ahnteſt Du etwas?

Gertrud: So dunkel, ſo dunkel. Aber weißt Du am Stadtgraben, bei Deiner Predigt, wie Du ſo ganz deutlich wurdeſt, da war mir doch unheimlich.

Max: Und mir etwas ängſtlich.

Gertrud: Du armer Haſe!

Max: Na warte, na warte! (Er fängt ſie und küßt ſie.)

Gertrud: Mein Haar, meine Kleider. Sei ruhig, Märchen! Jetzt müſſen ja gleich die Geſchwiſter kommen. (Mit einem unechten Seufzer) Was werden die ſagen?

Max: Wir gratuliren.

Gertrud: Du? Wirklich nichts weiter?

Max: Nu, was denn noch weiter?

Gertrud: Du biſt noch ſo jung, Max!

(Kleine Pauſe. Lachen.)

Gertrud (klatſcht in die Hände): Das gute Papachen! Die Augen, die Augen! Ach, will ich ihn würgen, (halblaut, ſchelmiſch) den Schwerenöther.

Max (mit gemachtem Erſtaunen): Ich höre nicht recht.

Gertrud: Das alte Männchen, er kann nicht gut hören.

Max: Was, necken willſt Du? Gleich hierher zur Strafe.

Gertrud (mit gemachter Gleichgültigkeit): Gleich, gleich werde ich kommen.

Max: Nun willſt Du wohl folgen, ſonſt komm ich.

Gertrud: Ich kratz Dich.

Max: Mach doch!

Gertrud: O Du, ich kann böſe ſein. Wenn ich etwas nicht will, dann ſag ich ganz einfach: (ſie ſtampft mit dem Fuße auf) ich will nicht! ich will nicht!

Max: Wenn Dir's nur wird helfen? (Er eilt auf ſie zu.)

Gertrud (hinter einen Stuhl geflüchtet): Nein, Max, was wir treiben! Die Schelte, die Schelte! Ich von Papa, und Du von der Schweſter.

Max: Hu, wie ich mich fürchte.

Gertrud: Ja, ſtell Dich nur muthig!

Max: Hab ich was verbrochen?

Gertrud: Nein, wie der ſich fromm ſtellt. Du biſt doch blos ſchuld dran.

Max: Ich ſchuld dran? Na, hör mal! Wenn hier Jemand ſchuld iſt . . . .

Gertrud (ſchnell): Biſt Du's.

Max: Nein, biſt Du's.

Gertrud: Ich ſage, Du biſt es.

Max: Ich küß Dich, bis Du wirſt Abbitte leiſten.

Gertrud (unter ſeinen Küſſen): Ich will's ja bekennen. Ich bin ja ſchuld dran. Aber nun, Märchen, räumen! Papachen weiß gar nichts?

Max: Das konnte ich nicht wagen.

Gertrud: Auch nicht, daß ich hier bin.

Max: Nein, gar nichts, nein, gar nichts.

Gertrud: Hat's nicht gewagt, Häschen, die Wahrheit zu ſagen. Ach, Ziſchaus!

Max (ihr die Hände küſſend): Ach, hätt ich geahnt, daß das Leben ſo ſchön iſt.

Gertrud: Jetzt paß mal auf, Liebſter!

Max: Nun werde ich was hören.

Gertrud (bindet ihm ein grünes Bändchen um das Gelenk): Hier, ſiehſt Du das Bändchen? Damit bind ich Dich feſt, und wenn Du dran rüttelſt, dann wehe Dir, wehe!

Max: Ich werde mich hüten.

Gertrud (erſchrocken): Du, hör nur, ſie kommen.

Max: Ach, ſchade!

Gertrud: Ach, ſchade!

Max: Ach, hol ſie der Kuckuck!

Gertrud: Und wenn's der Papa iſt? Ob wir's ihm gleich ſagen?

Max: Ja, gleich auf der Stelle

Gertrud: Und Deinen Geſchwiſtern?

Max: Auch gleich auf der Stelle. (Es klopft.) Herein! Wer iſt da? (Er ſchließt auf.)

Agnes (kommt von links).

Max (ruft ihr entgegen, ſtrahlend im Geſicht): Agnes, Agnes! wir ſind verlobt.

Agnes (mit gemachtem Erſtaunen): Ach! ſo?

Gertrud (fliegt in Agnes Arme): Ach Agnes, Agnes! Ich bin ja ſo glücklich.

Agnes (ſie bei jedem Worte küſſend): Du liebe, Du kleine, Du ſüße, neue Schweſter, Du.

Adolf (kommt von links): Du, hör mal, Max, der Herr Profeſſor ſteht unten im Haus mit Löffler und ſtudiert die Tafel.

Max (mit leuchtenden Augen): Adolf, wir ſind verlobt!

Adolf (nebenher): Weiß ſchon, weiß ſchon! Aber Fräulein Gertrud muß ſich verſtecken. Sie müſſen ſich verſtecken, Fräulein Gertrud. (In höchſter Eile ſucht jeder einen Verſteck für Gertrud ausfindig zu machen).

Adolf (in der Thür rechts): Hier herein, Kinder! Hier herein! Hier herein! (alle verſchwinden in dieſer Thür).

(Hinter der Thür links, welche nur angelehnt iſt, hört man Murmeln, dann klopfen und wieder murmeln. Jetzt wird geklingelt, darauf die Thür von Löffler aufgedrückt.)

Löffler (zurückſprechend): De Thire is' offen. Aber's is Niemand hier.

Crampton (noch draußen, aufgebracht): Was glauben die Menſchen, was ſoll das heißen, was ſoll das heißen! Ich kann doch nicht hier auf der Treppe warten. Ich ſoll mir wohl eine Erkältung holen. Ach vorwärts, vorwärts! Gehen Sie nur, Löffler!

Löffler (kommt ganz herein, gefolgt vom Profeſſor im Radmantel): Was heeßt denn das nu? (Er ſieht ſich verdutzt um.)

Crampton: Na, da ſehen Sie mal, Löffler, das nennt man pünktlich. Wir ſind zur Minute da, und ſie laſſen uns warten. (verdutzt die Umgebung muſternd) Erlauben Sie, Löffler!

Löffler (ebenſo): Nu ja, Herr Profeſſer! das is och noch merkwürdig.

Crampton (in Gedanken die Worte ziehend): Der Mann, der Mann hat's recht wohnlich.

Löffler: A hat ſich beim Herrn Profeſſer a Muſter genommen.

Crampton: Ja wohl, es ſcheint ſo. (Er thut ein paar Schritte und bleibt vor der gothiſchen Truhe ſtehen) Nu hol' mich der Satan!

Löffler: Was meenen Se, Herr Crampton?

Crampton: Erlauben Sie, Löffler, das iſt meine Truhe.

Löffler: Ma mecht's wirklich bald globen.

Crampton: Ich werde Akademiedirector, wenn das nicht meine Truhe iſt. Ich laſſe mich köpfen, ich laſſe mich anſtellen. (Er läuft umher) Ach, reden Sie, was Sie wollen, Löffler, das ſind meine Sachen, die Sie hier ſehen, das ſind meine Sachen, von oben bis unten. Ich werde doch meine Sachen kennen!

Löffler: Nu ſehen Se, da kann ich mir halt nur denken . . . . A reicher Mann is er ja, der Herr Strähler, da werd er halt dies und jenes gekoft haben.

Crampton: Erlauben Sie, Löffler, was ſoll das heißen? Will man mich hier foppen; was? Unerhört! Meine Sachen! Was will dieſer Jüngling mit meinen Sachen? Dieſe Taktloſigkeit wäre einfach empörend. Dieſer junge Schüler, dieſer Dilettant, dieſer blutige Anfänger. Will mich ausrauben? Will ſich breit machen, aufſpielen, in meinem Studio? I kommen Sie, kommen Sie! Hier bleibe der Kuckuck! Hier male der Kuckuck alte Weiber!

Adolf (kommt ganz harmlos, hinter ihm ein wenig zurückbleibend Agnes.) Ich begrüße Sie, Herr Profeſſor! Um Verzeihung, wir wußten nicht, daß Sie ſchon da wären. Meine Schweſter Agnes, Herr Profeſſor Crampton.

Crampton (hat ſich mit einem feindlichen Blick nur wenig vor Agnes verbeugt). Pardon, eine Frage: ſoll ich hier malen?

Adolf: Ich denke doch!? Sie hätten denn etwas dagegen, Herr Profeſſor?

Crampton: Ach wiſſen Sie, ich hätte wohl nichts dagegen, aber vielleicht iſt es Ihnen nicht unbekannt, daß zum Malen vor allem Licht gehört. Wo iſt denn das Licht hier? Ich ſehe kein Licht. Es iſt ja ſtockfinſter hier. Wer ſoll denn hier malen? Kein Menſch malt doch in einem Kartoffelkeller.

Adolf (bemüht ſein Lachen zu unterdrücken): Ja, darauf verſtehe ich mich wirklich zu wenig. Ich glaubte mein Bruder . . . .

Crampton: Ihr Bruder, mein Lieber, Ihr Bruder, Ihr Bruder! Das iſt für mich keine Autorität. Ihr Bruder iſt nur ein beſcheidener Anfänger, und ich bin ergraut im Fach, mein Lieber. Und wenn ein Mann, wie ich, Ihnen ſagt, dies Studio iſt keine drei Pfennige werth, dies Atelier hier iſt nicht zu brauchen, ſo können Sie darauf pochen mein Lieber, ſo können Sie zwanzig Eide leiſten. — Wer ſollte denn nun von Ihnen gemalt werden?

Adolf: Ich denke Du, Agnes.

Crampton: Erlauben Sie doch mal, gnädige Frau! (Er bedeutet ihr durch Geſten in das Licht zu treten und fixiert ſcharf ihr Geſicht) Sie ſind nicht beſonders maleriſch. Was haben Sie da nur gemacht, meine Liebe? Es iſt ſo ein grauer, fettiger Ton. Ich weiß nicht, pflegen Sie aufzutragen? Das würde ſich wenig empfehlen für's Sitzen. Wir ſind mit der Natur durchaus zufrieden. (Zu Adolf). Pardon . . . ich habe ein gewiſſes Intereſſe . . . Wie kommt denn Ihr Bruder zu dieſen Sachen?

Adolf: Dort kommt er ſchon ſelbſt. Vielleicht, Herr Profeſſor . . .

Crampton (um vieles freundlicher ihm entgegen): Guten Tag, mein Lieber, wie iſt Ihr Befinden?

Max: Beſten Dank, Herr Profeſſor!

Crampton: Ja, ſagen Sie blos, was ſind das für Dinge? Sie ſind wohl ein großer Maler geworden? Das hatte ja Mackart weniger prächtig.

Max: Ach nein, Herr Profeſſor, das iſt wohl ein Irrthum?

Crampton: Wieſo denn ein Irrthum? Wieſo denn ein Irrthum? Sie müſſen doch meine Sachen kennen, mein Lieber! Sie haben doch bei mir gearbeitet.

Löffler: Herr Profeſſor, die Sachen war'n amal Ihre.

Crampton: Na ja doch, ja doch! Ich weiß das ſchon, Löffler. Ein Menſch hat Unglück und wird geplündert. Man hat mich geplündert!

Max: Eh ich's vergeſſe, Herr Profeſſor. Ich möchte gleich von vornherein eine Frage an Sie richten.

Crampton: O bitte, bitte!

Max: Hier meine Geſchwiſter, Herr Profeſſor, haben mir nämlich zur Feier meiner Entlaſſung aus der Akademie dieſen Raum hier eingerichtet. Nun, Herr Profeſſor, ich bin ein Anfänger. Dieſer ganze Prunk bedrückt mich etwas. Ich habe ja auch dieſe ganze Anlage noch gar nicht nöthig. Da nebenan iſt ein hübſcher, lichter Raum, der iſt wirklich für mich mehr als genügend. Ich möchte natürlich dieſen Raum nicht an irgend Jemand abgeben, den ich nicht kenne, aber wenn Sie, Herr Profeſſor, vielleicht ſich entſchließen könnten, mir ihn wenigſtens zeitweilig abzunehmen?

Crampton: Wie abzunehmen?

Adolf: Vielleicht abzumiethen?

Max: Ja, vielleicht abzumiethen.

Crampton: Ach — nun — darüber ließe ſich reden.

Max: Wie finden Sie denn das Licht, Herr Profeſſor?

Crampton (eifrig): Das Licht iſt gut, — recht gut, lieber Strähler! Nein, nein, dagegen iſt nichts zu ſagen. Der Gedanke an ſich iſt mir auch ganz ſympathiſch. — Was meinen Sie, Löffler? (da Löffler ein langes Geſicht macht) Was ſoll es denn koſten?

Max: Ja koſten .... koſten .... Das iſt meines Bruders Sache.

Adolf: Herr Profeſſor, das werden wir dann ſchon beſprechen. Ich werde es ſchon nicht zu billig machen.

Crampton (lachend): Wofür ſind Sie denn Kaufmann, wofür ſind Sie denn Kaufmann! (Max auf die Schulter klopfend) Da ſind wir nun alſo Thüre an Thüre, da könnten Sie ja mein Schüler werden! (Plötzlich ſtutzig greift er ſich an die Stirne) Ja aber, ja aber — es will mir faſt ſcheinen .... (Er tritt an's Fenſter, ſo daß er den Anweſenden den Rücken kehrt) Ich weiß nicht, ich weiß nicht .... (Agnes, Adolf und Max winken heftig nach der Thüre rechts. Dann geht Adolf, um Gertrud herauszuſchicken. Er kommt nicht wieder. Gertrud kommt wie der Wind auf den Zehenſpitzen herausgeeilt und hält dem Papa von rückwärts die Hände vor die Augen.)

Gertrud (frohlockend): Wer bin ich, wer bin ich!

Crampton: Um Gotteswillen! (in einen Glückſeligkeitstaumel gerathend) Mein Kindchen, mein Herzchen, meine kleine Katze, mein Poliziſtchen, was ſoll denn das heißen? Was iſt denn geſchehen? Was treibt Ihr? Was macht Ihr? Ich bin ja von Sinnen!

Gertrud: Ach holdes Papachen! Ach ſei mir nicht böſe, ich hab mich verlobt!

Crampton (lachend): Hör einer den Schalk! Nun laß das nur gut ſein. (Er küßt ihre Finger.) An jedes Fingerchen kriegſt Du ein Dutzend. Auf meine Ehre! Und Grafen und Fürſten.

Gertrud: Ich bedanke mich ſchönſtens, ich will keinen Grafen. Ich ſag Dir's ernſtlich — ich bin ſchon verlobt. Und ſiehſt Du Papachen: (ſie eilt auf Agnes zu, der ſie um den Hals fällt) das iſt meine Schweſter.

Crampton: Du biſt ſchon verlobt? Das iſt Deine Schweſter? (auf Max deutend) So iſt dieſer Menſch hier alſo Dein Bräutigam? (Unter Thränen lachend läuft er umher.) Um Himmelswillen und das will heirathen? Mein lieber Löffler, was ſagen Sie dazu? Nicht? Furchtbar komiſch! Furchtbar komiſch! Und gnädige Frau, Sie ſagen kein Wörtchen?

Agnes: Ich ſage nur, daß ich mich herzlich freue.

Crampton: Sie freuen ſich herzlich? Das freut mich, das freut mich. Da habe ich ja auch keinen Grund zu weinen.

Aber ſag blos, Gertrud, Du kleines Geſchöpſchen. Wie kommſt Du denn nur auf ſolche Ideen? (zu Max) Und Du mein Junge, was ſoll denn das heißen? Nun kommt nur, nun kommt nur. Mein Segen, Kinder, koſtet zwei Pfennig. (Er hat Beide in den Armen.)

Crampton (Gertrud loslaſſend, nur Max an der Hand haltend): Nun ſag mal, mein Junge, wie heißt Du?

Gertrud: Max heißt er!

Crampton: Max alſo, nun gut. Ich will Dir was ſagen. Nun hole der Teufel die Semmelwochen! Jetzt müſſen wir ſchuften, Max, wie zwei Kulis! (Läßt ihn los, eilt zu Löffler, überwältigt vor Rührung.) Max heißt der Dummkopf, nun ſagen Sie, Löffler! (Er läuft umher.) So'n dummer Kerl! So'n dummer Kerl!

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Bahnwärter Thiel.

Der Apoſtel.

Bahnwärter Thiel.

Novelliſtiſche Studien

von

Gerhart Hauptmann.

Berlin W.,
S. Fiſcher, Verlag.
1892.

1887.

I.

Allſonntäglich ſaß der Bahnwärter Thiel in der Kirche zu Neu-Zittau, ausgenommen die Tage, an denen er Dienſt hatte oder krank war und zu Bette lag. Im Verlaufe von zehn Jahren war er zweimal krank geweſen; das eine Mal infolge eines vom Tender einer Maſchine während des Vorbeifahrens herabgefallenen Stückes Kohle, welches ihn getroffen und mit zerſchmettertem Bein in den Bahngraben geſchleudert hatte; das andere Mal einer Weinflaſche wegen, die aus dem vorüberraſenden Schnellzuge und mitten auf ſeine Bruſt geflogen war. Außer dieſen beiden Unglücksfällen hatte nichts vermocht, ihn, ſo bald er frei war, von der Kirche fern zu halten.

Die erſten fünf Jahre hatte er den Weg von Schön-Schornſtein, einer Kolonie an der Spree, herüber nach Neu-Zittau allein machen müſſen. Eines ſchönen Tages war er dann in Begleitung eines ſchmächtigen und kränklich ausſehenden Frauenzimmers erſchienen, die, wie die Leute meinten, zu ſeiner herkuliſchen Geſtalt wenig gepaßt hatte. Und wiederum eines ſchönen Sonntag nachmittags reichte er dieſer ſelben Perſon am Altare der Kirche feierlich die Hand zum Bunde fürs Leben. Zwei Jahre nun ſaß das junge, zarte Weib ihm zur Seite in der Kirchenbank; zwei Jahre blickte ihr hohlwangiges, feines Geſicht neben ſeinem vom Wetter gebräunten in das uralte Geſangbuch —; und plötzlich ſaß der Bahnwärter wieder allein wie zuvor.

An einem der vorangegangenen Wochentage hatte die Sterbeglocke geläutet, das war das Ganze.

An dem Wärter hatte man, wie die Leute verſicherten, kaum eine Veränderung wahrgenommen. Die Knöpfe ſeiner ſauberen Sonntagsuniform waren ſo blank geputzt als je zuvor, ſeine roten Haare ſo wohl geölt und militäriſch geſcheitelt wie immer, nur daß er den breiten, behaarten Nacken ein wenig geſenkt trug und noch eifriger der Predigt lauſchte oder ſang, als er es früher gethan hatte. Es war die allgemeine Anſicht, daß ihm der Tod ſeiner Frau nicht ſehr nahe gegangen ſei, und dieſe Anſicht erhielt eine Bekräftigung, als ſich Thiel nach Verlauf eines Jahres zum zweiten Male und zwar mit einem dicken und ſtarken Frauenzimmer, einer Kuhmagd aus Alte-Grund, verheiratete.

Auch der Paſtor geſtattete ſich, als Thiel die Trauung anmelden kam, einige Bedenken zu äußern:

„Ihr wollt alſo ſchon wieder heiraten?"

„Mit der Toten kann ich nicht wirtſchaften, Herr Prediger!"

„Nun ja wohl — aber ich meine — Ihr eilt ein wenig."

„Der Junge geht mir d'rauf, Herr Prediger."

Thiels Frau war im Wochenbett geſtorben, und der Junge, welchen ſie zur Welt gebracht, lebte und hatte den Namen Tobias erhalten.

„Ach ſo, der Junge," ſagte der Geiſtliche und machte eine Bewegung, die deutlich zeigte, daß er ſich des Kleinen erſt jetzt erinnere. „Das iſt etwas andres — wo habt Ihr ihn denn untergebracht, während Ihr im Dienſt ſeid?“

Thiel erzählte nun, wie er Tobias einer alten Frau übergeben, die ihn einmal beinahe habe verbrennen laſſen, während er ein anderes Mal von ihrem Schoß auf die Erde gekugelt ſei, ohne glücklicherweiſe mehr als eine große Beule davon zu tragen. Das könne nicht ſo weiter gehen, meinte er, zudem, da der Junge, ſchwächlich wie er ſei, eine ganz beſondre Pflege benötige. Deswegen und ferner weil er der Verſtorbenen in die Hand gelobt, für die Wohlfahrt des Jungen zu jeder Zeit ausgiebig Sorge zu tragen, habe er ſich zu dem Schritte entſchloſſen. —

Gegen das neue Paar, welches nun allſonntäglich zur Kirche kam, hatten die Leute äußerlich durchaus nichts einzuwenden. Die frühere Kuhmagd ſchien für den Wärter wie geſchaffen. Sie war kaum einen halben Kopf kleiner wie er und übertraf ihn an Gliederfülle, auch war ihr Geſicht ganz ſo grob geſchnitten, wie das ſeine, nur daß ihm im Gegenſatz zu dem des Wärters die Seele abging.

Wenn Thiel den Wunſch gehegt hatte, in, ſeiner zweiten Frau eine unverwüſtliche Arbeiterin eine muſterhafte Wirtſchafterin zu haben, ſo war dieſer Wunſch in überraſchender Weiſe in Erfüllung gegangen. Drei Dinge jedoch hatte er, ohne es zu wiſſen, mit ſeiner Frau in Kauf genommen: eine harte, herrſchſüchtige Gemütsart, Zankſucht und brutale Leidenſchaftlichkeit. Nach Verlauf eines halben Jahres war es ortsbekannt, wer in dem Häuschen des Wärters das Regiment führte. Man bedauerte den Wärter.

Es ſei ein Glück für „das Menſch“, daß ſie ein ſo gutes Schaf wie den Thiel zum Manne bekommen habe, äußerten die aufgebrachten Ehemänner; es gäbe welche, bei denen ſie greulich anlaufen würde. So ein „Tier“ müſſe doch kirre zu machen ſein, meinten ſie, und wenn es nicht anders ginge, denn mit Schlägen. Durchgewalkt müſſe ſie werden, aber dann gleich ſo, daß es zöge.

Davon aber war Thiel trotz ſeiner ſehnigen Arme weit entfernt. Das, worüber ſich die Leute ereiferten, ſchien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen. Die endloſen Predigten ſeiner Frau ließ er gewöhnlich wortlos über ſich ergehen, und wenn er einmal antwortete, ſo ſtand das ſchleppende Zeitmaß, ſowie der leiſe, kühle Ton ſeiner Rede in ſeltſamſtem Gegenſatz zu dem kreiſchenden Gekeif ſeiner Frau. Die Außenwelt ſchien ihm wenig anhaben zu können, es war, als trüge er etwas in ſich, wodurch er alles Böſe, was ſie ihm anthat, reichlich mit Gutem aufgewogen erhielt.

Trotz ſeines unverwüſtlichen Phlegmas hatte er doch Augenblicke, in denen er nicht mit ſich ſpaßen ließ. Es war dies immer anläßlich ſolcher Dinge, die Tobiäschen betrafen. Sein kindgutes, nachgiebiges Weſen gewann dann einen Anſtrich von Feſtigkeit, dem ſelbſt ein ſo unzähmbares Gemüt wie das Lenes nicht entgegen zu treten wagte.

Die Augenblicke indes, darin er dieſe Seite ſeines Weſens herauskehrte, wurden mit der Zeit immer ſeltener und verloren ſich zuletzt ganz. Ein gewiſſer leidender Widerſtand, den er der Herrſchſucht Lenens während des erſten Jahres entgegen geſetzt, verlor ſich ebenfalls im zweiten. Er ging nicht mehr mit der früheren Gleichgültigkeit zum Dienſt, nachdem er einen Auftritt mit ihr gehabt, wenn er ſie nicht vorher beſänftigt hatte. Er ließ ſich am Ende nicht ſelten herab, ſie zu bitten, doch wieder gut zu ſein. — Nicht wie ſonſt mehr war ihm ſein einſamer Poſten inmitten des märkiſchen Kiefernhorſtes ſein liebſter Aufenthalt. Die ſtillen, hingebenden Gedanken an ſein verſtorbenes Weib wurden von denen an die Lebende durchkreuzt. Nicht widerwillig, wie die erſte Zeit, trat er den Heimweg an, ſondern mit leidenſchaftlicher Haſt, nachdem er vorher oft Stunden und Minuten bis zur Zeit der Ablöſung gezählt hatte.

Er, der mit ſeinem erſten Weibe durch eine mehr vergeiſtigte Liebe verbunden geweſen war, geriet durch die Macht roher Triebe in die Gewalt ſeiner zweiten Frau und wurde zuletzt in Allem faſt unbedingt von ihr abhängig. — Zu Zeiten empfand er Gewiſſensbiſſe über dieſen Umſchwung der Dinge, und er bedurfte einer Anzahl außergewöhnlicher Hilfsmittel, um ſich darüber hinweg zu helfen. So erklärte er ſein Wärterhäuschen und die Bahnſtrecke, die er zu beſorgen hatte, insgeheim gleichſam für geheiligtes Land, welches ausſchließlich den Manen der Toten gewidmet ſein ſollte. Mit Hülfe von allerhand Vorwänden war es ihm in der That bisher gelungen, ſeine Frau davon abzuhalten, ihn dahin zu begleiten.

Er hoffte es auch fernerhin thun zu können.

Sie hätte nicht gewußt, welche Richtung ſie einſchlagen ſollte, um ſeine „Bude“, deren Nummer ſie nicht einmal kannte, aufzufinden.

Dadurch, daß er die ihm zu Gebote ſtehende Zeit ſomit gewiſſenhaft zwiſchen die Lebende und Tote zu teilen vermochte, beruhigte Thiel ſein Gewiſſen in der That.

Oft freilich und beſonders in Augenblicken einſamer Andacht, wenn er recht innig mit der Verſtorbenen verbunden geweſen war, ſah er ſeinen jetzigen Zuſtand im Lichte der Wahrheit und empfand davor Ekel.

Hatte er Tagdienſt, ſo beſchränkte ſich ſein geiſtiger Verkehr mit der Verſtorbenen auf eine Menge lieber Erinnerungen aus der Zeit ſeines Zuſammenlebens mit ihr. Im Dunkel jedoch, wenn der Schneeſturm durch die Kiefern und über die Strecke raſte, in tiefer Mitternacht beim Scheine ſeiner Laterne, da wurde das Wärterhäuschen zur Kapelle.

Eine verblichene Photographie der Verſtorbenen vor ſich auf dem Tiſch, Geſangbuch und Bibel aufgeſchlagen, las und ſang er abwechſelnd die lange Nacht hindurch, nur von den in Zwiſchenräumen vorbei tobenden Bahnzügen unterbrochen, und geriet hierbei in eine Extaſe, die ſich zu Geſichten ſteigerte, in denen er die Tote leibhaftig vor ſich ſah.

Der Poſten, welchen der Wärter nun ſchon zehn volle Jahre ununterbrochen inne hatte, war aber in ſeiner Abgelegenheit dazu angethan, die myſtiſchen Neigungen des Wärters zu fördern.

Nach allen vier Windrichtungen mindeſtens durch einen dreiviertelſtündigen Weg von jeder menſchlichen Wohnung entfernt, lag die Bude inmitten des Forſtes dicht neben einem Bahnübergang, deſſen Barrieren der Wärter zu bedienen hatte.

Im Sommer vergingen Tage, im Winter Wochen, ohne daß ein menſchlicher Fuß, außer denen des Wärters und ſeines Kollegen die Strecke paſſierte. Das Wetter und der Wechſel der Jahreszeiten brachten in ihrer periodiſchen Wiederkehr faſt die einzige Abwechslung in dieſe Einöde. Die Ereigniſſe, welche im übrigen den regelmäßigen Ablauf der Dienſtzeit Thiels außer den beiden Unglücksfällen unterbrochen hatten, waren unſchwer zu überblicken. Vor vier Jahren war der kaiſerliche Extrazug, der den Kaiſer nach Breslau gebracht hatte, vorüber gejagt.

In einer Winternacht hatte der Schnellzug einen Rehbock überfahren. An einem heißen Sommertage hatte Thiel bei ſeiner Streckenreviſion eine verkorkte Weinflaſche gefunden, die ſich glühend heiß anfaßte, und deren Inhalt deshalb von Thiel für ſehr gut gehalten wurde, weil er nach Entfernung des Korkes einer Fontäne gleich herausquoll, alſo augenſcheinlich gegohren war. Dieſe Flaſche, von Thiel in den ſeichten Rand eines Waldſees gelegt, um abzukühlen, war von dort auf irgend welche Weiſe abhanden gekommen, ſo daß Thiel noch nach Jahren ihren Verluſt bedauern mußte.

Einige Zerſtreuung vermittelte dem Wärter ein Brunnen dicht hinter ſeinem Häuschen. Von Zeit zu Zeit nahmen in der Nähe beſchäftigte Bahn- oder Telegraphenarbeiter einen Trunk daraus, wobei natürlich ein kurzes Geſpräch mit unterlief. Auch der Förſter kam zuweilen, um ſeinen Durſt zu löſchen.

Tobias entwickelte ſich nur langſam, erſt gegen Ablauf ſeines zweiten Lebensjahres lernte er notdürftig ſprechen und gehen. Dem Vater bewies er eine ganz beſondere Zuneigung. Wie er verſtändiger wurde, erwachte auch die alte Liebe des Vaters wieder. In dem Maße, wie dieſe zunahm, verringerte ſich die Liebe der Stiefmutter zu Tobias und ſchlug ſogar in unverkennbare Abneigung um, als Lene nach Verlauf eines neuen Jahres ebenfalls einen Jungen gebar.

Von da ab begann für Tobias eine ſchlimme Zeit; er wurde beſonders in Abweſenheit des Vaters unaufhörlich geplagt und mußte ohne die geringſte Belohnung dafür ſeine ſchwachen Kräfte im Dienſte des kleinen Schreihalſes einſetzen, wobei er ſich mehr und mehr aufrieb. Sein Kopf bekam einen ungewöhnlichen Umfang, die brandroten Haare und das kreidige Geſicht darunter machten einen unſchönen und im Verein mit der übrigen kläglichen Geſtalt erbarmungswürdigen Eindruck. Wenn ſich der zurückgebliebene Tobias ſolcher Geſtalt, das kleine, von Geſundheit ſtrotzende Brüderchen auf dem Arme, hinunter zur Spree ſchleppte, ſo wurden hinter den Fenſtern der Hütten Verwünſchungen laut, die ſich jedoch niemals hervorwagten. Thiel aber, welchen die Sache doch vor allem anging, ſchien keine Augen für ſie zu haben und wollte auch die Winke nicht verſtehen, welche ihm von wohlmeinenden Nachbarsleuten gegeben wurden.

II.

An einem Junimorgen gegen ſieben Uhr kam Thiel aus dem Dienſt. Seine Frau hatte nicht ſo bald ihre Begrüßung beendet, als ſie ſchon in gewohnter Weiſe zu lamentieren begann. Der Pachtacker, welcher bisher den Kartoffelbedarf der Familie gedeckt hatte, war vor Wochen gekündigt worden, ohne daß es Lenen bisher gelungen war, einen Erſatz dafür ausfindig zu machen. Wenngleich nun die Sorge um den Acker zu ihren Obliegenheiten gehörte, ſo mußte doch Thiel einmal übers andere hören, daß niemand als er daran ſchuld ſei, wenn man in dieſem Jahre zehn Sack Kartoffeln für ſchweres Geld kaufen müſſe. Thiel brummte nur und begab ſich, Lenens Reden wenig Beachtung ſchenkend, ſogleich an das Bett ſeines Aelteſten, welches er in den Nächten, wo er nicht im Dienſt war, mit ihm teilte. Hier ließ er ſich nieder und beobachtete mit einem ſorglichen Ausdruck ſeines guten Geſichts das ſchlafende Kind, welches er, nachdem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, ſchließlich weckte. In den blauen, tiefliegenden Augen des Erwachenden malte ſich eine rührende Freude, er griff haſtig nach der Hand des Vaters, indes ſich ſeine Mundwinkel zu einem kläglichem Lächeln verzogen. Der Wärter half ihm ſogleich beim Anziehen der wenigen Kleidungsſtücke, wobei plötzlich etwas wie ein Schatten durch ſeine Mienen lief, als er bemerkte, daß ſich auf der rechten, ein wenig angeſchwollenen Backe einige Fingerſpuren weiß in rot abzeichneten.

Als Lene beim Frühſtück mit vergrößertem Eifer auf vorberegte Wirtſchaftsangelegenheit zurückkam, ſchnitt er ihr das Wort ab mit der Nachricht, daß ihm der Bahnmeiſter ein Stück Land längs des Bahndammes in unmittelbarer Nähe des Wärterhauſes umſonſt überlaſſen habe, angeblich weil es ihm, dem Bahnmeiſter, zu abgelegen ſei.

Lene wollte das anfänglich nicht glauben, nach und nach wichen jedoch ihre Zweifel, und nun geriet ſie in merklich gute Laune. Ihre Fragen nach Größe und Güte des Ackers, ſowie andre mehr verſchlangen ſich förmlich, und als ſie erfuhr, daß bei alledem noch zwei Zwergobſtbäume darauf ſtünden, wurde ſie rein närriſch. Als nichts mehr zu erfragen übrig blieb, zudem die Thürglocke des Krämers, die man, beiläufig geſagt, in jedem einzelnen Hauſe des Ortes vernehmen konnte, unaufhörlich anſchlug, ſchoß ſie davon, um die Neuigkeit im Oertchen auszuſprengen.

Während Lene in die dunkle, mit Waaren überfüllte Kammer des Krämers kam, beſchäftigte ſich der Wärter daheim ausſchließlich mit Tobias. Der Junge ſaß auf ſeinen Knieen und ſpielte mit einigen Kieferzapfen, die Thiel mit aus dem Walde gebracht hatte.

„Was willſt Du werden?“ fragte ihn der Vater, und dieſe Frage war ſtereotyp, wie die Antwort des Jungen: „ein Bahnmeiſter.“ Es war keine Scherzfrage, denn die Träume des Wärters verſtiegen ſich in der That in ſolche Höhen, und er hegte allen Ernſtes den Wunſch und die Hoffnung, daß aus Tobias mit Gottes Hilfe etwas Außergewöhnliches werden ſollte. Sobald die Antwort „ein Bahnmeiſter“ von den blutloſen Lippen des Kleinen kam, der natürlich nicht wußte, was ſie bedeuten ſollte, begann Thiel's Geſicht ſich aufzuhellen, bis es förmlich ſtrahlte von innerer Glückſeligkeit.

„Geh, Tobias, geh ſpielen!“ ſagte er kurz darauf, indem er eine Pfeife Tabak mit einem im Herdfeuer entzündeten Spahn in Brand ſteckte, und der Kleine drückte ſich alsbald in ſcheuer Freude zur Thüre hinaus. Thiel entkleidete ſich, ging zu Bett und entſchlief, nachdem er geraume Zeit gedankenvoll die niedrige und riſſige Stubendecke angeſtarrt hatte. Gegen 12 Uhr mittags erwachte er, kleidete ſich an und ging, während ſeine Frau in ihrer lärmenden Weiſe das Mittagbrot bereitete, hinaus auf die Straße, wo er Tobiaschen ſogleich aufgriff, der mit den Fingern Kalk aus einem Loche in der Wand kratzte und in den Mund ſteckte. Der Wärter nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm an den etwa acht Häuschen des Ortes vorüber bis hinunter zur Spree, die ſchwarz und glaſig zwiſchen ſchwach belaubten Pappeln lag. Dicht am Rande des Waſſers befand ſich ein Granitblock, auf welchen Thiel ſich niederließ.

Der ganze Ort hatte ſich gewöhnt, ihn bei nur irgend erträglichem Wetter an dieſer Stelle zu erblicken, die Kinder beſonders hingen an ihm, nannten ihn „Vater Thiel“ und wurden von ihm beſonders in mancherlei Spielen unterrichtet, deren er ſich aus ſeiner Jugendzeit erinnerte. Das Beſte jedoch von dem Inhalt ſeiner Erinnerungen war für Tobias, er ſchnitzelte ihm Fitſchepfeile, die höher flogen wie die aller anderen Jungen, er ſchnitt ihm Weidenpfeifchen und ließ ſich ſogar herbei, mit ſeinem verroſteten Baß das Beſchwörungslied zu ſingen, während er mit dem Horngriff ſeines Taſchenmeſſers die Rinde leiſe klopfte.

Die Leute verübelten ihm ſeine Läppiſchereien, es war ihnen unerfindlich, wie er ſich mit den Rotznaſen ſo viel abgeben konnte. Im Grunde durften ſie jedoch damit zufrieden ſein, denn die Kinder durften unter ſeiner Obhut gut aufgehoben ſein, überdies nahm Thiel auch ernſte Dinge mit ihnen vor, hörte den Großen ihre Schulaufgaben ab, half ihnen beim Lernen der Bibel- und Geſangbuchverſe und buchſtabierte mit den Kleinen „a“ — „b“ — „ab“, „d“ — „u“ — „du“, und ſo fort.

Nach dem Mittageſſen legte ſich der Wärter abermals zu kurzer Ruhe nieder; nachdem ſie beendigt, trank er den Nachmittagskaffee und begann gleich darauf ſich für den Gang in den Dienſt vorzubereiten. Er brauchte dazu, wie zu allen ſeinen Verrichtungen, viel Zeit; jeder Handgriff war ſeit Jahren geregelt, in ſtets gleicher Reihenfolge wanderten die ſorgſam auf der kleinen Nußbaumkomode ausgebreiteten Gegenſtände: Meſſer, Notizbuch, Kamm, ein Pferdezehn, die alte eingekapſelte Uhr in die Taſchen ſeiner Kleider. Ein kleines, in rotes Papier eingeſchlagenes Büchelchen wurde mit beſonderer Sorgfalt behandelt, es lag während der Nacht unter dem Kopfkiſſen des Wärters und wurde am Tage von ihm ſtets in der Bruſttaſche des Dienſtrockes herum getragen. Auf der Etiquette unter dem Umſchlag ſtand in unbeholfenen, aber verſchnörkelten Schriftzügen, von Thiels Hand geſchrieben, Sparkaſſenbuch des Tobias Thiel.

Die Wanduhr mit dem langen Pendel und dem gelbſüchtigen Zifferblatt zeigte dreiviertel fünf, als Thiel fortging. Ein kleiner Kahn, ſein Eigentum, brachte ihn über den Fluß. Am jenſeitigen Spreeufer blieb er einige Male ſtehen und lauſchte nach dem Ort zurück. Endlich bog er in einen breiten Waldweg und befand ſich nach wenigen Minuten inmitten des tiefaufrauſchenden Kiefernforſtes, deſſen Nadelmaſſen einem ſchwarzgrünen, wellenwerfenden Meere glichen. Unhörbar wie auf Filz ſchritt er über die feuchte Moos- und Nadelſchicht des Waldbodens. Er fand ſeinen Weg ohne aufzublicken, hier durch die roſtbraunen Säulen des Hochwaldes, dort weiterhin durch dicht verſchlungenes Jungholz, noch weiter über ausgedehnte Schonungen, die von einzelnen hohen und ſchlanken Kiefern überſchattet wurden, welche man zum Schutze für den Nachwuchs aufbehalten hatte. Ein bläulicher, durchſichtiger, mit allerhand Düften geſchwängerter Dunſt ſtieg aus der Erde auf und ließ die Formen der Bäume verwaſchen erſcheinen. Ein ſchwerer, milchiger Himmel hing tief herab über die Baumwipfel, Krähenſchwärme badeten gleichſam im Grau der Luft, unaufhörlich ihre knarrenden Rufe ausſtoßend; ſchwarze Waſſerlachen füllten die Vertiefungen des Weges und ſpiegelten die trübe Natur noch trüber wieder.

„Ein fruchtbares Wetter,“ dachte Thiel, als er aus tiefem Nachdenken erwachte und aufſchaute.

Plötzlich jedoch bekamen ſeine Gedanken eine andere Richtung, er fühlte dunkel, daß er etwas daheim vergeſſen haben müſſe, und wirklich vermißte er beim Durchſuchen ſeiner Taſchen das Butterbrot, welches er der langen Dienſtzeit halber ſtets mitzunehmen genötigt war. Unſchlüſſig blieb er eine Weile ſtehen, wandte ſich dann aber plötzlich und eilte in der Richtung des Dorfes zurück.

In kurzer Zeit hatte er die Spree erreicht, ſetzte mit wenigen kräftigen Ruderſchlägen über und ſtieg gleich darauf, am ganzen Körper ſchwitzend, die ſanft anſteigende Dorfſtraße hinauf. Der alte ſchäbige Pudel des Krämers lag mitten auf der Straße, auf dem getheerten Plankenzaune eines Koſſätenhofes ſaß eine Nebelkrähe, ſie ſpreitzte die Federn, ſchüttelte ſich, nickte, ſtieß ein ohrenzerreißendes „Krä“, „krä“, aus und erhob ſich mit pfeifendem Flügelſchlag, um ſich vom Winde in der Richtung des Forſtes davontreiben zu laſſen.

Von den Bewohnern der kleinen Kolonie, etwa zwanzig Fiſchern und Waldarbeitern mit ihren Familien, war nichts zu ſehen.

Der Ton einer kreiſchenden Stimme unterbrach die Stille ſo laut und ſchrill, daß der Wärter unwillkürlich mit laufen inne hielt. Ein Schwall heftig herausgeſtoßner, mißtönender Laute ſchlug an ſein Ohr, die aus dem offnen Giebelfenſter eines niedrigen Häuschens zu kommen ſchienen, welches er nur zu wohl kannte.

Das Geräuſch ſeiner Schritte nach Möglichkeit dämpfend, ſchlich er ſich näher und unterſchied nun ganz deutlich die Stimme ſeiner Frau. Nur noch wenige Bewegungen, und die meiſten ihrer Worte wurden ihm verſtändlich.

„Was, Du unbarmherziger, herzloſer Schuft! ſoll ſich das elende Wurm die Plautze ausſchreien vor Hunger? — wie? — na wart nur, wart, ich will Dich lehren aufpaſſen! — Du ſollſt dran denken.“ Einige Augenblicke blieb es ſtill, dann hörte man ein Geräuſch, wie wenn Kleidungsſtücke ausgeklopft würden, unmittelbar darauf entlud ſich ein neues Hagelwetter von Schimpfworten.

„Du erbärmlicher Grünſchnabel,“ ſcholl es im ſchnellſten Tempo herunter, „meinſt Du, ich ſollte mein leibliches Kind wegen ſolch einem Jammerlappen, wie Du biſt, verhungern laſſen?“ „Halts Maul!“ ſchrie es, als ein leiſes Wimmern hörbar wurde, „oder Du ſollſt eine Portion kriegen, an der Du acht Tage zu freſſen haſt.“

Das Wimmern verſtummte nicht.

Der Wärter fühlte, wie ſein Herz in ſchweren, unregelmäßigen Schlägen ging; er begann leiſe zu zittern, ſeine Blicke hingen wie abweſend am Boden feſt, und die plumpe und harte Hand ſtrich mehrmals ein Büſchel naſſer Haare zur Seite, das immer von neuem in die ſommerſproſſige Stirne hinein fiel.

Einen Augenblick drohte es ihn zu überwältigen. Es war ein Krampf, der die Muskeln ſchwellen machte und die Finger der Hand zur

Fauſt zuſammmen zog. Es ließ nach und dumpfe Mattigkeit blieb zurück.

Unſicheren Schrittes trat der Wärter in den engen, ziegelgepflaſterten Hausflur, müde und langſam erklomm er die knarrende Holzſtiege.

„Pfui, pfui, pfui!“ hob es wieder an, dabei hörte man, wie Jemand dreimal hinter einander mit allen Zeichen der Wut und Verachtung ausſpie. „Du erbärmlicher, niederträchtiger, hinterliſtiger, hämiſcher, feiger, gemeiner Lümmel.“ Die Worte folgten einander in ſteigender Betonung, und die Stimme, welche ſie herausſtieß, ſchnappte zuweilen über vor Anſtrengung. „Meinen Buben willſt Du ſchlagen, was? Du elende Göhre unterſtehſt Dich, das arme, hilfloſe Kind aufs Maul zu ſchlagen? — wie? — he wie? — Ich will mich nur nicht dreckig machen an Dir, ſonſt — . . .“

In dieſem Augenblick öffnete Thiel die Thür des Wohnzimmers, weshalb der erſchrockenen Frau das Ende des begonnenen Satzes in der Kehle ſtecken blieb. Sie war kreidebleich vor Zorn, ihre Lippen zuckten bösartig, ſie hatte die Rechte erhoben, ſenkte ſie und griff nach dem Milchtopf, aus dem ſie ein Kinderfläſchchen voll zu füllen verſuchte. Sie ließ jedoch dieſe Arbeit, da der größte Teil der Milch über den Flaſchenhals auf den Tiſch rann, halb verrichtet, griff vollkommen faſſungslos vor Erregung bald nach dieſem, bald nach jenem Gegenſtand, ohne ihn länger als einige Augenblicke feſthalten zu können und ermannte ſich endlich ſoweit, ihren Mann heftig anzulaſſen: Was es denn heißen ſolle, daß er um dieſe ungewöhnliche Zeit nach Hauſe käme, er würde ſie doch nicht etwa gar belauſchen wollen, „das wäre noch das letzte," meinte ſie, und gleich darauf, ſie habe ein reines Gewiſſen und brauche vor niemand die Augen niederzuſchlagen.

Thiel hörte kaum was ſie ſagte; ſeine Blicke ſtreiften flüchtig das heulende Tobiäschen, einen Augenblick ſchien es, als müſſe er gewaltſam etwas furchtbares zurück halten, was in ihm aufſtieg; dann legte ſich über die geſpannten Mienen plötzlich das alte Phlegma, von einem verſtohlnen begehrlichen Aufblitzen der Augen ſeltſam belebt. Sekundenlang ſpielte ſein Blick über den ſtarken Gliedmaßen ſeines Weibes, das, mit abgewandtem Geſicht herumhantierend, noch immer nach Faſſung ſuchte. Ihre vollen, halbnackten Brüſte blähten ſich vor Erregung und drohten das Mieder zu ſprengen, und ihre aufgerafften Röcke ließen die breiten Hüften noch breiter erſcheinen. Eine Kraft ſchien von dem Weibe auszugehen, unbezwingbar, unentrinnbar, der Thiel ſich nicht gewachſen fühlte.

Leicht, gleich einem feinen Spinngewebe und doch feſt, wie ein Netz von Eiſen legte es ſich um ihn, feſſelnd, überwindend, erſchlaffend. Er hätte in dieſem Zuſtand überhaupt kein Wort an ſie zu richten vermocht, am allerwenigſten ein hartes, und ſo mußte Tobias, der Thränen gebadet und verängſtet in einer Ecke hockte, ſehen, wie der Vater, ohne auch nur weiter nach ihm umzuſchauen, das vergeſſ'ne Brot von der Ofenbank nahm, es der Mutter als einzige Erklärung hinhielt und mit einem kurzen, zerſtreuten Kopfnicken ſogleich wieder verſchwand.

III.

Obgleich Thiel den Weg in ſeine Waldeinſamkeit mit möglichſter Eile zurücklegte, kam er doch erſt fünfzehn Minuten nach der ordnungsmäßigen Zeit an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Der Hilfswärter, ein infolge des bei ſeinem Dienſt unumgänglichen, ſchnellen Temperaturwechſels ſchwindſüchtig gewordener Menſch, der mit ihm im Dienſte abwechſelte, ſtand ſchon fertig zum Aufbruch auf der kleinen, ſandigen Plattform des Häuschens, deſſen große Nummer ſchwarz auf weiß weithin durch die Stämme leuchtete.

Die beiden Männer reichten ſich die Hände, machten ſich einige kurze Mitteilungen und trennten ſich. Der Eine verſchwand im Innern der Bude, der Andre ging quer über die Strecke, die Fortſetzung jener Straße benutzend, welche Thiel gekommen war. Man hörte ſein krampfhaftes Huſten erſt näher, dann ferner durch die Stämme, und mit ihm verſtummte der einzige menſchliche Laut in dieſer Einöde. Thiel begann wie immer ſo auch heute damit, das enge, viereckige Steingebauer der Wärterbude auf ſeine Art für die Nacht herzurichten. Er that es mechaniſch, während ſein Geiſt mit dem Eindruck der letzten Stunden beſchäftigt war. Er legte ſein Abendbrot auf den ſchmalen, braungeſtrichnen Tiſch an einem der beiden ſchlitzartigen Seitenfenſter, von denen aus man die Strecke bequem überſehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen, roſtigen Öfchen ein Feuer und ſtellte einen Topf kalten Waſſers darauf. Nachdem er ſchließlich noch in die Gerätſchaften Schaufel, Spaten, Schraubſtock ꝛc. einige Ordnung gebracht hatte, begab er ſich ans Putzen ſeiner Laterne, die er zugleich mit friſchem Petroleum verſorgte.

Als dies geſchehen war, meldete die Glocke mit drei ſchrillen Schlägen, die ſich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächſtliegenden Station abgelaſſen ſei. Ohne die mindeſte Haſt zu zeigen, blieb Thiel noch eine gute Weile im Innern der Bude, trat endlich, Fahne und Patronentaſche in der Hand, langſam ins Freie und bewegte ſich trägen und ſchlürfenden Ganges über den ſchmalen Sandpfad, dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Die Barrieren desſelben ſchloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zuge gewiſſenhaft, obgleich der Weg nur ſelten von Jemand paſſiert wurde.

Er hatte ſeine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der ſchwarzweißen Sperrſtange.

Die Strecke ſchnitt rechts und links gradlienig in den unabſehbaren, grünen Forſt hinein; zu ihren beiden Seiten ſtauten die Nadelmaſſen gleichſam zurück, zwiſchen ſich eine Gaſſe frei laſſend, die der rötlich braune Kiesbeſtreute Bahndamm ausfüllte. Die ſchwarzen, parallellaufenden Geleiſe darauf glichen in ihrer Geſamtheit einer ungeheuren, eiſernen Netzmaſche, deren ſchmale Strähne ſich im äußerſten Süden und Norden in einem Punkte des Horizontes zuſammenzogen.

Der Wind hatte ſich erhoben und trieb leiſe Wellen den Waldrand hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegraphenſtangen, die die Strecke begleiteten, tönten ſummende Akkorde. Auf den Drähten, die ſich wie das Gewebe einer Rieſenſpinne von Stange zu Stange fortrankten, klebten in dichten Reihen Scharen zwitſchernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde.

Die Sonne, welche ſoeben unter dem Rande mächtiger Wolken herabhing, um in das ſchwarzgrüne Wipfelmeer zu verſinken, goß Ströme von Purpur über den Forſt. Die Säulenarkaden der Kiefernſtämme jenſeit des Dammes entzündeten ſich gleichſam von Innen heraus und glühten wie Eiſen.

Auch die Geleiſe begannen zu glühen, feurigen Schlangen gleich, aber ſie erloſchen zuerſt; und nun ſtieg die Glut langſam vom Erdboden in die Höhe, erſt die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verweſungslichte zurücklaſſend, zuletzt nur noch den äußerſten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer ſtreifend. Lautlos und feierlich vollzog ſich das erhabene Schauſpiel. Der Wärter ſtand noch immer regungslos an der Barriere, endlich trat er einen Schritt vor, ein dunkler Punkt am Horizonte, da wo die Gleiſe ſich trafen, vergrößerte ſich. Von Sekunde zu Sekunde wachſend, ſchien er doch auf einer Stelle zu ſtehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte ſich. Durch die Geleiſe ging ein Vibrieren und Summen, ein rhythmiſches Geklirr, ein dumpfes Getöſe, das lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufſchlägen eines heranbrauſenden Reitergeſchwaders nicht unähnlich war.

Ein Keuchen und Brauſen ſchwoll ſtoßweiſe fernher durch die Luft; dann plötzlich zerriß die Stille, ein raſendes Toſen und Toben erfüllte den Raum, die Gleiſe bogen ſich, die Erde zitterte — ein ſtarker Luftdruck — eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das ſchwarze, ſchnaubende Ungetüm war vorüber. So wie ſie anwuchſen, ſtarben nach und nach die Geräuſche. Der Dunſt verzog ſich, zum

Punkte eingeſchrumpft ſchwand der Zug in der Ferne, und das alte heilge Schweigen ſchlug über dem Waldwinkel zuſammen.

* * *

„Minna,“ flüſterte der Wärter wie aus einem Traum erwacht und ging nach ſeiner Bude zurück. Nachdem er ſich einen dünnen Kaffee aufgebrüht, ließ er ſich nieder und ſtarrte, von Zeit zu Zeit einen Schluck zu ſich nehmend, auf ein ſchmutziges Stück Zeitungspapier, das er irgendwo an der Strecke aufgeleſen.

Nach und nach überkam ihn eine ſeltſame Unruhe, er ſchob es auf die Backofenglut, welche das Stübchen erfüllte, und riß Rock und Weſte auf, um ſich zu erleichtern; wie das nichts half, erhob er ſich, nahm einen Spaten aus der Ecke und begab ſich auf das geſchenkte Äckerchen.

Es war ein ſchmaler Streifen Sandes von Unkraut dicht überwuchert; wie ſchneeweißer Schaum lag die junge Blütenpracht auf den Zweigen der beiden Zwergobſtbäumchen, welche darauf ſtanden.

Thiel wurde ruhig und ein ſtilles Wohlgefallen beſchlich ihn.

Nun alſo an die Arbeit.

Der Spaten ſchnitt knirſchend in das Erdreich, die naſſen Schollen fielen dumpf zurück und bröckelten auseinander.

Eine Zeit lang grub er ohne Unterbrechung, dann hielt er plötzlich inne und ſagte laut und vernehmlich vor ſich hin, indem er dazu bedenklich den Kopf hin und her wiegte: „nein, nein, das geht ja nicht,“ und wieder: „nein, nein, das geht ja gar nicht.“

Es war ihm plötzlich eingefallen, das ja nun Lene des öftren herauskommen würde, um den Acker zu beſtellen, wodurch dann die hergebrachte Lebensweiſe in bedenkliche Schwankungen geraten mußte. Und jäh verwandelte ſich ſeine Freude über den Beſitz des Ackers in Widerwillen vor demſelben. Haſtig, wie wenn er etwas unrechtes zu thun im Begriff geſtanden hätte, riß er den Spaten aus der Erde und trug ihn nach der Bude zurück. Hier verſank er abermals in dumpfe Grübelei. Er wußte kaum warum, aber die Ausſicht, Lene ganze Tage lang bei ſich im Dienſt zu haben, wurde ihm, ſo ſehr er auch verſuchte, ſich damit zu verſöhnen, immer unerträglicher. Es kam ihm vor, als habe er etwas ihm Wertes zu verteidigen, als verſuchte

Jemand ſein Heiligſtes anzutaſten, und unwillkürlich ſpannten ſich ſeine Muskeln in gelindem Krampfe, während ein kurzes herausforderndes Lachen ſeinen Lippen entfuhr. Vom Widerhall dieſes Lachens erſchreckt, blickte er auf und verlor dabei den Faden ſeiner Betrachtungen. Als er ihn wieder gefunden, wühlte er ſich gleichſam in den alten Gegenſtand.

Und plötzlich zerriß etwas wie ein dichter, ſchwarzer Vorhang in zwei Stücke, und ſeine unnebelten Augen gewannen einen klaren Ausblick. Es war ihm auf einmal zumute, als erwache er aus einem zweijährigen totenähnlichen Schlaf und betrachte nun mit ungläubigem Kopfſchütteln all das Haarſträubende, welches er in dieſem Zuſtand begangen haben ſollte. Die Leidensgeſchichte ſeines Aelteſten, welche die Eindrücke der letzten Stunden nur noch hatten beſiegeln können, trat deutlich vor ſeine Seele. Mitleid und Reue ergriff ihn, ſowie auch eine tiefe Scham darüber, daß er dieſe ganze Zeit in ſchmachvoller Duldung hingelebt hatte, ohne ſich des lieben, hilfloſen Geſchöpfes anzunehmen, ja, ohne auch nur die Kraft zu finden, ſich einzugeſtehen, wie ſehr dieſes litt.

Ueber den ſelbſtquäleriſchen Vorſtellungen all ſeiner Unterlaſſungsſünden überkam ihn eine ſchwere Müdigkeit, und ſo entſchlief er mit gekrümmtem Rücken, die Stirn auf die Hand, dieſe auf den Tiſch gelegt.

Eine Zeit lang hatte er ſo gelegen, als er mit erſtickter Stimme mehrmals den Namen „Minna“ rief.

Ein Brauſen und Sauſen füllte ſein Ohr, wie von unermeßlichen Waſſermaſſen, es wurde dunkel um ihn, er riß die Augen auf und erwachte. Seine Glieder flogen, der Angſtſchweiß drang ihm aus allen Poren, ſein Puls ging unregelmäßig, ſein Geſicht war naß von Thränen.

Es war ſtockdunkel, er wollte einen Blick nach der Thür werfen, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Taumelnd erhob er ſich, noch immer währte ſeine Herzensangſt. Der Wald draußen rauſchte wie Meeresbrandung, der Wind warf Hagel und Regen gegen die Fenſter des Häuschens. Thiel taſtete ratlos mit den Händen umher. Einen Augenblick kam er ſich vor wie ein Ertrinkender — da plötzlich flammte es bläulich blendend auf, wie wenn Tropfen überirdiſchen Lichtes in die dunkle Erdatmoſphäre herabſänken, um ſogleich von ihr erſtickt zu werden.

Der Augenblick genügte, um den Wärter zu ſich ſelbſt zu bringen, er griff nach ſeiner Laterne, die er auch glücklich zu faſſen bekam, und in dieſem Augenblick erwachte der Donner am fernſten Saume des märkiſchen Nachthimmels, erſt dumpf und verhalten grollend, wälzte er ſich näher in kurzen, brandenden Erzwellen, bis er, zu Rieſenſtößen anwachſend, ſich endlich, die ganze Atmoſphäre überflutend, dröhnend, ſchütternd und brauſend entlud.

Die Scheiben klirrten, die Erde erbebte.

Thiel hatte Licht gemacht, ſein erſter Blick, nachdem er die Faſſung wieder gewonnen, galt der Uhr. Es lagen kaum fünf Minuten zwiſchen jetzt und der Ankunft des Schnellzuges. Da er glaubte, das Signal überhört zu haben, begab er ſich ſo ſchnell als Sturm und Dunkelheit erlaubten, nach der Barriere; als er noch damit beſchäftigt war, dieſe zu ſchließen, erklang die Signalglocke. Der Wind zerriß ihre Töne und warf ſie nach allen Richtungen auseinander. Die Kiefern bogen ſich und rieben unheimlich knarrend und quietſchend ihre Zweige aneinander. Einen Augenblick wurde der Mond ſichtbar, wie er, gleich einer blaßgoldnen Schale, zwiſchen den Wolken lag. In ſeinem Lichte ſah man das Wühlen des Windes in den ſchwarzen Kronen der Kiefern. Die Blattgehänge der Birken am Bahndamm wehten und flatterten wie geſpenſtige Roßſchweife. Darunter lagen die Linien der Gleiſe, welche, vor Näſſe glänzend, das blaſſe Mondlicht in einzelnen Flecken aufſaugten.

Thiel riß die Mütze vom Kopfe, der Regen that ihm wohl und lief vermiſcht mit Thränen über ſein Geſicht. Es gährte in ſeinem Hirn, unklare Erinnerungen an das, was er im Traum geſehen, verjagten einander. Es war ihm geweſen, als würde Tobias von Jemand gemißhandelt und zwar auf eine ſo entſetzliche Weiſe, daß ihm noch jetzt bei dem Gedanken daran das Herz ſtille ſtand. Einer anderen Erſcheinung erinnerte er ſich deutlicher. Er hatte ſeine verſtorbene Frau geſehen, ſie war irgendwoher aus der Ferne gekommen, auf einem der Bahngeleiſe, ſie hatte recht kränklich ausgeſehen, und ſtatt der Kleider hatte ſie Lumpen getragen. Sie war an Thiels Häuschen vorübergekommen, ohne ſich darnach umzuſchauen und ſchließlich — hier wurde die Erinnerung undeutlich, war ſie aus irgend welchem Grunde nur mit großer Mühe vorwärts gekommen und ſogar mehrmals zuſammengebrochen.

Thiel dachte weiter nach und nun wußte er, daß ſie ſich auf der Flucht befunden hatte. Es lag außer allem Zweifel, denn weshalb hätte ſie ſonſt dieſe Blicke voll Herzensangſt nach rückwärts geſandt und ſich weiter geſchleppt, obgleich ihr die Füße den Dienſt verſagten. O dieſe entſetzlichen Blicke!

Aber es war etwas, das ſie mit ſich trug in Tücher gewickelt, etwas Schlaffes, Blutiges, Bleiches, und die Art, mit der ſie darauf niederblickte, erinnerte ihn an Szenen der Vergangenheit.

Er dachte an eine ſterbende Frau, die ihr kaum geborenes Kind, das ſie zurücklaſſen mußte, unverwandt anblickte, mit einem Ausdruck tiefſten Schmerzes, unfaßbarer Qual, jenem Ausdruck, den Thiel ebenſo wenig vergeſſen konnte, als daß er einen Vater und eine Mutter habe.

Wo war ſie hingekommen? Er wußte es nicht; das aber trat ihm klar vor die Seele, ſie hatte ſich von ihm losgeſagt, ihn nicht beachtet, ſie hatte ſich fortgeſchleppt immer weiter und weiter durch die ſtürmiſche, dunkle Nacht. Er hatte ſie gerufen! „Minna, Minna,“ und davon war er erwacht.

Zwei rote, runde Lichter durchdrangen wie die Glotzaugen eines rieſigen Ungetüms die Dunkelheit. Ein blutiger Schein ging vor ihnen her, der die Regentropfen in ſeinem Bereich in Blutstropfen verwandelte. Es war, als fiele ein Blutregen vom Himmel.

Thiel fühlte ein Grauen, und je näher der Zug kam, eine um ſo größere Angſt; Traum und Wirklichkeit verſchmolzen ihm in eins. Noch immer ſah er das wandernde Weib auf den Schienen, und ſeine Hand irrte nach der Patronentaſche, als habe er die Abſicht, den raſenden Zug zum Stehen zu bringen. Zum Glück war es zu ſpät, denn ſchon flirrte es vor Thiels Augen von Lichtern und der Zug raſte vorüber.

Den übrigen Teil der Nacht fand Thiel wenig Ruhe mehr in ſeinem Dienſt. Es drängte ihn daheim zu ſein. Er ſehnte ſich, Tobiäschen wiederzuſehen. Es war ihm zu Mute, als ſei er durch Jahre von ihm getrennt geweſen, zuletzt war er in ſteigender Bekümmernis um das Befinden des Jungen mehrmals verſucht, den Dienſt zu verlaſſen.

Um die Zeit hinzubringen, beſchloß Thiel, ſobald es dämmerte, ſeine Strecke zu revidieren. In der Linken einen Stock, in der Rechten einen langen, eiſernen Schraubſchlüſſel, ſchritt er denn auch alsbald auf dem Rücken einer Bahnſchiene in das ſchmutzig graue Zwielicht hinein.

Hin und wieder zog er mit dem Schraubſchlüſſel einen Bolzen feſt oder ſchlug an eine der runden Eiſenſtangen, welche die Gleiſe unter einander verbanden.

Regen und Wind hatten nachgelaſſen und zwiſchen zerſchliſſenen Wolkenſchichten wurden hie und da Stücke eines blaßblauen Himmels ſichtbar.

Das eintönige Klappen der Sohlen auf dem harten Metall, verbunden mit dem ſchläfrigen Geräuſch der tropfenſchüttelnden Bäume, beruhigte Thiel nach und nach.

Um ſechs Uhr früh wurde er abgelöſt und trat ohne Verzug den Heimweg an.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, die Wolken hatten ſich zerteilt und waren mittlerweile hinter den Umkreis des Horizontes hinabgeſunken. Die Sonne goß, im Aufgehen gleich einem ungeheuren blutroten Edelſtein funkelnd, wahre Lichtmaſſen über den Forſt.

In ſcharfen Linien ſchoſſen die Strahlenbündel durch das Gewirr der Stämme, hier eine Inſel zarter Farrenkräuter, deren Wedel feingeklöppelten Spitzen glichen, mit Glut behauchend, dort die ſilbergrauen Flechten des Waldgrundes zu roten Korallen umwandelnd.

Von Wipfeln, Stämmen und Gräſern floß der Feuertau. Eine Sintflut von Licht ſchien über die Erde ausgegoſſen. Es lag eine Friſche in der Luft, die bis ins Herz drang, und auch hinter Thiels Stirn mußten die Bilder der Nacht allmälig verblaſſen.

Mit dem Augenblick jedoch, wo er in die Stube trat und Tobiäschen rotwangiger als je im ſonnenbeſchienenen Bette liegen ſah, waren ſie ganz verſchwunden.

Wohl wahr! Im Verlauf des Tages glaubte Lene mehrmals etwas Befremdliches an ihm wahrzunehmen, ſo im Kirchſtuhl, als er, ſtatt ins Buch zu ſchauen, ſie ſelbſt von der Seite betrachtete, und dann auch um die Mittagszeit, als er, ohne ein Wort zu ſagen, das Kleine, welches Tobias wie gewöhnlich auf die Straße tragen ſollte, aus deſſen Arm nahm und ihr auf den Schoß ſetzte. Sonſt aber hatte er nicht das geringſte Auffällige an ſich.

Thiel, der den Tag über nicht dazu gekommen war, ſich niederzulegen, kroch, da er die folgende

Woche Tagdienſt hatte, bereits gegen neun Uhr abends zu Bett. Gerade als er im Begriff war einzuſchlafen, eröffnete ihm die Frau, daß ſie am folgenden Morgen mit nach dem Walde gehen werde, um das Land umzugraben und Kartoffeln zu ſtecken.

Thiel zuckte zuſammen; er war ganz wach geworden, hielt jedoch die Augen feſt geſchloſſen.

Es ſei die höchſte Zeit, meinte Lene, wenn aus den Kartoffeln noch etwas werden ſollte, und fügte bei, daß ſie die Kinder werde mitnehmen müſſen, da vermutlich der ganze Tag draufgehen würde. Der Wärter brummte einige unverſtändliche Worte, die Lene weiter nicht beachtete. Sie hatte ihm den Rücken gewandt und war beim Scheine eines Talglichtes damit beſchäftigt, das Mieder aufzuneſteln und die Röcke herabzulaſſen.

Plötzlich fuhr ſie herum, ohne ſelbſt zu wiſſen aus welchem Grunde, und blickte in das von Leidenſchaften verzerrte, erdfarbene Geſicht ihres Mannes, der ſie, halbaufgerichtet die Hände auf der Bettkante, mit brennenden Augen anſtarrte.

„Thiel!“ — ſchrie die Frau halb zornig, halb erſchreckt, und wie ein Nachtwandler, den man bei Namen ruft, erwachte er aus ſeiner Betäubung, ſtotterte einige verwirrte Worte, warf ſich in die Kiſſen zurück und zog das Deckbett über die Ohren.

Lene war die erſte, welche ſich am folgenden Morgen vom Bett erhob. Ohne dabei Lärm zu machen, bereitete ſie alles Nötige für den Ausflug vor. Der Kleinſte wurde in den Kinderwagen gelegt, darauf Tobias geweckt und angezogen. Als er erfuhr, wohin es gehen ſollte, mußte er lächeln. Nachdem alles bereit war und auch der Kaffee fertig auf dem Tiſch ſtand, erwachte Thiel. Mißbehagen war ſein erſtes Gefühl beim Anblick all' der getroffenen Vorbereitungen. Er hätte wohl gern ein Wort dagegen geſagt, aber er wußte nicht, womit beginnen. Und welche, für Lene ſtichhaltigen Gründe hätte er auch angeben ſollen?

Allmälig begann dann das mehr und mehr ſtrahlende Geſichtchen ſeinen Einfluß auf Thiel zu üben, ſo daß er ſchließlich ſchon um der Freude willen, welche dem Jungen der Ausflug bereitete, nicht daran denken konnte, Widerſpruch zu erheben. Nichtsdeſtoweniger blieb Thiel während der Wanderung durch den Wald nicht frei von Unruhe. Er ſtieß das Kinderwägelchen mühſam durch den tiefen Sand und hatte allerhand Blumen darauf liegen, die Tobias geſammelt hatte.

Der Junge war ausnehmend luſtig, er hüpfte in ſeinem braunen Plüſchmützchen zwiſchen den Farrenkräutern umher und ſuchte auf eine freilich etwas unbeholfene Art die glasflügligen Libellen zu fangen, die darüber hingaukelten. Sobald man angelangt war, nahm Lene den Acker in Augenſchein. Sie warf das Säckchen mit Kartoffelſtücken, welches ſie zur Saat mitgebracht hatte, auf den Grasrand eines kleinen Birkengehölzes, kniete nieder und ließ den etwas dunkel gefärbten Sand durch ihre harten Finger laufen.

Thiel beobachtete ſie geſpannt: „Nun, wie iſt er?“

„Reichlich ſo gut wie die Spreeecke!“ Dem Wärter fiel eine Laſt von der Seele. Er hatte gefürchtet, ſie würde unzufrieden ſein, und kratzte beruhigt ſeine Bartſtoppeln.

Nachdem die Frau haſtig eine dicke Brotkante verzehrt hatte, warf ſie Tuch und Jacke fort und begann zu graben, mit der Geſchwindigkeit und Ausdauer einer Maſchine. In beſtimmten Zwiſchenräumen richtete ſie ſich auf und holte in tiefen Zügen Luft, aber es war jeweilig nur ein Augenblick, wenn nicht etwa das Kleine geſtillt werden mußte, was mit keuchender, ſchweißtropfender Bruſt haſtig geſchah.

„Ich muß die Strecke belaufen, ich werde Tobias mitnehmen," rief der Wärter nach einer Weile von der Plattform vor der Bude aus zu ihr herüber.

„Ach was — Unſinn!" ſchrie ſie zurück, „wer ſoll bei dem Kleinen bleiben?" — „Hierher kommſt Du!" ſetzte ſie noch lauter hinzu, während der Wärter, als ob er ſie nicht hören könne, mit Tobiäschen davonging.

Im erſten Augenblick erwog ſie, ob ſie nicht nachlaufen ſolle, und nur der Zeitverluſt bewog ſie, davon abzuſtehen. Thiel ging mit Tobias die Strecke entlang; der Kleine war nicht wenig erregt, alles war ihm neu, fremd. Er begriff nicht, was die ſchmalen, ſchwarzen, vom Sonnenlicht erwärmten Schienen zu bedeuten hatten. Unaufhörlich that er allerhand ſonderbare Fragen, vor allem verwunderlich war ihm das Klingen der Telegraphenſtangen. Thiel kannte den Ton jeder einzelnen ſeines Reviers, ſo daß er mit geſchloſſenen Augen ſtets gewußt haben würde, in welchem Teil desſelben er ſich gerade befand.

Oft blieb er, Tobiäschen an der Hand, ſtehen, um den wunderbaren Lauten zu lauſchen, die aus dem Holze wie ſonore Choräle aus dem Innern einer Kirche hervorſtrömten. Die Stange am Südende des Reviers hatte einen beſonders vollen und ſchönen Akkord. Es war ein Gewühl von Tönen in ihrem Innern, die ohne Unterbrechung gleichſam in einem Atem fortklangen, und Tobias lief rings um das verwitterte Holz, um, wie er glaubte, durch eine Öffnung in demſelben die Urheber des lieblichen Getöns zu entdecken. Der Wärter wurde weihevoll geſtimmt, ähnlich wie in der Kirche. Zudem unterſchied er mit der Zeit eine Stimme, die ihn an ſeine verſtorbene Frau erinnerte. Er ſtellte ſich vor, es ſei ein Chor ſeliger Geiſter, in den ſie ja auch ihre Stimme miſche, und dieſe Vorſtellung erweckte in ihm eine Sehnſucht, eine Rührung bis zu Thränen.

Tobias verlangte nach den Blumen, die ſeitab ſtanden, und Thiel wie immer gab ihm nach.

Stücke blauen Himmels ſchienen auf den Boden des Haines herabgeſunken, ſo wunderbar dicht ſtanden kleine blaue Blüten darauf. Farbigen Wimpeln gleich flatterten und gaukelten die Schmetterlinge lautlos zwiſchen dem leuchtenden Weiß der Stämme, indes durch die zartgrünen Blätterwolken der Birkenkronen ein ſanftes Rieſeln ging.

Tobias rupfte Blumen und der Vater ſchaute ihm ſinnend zu. Zuweilen auch erhob ſich der Blick des letzteren und ſuchte durch die Lücken der Blätter den Himmel, der wie eine rieſige, makellos blaue Kriſtallſchale das Goldlicht der Sonne auffing.

„Vater, iſt das der liebe Gott?“ fragte der Kleine plötzlich, auf ein braunes Eichhörnchen deutend, das unter kratzenden Geräuſchen am Stamme einer alleinſtehenden Kiefer hinanhuſchte.

„Närriſcher Kerl,“ war alles, was Thiel erwidern konnte, während losgeriſſene Borkenſtückchen den Stamm herunter vor ſeine Füße fielen.

Die Mutter grub noch immer, als Thiel und Tobias zurückkamen. Die Hälfte des Ackers war bereits umgeworfen.

Die Bahnzüge folgten einander in kurzen Zwiſchenräumen, und Tobias ſah ſie jedesmal mit offenem Munde vorübertoben.

Die Mutter ſelbſt hatte ihren Spaß an ſeinen drolligen Grimaſſen.

Das Mittageſſen, beſtehend aus Kartoffeln und einem Reſtchen kalten Schweinebraten, verzehrte man in der Bude. Lene war aufgeräumt, und auch Thiel ſchien ſich in das Unvermeidliche mit gutem Anſtand fügen zu wollen. Er unterhielt ſeine Frau während des Eſſens mit allerlei Dingen, die in ſeinem Beruf ſchlugen. So fragte er ſie, ob ſie ſich denken könne, daß in einer einzigen Bahnſchiene ſechsundvierzig Schrauben ſäßen und anderes mehr.

Am Vormittage war Lene mit umgraben fertig geworden; am Nachmittage ſollten die Kartoffeln geſteckt werden. Sie beſtand darauf, daß Tobias jetzt das Kleine warte und nahm ihn mit ſich.

„Paß auf . . .“ rief Thiel ihr nach, von plötzlicher Beſorgnis ergriffen, „paß auf, daß er den Geleiſen nicht zu nahe kommt.“

Ein Achſelzucken Lenes war die Antwort.

* * *

Der ſchleſiſche Schnellzug war gemeldet und Thiel mußte auf ſeinen Poſten. Kaum ſtand er dienſtfertig an der Barriere, ſo hörte er ihn auch ſchon heranbrauſen.

Der Zug wurde ſichtbar — er kam näher

— in unzählbaren ſich überhaſtenden Stößen fauchte der Dampf aus dem ſchwarzen Maſchinenſchlote. Da: ein — zwei — drei milchweiße Dampfſtrahlen quollen kerzengerade empor, und gleich darauf brachte die Luft den Pfiff der Maſchine getragen. Dreimal hintereinander, kurz, grell, beängſtigend. Sie bremſen, dachte Thiel, warum nur? und wieder gellten die Notpfiffe ſchreiend, den Widerhall weckend, diesmal in langer ununterbrochener Reihe.

Thiel trat vor, um die Strecke überſchauen zu können; mechaniſch zog er die rote Fahne aus dem Futteral und hielt ſie gerade vor ſich hin über die Geleiſe. — „Jeſus Chriſtus!“ war er blind geweſen? „Jeſus Chriſtus — o Jeſus, Jeſus, Jeſus Chriſtus!“ was war das? Dort! — dort zwiſchen den Schienen ... „Ha — alt!“ ſchrie der Wärter aus Leibeskräften. Zu ſpät; eine dunkle Maſſe war unter den Zug geraten und wurde zwiſchen den Rädern deſſelben wie ein Gummiball hin und her geworfen. Noch einige Augenblicke und man hörte das Knarren und Quietſchen der Bremſen. Der Zug ſtand.

Die einſame Strecke belebte ſich. Zugführer und Schaffner rannten über den Kies nach dem Ende des Zuges. Aus jedem Fenſter blickten neugierige Geſichter und jetzt — die Menge knäulte ſich und kam nach vorn.

Thiel keuchte, er mußte ſich feſthalten, um nicht umzuſinken, wie ein gefällter Stier. Wahrhaftig, man winkt ihm — „nein!“

Ein Aufſchrei zerreißt die Luft von der Unglücksſtelle her, ein Geheul folgt, wie aus der Kehle eines Tieres kommend. Wer war das?! Lene?! Es war nicht ihre Stimme und doch . . .

Ein Mann kommt in Eile die Strecke herauf.

„Wärter!!“

„Was giebt's?“

„Ein Unglück!“ . . . Der Bote ſchreckt zurück, denn des Wärters Augen ſpielen ſeltſam. Die Mütze ſitzt ſchief, die rothen Haare ſcheinen ſich aufzubäumen.

„Er lebt noch, vielleicht iſt noch Hilfe.“

Ein Röcheln iſt die einzige Antwort.

„Kommen Sie ſchnell, ſchnell!“

Thiel reißt ſich auf mit gewaltiger Anſtrengung, ſeine ſchlaffen Muskeln ſpannen ſich, er richtet ſich hoch auf, ſein Geſicht iſt blöd und tot.

Er rennt mit dem Boten, er ſieht nicht die totbleichen, erſchreckten Geſichter der Reiſenden in den Zugfenſtern. Eine junge Frau ſchaut heraus, ein Handlungsreiſender im Fez, ein junges Paar, anſcheinend auf der Hochzeitsreiſe. Was geht's ihn an? Er hat ſich nie um den Inhalt dieſer Polterkaſten bekümmert; — ſein Ohr füllt das Geheul Lenens. Vor ſeinen Augen ſchwimmt es durcheinander, gelbe Punkte, Glühwürmchen gleich, unzählig. Er ſchrickt zurück — er ſteht. Aus dem Tanze der Glühwürmchen tritt es hervor, blaß, ſchlaff, blutrünſtig. Eine Stirn, braun und blau geſchlagen, blaue Lippen, über die ſchwarzes Blut tröpfelt. Er iſt es.

Thiel ſpricht nicht, ſein Geſicht nimmt eine ſchmutzige Bläſſe an, er lächelt wie abweſend, endlich beugt er ſich, er fühlt die ſchlaffen, toten Gliedmaßen ſchwer in ſeinen Armen; die rote Fahne wickelt ſich darum.

Er geht.

Wohin?

„Zum Bahnarzt, zum Bahnarzt,“ tönt es durcheinander.

„Wir nehmen ihn gleich mit,“ ruft der Packmeiſter und macht in ſeinem Wagen aus Dienſtröcken und Büchern ein Lager zurecht. „Nun alſo?“

Thiel macht keine Anſtalten, den Verunglückten loszulaſſen. Man drängt in ihn. Vergebens. Der Packmeiſter läßt eine Bahre aus dem Packwagen reichen und beordert einen Mann, dem Vater beizuſtehen.

Die Zeit iſt koſtbar. Die Pfeife des Zugführers trillert. Münzen regnen aus den Fenſtern.

Lene geberdet ſich wie wahnſinnig. „Das arme, arme Weib,“ heißt es in den Coupées, „die arme, arme Mutter.“

Der Zugführer trillert abermals — ein Pfiff — die Maſchine ſtößt weiße, ziſchende Dämpfe aus ihren Zylindern und ſtreckt ihre eiſernen Sehnen; einige Sekunden und der Kourierzug brauſt mit wehender Rauchfahne in doppelter Geſchwindigkeit durch den Forſt.

Der Wärter anderen Sinnes geworden, legt den halbtoten Jungen auf die Bahre. Da liegt er da in ſeiner verkommenen Körpergeſtalt, und hin und wieder hebt ein langer, raſſelnder Atemzug die knöcherne Bruſt, welche unter dem zerfetzten Hemd ſichtbar wird. Die Ärmchen und Beinchen, nicht nur in den Gelenken gebrochen, nehmen die unnatürlichſten Stellungen ein. Die Ferſe des kleinen Fußes iſt nach vorn gedreht, Die Arme ſchlottern über den Rand der Bahre.

Lene wimmert in einemfort, jede Spur ihres einſtigen Trotzes iſt aus ihrem Weſen gewichen. Sie wiederholt fortwährend eine Geſchichte, die ſie von jeder Schuld an dem Vorfall reinwaſchen ſoll.

Thiel ſcheint ſie nicht zu beachten, mit entſetzlich bangem Ausdruck haften ſeine Augen an dem Kinde.

Es iſt ſtill ringsum geworden, totenſtill; ſchwarz und heiß ruhen die Geleiſe auf dem blendenden Kies. Der Mittag hat die Winde erſtickt und regungslos, wie aus Stein ſteht der Forſt.

Die Männer beraten ſich leiſe. Man muß, um auf dem ſchnellſten Wege nach Friedrichshagen zu kommen, nach der Station zurück, die nach der Richtung Breslaus liegt, da der nächſte Zug, ein beſchleunigter Perſonenzug, auf der Friedrichshagen näher gelegenen, nicht anhält.

Thiel ſcheint zu überlegen, ob er mitgehen ſolle. Augenblicklich iſt niemand da, der den Dienſt verſteht. Eine ſtumme Handbewegung bedeutet ſeiner Frau, die Bahre aufzunehmen; ſie wagt nicht, ſich zu widerſetzen, obgleich ſie um den zurückbleibenden Säugling beſorgt iſt. Sie und der fremde Mann tragen die Bahre. Thiel begleitet den Zug bis an die Grenze ſeines Reviers, dann bleibt er ſtehen, und ſchaut ihm lange nach. Plötzlich ſchlägt er ſich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es weithin ſchallt.

Er meint ſich zu erwecken, „denn es wird ein Traum ſein, wie der geſtern,“ ſagt er ſich. — Vergebens. — Mehr taumelnd als laufend erreichte er ſein Häuschen, drinnen fiel er auf die Erde, das Geſicht voran. Seine Mütze rollte in die Ecke, ſeine peinlich gepflegte Uhr fiel aus ſeiner Taſche, die Kapſel ſprang, das Glas zerbrach. Es war, als hielt ihn eine eiſerne Fauſt im Nacken gepackt, ſo feſt, daß er ſich nicht bewegen konnte, ſo ſehr er auch unter Ächzen und Stöhnen ſich frei zu machen ſuchte. Seine Stirn war kalt, ſeine Augen trocken, ſein Schlund brannte.

Die Signalglocke weckte ihn. Unter dem Eindruck jener ſich wiederholenden drei Glockenſchläge ließ der Anfall nach. Thiel konnte ſich erheben und ſeinen Dienſt thun. Zwar waren ſeine Füße bleiſchwer, zwar kreiſte um ihn die Strecke wie die Speiche eines ungeheuren Rades deſſen Achſe ſein Kopf war; aber er gewann, doch wenigſtens ſo viel Kraft, ſich für einige Zeit aufrecht zu erhalten.

Der Perſonenzug kam heran, Tobias mußte darin ſein, je näher er rückte, umſomehr verſchwammen die Bilder vor Thiels Augen. Am Ende ſah er nur noch den zerſchlagenen Jungen mit dem blutigen Munde, dann wurde es Nacht.

Nach einer Weile erwachte er aus einer Ohnmacht. Er fand ſich dicht an der Barriere im heißen Sande liegen. Er ſtand auf, ſchüttelte die Sandkörner aus ſeinen Kleidern und ſpie ſie aus ſeinem Munde. Sein Kopf wurde ein wenig freier, er vermochte ruhiger zu denken.

In der Bude nahm er ſogleich ſeine Uhr vom Boden auf und legte ſie auf den Tiſch. Sie war trotz des Falles nicht ſtehen geblieben. Er zählte während zweier Stunden die Sekunden und Minuten, indem er ſich vorſtellte, was indes mit Tobias geſchehen mochte. Jetzt kam Lene mit ihm an, jetzt ſtand ſie vor dem Arzte. Dieſer betrachtete und betaſtete den Jungen und ſchüttelte den Kopf:

„Schlimm, ſehr ſchlimm — aber vielleicht . . . wer weiß?“ Er unterſuchte genauer, „nein,“ ſagte er dann, „nein, es iſt vorbei.“

„Vorbei, vorbei," ſtöhnte der Wärter, dann aber richtete er ſich hoch auf und ſchrie, die rollenden Augen an die Decke geheftet, die erhobenen Hände unbewußt zur Fauſt ballend und mit einer Stimme, als müſſe der enge Raum davon zerberſten, „er muß, muß leben, ich ſage Dir, er muß, muß leben;" und ſchon ſtieß er die Thür des Häuschens von neuem auf, durch die das rote Feuer des Abends hereinbrach, und rannte mehr als er ging, nach der Barriere zurück. Hier blieb er eine Weile wie betroffen ſtehen und ſchritt dann plötzlich, beide Arme ausbreitend, bis in die Mitte des Dammes, als wenn er etwas aufhalten wollte, das aus der Richtung des Perſonenzuges kam. Dabei machten ſeine weit offenen Augen den Eindruck der Blindheit.

Während er, rückwärts ſchreitend, vor etwas zu weichen ſchien, ſtieß er in einemfort halbverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen hervor: „Du — hörſt Du — bleib doch — Du — hör doch — bleib — gieb ihn wieder — er iſt braun und blau geſchlagen — ja ja — gut — ich will ſie wieder braun und blau ſchlagen — hörſt Du? bleib doch — gieb ihn mir wieder."

Es ſchien, als ob etwas an ihm vorüber

wandle, denn er wandte ſich und bewegte ſich, wie um es zu verfolgen, nach der anderen Richtung.

„Du Minna“ — ſeine Stimme wurde weinerlich, wie die eines kleinen Kindes. „Du Minna, hörſt Du? — gieb ihn wieder — ich will ...“ Er taſtete in die Luft, wie um jemand feſtzuhalten. „Weibchen — ja — und da will ich ſie ... und da will ich ſie auch ſchlagen — braun und blau — auch ſchlagen — und da will ich mit dem Beil — ſiehſt Du? — Küchenbeil — mit dem Küchenbeil will ich ſie ſchlagen, und da wird ſie verrecken.“

„Und da ... ja mit dem Beil — Küchenbeil ja — ſchwarzes Blut!“ Schaum ſtand vor ſeinem Munde, ſeine gläſernen Pupillen bewegten ſich unaufhörlich.

Ein ſanfter Abendhauch ſtrich leis und nachhaltig über den Forſt, und roſaflammiges Wolkengelock hing über dem weſtlichen Himmel.

Etwa hundert Schritt hatte er ſo das unſichtbare Etwas verfolgt, als er anſcheinend mutlos ſtehen blieb, und mit entſetzlicher Angſt in den Mienen ſtreckte der Mann ſeine Arme aus, flehend, beſchwörend. Er ſtrengte ſeine Augen an und beſchattete ſie mit der Hand, wie um noch einmal in weiter Ferne das Weſenloſe zu entdecken. Schließlich ſank die Hand, und der geſpannte Ausdruck ſeines Geſichts verkehrte ſich in ſtumpfe Ausdrucksloſigkeit, er wandte ſich und ſchleppte ſich den Weg zurück, den er gekommen.

Die Sonne goß ihre letzte Glut über den Forſt, dann erloſch ſie, die Stämme der Kiefern ſtreckten ſich wie bleiches, verweſtes Gebein zwiſchen die Wipfel hinein, die wie grauſchwarze Moderſchichten auf ihnen laſteten. Das Hämmern eines Spechtes durchdrang die Stille. Durch den kalten, ſtahlblauen Himmelsraum ging ein einziges verſpätetes Roſengewölk. Der Windhauch wurde kellerkalt, ſo daß es den Wärter fröſtelte. Alles war ihm neu, alles fremd. Er wußte nicht, was das war, worauf er ging, oder das, was ihn umgab. Da huſchte ein Eichhorn über die Strecke, und Thiel beſann ſich, er mußte an den lieben Gott denken, ohne zu wiſſen warum. „Der liebe Gott ſpringt über den Weg, der liebe Gott ſpringt über den Weg.“ Er wiederholte dieſen Satz mehrmals, gleichſam, um auf etwas zu kommen, das damit zuſammenhing. Er unterbrach ſich, ein Lichtſchein fiel in ſein Hirn, „aber mein Gott, das iſt ja Wahnſinn.“ Er vergaß alles und wandte ſich gegen dieſen neuen Feind, er ſuchte Ordnung in ſeine Gedanken zu bringen, vergebens! es war ein haltloſes Streifen und Schweifen. Er ertappte ſich auf den unſinnigſten Vorſtellungen und ſchauderte zuſammen im Bewußtſein ſeiner Machtloſigkeit.

Aus dem nahen Birkenwäldchen kam Kindergeſchrei. Es war das Signal zur Raſerei. Faſt gegen ſeinen Willen mußte er darauf zueilen und fand das Kleine, um welches ſich niemand mehr gekümmert hatte, weinend und ſtrampelnd ohne Bettchen im Wagen liegen. Was wollte er thun? Was trieb ihn hierher? Ein wirbelnder Strom von Gefühlen und Gedanken verſchlang dieſe Fragen.

„Der liebe Gott ſpringt über den Weg,“ jetzt wußte er, was das bedeuten wollte. „Tobias“ — ſie hatte ihn gemordet — Lene — ihr war er anvertraut — Stiefmutter, Rabenmutter, knirſchte er, „und ihr Balg lebt.“ Ein roter Nebel umwölkte ſeine Sinne, zwei Kinderaugen durchdrangen ihn; er fühlte etwas Weiches, Fleiſchiges zwiſchen ſeinen Fingern. Gurgelnde und pfeifende Laute, untermiſcht mit heiſeren Ausrufen, von denen er nicht wußte, wer ſie ausſtieß, trafen ſein Ohr.

Da fiel etwas in ſein Hirn, wie Tropfen heißen Siegellacks, und es hob ſich wie eine Starre von ſeinem Geiſt. Zum Bewußtſein kommend, hörte er den Nachhall der Meldeglocke durch die Luft zittern.

Mit eins begriff er, was er hatte thun wollen: ſeine Hand löſte ſich von der Kehle des Kindes, welches ſich unter ſeinem Griffe wand. — Es rang nach Luft, dann begann es zu huſten und zu ſchreien.

„Es lebt! Gott ſei Dank, es lebt!“ Er ließ es liegen und eilte nach dem Uebergange. Dunkler Qualm wälzte ſich fernher über die Strecke, und der Wind drückte ihn zu Boden. Hinter ſich vernahm er das Keuchen einer Maſchine, welches wie das ſtoßweiſe gequälte Atmen eines kranken Rieſen klang.

Ein kaltes Zwielicht lag über der Gegend.

Nach einer Weile, als die Rauchwolken auseinandergingen, erkannte Thiel den Kieszug, der mit geleerten Loren zurückging und die Arbeiter mit ſich führte, welche tagsüber auf der Strecke gearbeitet hatten.

Der Zug hatte eine reichbemeſſene Fahrzeit und durfte überall anhalten, um die hie und da noch beſchäftigten Arbeiter aufzunehmen, andere hingegen abzuſetzen. Ein gutes Stück vor Thiels Bude begann man zu bremſen. Ein lautes Quietſchen, Schnarren, Raſſeln und Klirren durchdrang weithin die Abendſtille, bis der Zug unter einem einzigen ſchrillen, langgedehnten Ton ſtillſtand.

Etwa fünfzig Arbeiter und Arbeiterinnen waren in den Loren verteilt. Faſt alle ſtanden aufrecht, einige unter den Männern mit entblößtem Kopfe. In ihrer aller Weſen lag eine rätſelhafte Feierlichkeit. Als ſie des Wärters anſichtig wurden, erhob ſich ein Flüſtern unter ihnen. Die Alten zogen die Tabakspfeifen zwiſchen den gelben Zähnen hervor und hielten ſie reſpektvoll in den Händen. Hie und da wandte ſich ein Frauenzimmer, um ſich zu ſchnäuzen. Der Zugführer ſtieg auf die Strecke herunter und trat auf Thiel zu. Die Arbeiter ſahen, wie er ihm feierlich die Hand ſchüttelte, worauf Thiel mit langſamem, faſt militäriſch ſteifem Schritt auf den letzten Wagen zuſchritt.

Keiner der Arbeiter wagte ihn anzureden, obgleich ſie ihn alle kannten.

Aus dem letzten Wagen hob man ſoeben das kleine Tobiäschen.

Es war tot.

Lene folgte ihm, ihr Geſicht war bläulichweiß, braune Kreiſe lagen um ihre Augen.

Thiel würdigte ſie keines Blickes, ſie aber erſchrak beim Anblick ihres Mannes. Seine Wangen waren hohl, Wimpern und Barthaare verklebt, der Scheitel, ſo ſchien es ihr, ergrauter als bisher. Die Spuren vertrockneter Thränen überall auf dem Geſicht; dazu ein unſtetes Licht in ſeinen Augen, davor ſie ein Grauen ankam.

Auch die Tragbahre hatte man wieder mitgebracht, um die Leiche transportieren zu können.

Eine Weile herrſchte unheimliche Stille. Eine tiefe, entſetzliche Verſonnenheit hatte ſich Thiels bemächtigt. Es wurde dunkler. Ein Rudel Rehe ſetzte ſeitab auf den Bahndamm. Der Bock blieb ſtehen mitten zwiſchen den Geleiſen. Er wandte ſeinen gelenken Hals neugierig herum, da pfiff die Maſchine, und blitzartig verſchwand er ſamt ſeiner Herde.

In dem Augenblick, als der Zug ſich in Bewegung ſetzen wollte, brach Thiel zuſammen.

Der Zug hielt abermals, und es entſpann ſich eine Beratung über das, was nun zu thun ſei. Man entſchied ſich dafür, die Leiche des Kindes einſtweilen im Wärterhaus unterzubringen, und ſtatt ihrer den durch kein Mittel wieder ins Bewußtſein zu rufenden Wärter mittelſt der Bahre nach Hauſe zu bringen.

Und ſo geſchah es. Zwei Männer trugen die Bahre mit dem Bewußtloſen, gefolgt von Lene, die, fortwährend ſchluchzend, mit thränenüberſtrömtem Geſicht den Kinderwagen mit dem Kleinſten durch den Sand ſtieß.

Wie eine rieſige purpurglühende Kugel lag der Mond zwiſchen den Kieferſchäften am Waldesgrund. Je höher er rückte, umſo kleiner ſchien er zu werden, umſomehr verblaßte er. Endlich hing er, einer Ampel vergleichbar, über dem Forſt, durch alle Spalten und Lücken der Kronen einen matten Lichtdunſt drängend, welcher die Geſichter der Dahinſchreitenden leichenhaft anmalte.

Rüſtig, aber vorſichtig ſchritt man vorwärts, jetzt durch enggedrängtes Jungholz, dann wieder an weiten, hochwaldumſtandenen Schonungen entlang, darin ſich das bleiche Licht wie in großen, dunklen Becken angeſammelt hatte.

Der Bewußtloſe röchelte von Zeit zu Zeit oder begann zu phantaſieren, mehrmals ballte er die Fäuſte und verſuchte mit geſchloſſenen Augen ſich empor zu richten.

Es koſtete Mühe, ihn über die Spree zu bringen; man mußte ein zweites Mal überſetzen, um die Frau und das Kind nachzuholen.

Als man die kleine Anhöhe des Ortes emporſtieg, begegnete man einigen Einwohnern, welche die Botſchaft des geſchehenen Unglücks ſofort verbreiteten.

Die ganze Kolonie kam auf die Beine.

Angeſichts ihrer Bekannten brach Lene in erneutes Klagen aus.

Man beförderte den Kranken mühſam die ſchmale Stiege hinauf in ſeine Wohnung und brachte ihn ſogleich zu Bett. Die Arbeiter kehrten ſogleich um, um Tobiäschens Leiche nachzuholen.

Alte erfahrene Leute hatten kalte Umſchläge angeraten, und Lene befolgte ihre Weiſung mit Eifer und Umſicht. Sie legte Handtücher in eiskaltes Brunnenwaſſer und erneuerte ſie, ſobald die brennende Stirn des Bewußtloſen ſie durchhitzt hatte. Ängſtlich beobachtete ſie die

Atemzüge des Kranken, welche ihr mit jeder Minute regelmäßiger zu werden ſchienen.

Die Aufregungen des Tages hatten ſie doch ſtark mitgenommen und ſie beſchloß, ein wenig zu ſchlafen, fand jedoch keine Ruhe. Gleichviel ob ſie die Augen öffnete oder ſchloß, unaufhörlich zogen die Ereigniſſe der Vergangenheit daran vorüber. Das Kleine ſchlief, ſie hatte ſich entgegen ihrer ſonſtigen Gewohnheit wenig darum bekümmert. Sie war überhaupt eine andre geworden. Nirgend eine Spur des früheren Trotzes. Ja, dieſer kranke Mann mit dem farbloſen, ſchweißglänzenden Geſicht regierte ſie im Schlaf.

Eine Wolke verdeckte die Mondkugel, es wurde finſter im Zimmer, und Lene hörte nur noch das ſchwere aber gleichmäßige Atemholen ihres Mannes. Sie überlegte, ob ſie Licht machen ſollte. Es wurde ihr unheimlich im Dunkeln; als ſie aufſtehen wollte, lag es ihr bleiern in allen Gliedern, die Lider fielen ihr zu, ſie entſchlief.

Nach Verlauf von einigen Stunden, als die Männer mit der Kindesleiche zurückkehrten, fanden Sie die Hausthüre weit offen. Verwundert über dieſen Umſtand ſtiegen ſie die

Treppe hinauf, in die obere Wohnung, deren Thür ebenfalls weit geöffnet war.

Man rief mehrmals den Namen der Frau ohne eine Antwort zu erhalten, endlich ſtrich man ein Schwefelholz an der Wand, und der aufzuckende Lichtſchein enthüllte eine grauenvolle Verwüſtung.

„Mord, Mord!“

Lene lag in in ihrem Blut, das Geſicht unkenntlich mit zerſchlagener Hirnſchale.

„Er hat ſeine Frau ermordet, er hat ſeine Frau ermordet!“

Kopflos lief man umher, die Nachbarn kamen, einer ſtieß an die Wiege. „Heiliger Himmel!“ und er fuhr zurück, bleich mit entſetzensſtarrem Blick. Da lag das Kind mit durchſchnittenem Halſe.

Der Wärter war verſchwunden; die Nachforſchungen, welche man noch in derſelben Nacht anſtellte, blieben erfolglos. Den Morgen darauf fand ihn der dienſtthuende Wärter zwiſchen den Bahngeleiſen und an der Stelle ſitzend, wo Tobiäschen überfahren worden war.

Er hielt das braune Pudelmützchen im Arm und liebkoſte es ununterbrochen wie etwas, das Leben hat.

Der Wärter richtete einige Fragen an ihn, bekam jedoch keine Antwort und bemerkte bald, daß er es mit einem Irrſinnigen zu thun habe.

Der Wärter am Block, davon in Kenntniß geſetzt, erbat telegraphiſch Hilfe.

Nun verſuchten mehrere Männer ihn durch gutes Zureden von den Geleiſen fortzulocken; leider ohne Erfolg.

Der Schnellzug, der um dieſe Zeit paſſierte mußte anhalten, und erſt der Übermacht ſeines Perſonales gelang es, den Kranken, der alsbald furchtbar zu toben begann, mit Gewalt von der Strecke zu entfernen.

Man mußte ihm Hände und Füße binden, und der inzwiſchen requirierte Gendarm überwachte ſeinen Transport nach dem Berliner Unterſuchungsgefängniſſe, von wo aus er jedoch ſchon am erſten Tage nach der Irrenabteilung der Charité überführt wurde. Noch bei der Einlieferung hielt er das braune Mützchen in Händen und bewachte es mit eiferſüchtiger Sorgfalt und Zärtlichkeit.

◆

Der Apoſtel.

1890.

Spät am Abend war er in Zürich angelangt. Eine Dachkammer in der „Taube“, ein wenig Brot und klares Waſſer, bevor er ſich niederlegte: das genügte ihm.

Er ſchlief unruhig wenige Stunden. Schon kurz nach vier erhob er ſich. Der Kopf ſchmerzte ihn. Er ſchob es auf die lange Eiſenbahnfahrt vom geſtrigen Tage. Um ſo etwas auszuhalten, mußte man Nerven wie Seile haben. Er haßte dieſe Bahnen mit ihrem ewigen Gerüttel, Geſtampf und Gepolter, mit ihren jagenden Bildern; — er haßte ſie und mit ihnen die meiſten anderen der ſogenannten Errungenſchaften dieſer ſogenannten Cultur.

Durch den Gotthard allein . . . es war wirklich eine Tortur durch den Gotthard zu fahren: da zu ſitzen, beim Scheine eines zuckenden Lämpchens, mit dem Bewußtſein, dieſe ungeheure Steinmaſſe über ſich zu haben. Dazu dieſes markdurchſchütternde Konzert von Geräuſchen im Ohr. Es war eine Tortur, es war zum Verrücktwerden! In einen Zuſtand war er hineingeraten, in eine Angſt, kaum zu glauben. Wenn das nahe Rauſchen ſo zurückſank und dann wieder daherkam, daherfuhr wie die ganze Hölle und ſo toſend wurde, daß es alles in einem förmlich zerſchlug. . . . Nie und nimmer würde er nochmals durch den Gotthard fahren!

Man hatte nur einen Kopf. Wenn der einmal aufgeſtört war — der Bienenſchwarm da drinnen — da mochte der Teufel wieder Ruhe ſchaffen: Alles brach durch ſeine Grenzen, verlor die natürlichen Dimenſionen, dehnte ſich hoch auf und hatte einen eigenen Willen.

Die Nacht hatte es ihn noch geplagt, nun ſollte es damit ein Ende haben. Der kalte, klare Morgen mußte das Seinige thun. Übrigens würde er von hier ab nach Deutſchland hinein zu Fuße reiſen.

Er wuſch ſich und zog die Kleider über.

Als er die Sandalen unterband, tauchte ihm flüchtig auf, wie er zu dem Koſtüm, das er trug, und das ihn von allen übrigen Menſchen unterſchied, gekommen war: Die Geſtalt Meiſter Diefenbachs ging vorüber. — Dann war es ein Sprung in frühe Jahre: Er ſah ſich ſelbſt in der ſogenannten Normaltracht zur Schule gehen. — der Glatzkopf des Vaters blickte hinter dem Ladentiſche der Apotheke hervor, die Tracht des Sohnes milde beſpöttelnd. Die Mutter hatte doch immer geſagt, er ſei kein Hypochonder. Der Glatzkopf und das junge Frauengeſicht ſchoben ſich nebeneinander. Welch ein ungeheurer Unterſchied! Daß er das früher nie bemerkt hatte.

Die Sandalen ſaßen feſt. Er legte den Strick, der die weiße Frieskutte zuſammenhielt, um die Hüften und eine Schnur rund um den Kopf.

Auf dem Hausflur der Herberge war ein alter Spiegel angebracht. Einen Augenblick im Vorübergehen hielt er inne, um ſich zu muſtern. Wirklich! — er ſah aus wie ein Apoſtel. Das heilige Blond der langen Haare, der ſtarke, rothe, keilförmige Bart, das kühne, feſte und doch ſo unendlich milde Geſicht, die weiße Mönchskutte die ſeine ſchöne, ſtraffe Geſtalt, ſeinen elaſtiſchen, ſoldatiſch geſchulten Körper zu voller Geltung brachte.

Mit Wohlgefallen ſpiegelte er ſich. Warum ſollte er es auch nicht? Warum ſollte er ſich ſelbſt nicht bewundern, da er doch nicht aufhörte die Natur zu beſtaunen in Allem, was ſie hervorbrachte? Er lief ja durch die Welt von Wunder zu Wunder, und Dinge, von anderen nicht beachtet, erzeugten in ihm religiöſe Schauer. Uebrigens nahm ſie ſich gut aus — die Neuerung dieſes Morgens: Man konnte ja denken, dieſe Schnur um den Kopf habe den Zweck, das Haar zuſammen zu halten; daß ſie einem Heiligenſchein ähnelte, hatte nichts auf ſich; Heilige gab es nicht mehr, oder beſſer: der Heiligenſchein kam jedem Naturerzeugnis, auch dem kleinſten Blümchen oder Käferchen zu, und deſſen Auge war ein profanes Auge, der nicht über Allem ſolche Heiligenſcheine ſchweben ſah. — —

Auf der Straße war noch niemand: Einſamer Sonnenſchein lag darauf; Hie und da der lange, ein wenig ſchräge Schatten eines Hauſes. Er bog in ein Seitengäßchen, das bergan ſtieg, und klomm bald zwiſchen Wieſen und Obſtgärten hin aufwärts.

Bisweilen ein hochgiebliges, altväteriſches Häuschen, ein enges, mit Blumen vollgepfropftes Hausgärtchen, dann wieder eine Wieſe oder ein Weinberg. Der Ruch des weißen Jasmins, des blauen Flieders und des dunkelbrennenden Goldlacks erfüllte ſtellenweiſe die reine und ſtarke Luft, das er ſie wohlig in ſich ſog, wie einen gewürzten Wein.

Er fühlte ſich freier nach jedem Schritt.

Wie wenn ein Dorn aus ſeinem Herzen ſich löſte, war ihm zu Sinn, als es ihm das Auge ſo ſtill und unwiderſtehlich nach außen zog. Das Dunkel in ihm ward aufgeſogen von all dem Licht. Die Köpfchen des gelben Löwenzahn, gleich unzähligen, kleinen Sonnen in das ſprießende Grün des Wegrandes gelegt, blendeten ihn faſt. Durch den ſchweren Blüthenregen der Obſtbäume ſchoſſen die Sonnenſtrahlen ſchräg in den wieſigen Grund, ihn mit goldigen Tupfen überdeckend. So honigſüß dufteten die Birken. Und ſo viel Leben, Behaglichkeit und Fleiß ſprach aus dem verlorenen Sumſen früher Bienen.

Sorgfältig vermied er im Aufſteigen irgend etwas zu beſchädigen oder gar zu vernichten, was Leben hatte. Das kleinſte Käferchen wurde umgangen, die zudringliche Weſpe vorſichtig verſcheucht. Er liebte die Mücken und Fliegen brüderlich, und zu töten — auch nur den allergewöhnlichſten Kohlweißling — ſchien ihm das ſchwerſte aller Verbrechen.

Blumen, halbwelk, von Kinderhänden ausgerauft, hob er vom Wege auf, um ſie irgendwo ins Waſſer zu werfen. Er ſelbſt pflückte niemals Veilchen oder Roſen, um ſich damit zu ſchmücken. Er verabſcheute Sträuße und Kränze; er wollte alles an ſeinem Ort.

Ihm war wohl und zufrieden. Nur, daß er ſich ſelbſt nicht ſehen konnte, bedauerte er. Er ſelbſt mit ſeinem edlen Gange, einſam in der Frühe auf die Berge ſteigend: das hätte ein Motiv abgegeben für einen großen Maler —: und das Bild ſtand vor ſeiner Phantaſie.

Dann ſah er ſich um, ob nicht doch vielleicht irgend eine menſchliche Seele bereits wach ſei und ihn ſehen könne. Niemand war zu erblicken.

Uebrigens fing das merkwürdige Schwatzen — im Ohr oder gar im Kopf drinnen, er wußte nicht wo — wieder an. Seit einigen Wochen plagte es ihn. Sicherlich waren es Blutſtockungen. Man mußte laufen, ſich anſtrengen, das Blut in ſchnelleren Umlauf verſetzen —

Und er beſchleunigte ſeine Schritte.

Allmählig war er ſo über die Dächer der Häuſer hinausgekommen. Er ſtand ruhend ſtill und hatte alle Pracht unter ſich. Eine Erſchütterung überkam ihn. Ein Gefühl tiefer Zerknirſchung brannte in ihm, angeſichts dieſer wundervollen Tiefe. — Lange ließ er das verzückte Auge umherſchwelgen: — über Alles hin, zu der Spitze des jenſeitigen Berges, deſſen ſchründige Hänge zartes, wolliges Grün umzog. — Hinunter, wo die veilchenfarbne Fläche des Sees den Thalgrund ausfüllte, wo die weichen, graſigen Uferhügel daraus hervorſtiegen, grüne Polſter, überſchüttet, ſo weit die Sehkraft reichte, mit Blüten und wieder Blüten. Dazwiſchen Häuschen, Villen und Dörfer, deren Fenſter elektriſch aufblitzten, deren rote Dächer und Türme leuchteten.

Nur im Süden, fern, verband ein grauer ſilberiger Duft See und Himmel und verdeckte die Landſchaft: aber über ihm, fein und weißleuchtend, auf das blaſſe Blau der Luft gelegt, ſchemenhaft tauchten ſie auf — einem ungeheuren Silberſchatz vergleichbar — in langer ſich verlierender Reihe: die Spitzen der Schneeberge.

Dort haftete ſein Blick — ſtarr — lange. Als es ihn los ließ, blieb nichts feſtes mehr in ihm. Alles weich, aufgelöſt. Thränen und Schluchzen.

Er ging weiter.

Von oben her, wo die Buchen anfingen, traf das Geſchrei des Kuckucks ſein Ohr: jene zwei Noten, die ſich wiederholen, ausſetzen, um dann wieder und wieder zu beginnen. Er ging weiter, nunmehr für ſich und grübleriſch.

Myſteriöſe Rührungen waren ihm angeſichts der Natur nichts ungewöhnliches, ſo ſtark und jäh wie diesmal indes, hatten ſie ihn noch niemals befallen. — Es war eben ſein Naturgefühl, das ſtärker und tiefer wurde. Nichts war begreiflicher, und es that nicht Not, ſich darüber hypochondriſche Gedanken zu machen. Übrigens fing es an, ſich in ihm zu verdichten, zu geſtalten, zu erbauen. Kaum, daß Minuten vergingen, und alles in ihm war gebunden und feſt.

Er ſtand ſtill, wieder ſchauend. Nun war es die Stadt unten, die ihn anzog und abſtieß. Wie ein grauer, widerlicher Schorf erſchien ſie ihm, wie ein Grind, der weiter freſſen würde, in dies Paradies hineingeimpft: Steinhaufen an Steinhaufen, ſpärliches Grün dazwiſchen. Er begriff, daß der Menſch das allergefährlichſte Ungeziefer ſei. Ja wohl das ſtand außer Zweifel:

Städte waren nicht beſſer als Beulen, Auswüchſe der Kultur. Ihr Anblick verurſachte ihm Ekel und Weh.

Zwiſchen den Buchen angelangt, ließ er ſich nieder. Lang ausgeſtreckt, den Kopf dicht an der Erde, Humus- und Grasgeruch einziehend, die transparenten, grünen Halme dicht vor den Augen, lag er da. Ein Behagen erfüllte ihn ſo, eine ſchwellende Liebe, eine taumelnde Glückſeligkeit. Wie Silberſäulen die Buchenſtämme. Der wogende und rauſchende, ſonnengolddurchſchlagene, grüne Baldachin darüber, der Geſang, die Freude, der eifrige und lachende Jubel der Vögel. Er ſchloß die Augen, er gab ſich ganz hin. — — —

Dabei ſtieg ihm der Traum der Nacht auf: eine fremde Stimmung zuerſt, ein Herzklopfen, eine Gehobenheit, die eine Vorſtellung mitbrachte, über deren Urſprung er grübeln mußte. Endlich kam die Erinnerung —: Zwiſchen Tag und Abend. Eine endloſe, ſtaubige, italieniſche Landſtraße, noch erhitzt, flimmernde Wärme ausſtrömend. Landleute kommen vom Felde, braun, bunt, zerlumpt. Männer, Weiber und Kinder mit ſchwarzen, ſtechenden, glaubenskranken Augen. Aermliche Hütten ſchräg drüben.

Ueber ſie her einfältiges, katholiſches Aveglocken-Gebimmel. Er ſelbſt beſtaubt, müde, hungernd, dürſtend. Er ſchreitet langſam, die Leute knieen am Wegrand, ſie falten die Hände, ſie beten ihn an. Ihm iſt weich, ihm iſt groß.

Er lag, und hing an dem Bilde. Fieber, Wolluſt, göttliche Hoheitsſchauer wühlten in ihm. Er erhob ſich Gott gleich.

Nun war er beſtürzt, als er die Augen aufthat. Wie eine Säule aus Waſſer brach es zuſammen und verrann.

Sich ſelbſt fragend und zur Rede ſtellend, drang er ins Waldinnere. Er machte ſich Vorwürfe über ſein verzücktes Träumen; es kam wider ſeinen Willen und Entſchluß. Die Wucht ſeiner Gefühle machte ihm bange, dennoch aber, es konnte ſein, daß ſeine nagende Angſt ohne Grund war.

Uebrigens wuchs die Angſt, obgleich es ihm jetzt gerade ganz klar wurde, daß ſie grundlos war.

Sie hatten ihn wirklich verehrt, die Italiener, deren Dörfer er zu Fuß durchzogen hatte. Sie waren gekommen, um ihre Kinder von ihm ſegnen zu laſſen. Warum ſollte er nicht ſegnen, wenn andere Prieſter ſegnen durften? Er hatte etwas — er hatte mehr mitzuteilen als ſie. Es gab ein Wort, ein einziges wundervolles Wortjuwel: Friede! Darin lag es, was er brachte, darin lag alles verſchloſſen — alles — alles.

Blutgeruch lag über der Welt. Das fließende Blut war das Zeichen des Kampfes. Dieſen Kampf hörte er toben, unaufhörlich, im Wachen und Schlafen. Es waren Brüder und Brüder, Schweſtern und Schweſtern, die ſich erſchlugen. Er liebte ſie alle, er ſah ihr Wüten und rang die Hände in Schmerz und Verzweiflung.

Mit der Stimme des Donners reden zu können, wünſchte er glühend. Angeſichts der toſenden Schlacht, auf einem Felsblock, allen ſichtbar, ſtehend, mußte man rufen und winken. Zu warnen vor dem Bruder- und Schweſtermord, hinzuweiſen auf den Weg zum Frieden war eine Forderung des Gewiſſens.

Er kannte dieſen Weg. Man betrat ihn durch ein Thor, mit der Aufſchrift: Natur.

Mut und Eifer hatte die Angſt ſeiner Seele allmählich wieder verdrängt. Er ging nicht wiſſend wohin, predigend im Geiſte und bei ſich ſelbſt zu allem Volke redend: Ihr ſeid Freſſer und Weinſäufer. Auf euren Tafeln prangen kannibaliſch Tiercadaver. Laßt ab vom Schlemmen! Laßt ab vom ruchloſen Morde der Creaturen! Früchte des Feldes ſeien eure Nahrung! Eure ſeidnen Betten, eure Polſter, eure koſtbaren Möbel und Kleider, tragt alles zuſammen, werft die Fackeln hinein, daß die Flamme himmelanſchlage und es verzehre! Habt ihr das gethan, dann kommt — kommt alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid und folgt mir nach! In ein Land will ich euch führen, wo Tiger und Büffel nebeneinander weiden, wo die Schlangen ohne Gift und die Bienen ohne Stachel ſind. Dort wird der Haß in euch ſterben und die ewige Liebe lebendig werden.

Ihm ſchwoll das Herz. Wie ein reißender Strom ſtürzte der Schwall ſtrafender, tröſtender und ermahnender Worte. Sein ganzer Körper bebte in Leidenſchaft. Mit hinreißender Stärke überkam ihn der Drang, ſeine ganze Liebe und Sehnſucht auszuſtrömen. Als müſſe er den Bäumen und Vögeln predigen, war ihm zu Mut. Die Kraft ſeiner Rede mußte unwiderſtehlich ſein. Er hätte das Eichhorn, welches in Bogenſprüngen zwiſchen den Stämmen hinhuſchte, mit einem einzigen Worte bannen und zu ſich rufen können. Er wußte es, wußte es ſicher, wie man weiß, daß der Stein fällt. Eine Allmacht war in ihm: die Allmacht der Wahrheit.

Plötzlich hörte der Wald auf. Faſt erſchreckt, geblendet, wie jemand, der aus einem tiefen Schacht aufſteigt, ſah er die Welt. Aber es hörte nicht auf in ihm zu wirken. Mit eins kam Richtung in ſeine Schritte. Er ſtieg niederwärts, den abſchlüſſigen Weg laufend und ſpringend.

Wie ein Soldat der ſtürmt, das Ziel im Auge, kam er ſich nun vor. Einmal im Laufen, war es ſchwer ſich aufzuhalten. Die ſchnelle, heftige Bewegung aber weckte etwas: eine Luſt, eine Art Begeiſterung, eine Tollheit.

Das Bewußtſein kam, und mit Grauſen ſah er ſich ſelbſt in großen Sätzen bergab eilen. Etwas in ihm wollte haſtig hemmen, Einhalt thun, aber ſchon war es ein Meer, das die Dämme durchbrochen hatte. Ein lähmender Schreck blieb geduckt im Grunde ſeiner Seele und ein entſetztes, namenloſes Staunen dazu.

Sein Körper indes, wie etwas Fremdes, tobte entfeſſelt. Er ſchlug mit den Händen, knirſchte mit den Zähnen und ſtampfte den Boden. Er lachte — lachte lauter und lauter, ohne daß es abriß.

Als er zu ſich kam, zitterte er. Faſt gelähmt vor Entſetzen, hielt er den Stamm einer jungen Linde umklammert. Nur mit Vorſicht und ſtets in Angſt vor der Wiederkehr des Unbekannten, Fürchterlichen ging er dann weiter. Aber er wurde doch wieder frei und ſicher, ſo daß er am Ende über ſeine Angſt lächeln konnte.

Nun, unter dem feſten Gleichmaß ſeiner Schritte, angeſichts der erſten Häuſer, kam die Erinnerung ſeiner Soldatenzeit. Wie oft, das Herz mit dem tauben Hochgefühl befriedigter Eitelkeit zum Berſten gefüllt, hatte er als Lieutenant, an der Seite der Truppe, unter klingendem Spiele Einzug gehalten. Er dachte es kaum, und ſchon hatte in ſeinem Kopfe die markige, feurige Marſchmuſik eingeſetzt, durch die er ſo oft fanatiſiert worden war. Sie klang in ſeinem Ohr und bewirkte, daß er die Füße in Takt ſetzte und Kopf und Bruſt ungewöhnlich ſtolz trug. Sie legte das ſieghafte Lächeln um ſeine Lippen und den lebendigen Glanz in ſeine Augen. So marſchierend lauſchte er zugleich in ſich hinein, verwundert, daß er ſo jeden Ton, jeden Accord, jedes Inſtrument ſcharf unterſchied, bis auf das Nachſchüttern des Zuſammenſchlags von Pauke und Becken. Er wußte nicht, ſollte ihn die Stärke ſeiner Vorſtellungskraft beunruhigen oder erfreuen. Ohne Zweifel war es eine Fähigkeit. Er hatte die Fähigkeit zur Muſik. Er würde ſicher große Compoſitionen geſchaffen haben. Wie viele Fähigkeiten mochten überhaupt in ihm erſtickt worden ſein. Übrigens war das gleichgiltig. Alle Kunſt war Unſinn, Gift. Es gab andere, wichtigere Dinge für ihn zu thun.

Ein Mädchen in blauen Kattun, mit einem roſa Bruſttuch, eine Kanne aus Blech in der Hand, welches augenſcheinlich Milch austrug, kam ihm entgegen. Er hatte ſie mit dem Blick geſtreift und bemerkt, wie ſie erſtaunt über ſeinen Anblick ſtill ſtand und groß auf ihn blickte. Sie grüßte dann kleinlaut mit ehrfürchtiger Betonung und er ging gemeſſen und ernſt dankend an ihr vorüber.

Sofort war alles in ihm verſtummt. Weit hinaus wuchs er im Augenblick über ſeine bisherigen, kleinen Vorſtellungen. Wenn er noch etwas wie Muſik in ſeinem Ohre trug, ſo war es jedenfalls keine irdiſche Melodie. Mit einer Empfindung ſchritt er, wie wenn er trockenen Fußes über Waſſer ginge. So hehr und groß kom er ſich vor, daß er ſich ſelbſt zur Demut ermahnte; und wie er das that, mußte er ſich an Chriſti Einzug in Jeruſalem erinnern und ſchließlich der Worte: Siehe dein König kommt zu Dir, ſanftmüthig.

Noch eine Zeit lang fühlte er den Blick des Mädchens ſich nachfolgen. Aus irgend welchem Grunde hielt er im Gehen möglichſt genau die Mitte des Fahrdamms inne, auch als er eine Biegung machte in eine breite, weiße, ſich abwärts ſenkende Straße hinein. Dabei wie unter einem Zwange ſtehend, mußte er immer und immer wiederholen: Dein König kommt zu Dir.

Kinderſtimmen ſangen dieſe Worte. Sie lagen ihm noch ungeformt zwiſchen Gaumen und Zunge. Aus dem unarticulierten Geräuſch ſeines Atems konnte er ſie heraushören. Dazwiſchen Hoſiannah, rauſchende Palmenwedel, Jauchzen, bleiche, verzückte Geſichter. Dann wieder jähe Stille — Einſamkeit.

Er ſah auf, voll Verwunderung. Wie leere Couliſſen alles. Häuſer aus Stein rechts und links, ſtumm, nüchtern, ſchläfrig. Nachdenklich prüfte er. Allmählich da es feſtſtand, begann ſein Inneres ſich daran zu ordnen. So wurde er klein, einfach und fing an nüchtern zu ſchauen.

Hier und da war ein Fenſter geöffnet. Der Kopf eines Hausmädchens wurde ſichtbar, man klopfte einen Betteppich aus. Ein Student, ſchwarzhaarig, mit wulſtigen Lippen, augenſcheinlich ein Ruſſe, drehte auf dem Fenſterbrett ſeine Frühſtückscigarrette. Und ſchon wurde es lebendiger auf der Straße. Die Augen auf den Boden geheftet, unterließ er es doch nicht, verſtohlen zu beobachten. Oft ſah er mittenhinein in ein breites, freches Lachen. Oft bemerkte er, wie Staunen den Spott bannte. Aber hinter ſeinem Rücken befreite ſich dann der Spott und dreiſte Reden, ſpitz und beißend, flogen ihm nach.

Mit jedem Schritt unter ſo viel Stichen und Schlägen wurde ihm alltäglicher zu Sinn. Ein Krampf ſaß ihm in der Kehle. Der alte, bittere, hoffnungsloſe Gram trat hervor. Wie eine Mauer, dick, unüberſteiglich, richtete ſie ſich auf vor ihm, die grauſame Blindheit der Menſchen.

Nun ſchien es ihm auf einmal, als ob alles Leugnen unnütz ſei. Er war doch wohl nur eine eitle, kleine, flache Natur. Ihm geſchah doch wohl recht, wenn man ihn verhöhnte und verſpottete. So empfand er minutenlang die Pein und Scham eines entlarvten Hochſtaplers und den Wunſch von aller Welt fortzulaufen, ſich zu verkriechen, zu verſtecken, oder auf irgend eine Weiſe ſeinem Leben überhaupt ein Ende zu machen.

Wäre er jetzt allein geweſen, würde er den Strick um ſeinen Kopf, der wie ein Heiligenſchein ausſah, heruntergeriſſen und verbrannt haben. Wie unter einer Narrenkrone aus Papier, halb vernichtet vor Scham, ging er darunter.

In enge labyrinthiſche Gäßchen ohne Sonne hatte er eingelenkt. Ein kleines Fenſterchen voller Backwaare zog ihn an. Er öffnete die Glasthür und trat in den Laden. Der Bäcker ſah ihn an — die Bäckersfrau — er wählte ein kleines Brod, ſagte nichts und ging.

Vor der Thür hatte ſich eine Schaar Neugieriger angeſammelt: eine alte Frau, Kinder, ein Schlächtergeſell, die Mulde mit rothen Fleiſchſtücken auf der Schulter. Er überflog ihre Geſichter, es war nichts Freches darin und ging mitten durch ſie hin ſeines Weges.

Mit welchem Ausdruck ſie ihn alle angeblickt hatten. Erſt die Bäckersleute. Als ob er des kleinen Brodes nicht zum Eſſen bedürfe, ſondern vielmehr, um damit ein Wunder zu thun. Und weshalb warteten die Leute auf ihn vor den Thüren? Es mußte doch einen Grund haben. Und nun gar das Getrappel und Geflüſter hinter ihm drein. Weshalb lief man ihm nach? Weshalb verfolgte man ihn?

Er horchte geſpannt und wurde bald inne, daß er ein Gefolge von Kindern hinter ſich hatte. Durch Kreuz- und Quergehen über kleine Plätze mit alten Brunnen darauf, abſichtlich umkehrend und die Richtung wechſelnd, vergewiſſerte er ſich, daß der kleine Trupp nicht von ihm abließ.

Warum verfolgten ſie ihn und ließen ſich nicht genügen an ſeinem Anblick? Erwarteten ſie mehr von ihm? Hofften ſie in der That von ihm etwas Neues, Außergewöhnliches, Wundervolles zu ſehen? Es kam ihm vor, als ſpräche aus der eintönigen Haſt der Geräuſche ihrer Füße ein ſtarker Glaube, ja mehr als dies: eine Gewißheit. Und plötzlich ging es ihm hell auf, weshalb Propheten, wahrhaftige Menſchen voll Größe und Reinheit ſo oft am Schluß zu gemeinen Betrügern werden. Er empfand auf einmal eine brennende Sucht, einen unwiderſtehlichen Trieb, etwas Wundervolles zu verrichten und die größte Schmach würde ihm klein erſchienen ſein im Vergleiche zu dem Eingeſtändniß ſeiner Unkraft.

Bis an den Limmatquai war er inzwiſchen gelangt und noch immer folgten ihm die Kleinen. Einige trabten, die Größeren machten unmäßig lange Schritte, um ihm nachzukommen. In abgebrochenen Worten, mit dem feierlichen Flüſterton der Kirche vorgebracht, beſtand ihre Unterhaltung. Es war ihm bisher nicht gelungen etwas von dem, was ſie ſprachen zu verſtehen. Plötzlich aber — er hatte es ganz deutlich gehört — wurden die Worte: „Herr Jeſus“ ausgeſprochen.

Die Wirkung eines Zaubers lag in dieſen Worten. Er fühlte ſich aufgehoben durch ſie, geſtärkt, wieder hergeſtellt.

Jeſus war verhöhnt worden: man hatte ihn geſchlagen, angeſpieen und an's Kreuz genagelt. In Verachtung und Spott beſtand der Lohn aller Propheten. Sein eigenes bischen Leiden kam nicht in Betracht. Kleine feige Nadelſtiche hatte man ihm verſetzt. Ein Zärtling, der daran zu Grunde ging!

Zum Kampf war man da. Wunden bewieſen den Krieger. Spott und Hohn der Menge ... wo gab es höhere Ehrenzeichen?! Die Bruſt damit geſchmückt, durfte man ſtolz und frei blicken. Und überdies: aus dem Munde der

Unmündigen und Säuglinge haſt du dir dein Lob zugerichtet.

Vor einer Frau, die Orangen feilbot, blieb er ſtehen. Sogleich hielten auch die Kleinen im Laufen inne und ein Haufe Neugieriger ſtaute ſich auf dem Bürgerſteig. Er hätte ſeine Früchte gern ohne alles Reden gekauft. Mit einer Spannung warteten die Leute auf ſein erſtes Wort, die ihn befangen und ſcheu machte. Ein ſicheres Gefühl ſagte ihm, daß er eine Illuſion zu ſchonen hatte, daß es von der Art, wie er ſprach, abhing, ob ſeine Hörer ihm weiter folgten oder enttäuſcht davon ſchlichen. Aber es war nicht zu vermeiden, die Hökerfrau fragte und ſchwatzte zu viel, und ſo mußte er endlich reden.

Er war beruhigt und zufrieden, ſobald er ſeine eigene Stimme vernahm; etwas Singendes und Getragenes lag darin, eine feierliche und gleichſam melancholiſche Würde, die, wie er überzeugt war, Eindruck machen mußte. Er hatte ſich kaum je ſo reden hören, und indem er ſprach, wurde ihm das Reden ſelbſt zum Genuß, wie dem Sänger der Geſang. Auf der Brücke, unter die hinein der blau-grüne See ſeine Wellen ſchlug, hielt er abermals an. Ueber das Geländer gebeugt, nahm er auf's neue Licht, Farbe und Friſche des Morgens in ſich auf. Der ungeſtüme, ſtärkende Wind, der den See herauf fuhr, wehte ihm den Bart über die Schulter und umſpülte ihm Stirn und Bruſt, wie ein kaltes Bad.

Und nun aus der muthigen Aufwallung ſeines Innern ſtieg es auf als ein feſter Entſchluß. Die Zeit war gekommen. Etwas mußte geſchehen. In ihm war eine Kraft, die Menſchheit aufzurütteln. Ja wohl! und ſie mochten lachen, ſpotten und ihn verhöhnen, er würde ſie dennoch erlöſen, alle, alle!

Nun fing er an, tief und verſchloſſen zu grübeln. *Daß* es geſchehen würde, ſtand nun feſt; *wie* es geſchehen würde, mußte erwogen werden. Man feierte heute Pfingſten und das war gut. Um Pfingſten hatten die Jünger Jeſu mit feurigen Zungen geredet. Die Feierſtimmung bedeutete Empfänglichkeit. Einem erſchloſſenen Acker gleichen die Seelen der Menſchen an Feiertagen.

Tiefer und tiefer ging er in ſich hinein, bis er in Räume eindrang, weit, hoch, unendlich. Und ſo ganz verſunken war er mit allen Sinnen in dieſe zweite Welt, daß er wie ein Schlafender nur willenlos ſich fortbewegte. Von allem, was ihn umgab, drang nichts mehr in ſein Bewußtſein außer dem Getrappel der Kinderfüßchen hinter ihm.

Gleichmäßig eine Zeit lang, ſchwoll es allmählich an, wie wenn den Wenigen, die ihm folgten Andere ſich angeſchloſſen hätten. Und ſtärker und ſtärker immer, als ob aus Einzelnen Hunderte, aus Hunderten Tauſende geworden wären.

Ganz plötzlich wurde er aufmerkſam, und nun war es, als ob hinter ihm drein Heeresmaſſen ſich wälzten.

In ſeinen Füßen bis in die Knöchel hinauf, ſpürte er ein Erzittern des Erdreiches. Er vernahm hinter ſich ſtarkes Athmen, heißes, haſtiges Geflüſter. Er vernahm Frohlocken, kurz abgeriſſen, halb unterdrückt, das ſich weit zurückfortpflanzte und erſt in tiefen Fernen echohaft erſtarb.

Was das bedeutete, wußte er wohl. Daß es ſo überraſchend ſchnell kam, hatte er nicht erwartet. Durch ſeine Glieder brannte der Stolz eines Feldherrn und das Bewußtſein einer unerhörten Verantwortung laſtete nicht ſchwerer auf ihm, wie der Strick auf ſeinem Kopfe. Er war ja der, der er war. Er wußte ja den Weg, den er ſie führen mußte. Er ſpürte ja aus dem Lachen und Drängen ſeiner Seele, daß es ihm nahe war, jenes Endglück der Welt, wonach die blinden Menſchen mit blutenden Augen und Händen ſo viele Jahrtauſende vergebens geſucht hatten.

So ſchritt er voran — er — er — alſo doch er! und in die Stapfen ſeiner Füße ſtürzten die Völker wie Meereswogen. Zu ihm blickten ſie auf, die Milliarden. Der letzte Spötter war längſt verſtummt. Der letzte Verächter war eine Mythe geworden.

So ſchritt er voran, dem Gebirge entgegen. Dort oben war die Grenze, dahinter lag das Land, wo das Glück im Arme des Friedens ewig ruhte. Und ſchon jetzt durchdrang ihn das Glück mit einer Wucht und Gewalt, die ihm bewies, daß man athletiſche Muskeln nöthig hatte, um es zu ertragen.

Er hatte ſie, er hatte athletiſche Muskeln. Sein Leben, ſein Daſein war jetzt nur ein wollüſtiges, ſpielendes Kraftentfalten.

Eine Luſt kam ihn an mit Felſen und Bäumen Fangball zu ſpielen. Aber hinter ihm rauſchten die ſeidenen Banner, drängte und dröhnte unaufhaltſam die ungeheuere Wallfahrt der Menſchen.

Man rief, man lockte, man winkte, ſchwarze, blaue, rothe Schleier flatterten, blonde offene Frauenhaare, graue und weiße Köpfe nickten, Fleiſch bloßer, nerviger Arme leuchtete auf, begeiſterte Augen, zum Himmel blickend, oder flammend auf ihn gerichtet, voll reinen Glaubens: auf ihn, der voran ſchritt.

Und nun ſprach er es aus, ganz leiſe, kaum hörbar, das heilige Kleinodwort: — Weltfriede! Aber es lebte und flog zurück von Einem zum Andern. Es war ein Gemurmel der Ergriffenheit und Feierlichkeit. Von ferne her kam der Wind und brachte weiche Accorde beginnender Choräle. Gedämpfte Poſaunenklänge, Menſchenſtimmen, welche zaghaft und rein ſangen; bis etwas brach, wie das Eis eines Stromes und ein Geſang emporſchwoll wie von tauſend brauſenden Orgeln. Ein Geſang der ganz Seele und Sturm war und eine alte Melodie hatte, die er kannte: nun danket alle Gott.

Er kam zu ſich. Sein Herz hämmerte. Er war nahe am Weinen. Vor ſeinen Augen ſchwammen weiße Punkte durcheinander. Seine Glieder waren wie zerſchlagen.

Er ſetzte ſich auf eine Bank nieder, die am See ſtand und fing an das Brod zu eſſen, das er ſich gekauft hatte. Dann ſchälte er die Orange und drückte die kalte Schale an ſeine Stirn. Mit Andacht, wie der Chriſt die Hoſtie, genoß er die Frucht. Noch war er damit nicht zu Ende, als er müde zurückſank. Ein wenig Schlaf würde ihm willkommen geweſen ſein. Ja, wenn das ſo leicht wäre: Ausruhen. Wie ſoll man ruhen, wenn es im Kopfe drinnen endlos wühlt und gährt. Wenn das Herz heraus will, wenn es einen zieht in's Unbeſtimmte, — wenn man eine Miſſion hat, die verlangt, daß man ſich ihr unterziehe — wenn die Menſchen draußen warten und ſich die Köpfe zerbrechen. Wie ſoll man ruhen und ſchlafen, wo es noth thut zu handeln.

Es war ein peinigender Zuſtand, wie er ſo dalag. Fragen und Fragen und nie eine Antwort. Graue, quälende Leere, mitunter ſchmerzende Stockungen. An einen Ziehbrunnen mußte er denken. Man ſteht, zieht mit aller Kraft am Seil, aber das Rad, worüber es geht, dreht ſich nicht mehr. Man läßt nicht nach mit Zerren und Stemmen. Der Eimer ſoll herauf. Man dürſtet zum Verſchmachten. Das Rad giebt nicht nach. Weder vor noch rückwärts ſchiebt ſich das Seil. — Eine Plage war das, eine Qual — beinahe ein phyſiſches Leiden. Als er Schritte vernahm, freute er ſich der Ablenkung. Ja, Du lieber Gott! Was war das überhaupt für ein Gedanke geweſen, jetzt ſchlafen zu wollen. Er ſtand auf, verwundert, daß er ſich in ſeiner Kammer befand und öffnete die Thür nach dem Flur. Seine Mutter, wie er wußte, ſtand auf dem Gange, und er mußte ſie hereinlaſſen. Sie kam, ſah ihn an mit ſtrahlender Bewunderung, ihre Lippen zitterten und ſie faltete in Ehrfurcht ihre Hände. Er legte ihre Hände aufs Haupt und ſprach: Stehe auf! — und — die Kranke erhob ſich und konnte gehen. Und wie ſie ſich aufrichtete, erkannte er, daß es nicht ſeine Mutter war, ſondern er, der Dulder von Nazareth. Nicht nur geheilt hatte er ihn; er hatte ihn lebendig gemacht. Noch wehten die Grabtücher um Jeſu Leib. Er kam auf ihn zu und ſchritt in ihn hinein. Und eine unbeſchreibliche Muſik tönte, als er ſo in ihn hineinging. Den ganzen geheimnisvollen Vorgang, als die Geſtalt Jeſu in der ſeinigen ſich auflöſte, empfand er genau. Er ſah nun die Jünger, die den Meiſter ſuchten. Aus ihnen trat Petrus auf ihn zu und ſagte: Rabbi! — Ich bin es, gab er zur Antwort. Und Petrus kam näher, ganz nahe, berührte ſeinen Augapfel und begann ihn zu drehen: Der Jünger drehte den Erdball. Die Stunde war da, ſich dem Volke zu zeigen. Auf den Balkon des Saales, den er bewohnte, trat er hinaus. Unten wogte die Menge und in das Brauſen und Wogen ſang eine einzige dünne Kinderſtimme: Chriſt iſt erſtanden.

Sie hatte kaum begonnen, als das Eiſen des Balkons nachgab. Er erſchrak heftig, wachte auf, rieb ſich die Augen und wurde inne, daß er auf der Bank eingeſchlafen war. —

Gegen Mittag mochte es ſein. Er wollte wieder hinauf in den Buchenwald, um ſeine Zeit abzuwarten. Die Sonne ſollte ihn weihen, dort oben.

Noch immer kühle und reine Luft, wie er den Berg hinanſtieg. Hymnen der Vögel. Der Himmel wie eine blaßblaue, leere Kryſtallſchale. Alles ſo makellos. Alles ſo neu.

Auch er ſelbſt war neu. Er betrachtete ſeine Hand, es war die Hand eines Gottes; und wie frei und rein war ſein Geiſt! Und dieſe Ungebundenheit der Glieder, dieſe völlige innere Sicherheit und Scrupelloſigkeit. Grübeln und

Denken lag ihm nun weltfern. Er lächelte voll Mitleid, wenn er an die Philoſophen dieſer Welt zurückdachte. Daß ſie mit ihrem Grübeln etwas ergründen wollten, war ſo rührend, wie wenn etwa ein Kind ſich abmüht, mit ſeinen zwei bloßen Aermchen in die Luft zu fliegen.

Nein, nein — dazu gehören Flügel, breite Rieſenſchwingen eines Adlers — Kraft eines Gottes!

Er trug etwas, wie einen ungeheuren Diamanten in ſeinem Kopfe, deſſen Licht alle ſchwarzen Tiefen und Abgründe hell machte: da war kein Dunkel mehr in ſeinem Bereich. . . . Das große Wiſſen war angebrochen. —

Die Glocken der Kirchen begannen zu läuten. Ein Gewühl und Gebrauſe von Tönen erfüllte das Thal. Mit einer erznen Zunge ſchien die Luft zu ſprechen.

Er beugte ſich vor und lauſchte als es zu ihm herauf kam. Er ſenkte das Haupt nicht, er kniete nicht nieder. Er horchte lächelnd wie auf eines alten Freundes Stimme, und doch war es Gottvater, der mit ſeinem Sohne redete.

◆

Druck von A. Klarbaum, Berlin SO., Reichenberger Straße 154.

Florian Geyer.

92

Von **Gerhart Hauptmann** erſchienen im gleichen Verlage:

Vor Sonnenaufgang.
Soziales Drama. 6. Auflage.

Das Friedensfeſt.
Eine Familienkataſtrophe. — Bühnendichtung. — 2. Auflage.

Einſame Menſchen.
Drama. — 4. Auflage.

Die Weber.
Schauſpiel aus den vierziger Jahren. — 15.—16. Auflage.

De Waber.
(Dialekt-Ausgabe der Weber.) 2. Auflage.

College Crampton.
Komödie. — 3.—4. Auflage.

Der Biberpelz.
Eine Diebskomödie. — 3.—4. Auflage.
Jeder Band eleg. geh. Mark 2,—
„ „ eleg. geb. „ 3,—.

Hannele.
Eine Traumdichtung. — Reich illuſtriert.
Eleg. geh. Mark 5,—, eleg. geb. Mark 7,50.

Der Apoſtel. — Bahnwärter Thiel.
Novelliſtiſche Studien.
Geheftet Mark 1,50, gebunden Mark 2,50.

Florian Geyer.
Geh. Mark 4,— geb. Mark 5,50.

Gerhart Hauptmann

Florian Geyer

Berlin
S. Fiſcher Verlag
1896.

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuſcript gedruckt.
Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Von dieſem Werke ſind 10 Exemplare auf japaniſchem Papier abgezogen.
Dieſe Exemplare ſind nummerirt und werden à 30 Mark pro Exemplar vom Verleger abgegeben.

Vorſpiel.

◆

Perſonen des Vorſpiels:

Gilgeneſſig, Schreiber.
Hans von Lichtenſtein, Domherr.
Heinz von Stein,
Wolf von Hanſtein,
Hans von Grumbach,
Sebaſtian von Geyer, Ritter.
Wolf von Kaſtell,
Lorenz von Hutten,
Kunz von der Mühlen,
Biſchof Konrad.
Sebaſtian von Rothenhahn, Hofmeiſter des Biſchofs.
Markgraf Friedrich, oberſter Hauptmann der Beſatzung
von „Unſerer Frauen Berg“.
Erſter Ritter.
Zweiter Ritter.
Erſter Domherr.
Viele andere Ritter, Domherren und Hofbeamte ꝛc.

Vorſpiel.

Auf dem Schloß „Unſerer Frauen Berg“ bei Würzburg. Die große Hofſtube. Links eine Art Thron mit Baldachin. Eine Anzahl Ritter, geharniſchte und ungeharniſchte, ſtehen abwartend oder bewegen ſich, halblaut mit einander redend. An einer Fenſterniſche, rechts, ſteht der Schreiber Gilgeneſſig, ein kleines, vertrocknetes Männchen und lieſt einigen Rittern aus einer Flugſchrift laut vor.

Unter den Zuhörenden: Hans von Lichtenſtein (ein etwa 40jähriger Domherr), Heinz von Stein (Ritter), Wolf von Hanſtein (Ritter), Hans von Grumbach, (Ritter.)

Gilgeneſſig

lieſt. „Zum erſten iſt unſ're demütige Bitt!“.

Hans von Lichtenſtein

knirſchend. Ei, Du Speikatz'! Faſt demütig.

Gilgeneſſig

lieſt. „Zum erſten iſt unſ're demütige Bitt', daß eine ganze Gemeine Macht ſoll haben, ihren Pfarrherrn ſelbſt erwählen und kiſen. Der ſoll uns das Evangelium predigen, lauter, klar, ohn' alle menſchliche Zuſätz'“.

Hans von Lichtenſtein

ſchnaufend. Ein faſt demütig und unterthäniges Supplicieren, mit Flegeln und Hauen, Spießen und Hakenbüchſen.

Heinz von Stein.

Nach dem Kirchendieb und Ketzerpaternoſter.

Wolf von Hanſtein.

Dünket Euch das ein ſo unbillig Erfordern, Ihr Herrn?

Heinz von Stein.

Lies, Schreiber, lies!

Hans von Lichtenſtein.

Es riecht hie ein wenig nach lutheriſcher Grütz', Karlſtattſcher Suppen und huſſitiſcher Peſtilenz.

Wolf von Hanſtein.

Dünket Euch das ſo unbillig, Ihr Herrn?

Hans von Grumbach.

Ei, leid' Dich, Wolf! Das Männlein zerplatzet Dir ſonſt vor Wut!

Wolf von Hanſtein

laut. Wie ſteht's in der Schrift geſchrieben? „Ich will meine Herd' erlöſen von ihrem Mund. Ihr habt die Milch' geſſen, Euch von der Woll' gekleidet und, was feiſt geweſen, habt Ihr gemetzget, Itzt hungert ſie nach Brod und dürſtet nach Weinaber nit nur nach Brod und Wein, ſondern der Herr hat ſeinen Hunger und Durſt geſandt, zu hören ſein Wort, lauter, klar und rein“ und trotz aller feiſten Bäuche und glatten Bälge, ohn' alle menſchliche Zuſätz'.

Gilgeneſſig

lieſt. „Zum andern, nachdem der rechte Zehnte uſgeſetzt iſt im alten Teſtament und im neuen alles erfüllt, nicht deſtominder wollen wir den rechten Kornzehnt' gern haben“.

Heinz von Stein.

Brav daher gered't, Junker Mißträumer, fürtrefflich aufgereupzt, Gevatter Knollfink!

Gilgeneſſig

lieſt. „Den kleinen Zehnten wollen wir garnitt geben“.

Hans von Lichtenſtein.

Oha! Euch hat der Teufel die Leviten geleſen!

Wolf von Hanſtein.

Hochwürdiger Herr, wollt Ihr mir eine Frage beantworten?

Hans von Lichtenſtein.

Je nach dem, Ritter!

Wolf von Hanſtein.

Wolan, ſtehet dem Biſchof nach levitiſchem Geſetz der Zehnte von allem Land zu, warum läßt er ſich nit beſchneiden? Senſation bei einem Teil der Anweſenden, Gelächter bei einem andern.

Hans von Lichtenſtein.

Kotz', Junker, das mag Euch der Teufel beantworten!

Wolf von Hanſtein.

Entſetzet Ihr Euch, liebe Herrn? Ei! leſet doch die Leviten und wann es darinnen nit gefodert wird, ſo will ich den Magiſter Hoogſtraten zu Kölln fortan nit mehr eine verabſcheuungswürdige verfluchte Beſtie ſchelten!

Gilgeneſſig

lieſt. „Zum dritten iſt der Brauch bisher geweſt, daß ſie uns für ihre Eigenleut' gehalten haben.“ Bewegung, Lachen und Entrüſtung unter der Mehrheit der Anweſenden.

Heinz von Stein.

Freilich wohl, Eigenleut' hat gegeben, allſolange die Welt ſteht; da hadert mit unſerm Herrgott, der hat es ſo eingericht't.

Hans von Lichtenſtein.

Itzt meinen ſie, daß ſie es Gott wollen abtrotzen, wann ſie den Teufel zum Abt über ſich ſetzen und daß er werde einen jeden Lüsbühel unter ihnen zum Herren machen.

Graf Wolf von Kaſtell kommt. Im Uebrigen füllt ſich der Saal mehr und mehr mit Domherrn, Rittern und allerhand Hofbeamten.

Wolf von Kaſtell.

„Was lieſt der Schreiber?

Gilgeneſſig

lieſt. . . . „Der Brauch bisher geweſen, daß ſie uns für ihre Eigenleut' gehalten haben, welches zum Erbarmen iſt angeſehen, daß uns Chriſtus alle mit ſeinem koſtbarlichen Blutvergießen erlöſt und erkauft hat, den Hirten gleich allſowohl als den Höchſten".

Wolf von Hanſtein

nachſprechend. „Den Hirten gleich allſowohl als den Höchſten".

Hans von Grumbach.

Dawider wäre wohl nichts nit zu ſagen, Ihr Herrn.

Wolf von Kaſtell.

Was leſet Ihr?

Gilgeneſſig.

Die gründlichen nnd rechten Hauptartikel aller Bauerſchaft und Hinterſaſſen der geiſtlichen und weltlichen Oberkeiten, von welchen ſie ſich beſchwert vermeinen auch die Handlung und Inſtruktion, ſo vorgenommen worden ſein von allen Rotten und Haufen der Bauern.

Wolf von Kaſtell.

Die zwölf Artikel, damit ſie St. Velten beſchliſſen hat. Wo habt Ihr ſie her?

Erſter Ritter.

Ei, fliegen ſie nit allenthalben in dem Luft herum? Habt Ihr ſie noch nit in Eurem Hoſenſack gefunden.

Eine große Anzahl unter Rittern und Domherrn weiſt das Schriftchen vor.

Stimmen.

Da! Nehmt, leſt!

Gilgeneſſig.

Das Heftlein, daraus ich Euch vorleſe, geſtrenge Herrn, hätt' ein Bote vom Götzen von Berlichingen unlängſt über die Mauer hereingereicht.

Wolf von Kaſtell.

Thuet ſeine Pfauenfedern gewaltig herfür, der Götz!

Hans von Lichtenſtein.

Hat auch unſerm allergnädigſten Biſchof und Herrn abſagen und des Stifts Lehne aufkündigen laſſen.

Gilgeneſſig.

Datum zu Amorbach uf Donnerſtag nach Miſericordias Domini.

Zweiter Ritter.

Habt Ihr gehört, Ihr Herrn, wie greulich die evangeliſchen zu Amorbach gehauſt haben? Ich war im Zwinger gegen den Glißberg, als die Thürmer den Boten anblieſen. Bin auf die Mauer geſtiegen und hab' mit ihm gered't. Iſt es der Köchle geweſt und des Götzen von Berlichingen Leibknecht, den ich gut gekannt hab', von einem Geſellenritt her, den wir miteinander gethan haben. „Köchle, was macht Ihr", hab' ich ihn angeſchrieen, „Du und Dein Herr? ſeid Ihr zu ſchwarzen Bauern worden? „Müſſen wohl, feſter Junker", hat er mir Antwort geben, „es ſei uns lieb oder leid; aber es iſt ein Jammer, wie ſie alles verwüſtet haben zu Amorbach, als die wütigen vollen Säu'! Ich bin den Pfaffen mein Lebtag gram geweſt", hat er geſchrieen, „aber hier iſt chriſtliche Lieb' auf türkiſche Art bewieſen." „Habt Ihr Euch bei den Benediktinern eingelegt", ſchrei ich ihm zu. „Ja, feſter Junker, und es iſt in der ganzen Abtei kein Nagel in einem Pfoſten blieben".

Wolf von Kaſtell.

Kotz Leichnam! Ihr Herrn, zu einem Sch . . .hausräumer wollt ich mich eh' verdingen, denn daß ich mich brauchen ließ', wie der Götz und zu einem oberſten Feldhauptmann ſetzen, wo nichts dann heilloſes Geſindel, Spieler, Diebsleut', Vaganten und Pfannenpflicker hinter ihm drein fleugt!

Zweiter Ritter.

Es iſt zweifelsohn', Ihr Herrn, und der Köchle hat es von Amorbach mitgebracht, Graf Wilhelm von Henneberg hätt' ſich itzt auch mit den Bauern verbrüdert.

Wolf von Kaſtell.

Leider Gottes, es iſt, wie der Junker ſagt. Mein Schwager hätt' ſich itzt auch mit dem Gepövel vermenget. Haben ihm Dörfer, Schlöſſer und Abteien verwüſtet, er iſt von ihnen gedrungen und gezwungen worden. Freilich, wann ſie mich ſchon am Schandpfahl hätten und den Schelmenſchinder mit den glühenden Eiſen an mich ſetzten, ſo wollt' ich mich doch lieber dem Teufel ſelber verbrüdern, als mit den rotzigen bäuriſchen Bluthunden.

Hans von Lichtenſtein.

Das iſt nun der herrliche und zuverläſſige Troſt, den Grave Wilhelm unſerm gnädigen Herrn, dem Biſchof Konrad durch Schickung und Schrift ſo läßlich und ſicherlich zugeſagt hat, daß er ſich itzt mit den Bauern verbrüdert.

Heinz von Stein.

Oh der Elenden Hilf', wir hätten wohl lange genug verziehen ſollen, eh' uns verſprochenermaßen von Henneberg wär' Kriegsvolk zukommen.

Gilgeneſſig.

Die Brief' ſind Papier blieben.

Erſter Domherr.

Sind in die Aſchen fallen und ſind verbrannt.

Wolf von Hanſtein.

Ich aber ſag' Euch, Ihr Herrn, der Grave Wilhelm von Henneberg verſtehet die Läufte, wir aber verſtehen die Läufte nit. Was hat denn der gemeine Adel all' die Zeit von den geiſtlichen Herren zu befahren gehabt! Not, Bedrückung Leibes und der Seele.

Hans von Lichtenſtein.

„Und was hat er von den Bauern zu befahren gehabt? wollt Ihr mir das wohl ſagen, Ritter? Muß man es Euch erzählen, Herr, wie die Bauern unlängſt zu Weinsberg mit dem gemeinen Adel gehandelt haben? Habt Ihr das wohl ſchon vergeſſen, Ritter, daß ſie wider Kriegsbrauch und Recht den Ludwig von Helfenſtein durch die Spieße gejagt haben und vierzig gefangene Ritter und Knechte dazu? Itzt iſt es landkundig worden, wie ſie allda gehauſet, Haut und Haar eines gemordeten hätt' ein „frommer evangeliſcher Bruder" auf dem Spieße herumgetragen. Ein verrucht' Weib und ſchwarze teufliche Hexe hätt' dem Helfenſteiner das Brodmeſſer in den Leib ſtoßen und mit dem Blut und Fett, das herausgeſchweißet, ihre Schuhe geſchmiert. Meinet Ihr dannnoch, Junker, daß die Bäuriſchen ein freundlich Gemüt tragen wider Euch? Bei unſrer lieben Frauen glaubet mir, bleiben die Bäuriſchen oben liegen, ſo wird die Prophezei wahr, darin es heißt: Der gemeine Adel ſoll einſtmals müſſen elend aus Eſſig ſpeiſen, mit Mangel beträufeln und in bitterer Wermut arme Ritter backen".

Viele Ritter ſchlagen an die Wehre, und es erſchallt mehrmals der Ruf „Rache für Weinsberg"!

Wolf von Hanſtein.

Itzt rufet Ihr: Rache für Weinsberg, und Gott weiß es, daß Ihr mit den Weinsberger Mordbuben nit wolltet glimpflich verfahren, wann Ihr an ſie kämet. Wiſſet Ihr aber auch, was die Bauern geſchrieen, als ſie Weinsberg im Sturm genommen und Ritter, Bürger und Knechte zu Paaren trieben? „Rache für Wurzach"! „Rache für die ſiebentauſend von Wurzach!" Luget, Ihr Herrn, der Truchſeß hätt' auch kein Erbarmen mit ihnen gehabt und den „böſen Krieg" allenthalben ausſchreien laſſen. Läßt auch die Profoſſen in ſie arbeiten mit Galgen und Rad und der Bauern

beſte Leut' abthun, als wenn es Hühner wären. Denkt an den frommen Prediger Jakob Wehe zu Leipheim.

Hans von Lichtenſtein.

Ei, wohl und brav, ſo iſt es recht: es ſei mit Gewalt gered't und ihnen das Maul geſtopfet, allen verfluchten, falſchen, hölliſchen Propheten und Schwarmgeiſtern, wie ſie der Satan allenthalben hat auferwecket. Heraus mit dem verfluchten hölliſchen Unkraut, das er hat zwiſchen den Weizen geſäet überall und allerwegen in deutſchen Landen. Immer herausgerauft, geriſſen, geſtochen, gebrannt, immer darniedergemäht, ſei es lutheriſch, karlſtattiſch, münzeriſch, huſſitiſch oder wikleſitiſch. Der Bock iſt ſchon viel zu weit in Garten kommen. Immer darein gewettert, Georg Truchſeß! ſei ein echter rechter St. Georg und Drachentöter, ſo gefällt es Gott und unſerer gebenedeiten Jungfrau Maria. Wär' es eh' geſchehen, die Ufruhr ſollt' ſchwerlich alſo überwälzig worden ſein.

Gilgeneſſig.

lieſt. Zum vierten iſt bisher bräuchlich geweſt, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Vögel oder Fiſche im fließenden Waſſer zu fahen. Gelächter in der Mehrzahl. Welches uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt.

Wolf von Kaſtell.

Daß Euch die Drüſ', mit meinem Willen ſoll kein Rülze von einem Bauern in meinem Gejeide eine Armbruſt aufbringen.

Gilgeneſſig

lieſt. Zum fünften ſind wir auch beſchweret der Beholzung halben, dann unſre Herrſchaft haben ihnen die Hölzer alle allein geeignet. Zum ſechſten iſt unſre hart Beſchwerung der Frohndienſt halben, welche von Tag zu Tag gemehret werden und täglich zunehmen.

Heinz von Stein.

Die Sach' is itzt ſo beſtellt: Der Bauer will alleweil auf der faulen Haut liegen, in der Trinkſtuben ſich aufthun, über der Geſchrift disputieren und den Prädikanten nachlaufen. Aber der Pflug iſt ihm zu ſchwer worden. Wird er itzt aber bei Eiden und Pflichten gemahnt, oha, ſo iſt er der Junker Dörflinger und rühret ſich ſo wenig, als hätt' ihn der Satan aus einem Leimklotz gemacht. Wendet die Herrſchaft itzt aber den Ernſt vor, und läßt einen aufſäſſigen Lauskopf und widerſpenſtigen Eſel in die Eiſen thun — kotz Schweiß, ſo iſt man der aller gottloſeſte Tyrann und Wüterich!

Gilgeneſſig.

lieſt. Zum achten ſein wir beſchwert und diejenigen, die Güter innehaben, daß dieſelben Güter die Gült' nit ertragen können.

Wolf von Kaſtell.

Das nimmt mich nit Wunder, wahrlich nit. Gebähren ſie ſich nit ſchlimmer auf ihren Gütern mit Schlemmen, Dämmen und Verpraſſen als der lüderlichſter Hauſer von Edelmann? Da iſt nichts dann Hochzeiten, Freſſen, Weinſaufen und wieder Vonſichſpeien. Statt groben Zwillichs, wie es einem groben Flegel gebühret, tragen ſie Tuch aus Mecheln und London. Ihre Weiber wollen es den Edelfrauen zuvorthun an Kleiderpracht und manch' eine hat einen Meierhofwerth in einer Ketten um den Hals. Ihre Töchter behänken ſie mit Seide und Sammet, Marder, Hermelin und Goldſtoff, daß ein Edelfräulein dawider gehalten, einer Stallmagd gleichſiehe.

Lorenz von Hutten kommt erſchöpft und athemlos.

Lorenz von Hutten.

Neue Zeitung, Ihr Herrn!

Heinz von Stein.

Iſt Dir der Teufel begegnet, Kaspar?!

Lorenz von Hutten.

Gelobt ſei Gott und die heilige Anna, daß ich im Trocknen bin! Hat mir einer den Gaul unterm Leib weggebirſt', als wir beide, mein Gaul und ich, durch die Fuhrt wollten und mitten im Main ſchwammen.

Wolf von Kaſtell.

Sie ſchießen mit den Handrohren?

Lorenz von Hutten.

Ei freilich, wißt Ihr das nit? Die Würzburger Häcker, in den Weinbergen am Main haben die Handrohre mit ihnen genommen und bei der Arbeit neben ſich liegen. Wenn ſie eines biſchöflichen Reuters etwa von ungefähr anſichtig werden, ei nun, ſo machen ſie Jagd auf uns, als ob wir Antvögel wären, piff paff, hinter dem Mäuerlein hervor. Hab' ein gut Roß, das mit dem Blei im Leib noch einen tapfren Sprung vorwärts gethan, daß ich, Gott ſei gelobt, wie die Katz' auf die Füße zu ſtehen kam und nit, geharniſcht, wie ich war, im tiefen Waſſer elendiglich erſoff.

Wolf von Kaſtell.

Iſt denn kein Henker meh' unten zu Würzburg, der einen verdammten, meuchleriſchen Mörder und Friedbrecher von einander kann ſchlagen, daß der Kopf das kleinere und der Leib das größere Teil iſt?

Lorenz von Hutten.

Ei, nein, dann die Würzburger haben den Meiſter Jakob davongejagt, weil er geſagt hat, es wird mit der Ufruhr zu Würzburg kein End' nit nehmen, bevor er nit etlichen, dem Georg Bermetter voran, die Grint abgehauen. Dafür wollten ihn die Würzburger tot haben; ſo iſt er itzt hie auf der Burg mit ſammt ſeinen Knechten.

Gilgeneſſig.

Heut iſt zu Würzburg kein Zeuge, Herr Graf, der etwas ablegen, kein Notario, der etwas ſchreiben, kein Advokato, der den Prozeß formieren, kein Stadtdiener, der angreifen, kein Richter, der examinieren, keine Obrigkeit, die urteilen, gleich wie kein Scharfrichter iſt, der exequieren kann.

Hans von Lichtenſtein.

Was iſt's für Zeitung, die Ihr bringt, feſter Junker?

Lorenz von Hutten.

Was ich für Zeitung bringe, liebe Herrn? Nit mehr, noch minder, als daß ich gute Kundſchaft hab' und glaublich bericht't bin, daß alle Haufen der Bauern uf Würzburg zuziehn und daß, ſolange die Welt ſteht, kein ſolches Reiſen, Webern und Inhaufenziehen geweſen iſt, mit Panieren, Schweinſpießen, Flegel, Hellebarden, Handrohren, Wägen und Hakenbüchſen. Ich bin glaublich bericht't, daß die Evangeliſchen von Amorbach her unterwegs ſind, daß ſie ein Crucifix mit ſich tragen und geſchworen haben, wie ſie das Kind im Mutterleibe wollten verderben, wenn ihnen der Biſchof, unſer allergnädigſter Herr, das Schloß nit wollt gutwillig eingeben.

Bewegung und Erregung unter den Rittern.

Wolf von Kaſtell.

Wer vor Dräuen ſtirbt, dem läutet man mit Eſelsfürtzen aus, Ihr Herrn. Habt Ihr noch meh' ſolcher Botſchaften, Ritter?

Lorenz von Hutten.

Ja, Kitzingen iſt in der Brüderſchaft.

Erſter Ritter.

Potz Blau, Kitzingen hat ſich mit den Bauern verbrüdert?

Lorenz von Hutten.

Auf Edelmannswort!

Hans von Lichtenſtein.

Wird den Markgrafen Caſimir zu Ansbach übel verdrießen!

Wolf von Hanſtein.

Meinet Ihr? Mir will viel eh' ſcheinen, daß den ganzen bäuriſchen Handel zu Ansbach kein übel Aug' anſiehet. — Iſt nicht der Markgraf den lutheriſchen Materien zugethan, ſo gut wie der Henneberger? Iſt es nit landkundig, daß der Schwarzenberger, der gewaltige Ritter und Lutheraner, zwiſchen Ansbach und den bäuriſchen Lägern Botſchaft hin und wieder reitet? Es dunket mich nit unmöglich, daß markgräfiſches Geſchütz mit den bäuriſchen Flegeln zu gleicher Zeit hie oben anklopfet.

Wolf von Kaſtell.

Meineſt Du uns ſch . . . bange zu machen, Wulf, mit überhirniſchem Zeug und Spinnſtubenmärlein? Mag es den Markgrafen gelüſten, als einen Fuchs nach der feiſten Gans, und wär' auch all' ſein Gemüt darauf gericht't, des Stifts Güter zu erſchnappen und als ein Herzog in Franken Einzug zu halten auf Unſerer Frauen Berg, ſo weiß er doch, daß es mit dem Bundſchuh juſt ſo wenig möglich ſein kann, als daß man über dem Rheinſturz bei Schaffhauſen auf einen Turm ſteiget.

Sebaſtian von Rotenhahn, Hofmeiſter des Biſchofs, in Rüſtung, tritt ein und durchſchreitet den Raum, im Begriff ſich zum Biſchoff zu begeben. Man hält ihn an.

Heinz von Stein.

Saget, Euer Hochgelahrt, beſtätigt ſich das Gerücht? Hat ſich Kitzinger dem Florian Geier und ſeinen Schwarzen zugelobt?

Sebaſtian von Rotenhahn.

Liebe, getreue Freunde und Herrn! Habet Geduld, verziehet ein wenig.

Erſter Ritter.

Weshalb hat man uns berufen, Euer Edel?

Sebaſtian von Rotenhahn.

Das ſollt Ihr von ſeiner Liebden, unſerm gnädigſten Fürſten und Herrn in höchſteigener Perſon erfahren.

Zweiter Ritter.

Es heißt: von allen Seiten zögen die Gewalthaufen der Bauern wider uns, hätten geſchworen, nichts Edles leben zu laſſen.

Sebaſtian von Rotenhahn.

Liebe Getreue, habet Geduld, verziehet ein wenig!

Zweiter Ritter.

Wird der Biſchof das Schloß zuthun oder wird er es räumen laſſen?

Sebaſtian von Rotenhahn.

Ihr Herrn, zu Weinsberg hatte der Florian Geyer leichtes Spiel, hie aber ſind feſtere Mauern, ein unüberwindliches Schloß, ſo fern wir einig ſind. Es wäre doch gar jämmerlich und ſchändlich, wenn wir einen ſo edlen Herrn, milden, gütigen und gerechten Fürſten wie es unſer Biſchof Konrad iſt, nit ſollten beiſtändig ſein. Würde auch einer hochberühmten fränkiſchen Reichsritterſchaft zu unauslöſchlicher Schmach und Schande gereichen.

Wolf von Hanſtein.

Wolan, Baſtian, der Biſchof iſt ein frommer und gerechter Herr und ich hab' nichts wider ihn: aber der ganze Handel hat in keinem Weg mit der Perſon zu thun. Iſt einſtmals ein Ritter geweſt und war nie keiner ihm gleich, ſtolz wie er, mutig wie er, treu und feſt an die Wahrheit gehängt. Der hat wider die Pfaffen geſchrieben, ſo lang ihm ein Aederlein hielt: Ulrich von Hutten hat er geheißen. Ei nun, der Hutten iſt tot und hin, die Pfaffen haben ihn in Armut, Elend und Tod gehetzt. Aber ſein Werk iſt blieben, ſeine Saat iſt blieben und ſtehet in Blüthe. „Wach' auf", hat er geſchrieben, „du edle, deutſche Freiheit", und die edle, deutſche Freiheit iſt aufgewacht. Aber itzt, Baſtian, da Gott in die Sachen geſchaut und ſie auferwecket hat, itzt ſchlafet ihr. Dazumalen waret ihr ein Herz, du und der Hutten. Aber, alsbald er dahin iſt, biſt du mit ihm geſtorben. Oder willſt Du mir ſagen, daß du noch lebſt? Potz, wie hätteſt du deinen Blutsbruder ungerächt können laſſen. Wie hätteſt du dich mögen von den Pfaffen brauchen und andern zu einem Wall auftürmen laſſen wider die . . .

Sebaſtian von Rotenhahn.

Was redeſt Du Dich in Hitze, Wolf! Wider wen redeſt Du, wieder was redeſt Du? Soll eine allgemeine, große Reformation ſich anfahen, wolan, ſetze ich mich dawider, ſetzt ſich der Biſchof dawider? Hat er ſich nicht vielmehr hoch erboten, wo gerechte Beſchwerden ſeien, dieſelben zu hören, unbillige Bürden zu ringen und abzuthun, allem Folge zu thun und Statt zu laſſen, was andere Fürſten, Herren und Hinterſäſſen beſchließen und uſrichten würden. Sieheſt Du nit, daß es hie allein heißt, ſich wider Tollheit und Raſerei ſetzen, die alles darniedertritt, zerſtampfet und verwüſtet, ſauren Schweiß des Armen, Häuſer der Reichen, Schlöſſer, Kirchen, Schätze der Kunſt und Gelehrſamkeit? Ei, Wolf, in welche Verblendung biſt Du geraten. Lebte der Ulrich von Hutten, hie ſollt er neben mir ſtehen, ſo wahr ich ſein Freund bin.

Lorenz von Hutten.

So wahr Gott lebet, hie ſtünd' er neben uns.

Sebaſtian von Rotenhahn.

Ja, Wolf, ſo iſt es, und ſiehe doch um Dich. Hat nicht der Luther ſich wider die Bauern gewandt und wider ihre blutgierigen, hölliſchen Hauſen und Rotten geſchrieben? . .

Der Biſchof Konrad von Würzburg mit großem Gefolge.

Wolf von Kaſtell!

den Biſchof zuerſt gewahrend. Unſer allergnädigſter Herr, der Biſchof Konrad zu Würzburg und Herzog von Franken, vivat hoch!

Die Mehrzahl der Ritter.

Hoch! Hoch!

Der Biſchof begiebt ſich nach dem Thronſeſſel: das Gefolge, darunter der junge oberſte Hauptmann, Domprobſt Friedrich von Brandenburg, gruppiert ſich um ihn. Nachdem Stille eingetreten, redet der Biſchof ſtehend.

Biſchof Konrad.

Liebe Freunde, ich weiß, daß Ihr es alle treulich und gut mit mir meinet als meine Diener, Vaſallen und Stiftsverwandte. So hab' ich Euch dann berufen laſſen, um Euch kund zu thun, wie ich mich in dieſen geſchwinden und je länger je mehr bedrohlichen Läuften fürder zu halten geſonnen bin.

Es iſt Euch bekannt, wie dieſer Zeit allenthalben in deutſcher Nation ſich eine Aufruhr erhebt hat und der gemeine Mann ſich bedrückt vermeinet mit unbilligen und unträglichen Laſten.

Als ſich im März die Bauern in der Rotenburger Landwehr zu Ohrenbach und Bretheim erhoben und rottiret, hab' ich dem Statthalter zu Mainz, auch dem Pfalzgrafen Ludwig um Hülf' zugeſchrieben. Als danach Markgraf Caſimir einen Tag gen Neuenſtadt ausgeſchrieben, wie man ſich uf's fürderlichſte und fruchtbarlichſte wider das Vornehmen der Bauern in Rüſtung ſchickte, zu beraten, hab' ich meine Räte dorthin verordnet. Aber es iſt nichts fruchtbarliches und fürderliches auf dem Tag gehandelt worden. Nu hab' ich meine Ritterſchaft und Landſchaft beſchrieben und in des Stifts Amten ufbieten laſſen.

Haben auch meine Bauern alſogleich zu den Wehren griffen, Reispanier ufgeſteckt, Schläge und Fuhrten vermacht, aber, als jetzt am Tag iſt, allein mir zu leid, nit mir zu Lieb'. Nachdem der Bauern unchriſtlich und unbrüderlich Fürnehmen im hohen und niedern Deutſchland immer bedrohlicher anwuchs und der Florian Geyer Weinsberg im Sturm genommen, hab ich zum andern Malen ſeiner Liebden dem Markgraven zu Ansbach, meinem lieben Freund und Herrn, Werbung um Hilfe thun laſſen und hab' ihme durch ſeiner Liebden leiblichen Bruder, unſern lieben getreuen Freund und Domprobſt dabei legt er die Hand auf Markgrafs Friedrichs Schulter Markgrave Friedrich in Perſon angeſucht. Iſt mir aber keine tröſtliche Antwort gefallen, da ſeiner Liebden nit minder bedroht iſt und die gleiche Ufruhr, Empörung und Not zu gewärtigen hat, dann wir. Derweilen iſt die Sintfluß immer mehr geſtiegen, hat alles überwälzet, Herrſchaften, Fürſtentümer, Klöſter, Burgen und Städte; hab' ich mich um Bundshülfe umgethan bei dem Bund zu Schwaben, hab' meine Räte in der Bauern Läger geſchickt, hat aber alles nit mögen fruchten.

Liebe Freunde und Herrn, es kann Euch das alles nit unbekannt ſein, in gleichen, wie ich mich hoch und willig erboten, zur Abwendung und Milderung gerechter Beſchwerden meiner biſchöflichen Stadt und Landſchaft. Gott weiß es, daß ich alles in Güte zu thun bereitwillig war, damit die Sachen zu dieſer Weiterung nit erwachſen möchte, war aber alle Geſchicklichkeit und Vernunft gar umſonſt, kein gütlich Wort nit gehöret, alles in Luft geblaſen. So iſt es zu Würzburg dahinkommen, daß ſie die Haufen der Bauern mit Schriften zu ſich geladen; Bürgerſchaft und Rat ſind eines Sinn's, möchten je eher je lieber zu den Bauern fallen und helfen unſer feſtes Schloß ab dem Berg werfen. Nachdem ich dies alles nu hab ſehen müſſen und erkannt hab, daß auch von Grave Wilhelm von Henneberg Hilfe nit meh' zu gewärtigen iſt, auch nichts gewiſſer's iſt, dann daß die Bauern vor „Unſerer Frauen-Berg“ ziehen, den Belägern uns zu nötigen unterſtehen werden, hab ich mit meinen Räten Geſpräch halten und für gut befunden, mich auf- und hinweg zu thun. Ja, lieben Freunde, ſo ſtehe ich itzt vor Euch. Mit ſtarker innerer Bewegung. Von all' meinem Fürſtentum und Landen iſt mir nichts über blieben als dies einige Schloß und davon muß ich itzt auch ziehen. Gott aber mag wiſſen, ob ich je wieder darein komme. Pauſe der Ergriffenheit, ſtumme Bewegung und Flüſtern unter den Rittern.

Es iſt mir nit wenig beſchwerlich, hinwegzuziehn, und ſo viele Fürſten, Graven, Ritter und Knecht in der Burg zu verlaſſen. Aber es iſt von mir und meinen Räten für gut angeſehen, daß ich mich hinweg und zu Pfalzgrave Ludwigen, Kurfürſten thue, um perſönlich Hülf' zu erlangen oder des ſchwäbiſchen Bundes zu Ulm Hülfe. Seid gewiß, daß ich keine Müh' ſparen, auf nichts andres denken will bei Tag und Nacht, dann wie ich Euch erlöſe aus Fähr und Aengſten, darin ich Euch zurücklaſſ'.

Gemurmel und Geflüſter unter den Rittern.

Sebaſtian von Rotenhahn

tritt vor. Hochwürdiger Fürſt und Herr! Euer fürſtlichen Gnaden Willen und Meinung haben wir vernommen und bitten Euer fürſtliche Gnaden nit anders von uns zu denken, als daß ſich ein jeder von uns zu halten gedenkt, wie ihm nach adligen Ehren gebühret und zuſteht. Entſchiedene Zuſtimmungsbezeugung bei der Mehrzahl. Es iſt keiner unter uns Franken, der nit gewillt iſt, Leib und Gut bei ſeinem Herzog und Herrn zu laſſen. —

Wolf von Hanſtein.

leiſe. Der Teufel hat ihn zu einem Herzog in Franken gemacht!

Sebaſtian von Rotenhahn.

fortfahrend. — und ſich zu gebrauchen, weil er ein'n Arm zu regen die Kraft hat.

Meine guten Freunde, Geſellen und Brüder von den fränkiſchen Adelsbänken, wiſſen allzu wohl, was itzt auf dem Spiel ſteht.

Der Pöbel hat ſich erhebt allenthalben und wo etwas hoch iſt, da recket er ſeine Arme nach, da greifen ſie mit ihren unreinen Handen. Nennen ſich evangeliſche Brüder und ihre Einung eine chriſtliche Brüderſchaft, unſerm Herrn und Seligmacher Jeſu Chriſto zu einem Grauel und Schmach. Hießen viel baß hölliſche Bruder und ihre Einung eine türkiſche Brüderſchaft, da ſie überall wüten mit Weingärten zerreißen, Früchte zertreten, mit Mord, Brand, Weiber ſchänden, Kiſten fegen und Säckel leeren.

Es iſt leider am Tag, daß Fürſten, Herren und Gewaltige, kurzum der Oberheit allenthalben das Schwert und das Herz entſunken iſt. Ein großer Schrecken iſt in ſie gefahren und hat ſie gelähmet. Keiner reichet dem andern die Hand und rühret ſich nit, bis ihm die Mauer, daran er ſich lehnet, ſelbſt zu heiß wird.

Gnädigſter Herr, durchlauchtigſter Fürſt. Uns alle hier lähmet der Schrecken nit: wahr iſt's: das Geſindel fleugt und ſchneit zu, allweg, als die Fliegen im Sommer. Es iſt ſchier, als habe es in deutſchen Landen allenthalben Bauern geregnet und gehagelt, aber es iſt der mehre Teil ein nackt', ungeniet Volk, die den Haſen im Buſen haben, Weinbuben und Tabernieren, die zu allererſt nach den Fäſſern und Würſten laufen, und nit gewohnt ſind, einen Mann zu finden.

Liebe, fromme Geſellen! in unſrer Beſatzung iſt keiner, der nit ein Mannskerl, von unſerm Oberſten Hauptmann Kurfürſten Friedrich von Brandenburg bis herab zum allergeringſten Buben. Laßt ſie nur kommen, und ihnen die harten bäuriſchen Grützköpf an unſern Mauern zerſtoßen. Wir wollen ſie mit Stückkugeln lauſ'n, daß ihnen ſoll angſt und bange werden.

Rufe der Ritter

kriegeriſch begeiſtert. Her! her!

Sebaſtian von Rotenhahn.

Wir wollen ihnen die Würzburger Oſterfladen mit Pulver beſtreuen und mit Pech und Schwefel begießen. Sie ſollen bleierne Birnen dabei zu ſchlucken bekommen, ſoviel ſie nur immer mögen.

Geſchrei der Ritter.

Her! her!

Sebaſtian von Rotenhahn.

Unſere Mauern ſind feſt, die Gräben tief; Zwergzäune ſind ufgericht't, ein Lichtzaun iſt gemacht, Zwinger, Thor, Thurm ſind in gutem Stand. Wir haben Pulver und Proviant, Waſſer, Wein, Holz, Kohle, Mehl, Speck. Wir können in Hülle und Fülle leben und uns ihrer erwehren zween Monat und länger hinaus. Wir wiſſen wohl, es iſt nit allein um das Schloß gethan.

es iſt um die ganze, deutſche Nation gethan. Dies iſt der Fels, Freunde; unterſpület ihn die Flut, ſo ſtürzet alles nach und verſinket und bleibet nichts über von ganzer, großer, deutſcher Nation, dann ein Haufe elender Steine und Trümmer.

Gnädigſter Herr und Fürſt, Gott hat uns auf dieſen Felſen geſtellt, und wir wollen mit Gott ausharren, ihn hüten und vertheidigen und wär' es wider den Teufel ſelbſt, weil wir noch einen Blutstropfen im Leib und einen Hauch in der Bruſt haben.

Biſchof Konrad.

Das walte Gott und der Ritter St. Georg!

Ein Tumult und Begeiſterungstaumel bricht jetzt los. Die Ritter ſchreien „her! her!“, umarmen ſich, ſchütteln ſich die Hände unter Thränen. „Vivat, Biſchof Konrad! Vivat unſer Biſchof und Herr!“ und wiederum „Her! Her!“ ſchallt es durcheinander.

Inmitten der allgemeinen Bewegung entfernt ſich der Biſchof und ſein Gefolge; Domprobſt, Markgraf Friedrich von Brandenburg bleibt mit kleinem Gefolge zurück.

Kunz von der Mühlen

ſchreit. Ich will den Florian Geyer in ein Mauſeloch prügeln.

Erſter Ritter.

Bauer hüt' Dich, mein Roß ſchlägt Dich!

Kunz von der Mühlen.

Wohl her! wir wollen den Florian Geyer und ſeine Weinsberger Mordbuben in ein Mauſeloch prügeln.

Sebaſtian von Geyer

zu Wolf von Hanſtein. Wolf, Wolf, ich halt' mich nit länger. Soll der Bärenhäuter meinen leiblichen Bruder alſo beſchimpfen dürfen?

Wolf von Hanſtein

laut zu Kunz von der Mühlen. Der Florian Geyer iſt ein ſo ehrlicher Ritter und Reuter von Adel, als irgend einer im Lande zu Franken.

Kunz von der Mühlen.

Der Florian Geyer iſt ein halsſträflicher Schuft.

Wolf von Hanſtein

zu Sebaſtian Geyer, der losfahren will. Leid' Dich, Sebaſtian; laß' das geſpornte Hähnlein krähen auf ſeinem Miſt. Wann wollt Ihr doch Euren Adelsbrief bezahlen, he, Junker Straßenfeger?

Kunz von der Mühlen

ſchreit. Der Florian Geyer iſt ein Aechter, ein Feind des Kaiſers und ganzer, deutſcher Nation. Hat zu Pavia dem Franzoſen gedient.

Wolf von Hanſtein

dicht an Kunz von der Mühlen. Männlein, ob Dir der Henker unter Deinen gepichten Haaren noch Ohren gelaſſen hat, daß weiß ich nit. Aber Du biſt ein gehelmter Eſel, wann Du ſie nit haſt. Und wenn Du nit aufhörſt zu ſchreien, will ich Dir die Harniſchhand in Dein Läſtermaul ſtopfen, daß der rote Schweiß hernachgehet. —

Sebaſtian von Geyer.

Wolf, tritt beiſeit. Die Gecksnaſe iſt von den Bauern entloffen. Denket ſich hie groß aufzuthun am Hof, leicht ein Lehen zu erſchnappen, mit Gramanzen und Maulmachen. Der Teufel geſeg'n es ihm.

Wolf von Kaſtell.

Friede, ihr Herrn. Unſer oberſter Hauptmann, der Markgraf Domprobſt begehrt zu reden.

Wolf von Hanſtein.

Sebaſtian —!

Sebaſtian von Geyer.

Daß Dich, potz Marter ſchänd! der Hund ſoll mir büßen!

Wolf von Hanſtein.

Komm mit mir!

Sebaſtian von Geyer.

Wohin?

Wolf von Hanſtein.

Der Pfaff' führt Euch am Seil, ich geh' zu den Bauern, gehſt Du mit?

Sebaſtian von Geyer.

Es geht nit an, Wolf, ſtreitet mir wider Pflicht und Gewiſſen.

Markgraf Friedrich.

Lieben Freunde, von unſerm gnädigſten Herrn zum oberſten Hauptmann über dies Schloß geſetzt, thu' ich Euch kund und zu wiſſen, daß ich von Stund' an die Burg zuthun will und zur Verteidigung beſchicken. Drum welcher Luſt hat in der Beſatzung zu bleiben, der begebe ſich auf den Schloßhof. Allda wird der Eid verleſen werden, danach ſich zu halten jeder geloben und ſchwören ſoll. Wer aber nit Luſt hat, uns fürder beiſtändig zu ſein, der trete itzt ab.

Wolf von Hanſtein.

tritt während alles ſtill iſt, aus der Reihe.

Wolf von Kaſtell.

Wo willſt Du hin, Wolf?

Wolf von Hanſtein.

Dem Evangelium einen Beiſtand thun.

Die Ritter.

Schuft, Schurk, Verräter, Memme!

Wolf von Hanſtein

ſchreit raſend zurück. Freſſe die Peſt alle Pfaffenknechte, es lebe die deutſche evangeliſche Freiheit.

Die Ritter.

Hoch unſer Biſchof und Herr, Hoch Biſchof Konrad von Würzburg!

Wolf von Hanſtein.

Bundſchuh! Bundſchuh! Ab.

Erſter Akt.

⁂

Perſonen des erſten Aktes:

Florian Geyer,
Götz von Berlichingen,
Jacob Kohl,
Führer der Bauern
Stephan von Menzinger.
Lorenz Löffelholz, Schreiber.
Rektor Beſenmeyer.
Tellermann, Feldhauptmann von Florian Geyer.
Wendel Hippler.
Georg Metzler.
Martin.
Kunzlin.
Finkenmäuslin.
Bubenleben.
Flammenbecker, ein Weinsberger.
Link, ein Würzburger.
Domherr.
Der Schultheiß von Ochſenfurt.
Wilhelm von Grumbach.
Hans von Grumbach,
Sebaſtian von Rotenhahn,
Wolf von Kaſtell,
Hans von Lichtenſtein,
Kunz v. d. Mühlen,
Conrad von Hanſtein,
Ritter.
Satorius. Schreiber.
Erſter Trabant.
Ein Weinsberger.
Erſter
Zweiter
Dritter
Bauernhauptmann.

Erſter Akt.

Die Kapitelſtube des Neu-Münſters zu Würzburg. In der Hinterwand eine Bogenthür nach der Kirche. Rechts Fenſter mit Niſche. Im Uebrigen Chorſtühle an den Wänden und ein langer, leerer Tiſch von Stühlen umgeben in der Mitte des großen Raums.

Martin iſt beſchäftigt, grüne Reiſer anzunageln, welche **Finkenmäuslin** und **Pflaſterkunz** aus einem Korbe ihm zureichen. Am Tiſch ſitzt **Lorenz Löffelholz**, ein naſſes Tuch um den Kopf gewunden, und hat Schriften vor ſich aufgehäuft. In einer Fenſterniſche der **Rektor Beſenmeyer** und **Bezold**, der **Schultheiß von Ochſenfurt**, die Vorgänge auf der Straße durch's offene Fenſter beobachtend. **Stephan von Menzingen**, ein etwa 40jähriger Ritter in vollem Harniſch, ſitzt nachläſſig in einem der Chorſtühle.

Der Schultheiß.

Setzt Euch, Bruder Rektor, Ihr ſeid müde!

Rektor Beſenmeyer.

Schütt' Dich der Ritt, Bruder Schultheiß! Nec dum omnis hebet effoeto in corpore sanguis: noch iſt nicht alles Blut im alten Leibe vertrocknet. Was denkt Ihr von mir? Wer iſt dieſer, der auf dem weißen Gaul?

Der Schultheiß.

Der Fettwanſt, den das Rößlein kaum tragen kann?

Löffelholz.

Wenn Ihr nit wißt, was eine volle Sau iſt, Bruder Rektor, ſo ſeht Euch den Jakob Kohl an.

Rektor Beſenmeyer.

Iſt es der Jakob Kohl? Sieht nit faſt aus wie ein großer Kriegsmann.

Der Schultheiß.

Sind ihm auch zu allererſt die Federn ein wenig gewachſen; hat bis hieher ſchwerlich wohl ein'n toten Mann geſehen gehabt.

Löffelholz.

Verſteht er ſich nit auf Kriegshändel, ſo thuet er ſich deſto meh' herfür, ſtehet mit dem Maul und der Weinkannen in der Trinkſtuben deſto baß ſeinen Mann. Höret doch zu, wie ſie ihn anſchreien! „Hans um und um“ iſt gar wohl gelitten, wird aber dem Biſchof ſein Schloß wohl ſchwerlich ab dem Berg ſtoßen.

Der Schultheiß.

Es wär dann Sach', daß es vor Dräuen umfiel'. — — — — — — — — — — —

Menzinger.

Wird der Verſammlungsrat hie Sitzung halten?

Löffelholz.

Ja, Bruder, an alle Hauptleut' aller Hauſen um Würzburg iſt Ladung ergangen.

Menzinger.

Es thät Noth, daß wir uf fürgebrachte Inſtruktion und Handlung Beſcheid erhielten, damit anheims zu reiten gen Rothenburg.

Löffelholz.

Leid' Dich, Bruder Menziger: faſſe Dich mit der Geduld. — — — — — — — — — — —

Martin.

Gieb her, Finkenmäuslin!

Löffelholz.

Mach flugs, Martin! Du mußt mit Schriften auf's Rathhaus!

Martin.

Wohl, wohl, Bruder. Er ſingt.

Winter, Du mußt Urlaub han,
Das hab ich wohl vernommen.
Was mir der Winter hat angethan,
Das klag ich dieſen Sommer.

Was machſt Du für ein Geſicht, Finkenmäuslin? he, Du, Kunzlin! Weißt nit, daß ſich das Jubeljahr anfahet?

Kunzlin.

Ei freilich, Bruder!

Martin.

So mach einen Sprung und ſchrei juhu!

Kunzlin

ſpringt und ſchreit. Juhu!

Martin.

Kotz Lung, wo iſt mein Hammer? Gieb her!

Finkenmäuslin.

Ich hab ihn nit!

Martin.

Gieb her!

Menzinger.

Er hat ihn nit. Hörſt Du dann nit, Du Partekenhengſt?

Martin.

Wolan, Bruder! ich hab oft genung den Brodreigen vor der Bauern Thüren mitſingen helfen. Itzt ſingen die Bauern den Brodreigen vor den Schlöſſern und Häuſern ihrer Herrſchaft. Aber einen ſo großmerklichen hab ich mein Tag nit mitgeſungen. Gieb her den Hammer!

Finkenmäuslin.

Potz dieſer und jener, ich hab ihn nit.

Martin

greift in Finkenmäuslins Taſche und holt ihn heraus. Jez', was iſt das? Bah!

Finkenmäuslin.

Wie iſt das zugangen?

Martin.

Wie iſt das zugangen? Ja, itzt rathet! Wofür bin ich bei Okkam in der Schule geſeſſen? Was wißt Ihr von all meinen Subtilitäten? Zum Beiſpiel, Bruder Menzinger: kann Gott ſich mit der Creatur vereinen oder nit? Gott kann ſich mit der Creatur vereinen. Der Vater iſt der Sohn der Jungfrau Maria. Der heilige Geiſt iſt ein Menſch und der Sohn der Jungfrau. Der Vater, der nie geſtorben, hätte ſterben können, und der Sohn, welcher geſtorben, hätte nie ſterben können. Glaubt Ihr's nit? Euer Körper, Bruder, kann intenſiverweiſe an einem Orte unendlich weiß und intenſiverweiſe in's unendliche ſchwarz ſein. Verſtehet Ihr das, oder nit?

Menzinger

lachend. Gott helfe mir, nein, ich hab's nit gelernet!

Rektor Beſenmeyer

lachend. So freuet Euch, denn Ihr brauchet nichts zu verlernen. Hinderlich und elend iſt uns unſer Lernen. Wir haben genung verdorbene Gehirne und Theologaſter. Sie verſtehen ihre eigenen Bücher nit. Mit ihren exercitiis, copulatis, summis und dergleichen labyrinthis iſt nichts gethan. Mit ihren Quäſtionen werden ſie die Hölle nit auslöſchen, mit ihren Diſtinktionen den Himmel nit aufſchließen.

Der Schultheiß.

Bruder Rektor!

Rektor Beſenmeyer.

Oha!

Der Schultheiß.

Kennt Ihr den Berlinger von Angeſicht?

Rektor Beſenmeyer.

Den Götzen von Berlichingen mit der eiſernen Hand?

Der Schultheiß.

Der dort auf dem magern Klepper ſitzt.

Rektor Beſenmeyer.

Das kurze Männlein?

Der Schultheiß.

Das Nußknackerlein. Mit dem er ſpricht, iſt der Henneberger.

Menzinger.

Der Henneberger iſt auch in der Einung?

Löffelholz.

Die Henneberger ſind in der Einung, die Hohenlohe ſind in der Einung, die Wertheims und viele andre meh'.

Rektor Beſenmeyer.

Was disputieret er doch wohl ſo eifrig?

Der Schultheiß.

Kotz Blau, was wird es ſein!? Die Geſchichte vom bamberger Biſchof, mit dem er alleweil in Händeln gelegen.

Martin.

Wollt Ihr ſie hören, Bruder Rektor? Ich will ſie Euch Wort für Wort aufſagen, und wann Ihr ein alt Weib findet im Lande zu Franken, daß ſie nit herbetet wie das paternoster, ſo mögt Ihr mich laſſen mit einem Küriſsbengel todt ſchlagen.

— — — — — — — — — — — — —

Es iſt Sag, ſie wollen den Berlinger zu ei'm oberſten Hauptmann über uns alle ſetzen.

Löffelholz.

Das hat Hans Fürzlin erſonnen. Der Götz iſt im eigenen Hauſen nit viel meh dann ein armer Gefangener. Er darf nit ſeine Notdurft verrichten, es iſt einer dabei, der ihm aufpaßt. Was ſoll er ausrichten, wenn man ihn wollte zum Herrn machen über dreißigtauſend wütige Leut?!

Menzinger.

Wo liegt der evangeliſche Hauf, Bruder?

Löffelholz.

Zu Hugberg und Randersacker.

Rektor Beſenmeyer.

Wie viel ſchätzet Ihr itzt Bäuriſche in und um Würzburg?

Der Schultheiß.

Potz Leichnam, ſie könnten den Main ausſaufen!

Menzinger.

Meinet Ihr, daß ſie ſich in der Beſatzung ernſtlich werden zur Wehre ſchicken und unterſtehen das Schloß zu halten wider die Uebermacht?

Der Schultheiß.

Es iſt eine tapfre Anzahl guter, gedienter Leut' in der Burg.

Löffelholz.

zu Menzinger. Mauerbrechend Geſchütz, Bruder, als Ihr zu Rothenburg habt; es fehlt uns an guten Stücken; ſchaffet uns Eure zwo Notſchlangen herbei. Iſt Breſche gemacht, ſo laſſet Gott und den Florian Geyer für das andre ſorgen.

Martin.

Bruder, der Florian Geyer verſtehet ſich auf Kriegshändel meh, dann die übrigen Hauptleut' ſammt und ſunders, und ſeine Schwarzen richten meh' aus, dann alle andern Haufen der Bauernſchaft. Wer den Geyer und ſeine Schwarzen bei Weinsberg geſehn hat, der weiß, daß ich vor Gott red' und die lautre Wahrheit.

Löffelholz.

Ich ſtund auch dabei, als ſie den Sturm antraten ... Ihr wißt, daß inwährend wir mit dem Helfenſteiner in Handlung ſtunden, er uns ließ hochverrätheriſcherweis ſeine Reuter im Rücken abbrechen mit Stechen und Brennen. Alsbald es ruchbar ward in den Lägern, war Jedermanns Meinung darauf, daß man ſollte mit dem Ernſt herfür und ſtürmen geſammter Hand. Zuvor aber waren ſie Herolde ſenden, aber die ſchoß man uns darnieder wider Kriegsbrauch und Recht. Kam einer von den Geſchickten blutig und mit Geſchrei daher und nu war kein Halten, rennete Alles wider die Stadtmauer. Itzt trat der Florian Geyer zu ſeinen Schwarzen und ſchrie ſie an: In einer halben Stunde ſind wir todt, Brüder, oder die ſchwarze Fahne ſteckt uf'm Schloßthurm. Was ſag ich, Brüder, es ſind nit meh dann viertauſend Kerls; aber wenn ſie die Erde über den Kopf geworfen haben und „her! her!“ ſchreien, ſo wollt ich dem Teufel lieber begegnen. So raſch Dir drei Roſen am paternoſter durch Deine Finger mögen gleiten, alſobald brachen ſie in die Weinberge, ſtäubten den Berg hinauf, hingen an der Mauer und ſprangen darüber wie Katzen, wurfen alles nieder und ließen die Bauernfahne von allen Thürmen wehn. — Wilhelm von Grumbach tritt ein, prachtvoll geharniſcht. Dawider nehmet den Berlinger, der will den Fuchs nindert nit beißen. Ihm ſind alle Fuhrten und Gräben zu tief und die Moräſte zu breit, den ſetze der Teufel über ſich.

Schultheiß.

Walt's Gott, wir erwählen den rechten Mann.

Martin.

Hoch, Florian Geyer! Sieger von Weinsberg! Der Geyer ſoll unſer Hauptmann ſein!

Löffelholz.

Sie denken nit alle ſo wie wir.

Wilhelm von Grumbach.

Ich wünſch euch gute Zeit, ihr Herren!

Löffelholz.

Es iſt aus und hin mit der Herrlichkeit; hie ſind keine Herrn. Was willſt Du, Bruder?

Wilhelm von Grumbach.

Des Junkers Florian von Geyer Feldſchreiber ſuch ich.

Löffelholz.

So wirſt Du ihn ebenſowenig finden, als wenn Du ausgangen wärſt, des Teufels Feldſchreiber zu ſuchen.

Wilhelm von Grumbach.

Kotz Schweiß, wo find ich den Lorenz Löffelholz?

Löffelholz.

Kotz, ich bin der Lorenz Löffelholz, aber niemals nit eines Edelmanns Feldſchreiber. Meineſt Du, ich ſollt ſitzen und mich brauchen laſſen — Gott weiß es, daß ich meh' todt, dann lebendig bin! — ſo es im Herrendienſt wäre?

Menzinger.

Gott grüß Dich, Wilhelm!

Wilhelm von Grumbach.

Gott dank' Dir, Stephan!

Menzinger zu Löffelholz.

Es iſt der Junker von Grumbach, Bruder! Deſſen Schweſter der Florian Geyer zur Eh' hat.

Löffelholz.

Das ſchiert mich den Teufel. Was willſt Du, Bruder?

Wilhelm von Grumbach.

Es iſt mir im Läger zu Heidingsfels ein Schutz- und Sicherheitsbrief zugeſagt.

Löffelholz.

Dacht ich's doch gleich! ein armer Ritter, der einen Schutzbrief erbettelt.

Wilhelm von Grumbach jähzornig.

Itzt Schreiber, gieb Acht, wer vor Dir ſteht.

Löffelholz.

Willſt Du vom Leder zucken!? Ich weiß, daß Du ein Wehr haſt. Ich weiß auch wer vor mir ſteht: Ein Bruder Bauer ſtehet vor mir! Wie heißt Du, Bruder?

Wilhelm von Grumbach.

Ich bin der Ritter Wilhelm von Grumbach.

Löffelholz.

Streich Dein Wappen aus, Bruder! Es hät kein Art meh damit. Du wirſt ein Bauer ſo gut wie ich, dawider kann Dir kein Schutzbrief nithelfen.

Grumbach nimmt den Schutzbrief, der ihm hingeworfen wird, wie dem Hunde der Brocken, und unterdrückt ſeine Wut. Er tritt zu Menzinger, in eine Niſche, und redet leiſe mit ihm.

Iſt nichts dann Fliehen und Flehen in der Ritterſchaft. Denken an nichts anders, dann daß ſie ihre feſten Häuſer und Aecker erretten wollen.

Da ſehet den Florian Geyer an, der ſchonet des Seinen in keinem Weg. Haben ihm itzt die Stammburg mit Feuer nieder gelegt, hat aber nit mit der Wimper gezuckt.

Der Schultheiß

leiſe zu Löffelholz. Ich hab gemeint, der Grumbach wär' in der Beſatzung.

Löffelholz.

Ei, wär es ſo, ich vergunnt es dem Biſchof; es iſt nichts gelegen an ſolcher Bruderſchaft. Sie ſuchen ihren Vorteil, wie die Raben nach As fliegen.

Glocken beginnen zu läuten.

Martin

an der Thür nach der Kirche. Brüder, die Kirche iſt ganz voll Menſchen, ſtehen Kopf an Kopf.

Rektor Beſenmeyer.

Sagtet Ihr nit, der Pater Ambroſius werde predigen?

Der Schultheiß.

Ja, Bruder Rektor!

Rektor Beſenmeyer.

Es iſt wahrlich ein großer Tag und nun ich ihn geſehen hab, will ich gern und getroſt dahinfahren.

Löffelholz.

Mere, liebe Brüder, das Glück ſchneiet mit großen Flocken und iſt, Gott! Wunder's genug. Es iſt ſichtbarlich und mit Händen zu greifen, Gott hat ſich in den Handel geſchlagen und ſich der armen, teutſchen Nation erbarmt.

Rektor Beſenmeyer.

Es iſt Sag: von wo unſer Herr Jeſus iſt aufgefahren gen Himmel, im Mittelpunkt der Erden, da, heißt es, hangt eine große Glocke, die ſoll einſt laut und fürchterlich anſchlagen, ſo laut und ſo fürchterlich ſoll ſie anſchlagen, daß ſelbſt die Tauben ſie hören werden. Wolan! knäuſelt die Ohren auf, ihr Tyrannen und Peiniger Leibes und der Seele und merket, daß euer jüngſter Tag nahet.

Bubenleben kommt.

Martin

triumphirend. Hörſt Du das Geſchrei, Bruder Bubenleben? Der Florian Geyer reitet ein.

Löffelholz.

Bruder Bubenleben, ich verhoff, daß Gott euch itzt wird die Augen aufthun und euch zeigen, wen er ſich in dieſen Läuften zu ſei'm Helden gemacht.

Bubenleben

legt eine Druckſchrift vor Löffelholz. Da, leſet: An die Verſammung der Bauerſchaft deutſcher Nation, ausgangen von oberländiſchen Mitbrüdern. Hie ſtehet geſchrieben die gleiche Meinung, uf der ich verharre: die Anführer ſollen Bauern ſein, unſres Gleichen. Nimmt man einen von Adel darein, verſchleicht man Wolfshaar unter die Schaafwollen. Das kann ſich nit reimen, liebe Brüder!

Martin

in Begeiſterungsraſerei am Fenſter. Vivat der ſchwarz' Geyer!

Rektor Beſenmeyer

außer ſich. Vivat Sanct Georg! Vivat Sanct Georg!

Löffelholz.

Sitzt er nit auf dem Gaul ſo richt' und ſtrack' als ein Bolz?

Rektor Beſenmeyer.

Wahrlich ein echter, rechter Gotteshauptmann!

Der Schultheiß.

Hat Roſt am Harniſch, aber nit am Schwert!

Rektor Beſenmeyer.

Ein brennendes Recht fließt durch ſein Herz.

Martin.

Vivat der ſchwarze Geyer! Vivat Florian Geyer! *Er rennt nach der Thür zur Kirche.* Er iſt in die Kirche getreten.

Beſenmeier.

Mit allen Trabanten.

Martin.

Sind an 100 Trabanten mit ihm im vollen Harniſch. *Löffelholz und Schultheiß flüſtern miteinander.*

Bubenleben.

Da verſpür' ich wohl hölliſche Tyrannei, aber nichts nit von chriſtlicher Demut.

Tellermann, geharniſcht, kommt herein in einem Freudenrauſch von Wein- und Einzugsbegeiſterung.

Tellermann

tritt ein, ſieht, ſchwingt das Schwert hoch. Grüß Euch Gott, liebe Brüder, ſegne Euch Gott, liebe evangeliſche Brüder! Morbleu, liebe Brüder. J'ay gaigné mon procès. Entendez vous? Der große Tag iſt da! Écutez, écutez! Sehet mich nit darauf an, was ich red', wie ich red'. Der Wein iſt mir in'n Kopf krochen. Das Glück iſt mir in's Herz krochen. Brüder, *mit den Fäuſten auf den Tiſch trommelnd:* itzt bin ich daheim — und wie ſind wir eingeritten! Mort de ma vie. Pfaff! Itzt ſind wir daheim! Wo aber biſt Du, Biſchöflein? Haſt davon gemußt, Dich flüchten aus Deinem Pracht. Bugre! larron! menteur! fils du putainy! traître! faquin! brutal! bourreau! Haſt uns verjagt und vertrieben, wie ſchlechte Hunde. Outrage pour outrage!

Der Schultheiß.

Wie ſieht's aus uf der Gaſſen, Bruder?

Tellermann

den Schultheiß umarmend. Brüderlein, liebes Schultheißlein, es iſt meh des Segens, dann einer kann im Buſen behalten. Gott, Gott! Was eine glückſelige Widerfahrt. Je jene, je jene! Juch! Der Florian Geyer ſoll leben! Oberſter Feldhauptmann über alle Haufen. Ein Hundsfott, der nit Beſcheid thut!

Der Schultheiß.

Walt's Gott! Ich thu' Dir Beſcheid!

Tellermann

Mort bleu! Wie haben ſie ihn geehrt. Am Hauger-Thor hat er ſtill gehalten. Iſt, wie alle Thor, ſperrangelweit ufgeweſt. Hat aber dannoch dawider gebocht mit dem Schwertknauf und hinaufgeſchrieen gen den Frauen-Berg: „Hie kehre ich heim, Florian Geyer, in Kaiſers Acht und Papſtes Bann, aber von Gott erweckt, erwählet und geführet! Hie kehre ich heim, Florian Geyer, des Sickingen Freund und der Pfaffen Feind, wie ich bei mir ſelbſt gelobt und geſchworen, und will nit raſten, bis daß ich Dein hochſtolz Schloß, Du hochſtolzer, teufliſcher Pfaffe Konrad, in Grund verſtört.“ So hat er geſchrieen, ſo ſind wir eingeritten. War des Jubeljauchzens kein Ende; wehten mit Tüchern aus allen Fenſtern. Die Weiber wollten gar auf die Straßen ſpringen vor Juchzen und Luſt; ſein Gaul konnte kaum fortſchreiten. Sie küßten ihm den Stegreif und leckten ihm den Roſt vom Harniſch. Waren dieſelben Plätze und Straßen, wo römiſch-kaiſerliche Majeſtät offne Acht über uns ausblaſen, verrufen und ausſchreien laſſen. Mit Beziehung auf Bubenleben. Was will der Pfaff hier? Alle in einen Sack und unter die Schindbrücke mit ihnen!

Der Schultheiß.

Sei ruhig, Bruder, faſſe Dich, Bruder!

Ein Domherr, der Schreiberdienſte thut, kommt.

Tellermann.

Koß Blut, kenn ich Dich nit, biſt Du nit ein verfluchter Domherr vordem geweſt? Mort de ma, vie! Hat nit der Sendpfaff mit Dir zu

Morgen geſſen, nachdem er den Stab gebrochen über meine Mutter ſelig?

Domherr.

Ach Lieber, mein Herr, Ihr irret Euch wahrlich!

Tellermann.

Haſt Du nit Scheiter herbeigeſchleppt und Öl, Pech und Schwefel darauf goſſen, als man ſie verbrannt auf dem Jüdenplatz? Da, hier, ſchau mich an! ich bin der Tellermann, ich bin ein Beghard, ich bin ein Kunde, ich bin ein heimlicher Ketzer. Meine Mutter ſelig wollt's nit geſtehn, man hat ſie aufgezogen eine Hand hoch, ſo lang man drei Paternoſter ſpricht. Sie hat's nit geſtanden, Gott verzeih ihr's. Ich aber bekenn freiwillig: ich hab allezeit das Evangelium lieb gehabt, meh dann Menſchentand. Ich leugne nit: ich gehör zu den freien Geiſtern. Frei ſind wir, weil Gott uns befreit hat, und unſre Bedrücker, Feinde und Seelenmörder zerſtreuet wie Mehl. Frei ſind wir, weil wir kein Gewiſſen nit haben und von dieſem böſen Thier nit zerſetzet und zerriſſen werden. Und Pfaffe, ſo hindert mich nichts, daß ich Dich niederſchlag ...

Der Schultheiß.

Friede! Friede!

Tellermann

vom Schultheiß und den andern gehalten und verhindert, in Raſerei, ſchreit Schlagt tot! Schlagt tot! Der Domherr flüchtet ſich, und Tellermann ſinkt, erſchöpft und nahezu beſinnungslos, auf einen Stuhl.

Der Schultheiß.

Es iſt der Tellermann, eines Roßhändlers Sohn. Haben ihm vor zehn Jahren hie zu Würzburg die Mutter verbrannt. Da hat es ihn itzunder übermannt, anſonſten kein beſſerer Kriegsmann im ganzen hellen Haufen dann er. Der Geyer und er ſind eine Hand.

Beſenmeier.

Ein raſender Ajax, Brüder!

Der Schultheiß.

Hunderte für einen allenthalben im Volk!

Beſenmeier.

Gottesgeißeln!

Der Schultheiß.

Saat von Drachenzähnen, ausgeſäet von Papſt, Cardinälen, Biſchöfen und Meßpfaffen, aufgangen ihnen ſelbſt zum Verderben.

Beſenmeyer.

Schweig' ſtille, der pater Ambroſius ſpricht!

Man hört aus der Kirche den Tonfall einer Predigt ohne Worte zu verſtehen.

Durch die Nebenthüre links treten auf **Sebaſtian von Rotenhahn, Wolf v. Kaſtell, Hans v. Lichtenſtein, Hans v. Grumbach, Kunz von der Mühlen.** Sie werden geführt von **Sartorius.**

Sartorius.

mit Gravität zu Löffelholz tretend, der im Anhören der Predigt begriffen, ſein Herankommen nicht bemerkt hat. —

Ihr werdet mir verzeihen . . . Ich habe die Legation hergeführt, Euer Hochgelahrt.

Löffelholz.

Zu früh, Bruder.

Sartorius.

Ich bin von Wendel Hipplern auf dieſe Stunde befohlen, Euer Hochgelahrt.

Löffelholz.

Ei, nennet mich doch nicht Hochgelahrt, Bruder. Wir ſind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms.

Sartorius.

Mere, lieber Bruder, Ihr habt Recht.

Sie fahren fort, leiſe miteinander zu ſprechen Derweil hat die Gruppe der Geſandtſchaft unter einander geflüſtert, Wilhelm von Grumbach hat eine Wendung gemacht und ſie bemerkt. Er ſtößt Menzinger an und beide blicken ſich um. Möglichſt unauffällig treten beide der Geſandtſchaftsgruppe näher.

Sebaſtian von Rotenhahn gepreßt.

Bei der Liebe Gottes! ſeid Ihr zu ſchwarzen Bauern worden?

Wilhelm von Grumbach.

Ich bin in des Markgrafen zu Ansbach Dienſten hie.

Rotenhahn.

Haſt aber doch das bäuriſche Kreuz am Arm.

Wilhelm von Grumbach.

Muß wohl, es ſei mir lieb oder leid. Iſt ohn das nit durchzukommen.

Rotenhahn.

Junker von Menzinger? Wo hat Euch der Teufel hergetragen?

Menzinger.

Ich bin in der Legation von Rotenburg.

Rotenhahn.

Seid Ihr dann zu Rotenburg Bürger worden?

Menzinger.

Ei, freilich, Junker! Wußtet Ihr das noch nit?

Rotenhahn.

Wußt ich es ſchon nit, ſo begreif' ich es dennoch zu wohl, daß Ihr hinter den Mauern der Reichsſtädte Schutz ſuchet.

Menzinger.

Ihr beliebet zu ſcherzen, Ritter!

Rotenhahn.

Hat nicht Euer Name auch unter der Abſag' geſtanden, die der Landesvertriebene Ulrich von Württemberg gen Stuttgart gethan? — bevor ihn der Helfenſteiner ſo böslich und meiſterlich hat heimgehen heißen?

Menzinger.

Der Handel iſt nit zu Ende, Ritter! Iſt danach dem Helfenſteiner übel bekommen. Hat müſſen zu Weinsberg ſein Leben laſſen.

Rotenhahn.

Je, ſaget Ihr das!? — So ſpricht dann die Red wahr, die unter dem Volke gehet: der König von Frankreich und der verlorne Fürſt hätten die Karten gemiſcht, der Geyer hätt' ſie zu Hohentwiel vom Tiſche genommen und ausgeben: und alſo das große bäuriſche Spiel angehoben!?

Menzinger.

Da fraget Ihr nach!?

Rotenhahn.

So wird man ein jedes Tröpflein adligen Bluts, zu Weinsberg vergoſſen, dereinſt von Euch fodern.

Menzinger

wendet ſich mit Achſelzucken.

Lichtenſtein.

Will die hochſtolze, reichsfreie Stadt ſich auch mit dem Unrat vermengen? Und ſich in die hölliſche Einung thun?

Menzinger.

Das wird geſchehen, wie Gott es fügt, Ritter.

Hans von Grumbach

zu Wilhelm.

Kotz, Leichnam, Vetter, ſollen wir einer dem andern Feind ſein? Wie reimet ſich das?

Wilhelm von Grumbach.

Blau, Hans! Da ſiehe Du zu!

Kaſtel.

Hat Dich der Biſchof nit ufgemahnet, Dich in die Beſatzung zu thun?

Wilhelm von Grumbach.

Ich bin dem Markgrafen zu Ansbach mit Dienſten verbunden und für ihn zu reiten und reiſen verpflicht'.

Lichtenſtein.

Der Junker von Grumbach hat es niemalen anders gehalten, wann er die Klepper im Dienſte des Markgrafen abgetrieben, ſo ſtunden ſie bald danach am Hof unſers Biſchofs in Habern bis an den Hals.

Wilhelm von Grumbach.

Kotz Bauch, dafür hab ich nit meh dann 500 Schweine im Gramſchatz und der Biſchof ihrer 2000 auf Eichelmaſt, und iſt doch mein Wald, dafür ſchießen ſeine Domherrn und Diener das Wild in meinem Forſt und fiſchen in meinen Bächen.

Kaſtell.

Biſt Du unbillig beſchweret, ſo haſt Du den Weg Rechtens.

Wilhelm von Grumbach.

Die Pfaffen thun mit Liebe nichts, man ziehe ihnen dann das Fell über die Ohren.

Kaſtell.

Biſt Du nit ſchuldig dem Biſchof zuzuziehn?

Wilhelm von Grumbach.

Leichnam! So hat der Pfaff wahrlich gut Riemen ſchneiden, wenn die reichsfreie Ritterſchaft ihre Haut alſo billig und knechtswillig zu Markte bringt. Ich bin nit ſchuldig, dem Biſchof in eigner Perſon zuzuziehn; iſt wider Herkommen fränkiſchen Adels.

Hans von Grumbach.

Haſt Du nit Deine Güter vom Stift zu Lehen?

Wilhelm von Grumbach.

Unſere Lehne ſind nit Gnaden- und Dienſtlehne, ſondern freie Lehne.

Kaſtell.

zu Sartorius, der herantritt.
Iſt wohl Eure Weisheit, Herr Magiſter?

Sartorius.

Ich fürchte Gott und liebe meinen Herrn, Euer Edel. Ich diene Sr. Geſtrengen mit meinem pater noster und guten Rat, ſo lange es Gott und meinem gnädigen Herrn gefällt.

Wilhelm v. Grumbach.

Brav gered't Meiſter!

Kaſtell.

Die Juriſten und Räte, das iſt die Peſt; treiben ihre Herren in Unrat und Verderben. Hole der Teufel alle rothen Schuhe.

Menzinger.

So ſehet doch zu allererſt Euren Biſchof an, der iſt mit Juriſten behängt, wie ein Jakobsbruder mit Muſcheln.

Rotenhahn

zu Sartorius. Das üble bei dem Handel iſt, Ihr komme um Eure Verehrung, Magiſter.

Sartorius.

Das ſoll mich nicht kränken, Euer Hochgelahrt!

Rotenhahn.

Entlaufet Ihr ſchon des Biſchofs Nachrichter, ſo zieht man Euch deſto ſicherer an dem bäuriſchen Galgen auf.

Sartorius.

Ich thue das Gute nit um ſchnöder Handſalben willen, Euer Hochgelahrt! und vermeide das Rechte nit aus niederer Furcht.

Lichtenſtein.

Das kurze und lange iſt: der Junker von Grumbach verräth ſeinen Lehnsherrn.

Wilhelm von Grumbach.

Der Kaiſer iſt mein Lehnsherr und kein Pfaffe zu Würzburg; ich bin kein Pfaffenknecht!

Rotenhahn.

Das iſt itzt der Ton, danach alle ſingen. Wer itzt das Rechte will und das Gute thut, der heißt ein Pfaffenknecht.

Wilhelm von Grumbach.

Kotz Dreck, itzt auf einmal, itzt wär' ich dem Biſchof gut genung, itzt ſoll ich ihm ſeine Schmalzgruben und den Domherren ihre ſeidenen Betten und ihren Wolluſt vertheidigen. Das thue der Teufel!

Löffelholz.

Was reden die Ritter untereinander?

Sartorius.

Ihr Herren, tretet zurück, folget mir! Wir ſind zu früh kommen.

Kaſtell.

Kotz Blau, ich möcht' mit der Wehre dreinſchlagen.

Von Sartorius geleitet, ziehen ſie ſich zurück.

Beſenmeyer

immer noch der Predigt zuhörend. Der Pater Ambroſius ſchließt die Predigt in Latein. Er weiſet die Brüder und Schweſtern auf Wiclef's evangeliſchen Zukunftsſtaat. Tunc necessitaretur respublica redire ad politiam evangelicam, habens omnia in communi — . . . Brav, Bruder, in Deiner Predigt war Gottestreiben. Du haſt wahrlich nit von blauen Enten und von Hühnermilch gered't! War ein ander Ding, als damalen, zu Erfurt in der Burs, als ich Collegiat war und täglich einer Rede über die Jungfrau hinunterſchlicken mußte.

Die Gemeine ſingt in der Kirche:

Zu Beginn des Geſanges iſt Tellermann auf beide Füße geſprungen. Regellos und gruppenweiſe betreten jetzt bäueriſche Hauptleute und Räte von der Kirche aus die Kapitelſtube. Sie flüſtern und reden lebhaft mit einander, ohne daß man etwas verſteht. Die Ritter werden bemerkt und mißtrauiſch betrachtet. Unter den Hereingekommenen iſt **Wendel Hippler**, welcher ſogleich lebhaft mit **Löffelholz** diſputiert und geſticuliert. Er wird von den meiſten äußerſt reſpectvoll behandelt. **Sartorius** wieder hereingekommen, bemüht ſich ehrfurchtsvoll um ihn. Der dicke **Jacob Kohl** iſt auch zugegen. Er iſt ſogleich mit Bubenleben ins Geſpräch geraten. Man erkennt, wie ſie unzufrieden, ja über irgendetwas entrüſtet ſind. Eine gelb-ſchwarze Fahne und eine weiß-damaſtene werden hereingetragen; auf der einen iſt mit Goldfäden eine Sonne und ein Bundſchuh geſtickt, dazu die Inſchrift: „Wer da frei will ſein, der zieh' in dieſen Sonnenſchein." **Götz von Berlichingen**, der kaum andre, als hämiſche Beachtung findet, tritt ein im Geſpräch mit **Georg Metzler**. Sie nähern ſich Hippler und bilden im Verein mit dieſem und Sartorius eine Gruppe. Götz erſcheint unwirſch und ablehnend. Wilhelm von Grumbach gliedert ſich an dieſe Gruppe und begrüßt ſich mit Götz und dem Grafen Georg v. Wertheim, der ſich auch angefunden hat. **Flammenbecker**, ein Weinsberger, geſticuliert wild unter Genoſſen. **Link**, ein Würzburger Bürger, hat auch eine kleine Gemeine um ſich gebildet. In der Geſamtheit verrät ſich bei allem Hochgefühl eine Beſorgnis, Erregung, ja Spannung.

Florian Geyer, ſchwarz geharniſcht, ſchwarze Pfauenfedern auf dem Helme, kommt, ein großes Gefolge hinter ſich. Zwei ſchwarze Fahnen werden hinter ihm dreingetragen. Mit Geyers Eintritt ſchweigt der Geſang in der Kirche, die Glocken ſchweigen, und in der Kapitelſtube wird es plötzlich totenſtill.

Konrad von Hanſtein iſt an Geyers Seite eingetreten.

Florian Geyer

zu Hanſtein. Das alte Kaiſerrecht beſtätigt es uns. Die Gemeinfreien haben Conföderationsrecht. Wir ſind freie Franken und überdas: haben die Fürſten nit die Kreiseinung, haben ſie nit den Bund zu Regensburg geſtiftet wider die evangeliſche Lehre? Einung wider Einung! Die Fürſten wollen's nit gelten laſſen; das machen die verfluchten Baretlinsleut' und römiſchen Juriſten. Ich glaube, daß kein Tyrann jemalen hat ſo viel Schaden geſtift't als Juſtinian. Das fremde, ausländiſche Recht iſt über uns kommen gleich einer Sinthfluß. Ich lobe mir unſer deutſches Herkommen, die freien Ringe ſtatt der Amtsſtuben.

Beſenmeyer.

ergriffen und ehrfurchtsvoll. Kennet Ihr mich noch, Bruder Geyer?

Florian Geyer.

Potz Zäpfel, Euch ſollt' ich nit kennen, Rector Beſenmeyer? Hab' ich nit gemuſtert in Eurer Landwehr? haben wir nit in Philipp Tuchſcherers Haus zu Rotenburg die Beine unter den gleichen Tiſch geſtellet? Was macht der Karlſtatt?

Beſenmeyer.

Er will je eher, je lieber zu Euch ins Läger kommen.

Florian Geyer.

Das verhüte Gott! Ihr wollt ihm wohl und der Sachen wohl, ſo machet, daß er von ſeinem Vorſatz abſteht. Wir haben Prädikanten, meh', dann zu viel in den Lägern. Die Glaubensſachen und himmliſchen Dinge ſoll man einſtweilen dahinten laſſen, keine Theologie ins Kriegshandwerk mengen und ſich der irdiſchen Dinge allein befleißen.

Bubenleben.

zu Kohl. Ei, was eine bübiſche, hölliſche Weisheit. Er hat St. Velten den Schulſack gefreſſen.

Kohl.

Sehet den Rector an, wie er gramanzet und ihm die Hand küſſet.

Bubenleben.

Lieber, ich kenne den ſtinkigen Bacchanten allzuwohl, ſein Gott iſt der Ariſtoteles, der Cicero, Vergil und Livius ſeine Heiligen. Eine gute Latinität gilt ihm meh', denn das ganze Chriſtentum.

Beſenmeier

hat, von Rührung übermannt, Geyers Hand geküßt.

Florian Geyer.

Was machet Ihr doch, lieber Vater. Das will ich Euch thun. Ich bin ein grober und ungelehrter Kopf. Und hat doch ſelbſt der herrliche, durchleuchtigſte Kaiſer Max geſagt: die Gelehrten ſeien es, die da regieren und nit unterthan ſein ſollten, und denen man die meiſte Ehre ſchuldig wär', weil Gott und die Natur ſie uns anderen vorgezogen,

Beſenmeyer.

Laſſet es zu, Bruder! es thut meiner armen Seele wohl. Denket Ihr noch daran, wie wir mit einander das Sympoſion hatten, damalen, zu Gotha, bei dem Mucian? Ihr hattet den Ulrich von Hutten zur Rechten und mich zur Linken ſitzen. Der Eitelfritz von Zollern ſaß uns genüber.

Florian Geyer.

Ich weiß es wohl.

Beſenmeyer

mit verhaltener Begeiſterung. Wißt Ihr auch wohl, wie Ihr dazumalen aufſtundet, den Kranz aus dem Haar nahmet und ausriefet: „Es iſt zu früh, ſich mit Roſen bekränzen, dieweil noch der Antichriſt zu Rom ſich mäſtet von unſerm Mark, der deutſche Kaiſer nach Brot betteln muß, das Recht um Geld feil iſt, der ewige Landfriede auf dem Papier ſtehet und das Evangelium unterdrückt iſt.“ Wo ſtunden wir damalen, und wo ſtehen wir itzt?!

Geyer

reb. Die Glocke iſt gar gegoſſen und der Pfeifer mag aufpfeifen: das wollen wir Gott im Himmel danken!

Martin

begeiſtert. Das danken wir Gott und dem Florian Geyer.

Geyer

nimmt am oberen Ende des Tiſches Platz; hinter ihm ſtellen ſich auf Tellermann und der Schultheiß, rechts neben ihn ſetzt ſich Hippler, links Löffelholz, hinter dieſem ſteht Martin, gewärtig ſeines Winkes.

Hippler

rückt für Satorius neben ſich einen Stuhl zurecht.

Sartorius

ſetzt ſich mit vielen demüthigen Referenzen.

Hanſtein

iſt mit Grumbach und Menzinger in's Geſpräch gekommen.

Löffelholz

aufſtehend. Brüder, Hauptleute und Räthe! Nehmet Platz! Es iſt vieles zu bewegen, berathen und zu beſchließen. Nehmet Platz, liebe evangeliſche Brüder! Nehmet Platz!

Götz von Berlichingen

ſetzt ſich zugleich mit Georg von Wertheim, dem Grafen von Henneberg, Georg Metzler und Anderen nieder.
Herolde blaſen eine Fanfare.

Geyer

nach Schluß der Fanfare ſich erhebend: Der Verſammlungsrath aller Haufen gemeiner Bauernſchaft in und um Würzburg iſt hiemit eröffnet.

Löffelholz.

Faſt viel Arbeit, Brüder! Viel zu bewegen und beſchließen. Es ſind Boten und Poſten [illegible]ein von Hohenlohe, Nürnberg, aus vielen Orten der Oberpfalz, von Bamberg, von Mainz, von Straßburg; aus den Läger des Truchſeſſen von Waldburg haben wir Kundſchaft, aus dem Elſaß, aus dem Tirol, aus dem Salzburgiſchen, von Thomas Münzer aus Thüringen und anderen Leuten und Orten meh. Erheiſchet alles ein Antwort. Es mangelt an Schreibern in der Kanzlei, hab' aber dannoch niemalen meh Freud' an der Feder gehabt. Der Markgraf Kaſimir hat Boten von Ansbach geſandt, und hie iſt die Kredenz, — warten in der Sakriſtei. Rothenburg ob der Tauber hat eine Legation abgefertigt, — wartet in der Sakriſtei. Beſchließlich erheiſchet die Geſandſchaft ein Beſcheid, die der Markgraf Domprobſt von „Unſerer-Frauen-Berg" gütlicher Handlung willen an die Verſammlung gemeiner Bauernſchaft abgeordnet, — wartet in der Sakriſtei. Es iſt meine Meinung, Brüder, daß wir uns dieſe zuerſt anliegen laſſen.

Flammenbecker

unwirſch hingeflegelt. Man ſoll auf nichts eingehen, die Beſatzung übergebe dann das Schloß mit allem, was darin iſt.

Bubenleben

beiläufig. Ich ſag Ja und Amen dazu, und mag die Beſatzung abziehen unter Verſicherung Leibes und Lebens.

Götz

halb für ſich halb für die Andern. Was will man meh, dann wozu ſich die Beſatzung uf unſrer Frauen Berg gütlich erboten hat? Sie wollen die zwölf Artikel annehmen mit handgebenden Treuen und unſere evangeliſchen Brüder ſein.

Flammenbecker.

Faule Poſſen, Potz Lung!

Bubenleben.

Eine Krähe hacket der andern die Augen nit aus. Man ſoll keinem Ritter in dieſer Sache trauen!

Link.

Ein Grindiger krauet den andern gar ſanft. Der Bruder Berlinger hat gute Geſellen und Freund in der Burg, da liegt der Haſe im Pfeffer, Brüder!

Götz.

Man ſoll nit vor feſten Schlöſſern verliegen. Es thut Noth von ſtat rucken.

Bubenleben.

Es liegt ihm hart an, daß wir je eher je lieber auf und wider ſeinen alten Feind, den Bamberger ziehen.

Geyer.

Der Bruder Berlinger hat wahr, ich kann's nit unbilligen. Wollen ſie in der Beſatzung auf die Artikel geloben und ſchwören, blau! ſo laſſe man ſich benügen. Es mangelt uns vorhero mauerbrechend Geſchütz, ohn das iſt nichts zu verrichten, der Feſte nichts abzubrechen.

Link.

Brüder! ich bin ein Würzburger; die Würzburger aber ſind eines Kopfs, das Schloß muß herunter. Du ſagſt von Geſchütz, Bruder Geyer! Da ſteht der Bruder von Wertheim, hat uns Geſchütz zugeſagt, und damit gedenken wir, ob Gott will, ſchnelle Arbeit zu thun! Soll denen in der Beſatzung der Reif am Kübel dermaßen werden angezogen, daß ſie wie Fiſche ſollen daraus ſpringen, auf Gnad und Ungnad ſich uns ergeben. Zöget Ihr aber itzt ungeſtürmter Weiſ' gen Bamberg oder Ansbach, ſo haben wir ſchlimmeres zu Würzburg von den Biſchöflichen zu befahren als vordem jemalen erhört iſt worden.

Hippler.

So laßt uns ein Mehrer's machen. Weſſen Meinung daruf geſtellt iſt, das man uf das Erbieten der Beſatzung eingehe, der hebe die Hand.

Götz, Geyer, Hippler, Tellermann, Metzler, Löffelholz, Sartorius, Wertheim, und Henneberg ꝛc. heben die Hand. Es iſt eine kleine Minderheit.

Hippler.

Jetzunder die Gegenprob!

Die große Mehrheit erhebt die Hände.

Sartorius,

durch Hippler veranlaßt, ſteht auf, begiebt ſich hinaus und kehrt mit der Geſandtſchaft wieder: Rothenhahn, Wolf von Kaſtell, Hans von Lichtenſtein, Kunz von der Mühlen treten ein. Es wird ſtill, die Bauernhauptleute flegeln ſich herum und gebärden ſich hochfahrend und verächtlich nach Möglichkeit.

Hippler.

ſitzend zu der ſtehenden Geſandſchaft.

Der Verſammlungsrath gemeiner Bauernſchaft ſtellt an Euch das Verlangen, das Schloß Unſrer-Frauen-Berg und alle darin begriffene feſte und fahrende Hab, zu übergeben, gegen Verſicherung für Euch, Eure Diener und Knecht, mit Geleit hinweg zu ziehen.

Rothenhahn.

— — — — — — — — — — — — — —

Das zuzuſagen haben wir keine Vollmacht. Aber wir wollen geloben, Euer Erfordern bei eilender Poſt unſerem gnädigen Herrn und Biſchof in ſein Gewahrſam zu überſchicken. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Link.

— — — — — — — — — — — — — —

So ſperret man uns die Mäuler uf mit Tagſatzen, Geſandſchaften hin und wider reiſen und allen verfluchten, wälſchen, hinterhältigen Praktiken, und zielen auf nichts, dann daß ſie uns ufhalten und Zeit und Weile zum Widerſtand gewinnen.

Man wird Euch den Ernſt merken laſſen und Euch den Ave Maria mit Stückkugeln in die Burg ſchicken!

Götz.

Iſt die Bauernſchaft willens, hie zu Würzburg ein ſo grauſam und gottverflucht Stücklein zu ſpielen, als es jüngſt zu Weinsberg, zu unwiderbringlicher Schmach und Schaden gemeinen bäueriſchen Handels beſchehen iſt, ſo hab ich nichts mit gemein. (Aufregung.) — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Bubenleben.

Ich frage Euch hie, Bruder Götz, und Dich, Bruder Metzler: hat der Markgraf Domprobſt Euch Geld geboten für den Abzug oder nit? — — — Gehet rund durch mit der Antwort! — — Es iſt Sag': die Beſatzung hätt ſich wollen allein Euch zugeloben und ſollte dafür den Hauptleuten des Haufens dreitauſend Gulden Schatzung gezahlt und jedem Knecht ein halber Monatsſold zugeſtellt werden.

Götz.

Hauptleut und Räth' des Odenwälder Heers ſind nit gehalten, ichtwem Red und Antwort zu ſtehen als ganzer Gemeine des eigenen Haufs! Aufregung.

Link.

Pfei der Schand!

Flammenbecker.

Verdammter Finanzer! Nieder mit ihm!

Link.

Auf den Schindacker mit dem Götz!

Geyer

ſpringt auf.

Brüder, ſind wir Leute, die Händel uf Gewinn treiben, oder haben wir zuſammen geſchworen dem Evangelium und Gottes Wort beiſtändig zu ſein? Sind wir Gutgewinner und Beutelſchneider oder freie, deutſche Männer und Chriſtenleut, die ihr Vornehmen daruf gericht't haben, daß Fried, Freiheit, Einigkeit, Sicherheit Handels und Wandels in deutſcher Nation anhebe und aufrecht bleibe? — Zur Geſandtſchaft: Der Markgraf Domprobſt bietet Geld für den Abzug. Will er uns die Ehre abkaufen? Ihr Herren, auf! und bringet ihm dieſen Beſcheid: Der Pabſt verſchachert Chriſtum, die deutſchen Fürſten verſchachern die deutſche Kaiſerkrone, aber die deutſchen Bauern verſchachern die evangeliſche Freiheit nit! Zuſtimmung.

Rotenhahn.

Die evangeliſche Freiheit hat beſſere Diener, als Ihr einer ſeid.

Geyer.

Das gebe Gott und das wolle Gott! Ihr aber ſeid ganz verrömert und Pfaffenknecht. Der Ulrich von Hutten war ein beſſerer als ich; er hat Euch die Trias romana gewidmet, Ihr wart's nit werth.

Rotenhahn.

Ich ſetze mich nit wider Kaiſer und Reich.

Geyer.

Wir thun es auch nit, niemalen und in keinem Weg. Unſer Fürnehmen ſtehet allein darauf, dem Kaiſer ſeine alte Macht wiederzugeben unverkümmert von Pfaffen und Fürſten. Ihr ſetzet Euch wider den Kaiſer, die Ihr Pfaffen und Fürſten beiſtändig ſeid. Was hat doch der edle Kaiſer Max geſagt: Pfaffen und Fürſten hätten ihn zu Worms gebunden und an einen Nagel gehenket. Thaten von Pfaffen und Fürſten für Kaiſer und Reich? Trauben von den Diſteln. Wenn der Kaiſer die Läufte verſtünd: hie ſind ſeine Bundsgenoſſen.

Rotenhahn.

Kotz Blut! Was eine Schmachbürden richtet Ihr Euch zu, Ihr, eh'mals ein ehrlicher Ritter von Adel.

Geyer.

den Helm abnehmend und ſeinen geſchorenen Kopf zeigend.

Ein Bauer bin ich und nichts dann ein Bauer!

Rotenhahn.

Bei meinen adligen Ehren . . .

Geyer.

Centauren ſeid Ihr, aber keine Adelsleut. Wo waren doch Eure adligen Ehren, als es dem edlen Franziskus von Sickingen, höchſtem Vorbild aller adligen Tugenden, die Schanze verſchlug wider den Pfaffen von Trier? Damalen ſollt' ſich ein Edelmannskrieg anſahen. Wo blieb Euer Beiſtand, da es Noth that? In einen alten Harniſchkaſten haben ſie des Sickingen edlen Leichnam geſtopft, Köche und Spielleut haben ihn am Strick über den Berg heruntergeſchleift. Wo waren da Eure adligen Ehren? Euer Nam' und Ehre: eine Handvoll Wind, von Pfaffen und Fürſten in Luſt geblaſen.

Die Geſandtſchaft hat ſich zurückgezogen.

Kaſtell

in der Thüre, ſchreit zurück. Ihr Männer, hütet Euch vor dem Geyer! Er iſt des Franzoſen heimlicher Diener, er liefert Euch dem Franzoſen aus! Ab mit der Geſandtſchaft.

Tellermann.

Soll ich mich an ſie machen, Kapitain?

Geyer.

Le[illegible] Dich, Bruder, es iſt Pech und Schwefel genung über meine Rüſtung gelaufen. Hab' gut Sorg', daß ihnen ſtrack, ſicheres Geleit gehalten werd bis in ihr Gewahrſam.

Erſter Trabant

kommt, meldet. Kapitain, haben ſich viel hundert Weiber rottiret und dieshalb wie jenhalb der Mainbrücken ufgeſtellt. Sind in willens, die Geſandſchaft beim Widerritt ufzhalten, ſchwören, ſie wollten's nit wieder in die Burg laſſen, und ſollt ſie der Teufel nit daran hindern, vielmeh alles, was pfäffiſch ſei, von den Kleppern reißen und in den Main ſtürzen.

Geyer.

Blitz und Donner, was haben wir doch mit Weiberröcken zu ſchaffen! Friſch, Galgen aufgericht't! Den Profoſſen in ſie arbeiten laſſen, flugs aufknüpfen, was nit gut thun will.

Flammenbecker.

Haſt Stock und Galgen auch nit von kaiſerlicher Majeſtät erworben.

Trabant ab.

Link.

Brüder, itzt iſt eine Stunde warten zu lang. Nu friſch daran, mit ganzer bäuriſcher Macht und Geſchütz, mit Sturmbock, Tartſche und Leiter ſei wider das Schloß gehandelt! Dran! Dran! mit Gewalt und Gotteskraft, daß ſie den grimmen Ernſt wohl vermerken, und Rittern und Knechten in der Beſatzung blutbange werd. Platzet ſie an mit dem Geſchütz . . .

Löffelholz.

Mit was Geſchütz ſoll man ſie anplatzen? — — — Höret mir zu, liebe Brüder! Ein's thut itzt vor allem noth, und ſo Ihr derſelben Meinung ſeid, und Gott Euch erleuchtet, ſo giebt er Euch noch dieſe Stunde den Wurf in die Hand. Ich denke wohl, daß Ihr mich genugſam kennt. Ich habe die evangeliſche Freiheit alleweil lieb gehabt von ganzem Gemüth. Die Handvoll Blut's in mei'm Buſen innen, die will ich getroſt an den Handel ſetzen.

Gott hat uns bis hieher glücklich und wohl geführet. Alle großen Köpfe und gewaltigen Hanſen ducken ſich und haben die Flucht geben. Dannoch will mir das Herz nit ſo faſt groß werden und luſtig. Bös' Ahnen neſtelt ſich an mich, ob ich nit weiß, warum.

Brüder, ein oberſter Wille muß ſein! Wir müſſen ein Haupt über uns ſetzen, Einen gewaltig machen über alle Haufen der Bauernſchaft. Das uneine Geſpann ſtürzet den Pflug um. Ein Wille iſt oft meh denn tauſend, eine Hand oft meh denn hundert, und dieweil Ihr dreimal des Tages ein Mehrer's macht, kehrt ſich der Pöwel im hellen Haufen mit nichten daran und macht alle Ordnung und Artikel zu einem Spott, Schmach und Gelächter.

Der Truchſeß von Waldburg ſteht mit des Schwäbiſchen Bundes Heer in Rüſtung wider uns.

Dawider iſt hoch von Nöthen, daß wir in Zeiten uns ſchicken. Da iſt ein einiger Mann und einiger, feſter Will' Reitergeſchwader und Fußknecht, ein ſtrack ſcharf Regiment, ein gewaltiger Kriegshauf' gedient und erfahren im Feld. So iſt mein Fürſchlag und Meinung, daß man den Florian Geyer erwählen und kieſen ſoll mit Beſtallung gemeiner Bauernſchaft, ſei es uf ein Jahr. Man ſoll ihm Räthe beigeben . . .

Unruhe.

Metzler.

Der Götz von Berlichingen ſoll unſer Hauptmann ſein!

Bubenleben.

ſpringt auf. Brüder, man ſoll keinen Edelmann über uns ſetzen! Art läßt nit von Art. Ein Habicht wird niemals zur Taube, und ein Rittermäßiger wird nie zu einem evangelichen Bauern werden! Es ſollt' überhaupt kein Ritter in dieſem Rath ſitzen!

Tellermann

iſt wiedergekehrt, ſchreit dazwiſchen. Es ſollte kein Pfaff in unſerem Rath ſitzen!

Bubenleben.

Ei nun, es iſt landkundig, daß Ihr Geyer'ſchen nit viel haltet von Gottes Wort. Nimmt mich auch nit Wunder, kämpft Ihr doch unter dem ſchwarzen

Fahn'! Habt Ihr doch in der gottloſen Bande noire gedient, wo nichts dann Aechter, Gottesläſterer und Heiden innen ſind. Ihr wollet Gott abſetzen, wir aber wollen ihn einſetzen und ihm allein dienen. So wird Gott uns auch einen Helden erwecken, wann das Stündlein ſchlägt . . .

Löffelholz

zwiſchenrufend. Und wann er ſchon unter Euch ſitzet, ſo ſehet Ihr ihn doch nit.

Bubenleben

fanatiſch. Gott wird einen Helden ausrüſten, dem großen Werke gewachſen. Der wird die Moab, Agag, Achhap, Phalaris und Neros dieſer Zeit von den Stühlen ſtoßen und ihnen die Bluttaufe geben. Gemeiner Leute Kind wird er ſein und keiner von den Rittern, die, ob ſie gleich in Eiſen gepanzert ſind, ſo leiſe und fürſichtig gehen wie die Katzen auf dem Dachfirſt. Sie ſchonen der Ihren allerwegen; verflucht aber iſt jeder Gläubige, der ſein Schwert vom Blute der Widerſacher Chriſti fernhält. Itzt heißt es die Hände baden in ihrem Blut und darin heiligen.

Der Schultheiß.

Der Pfaff iſt beſeſſen.

Bubenleben.

Wollt Ihr jetzt Einen zum oberſten Hauptmann machen, ſo erwählet . . .

Der Schultheiß,

ſchnell. Den Bruder Bubenleben, Pfarrer zu Mergentheim! Gelächter.

Bubenleben.

Nein, nit mich, aber den Mann, welchen der fränkiſche Hauf über ſich geſetzet: den Jacob Kohl von Eiſelſtadt.

Löffelholz

zwiſchenrufend. Er kann alle großen Schwür.

Tellermann.

So feiſt er iſt, baumelt er dannoch dem Pfaffen am Gürtel.

Geyer

ſteht auf. Wer will halten rein ſein Haus, der behalt Pfaffen und Mönche draus.

Geyers entſchloſſene Bewegung erregt Aufſehen in der Verſammlung, man beobachtet ihn in der Folge ſcharf. Er ſpricht intim mit Tellermann, Schultheiß und Löffelholz. Hippler und Götz flüſtern und beobachten ebenfalls. Schultheiß und Tellermann geſtikuliren immer heitiger auf Geyer ein.

Kohl.

Brüder, wann das Löffelhölzlein auch ſchelig wird, das ſchiert mich in keinem Weg. Meine bäuriſchen Brüder kennen mich.

Martin

zwiſchenrufend. Aus der Trinkſtuben!

Kohl.

Potz! Daß Dich das Wetter erſchlag'! Soll ich es leugnen, daß mir der Wein ebenſo wohlſchmecket als einem Ritter? Der Teufel ſollt' mir die Lüg' geſegnen. Meinſt Du, man ſoll nit in der Trinkſtuben ſitzen, ſundern allweg hoch und uf Stelzen einhertreten, ſich meh bedünken als andere bäuriſche Brüder im hellen Haufen? Soll man ſich alleweg aufblaſen, wie die Geyer'ſchen thun? „He da! Tretet aus dem Weg, daher fahr ich!" Das thu' ich nit. Um mich iſt alles glaslauter.

Martin

zwiſchenrufend. Lauter Gläſer und Kannen! *Gelächter.*

Kohl.

Ja wohl, glaslauter iſt alles um mich.

Zwiſchenruf.

Würzburger Jüdenwein!

Kohl.

Nit würzburger Jüdenwein, ſundern es iſt glaslauter um mich. Ich halt' mich nach meinem Schwur, und ſo mir vom ganzen hellen Hauf ufgelegt wird: Thue das! So thu ich's und: Laß Deine Hand von dem Andern! So laß ich meine Hand davon. Heimliche Praktiken und verrätheriſche Anſchläg treib' ich nit. Wählet man mich, ſo wählet man mich; wählet man mich nit, ſo wollt' ich doch lieber am Galgen verfaulen, ſollt' mir der Schinder das Herz aus dem Leibe brennen, eh daß ich mich des tyranniſchen Gewalts unterſtünd'.

Löffelholz.

Wer unterſtehet ſich hie des Gewalts?

Kohl.

Das, Bruder, fraget den Florian Geyer!

Flammenbecker.

Brüder, wir brauchen keinen Hauptmann über uns Alle. Stoßen wir deshalb die kleinen Tyrannen von den Stühlen, damit wir die großen daruf ſetzen? Es giebt hie Leute unter uns, die mögen ihre herriſchen und teufliſchen Gelüſten nit unterdrucken. Sie ſetzen Profoſſen über uns, Stockmeiſter und Schergen. Sie meinen uns mit Steckenknechten zu regnieren, ſchlimmer und grauſamer, dann es unter dem Pabſtthum geweſt. Sie haben hie zu Würzburg Galgen ufgericht't.

Geyer.

ſchreit dazwiſchen. Noch meh Galgen und alle Weinsberger Blutbuben daran gehenket!

Flammenbecker

raſend. Alle Junker Gutgewinner und Aechter daran gehenket! Zum Teufel mit allen gelben Sporen! Man muß Euch durch die Spieße jagen, wie den

Helfenſteiner, Euch viertheilen als die verfluchten Verräther und Böſewicht'! Gelächter der Ritter.

Hippler.

Bruder Geyer, ſtehet mir Red' und Antwort. Es geht das Geſchrei, die Euren hätten Gemein' gehalten, Hauptleute, Obriſte und Feldweibel des ſchwarzen Haufs hätten es in ſie getrieben und Jedermann persuadiret meuteriſcher Weiſ', und ſei auch beſchloſſen worden im Ring: ſie wollten in keinem Weg einen Andern dulden, man ſetze dann Euch, Bruder Geyer, zum Obriſten-Feldhauptmann über alle Haufen.

Geyer.

Da weiß ich nichts von, was gehet mich das an!

Götz.

Brüder, was ſollen uns die Trabanten vor der Kirchenporten? Schicket ſie doch heim.

Link.

Wem ſtehen ſie zu?

Fammenbecker.

Sind vom ſchwarzen Hauf, ſtehen dem Florian Geyer zu.

Bubenleben.

Brüder, was will das werden? Nit weit von hie, uf der Gaſſen, bin ich auf ein ſtark Fähnlein gewappneter Knecht' geſtoßen.

Löffelholz.

Sind für das Barfüßer-Kloſter beſtimmt, ſollen Quatier darin nehmen um Friedens und Ordnung willen, damit es nit hie zu Würzburg mit Plündern, Stehlen und Beſchädigung Leibes und Gutes alſo türkiſch zugehe wie anderwärts.

Link.

Die Bürgerſchaft hat ein gut Fähnlein aus allen Viertheilen ausmuſtern laſſen und in das Barfüßer'Kloſter gelegt. So werden wir ſelbſt wiſſen, Ordnung und Fried aufrecht erhalten.

Schultheiß.

Ei, Link, das Fähnlein im Barfüßer-Kloſter thuet es allen voran mit Schatzen, Ranzionen und durch die Häuſer laufen! Und wär es nit ſo, unter allen Haufen der Bauern ſind unnütze Leut genung, Jaufkinder, Luderer und anderes Geſindel webert ein und aus durch die Thore. Dawider iſt gut, daß man ihnen ihr eigen Regiment zeige und Bäuriſche wider Bäuriſche ufbiete.

Link.

Wird einer Bürgerſchaft hie zu Würzburg nit wohl eingehen.

Flammbecker.

Es ſein keine unnütze Leut im hellen Haufen!

Geyer.

Es gehe der Bürgerſchaft wohl oder übel ein, es thut noth, daß wir bei Zeiten anfahen, Ordnnng und Zucht in die Haufen zu treiben. Laſſen wir den Teufel fürder gewähren, mit Verwüſtung Proviants, Getreid in den Main ſchütten, Wein aus den Fäſſern laſſen laufen, wahrlich, meiner Seel, es wird bald dahin kommen, daß ein evangeliſcher Bruder im hellen Haufen wird müſſen mit blutigen Fingern nach einem Stück Hungerbrod graben!

Götz.

Was hab ich geſagt, Brüder? Stoßen die Geyer'ſchen zu uns, ſo fahet ſich Zwietracht an und nimmt niemalen kein Ende meh.

Geyer.

Bruder Berlinger, wer hat meh Zwietracht geſät in die Haufen, ich oder Ihr?

Götz.

Ein Jeder beuget und bücket ſich, allein die Geyer'ſchen bleiben auf ihrem Kopf, kümmern ſich um den gemeinen Handel nit.

Tellermann.

Kotz Schweiß, Bruder Berlinger, habt Ihr wohl unſrer geachtet, ſaget mir doch, als Ihr, Du und der Metzler, Euren Zug nahmet, wo wir und der ſchwarze Hauf vordem gezogen. Neun Städte uf'm Odenwald haben ſich uns ufgethan und zugelobt. Hat es der Florian Geyer durchgeſetzt, ward von den Unſeren keinem Bürger ein Fenſterlein zerworfen, keiner Magd ein Fürfleck verrückt. Aber hernacher ſeid Ihr kommen, alles gebrandſchatzt, über Kiſten und Keller gefallen, Weiber geſchändet, viel hundert Wägen Plunders fort laſſen ſchleppen. Bruder, als das iſt ruchbar worden in ganzer Gemeine des ſchwarzen Haufs, was Wunders, daß Ihnen die Wuth iſt ankommen. So habt Ihr Zwietracht unter die Brüder geſäet! Die Städte, mit Eiden und Pflichten uns verſtrickt, Ihr habt gemacht, daß ſie mußten Eide und Pflichten brechen und Euch wiederum zugeloben.

Götz.

Sollte man Euch laſſen gewähren, Ihr Geyerſchen, der theuren, evangeliſchen Freiheit erſtünden meh Feinde über Nacht, dann es Krämer giebt in Venedig, Säuſer in Sachſen, Säue in Pommern und Huren in Bamberg insgeſammt.

Geyer.

Wißt Ihr noch meh, Bruder Berlinger?

Götz.

Ihr habt uns den ganzen Adel feind gemacht.

Geyer.

Ich hab den Artikelbrief vollſtreckt.

Götz

Es thut dannoch nit noth, Ihr ſeid ſelber vordem ein Ritter geweſt. Iſt es nit ſchmählich, Bruder, daß Ihr es Allen voran thut mit Zerreißung feſter Schlöſſer und Häuſer des Adels, da Ihr doch jedem Pfefferſack Reverenz machet, wenn er gleich nur mit der Zipfelhauben über die Stadtmauer herausdräuet. Die Häuſer des Adels …

Geyer.

Herunter mit ihnen, herunter mit allen verfluchten Rabenneſtern! Es muß ein Ende nehmen mit Heckenſchinden und Staudenreiten. Meine weiland guten Geſellen vom Adel ſollen lernen Beſſeres thun, dann zwo Beine über ein Roß henken, Händel uf Gewinn treiben, Bauern ſchinden und ſchatzen, Kaufleut niederwerfen, verſtricken oder in die ſtinkigen Thürme werfen, ihnen Händ abhacken, Ohren abſchneiden und dergleichen ritterlicher Handlung meh. Ihr ſollt fortan eine Thür haben, den Acker bauen und zu Fuß gehen wie andre Chriſtenleut. Der Edelmann iſt nit meh …

Götz.

Wie denkſt Du über des Edelmanns Wort, Bruder?

Geyer.

Wie über Jedermanns Wort, daß ein Wort ein Wort bleibe.

Götz.

Denk an Megmühlen, als Du noch beſtallter Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes warſt! Welche bündiſchen Hundsfötter haben mir damals Geleit zugeſagt und gebrochen?

Geyer.

Nimm einen Löffel und friß Deine Lüge!

Hippler

erhebt ſich. Friede, Ihr Brüder! — — Man hört ſchießen. Kotz, was iſt das?

Götz.

Oha! Büberei!

Geſchrei

tumultuariſch. Büberei! Verrath!

Maſſenruf von außen.

Vivat, Florian Geyer!

Tumult und Panik in der ganzen Verſammlung.

Geſchrei.

Verrath, Meuterei!

Geyer

ſpringt auf, ſchreit. Ruhe, Brüder! Ein Hundsfott, wer von Verrath ſchreit. Hie ſteh ich und gelob ich, daß ich Amt und Beſtallung nit anders will empfahen oder zur Hand nehmen, es ſei mir denn übergeben vom Verſammlungsrat gemeiner, bäuriſcher Brüderſchaft. Und wen ſie über uns alle willmächtig machen, dem will ich mich gehorſam beugen und unterthan ſein, als einem evangeliſchen Bauern geziemet und zuſteht. Aber meine Meinung iſt, liebe Brüder, daß man einen Kriegsrath erwähle, kundige und kriegserfahrene Leute darein ſetze und den bewegen laſſe, was gen Innen und Außen zu thun und zu laſſen ſei. Wer aber der Meinung iſt, daß das beſchehe, der ſtoße ſein Meſſer in dieſen Ring. *Er ſtößt ſein Meſſer in einen Kreis, den er vorher mit Kreide auf der Kirchenthür gezogen hat.*

Wie **Geyer** *thun etwa 5 Hauptleute nacheinander darauf:*

Tellermann,

ſein Meſſer zückend. Dem Truchſeſſen von Waldburg, beſtallten oberſten Hauptmann des Bundes zu Schwaben mitten in's Herz! *Er ſtößt zu.*

Bubenleben.

Dem Biſchof Konrad von Tüngen mitten in's Herz! *Er ſtößt zu.*

Flammenbecker.

Dem Georgen Truchſeß von Waldburg, beſtallten oberſten Hauptmann des Bundes zu Schwaben, dem Bluthund von Wurzach, mitten in's Herz! Ebenſo.

Ein Weinsberger.

Rache für Wurzach! Rache für die ſiebentauſend gemordeten Brüder! Dem Truchſeſſen von Waldburg mitten ins Herz! Ebenſo.

Löffelholz.

Allen Fuggern und Welſern mitten in's Herz! Ebenſo.

Sartorius.

Der deutſchen Zwietracht mitten in's Herz! Ebenſo.

Erſter Bauernhauptmann.

Allen Schindern und Schabern des Volks mitten in's Herz! Ebenſo.

Zweiter Bauernhauptmann.

zu Grumbach. Flugs Bruder, ſage Du auch Deinen Spruch!

Martin.

Allen pfäffiſchen Königen und königlichen Pfaffen mitten in's Herz. Ebenſo.

Grumbach.

Dem Biſchof Konrad von Würzburg mitten in's Herz! Ebenſo.

Hippler.

Dem Kanzler der Herzöge von Bayern, beſtalltem Rath des Bundes zu Schwaben, dem gottverfluchten Leonhart Eck mitten in's Herz! Ebenſo.

Dritter Bauernhauptmann.

Dem Truchſeſſen von Waldburg mitten in's Herz! Ebenſo.

Zweiter Akt.

⁂

Perſonen des zweiten Aktes.

Florian Geyer.
Wilhelm von Grumbach.
Stephan von Menzingen.
Karlſtatt.
Rektor Beſenmeyer.
Marei.
Kratzer, Gaſtwirth zu Rothenburg.
Der Schultheiß von Ochſenfurt.
Jörg Kumpf.
Kilian, der Harniſchweber.
Feiſtle.
Schäferhans.
Der blinde Mönch.
Entlaufener Mönch.
Hauſirer.
Die Kellnerin.
Erſter
Zweiter } **Bürger.**
Dritter
Vierter
Ein Trunkener.
Ein Höriger.
Ein Bauer.

Zweiter Akt.

In der Trinkſtube von Kratzer's Gaſthaus am Markte zu Rothenburg. Rechts Thür nach dem Flur, in der Hinterwand Fenſter, die geöffnet den Blick auf den Markt und das Rathhaus gewähren. Rechts vorn kleine Thür in ein Nebenſtübchen. Wandbank und viele dicht beſetzte Tiſche. Ein Dudelſackpfeifer ſteht am Thürpfoſten. Alle Anweſenden, auch Kratzer, der Wirth und die Kellnerin, blicken aufmerkſam auf Beſenmeyer, der um die ſchwarze Marei beſchäftigt iſt.

Rektor Beſenmeyer.

Setze Dich, Kind! ſo! Den Kopf an den Ofen. So! Und 'hie ... hie halte Dich feſt. Suſt wahrlich fällt ſie mir von der Bank gleich einer hölzernen Mutter Gottes.

Kratzer.

Wo habt Ihr die Dirne aufgeſpürt, Bruder Rektor?

Erſter Bürger

Tiſch 1. Der Bruder Rektor iſt allweg mit Spielleuten und armen Vaganten behenkt. Hat eine zu weiche Gemütsart.

Zweiter Bürger

Tiſch 1. Sie iſt von den Tattern, oder von den Behaimen.

Dritter Bürger

Tiſch 1. Wie iſt ſie hereinkommen?

Rektor Beſenmeyer.

Hat ſich, weiß Gott wie, in die Stadt geſchleiſt. Mutter Maria! ein arm Ding! Wunde Füße und wunde Hände.

Kratzer.

Was hat ſie in's Tüchelchen eingebunden? Das Tüchelchen entfällt ihr. — Krebſe!

Rektor Beſenmeyer.

Divinavit! Wahrhaftig. Pruriunt mihi dentes, mir wäſſert der Mund. Red, Dirne! red! Allen Menſchen geziemt es mit allem Fleiß zu ſtreben, daß ſie ihr Leben nicht lautlos wie das Vieh hinbringen, ſagt Salluſt. Sie ſchieret ſich nichts um Salluſt, ſchieret Euch auch nichts um ſie, laſſet ſie ſchlafen! —

Großer allgemeiner Lärm ſetzt ein, die Aufmerkſamkeit wendet ſich von Marei ab, die ſchlafend auf der Ofenbank liegen bleibt. Der Dudelſackpfeifer ſpielt eine Weiſe, die Kellnerin läuft mit Weinkannen, ebenſo der Wirth. Es wird eifrig gezecht und disputirt.

Erſter Bürger

Tiſch 1. Gehet heim, gehet heim! Wir han ein Reichskammergericht. Er ſchlägt eine Karte auf den Tiſch.

Zweiter Bürger

Tiſch 1. Wir han eine Münzordnung. Thut wie der erſte.

Schäferhans

tritt an Tiſch 1. Um was geht's?

Dritter Bürger

Tiſch 1. Um ein'n Ablaßzettel, Bruder Veit.

Erſter Bürger

Tiſch 1. Schüttel' Deinen Aermel, Schäferhans.

Schäferhans.

Alles durch den Kragen geloffen, kein arm Hellerlein am Sold erſpart.

Zweiter Bürger

Tiſch 1. Wem haſt' gedient zuletzt?

Schäferhans.

Bin kaiſerlich geweſt, hab' unter dem Georgen Frundsberg den Franzoſen helfen ſchmieren, unten im Welſchland, zu Pavia. Darnach wollt' mich der ſchwäbiſche Bund in Wartgeld nehmen. Das mocht' ich nit, wollt' mich nit brauchen laſſen wider meine bäuriſchen Brüder.

Zweiter Bürger.

Tiſch 1. Ich kotz' in den ſchwäbiſchen Bund und auf den Georgen Truchſeß dazu!

Schäferhans.

Bundſchuh!! Bundſchuh!!

Erſter Bürger

Tiſch 2, ſchreit. Evangelium, Evangelium!

Ein Trunkener

heult. O Karle, Kaiſer lobeſam, greif' Du die Sach' zum erſten an, Gott wird's mit Dir ohn' Zweifel han.

Erſter Bürger

Tiſch 2. Evangelium, Evangelium!

Zweiter Bürger

Tiſch 2. Itzt nimmt es ein End' mit der Pfafferei und der Möncherei.

Kratzer

an Tiſch 2 tretend. Der Teufel machet den erſten Mönch, der Dorfochs hat ihn getauft.

Dritter Bürger

Tiſch 2. Ihr werdet Pfaffen und Klöſter doch nit abthun! Man vertilget das Unkraut auch nit.

Kratzer.

Die Klöſter ſind leer itzunder, wie die Schafſtäll' im Sommer.

Ausgelaufener Mönch.

Wo aber Mönche oder Nonnen nit gutwillig heraus wollten laufen, denen muß man Hände und Füße binden und ſie als die Hunde hinaustragen. Sie ſitzen dem Teufel im Rachen.

Kratzer.

Des Mönchs Scheitel befühlend. Dir iſt die Glatze auch noch nit vor gar lang zuwachſen.

Ausgelaufener Mönch.

Vermaledeiet ſei der Tag, an welchem die Kutt' und alle beſchorne Heiligkeit erdacht iſt worden! Ich hab' ſie abworfen wie des Teufels Livrei. Ich will arbeiten und dem Bauern ſein Eſſen abverdienen.

Kratzer

zu Schäferhans. Gehſt Du mit dem Geſchütz, Schäferhans?

Schäferhans.

Der iſt des Teufels, Meiſter, der nit mit dem Geſchütz geht! Gieb mir einen gefünkelten Joham.

Zweiter Bürger

Tiſch 2. Der Doctor Luther hat den Teufel geſehen als eine Sau. Ich meine, er hat zu tief in die Kanne geſchaut.

Hauſirer.

ausrufend durch die Flurthür. Kauft, kauft Reformation Kaiſer Sigmunds, genannt die Trompete des Bauernkriegs: Gehorſamkeit iſt Tod, Gerechtigkeit leidet Noth.

Schäferhans.

Halt's Maul! *Trinkt Branntwein.*

Hauſirer.

Willſt mir leicht das Maul ſtopfen als der Luther dem Karlſtatt oder dem Münzer, dem Propheten Gottes? *Weiter ausrufend.* Kauft, leſt des großen Propheten Münzers Vertheidigungsſchrift wider den wüthigen Stier zu Wittenberg, Martinum Lutherum: „Du haſt die Chriſtenheit verwirrt und kannſt ſie, da Noth hergehet, nicht berichten. Darum heuchelſt Du den Fürſten, darum wird Dir's gehen wie einem gefangenen Fuchs. Das Volk iſt frei worden, und Gott allein will Herr darüber ſein.“ *Weitergehend und rufend.* Judas in Rom, Simon in Rom, Sodom in Rom! *Zu Tiſch 2.* Stecket die Bibel weg, Brüder, der Stadtſchreiber gehet vorbei; die Ehrbarkeit hie zu Rothenburg will es nit dulden, daß man in der Trinkſtuben über der Geſchrift disputire.

Zweiter Bürger

Tiſch 2. Was die Herrlein von der Ehrbarkeit hie zu Rothenburg gebieten oder verbieten, das acht' ich ſo faſt, als ob mich eine Gans anblies!

Hauſirer

intim zu Tiſch 2. Habt Ihr gehört? Der Jacob Schmidt in Kitzingen hat die heilige Hedalogis aus dem Grab genommen, eine Jungfrau aus Engelland, und Kegel geſchoben mit ihrem Kopf.

Der blinde Mönch,

Hans Schmidt, wird von einem kleinen Mädchen hereingeführt.
Bona dies!

Kratzer.

Deo gratias!

Verſchiedene Stimmen.

Der blinde Mönch.

Der blinde Mönch

ſich zur Demuth verſtellend. Panem propter deum
Gelächter der Anweſenden.

Schäferhans.

Bundſchuh! Bundſchuh!

Kratzer

auf den Scherz eingehend. Ein Wolf, ein Pfaff, ein Mönch ein Schell. Jagt ihn hinaus, werft ihm einen vierpfündigen Stein nach.

Erſter Höriger.

Man ſoll ſich von keiner Kutten nichts Gutes verſehen.

Erſter Bürger

Tiſch 1. Red', Käſemönch, ſag' uns ein Predigtmärlein. Haſt leicht dem Teufel einen Backenzahn ausgeriſſen, oder ihn geſehen als einen brennenden Strohwiſch.

Erſter Höriger.

Für welches ſchwitzende oder blutende Kreuz bettelſt Du?

Der blinde Mönch

mit Verſtellung ſeufzend. Sind böſe Läuft, faſt ſchlimm böſe Läuft. Betet zum heiligen Kriſtoph, daß er Euch trage, mit ſeinen Schultern, durch die greuliche Sinthfluß dieſer Zeit. Und Ihr dort, eſſet geweihtes Salz und beſprenget Euch ſechsmal des Tags mit geweihtem Waſſer, auf daß Euch der hölliſche Geiſt nit anſtoße.

Erſter Bürger

Tiſch 2. Ei, lieber Rothfuchs, wer ſoll uns das Salz und das Waſſer weihen? Iſt kein Pfaff meh zu Rothenburg, der es thut.

Der blinde Mönch

mit erlogener Entrüſtung. Das machet der Karlſtatt, der Ketzer und Böswicht, den jaget davon.

Kratzer.

Ei, Fuchs, gieb mir Beſcheid: iſt es Sach', was die Pfaffen ſagen: der heilige Vater iſt über den Engeln im Himmel und dem Teufel in der Höllen und hat ihnen zu gebieten?

Der blinde Mönch.

Ei Du nichtsnutziger, ketzeriſcher Bub und Böſwicht! Was gilt's, Du biſt ein Prager Student und haſt mit dem Luther und Karlſtatt dieſelbe huſſitiſche Peſtilenzſuppen gelöffelt. *Er faßt Kratzer an.* Er ſtarret von wykleſitiſchem Gift, er ſtrotzet von huſſitiſchem Ausſatz, wüthet itzt ſchlimmer als der engliſche Schweiß, machet die Leute ſchier raſend und wüthig: kaufen keinen Ablaß und wollen keine Meß hören. Lachen. Lachet nit, hütet Euch vor Todſünd! Hütet Euch vor den hölliſchen, abgründiſchen, teufliſchen, verzweifelten Rottengeiſtern, die itzund umgehen und die Menſchen verderben. Machen ein Geſchrei unter den Leuten: das Jubeljahr ſtünd vor der Thür. Treiben es in die Herzen als ſollte der Barbaroſſa wiederkommen, als ſollt gar der Heiland wiederkommen auf die Welt und tauſend Jahr eitel Fried und Freude anrichten. — Gott helf Euch, Ihr arme, verblendete Widerchriſten! Wo das beſchehe, was ſollte wohl dann der Töpfer zu Rom mit ſeinen Götzen anfangen? Wer wird dann noch Götzenfleiſch eſſen? Zur Meſſe gehen? Den Kirchenſtock füllen? Die Pönen bezahlen? Die Päpſt, Kardinäl, Biſchöf, Meßpfaffen, Mönch, Kobold, Kilkröpf mäſten? Wer wird Münſter und Dome bauen, wann man Gott in keinem Tempel meh anbeten wird, ſondern allein im Geiſt und in der Wahrheit. Wer wird noch des Fürſten und Herren Geleit brauchen und bezahlen auf der Landſtraßen, ſo man überall ſicher iſt gleich wie in Abrahams Schooß? Was wird aus den Heckenſchindern und Stegreifrittern werden, wo ihre Klepper nitmeh ſollen armen Kaufleuten und Bauern die Beutel abbeißen? Wann ſie nit meh ſollen Anſchläg machen, reiſen, rauben, ropfen, ſchatzen und ſtehlen? Nein und mit nichten, liebe Brüder! Euer Fürnehmen iſt wider Chriſtum, als der Luder ſchreibet: dann, wer da wider die Gottloſen ſchreiet iſt wider Chriſtum. Der barmherzige Samariter — iſt wider Chriſtum. Wer dem armen Lazarus die Schwäre wäſcht — iſt wider Chriſtum. Wiſſet Ihr nit, was im Evangelium ſtehet: bekrieget Euch! mordet Euch! ſitzet Einer über den Andern zu Gericht. Beſtehlet und belüget Euch! Wenn Einer zehn Röcke hat, ſo reiße er dem den elften vom Leibe der nur Einen hat. So verſtehet der Papſt, ſo verſtehen die Pfaffen das Evangelium. Aber Gott ſprach: es werde Licht! und ſo ward es Licht; und ſo licht iſt es worden, daß ich es ſcheinen ſehe, Gott ſei mein Zeuge! durch meine blinden Augen. Er ſetzt ſich überwältigt.

Stimmen.

Vivat die deutſche evangeliſche Freiheit! Vivat der blinde Mönch! — Bundſchuh, Bundſchuh!!

Der blinde Mönch

zu Kratzer. Wiſſet Ihr ſchon? Der Bruder Andreas ziehet gen Würzburg mit dem Geſchütz.

Kratzer.

Es ging die Flugred', aber ich mocht's nit glauben. Iſt es gewiß?

Der blinde Mönch.

Ja, Bruder. Wir haben heut vor Tag zum letzten Male mit einander Gott Lob und Dank geſagt, drunten im Thal, in der Kapelle zu Kobolzell.

Schäferhans

mit ingrimmiger Geberde. Sollen wir mit dem Böſewicht, dem Karlſtatt, in's bäuriſche Läger reiten? Das thue der Teufel!

Der blinde Mönch.

Was haſt Du wider den Karlſtatt, Bruder?

Schäferhans.

Auf Kavaliersparole, ich will den verdammten Ketzer und Schänder Mariens mit der Miſericorde den Kopf von einander ſpellen, eh' daß ich zulaß' und erduld', daß er ein Caval beſteigt!

Kratzer.

Zu Anderen beiſeit. Muskaten in Warm-Bier ſind gut vor die Mutterkrankheit. Dafür, daß das nit beſchehe, hat der Florian Geyer Galgen ufrichten laſſen.

Erſter Bürger.

Tiſch 1. Geſten, kaum daß ſie den Galgen hatten fertig gemacht, iſt der Klaus Yckelshaimer von Gailzhoſen daruf geſtiegen nnd hätt' geſchrien: Er wollt' ſein'n Junker Kunz Ofner daran henken.

Hauſirer

ausrufend. Kauft, kauft! Friſchen Ablaß von Rom, Dispenſationen warm vom Heiligen Vater! Wer am Faſttage Milch und Butter eſſen will, zahlt zwei Gulden rheiniſch. *Beiläufig.* Der Kardinal Kajetan abſolviret ſich ſelbſt, ißt Fleiſch in den Faſten, ſo viel er mag, die deutſchen Fiſch' verderben ihm den Magen. Geld, Geld für die Peterskirche! Ein Heiliger muß ſelig geſprochen, die Türken immer bekriegt werden. Das Pallium des Erzbiſchofs von Mainz koſtet zwanzig Tauſend Gulden, iſt aber noch nit bezahlt. Hier kann man Chriſtum kaufen für zwei Weißpfennig. Kauft, kauft! gebt Prager Groſchen oder Regensburger Pfennige, deutſche Goldgulden oder italiſche Florene — Lorenz Valla, die angebliche Schenkung Konſtantins, woraus ſich der Pabſt die weltliche Herrſchaft erlogen! Das große Gotteswunder zu Bern! Die Verbrennung des Johann Huß zu Konſtanz ſeines Glaubens willen! Savonarola, gefoltert, gehenkt und verbrannt ſeines Glaubens willen! Johannes Hilten verſchmachtet im Kerker zu Eiſenach ſeines Glaubens willen!

Kilian,

der Harniſchweber, iſt gekommen und ſpricht Kratzer an. Ich ſoll dem Florian Geyer den Harniſch flicken?

Kratzer.

So geh' in's Zeughaus, Bruder! wo die zwo neuen Büchſen ſtehn, die ſie in's Würzburger Läger wollen führen. Hänsle Boßle Keßler, der Büchſenmeiſter hätt den Geyer heut Morgen in der Kühle dahin abgeholet.

Kilian

nimmt Platz.

Menzinger

ohne Harniſch, ſehr geſchäftig tritt ein. Zu Kratzer. Iſt der Florian Geyer ſchon auf's Zeughaus gangen?

Kratzer.

Vor lang, Bruder! — Wie ſieht's auf der Gaſſen aus?

Menzinger.

Anders dann es ausgeſehen hat, bevorab der Geyer und die bäuriſchen Hauptleut einzogen. Juſt als lebten wir mitten im Gottesfrieden. Da es ſtill geworden iſt und viele auf ihn achten und horchen, wendet er ſich an die Geſammtheit. Ich wünſch Euch viel ſeliger Zeit, liebe Brüder!

Viele Stimmen.

Gute Zeit, Bruder Menzinger! Gott Dank Dir, Bruder!

Menzinger.

Wie iſt Euch zu Sinn, in Eurer neuen, bäuriſchen Haut?

Erſter Bürger.

Seit Rothenburg ſchwarz iſt worden und zu den Bauern gefallen, iſt mir zu Sinn, Bruder, als wann ich von den Franzoſen geneſen wär.

Zweiter Bürger.

Bruder, wir haben gewett, ich und der Engelhart Goppolt: als der Florian Geyer vor zween Tagen daußen vor dem Rathhaus uf den Schrannen ſtund -- hat er da nit geredt und geſchrieen: uf hundert und ein Jahr ſollt ſich die Stadt der Bruderſchaft zugeloben?

Menzinger.

Haſt recht gehört, Bruder!

Zweiter Bürger.

Und mittler Zeit, bevor nit die große, allgemeine Reformation ufgericht iſt worden durch hochgelahrte, chriſtliche Männer und Kundige der Geſchrift, ſind wir nit gehalten Zins zu zahlen, Zehnt zu geben, noch auch weder Gült, Handlohn, Hauptrecht. Brauchen nit ſteuern, dienen, frohnen, ſundern ſind frei aller ungerechten Bürd' und Beſchwerd.

Menzinger.

Haſt recht gehört, Bruder!

Dritter Bürger.

Vivat die deutſche, evangeliſche Freiheit!

Vierter Bürger.

Alles muß gar gemein ſein. Gleiche Bürden bricht Niemand den Rücken.

Dritter Bürger.

Wir wollen frei ſein als die Schweizer und in der Religion mitreden als die Huſſiten.

Zweiter Bürger

Tiſch 1. Reitet Ihr auch mit dem Geſchütz?

Menzinger.

Nein, Bruder. Ich will eine Gemeine hie zu Rothenburg mit nichten verlaſſen, ich will bei Euch ſterben und geneſen.

Dritter Bürger

Tiſch 1. Vivat, Junker von Menzingen!

Hauſirer

ausrufend. Concilium, Concilium! *Zu Menzinger.* Luget, Bruder! Verſtopfen ſich die Ohren wie der Papſt zu Rom, wollen nichts hören davon. — Der neue Karſthans von dem edlen Ritter Ulrich von Hutten, ſo jetzund von den Pfaffen verfolgt auf einer Inſel im See bei Zürich ſein teures Leben geendet hat. Junker Helfreich, Reiter Heinz und Karſthans haben ein ſchön Geſpräch miteinander, ſehr unterhaltlich und lehrreich zu leſen.

Kilian

an Tiſch 2 tretend. Ich ſoll dem Florian Geyer den Harniſch flicken.

Jörg Kumpf

ruft durch's Fenſter. Gott grüß' Dich, Bruder Menzinger!

Menzinger.

Gott dank' Dir, Jörg! Tritt herein, nimm einen Frühtrunk.

Jörg Kumpf.

Muß auf's Zeughaus, Bruder, hab' Eile! . . . helfen unſer Geſchütz gen Würzburg führen.

Menzinger.

Brav, Jörg, keiner darf ſich ſparen und dahinten bleiben, wann das Evangelium ein'n Beiſtand verlangt.

Kratzer.

Potz Bauch, Jörg! Du raſſelſt ja wie ein Harniſchreiter.

Jörg Kumpf.

Ich hab' ein'n Harniſch an.

Menzinger.

Thu Dich herein, Jörg, laß Dich anſchauen.

Jörg verſchwindet vom Fenſter.

Hauſirer.

Judas in Rom! Simon in Rom! Zur Kellnerin. Herzu, Gret-Müllerin, geh' mir um den Bart, ſollſt eine fette Pfründe haben. Kannſt mit leſen, kannſt kein Latein, ſo laß Deinen Bettſchatz die Pfarre verſehn.

Jörg tritt ein, verweilt aufgehalten an der Thür.

Ausgelaufener Mönch.

Ein grader Burſch!

Erſter Bürger

Tiſch 1. Gelt wohl! Iſt der junge Jörg Kumpf, Bürgermeiſter Kumpfens Bruder!

Ausgelaufener Mönch.

Bürgermeiſter Kumpfens, der in der Pfarrkirchen dem Prieſter unter'm Tagamt das Meßbuch herabgeworfen und die Schüler aus dem Chore verjagt hätt'?

Erſter Bürger.

Juſt der, Bruder.

Jörg Kumpf

forſch vortretend.

Menzinger.

Wahrlich, meiner Seel, Bruder! Du biſt für den Harniſch geboren.

Kratzer.

Ein faſt guter Küriß, Nürnberger Gemächte.

Kilian.

Schütt Dich der Ritt! Nit Nürnberger Gemächte, ſundern ich hab'es gemachet, und hie zu Rothenburg; mit meiner Hand hab' ich das Harnaſch gemacht.

Kratzer.

Da nimm! Ein Trunk Weins iſt gut für den Weg. Uf daß Ihr mögt brav anpochen uf Unſrer Frauen Berg.

Jörg Kumpf.

Das wollen wir wohl thun!
ſingt. Die Singerin ſingt den Tenor ſchon,
Die Nacht'gall den Alt in gleichem Ton,
Scharf Metz baſſirt mit Schalle,
Die Schlange den Diskant warf darein,
Sie achten nit, wenn es g'falle.
Sie ſungen, daß die Mauern klubend
Und Bett und Polſter zum Dach ausſtubend.

Alle

ſingen begeiſtert. Sie ſungen, daß die Mauern klubend
Und Bett und Polſter zum Dach ausſtubend.

Der blinde Mönch.

Gott ſegne und behüte Dich auf Deiner wehrlichen Maienfahrt!

Schultheiß.

tritt ein. Gutes Jahr, liebe Brüder! Das Geſchütz rückt fort, zwölf Gäule vor jedem Stück! Sind in ganzer deutſcher Nation ſo faſt prächtige Büchſen nit meh zu finden, als Eure ſind.

Stimmen.

Vivat Rothenburg! *Alles bricht auf, Hals über Kopf, es wird eilig bezahlt und das Zimmer leert ſich vorn vollkommen. Nur Kratzer, Menzinger, der Schultheiß und der blinde Mönch bleiben, dann die Kellnerin, welche die Tiſche abräumt.*

Kratzer

einem Bauern den Kugelhut reichend. Da iſt Dein' Kugel, vergiß ſie nit.

Menzinger

der Papiere mit ſich hat, verſucht ein wenig zerſtreut eine Truhe zu öffnen, die irgendwo unauffällig im Zimmer ſteht.

Kratzer

eine Kanne mit Wein füllend, bemerkt Menzinger. Der Schlüſſel iſt hie.

Menzinger

den Schlüſſel abnehmend, die Papiere weiſend. Iſt wieder ein ganz Bibelbuch vollgered't worden im Ausſchuß.

Der blinde Mönch.

Haben ſich wieder weidlich geriſſen um die Narrenkappe.

Feiſtle tritt ein.

Kratzer.

Mit in's Bäuriſche Läger zu reiten, hätt' ſich aber keiner geriſſen. Iſt jeglicher nur bedacht geweſt, den Kopf aus der Schlinge zu nehmen — was willſt Du, Feiſtle?

Feiſtle.

Steht einer vorm Röderthor, Bruder! Begehrt Einlaß!

Menzinger.

Iſt er Markgräfiſch?

Feiſtle.

So viel ich hab ſehn gekonnt, hät er das bäuriſche Kreuz uf'm Arm.

Kratzer.

Iſt es ein reitender Bote, Feiſtle?

Feiſtle.

Ich wollte mein Lebtag nit beſſer beritten ſein, Brüder. Ich hab kein ſo ſchönes Pferd nit geſehen, ſeit Kindesbeinen.

Menzinger.

Leicht, daß es der Wilhelm v. Grumbach iſt, reitet ein ſchön, milchweiß arabiſch Thier.

Kratzer.

Heiß ihn abſteigen und zu Fuß hieher gehen, Feiſtle! Suſt ſchlagen ſie aber Lärmen und rennen zu Haufen.

Feiſtle ab.

Schultheiß

zu Kratzer. Bruder! Füll mir den Krug mit Tauberwein.

Kratzer.

Wollt Ihr den austrinken, Bruder?

Schultheiß.

Bis zur Nagelprob'; heißet mich einen Pfaffenknecht, wenn ich ſo viel darin laß, davon eine Laus mag trunken werden. —

Menzinger.

Wo habt Ihr den Wilhelm von Grumbach zum letztenmale geſehn, Bruder Bezold?

Schultheiß.

In Würzburg im bäuriſchen Kriegsrath. Iſt mit Botſchaft an den Markgrafen Kaſimir abgefertigt. Hat überdas dem Florian Geyer zugeſagt, gute Reiterfähnlein in Wartgeld zu bringen, auch ein ſtark Fähnlein Hakenſchützen wider dem Bund zu werben.

Menzinger.

Bruder! Ich bin glaublich bericht', der Markgraf ſtehet in ſtarker Rüſtung, iſt mit einem großen Zeug aus Onolzbach in's Feld, meh dann ſechshundert reiſige Gäul, ob zweentauſend Fußknecht. Vierzehn großer Stück.

Schultheiß.

Jetz nu wir Rothenburg haben eingenommen, iſt dem Markgrafen der Spieß an Bauch geſetzt. Er muß Vertrag ſuchen, es ſei ihm lieb oder leid. Es thut auch nit noth, daß, wie Ihr es wollt haben, der Geyer noch gen Ansbach hinüber verreite.

Menzinger.

Achtet des Markgrafen nit zu lützel, wo Ihr nit dazu thuet, kann es geſchehen, daß Ihr die zween Rothenburger Schlänglein nu und nimmer in's Würzburger Läger bringet.

Schultheiß.

Der Markgraf iſt ein Fuchs. Er müßte zum grauen Eſel ſein worden, wo er ihm unterſtund, die zwo Stück anzutaſten. Sollt er uns die abſtricken, das wäre die bloße Hand in's Feuer geſchlagen.

Menzinger.

geärgert. Mag ſein, Bruder! Aber bedenket doch ja, was ein Bundesgenoſſe der Markgraf iſt. Schwöret er in die Bruderſchaft, ſo mögt Ihr des Georgen Truchſeß und des ſchwäbiſchen Bundes getroſt gewarten und brauchet nit weiter Sorge zu tragen.

Schultheiß

lacht auf. Kennt Ihr das Mährlein, Ritter, wo die Schafe wider den Wolf einen Wolf gewonnen, zum Bundesgenoſſen? Darnach würgeten zween Wölfe in ihren Reihen. Mit nichten, Bruder, befrage den Geyer darum; wir laſſen es uns nit um deswillen ſo blutſauer werden.

Menzinger.

So wollt ich, ich läg im tiefſten Thurm, oder ich hätt euch Rothenburg nit eingeben.

Schultheiß.

Habt Ihr es uns eingeben? Ei, potz Haut!

Menzinger.

Ich hab mich in keinem Weg geſparet und auf der faulen Haut gelegen, ſundern Leib, Gut und Ehre daran geſetzet, bis ich die Bürgerſchaft dahin bracht, daß Ihr habt können einreiten und Euch in's gemachte Bett legen. Dawider iſt das der Dank, gemeiner, bäuriſcher Bruderſchaft. — Ich bin dem Markgrafen Kaſimir mit Dienſten verpflicht't und wenn man ſich unterſtehet, unbrüderlich gen ſeiner Liebden fürzunehmen …

Schultheiß.

Bruder Menzinger, Ihr gefallt mir nit.

Menzinger.

Ihr auch nit, Bruder!

Schultheiß.

Ihr ſpart Euch nit, und ſchaffet tüchtig. Ob aber der evangeliſchen Freiheit zulieb oder zuleid, weiß Keiner zu ſagen.

Menzinger.

Ich bin dem Evangelium und gemeiner, evangeliſchen Freiheit ſo faſt ergeben, als Irgendeiner in deutſcher Nation, und wer das widerficht, dem will ich mit der Wehre zu willen ſein, und ihn treffen, um welcher Stunde es ihm beliebt.

Schultheiß.

Bruder! Mein Herz iſt fröhlich und ich will den Handel gern mit der Kanne ausfechten, ſofern

Ihr Belieben tragt. Zu meh hab ich nicht Zeit. Was geht's mich an, was Ihr thut. Machet es mit Gott aus und mit Eurem Gewiſſen. *Er thut einen koloſſalen Trunk.* Das habe ich allen guten, evangeliſchen Brüdern zugebracht und wer ein ſo gut bäuriſch Herze hat als ich, der thu mir Beſcheid. Ich muß in's Zeughaus, lebet wohl miteinander. *Ab.*

Eine Stimme

ſchreit außen. Schlagt todt! Schlagt todt!

Menzinger.

Iſt ein hölliſch weitläufiger Handel, Bruder Rektor!

Rektor Beſenmeyer.

der an einem Tiſch in Marei's Nähe ſtill geſeſſen. Meid' das Feuer, ſo meid'ſt den Rauch. Willſt Du das Maul krümmen und ſauer ſehen, wo der großmächtige, göttliche Läuterbrand ein klein Räuchlein machet.

Menzinger.

Weiß Keiner, wohin es noch mag gerathen. Haß, Händel, Gezänk, Unfried überall.

Rektor Beſenmeyer.

Wohin es noch mag gerathen, Bruder? Iſt alles viel baß, dann es vorher geweſt. Sollen wir itzt nit ein wenig granten gumpen, blitzen und ungeſchickt ſein? Sind ſie doch kaum aus dem Block entrunnen. Konnte ſchier niemand einen Biſſen eſſen, einen Tropfen trinken, es war ein Geſetz darüber gemacht. Man müſſe ſich aber kleiden und ſcheeren, ſo und nit ſo geberden, dieſe Speiſe nit eſſen, jenen Trunk nit trinken und was der Dinge meh …

Volksgemurmel und Lärm kommt näher. **Karlſtatt** todtblaß flüchtet herein, ihm folgt, in raſender Wuth, **Schäferhans**, **Jörg Kumpf**, der ihn feſt halten will, hinter ſich herziehend.

Karlſtatt.

Helft, helft! liebe Brüder!

Schäferhans.

Der Teufel ſoll Dir helfen, der Dein Meiſter iſt. Haſt Du nit die gebenedeite Jungfrau Marie ein Grasmeidlein geheißen? Ihre Bild zerſtört, die Köpf abſägen laſſen, Sacramentshäuslein umwerfen, den zarten Frohnleichnam aus dem Käpslein nehmen und unehrlich ausſchütten laſſen? Potz Zinkes! wer den Aechter und Teufelskirchner durch den Kopf haut, der braucht keinen Ablaß nit meh ſein lebenlang kaufen.

Jörg Kumpf

tritt zwiſchen Karlſtatt und Schäferhans. Friede! ſteck die Wehr ein, Schäferhans.

Schäferhans.

Büblein! Du tritt beiſeit, in drei Teufels Namen, oder ich will Dir den Hundshaber dermaßen ausdreſchen — Er will wieder auf Karlſtatt los.

Jörg Kumpf.

Kotz Bauch! meinſt, daß ich nit fluchen kann ſo faſt wie ein Landsknecht? Gieb Friede! ſteck Deine Wehr ein! oder –

Schäferhans

gehindert, momemtan ruhig. Brüderlein! tritt aus dem Weg, ſuſter, wenn ich Dir Dein Treff geb, ſo ſchläfſt Du ein, und wenn ich Dich ſchlafen leg, ſo hab ich das Dutzend voll.

Karlſtatt.

Was hab Dir Böſes gethan lieber Bruder? Womit hab ich mich verſündigt an Dir, daß Du mir nach dem Leben trachteſt?

Schäferhans.

Du mußt bluten, ſo wahr ich ein ehrlicher Landsknecht bin.

Karlſtatt

mit ausgebreiteten Armen vor ihm hintretend. Wohlan! hau zu! und verzeihe Dir's Gott!

Ein Bauer

leiſe zu Schäferhans. Thu's nit, Schäferhans! dem Karlſtatt kann keine Wehre nichts anhaben.

Karlſtatt.

Hau zu, lieber Bruder, und Gott vergeb Dir's!

Schäferhans

wie von einer geheimnißvollen Kraft gelähmt, das Schwert kurz in die Scheide ſtoßend. Ich fürcht mich vor keiner ſchwarzen Kunſt. Ich bin auch feſt, ſo gut wie ein Andrer, aber nit durch den Teufel, ſondern durch Gott und weil ich Sanct Johannis Evangelium allweg uf den Buſen trag — kotz! vexireſt Du mich?

Kratzer.

Was gehſt Du mich an?

Schäferhans.

Ob Du mich ſcheel angeſehn, frag ich Dich?

Kratzer.

Daß Dich potz der und jener uf ein Haufen ſchänd! Willſt Du itzt gar mit mir Händel ſuchen?

Stimmen.

Je, ruft doch den Florian Geyer herbei!

Schäferhans.

Oha! riſch! immer herfür mit dem naſſen Vogel, und rufet noch zehn andre bäuriſche Hauptgecken und lauſige Schmalzbettler dazu. Mit einem Packſcheit wollt ich mir ihrer zwölf Dutzend vom Leibe halten.

Geyer und **Wilhelm von Grumbach** treten ein.

Geyer.

Was geht hie vor?

Schäferhans.

Ich bin ein ehrlicher, deutſcher Knecht, hab kaiſerlicher Majeſtät allweg treu und redlich gedient; niemalen keinen Profoſſen unter der Hand geweſt; hat auch niemalen kein Malefizgericht über mich geſeſſen. Bin auch kein Aechter nit. Hab auch niemalen den Franzoſen gedient wider kaiſerliche Majeſtät und deutſche Nation.

Geyer

Kenneſt Du mich?

Schäferhans.

Ob ich Euch kenn, Junker? Ich kenn Euch wohl, Junker. Von Pavia kenne ich Euch. Von daher kennt Ihr mich auch wohl, und wenn Ihr's begehrt, ſo will ich Euch hie ein Lied ſingen im pavier Ton. Kennet Ihr den pavier Ton, Junker? Starret Ihr mich an, Junker? Ich ſterb nit davon. Er wendet Geyer den Rücken und tritt frech an den Schenktiſch. Ich ſterb überhaupt nit, dann ich hab's vom Tod ſchriftlich: er läßt mich leben, bis ich ein paternoſter gebet't. Da kann er lang warten. Er lacht betrunken, und ſein Lachen geht in unreinem, trotzig-hämiſchem Halbſingen unter.

Wir ſind vom Ritterorden,
Doch itzund arm geworden;
Noch wollen wir empor.
Wir wollen zu Kind und Wyben,
Von den man uns vertrieben
Und Schloß haut wie zuvor.
Uns ſoll der Pöwel helfen,
Dann falln wir gleich den Wölfen
In geiſtlich Hürden ein,
All Pfaffen zu verjagen
Sie all zu Tod zu ſchlagen
Zu trinken ihren Wein.
Das göttlich Wort ſagt eben,
Wir müſſen chriſtlich leben
Und alle Brüder ſein. — — —

Geyer.

Landsknecht.

Schäferhans.

Ei!

Geyer.

Steck die Wehr ein.

Schäferhans.

Blau!

Geyer.

Wo biſt Du hie?

Schäferhans.

Kotz! zu Rothenburg.

Geyer.

So ſollſt Du das Stadtrecht wiſſen und halten.
Er ſchlägt ihn mit der Fauſt mitten in's Geſicht, ſo daß er lautlos zuſammenbricht. Karlſtatt und andere bemühen ſich um Schäferhans.

Geyer

ganz ruhig zu Karlſtatt. Seid Ihr noch immer willens, Bruder Andreas, mit dem Geſchütz zu reiten?

Karlſtatt.

Ja, Bruder Geyer, ſo Gott mir helfe.

Menzinger.

Hie, habet Ihr erſt einen Vorſchmack bekommen. Es ſind viel ungeſchickte, tolle und wilde Leut' in den Lägern.

Karlſtatt.

Bewahre uns Gott vor Menſchenfurcht. Es iſt nit gar lange her, da waren mein Schwager zu Frankfurt und ich die einigen zween evangeliſchen Brüder im Reich. Itzt, wo Gott die Saat, von uns geſäet, hat laſſen aufgehen, itzt ſollt' ich kleinmüthig ſein, die Birn in der Kachel umreiben? Mit nichten, Ihr Brüder!

Wilhelm von Grumbach.

Ich komme von Würzburg und kann Euch auf meine Ehre verſichern: Ihr laufet Gefahr Leibes und Lebens allda.

Karlſtatt.

Gotteslohn, lieber Warner, aber ich beſorg nit, daß meine Brüder zu Würzburg mir indert was ſollten zu Leide thun. Der arme, verblendete Schäferhans hat bis dieſen Tag nur allein Fürſten und Herren gedient. Die aber haben mich allweg gejagt, verfolgt, mir nach dem Leben getracht und mich ihren Dienern aufgeredt als einen ſchwarzen, hölliſchen Böswicht. Dawider das arme Volk, das in Lehmhütten hauſet, auf Stroh ſchläft und Hungerbrod zehret, das kennet den Bruder Andreas wohl.

Wilhelm von Grumbach.

Das wäre wohl recht und in keim Weg etwas dawider zu ſagen, wo nit der Luther wider Euch ſich hätte mit Schriften gewandt.

Karlſtatt

fanatiſch. Der Luther iſt dem Teufel auf den Schwanz gebunden. Vor kaum zween Wochen hat er's in Druck laſſen ausgehen und wider Fürſten und Herren gewüthet: „erſchlagen Euch die Bauern nit, ſo müſſen's andre thun". Heut ſpeiet er Mord und Brand wider die Bäuriſchen aus: man ſoll in ſie ſtechen, ſchlagen, würgen. Man ſoll die Büchſen laſſen in ſie ſauſen.

Menzinger.

Der Luther gilt dannoch faſt viel bei den Leuten.

Karlſtatt.

So hat ſie der Satan mit Blindheit geſchlagen, wenn ſie einem Manne traun, der heute ſüß redt und morgen ſauer. Der Luther verſtehet die Läufte nit. Schwarmgeiſter nennet er uns, böſe, teufliſche Rottengeiſter nennet er uns, das macht: es iſt ihm bequem und genehm, das Evagelium auf der Zunge zu haben, zu lehren, darüber zu disputiren, aber ihm zu geleben iſt ihm nit bequem. Und doch iſt all reden, plerren und Worte machen eitel Dunſt. Die marderne Schauben abwerfen, allem Hochmuth, Pracht und Reichthum entſagen, einen groben Zwillich anziehen und den, wo es noththut, dem Nächſten fröhlich dahingeben. Das hab ich gethan, iſt aber des Luthers Sache nit. Ich kenne den Luther wohl. Ich hab ihn zum Doctor promoviret. Er hat mich ſeinen verehrten Lehrer genennet und Freund geheißen. Jtzt iſt er mein grimmer Feind; aber ich achte ſeiner Schmachbüchlein alſo wenig, als hätt ich auf einen Würfel getreten. Lebet wohl, liebe Brüder. Mir wird geſchehen nach Gottes Willen. Karlſtatt ab *vielen die Hand gegeben und entfernt ſich jetzt, begleitet vom blinden Mönch und anderen.*

— — — — — — — — — —

Geyer.

Ich kann itzt nit zum Markgrafen verreiten. Stephan!

Menzinger.

Haſt Du von todten Fiſchen geträumt, oder iſt Dir ein Haſe über den Weg gelaufen?

Geyer.

Es leid mich nit meh, ich möchte drei Klepper todt reiten und je eher je lieber wieder in Würzburg ſein. Gereuet mich faſt, daß ich bin fortgangen. *Er trinkt.* Ein guter Trunk, Bruder.

Kratzer.

Glaub's ſchon! Fritz Teuber, der Rathsknecht, hat ihn gebracht, vier Kannen voll, zu einer Verehrung für Euch vom hohen Rath.

Geyer

lachend. Daß Dich die Drüs! Die Ehrbarkeit ſchenket mir alten Wein. Gott geb's, daß ihr der neue, den ich hereingebracht hab, alſo wohl eingehe als mir der alte.

Menzinger.

aus einem Schrank des Wirthes ein Meßgewand und Kruzifix vorziehend. Zween ſeiner, kunſtreicher Stück.

Geyer

lachend. Habt ihr Sackmann darüber gemacht?

Menzinger.

Gerettet haben wir ſie vor dem Karlſtatt und ſeinem blinden Wüthen. Er meinet, ſollt kein Maler eine Tafel mehr malen, auch kein Bild mehr ſchnitzen. Alles in dem Herzen gemalet ſein.

Geyer

das Kruzifix betrachtend. Gott grüß die Kunſt!

Kratzer.

Vom Veit Stoß geſchnitzelt den ſie zu Nürnberg durch beede Backen gebrennet.

Geyer.

Was ſoll's damit?

Menzinger.

Du ſollſt uns zu Rothenburg mit nichten für Filze halten.

Geyer.

Gottes Dank, Stephan! Hebet mir's auf, Bruder Kratzer. Ich will es von Euch fordern, wann wir den Haſen mit einander ſpeiſen, der jetzt noch im Holze ſitzt.

Wilhelm von Grumbach

Geyern zutrinkend. Ich bring Dir's zu, Schwager!

Rektor Beſenmeyer.

Habt Ihr Kundſchaft Bruder, aus den Lägern vor Würzburg?

Geyer.

Hab' kein groß Ergötzen daran gefaßt. Sie wachſen aneinander im Kriegsrath, über ein zerbrochen Glas. Keiner weiß, wer regirt. Schlagen einander blutige Köpfe. Was ſie mir zugeſagt, halten ſie nit, nehmen keine Reiter an, haben die Landsknechte laſſen davon ziehen, die in den Lägern waren, und zum Gegentheil übergehen. Jedoch noch bin ich guten Muth's und fürcht mich nit. Die Schwarzen ſind meine Ringmauer.

Wilhelm von Grumbach.

Vor dreien Tagen, ritt ich in Würzburg ein, vor zween wieder heraus. Konnte wohl merken, daß der Geyer nit in den Lägern was. Alles toll und voll geſoffen. Hab müſſen abſitzen, den Gaul durch die Gaſſen am Zügel führen, daß er nit einem trunk'nen Manne, Weib oder jungen Kind in's off'ne Maul trat.

Menzinger.

Gute Botſchaft vom Markgrafen?

Wilhelm von Grumbach.

Er will zween Räthe in's Bäuriſche Läger ſenden.

Geyer

mit Entſchluß. Wohlan. —

Menzinger.

Haben ſie angefangen mit ſchießen?

Wilhelm von Grumbach.

So faſt ſie mögen von der Schütt und aus dem Schloſſe herunter. Schon grauſam viel Schaden gethan in der Stadt und vielen bäuriſchen das Leben gekoſt't.

Geyer.

Gen Würzburg! — Gen Würzburg! — Geſchrei auf der Gaſſe: „Vivat Florian Geyer.“ Was bedeutet dies?

Kratzer.

Wollen Euch ſehen, bevor Ihr abreitet.

Rektor Beſenmeyer.

Wenn's Euch beliebt, Bruder Geyer, redet ein gutes Wört'lein, zum Abſchied, ein kräftig Wört'lein, ſo wie Ihr's im Buſen habt, trotz allen Oratores und Predigtmachern.

Geyer.

durch das Fenſter hinausredend. Ich dank Euch, liebe bäuriſche Brüder! Lebet wohl, liebe evangeliſche Brüder. Ich gehe von Euch, damit das Gottestreiben dieſer Zeit zu einem ſeeligen Ende geführt werde. Im Kyffhäuſer iſt es lebendig worden.

Der heimliche Kaiſer hat ſich geregt und gereckt. Der Babaroſſa iſt auferſtanden und wird herfürtreten, mit ganzer Macht. Die Tochter des reichen Mannes wird er dem armen geben. Pfaffen und Mönche wird er abthun. Das unrechte Recht wird er verdrucken und das rechte Recht aufrichten.

Das Reich muß reorganisiret werden. Von Franken aus muß es geſchehen. Fränkiſch iſt die alte Reichsverfaſſung. Fränkiſch wird die neue ſein. Wir haben zu wählen, die Stämme, und nicht die Fürſten. Was iſt uns der ſpaniſche Carl? Ein Fremdling, der unſere Noth nit verſieht. Wir wollen ein deutſch' evangeliſch' Oberhaupt: Einen Volks-Kaiſer, keinen Pfaffen-Kaiſer. Er ſoll den Krönungseid ſchwören, aber von ſeinen ſechs Fragen ſollen nicht blos zwei ſich auf das Volk, und vier auf das Papſtthum beziehen. Und wie der neugewählte König hat Antwort zu geben: „Ich will"; ſo ſag' ich auch: Ich will, ich will, ich will ... Dem Babaroſſa will ich den Weg bereiten.

Enthuſiaſtiſcher Tumult auf der Gaſſe: „Vivat Florian Geyer". Alle im Zimmer Anweſende ſtimmen mit ein. Sie drängen ſich, Geyern die Hand zu geben, der ſie allen ſchüttelt. Lachen, Rühren und Hoffnungsfröhlichkeit. Rufe: Bundſchuh!

Geyer

Nimmt aus dem Tuche mit Krebſen, das er gewahrt, übermüthig einen heraus und ſetzt ihn auf den Tiſch, dabei rufend. Der alte Krebs lehrt ſin Kind den Strich, daß ſie noch heut gehn hinter ſich.

Rektor Beſenmeyer.

Mutter Maria! Bald hätt' ich's vergeſſen, Bruder: hie iſt eine Dirne, mit Poſten für Dich.

Geyer und Rektor Beſenmeyer begeben ſich zu Marei und verſuchen ſie aufzuwecken.

Wilhelm von Grumbach

roh u. brutal überm Tiſch erzählend. Jüngſt hab ich einem das Krebſen verſalzen, Einem, ſo bei dem weiland Pfaffen zu Würzburg Diener was. Fiſchete und krebſete in meinen Weihern und Wäſſerlein, als ob ſie biſchöflich wären. Hab' ich ihn laſſen fahen, durch meine Knechte, ihn über dem Bächlein ufhänken, daß ihm ſo wohl behagt, an einer Weiden: ein weit', weiß Gewand ihm anlegen laſſen, und das mit Krebſen und Fiſchen bemalet. Sind die Raben nach ihm geflogen, drei und meh Wochen. Hat kein Krebslein nit meh gegriffen. Bin vor ihm ſicher geweſt, kotz Schweiß!

Kratzer

Es geht das Gerücht, der Truchſeß von Waldburg, hab' eine Schlacht gewonnen wider die Bäuriſchen, nit fern von Boblingen.

Menzinger.

Eine Flugred', eine Lugred', von Herren erdacht und Pfaffenknechten, einen Schrecken und Abfall unterm Volk zu machen.

Georg Kumpf

tritt ein, ſtattlich und ſtramm. Ich thu' Euch kund, Bruder Geyer, das Geſchütz rückt fort. — —

Menzinger.

Was macht Ihr Euch doch mit der Dirne zu ſchaffen.

Geyer

Marei gewaltſam emporreißend. He! uf! — ſteh uf!

Rektor Beſenmeyer.

Hie iſt ein Brief.

Geyer.

erbricht ihn. Vom Bruder Löffelholz, mei'm Feldſchreiber, in Latein verfaßt, des ich nit mächtig bin. Giebt den Brief an Rektor Beſenmeyer, der ſich damit entfernt. He, wachſt Du itzt auf? Was haſt Du für Mundbotſchaft.

Menzinger.

Kennſt Du die Dirne?

Geyer.

Sollt ich ſie wohl nit kennen, zwo Jahr und darüber hab' ich ſie bei mir im Zelt; mit aller Marter hab' ich ſie müſſen einem böhmiſchen Reiter abhandeln.

Wilhelm von Grumbach.

Fünfzig Goldgülden für die Dirne, biſt Du's zufrieden, Schwager?

Menzinger.

Soll ſie Dir 'leicht in der Badſtuben Handreichung thun?

Geyer.

Spare Dein Gold, Schwager. Sie iſt zu nichts nütz, dann daß ſie ein wenig die Laute ſchlägt.

Wilhelm von Grumbach.

Hundert Goldgülden, Schwager.

Geyer.

Nit um tauſend, nit um zehntauſend. Und nähmſt Du ſie flugs heut, iſt ſie ſchon morgen wieder in meinem Zelt. — Was macht der Tellermann?

Marei.

Den Tellermann haben ſie in die Eiſen gelegt.

Geyer.

— — Was macht der Tellermann, Dirne? Hör', was man fragt.

Marei

trotzig. Ich hab's gehört.

Geyer.

Trink Wein und ſtärke Dich. — Biſt lange in der Irre gelaufen?

Marei.

Nein, Kapitain.

Geyer.

Wann biſt Du von Würzburg fort?

Marei.

Geſtern nach Ausſchlagen dem Nachteſſen.

Geyer.

Wer hat Dich abgefertigt? —

Marei.

Der Bruder Löffelholz.

Geyer.

Wie geht's dem Bruder Löffelholz?

Marei.

Liegt im Zelt und iſt krank, Kapitain.

Geyer.

Gott geb ihm Geneſung. — Was macht der Tellermann?

Marei.

Den Tellermann haben ſie in die Eiſen gelegt.

Menzinger.

Sie redet irre, ſie iſt nit bei Sinnen.

Marei.

Ich bin bei Sinnen und red' nit irre.

Geyer.

ſchreit ſie an. Wen haben ſie in die Eiſen gelegt?

Marei.

Den Tellermann.

Geyer.

Den Tellermann? — Meinen Leutinger?

Marei.

Ja, Kapitain.

Geyer.

Wer — hat den Tellermann in die Eiſen gelegt?

Beſenmeyer kommt wieder.

Menzinger.

Was hat der Rektor?

Kratzer.

Was habt Ihr für Kundſchaft?

Rektor Beſenmeyer

bleich, höchſt aufgeregt. Gute Kundſchaft. Nichts, liebe Brüder.

Wilhelm von Grumbach.

Ich fürchte, der Teufel ſteckt in dem Brief.

Schultheiß

tritt ein, hoch, friſch und fröhlich. Herzu, Kapitain, und vorwärts in Gottes Namen mit dem Geſchütz. Die Stadtpfeifer geben uns das Geleit.

Geyer.

Kotz Leichnam! — Verſchließ die Thür. — Redet Bruder, was ſteht in dem Brief?

Rektor Beſenmeyer.

Es ſind ihrer zween Briefe, davon ich den erſten zur Hälfte geleſen. Stammt von Wendel Hipplern aus Heilbronn, und iſt vom Bruder Löffelholz beigeſchloſſen.

Kratzer.

Was macht doch der Wendel Hippler in Heilbronn, Brüder?

Menzinger.

Ei! — Hab ich's Dir nit geſagt, daß er und andere bäuriſche Räthe miteinander die große Reichsreformation berathen?

Wilhelm von Grumbach.

Alle guten Köpfe haben die bäuriſchen von Würzburg verſchickt. Die ſtrohernen haben ſie bei ihnen behalten.

Schultheiß.

Was geht hie vor, was habt Ihr für Zeituug?

Geyer.

Macht's flugs, Bruder Rektor! Was ſchreibt der Hippler?

Rektor Beſenmeyer.

Der Truchſeß von Waldburg hat eine Schlacht gewonnen.

Wilhelm von Grumbach.

Hat das Gerücht doch nit gelogen?

Geyer.

Wo?

Rektor Beſenmeyer.

Bei Böblingen. Zwanzigtauſend bäuriſche Brüder erſchlagen.

Geyer.

Zwanzigtau ... — — — Den Klepper heraus. Gen Würzburg, gen Würzburg.

Menzinger.

Zwanzigtauſend Bauern erſchlagen? —

Rektor Beſenmeyer.

Und einen haben ſie aufgegriffen: Den Nonnenmacher, der zu Weinsberg dem Dittrich v. Helfenſtein hat aufgeſpielt, bei ſeinem Todesgang.

Schultheiß.

Iſt er gerichtet, ſo hol' ihn der Teufel!

Rektor Beſenmeyer.

Er iſt gerichtet. Mit Gunſt zu melden; doch als ein Böswicht von Teufeln gerichtet. Der Truchſeß hat ihn öffentlich vor allem Volk an einen Baum laſſen binden mit einer eiſernen Ketten, ein Feuer in ziemlicher Weiten um ihn gemacht, und alſo den Menſchen langſam laſſen verſchwitzen

und verbraten. Da iſt er herumgelaufen als ein Hund, hat gelacht, geſchrien, geflucht, gebrüllt indeß Herr Jörg Truchſeß und andere Grafen und Herren vom Adel immer meh' Holz haben herzu getragen, ſelbſt, eigenhändig, bis er jämmlich, kläglich verzuckt und verreckt iſt. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Geyer.

So will ich Deiner gewarten, und Deiner eitlen, bündiſchen Ströter, Hundsfötter und Straßenfeger, und, bei Gottes Licht! Mit was Maaß Du miſſeſt, ſoll Dir wieder gemeſſen werden. Gen Würzburg! — Gen Würzburg! — *Will fort.*

Rektor Beſenmeyer.

Wollt Ihr nit anhören, was der Löffelholz ſchreibt?

Schultheiß.

Was ſchreibt der Löffelholz?

Geyer

zu Marei, ſich plötzlich erinnernd. Was haſt Du vom Tellermann gefaſelt, wer hätte den wohl in die Eiſen gelegt? —

Rektor Beſenmeyer

ſchnell. Es iſt ein Sturm-Angriff beſchehen wider das Würzburger Schloß.

Schultheiß.

Kotz 100 000 hölliſche Teufel, was ſoll das itzt heißen.

Geyer

— — — — — *ſchreit.* Das iſt nit wahr.

Rektor Beſenmeyer.

Mere, wahrhaftig, hie ſteht es geſchrieben.

Schultheiß.

Sie haben geſtürmt —?

Rektor Beſenmeyer.

Erſtlich ſind ſie die Schütt angelaufen ...

Schultheiß.

Verrath! — Büberei! —

Geyer.

Büberei! — Verfluchter Verrath! —

Schultheiß.

Hätteſt Du mir gefolgt, Bruder Geyer! Hätteſt Du eh' laſſen den Kohl und den Werthheim, den Götz und den Henneberger thurnen und pflöcken, eh' daß Du Dich hätteſt laſſen hieher verſchicken.

Geyer.

Haben ſie mir's nit auf Ehr' und Gewiſſen gelobt, ſollt' Keiner eine Tartſche ergreifen, noch eine Sturmleiter anlegen, bevor nit Breſche gemacht wär' worden? Haben ſie nit theure Eide geſchworen, daß ſie nit wollten von ſtürmen ſprechen, bevorab ich das Rothenburger Geſchütz zu ihnen in's Läger geführt?

Schultheiß.

Verrath! — Büberei! —

Rektor Beſenmeyer.

Die Haufen der Bauern haben den Sturm erzwungen.

Schultheiß.

Bruder! — Was hab' ich geſagt? — Was haben wir Dir geſagt damalen im Neumünſter in der Kapitelſtuben? — Mach' Dich zum Herrn über ſie, bringe ſie unter Dich, regniere ſie mit eiſernen Ruthen, zu ihrem Heil, zu unſer aller Heil.

Geyer

zu Marei. Sind unſere Schwarzen dabei geweſt?

Marei.

Ja, Kapitain. Als ſie die Hörner bluſen. Welche fechten wollten, kämen recht, haben die Unſern das Wilde=Mann's Fähnlein ufgericht, der mehre Theil der Unſern hätt' ſich darum geſchaart, und iſt kein Haltens geweſt. Iſt der Tellermann unter ſie treten und geſprochen: Er hätt' Dir's mit handgebenden Treuen zugelobt, daß kein Sturm ſollte beſchehen, bevor Du wiederum im Lager ſeiſt. Hat ſich darob ein Gebrüll und Getobe erhebt: Sie wollten auch bei dem Tanz ſein. Viele haben geſchrieen, Du ſeiſt des Franzoſen heimlicher Diener und viel ungeſchickter und hämiſcher Wort dazu. – Hat der Tellermann ſie Rebellen genennet, pflicht- und eidbrüchig, Meuterer, ehrloſe Knecht' …

Geyer.

Und da haben ſie ihn in die Eiſen gelegt. — Noch eins, Bruder Rector: Uebel gerannt und übel gefallen, ſchlecht gewagt, den Sturm verloren?

Rektor Beſenmeyer.

Ja, Bruder Geyer!

Geyer.

Freilich wohl. Er fängt an, Harniſchſtücke abzulegen.

Schultheiß.

Bluts Willen! es iſt hohe Zeit, daß wir arbeiten.

Geyer.

Zu ſpät. — Wie viel ſind tot blieben von meinen Schwarzen?

Rektor Beſenmeyer.

Ueber der halb' Theil.

Geyer.

— — — Kerls in Mannheit auserleſen — hilf mir, Marei.

Schultheiß.

Kotz Donner, Bruder, — was haſt Du vor?

Geyer.

Ich will in die Bruderſchaft vom gemeinſamen Leben treten, Bücher abſchreiben und deutſche Bibeln herumtragen.

Schultheiß.

Bruder, Du hanſelireſt.

Geyer

ſein Schwert ablegend. Soll ich nit hanſeliren, wo alle Welt hanſeliret?

Schultheiß.

Bruder, — biſt Du von Sinnen kommen?

Geyer.

Gefehlt! Zur Beſinnung bin ich kommen.

Rektor Beſenmeyer.

Wollt Ihr nicht mit gen Würzburg reiten?

Geyer.

Nach Würzburg? Nein! Gott weiß es, nein!

Schultheiß.

Daß Dich potz Marter ſchänd'! Biſt Du abtrünnig? Willſt Du nit mit uns in's Läger reiten?

Geyer.

So wie ich bin?

Schultheiß.

Ei! — leg' Dich an.

Geyer.

Und wenn ich mir flugs zwei Schwerter umhänke und drei Kürriſſe anlege, ſo hab' ich nit meh' Macht itzunder in dieſem Spiel und bin eben ſo wenig nütz, als ein jung dreijährig Knäblein.

Rektor Beſenmeyer.

Florian Geyer, Held von Weinsberg!

Geyer

— — — In Gottes Namen, laßt mich mit Frieden.

Schnell ab. — — — —

Schultheiß.

Bei St. Georg, der Geyer muß mit uns.

Feiſtle

tritt auf, ſtößt mit Schultheiß zuſammen, meldet: Reitende Boten vom Markgrafen Caſimir.

Menzinger
zu Grumbach, der ſich erhebt: Wo willſt Du hin?

Wilhelm von Grumbach.
Mit dem Boten gen Ansbach zu Markgrave Caſimir.

Menzinger.
Gott geb's, daß der Geyer Dich hinbegleitet. Itzt iſt kein Heil, denn allein bei dem Markgrafen.

Schultheiß.
Der Geyer muß mit uns. — Er muß, — muß — mit uns.

Menzinger.
Verſuch's, Bruder Schultheiß.

* * *

Dritter Akt.

⁂

Perſonen des dritten Aktes:

Florian Geyer.
Jakob Kohl.
Stephan von Menzinger.
Rektor Beſenmeyer.
Löffelholz.
Der Schultheiß von Ochſenfurt.
Sartorius.
Bubenleben.
Flammenbecker.
Link.
Martin.
Finkenmäuslin.
Jöslein, ein alter Jude.
Eine alte Frau.
Ein zerlumpter Menſch, ihr Sohn.

Dritter Akt.

Zu einem mittleren Zimmer des Rathauſes zu Schweinfurt. Rechts Eingang in die große Rathsſtube. Löffelholz, ein naſſes Tuch um den Kopf gewunden, ſehr blaß und kränklich, ſitzt an einem Tiſche über Schriften. Sartorius ihm gegenüber. Einige Boten warten auf Bänken. Unter ihnen der alte Jude Jöslein.

Sartorius.

Möchte doch etwas Fruchtbarliches auf dem Landtag gehandelt werden.

Löffelholz.

Wenn nur der Markgraf nit losſchlägt! — Jud!

Jöslein.

Euer Gnaden.

Löffelholz.

Wie lange biſt Du hinter dem Truchſeſſen und den Bündiſchen dreingezogen?

Jöslein.

Ein armer Jud muß reiſen auf ſeiner Mutter Fell, darf ſich keine Ruh' nit vergönnen. Bin ich dreingezogen hinter dem bündiſchen Schlaghaufen ob vier Wochen. Gott, Du Gerechter! Was ein grauſamer Herr iſt der Truchſeß. Behenket die Bäume mit Bauernleichen. Meh' dann 6000 Mann hät er bis dieſe Stund richten laſſen von des ſchwäbiſchen Bundes Profos. Mein! — Mein! —

Sartorius.

Wer hat Dich herbeſtellt, — Jud?

Jöslein.

Seiner Geſtrengen, der Herr Junker Wilhelm von Grumbach.

Sartorius.

Wo haſt Du ſeiner Gnaden zuletzt geſehen?

Löffelholz.

Gott hat Gnaden zu vergeben, aber kein elender Madenſack, als der Bruder Grumbach.

Jöslein.

Bei ſeiner Liebden dem Herrn Markgrafen zu Ansbach mit Verlaub, im Feldläger nit fern von Kitzingen.

Sartorius.

Stehet der Markgraf ſchon vor Kitzingen?

Jöslein.

Ich will nit ehrlich ſein. Ich will niederknien, und Ihr ſollt mir Waſſer ins Maul ſchütten: Ich will darauf ſterben, wenn der Markgraf nit vor Kitzingen liegt.

Sartorius.

So helfe Gott meinem Junker den Markgrafen perſuadiren, daß er darein willige, den Geyer zu ihm vergleiten zu laſſen und uf Anſtand und Vertrag mit ihme zu handeln.

Löffelholz.

Ich traue dem Wilhelm von Grumbach wie einem Fuchs.

Jöslein.

Der Junker von Grumbach iſt ein Maſchgeh.

Sartorius.

Was heißt: „Maſchgeh'“?

Jöslein

Er iſt'n Maſchgeh, ſein Chaſol und ſein Chuſ iſt nicht thuw.

Sartorius.

Iſt das Ebräiſch?

Jöslein.

Ja wohl, Euer Hochgelahrt. Ebräiſch, Euer Hochgelahrt. Die Sprache, die Gott geredet hat mit den Menſchen — Euer Hochgelahrt.

Link

eintretend. Habt Ihr gehört, hie in der Stadt iſt das Gerücht verbreitet, die Bündiſchen hätten Weinsberg in Grund verbrannt, mit allem Gut das darin iſt geweſen.

Löffelholz.

Woher habt Ihr die Poſt?

Jöslein.

Es iſt richtig, Ihr Herren, es iſt Alles wahr. Weinsberg in Grund verbrennen.

Link

grob. Biſt Du dabei geweſt, Jud?

Jöslein.

Ich bin ſo gewiß dabei geweſt und hab Weinsberg ſo gewiß brennen ſeh'n, als Ihr mir 100 Gülden ſchuldet, Meiſter Bermetter. Mein! — Mein! — Ich werd's nit vergeſſen, und ſollt ich flugs meh' Jahre leben als Abraham, Iſaak und Jakob! Weib und Kinder herausgeführet, wehrhafte Leut ſind nit innen geweſt, haben gejamert, geſchrien und die Haare gerauft, hätten ſich dannoch viel eher die Steine erbarmt, dann ſich Herr Georg Truchſeß über ſie erbarmet hätt' werden, hie zu Schweinfurt.

Link.

Einen Kerb meh' ins Spießlein gemacht. Je größer die Schuld, um ſo blutiger wird die Strafe ſein. Mort de ma vie. Ich will den Truchſeſſen mit der Gleſe kitzeln, daß der rothe Saft hernachgehet.

Löffelholz.

Oha! Läßt ein Räupſen, daß es kracht. Gemach, Bruder Link, Eure hochpochenden Worte ſchlagen den Feind nit.

Link

lacht ſtark und verlegen. Mort de ma vie. Ab in den Sitzungsſaal. Welche Hexe hat Wetter in Euch gemacht, daß Ihr ſogar das Maul krümmet und ſauer ſehet. Ab.

Jöslein.

Iſt immer beſchöchert. Ich hab' ihm müſſen ſchilen 100 Gulden und 50 Gulden Schatzung zahlen, daß er mir nit zu Würzburg mit ſeinen Zechgeſellen durch's Haus geloſſen.

Flammenbecker.

tritt ein.

Löffelholz.

Habt Ihr von einer markgräfiſchen Botſchaft icht was geſehn in der Stadt?

Flammenbecker.

Nein, Bruder.

Sartorius.

Iſt Euch der Junker von Grumbach nit ufgeſtoßen.

Flammenbecker.

Der hochpochende Leutefreſſer und Bauernſchinder, der alleweil mit Gold und Silber behenker einhertritt? Was gehet mich der an. Er ſetzt ſich gähnend auf eine Bank.

Bubenleben

kommt. Guten Morgen, liebe Brüder. Wie ſteht's, liebe Brüder?

Sartorius.

Ich fürchte, es wird ein trauriger Landtag werden. — Brieſe! Papier! papierne Boten! Ausflüchte! Die Nürnberger Pfefferſäcke haben abgeſchrieben. Windsheim hat abgeſchrieben. . . .

Rektor Beſenmeyer

tritt ein. Bona dies.

Löffelholz.

Bene veneritis nobis.

Rektor Beſenmeyer.

Biſt Du krank, Bruder?

Löffelholz.

Ich denke wohl. Es ſteht ſehr übel um mich, hat mich ein elender Gaul vor die Bruſt geſchlagen.

Rektor Beſenmeyer.

Bruder, tritt ab, leg Dich nieder.

Löffelholz.

Ich? Bewahr mich Gott. Soll mich der Henker im Bette finden?

Rektor Beſenmeyer.

Sieht es ſo übel aus um den Handel, Bruder?

Löffelholz.

Es wird ein kläglicher Landtag werden.

Rektor Beſenmeyer.

Sursum corda!

Löffelholz.

Sursum corda — ſacht eſſen an.

Rektor Beſenmeyer

iſt näher hinzugetreten. Mich will bedünken, liebe Brüder, als ſei die Tagſatzung ein klein zu ſpät beſchehen.

Bubenleben.

Wie hätten wir doch ſollen landtagen, in letzt verwichener Zeit?!

Rektor Beſenmeyer

zu Löffelholz. Damalen als die Gewalthaufen der Brüder um Würzburg zuſammenzogen. Die Herren vom Adel waren alte Weiber und ſchier tot. Die Grafen v. Hohenlohe hatten wir in der Hand. Henneberg und Werthheim waren in der Bruderſchaft. Der Markgraf ſtund im Gedränge: Seine eigenen Unterthanen verwägerten den Gehorſam. Die Franken bedrohten ihn von Lauda und Aub. Unſer Rothenburg verſchloß ihm die Thore. In der Oberpfalz drohete damalen der Aufſtand. Der

Biſchof zu Würzburg ingleichen der Bamberger waren ſo hoch bedränget, daß ſie nichts hätten mögen verweigern. Mainz, Straßburg und der badiſche Markgraf ingleichen nicht. Der Kurfürſt von der Pfalz hätte nit anders gekunnt, dann den Landtag beſchicken....

Bubenleben.

Damalen hat Keiner von einem Landtag geredt.

Löffelholz

mit Anſtrengung redend. Der Geyer hat von einem Landtag geredt. Sein ceterum censeo iſt es geweſ't. Daß Dich Potz Marter ſchänd. Hat Euer Keiner wollen hören. Damalen hatte der Truchſeß noch kein Biblingen gewonnen, ſtunden ihm die Würtenberger Schlaghaufen der Bauernſchaft noch unbeſiegt genüber... Potz, damals ſollten ſie wohl gekommen ſein, Fürſten, Herren und Städte zumal, als die gehorſamen Hündlein; heut bleiben ſie dahinten. — Setzet Euch zu mir, Bruder Rektor.

Rektor Beſenmeyer

ſetzt ſich zu Löffelholz und vertieft ſich mit ihm in eine Schrift).

Sartorius.

Habt Ihr nichts nit von meinem Junker bemerkt, Bruder Bubenleben? — — — — — — — — — — — — — — — —

Rektor Beſenmeyer.

Was iſt es für eine Schrift?

Löffelholz.

Der Verfaſſungsentwurf. Ihr wiſſet, Bruder Rektor, von dem Ausſchuß, den ſie erwählt haben, aus gemeiner Bauernſchaft deutſcher Nation, die neue Reichsreformation und Verfaſſung zu berathſchlagen: haben zu Heilbronn getagt, mit Wendel Hipplern an der Spitze, bis der Truchſeß heranzog; waren ſie fliehen, daß ſie die Sättel haben dahinten gelaſſen. Iſt eine gute Schrift, hab niemalen eine ſo gute in Händen gehabt. — Die hundert und aber hundert Münzherren wollten ſie abthun, und dafür eine einige Reichsmünze ſchlagen laſſen. Die Geſellſchaften wollten ſie abthun, die verfluchten Fugger, Welſer und Hochſtädter, die da Arm und Reich nach ihrem Gefallen ſchatzen. Die Zölle wollten ſie niederlegen.

Jöslein.

hat den Beiden über die Schulter geſehen. Mein! — Mein! — bin ich geweſt im Gewölb, was haben die Welſer und Fugger von Augsburg in Frankfurt. Haben ſe mir ſtinkiger Jud geheißen, und Wucherer angeſchrien, und rennen doch ſelber mit dem Judenſpieß. Aber nit im Kleinen. Mein! — Mein! — Betrügen hunderte und tauſende arme Einleger um ihr ſaures Geld, falliren und ſind viel reicher dann zuvor. Aber ein armer Jud muß es ausbaden. Ich hab niemalen unter Safran Rindfleiſch gehackt, Gaiskot in den Lorbeer gethan, Lindenlaub in den Pfeffer, noch hab ich Fichtenſpäne vor Zimmet verkauft. Aber ein armer Jud muß es ausbaden. Hat der Mainzer Kurfürſt Albrecht v. Brandenburg wollen machen ein Bündniß zur ewigen Vertreibung von uns Jüden, iſt aber meh' uf Gold bedacht, dann der größte Jüd. Ich wollt ihn mir kaufen mit Haut und und Haar, wo ich genung Goldgulden im Säckel hätt'.

Menzinger

iſt geharniſcht hereingetreten, Jöslein auf die Schulter ſchlagend. Was mauſchelt das Jöslein? Wie viel verarmte Edelleut haſt wieder gebraten an Deinem Spieß, jüngſt verwichene Zeit.

Jöslein.

Ei wei, Herr. Treibet doch keinen Schimpf, geſtrenger Herr. Warum verarmt der Adel, Euer Ehrenfeſt? Ich hab eines Edelmanns Wittib gekennt, die hat mir ein Dorf verkauft um ein blau Sammetkleid, daß ſie hat müſſen anziehen zum Turnir.

Löffelholz.

Der Markgraf ſtehet vor Kitzingen, ſagt der Jud.

Menzinger.

Es gehet ein Brief unten in der Trinkſtuben von Hand zu Hand, vom Ehrenfried Kumpf der itzunder zu Würzburg im Läger weilt. Zeiget an er ſei glaublich bericht, daß der Markgraf den Tag beſchicken werde.

Jöslein.

Glaubt's nit Euer Geſtrengen.

Menzinger.

Iſt der Wilhelm v. Grumbach noch nit hie?

Sartorius.

Das hab ich Euch fragen wollen, Bruder Menzinger.

Menzinger.

Ich bin alle Herbergen durchlaufen, überall Umfrag gehalten, nirgend etwas verſpürt von ein'm Wilhelm von Grumbach.

Jöslein.

Ho Ho! der Junker v. Grumbach wird ſchwerlich kommen.

Menzinger.

Warum nit? Jud?

Jöslein.

Er trägt hoche Federn am Hut, ſo weiß er, woher der Wind wehet.

Sartorius.

Hat Dir der Junker ſunſt nicht's nit ufgetragen fur uns?

Jöslein.

Ich ſollt' mich hierherthun und ſeines Schwagers gewarten, des Florian Geyer, der ein Geſchäft für mich hätt'.

Menzinger.

Geld Jud! viel Geld! — Mach Dich gefaßt. Der Geyer muſtert an zween Plätzen.

Jöslein.

Gott Du Gerechter! Wo ſoll ich hernehmen, das viele Geld. Ein armer Landsknecht kommt, bringe ein alt Meßgewand das er gebeutet — Geld! Alte Schwerter, — kupferne Kleinoder, — Ketten, — Sporen, — keinnützigen Plunder — Geld! Hab ich die Bergwerke zu Schwatz im Verſatz? Bin ich ein Goldmacher? Sind nit genug franzöſiſche Stuber und Sonnenkronen im Umlauf. Nein! — Nein! —

Löffelholz.

Will der Geyer hieher gen Schweinfurt kommen?

Menzinger.

Iſt längſt in der Herberge, wißt Ihr das nit?

Löffelholz.

Heilige Maria nein, — wahrlich nit.

Jakob Kohl

tritt auf blaß und kleinlaut. Guten Morgen, Ihr Herren.

Menzinger.

Schön Dank, Bruder Kohl. Iſt kein markgräfiſche Botſchaft mit herein?

Kohl.

Weiß nit, iſt mir der Kopf heut ungeſchickt. Hab müſſen im Stall ſchlafen bei den Gäulen. Kamen welche herein nach Mitternacht, ein alt Weib und ein Mannskerl. Haben gewimmert und geweint miteinander bis an den nüchternen Morgen. Kunnte kein Auge zuthun.

Löffelholz

froſtgeſchüttelt. Ei Lieber, itzt ſchlafe der Teufel ruhig! ſeither Ihr den Sturm anliefet, wider Beſchluß und Abred gen unſer Frauen Berg, bin ich in kein Bett meh' kommen.

Kohl.

Da mögt Ihr dem Bubenleben ſchön Dank ſagen.

Bubenleben.

Was mauleſt Du wider mich?

Kohl.

Ich red' was wahr iſt, juſt nichts. Potz, garnichts! —

Martin

mit Schriften herein, laut. Der Florian Geyer iſt in der Stadt. Senſation. — — —

Bubenleben.

Was durfen wir ſeiner hie? Wo wir ſeiner bedurften wollt er nit kommen.

Löffelholz.

Daß Dich der Donner erſchmeiß, Pfaff, biſt Du bis dieſe Stund nit zu Beſinnung kommen? Will Deine Hochfahrt kein Ende finden? Gelt wohl. Erſt habt Ihr den Geyer ausgetragen, als ſei er der evangeliſchen Freiheit im Herzen fremd; hernacher habt Ihr untereinander verfluchte Practiken getrieben, Ihr und die Herren von Adel, der Götz und der Henneberger, und wolltet doch eh'mals nichts mit ihnen gemein haben. So habt Ihr den Geyer zum Poſtenreiter gemacht, ihn gen Rothenburg verſchickt, den Rittern und Herren, den Strötern und Heckenſchindern im Läger zu Lieb und Wohlgefallen. Da kunnten ſie fortan ungeſtört Verſtand ſuchen mit der Beſatzung, und Jeder allein ſeinm Vortheil nachgehen. War keiner meh' da, der's ihnen hätte verſalzen. Alsdann habt ihr zum Sturm laſſen ufbieten, obſchon Ihr im Kriegsrath dem Geyer zugelobt, es ſollt' kein evangeliſcher Bruder eine Leiter anlegen; er ſei denn zurück im Läger und wär Breſche gemacht, mit dem Rothenburger Geſchütz, — den Tellermann turnen und blöcken laſſen...

Bubenleben.

Das haben die Schwarzen gethan und nit wir.

Löffelholz.

Wer hat ſie ufgehetzt, die Mannszucht zerſtöret, ehrliche fromme mannhafte Knecht zu Meuterern gemacht? Euch mag der Teufel weißbrennen, Bruder Bubenleben. Den Rhein heißet man gemeiniglich die Pfaffengaſſe. Wo aber Pfaffen uf ein Schiff treten, da fluchen und bekreuzen ſich die Schiffsleut, weil Sag iſt: Pfaffen bringen dem Schiff Unheil und Verderben. Ihr habt unſerm Schiff Unheil, Schrecken und Noth gebracht. Der Geyer und ſeine Schwarzen — Gott hat ſie zuſammengeſchmiedet, wie die Fauſt und den Schwertgriff. Ihr habt ſie von einander geriſſen. Die Fauſt allein iſt kein nütz. Das Schwert allein iſt kein'm nütz. So habt Ihr denn tauſende bäuriſche Brüder wider das Schloß in Tod und und Verderben geführet und uf die Schlachtbank geben. Hernacher freilich, als der meh're Theil darniederlag und nichts meh' ſprach, der andere Theil uf den Tod verwund't, von Pech und Schwefel verbrannt, blutig und vom Pulver geblendet, mit Aechzen und Schreien umkroche, in den Gräben von unſerer Frauen Berg, bis ſie elend verzieſen, da riefet Ihr nach dem Florian Geyer. Da war er uf einmal kein Franzos mehr. Da habt Ihr Boten uf Boten geſchickt. Wer aber nit kam, das war der Geyer. Und weshalb ſollt er wohl kommen ſein? Wann man einm Toten auch noch ſo lang Brot ins Maul ſtopfet, ſo wird er dannoch nich meh lebendig.

Kohl.

Ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Bubenleben.

Da höret doch zu: Itzt will der Kohl vor dem Garne abziehen, als wär' er nit hoch ſtolziret, wie wenn er eine Glenne geſchluckt hätt. Haſt Du nit dem Pövel gepredigt und geſprochen, was ein überſchwänglich groß Gut läge uf'm Schloß? Haſt Du ihnen nit zugeſagt, ſie ſollten das güldene und ſilberne Geräth müſſen uf Gäulen davonführen, und die ſammt'nen Stücke mit den langen Spießen meſſen? Haſt Du Dich nit vermeſſen, Du wollteſt nit nachlaſſen, Du habeſt denn in des Biſchofs ſeidenen Betten geruht, und aus ſeinen güld'nen Bechern den älteſten Stein=Wein getrunken, den er im Keller hat? den ſollten Dir ſeine Domherren kredenzen, und wenn Du voll wäreſt, ſo ſollte Dir müſſen der oberſte Hauptmann uf unſerer Frauen Berg die ſilberne Schüßel vorhalten: Darein wollteſt Du kotzen.

Kohl.

Itzt nimm Dich in Acht, Du lügneriſcher, ſchurkiſcher, diebiſcher, meineidiſcher Pfaff.

Menzinger.

Ei! Leid' Euch Brüder! wollt Ihr wiederum aneinander gerathen als die Haderkatzen? Wo es damit beſchehen wäre....

Löffelholz.

Wir hätten einen Kaiſer, ein kaiſerliches Gericht, Reichsheer, Reichsſteuer und den ewigen Landfrieden.

Menzinger.

Hättet Ihr damalen lieber den Götz verſchickt und den Florian Geyer bei Euch behalten!

Bubenleben.

Wenn die Sach uf zween Augen geſtanden hätt, ſo wär es um das Evangelium übel beſtellt. Uf Gott hat ſie geſtanden, und wenn Gott will. ſo kann er unſre Feinde zerſtreuen mit einem Gedanken ſeines Herzens, und wären ſie zahlreicher denn der Staub uf der Landſtraße. Hat Gott' den Geyer in unſer Läger geſtellt: Ich hab' ihn nit heißen ſeinen Poſten verlaſſen.

Kohl.

Was redet der Pfaff? Was lügt der Pfaff? Haſt Du den Geyer nit helfen verjagen? Haſt

Du nit täglich geſchrien, daß man ſollt ſtürmen? Haſt Du nit gerufen: Dran! dran! weil das Feuer heiß iſt, und alleweil den Luther cetiret, der geſagt hat, wer dazu thue, daß die Bisthum verſtöret, und die Biſchöfe, ungelehrte Potzen und Götzen, abgethan ſeien, das wären rechte Kinder Gottes und gute Chriſten? Ich weiß auch wohl Deinen alten Haß, Pfäfflein, und daß Du den Fiscal an die Droſſel gewollt, der hiebevor Dich in Bann gethan — haſt Du mir nit in den Ohren gelegen: Der Geyer wär' gottlos, ein Heid' und Türk? Haſt Du nit Träumen und Geſichte gehabt, der Geyer müßte davon oder Gott wäre nit bei der Sache?

Link hämiſch zu Bubenleben.

Wie iſt es mit Eurem Segen, Bruder, damit Ihr die Hauſen wolltet feſtmachen? Habt Ihr nit wollen die Büchſenſteine im Aermel uffangen, daß keiner, der wider das Schloß rennete, ſollt' eine Schramme davon tragen? Als aber die Mörſer und Stücke uff'm Schloß zu arbeiten begunnten und das Dundern und Summen ſich anhub, auch die Kugeln mit nichten, wie die horſamen Mäuslein wollten in Euren Aermel ſpringen, ſondern Blut und Hirn um Euch ſpritzte — ei! Pfäfflein was haſt Du doch da gemacht?

Kohl.

Er hat den Ars in die Schanze geſchlagen.

Flammenbecker.

In ein'm Keller hat er gelegen, halb tot vor Angſt.

Bubenleben.

Ich? Menſch! — Was hab' ich mit Dir zu ſchaffen? Mordbube und Landſchelm der Du biſt! haſt Du Dich nicht in allen Schänken hoch berühmt: Du habeſt den Spieß ufgehalten, darein ſie den Dittrich von Weiler vom Kirchthurm zu Weinsberg herabgeſtürzt? Haſt Du nit ſeinen Kopf uf Dei'm Schäftlin herumgetragen und mit dem Fett und Blut, das aus ſeinem Leichnam geſchweißet, Deine Schuhe geſchmiert.

Flammenbecker.

Haſt Du nit ufgereizet zu Mord und Brand? Haſt Du nit laut gerufen: „Der Schlachttag geht an“.

Verſchiedene Stimmen.

Der Geyer, der Geyer. —

Florian Geyer, geharniſcht, tritt ein. Er iſt blaß und ſehr ernſt. Löffelholz, Beſenmeyer und Sartorius treten ihm entgegen. Er reicht ihnen und anderen die Hand.

Geyer.

Gott zum Gruß, — Brüder zu Löffelholz grüß Dich Gott, lieber Schickſalsgenoß. Löffelholz und er umarmen ſich.

Löffelholz kann vor Rührung nicht ſprechen. Alle Uebrigen ſind ſtumm und betreten. Löffelholz drückt Geyer neben ſich auf einen Stuhl.

Geyer.

Iſt markgräfiſches Geleite herein? Er hat mirs neulich laſſen zuſagen durch mein Geſchwey.

Sartorius.

Bis dieſe Stunde weder Geleit noch ſuſt Botſchaft. Der Markgraf ſtehe vor Kitzingen.

Geyer.

Es geht ein viel ſchlimmer Gerücht um in der Stadt: Der Markgraf hätt' Kitzingen allbereits wiederum eingenommen.

Löffelholz.

Heilige Mutter Maria, verhüt's Gott.

Geyer.

Wie ſieht es zu Würzburg aus?

Löffelholz.

Es heißt, der Truchſeß und viel Fürſten und Herren, rücketen ſtracks uf Würzburg. Iſt der Berlinger auf Krautheim zu, ihm entgegen an 30000 ſtark. Sind um Mitternacht ausgerückt.

Geyer.

Glaub's ſchon, daß der Götz bei der Nacht noch den Mann machen kann. — Der Markgraf, wie ich berichtet bin, raubt und plündert, viel ſchlimmer, als wir bäuriſchen jemalen gethan haben, nimmt Geld und Kleinoder aus den Klöſtern ſeiner

Schutzherrſchaft, ſo viel er gehaben mag und bezahlt ſeine Söldner damit.

Jöslein.

Geſtrenger Junker! Mit Verlaub Euer Gnaden! Bleiben die Herren oben liegen, ſo iſt's geweſen der allerbeſte Handel. Hab ich dabei geſtanden im Läger des Georgen Truchſeß, wo ſie itzt heißen den Bauernjörg. Haben ſie unter ſich gered't und geſprochen, daß ſie wollten kugeln mit Bauernköpfen, als die Knaben mit Schißkernen. Sind hochen Muths und machen hoche Spiele. Haben viel Geld, eine merklich große Beut und Plunder. Iſt ein gut Geſchäft, für die Herren, oder ich will ung'riſche Gulden fortan nit me zweimal zählen. Hiebevor haben die bäuriſchen das Evangelium fürgewandt, itzt wenden es Fürſten und Herren für. Iſt kein beſſ'rer Schild, darunter ſie mögen zu Gericht ſitzen. Haben ſie hiebevor den Mantel genommen, itzt nehmen ſie dem Bauern das Haberſtroh. Mußte der armen Mann hiebevor frohnen, mit Karre, Karſt, Haue und Pferden, itzt müſſen ſeine Kinder die Egge ziehen.

Geyer.

Füg Dich hernacher in mein Quartier, Bruder! Ich hab ein Geſchäft für Dich.

Jöslein.

Mein! — Mein! — Junker von Geyer! Ich bin nit me, als ein armer Jud, Euer Geſtrengen.

Iſt ein mühſelig Geſchäft, Darleihen, Darleihen und ſchlechte Pfänder nehmen, Noth, Mangel und Mühſal erleiden, ſich treten und anſpeien laſſen und krummer Hund heißen. Hat mir der Junker von Grumbach geſagt, wär ein Geſchäft zu machen mit Euer Gnaden. Hab ich bei mir gedacht, ich will das Geſchäft nicht machen. Es iſt ein gefährlicher Handel, und kann Dir koſten den beſten Hals. Hab ich weiter bei mir gedrauſcht und hab mir gedacht, der Florian Geyer hat gemacht eine große Einung, ſollte werden für alle im heiligen Reich gleiche Münze, gleiches Gewicht und gleiches Recht. Gleiches Recht vor uns Alle, auch vor uns Jüden. Bin ich von Stund an aufgeweſ't, mich gen Schweinfurt gethan. Bin ich bereit, Euer Gnaden, zu machen mit Euch das Geſchäft.

Sartorius

ängſtlich. Der Markgraf hätt' Kitzingen eingenommen.

Der Schultheiß von Ochſenfurth wird im Thürrahmen ſichtbar, auf eine weinende alte Frau einredend, die einen Menſchen mit verbundenen Augen an der Hand führt.

Kohl

verlegen auf Geyer zu. Gute Zeit, Bruder!

Sartorius.

Bruder Geyer, was ſoll ich itzt thun? Es iſt nit leicht ſich wiſſen zu halten, in dieſen geſchwinden Läuften.

Löffelholz.

Haſt Du Kohle gefreſſen, Kreide oder Wachs, daß Du ſo biſt von Farbe kommen?

Sartorius.

Sie ſagen, der Junker von Grumbach wär' abgefallen, ſengete und brennte in der Rothenburger Landwehr, mit markgräfiſchen Reitern und Fußknechten.

Geyer.

So haben wir einen Schelmen weniger, die Bündiſchen einen mehr. Hole der Teufel die ausgeputzte Kanaille.

Sartorius.

Ich bin des Junkers von Grumbach Diener, Ihr Herren.

Menzinger.

Das ſoll Dir lützel genung helfen, Schreiber! Iſt dem Truchſeſſen von Waldburg der grüne Baum recht, um Deinen Junkherrn daran zu henken, Dich henket er an dem dürren auf.

Sartorius.

Ei! — Seid Ihr zum Scherzen uſgelegt, liebe Herren? Zu loſen Boſſen bin ich mit nichten uſgelegt. Ich bin in Euren Handel gerathen wider Willen und Wunſch, allein uf Befehl meines gnädigen Herrn. Meint Ihr, ich wollte darin erſaufen?

Löffelholz.

Gieb Acht, — er fähret vor Furcht aus den Hoſen.

Sartorius.

Beliebet Ihr Schimpf mit mir zu treiben? Habt mich von Euch einen Bauern verſehen. Hab Euch ſeither nit ſo für einen Fantaſten und Schwarmgeiſt genommen, der das Evangelum ſo verſtehet, daß alles Unterſt zu Oberſt gekehret mußte werden, im heilichen römiſchen Reich. Dem Adel hab' ich gedienet in dieſer Sachen, dem gemeinen Geſindel und Pövel diene ich nit; Und wenn mich der Adel itzt und nit ſchützet . .

Kohl.

Ich wünſch' Dir viel guter Zeit, Bruder Geyer.

Geyer

thut, als ob er ihn erſt bemerkte. Kotz blau! — Der Kohl! — Tüchtig gebürſtet die Nacht? Tapfer die Sanglock geläutet?

Kohl.

Verweigerſt Du mir Deine Hand, Bruder Geyer?

Geyer.

ohne Kohl die Hand zu geben. Warum ſollt Ihr bäuriſchen nit auch ſitzen, Kotzberger und Rheinfals trinken und friſch drauf losbechern? Zu Rottweil ſitzet ein Neſt geflüchteter

Herren, Freiherren und Aepte, die haben, dieweil unſer Herrgott Feuer und Schwert hat ausgeſchüttet über die deutſche Nation, fröhliche Gelage gehalten, und das Maiſlen getrieben.

Löffelholz.

Das Maiſlen? — Ei Potz!

Geyer.

Ein neu à la mode Spiel. Man ſchmeißt den Hausrat hin und her, wirft einander mit Kuchenſetzen und beſchüttet ſich mit unſauberem Waſſer.

Jöslein.

Auch die Bündiſchen treiben das ſchöne Spiel, Euer Geſtrengen. Ich hab's geſehn im Läger des Truchſeßen, wenn die Ritter und Hauptleut bei Tafel ſaßen . . . .

Geyer.

Iſt ein ſchön Spiel und herrliche Kurzweil für einen von Adel, verlohnet des Blutvergießens, wo ſie es dadurch hinfüro in alle Zukunft ungeſtört dürfen treiben.

Schultheiß, die alte Frau und der zerlumpte Menſch ſind vorgetreten.

Schultheiß.

Sie ſtund uf der Gaſſe, machete ein groß Geſchrei, hab ich ſie ufgreifen laſſen und hergeführt.

Die alte Frau.

ſtumpfſinnig vor ſich hinplärrend.

Der liebe Gott bewahre Euch! Das ſagen die ſieben Spiegel, daß alle Fiſche werden brüllen, die Engel werden weinen und werfen ſich mit Steinen. Die Wege werden glimmen, die Waſſer werden ſchwimmen.

Löffelholz kommt klappernd.

Was ſoll uns das Weib hie, Bruder Schultheiß?

Schultheiß.

Bruder, wo ich ſie weiter hätte laſſen gewahren, ſo machet ſie, daß kein Bäuriſcher ſeines Lebens meh' ſicher iſt, hie zu Schweinfurt. Stund' alles um ſie herum, hörete ihr zu. Will von Kitzingen kommen. Verſchwöret ſich hoch und theuer, der Markgraf hätt' Kitzingen eingenommen.

Die alte Frau.

mit klappernden Zähnen.

Die heilige St. Margrithe, die bitt' ich, daß ſie mich behüte, vor Püſſen, Fallen und vor Schlägen, auf allen meinen Wegen.

Menzinger.

Was längſt Du von Kitzingen, Weib?

Die alte Frau.

Ei Du ungehangener Dieb, pack Dich! Du gottloſer Schelm und Böſewicht, biſt ſelber dabei geweſt! Biſt ſelber ein ſchwarzer Bauer geweſt! Haſt meinen Sohn beſchwatzt, mit Deinen hölliſchen, boshaften, teufliſchen Lügen, mit Deiner verdammten, falſchen, bübiſchen evangeliſchen Freiheit.

Der zerlumpte Menſch, ihr Sohn.

Heilige Maria.

Die alte Frau.

Bitte für uns!

Der zerlumpte Menſch.

Heilige Gottsgebärerin, heilige Jungfrau aller Jungfrauen.

Die alte Frau.

Bitte für uns!

Der zerlumpte Menſch.

Du Morgenſtern! O, Du Lamm Gottes, das Du hinwegnimmſt die Sünden der Welt.

Die alte Frau.

Verſchone uns, o Herr.

Der zerlumpte Menſch.

Heilige Jungfrau Maria —

Die alte Frau.

Bitte für uns.

Geyer.

Iſt das Dein Sohn, Weib?

Die alte Frau.

Ja, lieber, mein Herr, zu dienen lieber, mein Herr. Ein weidlich entſtandener Geſell, faſt geſchickt mit der Armbruſt. Trifft Euch den Sperling im Flug, lieber Herr. That ihm aber alleweil leid hernacher, ſo fromm war der Bub, ſo gut war der Bub, und ſo ein weich Herze hatte der Bub.

Der zerlumpte Menſch.

Heilige Maria —

Die alte Frau.

Bitte für uns — hodie tibi, cras sibi, St. Paulus, St. Bartholomäus, die zween Söhne Zebedäus, der heilige St. Wenzel und der ſelige Stenzel, die ſein gut vor's kalte Weh und behüten vor Donner und Schnee.

Geyer.

He! — Mütterchen. Was fehlt Deinem Sohn? Biſt Du krank, Burſch, he, was?

Die alte Frau.

Nit faſt, Euer Gnaden. Ein wenig wohl, Euer Gnaden. Wo Gott will, ſo wird es vorübergehen, Euer Gnaden. Luget, geſtrenger Herr, ein Fürſtenwort bleibet ein Fürſtenwort. Hat der Markgraf laſſen ausſchreien vor Kitzingen —: ſo man ihm wollte die Thore öffnen, wollt er keinen laſſen am Leben ſtrafen, der bäuriſch geweſt. Iſt er mit allem Kriegsvolk hereingezogen. Hab' ich das Fenſterlein ufgemacht und hinausgeſchaut, hab' der Veronika geruft, mich gefreut und geſagt, was ein prächtiger Zeug! Was ſchöne, grade, mannfeſte Knecht hat doch der Markgraf. Sind ſie vorübergeweſt und alles ſtill worden uf der Gaſſe. Hab' ich bei mir gedacht, der Markgraf Kaſimir iſt uns alleweil ein guter und gnädiger Fürſt geweſt. Mit dem bäuriſchen Handel hat es keine Art. Der Luther iſt ein Ketzer, der Florian Geyer iſt ein Böſewicht.

Der zerlumpte Menſch.

Heilige Jungfrau Maria —

Die alte Frau.

Bitte für uns.

Geyer.

Sprecht weiter, Mütterchen! ſprechet getroſt.

Die alte Frau.

Hab' ich das Nachteſſen darnach gericht, Milch uf'n Tiſch geſtellt, Brot und Zumus, meines Sohn's gewartet, gedacht, daß er mir ſollt' viel neuer Zeitung heimtragen, denn er was auch uf den Markt gelaufen. Poltert es über die Stiegen herauf. Ich weiß nit, wie mir iſt. Der Markgraf hat meh' dann fünfzig Bürgern von Kitzingen die Augen aus dem Kopf laſſen brennen, mit glühenden Eiſen ... Da hab' ich mir meinen Sohn genommen, geſtrenger Junker, das hab' ich gethan, Euer Gnaden, und bin aus Kitzingen gezogen bei der Nacht. Wo wir uf einen Geblendeten ſind geſtoßen, hab' ich geſagt; itzt weißt Du nit wo aus. Itzt ſtößt Du den Kopf wider die Mauer, als Du noch Augen hatteſt, hat Dich der Teufel geritten, daß Du biſt uffäſſig geweſt wider Gott und ſein Obrigkeit. Itzt mußt Du Straf leiden, aber mein Kind iſt fromm und gehet frei, ſicher und ungeſchänd't ſeine Straßen.

Der zerlumpte Menſch.

Heilige Jungfrau Maria —

Die alte Frau.

Bitte für uns.

Menzinger

dem Burſchen unter das Tuch blickend: Gott helfe dem Armen, er iſt geblendet.

Geyer

zieht einen Ring vom Finger und giebt ihn hin. Dahier, Weib, nimm's getroſt, hätte ſuſter doch müſſen ebräiſch lernen. Unter Ableierung der Litanei begiebt ſich Mutter und Sohn, von vielen beſchenkt, rechts hinaus. Es iſt eine Pauſe der Ergriffenheit entſtanden, bedrückt flüſtern die Anweſenden untereinander.

Löffelholz.

Wann ſollen wir die Sitzung anfahen – – Brüder?

Menzinger.

Nach dem Ausſchlagen.

Schultheiß.

Es gehet einem hart ein, aber iſt dannoch wahr: Es iſt aus und hin.

Menzinger.

Was hab' ich Euch damalen in der Herberge zu Rothenburg zu bedenken geben? Achtet des Markgrafen nit zu gering, 'gehret Ihr nit ſeiner Freundſchaft, ſo fürchtet ihn deſto meh' als Feind.

Löffelholz.

Es war ein Tag, Bruder Jakob Kohl, als Du mit Deinen Franken zu Lauda und Aub lageſt, da hätteſt Du leichtlich mögen den Markgrafen unter den Bundſchuh treten. Da hab' ich Dir laſſen Botſchaft zugehen, mit merklicher Koſt und 'fahr, aber Du wollteſt nit ſchlagen. Du zogeſt uf Würzburg, dieweil Dir die Thore dort offen ſtunden.

Geyer.

Peser le feu mesurer le vent, fair revenir le jour passé, c'est chose impossible.

Aengſtliches und rathloſes Geflüſter unter den Anweſenden. Furcht und Unruhe.

Geyer.

Was ſoll jetz' geſchehen, Ihr Herren? Wollen wir „Maiſlen"?

Bubenleben
kleinlaut. Ich hab's eh' geſagt, es iſt itzt nit Zeit Landtage zu halten.

Geyer.

Ei! — Wie? — Will dann Niemand kommen, da Ihr doch ſo viele Städte, geiſtliche und weltliche Herren ſo faßt demüthig, unterthänig und bittlich an'gangen ſeid? Wollen ſie uf den Speck nit meh' beißen? Liegt ihnen nichts meh' an Eurem Frieden, und daß ſie den Handel hinlegen und zu Vertrag bringen?

Link.

Dem Markgrafen muß man entgegen und nit Landtäge halten.

Geyer.

Wie ſteht's, Jakob Kohl? Wo ſind meine Dunkelknaben geblieben? Meine ſchwarzen Fähnlein, die ich mir gemuſtert zu Brettheim und Ohrenbach, eh' ſich das große Spiel anfing? Die ich mir hab' im Kriegshandwerk geſchulet, geſchickt gemacht zu Schlagen und Treffen trutz allen Schweizern? Sind ſie keck, willig und fröhlich wie ſunſt? Kann man mit ihnen, einem großthätigen Leutfreſſer und blutwüthigen Markgrafen, einem Truchſeſſen und Teufel 'genüber treten?

Kohl.

Bruder Geyer. Es iſt nit allein meine Schuld. Ich hab's müſſen zulaſſen, daß ſie zum Sturm ufließen bieten, gedrungen und gezwungen, von ganzem hellen Hauſen, mit Bedrohung Leibes und Lebens. Jedennoch es reut mich faſt.

Geyer

ſpringt auf. Blitz und Donner, was liegt itzt daran! Reue oder nit, gezwungen oder nit. Wißt Ihr dann, was Ihr gethan habt? Den beſten Handel, die edelſte Sache, die heiligſte Sache . . . eine Sache, die Gott einmal in Eure Hand geben hat und vielleicht nimmer — in Euren Händen iſt ſie geweſt wie ein Sauſtall. Ihr habt das Maiſlen damit geſpielt. Das Allerheiligſte habt Ihr herumgezerrt uf Euren Gelagen, darüber gerülpſet und gekotzet mit Euren Zechgeſellen, es durch Eure Lotterbetten gezogen, mit Euren Huren und Buben, zertreten und beſchiſſen. Ein Jeder von Euch hat gedacht wie der Narr in der Komödie: „Ich ſollt' billig König ſein.“ Hanswurſte ſeid Ihr geweſen und Pöveldiener. Mit 'Wehren habt Ihr Euch ausſtaffiret, mit Harniſchſtücken behängt, wie die Buben thun, hinter des Vaters Rücken. Getraut ihm doch Euer keiner, ſo hoch Ihr den Hals recket, einem alten Weibe eine teige Birne zu nehmen. Wer am tapferſten hinter der Weinkanne ſaß und brav aufgrolzte hinter dem Krug Papſt, Kaiſer und römiſchen König in die Pfanne hieb mit dem Maul, kurz, wer ein rechter Job was, der was Euch der rechte Mann.

Link.

Ei, liebe Brüder, — müſſen wir uns hie laſſen ausſchelten, gleich als wir Schulbuben wären?

Geyer.

Ob Du Dich mußt laſſen ausſchelten, elender, haſenherziger Storger, Spitzknecht, Betttrucker, Schmalzbettler, Kuppler und Lump, der Du biſt. Aufhenken wirſt Du Dich laſſen müſſen, ufziehen zwiſchen Himmel und Erde, und wenn Dich der Teufel bis dieſen Tag zehnmal vom Galgen geſchnitten that.

Flammenbecker.

Der Junker von Geyer lebet in einer anderen Welt, meinet, wir ſeien arme, maultote Leut'.

Geyer.

Kehricht ſeid Ihr. Kot von der Landſtraße, elendes Gerümpel, daß Gott beſſer hätt' hinter'm Ofen laſſen liegen, nit das Seil werth, daran Euch der Henker müßt ufziehen. Memmen, die den Feind mit den Hacken bekriegen, und denen die Hoſen naß werden vor Himmelangſt, wann die Landsknechte nur ein wenig den Staub aufwühlen.

Flammenbecker.

Sollen wir das ungerecht laſſen, Brüder?

Geyer.

(Schwert heraus.) Ei! So ſeid mir doch tauſendmal gottwillkommen; vom Leder gezuckt, wo Ihr nit gar alte Weiber ſeid 'worden. Heraus, wer noch ein Schwert hat? Ich hab' noch ein Schwert und einen Kopf daran und darein ſollt Ihr mir beißen. Aber Ihr wagt es nit. Ihr bebet und ſchlottert vor Angſt und erbärmlicher Furcht. Wo iſt izt das Evangelium blieben, iſt keiner unter Euch, der es nit hat im Herzen verflucht und verrathen. Unten auf der Straße entſteht Geſchrei und Schießen. Verſchiedene Stimmen, darunter Sartorius: „Lermann!!! Lermann!!! Feinds-Geſchrei.“ Eine Panik entſteht. Alle, außer Geyer, Menzinger, Schultheiß, Löffelholz und Jakob Kohl fliehen.

Geyer.

Poß Leichnam Angſt er bricht in ein endloſes grimmiges Gelächter aus. Stellet Ihr Euch ſo meiſterlich!? er lacht weiter juſt wie der Haſ' beim Pauker ſaß — — — wohlan! Izt gilts nimmer Lachens und mit halbem Wind fahren.

Finkenmäuslin

beſtaubt, iſt gekommen.

Geyer.

Was bringſt Du, Finkenmäuslin?

Finkenmäuslin.

Botſchaft aus Würzburg vom Pater Ambroſius. Ihr ſollt uf ſein, wo Ihr noch etwas erhoffet. Die Brüder zu Würzburg ſind eine Heerde ohne Haupt. Uebergiebt ein Schreiben.

Geyer.

Wenngleich nit viel meh' zu hoffen bleibt, ſo will ich mich dannoch gen Würzburg thun. Nit aber allein, ſundern was ich gemuſtert zu Rothenburg, will ich mit mir nehmen.

Kohl.

Bruder Geyer?

Geyer.

Was wiltu?

Kohl.

Ehrlich werden. Mit Dir reiten, fechten und ſterben.

Geyer.

Uf und zaudert nit, gen Würzburg voran und erwartet mich. Kohl ab.

Schultheiß.

So helf uns Gott aus der Stadt.

Menzinger.

Was eitel blinder Lärm, ein Katzbalgerei.

Geyer.

Wo iſt der Sartorius?

Löffelholz.

Er hat den Ring an der Hofthür laſſen.

Geyer.

So leg' ihm der Teufel ein Scheermeſſer unter das Kopfkiſſen, ſo oft er ſich niederlegt. Biſt Du krank, Bruder?

Löffelholz.

Ein wenig wohl. Ein Fieberſchauer beutelt ihn. Ich kann nit mit Euch, aber der Tod wird mich finden, kann ich ihn gleich nit ſuchen.

Menzinger.

Brüder! — Vielleicht iſt dannoch Markgräfiſch-Geleit zu Rothenburg.

Löffelholz.

Wir haben unnütz prokuriret beim Markgrafen. Gewalt iſt der beſte Prokurator. Lebt wohl!

Menzinger.

Leb' wohl, lieber Bruder.

Geyer.

Sollen wir Dich hielaſſen? Komm mit uns, die Knechte mögen einen Wagen zurichten.

Löffelholz.

Laſſet mich hie! — Laſſet mich getroſt. — Ich ſterbe den Knechten unter den Händen.

Geyer.

Biſt treu geweſen am Werk, alde, alde, wir ſehen uns wieder. Alle ab außer Löffelholz.

Löffelholz.

hat die Augen geſchloſſen, öffnet ſie wieder, Schreck und Angſt erfaßt ihn, er will ſich erheben, vor etwas fliehen und ſchreit: „Helft, helft, liebe Brüder! Verlaſſet mich nit, liebe Brüder! Nehmet mich mit Euch. Er fällt betäubt zurück.

Vierter Akt.

⁂

Perſonen des vierten Aktes.

Florian Geyer.
Tellermann.
Stephan von Menzingen.
Rektor Beſenmeyer.
Karlſtatt.
Kratzer.
Jos Frankenheim, Schulmeiſter.
Oswald Barchart.
Ochſenhans.
Kilian.
Markart Töppelin, gen. Bohnlein.
Engelhart Goppolt, Leinenweber.
Hans Kunrat.
Hans Beheim, Maurer.
Chriſtheinz.
Feiſtle.
Marei.
Kläuslin, fahrender Muſikant.
Sein Weib.
Ein Bürger.

Vierter Akt.

Zu Kratzers Herberge am Markte zu Rothenburg. Zeit nach Mitternacht. Am geöffneten Fenſter ſtehen Markart Löppelin, genannt Bohnlein, Engelhardt Goppolt, Leinenweber, Hans Kunrat, Hans Beheim, ein Maurer und Chriſtheinz, den Widerſchein einer Feuersbrunſt, davon der ganze Himmel geröthet iſt, beobachtend. Um einen Tiſch ſitzen Jos Frankenhein, deutſcher Schulmeiſter, Oswald Barchart, Ochſenhans und Kilian, der Harniſchweber, ſowie zwei Bürger.

Kratzer in der Nähe der Schenkſtatt auf einem Faſſe ſitzend, hat eine Bibel auf den Knieen und ſtarrt nachdenklich darüber hinaus. Neben ihm brennt ein Licht.

Am Ofen ſitzt, eifrig Brod eſſend, ein altes, ärmliches Ehepaar. Kläuslin, der Mann, iſt ein Stelzfuß, er hat die Quintern neben ſich liegen. Das Weib hält eine alte Harfe zwiſchen den Knieen. Marei liegt ſchlafend unter der Bank.

Chriſtheinz.

Es iſt uf Brettheim zu.

Ein Bürger.

Es heißt ja, daß der Florian Geyer wiederum muſtert zu Brettheim. Fahet leicht an mit Plündern und Brandſchatzung. Feinds Land und Freunds Land iſt all ein Ding bei den Bäuriſchen.

Kilian.

Das thuet der Geyer nit.

Kratzer.

Was teidingt Ihr da? Der Geyer iſt uf den Schweinfurter Tag geritten.

Jos Frankenhein.

Wird Wunders viel rauskommen uf dem Schweinfurter Tag.

Goppolt

am Fenſter. Luget die blutrothe Brunſt! Iſt größer worden ſtatt kleiner.

Töppelin.

Sehet die rothe Lohe, eitel Flammen und Rauch!

Jos Frankenhein

eine Schrift hervorziehend.

Dabei kann Einer leſen, Ihr Herrn.

Ochſenhans.

Habt Ihr viel Unterſchriften zuſammenbracht?

Jos Frankenhein.

Zween hundert und meh.

Ochſenhans.

Potz küren Marther!

Jos Frankenhein.

Wieviel habt Ihr?

Ochſenhans.

Eine tapfere Zahl, obſchon nit ſo viel als Ihr.

Jos Frankenhein.

Bin von Haus zu Haus gangen. Ueberall willig uſgethan, eh' und ich kunnte mit dem Klopfer zwier wider die Porten ſchlagen. Iſt Allen daran gelegen, daß die heilige Meß wieder uſgericht werd' zu Rothenburg.

Oswald Barchart.

Es nimmt ein End mit der Ketzerei.

Jos Frankenhein.

Soll ich wohl Deinen Namen hie auch unterſetzen, Kilian Harniſchweber?

Kilian.

Was für eine Schrift iſt es?

Jos Frankenhein.

Eine Supplikation an den Rath zur Wiederufrichtung der Meß.

Chriſtheinz.

Dieweil itzt der Bruder Andreas nit in der Stadt iſt, will der Teufel wiederum ſein Geſpenſt machen bei uns; aber der Karlſtatt wird wiederfahren und allen hölliſchen Lügengeiſtern das Handwerk legen.

Jos Frankenhein.

Schwerlich wohl wird er herwieder fahren. Haben ihn zu Würzburg übel empfangen, leicht, daß er ſchon gar auf dem Rücken lieget. — Ihr ſeid doch ie und immer des Karlſtatts Freund geweſet, Meiſter Kratzer —

Kratzer.

Ein Wirth iſt allweg ein Freund ſeiner Gäſte. So bin ich des Karlſtatt Freund geweſt.

Ein Bürger.

Kann mancher den Wein wohl waſchen. Sich ſelber reinwaſchen von Schuld, die man uf ſich geladen vor aller Welt, iſt ein übler Ding.

Jos Frankenhein.

Grübelt Ihr in der Naſen, Meiſter, wollen Euch die Grillen nit ſteigen? Potz Leichnam, Angſt, Meiſter, was thut's, wenn ein Wirth zur Hölle fährt? Angepichtes Bier und ſchweflichten Wein gewohnet er, ſo wird ihm hernach Pech, Schwefel und Feuer nichts nit anhaben.

Chriſtheinz

an einem andern Tiſch Platz nehmend. Kommt, liebe Brüder. Er hebt die Kanne zum Trunk. Uf daß den ſchwäbiſchen Bund mit ſammt ſeinem Georgen Truchſeß vollends der Teufel hole! Gelächter an Frankenheins Tiſch.

Hans Beheim.

brüſt. Der ſchwäbiſche Bund hängt verſtrickt an ei'm Nagel an der Wand. Gelächter an Frankenheins Tiſch.

Chriſtheinz.

Daß Dir's blau Feuer, Kilian! Hälſt Du es itzt mit andern Leuten?

Kilian.

Ihr Bruder, ich bin ein Harniſchmacher. Wo die Bäuriſchen Recht behalten, was ſoll aus meinem Gewerbe werden? Und was das Pabſtthum angehet, ſo hab ich je und immer geſaget: Unter dem Krummſtab iſt gut wohnen.

Hans Kunrat.

Laſſet die Götzenfleiſchfreſſer getroſt maulen! ſie werden des Teufels Kirchen je nit wieder ufrichten zu Rothenburg.

Jos Frankenhein.

Mancher, der itzt noch ſeine Zunge hat, damit er wüthet wider Gott und Chriſtum und die heilige Kirche, mag des Georgen Truchſeß gedenken; hat manch einem Lügenpropheten die Zung aus dem Hals laſſen ſchneiden. Leicht iſt er näher, als ſie vermeinen.

Chriſtheinz.

Wo der Götz nit wär, mit dreißig tauſend bäuriſchen Brüdern, der wider den Truchſeſſen im

Felde liegt, ſo wollt ich mir etwan ein'n Haſenkopp uffſetzen. Er lacht.

Goppolt.

Spiel auf, Kläuslin, und ſinge eins.

Chriſtheinz.

Der Berlinger wird ihm die Feigen zeigen! Er ballt die Fauſt, ſo daß der Daumen zwiſchen Zeige- und Mittelfinger vorragt.

Oswald Barchart.

Meiſter Kratzer, wie ſteht's? Soll Einer dürfen meh dann zween Weiber haben oder nit? Wie viele erlaubt Euch der Karlſtatt?

Kratzer.

Ihr Herren, warum gehet Ihr nit und trinket beim Gabriel Langenberger Euren Wein? Der iſt Euer Mann.

Jos Frankenhein

auf Marei anſpielend. Eine Spindel im Sack, das Maidlin im Haus, das Stroh in den Bottſchuhen mögen ſich nit verbergen.

Chriſtheinz und die Andern

trommeln auf den Tiſch und rufen. Sing, Kläuslin, ſing!

Chriſtheinz.

Sing uns das neue Lied vom Götzen von Berlichingen und vom Florian Geyer.

Kläuslin

ſingt.

Götz von Berlingen und auch ſein Heer
Lag in der Stadt, als ich verſteh,
Waren eitel Bauersknaben.
Florian Geyer zu Heidingsfeld lag,
Ueber achtzehn tauſend Hauptmann was,
Waren eitel fränkiſche Knaben.

Jos Frankenhein und Genoſſen

ſingen gleichzeitig:

Den Münzer hat ſein Geiſt betrogen
Der iſt nun hin und aufgeflogen,
Sie haben beid' gut Ding gelogen
Thomas, der Herr der Höllengeiſter,
Und Luther, aller Lügen Meiſter.

Kratzer

beſchwichtigend. Ihr Herren, Mitternacht iſt vorbei! haltet Frieden, Chriſtheinz, he, Goppolt! Kläuslin, hör uf, es iſt nit Singens Zeit.

Barchart.

Itzt nehmet Ihr es auf einmal faſt genau, Meiſter! Suſt haben die Herren vom Ausſchuß ganze Nächte durch hie geſchlemmet.

Kratzer.

Sitzt immerzu, Ihr Herren, wo Euch der Wein beim Gabriel Langenberger nit mundet. Nur daß Ihr kein allzu wild Weſens anfahet.

Jos Frankenhein

höniſch. Ihr habt die Schlüſſel zu den Stadtthoren, Meiſter?

Kratzer.

Freilich, wohl, ſo lange der Ausſchuß ganzer Gemeine ſie mir nit abſodert.

Jos Frankenhein.

Wie lange meinet Ihr wohl, daß der Ausſchuß den Gewalt noch zu Handen behält hie zu Rothenburg?

Kratzer.

Juſt ſo lange, Ihr Herren, als es Gott gefällt.

Jos Frankenhein

ſteht auf und bezahlt. Der Kratzer iſt ſein Lebtag ein geduldig Schäflein und ein rechter Lämmermatz geweſt.

Barchart.

In gleichen der Chriſtheinz.

Lachen.

Ochſenhans.

Da wollten ſie ein Jubeljahr anrichten, ſollten die Wittwen und Waiſen getröſt', die Kranken geſund, die Lahmen gehend werden gemacht.

Kilian.

Iſt eine hohle Hoffnung geweſt.

Beheim.

Als wann er nit auch ein evangeliſcher Bruder wär.

Kilian.

Die Bruderſchaft nimmt ein End, eh' Kirchweih herankummt.

Beheim.

Gedenk Deines Schwurs, und daß Du Dich hundert und ein Jahr der Bruderſchaft zugelobt.

Jos Frankenhein.

Gute Nacht, Ihr Herren evangeliſchen Brüder, wo Ihr itzt ſchlafen könnet.

Kilian.

Hollah, ſo Ihr meinet, ich hätte ein Finger gehoben damalen, als der Geyer uns den Eid abgenommen ... Potz! davor hat mich der Himmel behütet! und wärs nit ſo: gezwungener Eid iſt Gott leid.

Kratzer

die Gäſte hinausgeleitend. Gute Nacht, Ihr Herren, gute Nacht, gute Nacht.

Frankenhein, Barchart, Ochſenhans und Kilian ab.

Pauſe.

Beheim.

Bruder, was haben die hier gewollt?

Kratzer.

Nichts Gutes ſicherlich nit.

Goppolt.

Es heißt, gerüchtweiſ', der alte Rath ſei zu heimlicher Sitzung zuſammengetreten.

Töppelin.

Iſt eine Murmelung unter den Leuten, hab's auch zu Ohren bekommen.

Goppolt.

Sie wollen, als die Red' geht, durch Botſchaften im bündiſchen Lager bittlich handeln laſſen, daß man ihrer um Gottes Willen ſchone.

Chriſtheinz.

Eh' ſollt man mich in den tiefſten Thurm legen und den ober mir einwerfen, eh' ich um Gnade thät' bitten.

Kratzer.

Ich wollte der Menzinger wäre von Schweinfurt zurück.

Chriſtheinz.

Er iſt hier vor der Kühle. Gebet Acht, wie er die Mäuslein im alten Rath wird grauſen machen.

Goppolt.

Der Kilian will ſich aus der Sache ſchleifen.

Kunrat.

Iſt eine ſchwüle Nacht heut.

Kratzer.

Am Fenſter, ſich halb hinauslehnend. Es wird Regen geben. Am Ende gar ein Gewitter. — Gehet heim, Brüder, ſuſt werdet Ihr naß.

Töppelin.

Rothe Brunſt, ſo weit einer ſiehet. Iſt wahrlich mit Nichten eine kleine Brandſtatt.

Kratzer.

Leer iſt der Markt, iſt lange nit ſo leer und ausgeſtorben geweſt.

Goppolt.

Iſt noch dazu Pfingſtabend.

Chriſtheinz.

Seid Ihr verdrießlich, Meiſter?

Kratzer.

Ich weiß nit, Bruder. Am Ende, daß uns des Teufels tauſenpfündige Liſt doch noch überſeiget.

Chriſtheinz.

Wollt Ihr Euch laſſen in ein Mauſeloch bringen, durch eitel Mißreden und ungeſchickte Worte? Wann Einer fliehet, ſo jagt man ihn.

Kratzer.

Ei Heinz, ich fliehe mit nichten, aber wenn ich's bedenke, wie der Karlſtatt gered't hat: Man müſſe Gott zwingen und es ihm abtrotzen im Gebet, daß er uns erlöſet und hernacher ſiehet man, daß Gott dannoch den Teufel frei läßet wieder gewähren. Oder wenn man des Thomas Münzers gedenkt und ſein's gläubigen Muth's, und wie er gerufen hat: „Schmiedet pinke pank auf dem Ambos Nimrot, laſſet Eure Schwerter nit kalt werden, Gott gehet uns für.“ Wie läßet es Gott dann zu, daß die Fürſten unter die armen gläubigen Leut mit Mord und Blut fallen, ſie würgen und erſtechen daß kaum einer ſein Leben davonbringt. So iſt es bei Frankenhauſen beſchehen. Haben die armen Leute geſungen: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt“ und alſo ſingende hat man ſie laſſen treten unter die Hufe der Gäule, ſie darniedergeſtochen, geſchlagen und keinen geſchonet.

Goppolt.

Und dannoch wird Gott feſthalten über ſeinem Wort.

Man hört jäh' ein Geräuſch wie wenn ein Balken oder Baum umfällt. Unmittelbar darnach ein kurzes Triumph-Geſchrei. Alle erſchrecken.

Chriſtheinz.

Potz Leichnam Angſt, was iſt das?

Goppolt.

Laßt uns mitſammen gehn und der Sachen nachforſchen.

Kunrat.

Es iſt uf'n Markt geweſt.

Beheim.

Es muß nit fern ſein geweſt, wo der neue Galgen ſteht, den die Bäuriſchen haben laſſen ufrichten.

Feiſtle

Schlüſſelbundklirrend durch's Fenſter hereinredend. Meiſter.

Kratzer.

Was giebts?

Feiſtle.

Habt Ihr den Fall gehört?

Kratzer.

Sollt's meinen. — Ja.

Feiſtle.

Der neue Galgen iſt abgebrochen, hie uf'm Markt.

Kratzer.

Dacht ich's doch. Komm herein, Feiſtle.

Chriſtheinz.

Das ſind welche von der alten Partei geweſt. Gute Nacht, Kratzer. Kommt, laſſet uns zuſchau'n! Leicht, daß wir noch einen von den Leuten greifen, und ihm mit den Bengeln den bäuriſchen: „Schön Dank“ ſagen.

Goppolt.

Gute Nacht.

Kunrat.

Gute Nacht.

Beheim.

Gute Nacht.

Töppelin.

Gute Nacht.

Kratzer.

Ich wünſch' Euch allen gute Ruh', Ihr Brüder.

Chriſtheinz, Goppolt, Kunrat, Beheim, Töppelin ab.

Kratzer

zu den Spielleuten, die ihr Geld zählen. Geht ſchlafen! Im Stall iſt eine Streu geſchüttet. Dies und das in Ordnung legend. Ihr werdet das Lied vom Geyer am längſten geſungen haben. Laſſet Euch von ein'm bündiſchen Reiter ein neues machen.

Feiſtle

tritt ein und hängt ein Schlüſſelbund auf.

Kratzer.

Von welchem Thor ſind ſie?

Feiſtle.

Vom Klingenthor — Soll die Dirne hiebleiben?

Marei

im Traum plappernd. Halo! was giebts? Halo! was giebts? Hörſt nit hoch in der Luft? Biſt ein Heid, Tellermann? Weißt nit, daß ſie ewiglich tanzen muß, die Herodias? Hier, Kapitain. — Ja, Kapitain. —

Feiſtle.

Sie ſagen, ſie ſei von der Teufelsgilde, verſtünd ſich auf Hagelſieden und uf geſalbten Stecken fahren. Glaub's aber nit.

Kratzer.

Ei, laß ſie ſchlafen.

Feiſtle.

Gute Nacht. Er und die Spielleute ab.

Kratzer

ſchließt die Fenſterläden. Plötzlich erſchrickt er und wendet ſich um.

Wer iſt hie? — Iſt indertwer hie?

Stimme.

Ich.

Kratzer.

Loſet! Was iſt das für ein Weſen?

Stimme.

Wir mögen von den Pfaffen nit geneſen. Kennt Ihr den Bruder Andreas nit mehr?

Kratzer

doppelt erſchrocken.

Der Karlſtatt? Um Gottes willen, wo kommſt Du her, Bruder?

Karlſtatt.

Von Würzburg. Er tritt aus dem Dunkel heraus, abgeriſſen, beſtaubt, entſtellt bis zur Unkenntlichkeit.

Kratzer

ungläubig.

Bruder, wer biſt Du?

Karlſtatt.

Biſt Du ſo gar angebrannten Herzens, daß Du mich nit mehr kennſt?

Kratzer.

Wahrlich, ich habe Euch nit mehr kennt, Bruder Andreas.

Karlſtatt.

Itzt aber kenneſt Du mich?

Kratzer.

Kommſt Du von Würzburg?

Karlſtatt.

Ja, Bruder! Mit knapper Noth mein arm Leben von ihnen gebracht.

Kratzer.

Heiliger Gott! Heiliger Gott! Habt Ihr ſo ſchlechte Seiden geſponnen, im bäuriſchen Läger?

Karlſtatt

immer ächzend und ſchwer athmend.

Die Hölle iſt zu Würzburg. Gott! Gott! Ich bin ein treuer Diener am Wort, und acht' mein's elenden Lebens faſt gering, aber ich hab' müſſen Dinge ſehen ....

Kratzer.

Bruder, was willſt Du hie?

Karlſtatt.

Ein wenig Waſſer. Ich hab eine Wunde am Bein, einen Trunk, einen Biſſen Brot.

Kratzer.

Bruder, Gott ſei mein Zeuge, ich kann Dich nit ſer meh' hauſen und hoſen.

Karlſtatt.

Iſt auch un von nöthen.

Kratzer.

Die Ehrbarkeit recket die Köpfe herfür, achten mir uf das Gewerb, und wo nit des Truchſeßen Glück wendig wird, ſo hab' ich Galgen und Rad zu befahren.

Karlſtatt.

Schwerlich wohl, daß es wird wendig werden.

Kratzer.

So iſt Deines Bleibens nit meh hie zu Rothenburg.

Karlſtatt.

Bruder! — Da ſorge Dich nit! gieb mir ein heil' Gewand, ein Stück Brot, einen Trunk Waſſers oder Weins, Gott wird's Dir lohnen. Alsdann will ich den Staub dieſes armen Gott-verfluchten Landes von meinen Füßen ſchütteln und mich in die Fremde thun. Ich hab' keine Vertröſtung, dann allein, daß ich meiner Sachen gerecht bin geweſen. Hat ein Ausſehn gehabt, als ſollte der Frühling hervorkeimen allenthalben, iſt aber alles wiederum verfaulet in Finſterniß.

Kratzer

O, lieber Bruder, wie mancher wird itzt nach der Sonne frieren, wo Schatten und Nacht wiederkehret.

Karlſtatt.

Itzt werden ſie wieder daherfahren, mit ihren falſchen kirchlichen Bräuchen: Fegfeuer, Seelbad, Ablaß, Heiligen-Dienſt, Oelgötzen-weihen, Glockentaufen, Faſten-halten, Beichtmarter.

Kratzer.

bringt Eſſen und Trinken.

Da iß, trink und ſtärk' Dich, Bruder Andreas.

Karlſtatt.

Bruder, in dieſer ſchweren Zeit hat Gott mir Dinge gezeiget .....! Die Menſchen ſind ein verfluchtes, verruchtes Geſchlecht. Die Speiſe verſtehet mir, ſo ich der Gräul gedenke. Vor meinen ſehenden Augen haben ſie einen in Stücke gehauen, und einander geworfen mit dem blutigen Fleiſch Sie haben ihn geſchlachtet, wie man ein Kalb metzget,, und er hat laut ſchreiende ſich gewehret, daß ich mir hab' beede Ohren verſtopfet, und dannoch Grauſens bin worden, und mir der Angſtſchweiß iſt ausbrochen. Da hab' ich bei mir gedacht, es iſt Gottes Wille, daß dieſe zur Hölle fahren, und bin von ihnen geflohen.

Es wird ſtark an die Hausthür geſchlagen.

Marei

aus dem Schlaf aufſchreckend und aufſpringend, ruft

Kapuzin! Sie ſtürzt hinaus.

Kratzer.

Verbergt Euch, Bruder! Bei allen Gliedern Gottes, wo man Euch bei mir findet, der Meiſter Veit Mehder ziehet uns beede am nämlichen Galgen zu. Heb Dich hinaus, Bruder!

Karlſtatt.

Heilige Anna, hilf! Er wird von Kratzer ins Hinterſtübchen gedrückt. Erneutes Klopfen.

Kratzer.

Holla, was giebt's? Potz, Rehmſchend! Es iſt nachtſchlafende Zeit. Ab in den Hausflur. Ein Schlüſſel wird umgedreht, eine Thür geht, Schritte von Gewappneten und Stimmen werden hörbar. Rektor Beſenmeyer tritt ein, ſehr erſchöpft. Er vertritt ſich die Beine.

Rektor Beſenmeyer.

Mere, ein ſaurer Ritt!

Menzinger

eintretend. Habt Euch brav gehalten, Bruder, als wäret Ihr reiſig geweſt von knabenweis!

Rektor Beſenmeyer.

Sic! Sic! Sic!

Menzinger

zu Kratzer, der hereinkommt. Bruder, wie ſtehet es noch bei uns in der Stadt, ſeither ſie mein Angeſicht nit haben geſehen?

Kratzer.

Uebel. Die Wahrheit zu ſagen, Bruder, übel genug. Die alte Partei fängt an und reget ſich. Der Thomas Zweifel und die Herren von der Ehrbarkeit zeigen ſich uf'm Markt. Die Bürgerſchaft iſt kleines Lauts, treten aus dem Weg, machen Reverenzen und grüßen demüthiglich. Der Jos Frankenhein von der alten Partei hat ſich mit ſeinen Geſellen des Dings unterſtanden und iſt bei mir eingekehret, wollen die alte Meß wieder ufgericht haben. Spitze Reden geführet, ungeſchickte Worte, hab einen Höllenſchweiß müſſen aushalten.

Rektor Beſenmeyer.

O cordolio, o cordolio! Die Spule iſt leergelaufen, neues Garn nit zu finden. Was ſuſter noch Schlimmes?

Kratzer.

Der Bruder Andreas iſt wieder hie.

Rektor Beſenmeyer.

Wo?

Kratzer

zurechtweiſend. Dort hinter der Thür.

Rektor Beſenmeyer

im Abgehen gedämpft rufend. Bruder Andreas!

Menzinger.

Iſt ihm der graue Wolf gehetzt. Wo wir ihn warneten, hat er uns nicht geglaubet.

Geyer

erſcheint in der Thür, zurückſprechend. Hab Urlaub. Schütt dem Gaul Habern in die Krippe. Mach flugs, es wird nit lang Sattelhenkens ſein.

Marei

unſichtbar. Ja, Kapitain.

Geyer.

Marei!

Marei.

Ja, Kapitain!

Geyer.

Du mußt mir einen Botendienſt thun.

Marei.

Ja, Kapitain.

Geyer.

Tritt her, ſchau mir in's Geſicht. Was haſt' in den Augen?

Marei

ſichtbar vor ihm. Weiß nit.

Geyer.

Ein Fünklein hölliſches Feuer. Mein Weib hat mir ein'n Brief überſchicket, lieget mir hart an, ob ich nit wollt mit dem Truchſeſſen vertragen ſein. Reiſet herum bei Fürſten und Pfaffen, Fürſprach zu erlangen. Du ſollſt ihr gen Rimpar meine Antwort bringen.

Marei.

Ja, Kapitain.

Menzinger.

Iſt Deine eheliche Hausfrau zu Rimpar, Bruder?

Geyer.

Ja, Bruder. Sie meinet, ich ſoll heimkommen, das Schlötterlein drehen und dem Kind in der Wiege das Jüdel ſcheuchen. Da ſchütze mich Gott vor. Bin nie kein Windelwäſcher geweſt. Gott zum Gruß, Meiſter.

Kratzer.

Gottes Dank. Was bringt Ihr von Schweinfurt gut's?

Geyer.

Hunger und Durſt. Laß auftragen.

Menzinger.

Von einem markgräfiſchen Geleit nichts zu verſpüren?

Kratzer

im Abgehen ſtehen bleibend.

Geleit? Da ſehet doch zu! Der Himmel iſt roth. Der Markgraf ſenget und brenet in unſerer Landwehr. Die Dörfer krachen vom Feuer. Schreibet den Geleitbrief mit Feuer und Blut. — Wie ſteht es zu Brettheim?

Geyer.

Sie ſchmecken den bündiſchen Rauch. Hab mit Bewilligung eines Raths umſchlagen laſſen in allen Dörfern, ein klein Häuflein Geſindels gemuſtert, alles wieder zerlaufen.

Karlſtatt und Beſenmeyer kommen, Kratzer ab.

Karlſtatt

in nervöſer Schwäche weinend.

Gott zum Gruß, Brüder.

Geyer.

Der Teufel den Schneider! Wie hat er Euer Kleid verderbt!

Karlſtatt.

Oh, Bruder, ach, Bruder!

Geyer.

Seid Ihr ſo faſt von Farb kommen, wie ein Jud? Er hat ſich am Tiſch niedergelaſſen. Setzet Euch zu uns. Wie ſieht es zu Würzburg aus?

Karlſtatt

in weinender Wuth.

Morden, Stehlen, Buben, Katzbalgen, Huren, Saufen, Gott verläſtern, dem Teufel Tag und Nacht dienen, Gottes Zorn herbeirufen, Bruder, was red ich, was ſag ich? Junge Kinder und zitternde Greiſe, Unzucht, Schande und Laſter, Sodom und Gomorrha!

Geyer.

Meintet Ihr engliſche Kinder und ſanftlebende Brüder zu finden? Es iſt ſchwül überaus, thuet die Fenſter auf.

Kratzer.

Bruder, ich wag es mit. In der Rathstrinkſtube ſitzen noch Leute, und wo ſie hier Licht ſehen . .

Geyer

mit Kreide auf dem Tiſche zeichnend.

Rektor Beſenmeyer.

Sankt Urban und ſeine Plag haben vor diesmal den Frühling um den Sommer betrogen, mit den Uebrigen am Tiſch ſitzend, tief ſeufzend. Suspicatur animus nescio quid mali.

Geyer.

Was ſoviel heißen will, als Dein Herz ahnet Schlimmes. Meines auch, Bruder. Ich hab Sterne fallen ſehen. Wie ich vorhin uf'm Gaul hing, halb ſchlief und halb wachete, da wußt ich, was es bedeutet: neuen Mord und das Pfaffen, Mönch und Nonnen werden. — (zeichnend). Es reuet mich faſt, es reuet mich faſt. — Habt Ihr ſuſt Poſten für mich?

Karlſtatt.

Nein, Bruder. — Aber wo ein Verſtändiger zu Würzburg noch etwas hoffet, ſo wartet er des Stündleins, wo Ihr wiederkehret. Pauſe.

Geyer

zeichnend. Der nagende Hund liegt mir unterm Herzen, dieweil ich zu leben hab. Pauſe.

Rektor Beſenmeyer.

Wir halten ein richtiges Kloſterſilentium.

Geyer.

Der heimliche Kaiſer muß weiter ſchlafen. Die Raben ſammeln ſich wieder zu Hauſen. Plötzlich verändert. Wein! Wein! — Der Götz iſt dem Truchſeſſen entgegen? Wieviel Bäuriſche ſchätzet Ihr noch in den Lägern?

Karlſtatt.

Ob zwanzig Tauſend.

Geyer.

Wein! Wein! Laßt uns die Letzte mit einander trinken. *Zu Marei die erſcheint.* Marei, ſteig hinab in den Keller, der Meiſter Kratzer wird Dir den Wein geben, den der Rat uns letzthin verehret hat.

Kratzer

mit den Kellerſchlüſſeln im Begriff abzugehen, ſteht er ſtill.

Was mache ich doch mit der Truhe, Ihr Herrn?

Geyer.

Habt Ihr Koſtbarkeiten darin?

Menzinger.

Die Papiere des Ausſchuſſes, Bruder! hie kann einer uf's Haar ſehen, wer im Ausſchuß gered't hat und was einer geredt hat.

Kratzer

im Abgehen.

Schick Dich Marei. *Er und Marei ab.*

Rektor Beſenmeyer

nach einer Pauſe zu Geyer, der noch immer mit Kreide auf der Tiſchplatte zeichnet.

Bruder, was habt Ihr doch vor Euch hingeredt vom heimlichen Kaiſer? Einige ſind, die ſagen der Handel hätte darauf geſtanden das Haus Habsburg zu ſtürzen, dieſelbigen ſagen dann, Ihr hättet franzöſiſche Beſtallung. Ihr wolltet den vertriebenen Herzog Ullrich von Würtemberg zu einem deutſchen, evangeliſchen Kaiſer machen.

Geyer.

Bruder, es iſt ein Hahnenſteigen geweſt nach der deutſchen Kron'.

Rektor Beſenmeyer.

Bruder Geyer, Euch trau' ich, wie ich mir ſelber nit traue, aber ſaget mir doch: War der Lermen im Reich angefacht dem König Franciskus zu Lieb', der itzund vom Kaiſer gefangen iſt, und haben die Leute Recht, weil ſie ſagen: franzöſiſche Stüber und Sonnenkronen hätten das Beſte gethan bei dem bäuriſchen Handel?

Geyer.

Bruder, es ſind niemalen ſuptilere Praktiken im Gange geweſt, und wahr iſt's, der Wind wehete ſtark von Weſt. Sollen wir aber nit unſere Segel ſpannen, wo wir gen Oſten wollen ſchiffen, allein, weil der Wind von Frankreich wehet?

Rektor Beſenmeyer.

Wenn der Schiffer gen Oſten ſegeln will, ſagſt Du Bruder . . .?

Geyer.

Wer nach den neuentdeckten Inſeln fahren will, nutzet die Winde, wo ſie wehen. Er kann mit Nichten immer grad' aus ſchiffen, nur daß er ſich ſelbſt glauben hält und dem Ziele treu bleibe — *Marei erſcheint mit zwei großen Weinkrügen.* Wein! — Wein! — Wein von dem Rhein! Ich will das Rädlein noch einmal treiben.

Karlſtatt.

Ich fürcht', es wird mit all' unſerm Schweiß und Blut nit meh' zu gewinnen ſein.

Geyer.

Schenk ein, Marei. — Wenn ich über acht Tage noch das Leben habe, ſo ſollſt Du zehn paar cordowaniſche Schuh' bekommen, dazu drei Mäntel: Einen roſenfarbenen aus Mecheln, einen Lombardiſchen, einen rauchfarbenen aus Brügge. *Er faßt ihre langen Haare in zwei Strähnen wie Zügel* Du ſollſt Dich in gelber Seide tragen, als wenn Du einen ſafrangelben Nürnberger zum Vater hätteſt. Thut die Fenſter auf, Brüder!

Marei.

Ich brauch' keine Mäntel und keine cordowaniſchen Schuh'.

Geyer.

Trink, Marei! ... Trink, Du Schleck! *Während Marei trinkt.* Dein Haar iſt mir lieber wie das der allerſeligſten Jungfrau'en.

Pauſe.

Rektor Beſenmeyer

indem er die Kanne nimmt. O Gramſchaft, Gramſchaft. *Er trinkt. — Zu Karlſtatt:* Was wißt Ihr vom Thomas Münzer, — Bruder?

Karlſtatt

der bisher gierigig gegeſſen hat, ſpricht mit hohler, zitternder Stimme. Sie ſagen, er ſei gefangen, uf die Folter geſpannt, darnach aber uf ein'n Wagen geſchmiedet, dem Grafen von Mansfeld überſchickt für einen Beutpfennig.

Rektor Beſenmeyer.

Wie fing ſich der Handel ſo glücklich an und wie faſt gewaltig, und wie gehet er gar ſo kläglich aus.

Geyer.

Trinkt, Ihr Brüder. Traurigkeit vertrocknet die Gebeine. Glück iſt ein Haus, darin einer zu Gaſt darf weilen eine Stund oder zwei. — Ich bin ein freier Franke!

Rektor Beſenmeyer.

Itzt werden ſie alle Brunnen wieder verſchütten.

Karlſtatt.

Bruder, ſie waren's nit werth, aus den Lauterquellen zu trinken.

Rektor Beſenmeyer.

Und dennoch ruf' ich: Es lebe die ungemeiſterte, unüberwindliche Wahrheit, wie ich ſie verſtehe.

Karlſtatt.

Wie verſtehet Ihr ſie?

Rektor Beſenmeyer.

Die Vernunft iſt aller Wahrheit Urquell, nit aber eine verfluchte Hur', wie ſie der Luther genennet. Sie iſt alles Glückes Urquell und aller Rechte Urquell.

Karlsſtatt.

Der Meinung kann ich nit ſein, daß iſt ein heidniſcher Glaub, Bruder. Mag ſein: Die Heiden lehren dies irdiſche Leben wohl und glücklich hinzubringen . . . abes jenes Leben —?!

Rektor Beſenmeyer

zuckt die Achſeln.

Geyer

ſeufzend. Im Himmel, im Himmel ſind Freuden gar viel, da tanzen die Engel und haben ihr Spiel.

Rektor Beſenmeyer.

Ich habe gelebt und gewirket in der tröſtlichen Meinung, uf die einſt Graf Eberhart von Würthenberg die hohe Schule zu Tübingen gegründet hat: Graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unerſüchtlich möge geſchöpft werden, tröſtliche und heilſame Weisheit zur Erlöſchung des verderblichen Feuers menſchlicher Unvernunft und Blindheit.

Menzinger.

Sie verſchütten die Brunnen, das ſchädliche Feuer brennt hellichterloh'!

Geyer.

Marei, Muſik!

Kratzer

wiedereingetreten. Bruder, wollt Ihr Muſik?

Geyer.

Muſik will ich haben!

Kratzer

ängſtlich. Sie ſchleichen mir um das Haus. Es iſt tief in der Nacht. Beſorg, wir ſind nit meh ſicher, Brüdr.

Menzinger.

Ei Kotz! So laſſet ſie doch getroſt hereinkehren. Ich will ihnen bei meinem Eid —

Kratzer

haſtig. Still, ſtill, Bruder! — Still! — Ich hab Schritte gehört.

Es wird mit einem eiſernen Gegenſtand laut gegen die Thür geſchlagen. Alle erſchrecken, bleiben ſtumm und faſſen nach den Wehren.

Menzinger

heftig, aber leiſe. Geht! Oeffnet! -- Kotz, geht und öffnet!

Kratzer

thut es, laut ſprechend. He, ho, hollah! Geduld! 's iſt nachtſchlafene Zeit. *Erneutes Pochen.* Hie pochet ja Einer, als ob er Geld brächte. *Kratzer ab.*

Man hört, wie die Hausthüre geöffnet wird und ein Gewappneter förmlich hereinfällt. Kurze, heiſere und athemloſe Schreie.

Kratzer's Stimme.

Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr? Wen ſuchet Ihr?

Tellermann's Stimme.

Mort de ma vie! Hand weg! Traître! Faquin! Bourreau! Schurk!

Geyer

ſpringt auf. Der Tellermann! — Bruder, Bruder! Hie bin ich!

Tellermann

ſtürzt mit letzter Kraft herein, bis in die Mitte des Zimmers. Er iſt in einem verzweifelten Zuſtand, zerlumpt, verwundet, blutend, und trägt den Stumpf einer ſchwarzen Fahne. Er glotzt wild und forſchend um ſich und ſchreit nach falſcher Richtung. Kapitain! Kapitain!

Geyer.

Hie bin ich, hie!

Tellermann.

Bruder Geyer! Bruder Geyer! — — Götz — — verfluchter Verrath — — Alles verloren — — Königshofen —

Geyer

außer ſich. Tellermann, Bruder, Blutsbruder, komm zu Dir! Marei, Wein! — Tellermann! — Wein! Hier, Marei, wir wollen's ihm eingießen, komm zu Dir, Bruder!

Tellermann

lallt. K—önigshoſen.

Geyer.

Was ſagſt Du, Bruder?

Tellermann

bewußtlos. Königshoſen.

Rektor Beſenmeyer.

Er ſtirbt!

Menzinger.

Hie iſt keine Rettung meh.

Kratzer

hereinkommend. Iſt alles voll Bluts. — Uf der Schwelle und uf der Dielen. Er ſchweißet feindlich.

Geyer

raſend. Er ſtirbt! Bei St. Annen! So holt doch den Wundarzt! Was ſtehet Ihr hier?

Tellermann

phantaſirend. Her! Her! Wohl her! Schurk! Steh, Schuft, ſteh! — Die Reiter, die Reiter! Das Geſchütz, das Geſchütz in ſie arbeiten laſſen! — Pfui, ſchwarzer Tod! Mort de ma vie! Fürchtet Euch nit, liebe fromme Geſellen! Fürchtet Euch nit! Schreiend. Fürch — — tet — — Euch — — nit, — ſag ich. — Löſet die Büchſen! Stecht nach den Gäulen! Stecht nach den Kleppern!

Geyer.

Bruder Tellermann, komm zu Dir!

Tellermann.

Ah! Ah! Der Berlinger! Wo iſt der Berlinger? Aus dem Staube gemacht. — Das Pulver iſt naß. — Verfluchtes Geſindel! Die Pferde nit von dem Geſchütz nehmen! Laßt ſie nit fliehen! — Kerls, fürchtet Euch nit, ſtecht nach den Pferden! — Himmel und Hölle! Hund, komm an!

Der Bewußtloſe iſt von Geyer und Menzinger auf eine Bank gelegt worden. Er wird ſtille. Draußen dumpfes Volksgemurmel. Kratzer hat ſich über die Truhe hergemacht und ſtopft die Papiere daraus in den Ofen, ſo ſchnell er kann. Karlſtatt hat ſich erhoben, iſt zu Kratzer getreten und hat ſich mit ihm ſtumm verſtändigt. Darauf iſt er hinausgegangen. Die beiden alten Spielleute ſind unbemerkt eingetreten und haben ſich an ihrem alten Platz zurechtgeſetzt.

Geyer

über den immer ſchwächer athmenden gebeugt. Braver Tellermann! Alter braver Tellermann!

Karlſtatt tritt wieder ein mit einem großen Linnen, das er feierlich auf der Erde ausbreitet. Er, Menziger und Beienmeyer nehmen darauf, Geyer ſanft bedeutend, den Sterbenden von der Bank.

Karlſtatt

feierlich. Hie ſtirbt ein Chriſt! So erſcheine er denn vor Gott wie ein Chriſt in tiefer Demuth zur Erde erniedrigt.

Tellermann wird feierlich auf das unten ausgebreitete Linnen gelegt. Pauſe.

Rektor Beſenmeyer

leiſe. Was hat er gelallt, Bruder?

Geyer

leiſe. Königshofen.

Karlſtatt.

Es ſind die dreißig Tauſend des Götz.

Menzinger

laut. So bin ich am Ende mit allem Meinen und kann gen Straßburg auf die Hochzeit ziehn.

Geyer

bei Tellermann knieend.

Karlſtatt

in Beterſtellung. Es geht zu Ende mit ihm.

Geyer.

Er ſchläft. Gute Nacht. Er drückt ihm die Augen zu.

Pauſe.

Karlſtatt.

Der Morgen beginnt zu grauen, ich muß fort.

Rektor Beſenmeyer.

Wohin?

Karlſtatt.

Hab gute Kunden, fromme Evangeliſche da und dort im Land. Wo Gott mir weiter hilft, gedenk ich mich durchzuſchleifen in die Schweiz.

Menzinger

zu Geyer. Was wirſt Du thun, Bruder? — —

Geyer.

erhebt ſich. — — — — Ich hab den Marco Polo geleſen, von dem edlen Ritter und Landfahrer. Was meinſt Du? Soll ich uf ein Schiff gehen und über's Meer reiſen.

Mentzinger.

Willſt Du nit ſuchen, gen Frankreich entkommen?

Geyer.

Der Langenmantel ſchreibt mir, und ich trage den Brief zween Wochen im Sack, ich ſoll mich wieder in franzöſiſche Dienſte thun. Zu Pavia iſt es geweſt; haben wer feſt geſtanden, der Tellermann und ich und ein Dutzend freier, mannfeſter Knecht. Wollten die ſchwarze Fahne mit nichten verlaſſen; der Ueberzahl uns erwehrt bis Sonnenuntergang und hernacher mir das Panner doch von ihnen gebracht. Iſt dem König Franziskus von Frankreich zu Ohren gekommen, wie wir allda unſres Eides ſo treulich gewartet und ihm faſt wohlgefallen.

Karlſtatt.

So kommt, Bruder, laſſet uns miteinander pilgern.

Geyer

ſich reckend. Gefehlt! Jtzt hab ich einer göttlichen Sache gedient. Jtzt dien' ich keinem König mehr. Marei, bring mir den Bruſtharniſch! *Er dehnt ſich.* Ich wünſcht', ich wär der heilige Fortunat mit ſeinem Wünſchhütlein und immer vollem Säckel. Aber ich bin es nit. — Schlaf, alter Tellermann! — Hollah, ſpielet auf! Es wird mir leicht um's Herz. *Zu Marei, die ihm den Bruſtharniſch bringt.* Dank Dir, Marei. *Während ihm der Harniſch angelegt wird.* Wo iſt man die erſte Nacht nach dem Tode?

Marei.

Bei St. Gertrauden.

Geyer.

Wo iſt man die zweite Nacht nach dem Tode?

Marei.

Bei St. Michel.

Geyer.

So will ich übermorgen Sankt Gertrauden und über drei Tage Sankt Michel von Euch grüßen. — Fürchtet Euch nit, ſingt! Den Todten weckt Ihr nit auf.

Kläuslin

ſingt mit einer alten zitternden Stimme. Der Florian Geyer zu Weinsberg was . . .

Geyer.

Sieh zu, ob der Gaul gefreſſen hat, es wird ein ſcharfer Ritt werden. Marei ab.

Kläuslin

ſingt. Ergriff er die ſchwarze Fahne und ſprach: Auf, liebe Geſellen mein, jetzt wollen wir das Schloß gewinnen. Die Rührung übermannt Geyer, er hat ſich niedergelaſſen und weint. Pauſe.

Geyer.

— — — Ihr Herren, ich ſchäme mich nit vor Euch. Ich hab nit um mich geweinet.

Marei

wiedergekehrt. Der Gaul iſt gericht't.

Geyer.

Schnall feſter, Marei, ich muß das Eiſen fühlen. — Deutſchland iſt ein gut Land, iſt aller Länder Krone, hat Gold, Silber, Brot und Wein genung, zu erhalten dies Leben reichlich. Aber es iſt der Zwietracht kein End. Die Pfaffen binden es, die Fürſten zerſtückeln es. Aber Pfaffen, Fürſten und Fugger und Welſer zehren von ſeinem Mark. Ich hab gedacht, ich wollt Wandel ſchaffen. Wer bin ich, daß ich's gewagt? Sei's drum: „von Wahrheit ich will nimmer lahn"... Den Helm, Marei! — „Das ſoll mir bitten ab kein Mann, auch ſchafft, zu Schrecken mich, kein Wehr, kein Bann, kein Acht..." Die Armſchienen feſt, ich will mich damit begraben laſſen... „Obwohl mein' treue Mutter weint, daß ich die Sach hab fangen an, Gott woll ſie tröſten ... *das Schwert umgürtend.* Es muß gahn." — So, itzt bin ich gefaßt. Lebt wohl, liebe Brüder, es müßte Wunders zugehen, wann wir uns ſollten wieder begegnen. Thut mir Beſcheid: Ulrich von Huttens Gedächtnis! Des Sickingen Gedächtnis! Sein Sohn iſt ein Hundsfott, hat ſich zu den Bündiſchen gethan.

Karlſtatt

in ſeltſamer Gehobenheit: Bruder Geyer, das große Feuer lieget darnieder, ich glaub auf lange. Aber im Evangelium ſteht: Das ſchwankende Rohr wird er nit zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nit auslöſchen.

Menzinger.

Und über das: „Will's Gott, ſo mag's noch werden gewend't."

Geyer.

Luſtig, Brüder! Warum ſollen wir nit luſtig ſein? Die heilige Agathe ging zum Märtyrertod als wie zum Tanz. Das heilige Mädchen Anaſtaſia verachtete den Tod, und wir ſind Mannskerle.

Zu Tellermann. Ade, Kamerad, Ade! *Er kniet neben ihm nieder.* Haſt brav ausgehalten Landsmann, haſt tapfer gewerket Landsmann, und Frieden und Schlacht ehrlich erarnet. Laß itzt. *Er bemüht ſich den Fahnenſtumpf aus Tellermanns feſt umklammernden Händen zu winden.* Willſt ſie nit hergeben? Ei, Bruder, gieb Dich zufrieden. Auf Bauernehr, Bruder! ich will ihr ſo treu ſein wie Du. *Aufgeſtanden:* Lebt wohl! Wenn's glückt, ſo ſoll ſie der Truchſeßen von Waldburg noch einmal ſehen flattern.

Geyer, Kratzer, Menzinger und Karlſtatt ab.

Rektor Beſenmeyer

allein. Blutige Pfingſten.

Kratzer

kommt, hat es gehört. Die Läufte ſtellen ſich uf den Kopf. Zu Oſtern entſtieg der Heiland dem Grabe. Zu Pfingſten ſchlägt man ihn wieder an Kreuz. — *Am Ofen.* Das Feuer iſt aus.

Menzinger

kommt. Der Geyer iſt fort. Was wird aus uns?

Rektor Beſenmeyer

die Leiche berührend: Das Feuer iſt aus.

Menzinger.

Wo unſre todten bäuriſchen Brüder im Himmel einziehen, wird es ein langer Zug werden.

Kratzer.

Werden wir mit im Zug ſein?

Menzinger.

Man wird uns in den Hundsgraben verſcharren.

Rektor Beſenmeyer.

Was liegt an mir? — Ich bin ein alter Mann.

◆

Fünfter Akt.

Perſonen des fünften Aktes:

Florian Geyer.
Marei.
Sartorius.
Wilhelm von Grumbach.
Anna von Grumbach, ſeine Frau.
Urſel, Beſchließerin in Grumbachs Schloß.
Peter, ein Reiterknecht.
Schäferhans.
Thomas von Hartheim.
Lorenz von Hutten.
Sebaſtian Schertlin.
Kunz von der Mühlen.
Wolf von Kaſtell.
Erſter } **Reiſiger.**
Zweiter }
Erſter Bauer.
Bauern und **eine Bäuerin.**
Ritter.

Fünfter Akt.

Ein Saal im Schloſſe zu Rimpar. Es iſt Nacht, durch die hohen Bogenfenſter ſchwacher Feuerſchein. Rechts Thür zu einem zweiten Saal. Rechts ganz vorn Pforte von der Wendelſtiege. An der Linkswand zwei verſchloſſene Eingänge.

Vor Frau Grumbach, einer jungen, blaſſen Frau, ſteht Marei, ein Reiterknecht nicht fern davon.

Frau Grumbach

heftig.

Potz, ſo gieb mir den Brief.

Marei.

Du haſt mir die Kette ins Maul geſchlagen.

Frau Grumbach.

Den Brief! Willſt nit?

Marei.

Ich weiß nit, wer Du biſt.

Frau Grumbach.

Des Junkers Wilhelm v. Grumbach eheliche Hausfraue bin ich, deſſen Schweſter der Florian Geyer zur Ehe hat.

Marei.

So bring' mich zu ihr.

Frau Grumbach.

Mein Geſchweyte lieget zu Bett und iſt krank, ſie kann Dich nit ſprechen. Gieb mir den Brief.

Marei.

Ich hab' keinen Brief.

Frau Grumbach.

Du haſt keinen Brief? Itzt, Peter, hat ſie auf einmal keinen? So wird man Dich mit der Ruthe pfeffern.

Peter

gutmüthig zu Marei.

Ei, Dirne, was thueſt Du, komm doch zu Sinnen. Sei klug und gieb ihr den Brief.

Marei.

Ich hab' keinen Brief.

Frau Grumbach.

Hilf liebe heilige Anna, die Dirne lügt ſich um Leib und Seele, trüget ſich an den lichten Galgen. Hat ſie nit vorhin geſaget, daß ſie vom Florian Geyer käm, mit Poſten für meine Schwägerin?

Marei.

Mundbotſchaft hat er mir geben, ſuſt aber nichts.

Frau Grumbach

in Angſt und Wuth

Ei Du durchteufelter, eingeteufelter, überteufelter Fratz, ſo will ich Dich laſſen dermaaßen ſtrecken, daß Dir Deine Mundbotſchaft zu Maul und Naſe ſoll ausgehen, bis Du Blut ſpeieſt: Und ſollſt Deines Trotzes gedenken. Gieb her den Brief.

Marei.

Du haſt mir die Kett in den Mund geſchlagen. Ich blut.

Frau Grumbach

ſucht ihr den Brief mit Gewalt abzunehmen.

Halt ſie feſt, Peter! Bauernmetze. Es nimmt ein Ende, mit Eurer verfluchten ſchwarzen, hölliſchen Brüderſchaft.

Peter.

Dirne, — gieb gutwillig, was Du haſt, des Florian Geyer Gemahl iſt nit meh im Haus. Weiß Niemand, wohin ſie ſich und das Kind geflüchtet. Uf Nürnberg oder ſonſtwo. Du findeſt ſie nit. Wo Du der Frauen den Brief läſſeſt, ſo wird ſie kein Koſt' noch Mühe ſcheuen ....

Frau Grumbach.

Das will ich nit thun, ſo Gott mir helfe. — Ich wollte viel lieber einen Wolf ſäugen, dann für die Geyer'ſchen Botſchaften beſorgen. Ketzeriſche, verrätheriſche Brut, Aechter und Landfriedbrecher, uf daß es ein Jeder wiſſe: ich hab nichts gemein mit ihnen. Pack Dich, geh vor Dich! Sie führet Gift in den Augen als eine Otter. Hebe Dich, Viper!

Peter

mit Marei ab.

Frau Grumbach

allein, tritt haſtig ans Fenſter und lauſcht. Fernes Schießen. Sie ſeufzt tief.

Urſel

die alte Beſchließerin, kommt.

Frau Grumbach.

Iſt Jemand hie?

Urſel.

Ich, gnädige Frau.

Frau Grumbach.

Die Fenſter klirren — ſchießen!

Urſel.

Geht ſchlafen, gnädigſte Frau, es hat ſchon faſt nachgelaſſen.

Frau Grumbach.

Weiß Gott, wie es noch enden wird, Urſel.

Urſel.

Gut wird es enden. Sie ſchießen Freud, ſagt der Koch. Schwören, es ſeien bündiſche Stück, und nit bäuriſche Stück. Legt Euch getroſt nieder, gnädige Frau.

Frau Grumbach.

Nichts dann Noth und Angſt dieſer Zeit.

Urſel.

Gnadige Frau. Der Koch in der Küchen hat theure Eide geſchworen und geſagt: Die bäuriſche Ufruhr ſei itzunder gänzlich darniedergelegt, der Bauernjörg, ſagt der Koch, itzunder in ganzer deutſcher Nation ihrer Herr worden. Leget Euch endlich zur Ruh'. Wo Ihr itzt ſtörriſch ſeid und bleibet uf Eurem harten Kopf . . . . . wahrlich, Ihr haltet's nit aus, Ihr traget das Fieber davon.

Frau Grumbach.

Urſel, ich kann nit ſchlafen, iſt mir die Bettſtatt ſchlimmer dann ein heiß Roſt.

Urſel.

Ich weiß ein tröſtlich Gebet, wird Euch ſicherlich Ruh bringen.

Frau Grumbach.

Hab' wüſte, ſchreckliche Träume gehabt.

Urſel.

So will ich ein Kreuz über Euch an die Wand machen, ſoll Euch kein böſer Traum fürder anſtoßen.

Frau Grumbach.

Urſel, ich hab' mein'n Junker geſeh'n im Traum, an den Schandpfahl gebunden, gemartert mit glühenden Zangen und zu allerletzt . . . . . Urſel, mich ſchauerts, mich grauſets, wenn ich dran denke.

Urſel.

So denket nit dran, das iſt der Böſe, der peinigt die arme Seele im Schlaf.

Frau Grumbach.

Ich weiß, ich weiß wohl, Urſel, es iſt nichts dann hölliſcher Trug und teufliſch Blendwerk, aber mir ward hart Grauſens. Der Henker riß ihm das Herz aus der Bruſt und ſchlug's ihm ums Maul.

Urſel.

Ei, wie ich ſag', wie ich ſag', opfert ein Licht in der Kapellen . . . .

Frau Grumbach.

Und es hat noch gezuckt und geſchlagen, *mit Zittern und Zähneklappern,* meines Junkers Herz.

Urſel

um Frau Grumbach bemüht, die erſchöpft auf einen Stuhl geſunken iſt. Ei, wie ich ſag'. Stellet ein geweiht Licht neben Euch an die Bettſtatt, ſo kommen die Engel und jagen den Teufel fort. *Geſprächig.* War einmal ein Ströter, der opferte ein einiges Licht und einen Pfennig bei Maria Lichtmeß. Endlich kam's, daß er mußte durch das hänfene Fenſter gucken. Hing er alſo am Galgen.

Da kam der Teufel daher mit Geſtank, langete mit ſeinen Krallen nach ihm und ſchlug mit dem Schwanze vor großem Grimm, wollte die arme Seele zur Hölle führen. Dawider ſtunden die Engel und wollten's nit dulden. Da ſagte Gott zu dem Ströter: ich kann nichts thun; Du mußt mit dem Teufel kämpfen. Potz Angſt, wie wurde dem Ströter ſo übel zu Sinn! Aber die Englein wußten ihm Rath. Das Licht, ſo er einſtmals geopfert, gaben ſie ihm in die eine Hand und den Pfennig mit dem Kreuz darauf in die andere Hand. Und weil das der Teufel ſah — was blieb ihm über. Er fluchete weidlich und lief davon. Kommt, kommt, ſeid geruhig, ich führ' Euch zu Bett.

Frau Grumbach

von Urſel geführt. Bleib bei mir, Urſel! Urſel, bleib bei mir!

Sartorius

erſcheint, ſorgfältig gekleidet, von der Wendelſtiege her. Bona dies, gnädigſte Frau. Gott geb Euch Glück und Geſundheit. Wie geht's Euer Gnaden, gnädige Frau?

Frau Grumbach

kalt. Was ſuchet Ihr hie?

Sartorius.

Gnädige Frau! Kennet mich Euer Gnaden nit meh? Ich war uf und an, in die Thurmſtuben zu ſteigen. Es iſt eine klare Nacht und gut in den Geſtirnen forſchen.

Frau Grumbach.

So wollt ich lieber, Ihr ſtieget den Thurm hinunter bis in den tiefſten Keller hinab, ſtatt daß Ihr ihn hinaufſteiget in Euer hölliſches Laborat. Wo kommet Ihr her? Wer hat Euch eingelaſſen hie in die Burg?

Sartorius

blaß. Helfe mir Gott, gnädige Frau, ich verſteh Euer Gnaden nit. Bin ich nit ſeiner Geſtrengen, Eures Herrn Gemahls, beſtallter Diener? Hab ich ihm nit gedienet, mich Tag und Nacht nit geſparet, gewachet, gereiſet um ſeinetwillen?

Frau Grumbach.

Betrogen habt Ihr ihn! In Schmach und Verderben verführet mit Eurem bübiſchen, widerchriſtlichen Rath.

Sartorius.

Herren ſind Meiſter, ſie thun, was ſie wollen.

Frau Grumbach.

Herren ſind Meiſter, ſagſt Du mir itzt? So biſt Du zehnmal ein Meiſter aller ſchwarzen hölliſchen Kunſt. Haſt Du ihn nit bethöret mit falſchen engliſchen Weiſſagungen: Das Stift Würzburg werd' bald vergehen und einen weltlichen Herrn bekommen?

Sartorius.

Gnädigſte Frau, da hadert mit Gott. Wir haben dabei geſtanden, Seiner Geſtrengen und ich, als der Knabe vor dem Kryſtallen ſaß und Zwieſprach hielt mit den Engeln. So iſt es von ſeinen Lippen gekommen. Ich hab nichts hinzugefüget.

Frau Grumbach.

Potz Lariſari! Was redet Ihr da? Wollt Ihr mir Schellen anhenken wie meinem Junker? Meinet, weil Ihr Magiſter ſeid? In den ſieben Todtſünden ſeid Ihr Magiſter, aber nit in den ſieben freien Künſten. Wie kommt Ihr herein, was ſuchet Ihr hie?

Sartorius.

Gnädige Frau, Ihr thuet mir wahrlich hart Unrecht. Hab mich in Gottes Namen ein's andren Empfanges verſehen. Da bücket man ſich, da hocket man über Schriften die Nächte durch, windet, drehet, drücket, ziehet ſich uf allerlei Weiſe wie Hans Wurſt und hat nichts dann Wehrmuth und Gallen davon.

Frau Grumbach

hohnlachend. Ihr ziehet und drücket Euch? — Müßig gehen, ſich aufputzen, trinken, Venusſpiel treiben, tanzen, Vogel ſtellen, das iſt Eure Arbeit geweſt, ſuſt eitel Unrath und Trug. Mich laſſet doch unverworren mit Eurer Alchemie, ich hab von dem Gold nichts geſehen, das Ihr wollt können machen. Iſt nichts dann Blendwerk und eitel Trug! Was wollt Ihr hie? Habt Urlaub, geht!

Sartorius

ängſtlich, faſt weinend. So habt doch ein Einſehen, gnädige Frau. Wo ſoll ich itzt hin? Ich hab mich mit aller Marter hereingerett't. Allenthalben rennen und laufen flüchtige Bauern und bündiſche Reuter hinterdrein, ſchlagen und ſtechen in ſie, würgen was ihnen vor Handen kommt.

Frau Grumbach.

Da ſehet Ihr zu! Was gehet mich das an?

Sartorius.

So habet doch Mitleid, gnädigſte Frau!

Frau Grumbach

ruft entſchloſſen durch's Fenſter. Peter! He, Peter! Komm herauf!

Sartorius.

Was thut Ihr, um aller Heiligen willen? Ihr ſeid eine Chriſtin, habet Mitleid.

Wilhelm von Grumbach

erſcheint plötzlich gefolgt von Schäferhans.

Der iſt des Teufels, der mit Dir Mitleid hat. In die Eiſen mit ihm!

Sartorius

von Schäferhans gepackt, flehend und bettelnd in kindiſcher Angſt.

Ach, Euer Ehrenfeſt! Ach, Euer Edlen! Geſtrenger Junker, thuet doch das nit. Ich hab es ehrlich und treu gemeinet.

Schäferhans.

Kotz, haltet doch ſtille, plärret nit ſo! Ihr werdet noch Zeit und Weile genung haben. — Ei freilich, freilich, ich weiß den Weg. Hab ſchon manchem Hundsfott dahin verholfen. Potz Zinkes, Du Tölpel, itzt halt Dein Maul!

Er ſchlägt ihm auf den Mund. Sartorius wird ſtill und glotzt in ſtummer Angſt.

Frau Grumbach.

hat Grumbach nur flüchtig begrüßt. Jetzt ſchreit ſie dem Sartorius nach, der von Schäferhans abgeführt wird.

Itzt krümmet er ſich wie ein Sackpfeifer, ſchreit Zeter und Mordio! Du Hudler, Du Hallunk, Du Alber, Du Tölpel! Das ganze Haus haſt Du tyranniſiret. Dir Erzſchelm gebüret der Scheiterhaufen!

Sartoris und Schäferhans ab.

Wilhelm von Grumbach.

Jetzt gieb Dich zufrieden, ich bin nit allein.

Frau Grumbach.

Haſt Du mir wohl jemalen Glauben geſchenkt? Ich habe den Wicht nit ſo bald verſchmecket, als ich ſchon wußte, wes Kind er was. Hie kam er 'rein, als wär nichts nit geſchehn, hat gemeinet, er wollt gar vor dem Garn abziehn. Iſt ihm übel gelungen, hab's ihm verſalzen.

Wilhelm von Grumbach

heftiger:

Itzt gieb Dich zufrieden, ich bin nit allein! Der Thomas von Hartheim iſt mit mir kommen.

Frau Grumbach.

Wo kommt Ihr her?

Wilhelm von Grumbach.

Führen ein 'Schwader markgräfiſcher Reuter. Sind verordnet zum Truchſeßen zu ſtoßen.

Frau Grumbach.

Wo ſteht der Truchſeß?

Wilhelm von Grumbach.

Es muß nit fern ſein, uf Würzburg zu iſt der Himmel rot. Ueberall flüchtige Bauern; laufen, als griffe ihnen der Teufel nach dem Buckel. Ob zwanzig haben die Knechte erwürget und niedergeſtochen. Zween hab' ich den Garaus gemacht, dreien der Thomas v. Hartheim durch die Köpfe gehauen. Laß uftragen, Anna. Wir wollen nur riſch Lützel zu Morgen eſſen und weiter reiten.

Urſel

die abſeit geſtanden, tritt heran und küßt Grumbach die Hand.

Ach, gnädigſter Junker, o, gnädigſter Junker! Viel ſeliger Zeit, gnädigſter Junker. Wie hat ſich die liebe gnädige Frau nach Euch gebangt.

Wilhelm von Grumbach.

Laß gut ſein, Urſel.

Frau Grumbach.

Geh, ſchick Dich, Urſel, laß den Herrn ein Bad richten. *Mehrere vereinzelte Glockenſchläge vom Dorf herauf.* Ei, was iſt das? *Urſel ab.*

Wilhelm von Grumbach

den Helm abnehmend.

Blau! Anna, nichts ſchlimmes. Hab den Knechten das Dorf eingeben zur Plünderung. Haben ſich viele unſerer armen Leut wiederum heimgethan, verzagter als die Haſen. Halten ſich verſteckt und verkrochen, müſſen aber dannoch herfür.

Frau Grumbach.

Biſt Du vertragen, Wilhelm, mit dem ſchwäbiſchen Bund?

Wilhelm von Grumbach.

Ich verhoffe zu Gott! Aber ſchweig itzt davon.

Frau Grumbach

händeringend.

Hätteſt Du doch . . . o, hätteſt Du doch mein Warnung und Bitten dazumalen nit ſo gar veracht und in Wind geſchlagen!

Wilhelm von Grumbach.

So ſchweig itzt davon! Der Hund ging mir vor dem Licht, ich kunte nit klar ſehen.

Frau Grumbach.

Hab ich Dich nit vor dem Geyer gewarnet, dem Ketzer und Kirchenſchänder, der alleweil mit denen von Auffeß Freundſchaft gehalten, dieſen Aechtern, Landfriedbrechern und böhmiſchen Ketzern?

Wilhelm von Grumbach.

Laß das itzt.

Frau Grumbach.

Sollt' es wohl möglich ſein, daß Chriſtus ſeine heilige Kirche ſo viel hundert Jahr ſollt haben laſſen in der Irre gehen?

Hartheim

kommt.

Frau Grumbach.

Gottwillkommen, Ritter!

Hartheim.

Viel ſeliger Zeit, gnädige Frau!

Frau Grumbach.

Nehmet Platz, Ritter!

Hartheim.

Noch nit, gnädigſte Frau. Es iſt nur, daß die Gäule ein wenig zu Kräften kommen. Es muß bald weiter gewerket ſein. Itzt heißt's gute Werke thun, wie es der Luther verſteht, nämlich mit dem Schwert.

Wilhelm von Grumbach.

Erbarmet Euch der armen Leut, hat der Luther geſagt, ſteche, ſchlage, würge hie wer da kann, hat der Luther geſchrieben. Ich will nit dahinten bleiben.

Frau Grumbach.

Recht ſo, Ritter, es ſei mit Gewalt gered't und das Maul geſtopfet allen teufliſchen, hölliſchen Rottengeiſtern! Ich hab zu meinem Eheherrn geſprochen von Anbeginn, wie teidingt doch Seiner Liebden der Markgraf ſo ernſtlich mit dem ſchwarzen Geſindel, den rotzigen, bübiſchen, bäuriſchen Mordhaufen. Er hätte wohl mögen bei Zeiten mit Feuer und Fauſtkolben darein arbeiten, ihnen Ruhe gebieten und, wo ſie nit wollten hören, ihnen die Eſelsohren aufknäufeln laſſen mit Büchſenſteinen.

Schäferhans

erſcheint von der Wendelſtiege. Mit Verlaub, feſter Junker, es iſt eine Partei Reuter herein in den Schloßhof. Wollen bündiſch ſein, haben rothe Kreuz uf die Aermel genäht.

Wilhelm von Grumbach

in ſteigender Aufgeregtheit. Nehmt ihnen die Gäule ab. Potz küren Marter! Macht flugs und führet die Herren herauf.

Schäferhans ab.

Hartheim

freudig überraſcht. Saſſa! Bündiſche Reuter! *Er ſchreit zum Fenſter hinab.* Saſſa, Kameraden! Hie Ansbach!

Gegenruf.

Schwäbiſcher Bund!

Hartheim.

Gebet mir ein klein Urlaub, gnädige Frau, ich will den Herren den Willkomm bieten. *Ab.*

Frau Grumbach.

Wer iſt in den Hof eingeritten?

Wilhelm von Grumbach.

Bündiſcher Streifreiter. Itzt, Anna, laß uftragen, daß ſich die Tafel biegt. Es muß ein Gelage geben.

Frau Grumbach.

In Gottes Namen, was ſteheſt Du hier? Geh vor Dich und heiß ſie willkommen.

Lorenz von Hutten

ſchnell herein. Damit Ihr es wißt, wir ſind dem Florian Geyer uf den Ferſen geweſt. Wir ſuchen den Florian Geyer.

Wilhelm von Grumbach.

Bei mir? Was hab ich doch mit dem Geyer zu ſchaffen, einem Aechter und Landfriedbrecher!

Lorenz von Hutten.

Iſt Deine Schweſter im Haus?

Frau Grumbach.

Längſt auf und davon über den blauen Berg, Gott weiß wohin. Wir wiſſen es nit.

Lorenz von Hutten.

Damit Du Dich weißt zu halten, Wilhelm, der bäuriſche Handel iſt aus und hin. Es iſt eine Schlacht beſchehen bei Königshofen, und noch nit eine Stund iſt vorübergangen, da hat der Truchſeß laſſen Freud ſchießen zum andern Mal. Jetzt biſt Du bündiſch mit Haut und Haaren oder biſt gar ein verlorener Mann.

Wilhelm von Grumbach.

Sammer poß Körper! Was ſoll das heißen?

Lorenz von Hutten.

Schwager, ich bin vom Klepper herunter und die Stiegen herauf, ſo flugs mich die Beine wollten tragen. Du biſt in Gefahr, Schwager, das will ich Dir nit verhalten. Sie haben Dich ausgetragen im bündiſchen Lager, als ſtäckeſt Du auch faſt tief in dem Bundſchuh.

Wilhelm von Grumbach.

Lug iſt's, gelogen und zehnmal gelogen! Ich bin markgräfiſch geweſt und ein markgräfiſcher Diener.

Lorenz von Hutten.

Haſt aber damalen in der Kapitelſtuben ungeſchickte und ſpitze Worte gered't wider den Biſchof, als wollteſt Du mit dem Ernſt an ihn und ihm das Fell über die Ohren ziehen. Das iſt Dir unvergeſſen, Wilhelm.

Wilhelm von Grumbach

gezwungen lachend. Potz! Habt Ihr ein Haberkorn funden in mein'm Harn und meinet deshalb, ich hab ein Pferd verſchluckt. Was geht mich der bäuriſche Handel an? Iſt wohl ſchwerlich einer im ganzen heiligen Reich, dem der Bauern brüderliche Lieb von Anbeginn ſo gar iſt zuwider geweſt als mir. Ich hab mit meinen natürlichen und leiblichen Geſchwiſtern nit gerne getheilt, geſchweige daß ich's mit Fremden und dieſen rotzigen Bauern thät.

Lorenz von Hutten.

So hätt'ſt Du nit ſollen in der Kapitelſtuben, als ſie mit den Brodmeſſern in die Porten ſtachen, ein gleiches thun und nit dazu ſprechen: Du ſtächeſt dem Biſchof Konrad von Würzburg mitten in's Herz.

Wilhelm von Grumbach.

So ſoll mich doch uf der Stelle der Donner erſchmeiſſen .... Wo das beſchehn iſt, ſo will ich nit ſelig werden. Und wer mir das einmal ſaget, bei Gottes Stuhl, der ſoll es nit zweimal ſagen. Er ſterb und erſtick an ſeiner teufliſchen, bübiſchen Lüg!

Lorenz von Hutten.

So laß es gut ſein, ſie kommen herauf. Aber wenn Dir Dein Leben lieb iſt, verberget den Florian Geyer nit.

Wilhelm von Grumbach.

Durchſuchet die Burg von der Thurmſtuben bis in die Keller hinunter, von der Kemenaten bis zur Ciſternen, und wenn Ihr ihn findet, ſo laſſet mich in vier Theile ſchneiden, und mag ſie der Henker uffſtecken uf allen vier Ecken meiner Burg und meinen Kopf über den Schweinſtall nageln zu einem Gedächtnis. Ich weiß von dem Florian Geyer nit meh dann Ihr.

Sebaſtian Schertlin und Hartheim
treten gleichzeitig von der Stiege her ein im lebhafteſten Geſpräch mit einander.

Schertlin
laut. So braucht Ihr um deswillen kein Bein meh' über ein'n Klepper zu henken. Der Krieg hat ein Loch, er gehet zu Ende.

Lorenz von Hutten
vorſtellend. Dies iſt der ehrenfeſte Herr Sebaſtian Schertlin, jüngſt zu Pavia vom Vice=Re aus

Napolis vor dem Schloß eigenhändig zum Ritter geſchlagen.

Schertlin.

Ohne Ruhm zu melden, gnädige Frau.

Frau Grumbach.

Willkommen, Ritter. Wir haben Eurer Zukunft hie faſt ſehnlich erwartet.

Schertlin.

Habt Ihr auch viel gelitten von den bäuriſchen Teufeln?

Wilhelm von Grumbach.

Unwiederbringlichen Schaden und Nachtheil. Viele Dörfer zerſtöret, zween feſter Häuſer in Grund verbrunnen.

Frau Grumbach.

Nehmet doch Platz, Euer Ehrenfeſt, verziehet ein wenig. Ich will gehen und Euch das Bad laſſen richten.

Wilhelm von Grumbach.

Thuet doch meinem Hauſe die Ehre an, Ritter.

Schertlin.

Dank, feſter Junker. Ich will's wohl annehmen und den Harnaſch ein wenig lockern. Haben tapfer gewerket, ohne Ruhm zu melden.

Schäferhans

tritt ein, meldet. Mit Verlaub, feſter Junker!

Wilhelm von Grumbach.

Was giebts?

Schäfer-Hans.

Was ſollen wir mit den Bauern thun, die wir eingebracht haben?

Wilhelm von Grumbach.

Wie viel ſind ihrer?

Schäferhans.

Ob 20 hab' ich gezählet.

Schertlin.

Ihr Herren, laßt es uns halten wie Herr Georg Truchſeß. Wann wir geruhet, geſſen und trunken haben, alsdann die Gefangenen herauf laſſen führen und zu Gericht ſitzen. Daß Dich's blau Feuer. — Wo hab' ich Dich ſchon geſehen, Kerl?

Schäferhans.

Zu Pavia, Ritter!

Schertlin.

Haſt bei Pavia mitgefochten? Brav, Kamerad, wie kommſt Du hierher, Kamerad?

Schäferhans.

Ich ſtund' bei den Rothenburgern in Sold. Wollten ſie mich mit dem Geſchütz gen Würzburg verſchicken. Sollt alda bäuriſch werden: — das wollt ich nit. Hab' meine Nahrung und Brot bishero bei Fürſten und Herren geſucht und gehabt, ſo will ich auch fürder bei heiligen Reichs-Ständen, Fürſten und Herren ſterben und geneſen.

Schertlin.

Iſt gut landsknechtiſch geſprochen; biſt ein mannfeſter Kerl!

Schäfer-Hans ab.

Kunz von der Mühlen und Wolf von Kaſtell treten ebenfalls von der Stiege her ein. Sie disputiren heftig aber für ſich, ſpähen umher, blicken forſchend auf Grumbach und achten zunächſt der Anderen nicht.

Wilhelm von Grumbach

forcirt. Glück zu, liebe Geſellen! Zu Kaſtell. Willkommen, Euer Gnaden. Thuet meinem Hauſe die Ehre an. Tretet näher.

Wolf von Kaſtell.

Mit Verlaub, Junker von Grumbach, nehmet es uns nit vor übel. Wir haben vor alle Thore und Porten Wachen geſtellt. Ihr habt ohne Zweifel gut Wiſſens, wen wir ſuchen.

Wilhelm von Grumbach.

Obgleich ich nit weiß, Ihr Herren, welchem Aechter und Schelm Ihr uf den Ferſen ſeid, auch in keinem Weg denken kann, was Ihr in meinem Haus hoffen könnet zu finden, ſo mögt Ihr doch Eures Gefallens darin verfahren, und wo Ihr Belieben tragt, kein Mauſeloch unbeſehen laſſen in all meiner Burg, Sälen, Kellern und Ställen: So helfe mir Gott! Aber itzt ſaget mir zuvörderſt, Ihr Herren, wie ſeid Ihr doch aus der Beſatzung kommen?

Lorenz von Hutten.

Blau, Schwager! Das iſt ein faſt trefflich Reiterſtücklein geweſen von Heinz Truchſeſſen Marſchalk unternommen mit drei hundert Pferden, ſind von Königshofen her zu uns geritten, funfzig Knechte vor laſſen rücken bis an den lichten Zaun. Haben wir ſie uf unſrer Frauen=Berg von den Zinnen herab erkennet, eine Stiegen hinunter gelaſſen und den Lienhart Eiſelſtätter mit dreien Andern hineingenommen. Haben Sie uns herrlichen Bericht gethan und eine ſo überaus ſelige Vertröſtung gemachet, daß alle im Schloß ſchier taumelig ſind worden vor großer Freud und ſchreiende durch die Kammern geloſen. Denn es was allbereits Lachen verboten geweſt in der Beſatzung, mangelte allbereits Brot, Zumus und Trunk. Was nit meh fern, daß wir hätten unſre eignen Brunnen wiederum müſſe ſaufen. Was dazu Mangels an Pulver und Blei. Hatten uns auch die Bäuriſchen ſchon ein faſt groß Stück unſrer Mauer niedergelegt mit dem Rothen=

burger Geſchütz, das bös anklopfete. Wacht und Scart hatte viele unſrer Herren und Domherren uf den Tod matt und müde gemachet, hätten einen zweten Sturm wahrlich nit können aushalten. So aber was Hilf in der Noth kommen. Mußte der Thürmer uf'm mittleren Thurm alsbald den Bauern das Liedlein blaſen:

„Hat Dich der Schimpf gereuen,
So zeug Du wieder heim.“

Der vordere Thürmer jubelnde und ſchreiende uf die Schütt geführet, daß er den Würzburgern ufſpielete unten in der Stadt. Das hat er mit Freud gethan und ihnen den armen Judas gar hell und ſchmetternd mit ſeiner Trummeten zu hören geben. Wir aber, der Kunz von der Mühlen, der Wolf von Kaſtell und ich, wir kunnten uns nit meh halten. Wir wollten daran und die letzte mit helfen werken und ſchlagen. So ſind wir dann mit den Bündiſchen aus der Burg geſtiegen, und iſt uns auch richtig zu Theil worden, was wir begehret. Den härteſten Strauß im freien Feld mitgefochten zu guter Letzt. Iſt im ganzen, bäuriſchen Krieg kein ſo hartes Treffen geweſt als um Ingolſtadt.

Frau Grumbach.

Hab das Schießen gehöret, Ihr Herren!

Schertlein iſt inmitten der Erzählung von Grumbach hinausgeführt worden.

Kaſtell

wütend. Und ich ſag' und behaupt' die Schanze iſt dannoch mit nichten gewonnen, ſo lang wir den Geyer nit niedergeworfen.

Frau Grumbach ab.

Lorenz v. Hutten

bevor er aus einer großen Weinkanne trinkt, die eine Magd auf den Tiſch geſtellt hat. Es giebt ihrer genung, die uf der Meinung verharren, der Geyer ſei überhaupt nit bei dem Treffen geweſt.

Kunz von der Mühlen.

Mit meinen Augen hab ich den Geyer ſehen fechten uf der Mauer. Zwir hab ich nach ihm gehauen und ihn getroffen zwiſchen Handſchuh und Armzeug. Junker, ich kenne den Geyer allzuwohl, hab' auch ſeine helle Stimme gehöret, da wir zu allererſt den Sturm wider das Schlößlein zu Ingolſtadt antraten und noch weit im Felde liefen.

Kaſtell.

Der Geyer iſt dabei geweſt oder nennet mich ſelbſt einen ſchwarzen Bauern. Kein anderer als er iſt es geweſt, der das Häuflein geführet und ins Ingolſtädter Schlößlein geworfen; hätten uns ſchwerlich ſo hart Widerſtand gethan, uns den Graben voll Toter gelaſſen. Wo aber der Geyer ſich aus dem Handel ſchleiſet, ſo haben wir den Bundſchuh zum andern Mal, bevor ein Jahr ins Land gehet.

Wilhelm von Grumbach.

Erſcheint in der geöffneten Saalthür, aus der Licht ſtrömt.

Ihr Herren, Speiſ' und Trank ſtehet ſchon uf'm Tiſch. So ſei't gebeten und thut meiner Küchen die Ehre an. Der Allmächtige ſei mein Zeuge, daß ich lieber uf'm Gaul ſäß' und mich brauchete im Dienſte Rechtens und wahrer evangeliſcher Freiheit. Dieweil Ihr aber die Victorie gewunnen habt, ohne mich, die Bauern mit blutigen Köpfen heimgeſchickt, iſt meine Meinung, daß wir eine kleine Freud' und Gelage anſtellen und nach ſo langer Noth und Fahr es uns ein wenig wohl ſein laſſen bei Wein und Schmaus. *Die Ritter folgen ſchweigend Grumbach in den Speiſeſaal. Man hört nun das Geräuſch der im Nebenzimmer Tafelnden. Einige Schüſſe in der Ferne und am Ende das Getrappel von vielen Menſchen, welche die Wendeltreppe heraufkommen. Hierauf wird Schäferhans ſichtbar, der in die Treppe zurückſchreit, während er an einem Strick den erſten gefangenen Bauern heraufzieht.*

Schäferhans.

Verdammte Hautzen herauf, der Galgen iſt oben, der Dalinger ſteht dabei. Steh' ſtill, Horck! *Etwa 15 zerlumpte, zitternde, auf den Tod verängſtete Bauern und eine Bäuerin, darunter 5 oder 6 mit einem weißen Stab in der Hand, werden von 2 Reiſigen herein-*

getrieben. Einem Jeden ſind die Hände zuſammengebunden, und ein Jeder iſt genöthigt, mit dieſen gebundenen Händen ſeine Hoſen zu halten, die ſonſt herabfallen würden.

Schäferhans.

zu demjenigen Bauern, den er, an einer Schlinge um den Hals führt: Jetzt ſollt Ihr grauſen lernen, aber die Füße auf ein glühendes Roſt geſetzet.

1. Bauer

blödſinnig vor Angſt: Batienzia, Finzi, Domine.

Schäferhans.

Gelobet wohl der heiligen Jungfrau ein Licht ſo lang wie der Münſter zu Straßburg.

1. Bauer.

Du biſt ein Chriſt, Herr. Hier iſt das Stäblein, der Truchſeß hat mich begnadigt.

Schäferhans.

Poß Zucker, was gehet mich das an, Du biſt verloren wie eines Juden Seel. Er ſchlägt ihm den weißen Stab aus der Hand.

1. Reiſiger.

Der iſt des Teufels, der einen Bauern leben läßt, ich hab' ihrer ob zwanzig kalt gemacht.

2. Reiſiger.

Iſt ein verzagt' ſchlecht Volk, laſſen ſich verſchlingen als die Kaninchen.

1. Reiſiger.

Haben ſie müſſen von den Bäumen geſchoſſen, daß ſie herab ſind fallen wie die Störch ab den Neſtern.

2. Reiſiger.

Hatte ein Häuflein verfolgt bis gen Gibelſtadt mit meinm Rennfähnlein. Iſt Lachen verboten geweſt. Krochen ſie unters Geſträuch, etliche in die Hecken innen uf'm Schloßgraben. Konnten wir mit den Gäulen nit ankommen. Haben wir ihnen zugeſchrieen, welcher unter ihnen die andern zu Tot könnte ſtechen, dem wollten wir Leib und Leben verſichern.

Schäferhans.

Potz! Daß Dich der Donner erſchmeiß'.

2. Reiſiger.

Erhub ſich ein Kerl und unterſtund ſich der Sache. Stach alſo uf ſeine bäueriſchen Brüder ein, als wären es Kälber und Ferkel geweſt; That ihrer Fünfe kurz ab. Der Sechſte aber, der wollt' nit daran, ſtellete ſich meiſterlich und kamen die Beiden in ein Ringen, herum Lottel, hinum Trottel, was ſpaßhaft zuſchauen. Und als ſie ganz wohl ineinander gemengelt und verſtricket, traten ſie fehl von Ungefähr, rolleten die Böſchung hinab in den Graben und verſoffen Bede.

Kaſtell

angetrunken, unruhig, kommt aus dem Saal. Oha! — Brüder Hundsſötter, kommt Ihr, kriecht Ihr zu Kreuze? Ein Jeder unter Euch Buben weiß, daß er itzt ſterben muß. Aber wo Ihr nit voll herausgehet mit der lauteren Wahrheit, ſo wird man Euch dermaßen ſtrecken und peinlich verhören ..... Red' Du da, wo haſt Du den Florian Geyer zuletzt geſehen?

Schäferhans.

Der Geyer iſt ein Höfling, ein Suppirer, ein Scheißling.

Kaſtell.

100 Gulden ſind uf des Geyers Kopf geſetzt. 150 wer ihn dem Truchſeſſen lebendig bringt.

Schäferhans.

Potz, ſo wollt' ich, daß ich ſchon mein Maaß Wein und kalt Fleiſch im Bauche hätt'. Ich will Hunde nehmen und uf ihn Jagd machen und wo ich ihn finde will ich mein Meſſer in ſein Herz ſtoßen und ſeins Bluts mit hohen Freuden trinken.

Kaſtell.

Wo haſt Du den Geyer zuletzt geſehen?

Erſter Bauer.

Als wir mit ganzem hellen Haufen von Würzburg waren ufgebrochen, in Meinung den Brüdern gen Königshofen zuzuziehen, zogen wir hinaus und bei Heidingsfeld die Stiegen hinauf. Als wir hinauf waren, kam einer uf'n Gaul überzwerg dahergerennet. Iſt der Geyer geweſt.

Lorenz von Hutten

angetrunken in der Saalthür. Wulf, ich trink uf den ſchwäbiſchen Bund, ſo wie er itzt iſt, und ſo lang er nit wider den gemeinen Adel zu Felde zieht.

Kaſtell.

Ich thu' Dir Beſcheid. Aber itzt thu ein Ding und tritt her, der Bruder Schmalzbettler wird Dich berichten, ob der Geyer im Treſſen geweſt iſt, oder nit.

Lorenz von Hutten.

Red' Du Landſchelm!

Erſter Bauer.

So helfe mir Gott, ich weiß nit meh. Bald danach fielen des Truchſeſſen Reiter in uns. Entſtund Feindsgeſchrei: Flieh't, liebe fromme bäuriſche Brüder, und fing ſich das große Fliehen an.

Wilhelm von Grumbach.

Ihr Herren, laufet Ihr von der Krippen? Es iſt neuer Wein kommen und das Spanferkel ſteht uf'm Tiſch. Mit dem Humpen hereintretend, lacht er plötzlich laut und roh. Potz Lung, wie ſeht Ihr doch aus, liebe evangeliſche Brüder? — Oha! Wollen Euch die Hoſen nit oben bleiben?

Schäferhans.

Ich hab' Ihnen die Neſtel aus den Hoſen gemacht, feſter Junker, ſo können ſie nit davonlaufen.

Die Ritter lachen wüſt.

Schertlin

betrunken, tritt auch herein und herzu. Keinnutziges Lauszeug, iſt nichts zu erarnen an Euch für ein Reutersmann. Da Ihr niedergelegt ſeid, aus der Gnade Gottes und Eurer an 60000 zu Tode geſchlagen mit Gottes Hilf' muß einer zufrieden ſein, fähret ſo arm heim, als er ausfuhr.

Kaſtell.

Habt Ihr nit kurze bömiſche Schwerter zur Hand, zum Hände abhauen?

Die Bauern fallen zitternd und wimmernd auf die Kniee.

Schertlin.

Ihr wiſſet was der Luther geſagt und geſchrieben: Wer Mitleid mit dieſen ſchwarzen bäuerſchen Teufeln hat, mit dem hat Gott kein Mitleid!

Alle Bauern

durcheinander. Erbarmet Euch unſerer, Ihr Herren, wir ſind begnadete Leut'.

Schäferhans.

Aufſchneider, Bettrücker, Lügner, Berenhäuter! Ihr lügt.

Kaſtell

die Reitknute in der Hand. Itzt rund heraus. Redet, Ihr Hautzen. Wie viel Thüren ſoll der Edelmann haben, he? Antwort: So viel er will.

Die Bauern.

Soviel er will.

Lachende Ritter.

Kaſtell.

Wie viel feſte Häuſer darf der Edelmann haben?

Die Bauern.

Soviel ihm beliebt.

Kaſtell

auf die Bauern einknallend. He! Hallo! Huſſa ho! Stoß Euch die rothe Ruhr!

Lorenz von Hutten

auch mit der Peitſche auf ſie einhauend. Schwarze Hunde!

Schertlin

wie Hutten. Erznarren, Kujone.

Wilhelm von Grumbach

wie Hutten. Hundsfötter, Buben, ins Loch mit ihnen!

Sie haben in Gemeinſchaft mit den Reiſigen die Bauern hinausgeprügelt. Erſchöpfung, wüſtes trunkenes Gelächter und Stärkung durch einen Trunk.

Schertlin

Wohlan, fromme Geſellen! So laſſet uns nach der Arbeit ein wenig „Deutſch-Herren“ ſpielen.

Kunz von der Mühlen

ſpricht im Abgehen.

Kleider aus und Kleider an,
Eſſen, trinken, ſchlafen gahn,
Das iſt die Arbeit ſo die Deutſch-Herren han.

Schertlin.

Ihr Herren, wo machen wir hernacher den Mummplatz?

Kaſtell.

Wollt Ihr würfeln?

Schertlin.

Was eine ſeltſame Frag? Sollen Kriegsleut ein Gelag haben, und keine Würfel dabei ſein?

Alle ab in den Speiſeſaal, wo ſie alsbald an zu ſingen beginnen:

Wir haben keine Sorgen
Wohl um das Römſche Reich,
Es ſterb heut oder Morgen,
Des gilt uns alle gleich.

Marei ſchleicht ängſtlich und vorſichtig herein. Sie ſtutzt, als ſie die Zurufe im Nebenzimmer vernimmt. Sie will zurück, von wo ſie gekommen, ſtutzt aber wieder und horcht. Schwaches Eiſesgeräuſch eines langſam die Wendeltreppe aufſteigenden Gewappneten wird hörbar.

Marei, ſeltſam unſicher geworden, weiß nicht, ob ſie bleiben oder flüchten ſoll und ſchließlich weicht ſie zurück, ins fernſte Dunkel. Nun ſieht man einen ſchwarzen Ritter, die letzten Stufen der Treppe mühſelig heraufwanken. Er hält ſich an einen Thürpfoſten. Das Viſir iſt geſchloſſen. Mit letzter Anſtrengung verſucht er den Helm loszuſchnallen.

Marei

leiſe. Kapitain!

Geyer

ſtutzt.

Marei

lauter. Kapitain!

Geyer

öffnet mühſam das Viſir.

Marei.

Kapitain. Schon iſt ſie bei ihm und bemüht, ihm den Helm abzunehmen.

Geyer

lallt. Schnall mir den Helm ab.

Marei.

Kapitain, Du mußt fort. Du kannſt hier nit bleiben.

Geyer.

Still!

Marei

ſchlägt ſich die Hand vor den Mund.

Geyer

will ſprechen, vermag es nicht.

Marei

ſtützt ihn und forſcht ängſtlich.

Geyer

deutet auf etwas.

Marei

rathlos. Endlich verſucht ſie. Auf dem Tiſch ſteht eine Weinkanne, dorthin leitet ſie den Kraftloſen. Er kann nicht weiter. Blitzſchnell bringt ſie den Weinkrug. Er greift lechzend danach, umklammert ihn und trinkt gierig. Sie unterſtützt den Krug wie einem Kinde.

Geyer

iſt auf ein Knie geſunken, ſetzt ab, wimmert, und trinkt wieder, dann gleitet er auf die Erde. Mit dem Rücken gegen einen Stuhl ſitzt er, legt den Kopf hinten über, öffnet den Mund und holt tief Athem.

Marei

iſt rathlos, erſchrickt, als er die Augen ſchließt, kniet neben ihn und haſtet ihm zu. Kapitain, Du mußt fort, Tod und Verderben iſt hie.

Geyer

öffnet die Augen. Wo bin ich?

Marei.

Zu Rimpar biſt Du und bündiſche Reiter ſind hie.

Geyer.

Ich — bin — wohl — ſchon — tot?

Marei.

Kapitain, Du mußt fort, ſo wahr ich lebe, Kapitain, ſonſt iſt es zu ſpat.

Geyer

lächelt, ſieht ſie groß und tief an. Ich bin zufrieden hie.

Lorenz von Hutten

kommt herein, geſchrien und gepoltert. Ein ſchön Spiel, ein verfluchtes Spiel. Wie nennt Ihr das Spiel Ihr Herrn, iſt das das Maiſlen? Ei, ſo mag der Teufel das Maiſlen ſpielen, ich hab' einen ganzen Hirſebrei in's Geſicht bekommen. **Er ſäubert ſich am Fenſter. Höllengelächter im Nebenzimmer. Ohne Geyer zu bemerken, geht er wieder ab.**

Geyer

bei Beſinnung. Bündiſche ſind hie? **Er erhebt ſich mühſam.**

Marei.

Ich weiß, wo die Pferde ſind, Kapitain. Die Knechte ſind trunken, beſorgen nichts Uebles!

Geyer.

War das nit der Lorenz v. Hutten?

Marei.

Ich weiß nit!

Wilhelm von Grumbach

angetrunken, tritt auf. Kotz, Dirne, was thuſt Du hier?

Geyer.

Wilhelm!

Wilhelm von Grumbach.

aufs tiefſte erſchrocken. Was? Wer? Wer biſt Du, was willſt Du?

Geyer.

Kennſt mich nit?

Wilhelm von Grumbach.

Wer biſt Du? was willſt Du? ich kenne Dich nit!

Geyer.

Haſt kurze Gedanken, ſo Du mich nit kennſt.

Wilhelm von Grumbach.

Kotz, kurze Gedanken, lange Gedanken, was geht das mich an? Soll ich mich lebendig laſſen viertheilen, und meinen Leichnam vom Schinder zu Aſche verbrennen? Da ſiehe Du zu, ich kenne Dich nit!

Geyer.

Es iſt um ein Stündlein Schlafs zu thun.

Wilhelm von Grumbach.

Ich kenne Dich nit, was willſt Du bei mir? Weiß bloß von Einem, der ſich vermeſſen hat, daß er wollt' aufſpielen, daß Fürſten und Pfaffen ſollten das Tanzen lernen. Aber er kunnt' nit recht ſpielen, und ſo ſchlug man ihm die Lauten am Kopf entzwei. Itzt haben die Fürſten und Pfaffen das Spiel angehoben . . .

Geyer.

Ich weiß, ich weiß, es giebt Blut und Geld.

Wilhelm von Grumbach.

Was willſt Du hie, was kommſt Du zu mir? Soll ich dein entgelten? Willſt mir den Bluthund, den Truchſeß, vollens uf'n Hals hetzen? Man hat mich ausgetragen genung, als ſtäcke ich auch in dem Handel. Hab aber nie nit darin geſteckt. Bin nie kein Schwarzer geweſt.

Geyer

Wilhelm, es iſt um ein Stündlein Schlafes zu thun! Alsdann will ich auf und Dir nie wieder unter die Augen treten. Aber itzt bin ich kraftlos, ein Kind kann mich fällen.

Wilhelm von Grumbach.

Ich kann Dich nit hauſen und hofen, es geht mir an's Leben.

Geyer.

Wenn ich dann fort ſoll, willſt Du mir nit nach deutſchem Brauch eine andere Herberge weiſen?

Wilhelm von Grumbach.

Ich weiß keine andere, ich kenne Dich nit. Wer hat Dich den Handel anfahen heißen? itzt iſt Dir der Tod näher dann das Leben.

Geyer.

Ein Mönch in einem Kloſter überwähret viele Kriegsleut! Gehab' Dich wohl! — Biſt Du nit evangeliſch geweſt?

Wilhelm von Grumbach.

Lutheriſch bin ich geweſt, nit aber Karlſtattiſch oder gar Münzeriſch. So halt' ich auch itzt feſt an Gottes Wort, wie der Luther feſthält daran.

Geyer.

Brocken und Grumpen wird er davon bringen.

Wilhelm von Grumbach.

Wo willſt Du hin?

Geyer.

O, liebe Deutſche! Dank bei den Deutſchen iſt nit zu erjagen. Leb' wohl!

Wilhelm von Grumbach.

Kannſt Du mir Uebles nachreden, habe ich es je mit den Bäuriſchen gehalten?

Geyer.

Weiß Gott, was ich kann und was ich nit kann. Vier Tag hab' ich nit geruht. Gewerkt hab' ich wider die Bündiſchen, bis alle Glieder mir abſtarben. Wir haben die Schanz gehalten, im Schlößlein zu Ingolſtadt, bis uns das Pulver ausging; alsdann haben wir uns gewehrt mit

Händen und Zähnen. Was überblieb, iſt in ein'n Keller krochen und den verrammelt. Haben ſie Pulver in die Mordgruben geſchüttet und das angezündet. Wilhelm, wenn mich der' Henker itzt an der Bank ſtreckt, ſo kann ich für mein Urgeſicht nit einſtehn.

Wilhem von Grumbach

mit plötzlichem Entſchluß. Komm! geh dort hinein! Kann ich Hunde und Katzen leiden, ſo kann ich Dich auch eine Nacht leiden; aber mit dem Früheſten drehe Dich aus.

Geyer.

zögert, eh er durch die ihm geöffnete Thür links geht.

Wilhelm von Grumbach.

Potz' willſt Du nit?

Geyer

bedeutſam. Ich liege und ſchlafe ganz mit Frieden, denn allein Du Herr . . . ab mit Marei und Grumbach.

Frau Grumbach

haſtig herein. Wilhelm!

Wihelm von Grumbach

kommt wieder. Rufſt Du mir?

Frau Grumbach.

Was thuſt Du da drin?

Wilhelm von Grumbach.

Nichts!

Frau Grumbach.

Die Mägde haben einen im ſchwarzen Harniſch ſehen den Wendelſtein hinaufgehen.

Wilhelm von Grumbach.

Nu und? Sind nit Geharniſchte meh' dann zuviel im Schloß?

Frau Grumbach.

Haſt Du nichts nit bemerkt?

Wilhelm von Grumbach

heftig. Ei, nein!

Frau Grumbach

erſchreckt und voll Ahnung. Wilhelm!

Wilhelm von Grumbach.

Was willſt Du von mir?

Frau Grumbach.

Du haſt den Ritter geſehen?

Wilhelm von Grumbach.

Ins Teufels Namen, ſo hab' ich den Ritter geſehn! Itzt halt Dein Maul und laß mich zufrieden!

Frau Grumbach.

Du weißt, wer der Ritter iſt.

Wilhelm von Grumbach.

Ich weiß es nit, ich kenn ihn nit.

Frau Grumbach

faſt weinend. Um Gottes und aller Heiligen willen, verbirg ihn nit.

Wilhelm von Grumbach.

Soll ich die Blutſchuld uf mich laden?

Frau Grumbach.

Sein Blut ſoll über mich gehn, Wilhelm! denk an Dein Weib und Kind. Du biſt dem Biſchof im Weg…

Wilhelm von Grumbach

da die Ritter im Begriff ſind, einzutreten, ſtößt ſeine Frau zurück. Hölle und Teufel!

Schertlin

ohne Harniſch, erſcheint, den dreijährigen Buben Grumbachs im Arm, in der Saalthür rechts. Je Jene, Je Jene! Juch! Hallo! *Ihn auf dem Arm hereintragend.*

Willſt Du Dich ernähren,
Du junger Edelmann!
Folg' Du meiner Lehren,
Siß uf, trab' zum Bann!
Wenn der Bauer zu Holze ſährt,
So greif' ihn freißlich an,
Derwiſch ihn bei dem Kragen,
Erfreu das Herze Din,
Nimm ihm, was er habe,
Spann' aus die Pferdlein ſin,
Sei friſch und dazu unverzagt.
Wenn er nummen Pfennig hat,
So reiß ihm d' Gurgel ab.

Als ich an ſeiner Kammer vorüber ging, gnädige Frau, ſchlug er mörderlich Lärm, ſchrie nach der Mutter. Bin ich hinein in die Stuben und war alles gut. Kunnt aber nit wieder heraus, mußt' ihn dann mit mir nehmen. Ei potz! — Was Augen macht doch das Junkerlein! Potz Zähholz, ſchau Dich um, hab auch ſo ein'n Sohn als Du einer biſt. Hat mir im Mutterleib drei ſeidne Wämſer gewunnen. Sie haben mit mir gewett't. Es werd' eine Tochter.

Frau Grumbach empfängt den Hemdenmatz und entfernt ſich ſchnell mit ihm.

von der Mühlen

iſt gekommen mit Hartheim, Kaſtell und Hutten. Ihr Herren, die Würfel ſind hie.

Schertlin.

Ohne Ruhm zu melden, Ihr werdet gut thun, Junker, wo Ihr Euch mit den Würfeln nit an mich getrauet. Vor noch nit zwo Tagen hab ich den Truchſeſſen im Läger fünfzig Floren abgenommen.

Kaſtell.

Aber dreißig davon hab ich den nächſten Tag für mich eingeheimſet.

Schertlin.

Potz Zucker! Ich war ohne Luſt am Spiel, faſt hungrig und ungeduldig, ſuſt hättet Ihr mir wohl nit einen Weißpfennig mögen abnehmen. Zu Hutten. Ritter! ich trink Eure Geſundheit. Er trinkt.

Kaſtell.

Er iſt faſt müde und voll, wird Euch ſchwerlich Beſcheid thun. Und Ihr, Junker von Hartheim, Euch iſt der Wein auch bös in Kopf krochen, als mir ſcheinet.

Hartheim.

Zwanzig Florin, wo Ihr nit eh unter den Tiſch fallt als ich.

Schertlin.

Ausfechten, ausfechten!

Kaſtell.

Ich thu Euch Beſcheid als viel Ihr wollt.

Schertlin.

Ausfechten, ausfechten! Schertlin, Hartheim, Kaſtell, von der Mühlen und Grumbach zurück in den Speiſeſaal. Hutten iſt, den Kopf auf den Tiſch gelegt, eingeſchlafen.

Frau Grumbach

herein und zu Hutten. Lorenz! Lorenz!

Lorenz von Hutten

grunzt.

Frau Grumbach.

Lorenz! Lorenz! Der Florian Geyer iſt hie!

Lorenz von Hutten

fährt auf. Wer? Wo? Der Florian Geyer?

Frau Grumbach.

Ja Lorenz!

Lorenz von Hutten.

Itzt auf einmal?

Frau Grumbach.

Er iſt auf der Flucht, Lorenz, und eben herein.

Lorenz von Hutten.

Wo? Ich werf ihn nieder, ich werf ihn allein nieder.

Frau Grumbach.

Leid' Dich, um Gottes Willen, ſtill, ſtill!

Wilhelm von Grumbach

kommt.

Lorenz von Hutten.

Wilhelm, wo iſt er?

Wilhelm von Grumbach.

Wer?

Lorenz von Hutten.

Der Geyer!

Wilhelm von Grumbach.

Ei, fragſt Du mich wieder?

Lorenz von Hutten.

Wilhelm, red' oder ich ſchlag Lärm! Nieder mit dem Geyer! Er hat franzöſiſchen Sold gehabt, und hat dem Herzog und Henker von Würtenberg wollen zu einen Kaiſer machen. Er hat meinem Todfeind gedient, er muß ſterben!

Hartheim

kommt. Was giebts, Ihr Herren?

Lorenz von Hutten.

Der Florian Geyer iſt im Haus

Hartheim.

Der Geyer? Waffen! Er ſtürzt ab.

Schertlin

kommt. Der Geyer iſt hie?

Wilhelm von Grumbach.

Ihr Herrn, nehmt Vernunſt an, bedenkt wer er iſt, mäßigt Euch! Ich kann ihn nit hauſen und hofen, ich kann ihn nit ſchützen, und will es auch nit, ſo ſorget daß er Euch nit entſchlüpft.

Schertlin.

Die Pforten beſetzen! Waffen! Knechte! Er ſtürzt ab. Große Verwirrung.

Hartheim

wiedergekehrt. Wo iſt mein Helm?

Schertlin

nur zum Theil geharniſcht, wüſt, halb nüchtern, wieder herein. Die Knechte! Die Knechte!

Hartheim.

Die Knechte ſind toll und voll geſoffen, liegen auf dem Rücken und ſchnarchen.

Schertlin.

Schlaget Lärm!

Frau Grumbach.

Nit Lärm ſchlagen, Ritter!

Lorenz von Hutten

zum Theil gewappnet, kehrt wieder. Wo iſt itzt der Geyer? ich bin gefaßt.

Schäferhans

erſcheint an der Treppenthür.

Schertlin

zu Schäferhans. Betrunkene Kanaillen, wollt Ihr aufwachen?

Wilhelm von Grumbach

hat ſich davongeſchlichen.

Lorenz von Hutten.

Wilhelm! Wo biſt Du?

Schertlin

Wo iſt der Junker!

Kunz von der Mühlen.

Wo iſt der Geyer?

Frau Grumbach

gebietet durch eine Bewegung Stille, geht zu der Thür, hinter der Geyer verſchwunden iſt, und deutet mit der Hand darauf, dann verſchwindet ſie. Die halbtrunkenen Ritter faſſen ihre Schwerter feſt, und nähern ſich vorſichtig der Thür. Stille. Spannung. Da öffnet ſich die Thür; Geflüſter der Ritter. Marei tritt heraus und wieder zurück. Im nächſten Moment kommt ſie ganz heraus; in der Mitte des Raumes wird ſie gepackt und erſtochen.

Marei

ſterbend. Kapitain! Rettio! Mordio! Mörder!

Schertlin.

Itzt nit gezögert, faßt Eure Wehren feſt!

Lorenz von Hutten

ſchleicht ganz nahe der Thür, und will gerade ſeine Hand auf die Klinke legen, als die Thür von innen gewaltſam aufgetreten wird. Mit dem Stumpf der ſchwarzen Fahne in der Linken und den entblößten Schwert in der Rechten, ſteht Geyer in dem Thürrahmen. Alle prallen zurück, ſtolz kalt und gefährlich iſt ſein Blick, als er mit eiſiger Ruhe fragt.

Geyer.

Wen ſuchet Ihr?

Die Ritter

ſchweigen.

Geyer.

Wen ſuchet Ihr?

Schertlin.

Den Florian Geyer von Giebelſtatt.

Geyer

vorſchreitend. Der bin ich, wer ſeid Ihr?

Schertlin.

Kennſt Du mich nit?

Geyer.

Nein.

Schertlin.

Kennſt Du den Sebaſtian Schertlin nit, von Pavia her?

Geyer.

Sollt ich jeden Raufbold und Finanzer kennen, der in des Frundsbergers Troße läuft?

Lorenz von Hutten.

Kennſt Du mich auch nit?

Geyer.

Du biſt ein Pfaffenknecht.

Lorenz von Hutten.

Lorenz von Hutten iſt mein Name.

Geyer.

So ſchäme Dich für den Teufel, wenn Du eine ehrliche, deutſche Ader im Leibe haſt.

Lorenz von Hutten.

Potz Marter! Rühmeſt Du Dich des Ulrich von Hutten Freund zu ſein und dieneſt dem

Herzog und Henker von Württemberg, ſeinem ſchlimmſten Feind.

Geyer.

Nichts ohne Urſach! als der Sickingen ſterbend geſagt hat.

Hartheim.

Kurzum, was redet Ihr viel daher? Gebt Euch in Gnad und Ungnad.

Geyer

lacht in unſäglicher Geringſchätzung.

Hartheim.

Gebt Euch in Gnad und Ungnad! Gebt Euch gutwillig, Ritter, ſuſt —

Geyer.

He! Du! mit Deinem ſpaniſchen Pfauentritt, bleib mir vom Leib! Hältſt Du mich nit für Manns genug, mich wider Gewalt zu ſetzen, daß Du mir den Tod dräueſt gleich einer feiſten Gans.

Kaſtell.

Du kannſt nit wider Gottes Strafe fechten.

Schertlin.

Gebt Euch in Gnad und Ungnad, Ihr ſeid dieſer bäuriſchen Ufruhr Haupt- und Anführer geweſt. Die armen Leute verführet zu Schmach Noth und Verderben.

Geyer

lacht.

Kaſtell.

Ihr habt Euch wider Recht, Ordnung, Gerechtigkeit und das göttliche Wort geſetzet.

Geyer

den Rücken durch die Wand gedeckt lacht abermals.

Schertlin.

Zum letzten Male, Ritter: ergebt Euch in Gnad' und Ungnad'! Thut das Schwert weg!

Geyer

in Kampfſtellung, furchtbar. Her!!!

Lorenz von Hutten.

Dran!

Schertlin.

Halt!

Die Ritter berathen leiſe, indeſſen hat Schäferhans im Hintergrund ſtehend ſeine Armbruſt aufgebracht und mehrmals auf Geyer angelegt.

Geyer

in ſich verſunken, ſchreit plötzlich laut und übermenſchlich.

Judas! Judas! — —

Lorenz von Hutten.

Schreieſt Du itzt wie ein Brüllochs!? Du biſt der Judas! Kein andrer als Du. Biſt Du nit am gemeinen Adel zum Judas geworden. Deine

Mutter weinet die Augen aus, Dein Vater fähret mit Gram in die Grube...

Geyer

wie abweſend. Ich bin der Letzte meines Schild und Helms.

Kaſtell.

Was ſagt er da? Verhüt' es Gott, es ſind ehrliche Ritter und Reuter Deines Namens genug überblieben.

Schertlin.

Im Namen des Truchſeſſen von Waldburg Guvernator von Württemberg...

Lorenz von Hutten.

Im Namen des oberſten Feldhauptmannes...

Geyer.

Ich nehm' ihn für einen Metzger, Schinder, Kuppler und Schelm und Euch für Schindhunde, Markſäuger, Neidhunde und naſſe Buben...

Ritter.

Schlagt todt! Schlagt todt!

Geyer.

Her! Her!

Lorenz von Hutten.

Bauer, gieb Frieden!

Geyer.

Ziska und die Freiheit! Her!

Schäferhans

drückt auf Geyer ab.

Geyer

ſinkt tödtlich getroffen, ſtarr, gerade, mit einem haßerfüllten Blick vornüber und iſt nicht mehr.

Lorenz von Hutten

wie die übrigen Ritter verblüfft und erſchrocken. Kotz! was war das?

Schertlein.

Bei meinem Eid, Ihr Herren . . .

Kaſtell.

Nit zu nahe Junker.

Schäferhans

fällt über den Todten her wie über ein erlegtes Wild.

Hartheim.

Iſt er todt?

Schäferhans.

Wird wohl. Hab' nie keinen beſſ'ren Schuß gethan.

Schertlin.

Du Bluthund haſt ihn gefällt.

Schäferhans

Geyern den Bruſtharniſch losſchnallend. Sollt ich nit? Hat nit der Truchſeß hundert Floren geſetzt uf ſeinen Kopf.

Kunz von der Mühlen

zum Fenſter hinausſchreiend. Der Florian Geyer iſt todt! Stoßt in die Trometen! Der Florian Geyer iſt todt!

Kaſtell.

Die Gäule heraus! Auf! und laſſet uns die fröhliche Botſchaft in's Läger bringen.

Lorenz von Hutten.

Laß mir das Schwert, Bruder Veit, ſo ſoll Dir Dein Geld werden. Ich will für Dich werben beim Truchſeſſen. Er nimmt das Schwert.

Schertlin.

So wahr mir Gott helfe, eine herrliche Wehr!

Kaſtell

auch das Schwert beſchauend. Es iſt ein Spruch in den Knauf geritzt.

Lorenz von Hutten

lieſt ab. Nulla crux, nulla corona.

Kunz von der Mühlen

am Fenſter, ruft. Saſſa! der Florian Geyer iſt todt.

Fanfare unten im Hof.

◆

Geſammt-Perſonen-Verzeichniß:

Biſchof Konrad von Würzburg.
Sebaſtian von Rothenhahn, Hofmeiſter des Biſchofs.
Markgraf Friedrich, oberſter Hauptmann der Beſatzung von „Unſerer Frauen Berg.“
Hans von Lichtenſtein, Domherr.
Heinz von Stein
Wolf von Hanſtein
Hans von Grumbach
Sebaſtian von Geyer
Wolf von Kaſtell
Lorenz von Hutten
Kunz von der Mühlen
} Ritter.
Gilgeneſſig, Schreiber.
Florian Geyer.
Stephan v. Menzingen.
Götz v. Berlichingen.
Conrad von Hanſtein.
Thomas v. Hartheim.
Wilhelm v. Grumbach.
Anna v. Grumbach, ſeine Frau.
Tellermann, Feldhauptmann von Florian Geyer.

Karlſtatt.
Rektor Beſenmeyer.
Der Schultheiß von Ochſenfurt.
Lorenz Löffelholz, Feldſchreiber des Florian Geyer.
Martin, ein fahrender Schüler.
Finkenmäuslin
Pflaſterkunzlin
} Boten
Sartorius.
Link, ein Würzburger.
Jacob Kohl.
Pfarrer Bubenleben.
Wendel Hippler.
Georg Metzler.
Flammenbecker
} Bauernführer.
Erſter
Zweiter
Dritter
} **Bauernhauptmann.**
Kratzer, Wirth.
Schäferhans.
Marei, Lagerdirne.
Jörg Kumpf.
Kilian, der Harniſchweber
Jos. Frankenheim, Schulmeiſter
} Bürger von Rothenburg.

Oswald Barchart.
Ochſenhans.
Markart Töppelin, genannt Bohnlein.
Engelhart Goppolt, Leinenweber.
Hans Kunrat.
Hans Beheim, Maurer.
Chriſtheinz.

Bürger von Rothenburg.

Erſter
Zweiter
Dritter

Bürger von Rothenburg.

Entlaufener Mönch.
Hauſirer.
Jöslein, ein alter Jude.
Eine alte Frau.
Ein zerlumpter Menſch, ihr Sohn.
Kläuslin, fahrender Muſikant.
Sein Weib.
Sebaſtian Scherlin
Feiſtle.
Urſel, Beſchließerin in Grumbach's Schloß.
Peter, ein Reitknecht.
Ein Weinsberger.
Der blinde Mönch.
Ein Höriger.
Ein Bauer.
Die Kellnerin.

Erſter
Zweiter

Reiſiger.

Bauern und **eine Bäuerin.**
Ritter.
Erſter Ritter.
Zweiter Ritter.
Erſter Domherr.
Erſter Trabant.

Gefolge des Biſchofs, Ritter, Trabanten, Bauern, Muſikanten, Volk.

[illegible]
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck von R. Boll, Berlin N.W., Mittelſtr. 29.

Die verſunkene Glocke

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Von Gerhart Hauptmann erſchienen im
gleichen Verlage:

Der Apoſtel. Bahnwärter Thiel. Novelliſtiſche Studien. 3.–4. Auflage. Geheftet Mark 1.50, gebunden Mark 2.50.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 6. Auflage.

Das Friedensfeſt. Eine Familienkataſtrophe. 2. Auflage.

Einſame Menſchen. Drama. 6. Auflage.

Die Weber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. 16. Auflage.

De Waber (Dialekt-Ausgabe der Weber). 2. Auflage.

College Crampton. Komödie. 3.–4. Auflage.

Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 3.–4. Auflage.

Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. 3.–4. Auflage.

Jeder Band
geheftet Mark 2.–, gebunden Mark 3.–.

Hannele. Eine Traumdichtung. Illuſtriert (vergriffen).

Florian Geyer. 4. Auflage. Geheftet Mark 4.–, gebunden Mark 5,50.

Die verſunkene Glocke, ein deutſches Märchendrama. Geheftet Mark 3.–, gebunden Mark 4.50.

Die
verſunkene Glocke:

Ein deutſches Märchendrama

von

Gerhart Hauptmann

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1897

Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Das Recht der Aufführung, des Nachdrucks und der Ueberſetzung vorbehalten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Geſtalten.

Heinrich: ein Glockengießer.
Magda: ſein Weib.
Kinder beider.
Der Pfarrer.
Der Schulmeiſter.
Der Barbier.
Die alte Wittichen.
Rautendelein: ein elbiſches Weſen.
Der Nickelmann: ein Elementargeiſt.
Ein Waldſchrat: fauniſcher Waldgeiſt.
Elfen.
Holzmännerchen und Holzweiberchen.

Der Märchengrund iſt das Gebirge und ein Dorf an ſeinem Fuße.

Erſter Akt.

Eine tannenumrauſchte Bergwieſe. Links, im Hintergrund, unter einem überhängenden Felſen halb verſteckt, eine kleine Baude.

Vorn, rechts, nahe dem Waldrand, ein alter Ziehbrunnen; auf ſeinem erhöhten Rande ſitzt Rautendelein.

Rautendelein,

halb Kind, halb Jungfrau, iſt ein elbiſches Weſen. Sie kämmt ihr dickes, rotgoldenes Haar, einer Biene wehrend, welche ſie dabei zudringlich ſtört.

Rautendelein

Du Sumſerin von Gold, wo kommſt du her?
du Zuckerſchlürferin, Wachsmacherlein! —
du Sonnenvögelchen, bedräng mich nicht!
Geh! laß mich! ſtrählen muß ich mir
mit meiner Muhme güldnem Kamm das Haar
und eilen; wenn ſie heimkommt, ſchilt ſie mich. —
Geh, ſag ich, laß mich! ei, was ſuchſt du hier?
Bin ich 'ne Blume? iſt mein Mund 'ne Blüte?
Flieg auf den Waldrain, Bienchen, übern Bach,
dort giebt es Krokus, Veilchen, Himmelſchlüſſel:
da kriech hinein und trinke, bis du taumelſt. —
Im Ernſt: fahr deines Wegs! pack dich nach Haus,
gen deine Burg! Du weißt: in Ungnad' biſt du.
Die Buſchgroßmutter wirft 'nen Haß auf dich,

weil du mit Wachs der Kirche Opferkerzen
verſorgſt. Verſtehſt du mich!? — Iſt das 'ne Art!?
He, alter Rauchfang auf der Muhme Dach!
ſchmauch doch ein wenig Qualm herab zu mir
und ſcheuch das böſe Ding! — Komm hulle, hulle,
komm hulle, hulle Gänsrich, wulle, wulle!
Marſch! Die Biene entfleucht. So, nun endlich. —

Rautendel kämmt ſich ein paar Augenblicke ungeſtört, dann beugt ſie ſich über den Brunnen und ruft hinab:

Holla, Nickelmann!
Er hört nicht. Sing ich mir mein eignes Lied.

Weiß nicht, woher ich kommen bin;
weiß nicht, wohin ich geh:
ob ich ein Waldvöglein bin
oder eine Fee.
Die Blumen, die da quillen,
den Wald mit Ruch erfüllen,
hat einer je vernommen,
woher die ſind kommen?
Aber manchmal fühl ich ein Brennen:
möchte ſo gerne Vater und Mutter kennen.
Kann es nicht ſein,
füg ich mich drein.
Bin doch ein ſchönes, goldhaariges Waldfräulein.

Wiederum in den Brunnen rufend:

He, alter Nickelmann, komm doch herauf!
Die Buſchgroßmutter iſt nach Tannenzapfen.
Ich langweil mich ſo ſehr. Erzähl mir was!

Tu mir's zuliebe! gern ſtibitz ich dir
dafür noch heute Nacht, dem Marder gleich
des Kochelbauers Hühnerſtall beſchleichend,
'nen ſchwarzen Hahn. — Er kommt! he, Nickelmann! —
Es unkt und gunkt; die Silberküglein ſteigen.
Stößt er jetzt auf, zerbricht er mir mit eins
das ſchwarze Spiegelrund, darin ich mir
von unten her ſo luſtig wiedernicke.

Im Wechſelſpiel mit ihrem Spiegelbild:

Ei, guten Tag, du liebe Brunnenmaid!
Wie heißt du denn? — ei, wie? — Rautendelein?
Du willſt der Mädchen allerſchönſte ſein? —
Ja, ſagſt du? — ich . . . ich bin Rautendelein.
Was ſprichſt du da? du deuteſt mit dem Finger
auf deine Zwillingsbrüſtlein? ſieh doch her!
bin ich nicht ſchön, wie Freya? Iſt mein Haar
aus eitel Sonnenſtralen nicht gemacht,
daß es, rotglühend, wie ein Klumpen Gold,
im Wiederſchein des Waſſers unten leuchtet?!
Zeigſt du mir deiner Strähne Feuernetz
und breiteſt's, wie um Fiſche drin zu fangen,
im tiefen Waſſer aus: wolan, ſo fange
den Stein, du dumme Trulle! gleich iſt's aus
mit deinem Prunken — und ich bin, wie ſonſt. —
He, Nickelmann! vertreib mir doch die Zeit.
Da iſt er.

Der Nickelmann hebt ſich, bis unter die Bruſt, aus dem Brunnen.

Hahaha! ſchön biſt du nicht!

Rief man dich ſchon, man kriegt 'ne Gänſehaut,
'ne ſchlimmre jedesmal, wo man dich ſieht.

Der Nickelmann,

ein Waſſergreis, Schilf im Haar, triefend von Näſſe, laut ausſchnaufend, wie ein Seehund. Er zwinkert mit den Augen, bis er ſich an das Tageslicht gewöhnt hat.

Brekekekex.

Rautendelein,

nachäffend: Brekekekex, jawol,
es riecht nach Frühling, und das wundert dich.
Das weiß der letzte Molch im Mauerloch,
weiß Laus und Maulwurf, Bachforell' und Wachtel,
Fiſchotter, Waſſermaus und Flieg' und Halm,
der Buſſart in der Luft, der Has' im Klee!
Wie weißt denn du es nicht?

Der Nickelmann, erboſt ſich aufblaſend:

Brekekekex!

Rautendelein

Haſt du geſchlafen? Hörſt und ſiehſt du nicht?

Nickelmann

Brekekekex, ſei nicht ſo naſeweis,
verſtehſt du mich! du Grasaff, Grasaff du!
Eidotter du! halb ausgeſchlüpfter Kiebitz!
Grasmückeneierſchale! nämlich: quak!
ich ſag dir quorax, quorax! quak, quak, quak!!!

Rautendelein

Will der Herr Oheim böſe ſein,
tanz ich für mich den Ringelreihn!
Liebe Geſellen find ich genung,
weil ich ſchön bin, lieblich und jung.

Jauchzend:

Eia, juchheia! lieblich und jung.

Waldſchrat, noch nicht ſichtbar:

Holdrioho!

Rautendelein

Komm, Schrätlein, tanz mit mir!

Waldſchrat,

ein bocksbeiniger, ziegenbärtiger, gehörnter Waldgeiſt kommt in drolligen Sätzen auf die Wieſe geſprungen:

Kann ich nicht tanzen, mach ich ein paar Sprünge,
wie ſie der ſchnellſte Steinbock mir nicht nachmacht.
Gefällt dir's nicht, lüſtern: weiß ich 'nen andern Sprung.
Komm einmal mit mir, Nixlein, in den Buſch;
dort iſt 'ne Weide, alt und ausgehöhlt,
die Hahnkrat nie gehört und Waſſerrauſchen:
dort will ich dir das Wunderpfeiflein ſchneiden,
danach ſie alle tanzen.

Rautendelein, dem Schrätlein entſchlupfend:

Ich? — mit dir?

Spottend: Bocksbein! Zottelbein!
Jage du deine Moosweiblein!
Ich bin ſauber und ſchlank.
Geh du mit deinem Ziegengeſtank!
Geh du zu deiner lieben Frau Schrat,
die alle Tage ein Kindlein hat,
des Sonntags dreie, das macht ihrer neun:
neun ſchmutzige, klitzekleine Springſchrätelein!
Ha, ha, ha! *Übermütig lachend, ab ins Haus.*

Nickelmann

Brekekekex, 'ne wilde Hummel iſt ſie.
Daß dich's blau Feuer!

Waldſchrat

hat das Mädchen zu erhaſchen verſucht, nun ſteht er.

Recht zum Kirren was.

Er zieht eine kurze Tabakspfeife hervor und ſetzt ſie, ſein Schwefelholz am Hufe ſtreichend, in Brand.

— Pauſe —

Nickelmann

Wie geht's bei dir zu Haus?

Waldſchrat

Soſo lala!
Hier unten riecht es warm, bei euch iſt's mollig.
Bei uns dort oben pfeift und fegt der Wind.
Gequollne Wolken ſchleppen übern Grad

und laſſen, ausgedrückt wie naſſer Schwamm,
ihr Waſſer unter ſich: 's iſt Schweinerei.

Nickelmann

Was giebt's ſonſt Neues, Schrat?

Waldſchrat

Geſtern aß ich den erſten Rapunzelſalat.
Vormittag, heute, ging ich aus
eine Stunde vom Haus,
ſtieg, durch die Rauzen bergunter,
in den Hochwald hinein.
Gruben ſie Erde und brachen den Stein.
Verwünſchter Plunder!
Iſt mir nichts ſo zuwider, traun,
als wenn ſie Kapellen und Kirchen baun;
und das verfluchte Glockengebimmel!

Nickelmann

Und wenn ſie das Brot vermengen mit Kümmel.

Waldſchrat

Aber was hilft alles Weh und Ach!
Man muß es leiden. Am Abgrund jach
hebe ſich das neue Ding
mit ſpitzen Fenſtern, Turm und Knauf,
das Kreuz oben drauf. —
War ich nicht flink,

ſchon quälte uns hier
mit ſeinem Gebrüll das Glockentier
und hinge in ſicherer Höh'!
So aber liegt es ertrunken im See. —
Potz Hahn! das war ein hölliſcher Spaß:
ich ſteh im hohen Berggras,
gelehnt an einen Kiefernſtumpf,
ſchau mir das Kirchlein an, kaue ein Stänglein Sauerlump
und denke eben ans Schaun und Kaun.
Traun!
da ſeh ich, vor mir, an einem Stein,
haftet ein blutrotes Falterlein.
Ich merk, wie es ängſtlich kippt und wippt,
tut, als ob es an einem blauen Moosblümchen nippt.
Ich ruf es an. Es gaukelt daher
auf meine Hand.
Hat ich doch gleich das Elbchen erkannt!
Redete hin und her:
daß in den Teichen
die Fröſche ſchon laichen,
und ſo dergleichen,
ich weiß es nicht mehr.
Schließlich, ſo weint es bitter ſehr. —
Ich troſt es, wie ich kann;
fängt es wieder zu reden an:
mit „Hü“ und „Hott“ und Peitſchenknall
ſchleiften ſie etwas herauf aus dem Tal,

ein umgeſtülpt', eiſernes Butterfaß,
oder ſowas;
gar fürchterlich ſei es anzuſchauen,
alle Moosmännlein und Moosweiblein erfaſſe ein Grauen.
Man wolle das Ding — es ſei nicht zu denken —
hoch in den Turm der Kapelle henken,
mit eiſernem Schlägel es täglich ſchlagen,
alle guten Erdgeiſterlein gänzlich zu Tode plagen.

Ich ſage: hm, ich ſage: ſoſo.
Drauf gaukelt das Elbchen zur Erde.
Ich aber beſchleiche 'ne Ziegenherde,
ſchlampampe mich voll und denke: oho!! —
Drei ſtrotzende Euter trank ich leer:
da milkt keine Magd einen Tropfen mehr!
Nun ſtellt' ich mich auf am roten Floß,
wo ſie denn kamen mit Mann und Roß.
Blau! dacht ich: du mußt geduldig ſein;
und kroch ihnen nach hinter Hecken und Stein.
Acht Klepper, ſchnaubend in hänfenen Stricken,
konnten das Untier kaum vorwärts rücken.
Mit keuchenden Flanken und zitternden Knieen
ruhten ſie aus, um auf's neue zu ziehen.
Ich merkte: es konnte der Bretterwagen
die ſchwere Glocke kaum noch tragen.
Da habe ich ihnen auf Schrätleinsart —
hart am Abgrund ging juſt die Fahrt —
die Mühe erſpart.

Ich griff in's Rad: die Speiche brach,
die Glocke wankte, rutſchte nach,
noch einen Riß, noch einen Stoß,
bis ſie kopfüber zur Tiefe ſchoß.
Hei! wie ſie ſprang
und im Springen klang!
von Fels zu Fels ein eiſerner Ball,
mit Klang und Hall und Wiederhall!
Tief unten empfing ſie aufſpritzende Flut:
drin mag ſie bleiben! dort ruht ſie gut.

Während der Waldſchrat geſprochen, hat es zu dämmern begonnen. Mehrmals, gegen das Ende ſeiner Erzählung hin, iſt aus dem Walde ein ſchwacher Hilferuf gehört worden. Nun erſcheint

Heinrich,

ſich krank und mühſam auf die Baude zuſchleppend. Sogleich verſchwindet das Schrätlein in den Wald, der Nickelmann in den Brunnen.

Heinrich

Dreißig Jahr alt. Ein Glockengießer. Blaſſes, gramvolles Geſicht.

Ihr lieben Leute, hört ihr!? macht mir auf!
ich bin verirrt. Helft mir! ich bin geſtürzt.
Helft, helft, ihr Leute! ach! ich — kann — nicht — mehr.

Er ſinkt, unweit der Baudentür, ohnmächtig ins Gras.

Purpurner Wolkenſtreif über den Bergen. Die Sonne iſt hinunter. Es haucht ein kühler, nächtiger Wind über den Plan.

Die alte Wittichen,

den Tragkorb auf dem Rücken, kommt aus dem Walde gehumpelt. Ihr Haar iſt ſchlohweiß und offen. Ihr Geſicht gleicht mehr dem eines Mannes, als dem eines Weibes. Bartflaum.

Die alte Wittichen

„Rutandla, kumm und hilf m'r! hilf m'r ſchleppa:
ich hoa zuviel gelodt. Rutandla, kumm!
ich hoa kenn Oden meh. Wu bleit denn's Madel?

Einer Fledermaus nach, die vorüberfliegt:

He, ale Fladermaus, werſcht du glei hirn!
du krichſt a Kropp noch vuol genung. Hir druuf!
fliech nei, ei's Kafferfanſtlerla und ſiehch
ob's Madel do iis? ſprich: ſe ſull glei kumma,
's kimmt heute noch a Water.

Gegen den Himmel drohend, da es ſchwach wetterleuchtet:

Alerla!
mach's ni zu tulle! hal de Ziechabeckla
a wing eim Zaune! luß den'n ruta Boart
ni goar zu tulle finkeln. He Rutandla!

Einem Eichhorn zurufend, welches über den Weg ſpringt:

Eichhernla, ich ſchenk d'r a Buchanisla!
Du biſt doch geſerre, huſt flinke Fißla!?
Spring nieber ei's Häusla, mach a Mandla,
ſprich: ſe ſool kumma; ruf m'rſch Rutandla!

Sie ſtößt mit dem Fuß an Heinrich.

Woas iis denn doas? — war leit denn hie? nu do!
Nu ſoa m'r ock, woas machſt denn du dohie?
Du! Perſchla! — nu do hiert vunt oalles uuf:
biſt ernt goar tut? — Rutandla! — nu doas wär!
de ſein m'r dunda ſu ſchunt uuf'n Hoalſe;
ſ'er Oamtmoan und d'r Foar: doas fahlte noch!
Ma iis a ſu ſchunt wie a Hund gehetzt;

ſe brauchta blus an' Leiche bei m'r finda
do kennd ich m'r mei Häusla wull beſahn,
die nahma 's een' fer Brennhulz. Perſchla! due! —
A hirt ni. —

Rautendel tritt aus der Baude, fragenden Blicks.

Kimmſte endlich! — ſiehch ock har!
m'r hoan Beſuch gekricht — und woas fer en'n!
goar ſihr an'n ſtilla. — Hull a Bindla Hei
und mach an'n Streu.

Rautendelein

Im Hauſe?

Die Wittichen

Wärſch doch goar!
Woas ſool ins ock doas Perſchla drin 'eim Stibla.

Ab ins Haus.

Rautendelein erſcheint, nachdem ſie einen Augenblick ins Haus verſchwunden war, mit einem Heubündel. Sie iſt im Begriff, neben Heinrich niederzuknieen, als dieſer die Augen aufſchlägt.

Heinrich

Wo bin ich? gutes Mädchen, ſag mir doch!

Rautendelein

Ei, in den Bergen!

Heinrich

In den Bergen. Ja.
Wie aber kam ich, ſag mir doch! hierher?

Rautendelein

Das, lieber Fremdling, wüßt ich nicht zu ſagen.
Doch laß es dich nicht kümmern, wie's geſchah.
Lehn — hier iſt Heu und Moos — darauf dein Haupt
und ruh dich aus! Der Ruh' wirſt du bedürfen.

Heinrich

Der Ruh' bedarf ich, ja; da haſt du recht.
Doch Ruh' iſt weit. Ach, weit iſt Ruh', mein Kind!
Unruhig:
Und wiſſen will ich, was mit mir geſchah!

Rautendelein

Wüßt ich es ſelber doch!

Heinrich

Mir iſt . . . ich denke . . .
und denk ich, ſcheint ein Traum mir wieder alles.
Gewiß: ich träum auch jetzt.

Rautendelein

Hier haſt du Milch.
Weil du ſo kraftlos biſt, ſo mußt du trinken.

Heinrich, voll Haſt:

Ja, trinken — will ich. Gieb mir — was du haſt.
Er trinkt aus dem Gefäß, das ſie ihm hinhält.

Rautendelein, indes er trinkt:

Du biſt, mir ſcheint, der Berge nicht gewohnt,
ſtammſt von den Menſchlein, die im Tale hauſen,
und haſt, wie jüngſt ein Jäger, dich verſtiegen,
der, einem flücht'gen Bergwild auf der Spur,
den Todesſturz auf unſrer Halde tat.
Allein, mich dünkt, ein Mann von andrer Art,
als du biſt, war's.

Heinrich,
der Rautendel, nachdem er getrunken, unverwandt und mit ekſtatiſchem Staunen angeſtarrt hat:

O, rede! rede weiter!
Dein Trunk war Labſal; deine Rede mehr —
Wiederum verfallend und gequält:
Ein Mann von andrer Art, von beſſrer Art.
Auch ſolche fallen. Rede weiter, Kind!

Rautendelein

Was frommt mein Reden! lieber will ich gehn
und friſches Waſſer dir im Brunnen ſchöpfen,
denn Staub und Blut entſtellen …

Heinrich, flehentlich:

Bleib, o, bleib!

Rautendelein, am Handgelenk von ihm feſtgehalten, ſteht unſchlüſſig.

Heinrich, fortfahrend:

Und ſchau mich an mit deinem Rätſelblick!
denn ſieh: die Welt, in deinem Aug' erneut',

mit Bergen, Himmelsluft und Wanderwölkchen ...
ſo ſüß gebettet, lockt die Welt mich wieder.
Bleib, Kind! o, bleib!

Rautendelein, unruhig:

Geſcheh es, wie du willſt,
allein ...

Heinrich,
fieberiſcher und flehentlicher:

Bleib bei mir! bleib und geh nicht fort!
Noch weißt du ... ahnſt du nicht, was du mir biſt.
O, weck mich nicht! ich will dir ſagen, Kind,
ich fiel ... doch nein: ſprich du, denn deine Stimme,
von Gott begabt mit reinem Himmelslaut,
nur will ich hören. Sprich! was ſprichſt du nicht?
Was ſingſt du nicht? — Ich fiel,
ich ſagt' es ſchon. Ich weiß nicht, wie es kam:
wich nun der Pfad, den meine Füße ſchritten?
War's willig? widerwillig, daß ich ſtürzte?
Kurzum: ich fiel; Staub, Stein und Raſen mit mir in die Tiefe.

Fieberiſcher:

Ich griff 'nen Kirſchbaum! weißt du — ja, es war
'ne wilde Kirſche: aus dem Felſenſpalt
trieb ſie ihr Stämmchen. Doch das Stämmchen brach,
und ich, das Blütenbäumchen in der Rechten,
von dem die Roſablättlein ſauſend ſtoben,
fuhr ich — ins Bodenloſe — und ich ſtarb;

und jetzund bin ich tot. Sag, daß ich's bin!
ſag, daß mich Niemand weckt!

Rautendelein, unſicher:

Mich dünkt, du lebſt!

Heinrich

Ich weiß, ich weiß. Ich wußt es früher nicht:
daß Leben Tod, der Tod das Leben iſt. —

Wiederum verfallend:

Ich fiel. Ich lebte, fiel. Die Glocke fiel:
wir beide, ich und ſie. Fiel ich zuerſt,
ſie aber hinterdrein? War's umgekehrt?
Wer will es wiſſen? Niemand wird's ergründen.
Und wird's ergründet, ſei mir's einerlei:
es war im Leben — und nun bin ich tot.

Weich:

Bleib! meine Hand . . . noch iſt ſie . . . weiß, wie Milch,
iſt meine Hand und — wie von Blei; und mühſam heb ich ſie;
doch rollt dein weiches Haar darüber her,
iſt's wie Betheſtaflut . . . wie ſüß biſt du!
Bleib! meine Hand iſt fromm, und heilig du.
Ich ſah dich ſchon. Wo ſah ich dich? Ich rang,
ich dient' um dich . . . wie lange? Deine Stimme
in Glockenerz zu bannen, mit dem Golde
des Sonnenfeiertags ſie zu vermählen:
dies Meiſterſtück zu tun, mißlang mir immer.
Da weint ich blut'ge Tränen

Rautendelein

Weinteſt? Wie?
Ich kann dich nicht verſtehn: was ſind das, Tränen?

Heinrich, dringend bemüht, ſich aufzurichten:
Heb mich ein wenig auf, du liebes Bild!
Sie unterſtützt ihn.
Neigſt du dich ſo zu mir? — So löſe mich
mit Liebesarmen von der harten Erde,
daran die Stunde mich, wie an ein Kreuz,
gefeſſelt! Löſe mich! ich weiß, du kannſt es,
und hier, von meiner Stirn . . . befreie mich
mit deinen weichen Händen: Dornenzweige
flocht man um meine Stirne. Keine Krone!
nur Liebe! Liebe! —
Er iſt in eine halbſitzende Lage gebracht. Erſchöpft:
So, ich danke dir. —
Weich und verloren:
Es iſt hier ſchön. Es rauſcht ſo fremd und voll.
Der Tannen dunkle Arme regen ſich
ſo rätſelhaft. Sie wiegen ihre Häupter
ſo feierlich. Das Märchen! ja, das Märchen
weht durch den Wald. Es raunt, es flüſtert heimlich.
Es raſchelt, hebt ein Blättlein, ſingt durch's Waldgras,
und ſieh: in ziehend neblichtem Gewand,
weiß hergedehnt, es naht — es ſtreckt den Arm,
mit weißem Finger deutet es auf mich —
kommt näher, — rührt mich an . . . mein Ohr . . .
die Zunge . . .

die Augen — nun iſt's fort — und du biſt da.
Du biſt das Märchen! Märchen, küſſe mich!

Er wird ohnmächtig.

Rautendelein, für ſich:

Du redeſt ſeltſam, man begreift dich nicht!

Schnell entſchloſſen, im Begriff davon zu gehen:

So lieg und ſchlummre!

Heinrich, im Traum:

Märchen, küſſe mich!

Rautendelein

ſtutzt, bleibt ſtehen, ſtarrt auf ihn. Es iſt dunkler geworden. Plötzlich ruft ſie mit Angſt und Haß:

Großmutter!

Die Wittichen,

nicht ſichtbar, ruft aus dem Inneren der Baude:

Madel!

Rautendelein

Komm doch nur heraus!

Die Wittichen

Kumm du zu mir und hilf m'r Feuer zinda.

Rautendelein

Großmutter!

Die Wittichen, wie oben:

Hierſchte, ſeder dich und kumm.
Ich will a Ziega Futter gan und melka.

Rautendelein

Großmutter! hilf ihm doch! Er ſtirbt, Großmutter!

Die Wittichen

erſcheint auf der Schwelle der Baude: ſie trägt einen Milchaſch in der Linken und lockt die Katze.

Miez, Miezla kumm! —

Mit Bezug auf Heinrich, nebenhin:

do iis ke Kraut gewachſa.
A Menſchakind muß ſterba, 's is ni anderſch.
Und wenn ſchunn. Luß du dan! dar wiil's ni beſſer.
Kumm Miezla! kumm! hie iis a Negla Milch.
Wu iis denn's Miezla?
Hulle, hulle, hulle Hulzmannla!
Hie hoa ich a Aſchla und a Kannla,
Hulle, hulle, hulle Hulzweibla!
Hie hoa ich a friſchbacknes Brutleibla,
Hie gibbt's woas zu ſchlecka und woas zu beißa,
Do thäta ſich Färſchta und Grova drim reißa.

Etwa zehn kleine, drollige Holzmännerchen und Holzweiberchen kommen eilig aus dem Walde gewackelt und fallen über das Schüſſelchen her.

He, du!
immer oalles ei Ruh.
Du a Stickla,
du a Brickla.

Jedes a Schlickla.
Woas macht ihr fer a Gequerlle,
ihr klen'n Murdskerle?!
Doas giht ni a ſu.
Nanu:
Oalle fer heute.
Ihr Leute, ihr Leute!
Hier giht's ju goar drunder und driber zu.
Itzunder macht euch furt.

Holzmännerchen und Holzweiberchen ab, wie ſie gekommen, in den Wald. Der Mond iſt aufgegangen; auf dem Felſen über der Baude erſcheint der Waldſchrat; die Hände muſchelförmig ans Maul legend, ahmt er echohaft einen Hülferuf nach.

Waldſchrat

Zu Hülfe! Hülfe!

Die Wittichen

Woas hoot's denn?

Rufe, fern, aus dem Inneren des Waldes:

Heinrich! Heinrich!

Waldſchrat, wie oben:

Hülfe! Hülfe!

Die Wittichen

derbe zu dem Waldſchrat hinauf:

Luß du deine Noarrheta
mit da oarma Gebirgsleuta.

Gellwull, a Gloaskirbla imſtußa
oder a Hundla derbußa,
an Handwerksburſcha ei's Moor verfiern,
doas a muß Hoals und Bene verliern.

Waldſchrat

Großmutter! gieb acht auf das Deine,
du kriegſt noch Gäſte und feine!
Was trägt die Gans auf dem Flaume?
den Balbierer mitſamt dem Schaume!
Was trägt die Gans auf dem Kopfe?
den Schulmeiſter mitſamt dem Zopfe,
den Pfarrer mitſamt dem Kreuze:
das ſind drei ſaubre Käuze!

Rufe,
näher, als vorhin:

Heinrich!

Waldſchrat, wie oben:

Zu Hülfe!

Die Wittichen

doas dich doch 's Blaufeuer!
A zieht m'r a Schulmeſter uf a Hoals,
a Pfoaffa uba druf.
Dem Schrat mit geballter Fauſt drohend:
Nu wart ock, Due!
Du ſullſt droa denka! Micka ſchick ich dir

und gruße Bremſa: ſtecha ſull'n ſe dich,
doas du vor Himmelsangſt ni weeßt, wuhie!

Waldſchrat,
ſchadenfroh, im Verſchwinden:

Sie kommen. Ab.

Die Wittichen

Miga ſe: woas giht's mich oa!

Zu Rautendel, die noch immer von Heinrichs Anblick und Leiden verſunken ſteht:

Gih nei ei's Haus! blos' aus 's Licht! mir ſchloſa.
Mach flink!

Rautendelein,
düſter, trotzig:

Ich will nicht.

Die Wittichen

Willſt nicht?

Rautendelein

Nein, Großmutter.

Die Wittichen

Weshoalb denn do?

Rautendelein

Sie holen ihn.

Die Wittichen

Nu, und?

Rautendelein

Sie ſollen's nicht.

Die Wittichen

Ne Madel, Madel! kumm!
Luß du doas Heffla Himmelsjoammer liega
Und luß ſe mit'n macha woas ſe wulln,
die Tuta mit dam Tuta. Starba muß a:
Do luß a ſtarba, denn 's thutt 'm gutt.
Sieh, wie dan 's Laba quält, wie's dan im Herza
ock immer reißt und ſtißt.

Heinrich, im Traum:

Die Sonne flieht!

Die Wittichen

Dar durte hot de Sunne nie geſahn.
Kumm! lußa liega! fulge! iich meen's gutt.

Ab ins Haus.

Rautendelein,

allein geblieben, horcht auf. Man hört wiederum „Heinrich, Heinrich!“ rufen. Da bricht das Mädchen ſchnell einen blühenden Zweig und zieht damit um Heinrich her einen Kreis auf der Erde, dazu ſprechend:

Mit dem erſten Blütenreis
zieh ich feſten Zauberkreis,
wie's Großmutter mich gelehrt.

Bleibe, Kömmling, unverſehrt!
Bleibe dein und dein und mein!
Trete keiner hier herein:
ſei es Knabe, oder ſei's
Mädchen, Jüngling, Mann und Greis.

Sie zieht ſich ins Dunkel zurück.

Der Pfarrer, der Barbier und der Schulmeiſter erſcheinen nacheinander aus dem Walde.

Pfarrer

Ich ſehe Licht!

Schulmeiſter

Ich auch!

Pfarrer

Wo ſind wir hier?

Barbier

Das weiß der liebe Gott! Es ruft ſchon wieder:
„Zu Hülfe, Hülfe!"

Pfarrer

'S iſt des Meiſters Stimme.

Schulmeiſter

Ich höre nichts.

Barbier

Es kam vom hohen Rad.

Schulmeiſter

Das möchte ſein, wenn man gen Himmel fiele!
So aber fällt man, dünkt mich, umgekehrt:
vom Berg zu Tal und nicht von Tal zu Berg.
Der Meiſter liegt — ich will nicht ſelig ſein! —
um fünfzig Faden tiefer: nicht hier oben.

Barbier

Potz Hakengimpel! hört ihr's denn nicht rufen?
Wenn das nicht Meiſter Heinrichs Stimme iſt,
ſo will ich Rübezagels Bart raſiren,
ſo wahr ich auf dies Handwerk mich verſtehe!
Nun ruft es wieder.

Schulmeiſter

Wo?

Pfarrer

Wo ſind wir hier?
Vor allen Dingen ſagt mir dies, ihr Herren!
Mir blutet das Geſicht. Kaum kann ich noch
die Beine ſchleppen. Meine Füße ſchmerzen:
ich geh nicht weiter!

Ruf

Hülfe!

Pfarrer

Wieder ruft es!

Barbier

Das war dicht bei uns! Nicht zehn Schritt entfernt!

Pfarrer,
erſchöpft niederſitzend:

Ich bin gerädert. Wahrlich, lieben Freunde!
Ich kann nicht weiter. Laßt, in Gottes Namen,
mich hier zurück. Schlügt ihr mich braun und blau:
ihr brächtet mich von dieſer Stelle nicht.
Ich kann nicht mehr. Die ſchöne Gottesfeier!
Und mußte ſo ſich enden. — Lieber Himmel!
wer hätte das gedacht! Und dieſe Glocke,
des frommen Meiſters höchſtes Meiſterſtück . .!
Ganz unerforſchlich ſind des Höchſten Wege,
dazu auch wunderlich.

Barbier

Wo wir hier ſind?
Ihr fragtet doch, Herr Pfarrer, wo wir ſind?
Ei nun, in allem Guten rat ich euch:
fort, fort, ſo ſchnell ihr könnt! Ich wollte lieber
nackt in 'nem Weſpenneſt die Nacht verbringen,
als hier auf dieſem Plan: es — helf uns Gott! —
es iſt die Silberlehne, und wir ſind
nicht hundert Schritt von Mutter Wittichs Haus!
Verdammtes Wetteraas! kommt! fort von hier!

Pfarrer

Ich kann nicht weiter!

Schulmeiſter

Kommt! ich bitt euch, kommt!
Blaupfeifereien ſind das mind'ſte hier,
und Hexereien machen mir nicht bange;
doch iſt kein ſchlimmrer Platz, als der, zu finden.
Für allerlei Geſindel, Diebe, Paſcher
ein wahres Paradies! So arg verrufen
durch Räuberei'n und blut'gen Meuchelmord,
daß Peter, der das Gruſeln lernen wollte,
käm' er hierher, es ſicherlich erlernte.

Barbier

Das Einmaleins verſteht ihr, doch es giebt
noch andre Dinge, als das Einmaleins:
ich wünſch euch nicht, daß ihr erfahrt, Schulmeiſter,
was Hexereien ſind! Die Hexenvettel,
die, häßlich wie 'ne Kröt' in ihrem Loch,
dort drüben Unheil brütet, ſchickt euch Krankheit
und, habt ihr Vieh, die Peſt in euren Stall:
die Kühe geben Blut, ſtatt Milch, die Schafe
kriegen den Wurm, die Pferde werden kollrig;
an eure Kinder teilt ſie Drutenzöpfe,
wenn's ihr beliebt: Kielkröpfe aus und Schwäre!

Schulmeiſter

Ihr Herren ſchwärmt! Die Nacht hat euch verwirrt.
Von Hexen ſprecht ihr. Hört doch: wie es wimmert!
Mit meinen Augen hab ich ihn geſehn.

Pfarrer

Wen?

Schulmeiſter

Den wir ſuchen: unſern Meiſter Heinrich.

Barbier

Die Hexe äfft ihn!

Pfarrer

'S iſt ein Hexenſpuk!

Schulmeiſter

Kein Hexenſpuk! Und zweimal zwei iſt vier
und niemals fünf, und Hexen giebt es nicht!
Dort aber liegt der Meiſter Glockengießer,
ſo wahr ich einſt die Seligkeit erhoffe.
Gebt acht: gleich ſchiebt die Wolke ſich vom Mond.
Gebt acht: ihr Herren! — jetzt! — nun? Hab ich recht?

Pfarrer

Wahrhaftig, Meiſter!

Barbier

Meiſter Glockengießer!

Alle drei prallen, auf Heinrich zueilend, gegen den Zauberring und fahren zurück.

Pfarrer

Au!

Barbier

Au!

Schulmeiſter

Au! Au!

Rautendelein

wird für einen Augenblick ſichtbar, wie ſie von einem Baumaſt herunterſpringt. Unter dämoniſchem Hohngelächter verſchwindet ſie.

Ha, ha, ha, ha, ha, ha!!

— Pauſe. —

Schulmeiſter, verdutzt:

Was war das?

Barbier

Was war das?

Pfarrer

Es hat gelacht.

Schulmeiſter

Das helle Feuer ſprang mir aus den Augen:
ich glaub, ich hab ein Loch in meinem Kopf,
groß wie 'ne Nuß.

Pfarrer

Das Lachen, hörtet ihr's?

Barbier

Was lachen hört' ich, und was knirſchen hört' ich

Pfarrer

Es hat gelacht. Aus jener Fichte kam es,
die dort im Dämmermonde ſich bewegt.
Dort! die, wo jetzt der Uhu flog und ſchrie.

Barbier

Glaubt ihr mir's nun, wie's mit der Vettel ſteht?
Und daß ſie mehr vermag, als Brot zu eſſen?
Iſt's hier geheuer, oder fröſtelt euch,
wie mir, die Haut vor Grauen? Satansweib!

Pfarrer,
ſein Kruzifix hoch in die Hand nehmend, mit Entſchiedenheit gegen die Bande vordringend:

Sei's, wie ihr ſagt. Und iſt's der Teufel ſelbſt,
der dort ſein Neſt hat: friſch! und drauf und dran!
Wir wollen ihn mit Gottes Wort beſtehen;
denn ſelten war des Satans Liſt ſo hell
am Tag, wie diesmal, wo er uns die Glocke,
mitſamt dem Glockengießer, niederwarf:
den Diener Gottes und die Dienerin,
beſtimmt: hoch von des Abgrunds Rand hinaus,

den Hall des Friedens und der ew'gen Liebe,
die Gnadenbotſchaft durch die Luft zu ſingen.
Als Gottesſtreiter ſinden wir uns hier!
Ich klopfe an.

Barbier

Tut's nicht!

Pfarrer

Ich klopfe an!

Er tut es.

Die Wittichen

War iis denn do?

Pfarrer

Ein Chriſt!

Die Wittichen

Chriſt oder Heide:
woas wullt ihr?

Pfarrer

Oeffnet!

Die Wittichen

Öffnet und erſcheint, eine brennende Laterne in der Hand:

Nu? Woas wullt ihr nu?

Pfarrer

Im Namen Gottes, Weib, den du nicht kennſt . . .

Die Wittichen

Oha! doas fängt ju recht erbaulich oa.

Schulmeiſter

Halt's Maul, du Donneraas! und ſprich kein Wort.
Das Maß iſt voll, und deine Friſt bemeſſen.
Dein ſchändlich Leben und dein ſchändlich Tun
hat ſo verhaßt im Sprengel dich gemacht,
daß — wenn du jetzt nicht tuſt, wie man dich heißt —
der rote Hahn, noch eh' der Morgen kommt,
auf deinem Dache krähn: dein Hehlerneſt,
in Brunſt und Rauch gen Himmel lodern wird!

Barbier,
ſich immerfort bekreuzend:

Ich fürchte nichts von deinem böſen Blick,
verfluchte Katze: glüh mich immer an!
Wo du auch meinen Leichnam treffen magſt
mit deinen roten Augen, ſitzt ein Kreuz.
Tu, was man jetzt dich heißt: gieb ihn heraus!

Pfarrer

Im Namen Gottes, Weib, den du nicht kennſt —
ich ſag es noch einmal: — itzund laß ab
von deinem Höllengaukelſpiel und hilf!
Dort liegt ein Mann, ein Meiſter, Diener Gottes,

begabt mit einer Kunſt, zu ſeiner Ehre
und aller Höllenrotten Fluch und Schmach
im Reich der Luft zu herrſchen.

Die Wittichen

iſt immer abwehrend mit der Laterne auf Heinrich zugeſchritten.

'S iis genung!
Nähmt ihr da oarma Knerps, dar durte leit!
Woas gibt's mich oa. Ich hoa 'm niſcht gethon.
A mag ſei Laba, laba, wenn a's koan,
vor mir ſu lange wie a Oden hot:
dar, freilich, werd ni goar zu lange recha.
Ihr nennta Meeſter. Mit dar Meeſterſchoaft
iß ni weit har. Euch miga ſe wull klinga:
die eiſna Glocka, die doas Perſchla macht.
Ihr hott aſune Uhrn, die niſchte hirn;
in's klinga ſe ni gutt. Ihm ſalber au ni.
A weeß wull, wu's da Dingern oalla fahlt:
oam Beſta fahlt's 'n und an Sprung hot jede.
Hie, nahmt de Trage, troat doas Jingla heem!
Da grußa Meeſter. — Meeſter Milchgeſicht!
ſtih uf: Du ſullſt 'm Paſter halſa pred'gen,
'm Lehrer ſullſte halſa Kinder prigeln,
und 'm Balbierer ſullſte Schaum ſchloan halſa.

Heinrich wird auf die Trage gelegt, der Barbier und der Lehrer heben ihn auf.

Pfarrer

Du laſterhaftes, läſterliches Weib:
ſchweig und kehr um auf deinen Höllenweg!

Die Wittichen

Spoart ihr doas Räda! Eure Prädicht kenn ich.
Ich wiß, ich wiß: de Sinne, doas ſein Sinda.
De Erde iis a Soarg. D'r blaue Himmel
d'r Deckel druf. De Sterne, doas ſein Lechla,
de Sunne iis a grußes Loch ei's Freie.
De Welt ging under, wenn ke Foarr nich wär
und inſe Herrgott is a Popelmoan.
A ſeld' amm' Kutte nahma, ihr verdient's
Schloappſchwänze ſeit'r: doas is's, wetter niſcht.

Sie ſchlägt die Thüre zu.

Pfarrer

Du Teufelin . . .

Barbier

Um's Himmel willen, ſtill!
Erboſt ſie nicht noch mehr, ſonſt geht's uns ſchlimm.

Der Pfarrer, der Lehrer und der Barbier mit Heinrich ab in den Wald. Der Mond kommt klar heraus, und ruhig liegt die Waldwieſe. Erſte, zweite und dritte Elfe huſchen nacheinander aus dem Walde und drehen ſich im Ringeltanz.

Erſte Elfe

Flüſterruf:

Schweſter!

Zweite Elfe

Schweſter!

Erſte Elfe

Weiß und bleich
Herrſcht der Mond im Bergbereich.
Dämmer, kühl und überall,
über Lehnen, Kluft und Tal.

Zweite Elfe

Woher kommſt du?

Erſte Elfe

Wo das Licht
ſich im Waſſerſturze bricht,
und die Flut, vom Schein durchhellt,
ſauſend in die Tiefe fällt.
Dort entſtieg ich feuchter Nacht.
Aus dem Gurgelſchäumeſchacht
quoll ich auf und drang hervor
durch ein tropfend Felſentor.

Dritte Elfe kommt.

Schweſtern, ſchlingt ihr hier den Reihn?

Erſte Elfe

Tummle dich und füg dich ein.

Zweite Elfe

Woher kommſt du?

Dritte Elfe

Horcht und hört!
ſchlingt den Reigen ungeſtört:
zwiſchen Felſen, tief und klar
liegt der See, der mich gebar,
wie aus ſchwarzem Edelſtein;
goldne Sterne funkeln drein.
Raff' ich mir im Mondenglaſt
meiner Kleider Silberlaſt,
trug mich über Klipp und Kluft
durch die leichte Bergesluft.

Vierte Elfe kommt.

Schweſtern!

Erſte Elfe

Schweſter, komm zum Tanz!

Alle

Ringelreigenflüſterkranz.

Vierte Elfe

Aus Frau Holles Blumenmoor
löſt' ich heimlich mich hervor.

Erſte Elfe

Schlingt und windet euch im Tanz!

Alle

Ringelreigenflüſterkranz.

Das Wetterleuchten nimmt zu. Ganz fernes Donnermurren.

Rautendelein

ſteht plötzlich, die Hände hinter dem Kopf, zuſchauend an der Haustür.
Der Mond beleuchtet ſie.

Holla! Elſchen!

Erſte Elfe

Horch! ein Schrei.

Zweite Elfe

Autſch! nun riß mein Kleid entzwei.
Troll dich alter Wurzelſtock!

Rautendelein

Holla! Elſchen!

Dritte Elfe

Au! mein Rock.
Hierhin, dorthin, flieht und greift,
weißgekrönt und graugeſchweift.

Rautendelein, mit im Reigen:

Nehmt mich auf in euren Kranz!
Ringelreigenflüſtertanz.

Silberelfchen, liebes Kind!
ſchau, wie meine Kleider ſind.
Blanke Silberfädelein
wob mir meine Muhme drein.
Braunes Elbchen! nimm in acht
meiner braunen Glieder Pracht,
und du, goldnes Elbchen! gar,
nimm in acht mein goldnes Haar:
ſchwing ich's hoch — ſo tu es auch! —
iſt's ein ſeidenroter Rauch.
Hängt es über mein Geſicht,
iſt's ein Strom von Gold und Licht.

Alle

Schlingt und windet euch im Tanz,
Ringelreigenflüſterkranz.

Rautendelein

Fiel 'ne Glock ins Waſſerloch.
Elbchen, ſagt, wo liegt ſie doch?

Alle

Schlingt und windet euch im Tanz,
Ringelreigenflüſterkranz.
Maßlieb und Vergißmeinnicht
rühren unſre Sohlen nicht.

Waldſchrat

kommt herzu gehockt. Der Donner wird lauter. Während des Folgenden giebt es einen ſtarken Schlag und Regengepraſſel.

Maßlieb und Vergißnichtmein
ſtampf ich in den Grund hinein:
ſpritzt das Moor und knirrt das Gras,
Elbchen! hei! ſo mach ich das.
Bucke, bocke, heißa! ho! —
Bulle ſchnauft ins Haferſtroh
und die junge Schweizerkuh
ſtreckt den Hals und brüllt ihm zu.
Auf des Hengſtes brauner Haut
Flieg' iſt Bräut'gam, Flieg' iſt Braut,
und der Mücken Liebestanz
dreht ſich um den Pferdeſchwanz.
Holla! alter Pferdeknecht!
kommt die Magd dir eben recht?
Beizt der Miſt im heißen Stall,
giebt es einen weichen Fall.
Holla! Huſſa! heijuchhei!
Mit dem Flüſtern iſt's vorbei,
mit dem Raunen unter'm Eis:
Leben regt ſich laut und heiß.
Mauzt der Kater, maut die Katz'.
Falke, Nachtigall und Spatz,
Haſ' und Hirſch und Henn' und Hahn,
Rebhuhn, Wachtel, Singeſchwan,
Storch und Kranich, Lerch' und Fink,

Käfer, Motte, Schmetterling,
Froſch und Kröte, Molch und Laus
lebt ſich ein und liebt ſich aus.

Er umfaßt eine der Elfen und rennt mit ihr in den Wald. Die übrigen Elfen zerſtieben. Rautendelein bleibt, einſam und verſonnen, mitten auf der Waldwieſe ſtehen. Das Gewitter mit Sturm, Donner und Regen zieht ab.

Nickelmann,
hebt ſich über den Brunnenrand.

Brekekekex —!
Brekekekex —!
He, du!
Was ſtehſt du dort?

Rautendelein

Ach, lieber Waſſermann!
ich bin ſo traurig: — ach, ſo traurig bin ich.

Nickelmann, pfiffig:

Brekekekex! auf welches Auge denn?

Rautendelein, beluſtigt:

Auf's linke Auge. Willſt du mir's nicht glauben?

Nickelmann

I, freilich, freilich.

Rautendelein,
mit dem Finger ihr linkes Auge berührend:

Sieh mal, was das iſt!?

Nickelmann

Was meinſt du denn?

Rautendelein

Was ich im Auge habe.

Nickelmann

Was haſt du denn im Auge? zeig mal her!

Rautendelein

'Siſt mir ein heißes Tröpflein drauf gefallen.

Nickelmann

Ei, ei! vom Himmel? Komm doch, laß mich's ſehn!

Rautendelein,

das Tränentröpflein ihm am Finger hinhaltend):

Ein ganzes, kleines, blankes, heißes Tröpfchen.
Da, ſchau mal an!

Nickelmann

Vertauſend! iſt das ſchön.
Willſt du, ſo nehm ich's weg und tu es fein
dir in ein roſa Muſchelchen hinein.

Rautendelein

Ei nun, ich leg dir's auf den Brunnenrand.
Was iſt es denn?

Nickelmann

Ein ſchöner Diamant!
Blickt man hinein, ſo funkelt alle Pein
und alles Glück der Welt aus dieſem Stein.
Man nennt ihn Träne.

Rautendelein

Träne? Wie mir's ſcheint:
iſt dies 'ne Träne, hab ich ſie geweint.
So weiß ich denn fortan, was Tränen ſind. —
Erzähl mir was!

Nickelmann

Komm zu mir, liebes Kind!

Rautendelein

Ei, nein, es geht auch ſo. Was ſoll mir das!
Dein alter Brunnenrand iſt bröcklig, naß,
und nichts als Aſſeln, Spinnen .... was weiß ich!
Und du und alleſamt: ihr ekelt mich.

Nickelmann

Brekekekex! das tut mir wahrlich leid.

Rautendelein

Schon wieder ſo ein Tröpflein.

Nickelmann

Regenszeit!
Fernab blitzt Meiſter Thor! von ſeinem Bart
fällt es wie Kindesauggezwinker zart,
durchflorend dunſtgeballter Wolken Zug
mit veilchenblauem Licht. Ein Rabenflug,
im Blitzſchein ſichtbar, unter'm Grau dahin
ſich tummelnd, taumeltoll begleitet ihn!
Die Flügel naß im wilden Waſſerſturm.
Horch, Kind! wie Mutter Erde durſtig ſchluckt und trinkt,
und wie ſich Baum und Gras und Flieg' und Wurm
des Leuchtens freut, das immer neu erblinkt.
Quorax! Blitz. im Tale! Meiſter, wolgetan!
Er zündet ſich ein Oſterfeuer an:
der Hammer loht. Zwölftauſend Meilen Licht.
Der Kirchturm wankt. Der Glockenſtuhl zerbricht,
Qualm ſtößt hervor ....

Rautendelein

Ei, hör doch! ſchweig doch ſtill!
Erzähle Dinge, die man wiſſen will.

Nickelmann

Brekekekex! ein kleiner Spatz, ein Nichts:
was fällt ihm ein? wenn man es ſtreichelt, ſticht's.
Iſt das 'ne Art? Da tut man, was man mag,
am Ende erntet man 'nen Backenſchlag.

Hab ich nicht recht? Was willſt du wiſſen, du? —
Nun mault man wieder.

Rautendelein

Nichts. Laß mich in Ruh'!

Nickelmann

Nichts willſt du wiſſen?

Rautendelein

Nein.

Nickelmann, bettelnd:

— — — ſo red ein Wort!

Rautendelein

Ich möchte fort, nur von euch allen fort.

Sie ſtarrt, die Augen voll Tränen, in die Ferne.

Nickelmann, ſchmerzvoll, dringlich:

Was hab ich dir getan? Wo willſt du hin?
ſteht dir ins Menſchenland der krauſe Sinn?
Ich warne dich. Der Menſch, das iſt ein Ding,
das ſich von ungefähr bei uns verfing:
von dieſer Welt und doch auch nicht von ihr.
Zur Hälfte — wo? wer weiß! — zur Hälfte hier.
Halb unſer Bruder und aus uns geboren,
uns feind und fremd zur Hälfte und verloren.
Weh' jedem, der aus freier Bergeswelt

ſich dem verfluchten Volke zugeſellt,
das, ſchwachgewurzelt, dennoch wahnbethört
den eignen Wurzelſtock im Grund zerſtört
und alſo, krank im Kerne, treibt und ſchießt
wie 'ne Kartoffel, die im Keller ſprießt.
Mit Schmachterarmen langt es nach dem Licht;
die Sonne, ſeine Mutter, kennt es nicht.
Ein Frühlingshauch bricht kranke Zweige leicht,
der grünem Hälmchen Koſt und Kühlung reicht.
Fürwitz! laß ab, dräng nicht in ihre Reihn!
Du legſt um deinen Hals 'nen Mühlenſtein.
Sie ſchummern dich in graue Nebelnacht.
Du lernſt zu weinen, wo du hier gelacht.
Du liegſt gekettet an ein altes Buch
und trägſt, wie ſie, der Sonnenmutter Fluch.

Rautendelein

Großmutter ſagt, du ſeiſt ein weiſer Mann.
So ſchau dir deine Springebächlein an:
da iſt kein Wäſſerlein ſo dünn und klein,
es will und muß ins Menſchenland hinein.

Nickelmann

Quorax, brekekekex, du aber nicht!
Hör, was ein Tauſendjähr'ger zu dir ſpricht:
laß du die Knechtlein ihrer Wege gehn,
den Menſchen Wäſche waſchen, Mühlen drehn,
in ihren Gärten wäſſern Kohl und Kraut,

ich weiß nicht was verſchlucken, brrr, mir graut.

Heiß und inſtändig:

Du aber, Prinzeſſin Rautendelein!
ſollſt eines Königs Gemahlin ſein.
Ich hab eine Krone von grünem Kryſtall,
die ſetz ich dir auf im goldſchimmernden Saal:
die Dielen, die Decken von klarblauem Stein.
Aus roten Korallen Tiſch und Schrein …

Rautendelein

Und iſt deine Krone von eitel Saphir,
ſo laß deine Töchter prunken mit ihr.
Meine güldenen Haare, die lieb ich viel mehr,
die ſind meine Krone und drücken nicht ſchwer.
Und iſt von Korallen dein Schrein und dein Tiſch:
was ſoll mir ein Leben bei Molch und Fiſch?
bei Quorax und Qurax in Lieſch und Rohr,
in Tang und Geſtank, in Brunnen und Moor!

Sie geht.

Nickelmann

Wo willſt du hin?

Rautendelein, leicht, fremd:

Was geht's dich an.

Nickelmann, ſchmerzvoll:

Ei viel,
brekekekex.

Rautendelein

Wohin es mir beliebt.

Nickelmann

Wohin es dir beliebt?

Rautendelein

Dahin und dorthin.

Nickelmann

Dahin und dorthin?

Rautendelein,

die Arme hoch werfend:

und — ins Menſchenland!

Sie eilt und verſchwindet im Walde.

Nickelmann,

im höchſten Schreck:

Quorax!

wimmernd:

Quorax!

leiſer:

Quorax!

kopfſchüttelnd:

Brekekekex!

— Ende des erſten Aktes. —

Zweiter Akt.

Das Haus des Glockengießers Heinrich. Ein altdeutſcher Wohnraum. Die Hälfte der Hinterwand bildet eine tiefe Niſche, in welcher der offene Herd, mit dem Rauchfang darüber, angebracht iſt. Über der kalten Kohle hängt der Kupferkeſſel. Die andere, vorgerückte Wandhälfte hat ein Fenſter mit Butzenſcheiben: darunter ſteht ein Bett.

In den Seitenwänden je eine Tür: die linke zur Werkſtatt, die rechte in den Hausflur führend.

Rechts vorn ein Tiſch mit Stühlen. Auf ihm: gefüllter Milchkrug, Becher und ein Laib Brot. Nicht weit vom Tiſch, das Sandfaß.

Bildwerke von Adam Kraft, Peter Viſcher ꝛc. ſchmücken den Raum, vor allem ein Bild des Gekreuzigten aus bemaltem Holz.

Die zwei Söhne Heinrichs, fünf- und neunjährig, ſitzen, ſonntäglich herausgeputzt, am Tiſch hinter ihren Milchbecherlein. Frau Magda, ebenfalls feſtlich angetan, kommt von rechts ins Zimmer, einen Strauß Himmelſchlüſſel in der Hand.

Es iſt früher Morgen. Die Helligkeit nimmt zu.

Frau Magda

Seht, Kinder! was ich hab! gleich hinter'm Garten
traf ich 'nen ganzen Fleck damit beſä't.
So können wir zu Vaters Ehrentag
uns feſtlich ſchmücken, wie es ſich geziemt.

Erſter Knabe

Mir . . .

Zweiter Knabe

Mir ein Sträußchen.

Frau Magda

Jeder kriegt fünf Blümchen,
wovon ſchon eines, wie ihr wiſſen müßt,
den Himmel aufſchließt. Trinkt nun eure Milch,
eßt euer Stücklein Brot und laßt uns gehn.
Weit iſt der Weg zum Kirchlein, weit und ſteil.

Nachbarin, am Fenſter:

Seid ihr ſchon wach, Frau Nachbarin?

Frau Magda

Ei, freilich!
Ich tat die ganze Nacht kein Auge zu,
doch, da's nicht Sorge war, die wach mich hielt,
bin ich erfriſcht, als hätt ich ausgeruht,
wie'n Murmeltier. Der Tag, mich dünkt, wird klar.

Nachbarin

Schon recht, ſchon recht.

Frau Magda

Ihr kommt doch wol mit uns?
Ich rat euch zu. Es wird gut pilgern ſein
mit uns, nach dieſer kleinen Beinchen Takt,
und ſchwerlich werden wir zu raſch euch ſchreiten;
obgleich, ich ſag es ehrlich, Nachbarin,
ich lieber flöge, als zu Fuße ging:
ſo treibt's in mir vor Freud' und Ungeduld.

Nachbarin

Iſt euer Mann nicht heimgekehrt die Nacht?

Frau Magda

Wo denkt ihr hin?! ich will zufrieden ſein,
hängt nur die Glocke feſt im Glockenſtuhl,
wenn die Gemeine heute ſich verſammelt.
Die Zeit war kurz: da galt es hurtig ſein
und ſich nicht ſparen. Iſt 'ne Stunde Schlaf
für meinen Meiſter Heinrich abgefallen,
hat er, im Waldgras ruhend, ſeine Augen
ein wenig ſchließen können, hab ich Grund,
dem lieben Gott zu danken. Einerlei:
die Müh' war groß, und größer iſt der Lohn.
Ihr könnt nicht glauben, wie ſo fromm und rein
und wunderklar die neue Glocke klingt! Gebt acht,
wenn ſie die Stimme heut erhebt
zum erſten Mal! S' iſt wie Gebet und Predigt,
wie engliſcher Geſang und Troſt und Glück.

Nachbarin

Schon recht, ſchon recht. Doch was mich wunder nimmt:
ihr wißt, Frau Meiſterin, von meiner Tür
kann man das Kirchlein an den Bergen ſehen.
Es hieß: 'ne weiße Fahne ſollte flattern,
ſobald die Glock' im Turme ſicher hing.
'S iſt nichts zu ſehn von einer weißen Fahne.

Frau Magda

Schaut nur recht ſcharf, gewiß entdeckt ihr ſie.

Nachbarin

Nein, ſicher nicht.

Frau Magda

Nun, habt ihr wirklich recht,
ſo will es wenig heißen. Wüßtet ihr,
wie ich, was ſolch ein Werk für Mühe macht,
wie ſo ein Meiſter grübelt, ringt und wirkt
bei Tag und Nacht, es nähm' euch jetzt nicht wunder,
wenn zur Sekunde nicht, wie's vorbeſtimmt,
der letzte Nagel im Gebälke ſitzt.
Schon jetzt vielleicht ſeht ihr die Fahne winken.

Nachbarin

Das glaub ich nicht. Man meint im ganzen Dorf,
es ſei da oben etwas nicht geheuer.
Auch unheildroh'nde Zeichen ſind geſchehn.
Der Hochſteinbauer ſah ein nacktes Weib
auf einem Eber durch's Getreide reiten.
Er hob 'nen Stein und warf ihn nach dem Spuk.
Gleich ward die Hand ihm lahm bis an die Knöchel.
Es heißt: die böſen Geiſter in den Bergen
erzürnten ſich der neuen Glocke wegen.
Mich wundert's nur, daß ihr davon nichts wißt.
Der Amtmann iſt hinauf mit vielen Leuten.
Man meint . . .

Frau Magda

Man meint? Der Amtmann iſt hinauf?
Um Gotteswillen!

Nachbarin

Noch iſt nichts geſagt.
Kein ſicheres Gerücht. Kein Grund zur Sorge.
Regt euch nicht auf, ich bitt euch! Tut es nicht.
Von einem Unglück hat noch nichts verlautet.
Der Glockenwagen, heißt es, ſei gebrochen,
und mit der Glocke irgend was geſchehn.
Was, weiß man nicht.

Frau Magda

Nun, iſt es weiter nichts —
Glock' hin, Glock' her! — und blieb der Meiſter heil:
nicht mal das Sträußlein nehm ich von der Bruſt.
Doch weil man jetzt nichts ſicher wiſſen kann,
nehmt, bitt ich euch, die Kinder . . .
Sie hebt beide ſchnell zum Fenſter hinaus.
Wollt ihr's tun?

Nachbarin

Ei, freilich, freilich nehm ich ſie zu mir!

Frau Magda

So nehmt ſie, bitt ich euch, in euer Haus,
denn eilen will ich, eilen, was ich kann,

zu ſchaun, zu helfen, was weiß ich zu tun.
Nur muß ich

Sie eilt hinaus.

dort ſein, wo mein Meiſter iſt.

Die Nachbarin geht vom Fenſter weg. Man hört Volksgemurmel, darauf einen lauten, durchdringenden Schrei: Magdas Stimme.)

Der Pfarrer kommt herein, haſtig, er ſeufzt und wiſcht ſich die Augen. Er ſieht ſich ſuchend um und deckt dann ſchnell das Bett auf. Er läuft zurück und trifft in der Tür die Bahre, auf welcher Heinrich liegt; der Schulmeiſter und der Barbier tragen ſie. Man hat dem Verunglückten grüne Zweige untergebreitet. Frau Magda folgt, ein Bild des tiefſten Verfalls, ſtarr, faſt von Sinnen. Ein Mann und ein Weib führen ſie. Volk dringt hinter ihr ein. Heinrich wird auf's Bett gelegt.

Pfarrer, zu Magda:

Kommt zu euch, Meiſterin! faßt euch in Gott.
Wir nahmen ihn für tot auf unſre Bahre,
doch kam er zur Beſinnung unterwegs,
und wie der Arzt verſichert, der ihn ſah,
noch könnt ihr hoffen.

Frau Magda,
tief aufſchluchzend:

Hoffen, Gott im Himmel!
Ein einz'ger Augenblick. Ich war ſo glücklich.
Was iſt mit mir? Was geht hier innen vor?
Wo ſind die Kinder?

Pfarrer

Faſſet euch in Gott.
Geduld, Frau Meiſterin! Geduld und Demut!

Und: wo die Not am größten, wißt ihr ja,
iſt Gottes Hilfe oft am allernächſten.
Wo aber Er im Rat beſchloſſen hat,
hier zeitliche Geneſung nicht zu ſchenken,
dann darf euch eins zu ſichrem Troſt gereichen:
euer Gatte geht in ew'ge Freuden ein.

Frau Magda

Was denn Herr Pfarrer redet ihr zu mir
von Troſt? Bedarf ich Troſt? Er wird geneſen.
Er muß geneſen!

Pfarrer

Ja, ſo hoffen wir.
Geſchieht es nicht, geſchieht doch Gottes Wille.
So oder ſo: der Meiſter triumphiert.
Im Dienſt des Höchſten goß er ſeine Glocke.
Im Dienſt des Höchſten ſtieg er in die Berge,
wo finſtre Mächte ungebrochen hauſen
und Kluft und Abgrund trotzen wider Gott.
Im Dienſt des Höchſten iſt er auch gefallen:
im Kampfe wider tück'ſche Höllengeiſter,
die, ſeiner Glocke frohe Botſchaft fürchtend,
zu einer Höllenbruderſchaft geeint,
den Streich gen ihn geführt. Gott wird ſie ſtrafen.

Barbier

'S iſt hier herum 'ne wundertät'ge Frau,

die durch Gebete heilt, wie's ehemals
des Heilands Jünger taten.

Pfarrer

Forſcht ihr nach,
und wenn ihr ſie gefunden, bringt ſie her.

Frau Magda

Was iſt mit ihm geſchehn? Was gafft ihr hier?
Hinaus mit euch! Unheil'ge Neugier iſt's.
Geht! taſtet ihn nicht an mit euren Blicken! —
Deckt ihn mit Tüchern zu. Sie töten ihn,
beſchmutzen ihn zum mindſten. So! jetzt geht.
Geht zu den Gauklern, wenn ihr glotzen wollt.
Was iſt mit ihm geſchehn? Seid ihr denn ſtumm?

Schulmeiſter

Schwer zu ergründen iſt, wie es geſchah.
Wollt' er die Glocke halten, da ſie fiel —?
So viel iſt ſicher, ſäht ihr dort hinunter,
wo ſich der Sturz begann, ihr knietet nieder
und danktet Gott. Denn daß der Mann noch lebt,
es iſt ein Wunder, ſag ich, gradezu.

Heinrich, ſchwach:
Gebt mir ein wenig Waſſer!

Frau Magda, blitzſchnell auffahrend:
Packt euch fort!

Pfarrer

Geht, lieben Leute, hier tut Ruhe not!

Die Leute ab.

Bedürft ihr meiner, liebe Meiſterin:
ihr wißt, wo ihr mich findet.

Barbier

Und auch mich.

Schulmeiſter

Ich denk, ich bleibe hier.

Frau Magda

Nein, Niemand, Niemand!

Heinrich

Gieb mir ein wenig Waſſer!

Paſtor, Schulmeiſter und Barbier ziehen ſich, achſelzuckend und kopfſchüttelnd, nach leiſer Beratung zurück. —

Frau Magda,
mit Waſſer zu Heinrich eilend:

Wachſt du, Heinrich?

Heinrich

Mich dürſtet. Gieb mir Waſſer. Hörſt du nicht?

Frau Magda, unwillkürlich:

Geduld, Geduld!

Heinrich

Geduld zu üben, Magda —
ich lern es bald genug. Ein kleines Weilchen
nur brauchſt du dich gedulden.

Er trinkt.

Dank dir, Magda.

Frau Magda

Ach, Heinrich! ſprich nicht ſo. Mir bangt ſo ſehr,
wenn du ſo ſprichſt.

Heinrich,

fieberiſch heftig:

Dir darf nicht bange werden,
denn du mußt leben, leben ohne mich.

Frau Magda

Ich kann nicht .... will nicht leben ohne dich.

Heinrich

Dein Schmerz iſt kindiſch, foltre mich nicht länger!
Unwürdig iſt er, da du Mutter biſt:
dies Wort begreiſe ganz und faſſe dich.

Frau Magda

Sei doch nur jetzt nicht bös' und hart mit mir.

Heinrich, gequält:

Das nennſt du bös' und hart, was Wahrheit iſt.

Im Kinderbettchen liegt, was dir gehört.
Dort liegt dein Glück, dein Leben, deine Not,
dein Alles ruht in dieſen weißen Linnen,
und wo es nicht ſo wäre, wär's verrucht.

Frau Magda
wirft ſich über ihn.

So hilf mir Gott! ich liebe dich viel mehr,
als unſre Kinder, als mich ſelbſt und alles.

Heinrich

Weh über euch denn, arme Frühverwaiſte!
Und dreimal wehe mir, dazu verdammt,
euch Brot und Milch vom Munde weg zu ſchlingen;
doch wird's, ich fühl's, auf meiner Zunge Gift:
und das iſt gut. Leb wohl! So oder ſo.
Seid dem empfohlen, dem wir nicht entrinnen.
Schon manchem war des Todes tiefer Schatten
nur ein willkommnes Licht: ſo ſei's auch mir.
Weich:
Gieb mir die Hand. Ich tat dir manches Schlimme
mit Wort und Werk; ich kränkte deine Liebe
zu vielen Malen: jetzt vergieb mir, Magda!
Ich wollt' es nicht, doch mußt' ich's immer wieder.
Ich weiß nicht, wer mich zwang, doch zwang mich was,
dir weh zu tun und mir, indem ich's tat.
Vergieb mir Magda!

Frau Magda

Dir vergeben? was?
Wenn du mich lieb haſt, Heinrich, ſprich nicht ſo,
ſonſt kommen mir die Tränen; lieber ſchilt mich.
Du weißt, was du mir biſt.

Heinrich, gequält:

Ich weiß es nicht.

Frau Magda

Du nahmſt mich, hobſt mich, machteſt mich zum Menſchen.
Unwiſſend, arm, geängſtet lebt' ich hin,
wie unter graubezognem Regenhimmel;
du lockteſt, riſſeſt, trugeſt mich zur Freude;
und niemals fühlt' ich deine Liebe mehr,
als wenn du meine Stirn mit rauhem Griff
vom Dunkel ab, dem Lichte zugekehrt.
Nun ſoll ich dir vergeben? Dieſes alles,
dafür ich dir mein ganzes Leben ſchulde.

Heinrich

Seltſam verwirrt ſich das Geſpinnſt der Seelen.

Frau Magda,
ſein Haar ſtreichelnd, weich:

Wenn ich dir dies und das zugut getan,
in Haus und Werkſtatt dir ein Stündchen kürzte
und etwa deinem Auge nicht mißfiel ...

Bedenk doch, Heinrich: ich, die ſeelensgern
ich weiß nicht, was? dir alles ſchenken möchte,
ich hatte nichts, als dies zur Gegengabe.

Heinrich, unruhig:

Ich ſterbe: das iſt gut. Gott meint es gut,
denn, lebt' ich, Magda . . . beuge dich zu mir:
es iſt uns beiden beſſer, daß ich ſterbe.
Du meinſt: weil du geblüht und mir geblüht,
ich hätte dich zum Blühen auferweckt.
Du irrſt. Das tat der ew'ge Wundertäter,
der morgen mitten in den Frühlingswald
von hunderttauſend Millionen Blüten
mit ſeinen kalten Winterſtürmen peitſcht —.
Es iſt uns beiden beſſer, daß ich ſterbe.
Sieh, ich war alt und morſch, 'ne ſchlechte Form.
Ich traure nicht, daß mich der Glockengießer,
der mich nicht beſſer ſchuf, itzund verwirft;
und als, dem eignen, ſchlechten Werke nach,
er mich ſo machtvoll in den Abgrund ſtieß,
war mir's willkommen. Ja, mein Werk war ſchlecht:
die Glocke, Magda, die hinunterfiel,
ſie war nicht für die Höhen — nicht gemacht,
den Widerſchall der Gipfel aufzuwecken.

Frau Magda

Ganz unbegreiflich ſind mir deine Worte.
Ein Werk, ſo hoch geprieſen, tadellos,

kein Bläschen im Metall, im Klang ſo rein —!
„Wie Engelschöre ſingt des Meiſters Glocke“:
ſo ſagten alle, wie aus einem Mund,
als, zwiſchen Bäumen draußen aufgehängt,
ſie ihre Stimme feierlich erhob . . .

Heinrich, fieberhaftig:
Im Tale klingt ſie, in den Bergen nicht!

Frau Magda
Das iſt nicht wahr. Hättſt du, wie ich, gehört
den Pfarrer tief bewegt zum Küſter ſagen:
„wie wird ſie herrlich in den Bergen klingen . . .“

Heinrich
Im Tale klingt ſie, in den Bergen nicht:
das weiß nur ich. Der Paſtor weiß das nicht —.
Ich werde ſterben, und ich will es, Kind!
Denn ſieh: würd’ ich geſund — was man ſo nennt —
vom Meiſter Bader ausgeflickt zur Not,
reif für ein Spittel oder was weiß ich;
das hieße, mir den heißen Trank des Lebens
— zu Zeiten war er bitter, manchmal ſüß,
doch immer war er ſtark, wie ich ihn trank —
das hieße, ihn zur ſchalen Brühe machen,
dünn, abgeſtanden, ſäuerlich und kalt.
So aber mag ihn, wem er mundet, trinken.
Mich widert das Gebräu von weitem an.

Schweig ſtill. Hör weiter zu. Und brächteſt du
mir einen Arzt, den du zu glauben ſcheinſt,
der mich zu alter Freude tüchtig machen,
zu alter Arbeit wieder ſtählen könnte —
auch dann noch, Magda, iſt's um mich geſchehn.

Frau Magda

So ſage mir, um Chriſti willen, Mann!
wie kam dies über dich? Ein Menſch, wie du,
begnadet, überſchüttet mit Geſchenken
des Himmels, hoch geprieſen, allgeliebt,
ein Meiſter ſeiner Kunſt. Wol hundert Glocken,
in raſtlos froher Wirkſamkeit gebildet:
ſie ſingen deinen Ruhm von hundert Türmen;
ſie gießen deiner Seele tiefe Schönheit,
gleichwie aus Bechern, über Gau und Trift.
Ins Purpurblut des Abends, in das Gold
der Herrgottsfrühe miſcheſt du dich ein.
Du Reicher, der ſo vieles geben kann,
du Gottesſtimme! — der du Geberglück
und Geberglück und nichts, als dies geſchlürft,
wo Bettlerqualen unſer Gnadenbrot —:
du ſiehſt mit Undank auf dein Tagewerk?
Nun, Heinrich! wie denn treibſt du mich ins Leben,
das dich mit Ekel füllt? Was iſt es mir?
Was kann es mir denn ſein, wenn du ſogar
es, wie 'nen ſchlechten Pfennig, von dir weiſeſt?

Heinrich

Mißhör mich nicht. — — Nun haſt du ſelbſt geklungen,
ſo tief und klar, wie meiner Glocken keine,
ſo viel ich ihrer ſchuf. — Ich danke dir!
Doch ſollſt du … mußt du mich begreifen, Magda!
Noch einmal denn: mein jüngſtes Werk mißlang.
Beklommnen Herzens ſtieg ich hinterdrein,
als ſie mit „Hott“ und „Hü“ und wacker fluchend
die Glocke bergwärts ſchleppten. Nun: ſie fiel.
Sie fiel hinab wol hundert Klaftern tief
und ruht im Bergſee. Dort im Bergſee ruht
die letzte Frucht von meiner Kraft und Kunſt.
Mein ganzes Leben, wie ich es gelebt,
trieb keine beſſ're, konnte ſie nicht treiben:
ſo warf ich's denn dem ſchlechten Werke nach.
Nun ruht's im Bergſee, ob ich ſelber ſchon
ein armes Reſtchen trüben Daſeins zehre.
Ich traure nicht und traure wiederum
um das Verlorne; eines bleibt beſtehn:
ſo Glock', als Leben, keines kehrt mir wieder.
Und wo ich meine Sehnſucht dran geheftet,
begrabne Töne wiederum zu hören —
weh' mir! das Daſein, ſo von mir ergriffen,
darum gelebt: ein Sack voll Gram und Reu,
voll Wahnſinn, Finſtre, Irrtum, Gall' und Eſſig.

Doch ſo ergreif ich's nicht! Der Dienſt der Täler
lockt mich nicht mehr, ihr Frieden ſänftigt nicht,

wie ſonſt, mein drängend' Blut. Was in mir iſt,
ſeit ich dort oben ſtand, will bergwärts ſteigen,
im Klaren überm Nebelmeere wandeln
und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, ſiech wie ich bin,
und weil ich wieder, quält' ich mich empor,
nur fallen könnte, will ich lieber ſterben.
Jung müßt ich werden, wo ich leben ſollte.
Aus einer Berges-Wunder-Fabelblüte . . .
aus zweiter Blüte neue Früchte treiben.
Geſunde Kraft müßt' ich im Herzen fühlen,
Mark in den Händen, Eiſen in den Sehnen,
zu neuem, unerhörtem Wurf und Werk
die tolle Siegerluſt.

Frau Magda

O Heinrich, Heinrich!
Wüßt' ich, wonach du lechzeſt, aufzufinden:
den Brunnen, deſſen Waſſer Jugend giebt —
wie gerne lief' ich mir die Sohlen wund.
Ja, fänd' ich ſelber in dem Quell den Tod —:
wenn er nur deinen Lippen Jugend brächte.

Heinrich,
gequält, verfallend, delirierend:

Du Liebſte, Liebe! — Nein, ich will nicht.
Behalt den Trank. Im Quell iſt Blut, nur Blut.
Ich will nicht, laß mich, geh — und — laß mich — ſterben.

Er wird ohnmächtig.

Pfarrer
kommt wieder.

Wie ſteht's, Frau Meiſterin?

Frau Magda

Ach, furtchbar ſchlimm.
Er iſt ſo ganz im Innerſten erkrankt.
Ein unbegreiflich' Leid zermürbt ihn ſo!
Ich weiß nicht, was ich fürchten ſoll und hoffen.
Sie nimmt haſtig ein Tuch um.
Ihr ſpracht von einer wundertät'gen Frau.

Pfarrer

Ganz recht, Frau Meiſterin, und deshalb komm ich.
Sie wohnt . . . kaum eine Meile weit von hier
und heißt . . . wie heißt ſie doch? Jenſeits der Grenze,
in Tannwald, glaub ich . . . ja, in Tannwald wohnt ſie
und heißt . . .

Frau Magda

Die Wittichen?

Pfarrer

Wo denkt ihr hin?
Das iſt ein böſes Weib. 'Ne Teufelsbuhlin,
die ſterben muß. Schon iſt man drauf und dran,
gen dieſen Satan furchtbar ſich zu rüſten.
Sie ziehn mit Steinen, Knüppeln, Fackeln aus,

den Garaus ihr zu machen. Giebt man doch
am Unheil, das geſchehn, ihr alle Schuld.
Nein, die ich meine, heißt Frau Findeklee,
iſt fromm und redlich, eines Schäfers Wittwe,
der ein uralt' Rezept ihr hinterließ
von — wie mir viele Leute hier verſichern —
von wundervoller Heilkraft. Wollt ihr hin?

Frau Magda

Ja, ja, Hochwürden.

Pfarrer

Jetzt im Augenblick?

Rautendelein, als Magd gekleidet, mit Beeren.

Frau Magda

Was willſt du, Kind, wer biſt du?

Pfarrer

Es iſt die Anna aus der Michelsbaude.
Fragt ſie nur nicht, denn ſie iſt leider ſtumm.
Sie bringt euch Beeren. Sonſt ein gutes Ding.

Frau Magda

Komm einmal her, mein Kind! Was wollt' ich doch?
Sieh, jener Mann iſt krank. Wenn er erwacht,
ſei gleich zur Hand. Begreifſt du, was ich ſage?
Frau Findeklee: das war ja wol der Name?
Doch iſt der Weg zu weit, ich darf nicht fort.

Zwei Augenblicke nur. Die Nachbarin
tut mir die Lieb'. Ich kehre gleich zurück,
und wie geſagt . . . ach Gott, wie iſt mir weh! Ab.

Pfarrer

Steh hier ein kleines Weilchen. Beſſer noch,
du ſetzeſt dich. Sei klug und mach dich nützlich,
ſo lang man deiner irgend hier bedarf.
Du tuſt ein gutes Werk, Gott wird dir's lohnen.
Du haſt dich recht verändert, liebes Mädchen,
ſeit ich dich nicht geſehn. Halt dich nur brav,
bleib eine fromme Jungfrau, denn du biſt
beſchenkt vom lieben Gott mit großer Schönheit.
Nein, wahrlich, Mädchen, wenn man dich ſo ſieht:
du biſt's und biſt es nicht. Wie 'ne Prinzeſſin
im Märchen ſiehſt du aus — mit einem Schlag,
ich hätt' es nicht gedacht. Kühl ihm die Stirn!
Verſtehſt du mich? Er glüht. Zu Heinrich: Gott geb'
dir Heilung!

Pfarrer ab.

Rautendelein,

ſchüchtern und demütig bisher, nun ganz verändert und haſtig tätig.

Glimmerfunken im Aſchenrauch,
kniſtre unter'm Lebenshauch.
Brich hervor, du roter Wind,
bin, wie du, ein Heidenkind.
Surre, ſurre, ſinge!

Das Herdfeuer iſt aufgelodert.

Keſſel fackelt hin und her.
Kupferdeckel, biſt du ſchwer!
Brodle, Süppchen, walle, Flut,
koche dich und werde gut!
Surre, ſurre, ſinge!

Dabei hat ſie den Deckel des Kupferkeſſels aufgehoben und deſſen Inhalt geprüft.

Maienkräuter, zart und friſch,
ſtreu ich euch in das Gemiſch;
werd' es ſüß und heiß und ſtark!
Wer es trinkt, der trinkt ſich Mark.
Surre, ſurre, ſinge!

Nun ſchab ich Rüben; Waſſer hol ich dann.
Das Faß iſt leer. — Doch erſt das Fenſter auf.
Schön iſt's. Doch morgen wird es windig ſein:
'ne lange Wolke, wie ein Rieſenfiſch,
liegt auf den Bergen; morgen birſt ſie auf,
und tolle Geiſter fahren ſauſend nieder,
durch Tannenwald und Kluft, ins Menſchental.
Kuckuck! Kuckuck! der Kuckuck ruft auch hier,
und Schwälbchen ſchießen, ſchweifen durch die Luft,
durch die der Tag mit Leuchten kommt gedrungen.

Heinrich hat die Augen geöffnet und ſtarrt Rautendelein an.

Nun ſchab ich Rüben und dann hol ich Waſſer.
Weil ich nun Magd bin, hab ich viel zu tun —
und bleibe, liebe Flamme! mir am Werk!

Heinrich,
in namenloſem Staunen:

Wer . . . ſag, wer biſt du?

Rautendelein,
ſchnell, friſch und unbefangen:

Ich? Rautendelein.

Heinrich

Rautendelein? Den Namen hört ich nie.
Doch ſah ich dich ſchon irgendwo einmal.
Wo war es doch?

Rautendelein

Hoch oben in den Bergen.

Heinrich

Ganz richtig. Ja. Wo ich im Fieber lag.
Da träumt ich dich — und jetzt . . . jetzt träum ich wieder.
Man träumt oft ſeltſam. Gelt? — Dies iſt mein Haus;
dort brennt die Flamme mir auf eignem Herd;
ich lieg in meinem Bett, krank auf den Tod;
das Fenſter greif ich; draußen fliegt die Schwalbe;
im Garten ſpielen alle Nachtigallen;
Duft ſchlägt herein von Flieder und Jasmin:
dies alles fühl ich, ſchau ich ganz auf's Kleinſte;
ſieh! im Geweb' der Decke, die mich deckt,
ein jedes Fädchen . . . ja, das Knötchen drin —
und dennoch träum ich.

Rautendelein

Träumſt du? — Ei, warum?

Heinrich, verzückt:

Nun, weil ich träume.

Rautendelein

Biſt du denn ſo ſicher?

Heinrich

Ja. Nein. Ja. Nein. — Was red ich? Nicht erwachen!
Ob ich ſo ſicher bin: das fragſt du mich.
Nun ſei es, wie es ſei, Traum oder Leben:
es iſt. Ich fühl's, ich ſeh's: du biſt, du lebſt!
Sei's in mir, außer mir .... du lieber Geiſt!
Geburt der eignen Seele meinethalb —
nicht minder lieb ich dich! nur bleibe, bleibe!

Rautendelein

So lange, wie du willſt.

Heinrich

Ich träume dennoch.

Rautendelein

Gieb acht: hier heb ich meinen kleinen Fuß.
Den roten Abſatz ſiehſt du? Ja? Wolan:
dies iſt 'ne Haſelnuß; ſie faß ich nun:
ſo, zwiſchen Däumerling und Zeigefinger.

Nun untern Abſatz. Kracks! — iſt ſie entzwei.
Iſt dies nun Traum?

Heinrich

Das weiß der liebe Gott.

Rautendelein

Nun gieb mal weiter acht! jetzt komm ich zu dir
und ſitze auf dein Bett — da bin ich ſchon —
und ſchmauſe mir vergnüglich meinen Nußkern ....
Wird dir's zu enge?

Heinrich

Nein. Doch gieb mir Kunde,
woher denn ſtammſt du, und wer ſendet dich?
Was ſuchſt du hier bei mir, der ich, gebrochen,
ein Häuflein Qual, das Ende meiner Bahn
nach Augenblicken meſſe —?

Rautendelein

Du gefällſt mir.
Woher ich ſtamme, wüßt' ich nicht zu ſagen,
noch auch, wohin ich geh. Die Buſchgroßmutter
hat mich von Moos und Flechten aufgeleſen,
und eine Hindin hat mich aufgeſäugt.
Im Wald, auf Moor und Berg bin ich daheim.
Im Winde, wenn er ſauſt und faucht und heult,
knurrt und miaut, wie eine wilde Katze,
dreh ich mich gern und wirble durch die Luft.

Da lach ich, jauchz ich, daß es wiederhallt,
und Schrat und Nixe, Moos und Waſſermann
darob vor Lachen berſten. Böſe bin ich
und kratz und beiße arg, wenn ich erboſt;
und wer mich ärgert, ei, der ſeh' ſich vor!
Läßt man mich ganz in Ruh', iſt's nicht viel beſſer,
denn, je nach Laune, bin ich bös und gut,
bald ſo, bald ſo, wie mir das Mützlein ſitzt.
Dich aber mag ich gern. Dich kratz ich nicht.
Willſt du, ſo bleib ich hier, doch beſſer iſt's:
du kommſt mit mir hinauf in meine Berge.
Du ſollſt ſchon ſehn, ich will dir trefflich dienen.
Ich weiſe dir Demanten und Karfunkel,
wo ſie in urgeheimen Schächten ruhn,
Topaſe und Smaragden, Ametyſte —
und was du mich nur heißeſt, will ich tun.
Bin ich gleich ungeberdig, trotzig, faul,
ganz ungehorſam, tückiſch, was du willſt —
dir will ich immer nach der Wimper ſchaun,
und eh' du wünſcheſt, nick ich dir ſchon: ja.
Die Buſchgroßmutter meint . . .

Heinrich

Du liebes Kind:
wer iſt die Buſchgroßmuter, ſag mir doch?

Rautendelein

Die Buſchgroßmutter?

Heinrich

Ja!

Rautendelein

Die kennſt du nicht?

Heinrich

Ich bin ein Menſch und blind.

Rautendelein

Bald wirſt du ſehen.
Mir iſt's verliehn, wem ich die Augen küſſe,
dem öff'n ich ſie für alle Himmelsweiten.

Heinrich

So tu mir's.

Rautendelein

Hältſt du ſtill?

Heinrich

Verſuch's einmal.

Rautendelein

küßt ihm die Augen.

Ihr Augen, tut euch auf!

Heinrich

Du ſüßes Kind,

in letzter Stunde her zu mir geſendet:
ein Blütenzweig, von Gottes Vaterhand
aus einem fernen Frühling mir gebrochen –
du freigeborner Sproß! o, wär' ich der,
der ich einſt auszog, früh, am erſten Tag;
wie wollt' ich jubelnd an die Bruſt dich drücken.
Ich war erblindet, nun erfüllt mich Licht,
und ahnungsweis' ergreif ich deine Welt.
Ja, mehr und mehr, wie ich dich in mich trinke,
du Rätſelbildung, fühl ich, daß ich ſehe.

Rautendelein

Ei, ſo beſchau mich denn, ſo viel du willſt.

Heinrich

Wie ſchön dein Goldhaar iſt! ſo viele Pracht!
Mit dir, du lieblichſter von meinen Träumen,
wird mir das Charonsſchiff zur Königsbarke,
die, purpurſegelnd, feierliche Bahn,
der Morgenſonne zu, gen Oſten nimmt.
Fühlſt du den Weſt? ſein unbelauſcht' Beginnen?
wie er von Südmeers blauen Schaukelwellen
den weißen Schaumſturz ſtreift — uns überſprüht
mit diamantner Friſche? — fühlſt du das?
Und wir ... in Gold und Seide hingelagert,
ermeſſen wir, glückſel'ger Zuverſicht,
die Ferne, die uns trennt: du weißt, wovon —
denn du erkennſt das grüne Inſelland,

der Birken ſchwere Hänge, die, zu baden,
in blaue Leuchtefluten niederwallen.
Du hörſt den Jubel aller Frühlingsſänger,
die unſrer warten ....

Rautendelein

Ja, ich höre ihn!

Heinrich, verfallend:

Nun wol: ich bin bereit. Wenn ich erwache,
wird einer zu mir ſagen: geh mit mir.
Dann liſcht das Licht. Hier innen wird es kühl.
Der Seher ſtirbt, gleichwie der blinde Mann.
Doch ſah ich dich — und ...

Rautendelein,
mit Ceremonieen:

Meiſter, ſchlummre ein!
Wachſt du auf, ſo biſt du mein.
Wünſchlicher Gedanken Stärke
wirk' indeß am Heilungswerke.
Sie wirkt am Herd, dabei ſprechend:
Schätze, verwunſchene, wollen zum Licht,
unten in Tieſen leuchten ſie nicht.
Glühende Hunde bellen umſunſt,
winſeln und weichen mutiger Kunſt.
Aber wir dienen froh und bereit,
weil uns beherrſchet, der uns befreit!

Mit Beiden gegen Heinrich:

Eins, zwei, drei: ſo biſt du neu,
und im Neuen biſt du frei.

Heinrich

Was iſt mit mir geſcheh'n? Aus welchem Schlaf
erwach ich? Welches Morgens Sonne dringt
durch's offne Fenſter, mir die Hand vergoldend?
O Morgenluft! Nun, Himmel, iſt's dein Wille,
iſt dieſe Kraft, die durch mich wirkt und wühlt,
dies glühend neue Drängen meiner Bruſt:
iſt dies ein Wink, ein Zeichen deines Willens —
wolan, ſo wollt' ich, wenn ich je erſtünde,
noch einmal meinen Schritt ins Leben wenden,
noch einmal wünſchen, ſtreben, hoffen, wagen —
und ſchaffen, ſchaffen.

Frau Magda tritt ein.

Heinrich

Magda, biſt du da?

Frau Magda

Iſt er erwacht?

Heinrich

Ja, Magda, biſt du da?

Frau Magda, ahnungsvoll freudig:

Wie iſt dir?

Heinrich, überwältigt:

Gut. — Ach, gut. Ich werde leben.
Ich fühl's: ich werde leben. Ja, ich fühl's.

Frau Magda, außer ſich:

Er lebt, er lebt —! O Liebſter! Heinrich, Heinrich!

Rautendel ſteht abſeits mit leuchtenden Augen.

— Ende des zweiten Aktes. —

Dritter Akt.

Eine verlaſſene Glashütte im Gebirge, unweit der Schneegruben. Rechts, aus dem natürlichen Felſen, welcher die Mauer vertritt, rinnt Waſſer durch eine Thonröhre in einen natürlichen Steintrog. Links oder an der verfugten Hinterwand: Schmiedefeuerherd mit Rauchfang und Blaſebalg.

Links hinten erblickt man durch den ſcheunentorartigen, offenen Eingang die Hochgebirgslandſchaft: Gipfel, Moore, tiefere Tannenwaldungen, in nächſter Nähe einen jähen Abſturz.

Im Dache der Hütte Rauchabzug.

Rechts: ſpitzbogiger Felſendurchbruch.

Der Waldſchrat, welcher, ſchon außerhalb der Hütte ſichtbar, einen Fichtenwurzelſtock zu einem draußen aufgeſchichteten Haufen getragen hat, tritt zögernd ein und ſieht ſich um.

Der Nickelmann ſteigt bis unter die Bruſt aus dem Waſſertrog.

Nickelmann

Komm nur herein, brekekekex!

Waldſchrat

Biſt du's?

Nickelmann

Ja. Hol' der Satan Fichtenqualm und Ruß.

Waldſchrat

Sind ſie denn ausgeflogen?

Nickelmann

Wer?

Waldſchrat

Nun, ſie.

Nickelmann

Ich denke, ja: ſuſt wären ſie wol hie.

Waldſchrat

Ich traf den Hornig . . .

Nickelmann

Ei!

Waldſchrat

mit Säg' und Axt.

Nickelmann

Was ſagt er?

Waldſchrat

Daß du hier herumquorart.

Nickelmann

So halt der Lümmel ſich die Ohren zu.

Waldſchrat

Recht jammerkläglich, ſagt er, quakteſt du.

Nickelmann

Den Kopf dreh ich ich ihm ab!

Waldſchrat

So iſt es recht!

Nickelmann

Ihm und dem andern —

Waldſchrat lacht.

Ein verwünſcht Geſchlecht!
Drängt ſich in unſre Berge, wühlt und baut,
hebt die Metalle, glüht und ſchmilzt und braut;
er ſpannt den Rübekol und Waſſermann
ganz mir nichts, dir nichts an den Karren an.
Die ſchönſte Elbin wird ſein Liebchen, traun,
und Unſereiner muß von ferne ſchaun.
Sie ſtiehlt mir Blumen, nelkenbraunen Quarz,
Gold, Edelſteine, gelbes Bernſteinharz.
Sie dient ihm täglich, nächtlich, wie ſie kann.
Ihn küßt ſie, uns dagegen faucht ſie an.
Nichts widerſteht ihm. Aelt'ſte Bäume fallen.
Der Grund erſchüttert. Alle Klüfte hallen
durch Tag und Nacht von ſeinem Hammerſchlag.
Sein rotes Schmiedefeuer wirft den Schein
bis in mein fernſtes Höhlenhaus hinein.
Der Teufel weiß es, was er ſchaffen mag!

Nickelmann

Brekekekex, trafſt du ihn damals doch!
er läge längſt verfault im Waſſerloch,
der Glockenmacher bei dem Glockentier.
Und iſt die Glock' mein Würfelbecherlein —
die Würfel müßten ſeine Knochen ſein.

Waldſchrat

Potz Hahn und Hollenzopf! das glaub ich dir.

Nickelmann

Statt deſſen wirkt er hier geſund und ſtark;
ein jeder Hammerſchlag dringt mir ins Mark.
Weinerlich:
Er macht ihr Schappel, Ring und Spängelein
und koſt ihr Schultern, Bruſt und Wängelein.

Waldſchrat

Bei meinem Bocksgeſicht: du biſt verrückt!
Weil's ihn ein bischen nach dem Kinde jückt,
fängt ſo ein alter Kerl zu flennen an.
Sie mag nun einmal keinen Waſſermann!
Und wenn ſie dich nicht mag, ſo ſei geſcheit:
das Meer iſt tief, die Welt iſt lang und breit.
Greif dir 'ne Nixe, ras' dich tüchtig aus,
leb, wie ein Paſcha, recht in Saus und Braus:
am Ende wirſt du ganz gelaſſen ſtehn,
ſähſt du die beiden flugs zu Bette gehn.

Nickelmann

Ich bring ihn um . . .

Waldſchrat

Sie iſt auf ihn erpicht.

Nickelmann

beiß ihm die Kehle durch . . .

Waldſchrat

Du kriegſt ſie nicht!
Was kannſt du tun? Großmutter ſteht ihm bei;
die, weißt du, achtet nicht dein Zorngeſchrei.
Das Pärlein iſt in ganz beſondrer Huld.
Hoffſt du noch etwas, ſei es mit Geduld.

Nickelmann

Verdammtes Wort!

Waldſchrat

Die Zeit geht ihren Gang —
und Menſch bleibt Menſch. Der Taumel währt nicht lang.

Rautendelein,
noch nicht ſichtbar, kommt ſingend:

Es ſaß ein Käfer auf'm Bäumel,
Sum, ſum!
Der hat ein ſchwarz-weiß Röckel,
Sum, ſum!

Rautendelein erſcheint.

'Ei, was doch für Beſuch! ſchön' Gutenabend!
Hat er mir Gold gewaſchen, Nickelmann?
Hat er mir Wurzelſtöcke zugetragen,
mein lieber Bocksfuß? Seht: beladen bin ich
mit fremden Wunderdingen ganz und gar,
denn fleißig wahrlich tumml ich mich herum!
Hier Bergkryſtalle, hier ein Diamant,
ein Beutelchen mit Goldſtaub hab ich hier,
hier Honigwaben . . . 'S iſt ein heißer Tag.

Nickelmann

Auf heiße Tage folgen heiße Nächte.

Rautendelein

Kann ſein. Kalt' Waſſer iſt dein Element,
ſo tauche denn hinein und kühl dich ab.

Waldſchrat lacht unſinnig.

Nickelmann taucht lautlos unter und verſchwindet.

Rautendelein

So lange treibt er's, bis man böſe wird.

Waldſchrat, noch lachend:

Potz Pferd!

Rautendelein

Am Knie das Band iſt mir verrückt
und ſchneidet mich.

Waldſchrat

Willſt du, ich lockr' es dir.

Rautendelein

Du wärſt der Rechte! — Schrätlein, hörſt du, geh!
Du bringſt Geſtank herein und ſo viel Fliegen,
in einer Wolke ſind ſie um dich her.

Waldſchrat

Mir ſind ſie lieber, traun, als Schmetterlinge,
die mit beſtaubtem Flügel dich umtaumeln,
bald in die Lippen ſich, ins Haar dir wühlend,
und Nachts ſich dir um Bruſt und Hüften klammern.

Rautendelein, lacht.

Schau, ſchau! nun laß es gut ſein.

Waldſchrat

Weißt du was?
ſchenk mir dies Wagenrad. Wo ſtammt es her?

Rautendelein

Das weißt du beſſer wol, als ich, du Strolch!

Waldſchrat

Hätt' ich den Glockenwagen nicht gebrochen,
der Edelfalke ſäß' dir nicht im Garn.
Drum ſei mir dankbar, ſchenke mir das Ding.
Mit harzgetränkten Seilen dick umflochten
und angezündet, will ich's niederjagen
den ſteilſten Abhang, den ich finden kann.
Das giebt 'nen Spaß!

Rautendelein

Und in den Dörfern Feuer.

Waldſchrat

Ja, rotes Opferfeuer, roten Wind!

Rautendelein

Es wird nichts draus. Mach, daß du fortkommſt,
Schrätlein!

Waldſchrat

Iſt's denn ſo eilig? Muß ich wirklich gehn? —
So ſag mir doch: was macht das Meiſterlein?

Rautendelein

Er wirkt ein Werk.

Waldſchrat

Das wird was Rares ſein!

Der Tage Drang, der Nächte Ruß:
wir kennen ſchon den Glockenguß!
Berg will zu Tal, Tal will zu Berg,
und flugs entſteht das Wunderwerk:
ein Zwitterding, halb Tier, halb Gott,
der Erde Ruhm, des Himmels Spott.
Komm, Elbchen, in den Haſelſtrauch!
Was jener kann, das kann ich auch,
du haſt von ihm nicht größre Ehren:
den Heiland wirſt du nicht gebären.

Rautendelein

Du Tier, du Strolch! dir blas ich Blindheit an,
ſchmähſt du noch mehr den auserwählten Mann,
der euch vom Banne zu erlöſen ringt,
wenn durch die Nacht ſein Hammerſchlag erklingt!
Denn unterm Fluche, ob ihr's gleich nicht wißt,
ſeid ihr und wir und alles, was da iſt.
Bleib! du biſt machtlos hier, wer du auch ſeiſt:
in dieſem Umkreis herrſcht des Meiſters Geiſt!

Waldſchrat

Was liegt mir dran?! Grüß deinen Herrn Gemahl:
ich fahr wol einſt in ſeinen Schacht einmal.

Lachend ab

Rautendelein,
nach kurzer Pauſe:

Ich weiß nicht, was mir iſt? So ſchwül und ſchwer.
Zum nahen Schneefeld will ich gehn: die Grott'
iſt kühl. Schmelzwaſſer, grün und kalt wie Eis,
muß mich erfriſchen. — Auf 'ne Schlange trat ich.
Sie ſonnte ſich auf ſchwefelgrünem Stein
und biß nach mir, hoch droben im Gerölle.
Ach, wie mir ſchwer iſt. — Schritte! — Horch! — Wer
kommt? —

Pfarrer,
bergmäßig gekleidet, echauffiert, faſt atemlos vor Anſtrengung, erſcheint vor der Tür.

Hier, Meiſter Schaum! mir nach! nur hier herauf! —
Kein leichtes Stück war's, doch nun ſteh ich feſt.
Zudem! um Gottes Willen unternahm ich's.
Und hundertmal iſt mir die Müh' gelohnt,
gelingt es mir, als einem guten Hirten,
mir das verſtiegne Lamm zurückzuretten.
Nur immer mutig vor! Er tritt ein. Iſt jemand hier?
Rautendel bemerkend:
Ei, ſieh! da biſt du ja! Dacht ich mir's doch!

Rautendelein, blaß, bösartig:

Was wollt ihr hier?

Pfarrer

Das ſollſt du wol erfahren.

Gott ſei mein Zeuge, ja! und bald genug:
hab ich nur erſt ein wenig mich verſchnauft —
iſt mir der Schweiß ein wenig abgetrocknet.
Zuvörderſt ſag mir, Kind! biſt du allein?

Rautendelein

Du haſt mich nichts zu fragen!

Pfarrer

Sieh doch an!
Nicht übel, wahrlich nicht. Auf dieſe Art
zeigſt du dein wahres Antlitz mir ſogleich:
nun, um ſo beſſer, dies erſpart mir vieles.
Du!..

Rautendelein

Menſchlein, ſieh dich vor!

Pfarrer,
ihr entgegen mit gefalteten Händen

Mir tuſt du nichts!
Mein Herz iſt feſt und rein; ich fürchte nichts.
Der meinen alten Gliedern Mut verlieh,
in eure Höhle mich hinauf zu wagen,
er ſteht mir bei, ich fühl's. — Du Teufelin,
verſuche nichts an mir mit deinem Trotz,
verſchwende nichts von deinen Buhlerkünſten!
In deine Berge haſt du ihn verlockt...

Rautendelein

Wen?

Pfarrer

Wen? den Meiſter Heinrich! wen denn ſonſt?
Mit Zauberkünſten, ſüßen Höllentränken,
bis er ſo kirr dir, wie ein Hündchen, wurde.
Ein Mann, wie er, Hausvater, Muſterbild,
fromm bis ins Innerſte: du großer Gott!
'ne hergelaufne Dirne greift ihn auf,
ſie wickelt ihn ſo recht in ihre Schürze
und ſchleppt ihn mit ſich fort, wohin ſie will,
zu bittrer Schmach gemeiner Chriſtenheit.

Rautendelein

Bin ich ein Räuber, raubt ich dir doch nichts!

Pfarrer

Mir, meinſt du, nahmſt du nichts? Du freches Ding!
Nicht mir, dem Weib allein, noch ſeinen Kindern —:
du nahmſt der ganzen Menſchheit dieſen Mann!

Rautendelein,
plötzlich verwandelt, triumphierend:

Ei, ſchau doch vor dich! ſieh, wer kommt gegangen?
Vernimmſt du ſeines freien Wandelſchrittes
gleichmäßig Klingen nicht? Will denn dein armes Schmähn
noch immer nicht in Jauchzen übergehn?

Fühlſt du noch nicht des Balderauges Glanz?
Durchdringt es deine Glieder nicht, wie Tanz?
Das Gräslein freut ſich, das ſein Fuß zerbricht.
Ein König naht. Du, Bettler, jubelſt nicht?
Eia juchheia! Meiſter, ſei gegrüßt!

Sie läuft ihm entgegen und wirft ſich in ſeine Arme.

Heinrich,

in maleriſcher Werkſtattracht, den Hammer im Arm, erſcheint. Mit Rautendel Hand in Hand nähert er ſich und erkennt den Pfarrer.

Willkommen! Hochwillkommen!

Pfarrer

Gott zum Gruß,
viellieber Meiſter! Iſt's die Möglichkeit!
von Kräften ſtrotzend förmlich, ſteht er da,
gleich einer jungen Buche, ſchlank und ſtark,
und lag doch jüngſt geſtreckt auf's Krankenlager:
ein ſiecher Mann, hinfällig, matt und bleich,
ſchier hoffnungslos. Fürwahr, mir kommt es vor,
als hätte ganz im Nu des Höchſten Liebe,
allmächt'gen Anhauchs, eurer ſich erbarmt,
daß ihr, vom Lager mit zwei Beinen ſpringend,
wie David möchtet tanzen, Zimbal ſchlagen,
lobſingen, jauchzen eurem Herrn und Heiland.

Heinrich

Es iſt ſo, wie ihr ſagt.

Pfarrer

Ihr ſeid ein Wunder!

Heinrich

Auch dies iſt wahr. Durch alle meine Sinne
ſpür ich das Wunder wirken. Geh, mein Liebling!
der Pfarrer ſoll von unſerm Wein probieren.

Pfarrer

Ich dank euch, nein, nicht jetzt, nicht dieſen Tag.

Heinrich

Geh, bring ihn! ich verbürg es: er iſt gut.
Doch, wie ihr wollt. Ich bitt euch, ſitzet nieder.
Seit ich der Schmach der Krankheit mich entrafft,
ward uns das erſte, neue Frohbegegnen
auf dieſe Abendſtunde vorbereitet.
Ich hoffte nicht, als Erſten euch zu grüßen
in meines Wirkens ſtrittigem Gebiet.
Nun freut mich's doppelt: ſo erweiſt ſich's doch,
daß ihr Beruf und Kraft und Liebe habt.
Durchbrechen ſeh ich euch mit feſter Fauſt
die mörderiſchen Stricke der Beſtallung,
dem Menſchendienſt entfliehn, um Gott zu ſuchen.

Pfarrer

Nun, Gott ſei Dank! ich fühl's, ihr ſeid der Alte.
Die Leute lügen, die da unten ſchrein,
ihr wärt ein andrer, als ihr früher waret.

Heinrich

Derſelbe bin ich und ein Andrer auch. —
Die Fenſter auf, und Licht und Gott herein!

Pfarrer

Ein guter Spruch.

Heinrich

Der beſte, den ich kenne.

Pfarrer

Ich kenne beſſre, doch auch er iſt gut.

Heinrich

Wenn ihr nun wollt, ſtreckt mir die Hand entgegen:
ich ſchwör's bei Hahn und Schwan und Pferdekopf!
ſo nehm ich euch von ganzer Seel' als Freund
und öffn' euch zu dem Frühling meiner Seele
die Pforten angelweit.

Pfarrer

Tut auf getroſt!
Ihr tatet's oft und kennt mich zur genüge.

Heinrich

Ich kenn euch, ja. Und kennt ich euch auch nicht,
und ſäße hier in eines Freundes Maske
Gemeinheit, meines Herzens Geberlaune

zu nutzen gierig — traun: Gold bleibt doch Gold!
im Kehricht ſelbſt der Sykophantenſeele
geht's nicht verloren.

Pfarrer

Meiſter, ſagt mir doch:
was iſt's mit dieſem ſonderbaren Schwur?

Heinrich

Bei Hahn und Schwan?

Pfarrer

und, deucht mir: Pferdekopf?

Heinrich

Ich weiß nicht, wie es mir zu Sinne ſtieg.
Mir ſcheint, der Wetterhahn auf eurer Kirche,
der ganz zu oberſt, ſonnenfunkelnd, ſteht —
der Pferdekopf auf Nachbar Karges Giebel —
der Schwan, der hoch im Blau verloren flog —:
dies oder jenes brachte mich darauf;
am End' iſt's einerlei. — Hier kommt der Wein.
Nun, in des Wortes innerſtem Bedeuten,
trink ich Geſundheit: mir und dir und euch!

Pfarrer

Ich danke euch und kann euch nur erwidern,
daß ich Geſundheit dem Geheilten wünſche.

Heinrich, umhergehend:

Ich bin geheilt, erneut! ich ſpür's an allem:
an meiner Bruſt, die ſich ſo freudig hebt
zu kraftvoll wonniglichem Atemzug,
wobei mir's iſt, als ob des Maien Kraft
in mich hinein zu meinem Herzen drängte.
Ich ſpür's an meinem Arm, der eiſern iſt —
an meiner Hand, die, wie 'nes Sperbers Klaue,
in leere Luft ſich ſpreizt und wieder ſchließt
voll Ungeduld und Schöpfertatendrang.
Seht ihr das Heiligtum in meinem Garten?

Pfarrer

Was meint ihr?

Heinrich

Dort. Dies andre Wunder. Seht!

Pfarrer

Ich ſehe nichts.

Heinrich

Ich meine jenen Baum,
der einer blühnden Abendwolke gleicht,
weil ſich Gott Freyr auf ihn niederſenkte.
Wollüſtig tiefes Sauſen dringt hinab,
ſteht ihr an ſeinem Stamm; und ungezählt
ſind Honigſammler, ſumſend, ſchwelgeriſch
um ſeiner Blüten duft'ge Pracht bemüht.

Ich fühl's, ich gleiche jenem Baume.
Wie in die Zweige dieſes Baumes, ſtieg
Gott Freyr auch in meine Seele nieder,
daß ſie in Blüten flammt mit einem Schlag.
Wo durſt'ge Bienen ſind, die mögen kommen —

Pfarrer

Nur weiter, weiter! — gerne hör ich zu.
Ihr und der Blütenbaum, ihr mögt ſchon prahlen.
Ob eure Früchte reifen, ſteht bei Gott!

Heinrich

Wahr, beſter Freund! was ſtünde nicht bei dem?
Er warf mich nieder zwanzig Klaftern tief;
er hob mich auf, daß ich nun blühend ſtehe:
von ihm iſt Blüt' und Frucht und alles, alles.
Doch bittet ihn, daß er den Sommer ſegne!
Was in mir wächſt, iſt wert, daß es gedeihe,
wert, daß es reife. Wahrlich, ſag ich euch! —
Es iſt ein Werk, wie ich noch keines dachte:
ein Glockenſpiel aus edelſtem Metall,
das aus ſich ſelber, klingend, ſich bewegt.
Wenn ich die Hand, wie eine Muſchel, lege
ſo mir ans Ohr und lauſche, hör ich's tönen —
ſchließ ich die Augen, quillt mir Form um Form
der reinen Bildung greifbar deutlich auf —.
Seht: was ich jetzt als ein Geſchenk empfing —
voll namenloſer Marter ſucht' ich es,

als ihr mich, einen „Meiſter“, glücklich prieſet.
Ein Meiſter war ich nicht, noch war ich glücklich!
Nun bin ich beides: glücklich und ein Meiſter!!

Pfarrer

Ich hör es gern, wenn man euch „Meiſter“ nennt,
doch wundert mich, daß ihr es ſelber tut. —
Für welche Kirche ſchafft ihr euer Werk?

Heinrich

Für keine.

Pfarrer

Ei wer gab euch dann den Auftrag?

Heinrich

Der jener Tanne drüben anbefahl,
ſich hart am Abgrund herrlich aufzurichten!
Im Ernſt: das Kirchlein dort, von euch begründet,
verfallen iſt's zum Teil, zum Teil verbrannt;
drum will ich neuen Grund hoch oben legen —
zu einem neuen Tempel neuen Grund!

Pfarrer

O Meiſter, Meiſter! — doch ich will nicht rechten;
vorerſt, ſo glaub ich, wir verſtehn uns nicht.
Denn, was ich meine, trocken ausgeſagt,
da euer Werk ſo überköſtlich iſt . . .

Heinrich

Ja, köſtlich iſt es.

Pfarrer

Solch ein Glockenſpiel ...

Heinrich

Nennt's, wie ihr wollt!

Pfarrer

Ihr nanntet's, dünkt mich, ſo.

Heinrich

So nannt' ich, was ſich ſelber nennen muß
und will und ſoll und einzig nennen kann.

Pfarrer

Sagt mir, ich bitt euch, wer bezahlt das Werk?

Heinrich

Wer mir mein Werk bezahlt? O Pfarrer, Pfarrer!
Wollt ihr das Glück beglückt? den Lohn belohnt? –
Nennt immerhin mein Werk, wenn ich es nannte:
ein Glockenſpiel! Dann aber iſt es eines,
wie keines Münſters Glockenſtube je
es noch umſchloß, von einer Kraft des Schalles,
an Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich,
der brünſtig brüllend ob den Triften ſchüttert;

und ſo: mit wetternder Poſaunen Laut
mach' es verſtummen aller Kirchen Glocken
und künde, ſich in Jauchzen überſchlagend,
die Neugeburt des Lichtes in die Welt.

Urmutter Sonne!! dein und meine Kinder,
durch deiner Brüſte Milch emporgeſäugt —
und ſo auch dieſes, brauner Krum' entlockt
durch nährend heißen Regens ew'gen Strom:
ſie ſollen künftig all ihr Jubeljauchzen
gen deine reine Bahn zum Himmel werfen.
Und endlich, gleich der graugedehnten Erde,
die jetzund grün und weich ſich dir entrollt,
haſt du auch mich zur Opferluſt entzündet.
Ich opfre dir mit allem, was ich bin! —
O Tag des Lichtes, wo zum erſten Mal
aus meines Blumentempels Marmorhallen
der Weckedonner ruft — wo aus der Wolke,
die winterlang uns drückend überlaſtet,
ein Schauer von Juwelen niederrauſcht,
wonach Millionen ſtarrer Hände greifen,
die, gleich durchbrannt von Steineszauberkraft,
den Reichtum heim in ihre Hütten tragen:
dort aber faſſen ſie die ſeidnen Banner,
die ihrer harren — ach, wie lange ſchon?! —
und, Sonnenpilger, pilgern ſie zum Feſt.

O Pfarrer, dieſes Feſt! — ihr kennt das Gleichniß
von dem verlornen Sohn —: die Mutter Sonne

iſt's, die 's den verirrten Kindern ſchenkt.
Von ſeidnen Fahnen flüſternd überbauſcht,
ſo ziehn die Scharen meinem Tempel zu.
Und nun erklingt mein Wunderglockenſpiel
in ſüßen, brünſtig ſüßen Locklauten,
daß jede Bruſt erſchluchzt vor weher Luſt:
es ſingt ein Lied, verloren und vergeſſen,
ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
aus Märchenbrunnentiefen aufgeſchöpft,
gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
bald Nachtigallenſchmerz, bald Taubenlachen –
da bricht das Eis in jeder Menſchenbruſt,
und Haß und Groll und Wut und Qual und Pein
zerſchmilzt in heißen, heißen, heißen Tränen.

So aber treten alle wir an's Kreuz
und, noch in Tränen, jubeln wir hinan,
wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöſt,
der tote Heiland ſeine Glieder regt
und ſtralend, lachend, ew'ger Jugend voll,
ein Jüngling, in den Maien niederſteigt.

Heinrich hat, in ſich ſteigernder Begeiſterung, zuletzt ekſtatiſch geſprochen, nun geht er bewegt umher. Rautendelein, bebend von Rauſch und Liebe, Tränen in den Augen, gleitet an ihm nieder und küßt ſeine Hände. Der Pfarrer iſt mit immer mehr überhand nehmenden Zeichen des Grauens der Rede gefolgt. Am Schluß hält er an ſich. Nach einer Pauſe beginnt er mit erzwungener Ruhe, die aber ſchnell verfliegt.

Pfarrer

Jetzt, lieber Meiſter, hab ich euch gehört,
und ganz auf's Haar beſtätigt find ich alles,
was ehrenwerte Männer der Gemeine
mir, ſorgenvollen Herzens, hinterbracht:
ſogar die Mär von dieſem Glockenſpiel.
Dies tut mir leid, mehr, als ich ſagen kann.
Die hohen Worte gänzlich nun beiſeit:
wie ich hier ſtehe, bin ich hergekommen,
nicht, weil es mich nach euren Wundern dürſtet —
nein, um euch beizuſtehn in eurer Not.

Heinrich

In meiner Not? So bin ich denn in Not?

Pfarrer

Mann! wacht nun endlich auf! wacht auf! ihr träumt...
den fürchterlichſten Traum, aus dem man nur
zu ew'ger Pein erwacht. Gelingt es nicht,
euch aufzuwecken mit dem Worte Gottes,
ſeid ihr verloren — ewig, Meiſter Heinrich!

Heinrich

Das denk ich nicht.

Pfarrer

Wie heißt das Bibelwort?
„Wen er verderben will, ſchlägt Gott mit Blindheit."

Heinrich

Iſt dies ſein Plan, ihr haltet Gott nicht auf.
Doch nennt' ich jetzt mich blind,
wo ich, von hymniſch reinem Geiſt erfüllt,
auf eine Morgenwolke hingebettet,
erlöſten Auges Himmelſernen trinke:
ich wäre wert, daß Gottes Zorn mich ſchlüge
mit ew'ger Finſternis.

Pfarrer

Nun, Meiſter Heinrich,
der Flug, den ihr da nehmt, iſt mir zu hoch.
Ich bin ein ſchlichter Mann, ein Erdgeborner,
und weiß von überſtiegnen Dingen nichts.
Eins aber weiß ich, was ihr nicht mehr wißt:
was Recht und Unrecht, Gut und Böſe iſt.

Heinrich

Auch Adam wußt' es nicht im Paradieſe.

Pfarrer

Das ſind nur Redensarten, nichts bedeutend.
Ruchloſigkeiten deckt ihr nicht damit.
Es tut mir leid — gern hätt' ich's euch erſpart:
ihr habt ein Weib, habt Kinder . . .

Heinrich

Und was weiter?

Pfarrer

Die Kirche meidet ihr, zieht in die Berge,
durch Monde kehrt ihr nicht in euer Haus,
wo euer Weib ſich ſehnt, und eure Kinder
nur immer ihrer Mutter Tränen trinken.

Heinrich,

nach längerem Stillſchweigen, bewegt:

Könnt' ich ſie trocknen, Pfarrer, dieſe Tränen —
wie gerne wollte ich's tun! doch kann ich's nicht.
In Kummerſtunden grübelnd, fühl ich ganz:
es jetzt zu lindern, iſt mir nicht gegeben.
Der ich ganz Liebe bin, in Lieb' erneut,
darf ihr aus meines Reichtums Ueberfülle
den leeren Kelch nicht füllen, denn mein Wein —
ihr wird er Eſſig, bittre Gall' und Gift.
Soll der, der Falkenklaun ſtatt Finger hat,
'nes kranken Kindes feuchte Wangen ſtreicheln?
Hier helfe Gott!

Pfarrer

Dies muß ich Wahnſinn nennen,
ruchloſen Wahnſinn. Ja, ich hab's geſagt.
Hier ſteh ich, Meiſter, ganz erſchüttert noch
von eures Herzens grauenvoller Härte.
Hier iſt dem böſen Feind ein Streich gelungen
in Gottes Fratze . . . ja, ſo muß ich ſagen —
abgründiſch, wie er kaum ihm je gelang.

Dies Werk, du großer Gott! von dem ihr faſelt . . .
fühlt ihr denn nicht: es iſt die ärgſte Greuel,
die je 'nes Heiden Kopf ſich ausgeheckt!
Viel lieber wollt ich alle böſen Plagen,
mit denen Gott Aegypten heimgeſucht,
herniederbeten auf die Chriſtenheit,
als dieſen Tempel eures Beelzebub,
des Baal, Moloch, je vollendet ſehn.
Kehrt um, kommt zur Beſinnung, bleibt ein Chriſt!
Es iſt noch nicht zu ſpät. Hinaus die Dirne!
Die Buhlerin, die Hexe treibt hinaus!
den Alb, die Drute, den verdammten Geiſt!
Mit einem Schlage wird der ganze Spuk
in nichts verſchwinden, und ihr ſeid gerettet.

Heinrich

Als ich im Fieber lag, dem Tod verfallen:
kam ſie und hob mich auf und heilte mich.

Pfarrer

Viel lieber tot, als ſolcherweis' geneſen!

Heinrich

Darüber mögt ihr denken, wie ihr wollt.
Ich aber nahm das neue Leben an!
Ich leb es und ſo lange dank ich's ihr,
bis mich der Tod entbindet.

Pfarrer

Nun — 's iſt aus.
Zu tief, bis an den Hals ſteckt ihr im Böſen,
und eure Hölle, himmliſch ausgeſchmückt:
ſie hält euch feſt. — Ich will nicht weitergehn,
doch wißt ihr: Hexen blüht der Scheiterhaufen,
gleichwie er Ketzern blüht, ſo heut, wie einſt.
Vox populi, vox dei! Euer Tun,
heimlich und heidniſch, iſt uns nicht verborgen,
und Grau'n erregt es, Haß erzeugt es euch.
Es kann geſchehn, daß die Empörung ſich
nicht ferner zügeln läßt, daß ſich das Volk,
in ſeinem Heiligſten durch euch bedroht,
zur Abwehr rottet, eure Werkſtatt ſtürmt
und ohn' Erbarmen raſt!

Heinrich,
nach einigem Stillſchweigen, gelaſſen:

Hm! Hört mich denn:
ihr ſchreckt mich nicht! Schlägt mir der Schmachtende,
dem ich mit Krügen kühlen Weines nahe,
ſo Krug als Becher, beides aus der Hand —
nun denn: verſchmachtet er, ſo iſt's ſein Wille,
vielleicht ſein Schickſal; ich verſchuld es nicht.
Auch bin ich ſelbſt nicht durſtig, denn ich trank!
Doch fügt es ſich, daß, der ſich ſelbſt betrog,
gen mich, ſchuldloſen Schenken, der ich war,
blindhaſſend wütet — daß der Schlamm

der Finſternis gen meiner Seele Licht
ſich widerwärtig bäumt und mich beſpritzt —
ſo bin ich: ich! weiß, was ich will und kann.
Und hab ich manche Glockenform zerſchlagen,
ſo heb ich auch den Hammer wol einmal,
'ne Glocke, welche Pöbelkunſt gebacken
aus Hoffart, Bosheit, Galle, allem Schlechten —
vielleicht, daß ſie die Dummheit grade leutet! —
mit einem Meiſterſtreich in Staub zu ſchmettern.

Pfarrer

So fahrt denn hin! lebt wohl, ich bin zu Ende.
Das Tollkraut eurer Sünden auszurotten,
vermag kein Menſch: erbarme Gott ſich deiner!
Eins aber laßt euch ſagen: 's iſt ein Wort,
das Reue heißt, und eines Tages, Mann,
wird dich — inmitten deiner Traumgeburten —
ein Pfeil durchbohren, unter'm Herzen dicht —:
du wirſt nicht leben, und du wirſt nicht ſterben,
und dich und Welt und Gott, dein Werk und alles
wirſt du verfluchen! Dann ... dann denk an mich.

Heinrich

Wollt' ich mir, Pfarrer, Schreckgeſpenſte malen,
mir ſollt' es trefflicher, als euch gelingen.
Was ihr da faſelt, das wird nie geſchehn.
Gen euren Pfeil bin ich vollauf bewährt.
So wenig ſchürft er mir auch nur die Haut,

als jene Glocke, wißt ihr, jene alte,
die abgrunddurſt'ge, die hinunterfiel
und unten liegt im See, je wieder klingt!

Pfarrer

Sie klingt euch wieder, Meiſter! Denkt an mich!

— Ende des dritten Aktes. —

Vierter Akt.

Das Innere der Glashütte, wie im dritten Akt.

In die Felſenmauer rechts iſt ein Tor geſchlagen, welches in eine Höhle des Berges führt. Es befindet ſich auf der linken Seite des Raums ein offener Schmiedeherd mit Blasbalg und Rauchfang: ein Feuer brennt darauf. Unweit des Herdes ſteht der Amboß.

Heinrich hält, mittels der Zange, ein Stück glühendes Eiſen auf dem Amboß feſt.

Sechs kleine Zwerge im Koſtüm von Bergleuten ſind bei ihm.

Der erſte Zwerg hat mit Heinrich zugleich die Zange gefaßt.

Der zweite Zwerg ſchwingt den großen Schmiedehammer und läßt ihn auf das glühende Eiſen niederſchlagen.

Der dritte Zwerg facht mit dem Blasbalg das Feuer an.

Der vierte Zwerg ſchaut mit ſchärfſter Aufmerkſamkeit, unbeweglich, der Arbeit zu.

Der fünfte Zwerg ſteht abwartend: er hat eine Keule und ſcheint bereit, dreinzuſchlagen.

Der ſechſte Zwerg ſitzt auf einem erhöhten Trönchen, mit einer blitzenden Krone auf dem Haupt.

Geſchmiedete Stücke und Gußſtücke liegen umher: Architektoniſches und Figürliches.

Heinrich

Schlag' zu, ſchlag' zu, bis dir der Arm erlahmt!
Dein Wimmern rührt mich nicht, du Tagedieb.
Hältſt du die vorgeſchriebne Zahl nicht aus,
ſo ſeng ich dir den Bart am Schmiedefeuer.

Zweiter Zwerg

wirft den Hammer weg.

Heinrich

Dacht' ich mir's doch! wart', liebes Bübchen, wart'!
Wenn ich erſt drohe, droh ich nicht im Spaß.

Der Kleine, welcher zappelt und ſchreit, wird von Heinrich über das Schmiedefeuer gehalten. Der Zwerg am Blaſebalg arbeitet heftiger.

Erſter Zwerg

Ich kann nicht mehr! Die Hand erſtarrt mir, Meiſter!

Heinrich

Ich komme — *Zum zweiten Zwerg:* Biſt du nun bei Kräften,
Zwerg?

Zweiter Zwerg

nickt eifrig und fröhlich, ergreift den Hammer aufs neue und hämmert, was er hämmern kann.

Heinrich

Potz Hahn und Schwan! in Zucht muß man euch halten.

Er faßt wieder die Handgriffe der Zange.

Kein Hufſchmied brächte je ſein Eiſen rund,
macht er mit ſolchen Bubchen Federleſens.
Das denkt wol ſchon beim allererſten Schlag,
es möchte nimmermehr den zweiten tun.
Geſchweige, daß es Zuverſicht empfände
für jene abertauſend Werkeltaten,
wie ſie ein ehrenwerter Wurf verlangt.
Schlag' zu! Heißeiſen biegt ſich, kaltes nicht.
Was tuſt du da?

Erſter Zwerg,

ganz im Eifer, verſucht das glühende Eiſen mit der Hand zu formen:

Ich bild es mit der Hand.

Heinrich

Tollkühnlicher Geſelle, der du biſt!
Willſt du die Hände dir in Aſche wandeln?
Was ſoll ich tun, wo du mir nicht mehr dienſt?
du Welandsſproß! Wie, ohne deine Kraft,
gelänge mir's, den hochgetürmten Bau
des Werkes, das ich will, in ſich zu ſtützen,
zu gründen, hoch in einſamfreie Luft
zur Sonnennähe ſeinen Knauf zu heben?!

Erſter Zwerg

Gelungen iſt die Form und heil die Hand,
ein wenig müd und tot, doch das iſt alles.

Heinrich

Zum Waſſertroge flugs! der Nickelmann
ſoll dir mit grünem Tang die Finger kühlen.

Zum zweiten Zwerg:

Ruh' aus nun, Faulpelz! laß verdiente Raſt
dir munden. Am Entſtandnen will ich mir
ſogleich den Meiſterlohn behaglich heimſen.

Er nimmt das friſch geſchmiedete Eiſen, ſitzt nieder und betrachtet es.

Ganz trefflich, wahrlich! liebegüt'ges Walten
hat dieſer Stunde Wirkung uns gekrönt.
Ich bin zufrieden, darf es, denk ich, ſein —:

da aus der Unform ſich die Form gebar
und aus dem Wirrwarr ſich das Kleinod löſte,
deß wir in dieſem Augenblick bedürfen:
gerecht nach unten und gerecht nach oben,
es unvollkommnem Ganzen einzufügen.
Was flüſterſt du?
Der vierte Zwerg iſt auf einen Seſſel geſtiegen und flüſtert in Heinrichs Ohr.
Laß mich in Frieden, Alb!
ſonſt bind ich Händ' und Füße dir zuſammen,
verſtopfe mit 'nem Knebel dir den Mund . . .
Der Zwerg flieht.
Was denn an dieſem Teil dient nicht dem Ganzen?
Was denn mißfällt dir? Rede, wenn man fragt!
Nie ward ich ſo, wie grade jetzt, beglückt,
nie ſtimmte Hand und Herz ſo überein.
Was mäkelſt du? Bin ich der Meiſter nicht?
Willſt du, Geſell, dich mehr zu ſein vermeſſen?
Heran! und ſage deutlich, was du meinſt!
Der Zwerg kommt wieder und flüſtert. Heinrich wird blaß, ſeufzt, erhebt ſich und legt wütend das fertige Stück wieder auf den Amboß.
So mag der Satan dieſes Werk vollenden!
Kartoffeln will ich legen, Rüben baun,
will eſſen, trinken, ſchlafen und dann ſterben.
Fünfter Zwerg ſchreitet gegen den Amboß vor.
Du, wag' es nicht und rühre nicht daran!
Was ſchiert mich's, wirſt du blaurot im Geſicht,
ſtrafft ſich dein Haar, und ſchielt dein Blick Zerſtörung?!
Wer dir ſich untergiebt — mit feſtem Griff
dich nicht danieder hält, du Mordgeſell,

dem bleibt zuletzt nur eins: das Haupt zu beugen
und deiner Keule Gnadenſtreich erwarten.

Fünfter Zwerg zerſchlägt wütend das geformte Stück auf dem Amboß.
Heinrich knirſcht mit den Zähnen.

Nur zu! Was liegt daran?! ’s iſt Feierabend.
Werft alle Laſten hin! Geht, Zwerge, geht! — — —
Wenn mir der Morgen neue Kräfte ſchenkt —
ich hoffe, daß er’s tut — ſo ruf ich euch.
Geht! Unerbetne Arbeit frommt mir nicht.
Du dort am Blasbalg, ſchwerlich glühſt du mir
noch heut ein neues Eiſen — mach’ dich fort!

Die Zwerge, der gekrönte ausgenommen, verſchwinden durch das Felſentor.

Und du, Gekrönter, der nur einmal ſpricht,
was ſtehſt du da und warteſt? Geh’ auch du.
Du wirſt dein Wort nicht heut, nicht morgen ſprechen —
der Himmel weiß, ob du es jemals ſprichſt!
Vollbracht! . . . wann iſt’s vollbracht? Müd bin ich,
müd . . .
Dich, abendliche Stunde, lieb ich nicht,
die, eingezwängt du zwiſchen Tag und Nacht,
nicht dieſer angehörſt und jenem nicht.
Du windeſt mir den Hammer aus der Hand
und giebſt mir nicht den Schlummer, der allein
des Kaſtens Sinn. Ein Herz voll Ungeduld
weiß, daß es harren muß und machtlos harren —
und harrt mit Schmerzen auf den neuen Tag. — —
Die Sonne, allen Purpur um ſich hüllend,
ſteigt in die Tiefen . . . läßt uns hier allein,

die wir, des Lichts gewohnt, nun hilflos ſchauern —
uns ganz verarmt der Nacht ergeben müſſen:
denn Morgens Kön'ge — Abends Bettler nur,
ſind Lumpen unſre Decke, wenn wir ſchlummern.

Er hat ſich auf ein Ruhebett geſtreckt und liegt, mit offenen Augen träumend. Ein weißer Nebel dringt durch die offene Tür herein. Nachdem er zergangen iſt, ſieht man den Nickelmann über dem Rande des Waſſertroges.

Nickelmann

Quorax! Brekekekex! Nun ruht er aus
im Binſenhaus, der Meiſter Erdenwurm —
und hört und ſieht nicht! Bucklige Geſpenſter
erkriechen grau und wolkig das Gebirg,
bald lautlos droh'nd, gleichwie mit Fäuſten, bald
die Hände kläglich ringend. Nichts vernimmt er!
Der Krüppeltanne Seufzen hört er nicht —
das leiſe, elbiſch böſe Pfeifen nicht,
davon der älteſten Fichte Nadeln zittern,
indeß ſie ſelber mit den Zweigen ſchlägt,
erſchrocken, wie 'ne Henne mit den Flügeln.
Schon fröſtelt's ihn, ſchon ſpürt er Wintergrau'n
in Mark und Bein — doch raſtlos wirkt er fort
ſein Tagewerk im Schlaf.
Laß ab! Vergeblich ringſt du, denn du ringſt
mit Gott! Gott rief dich auf, mit ihm zu ringen —
und nun verwarf er dich, denn du biſt ſchwach!

Heinrich wälzt ſich ächzend.

Umſonſt ſind deine Opfer: Schuld bleibt Schuld!
Den Segen Gottes haſt du nicht ertrotzt,

Schuld in Verdienſt, Strafe in Lohn zu wandeln.
Du biſt voll Makel! Blutig ſtarrt dein Kleid!
Es wird die Wäſch'rin, die es waſchen könnte,
dir nimmer kommen, wie du ſie auch rufſt.
Schwarzelfen ſammeln ſich in Kluft und Gründen,
zur wilden Jagd bereit. Der Meute Bellen
wird bald genung an deine Ohren ſchlagen —
ſie kennt das Wild! Die Nebelrieſen bauen
im klaren Luftraum finſtre Wolkenburgen
mit droh'nden Türmen, ungeheuren Mauern,
die langſam wider dein Gebirge treiben,
dich und dein Werk und alles zu erdrücken!

Heinrich

Mich quält ein Alb! Hilf mir, Rautendelein!

Nickelmann

Sie hört dich, kommt — und hilft dir dennoch nicht!
Wär ſie wie Freya, wärſt du Balder ſelbſt,
trügſt du den Köcher voller Sonnenpfeile,
und fehlte keiner, den du ſchnellſt, ſein Ziel —
du müßteſt doch erliegen! — Hör' mich an:
es ruht eine Glocke im tiefen See
unter Geröll und Steinen.
Sie will in die Höh',
wo die Lichter des Himmels ſcheinen.
Die Fiſche ſchwimmen aus und ein . . .
doch mein jüngſtes, grünhaariges Töchterlein

umkreiſt ſie nur furchtſam im Bogen weit –
und manchmal weint es vor Weh und Leid,
weil die alte Glocke ſo ſeltſam lallt,
als fülle Blut ihren Mund.
Sie rüttelt, ſie lockert und hebt ſich vom Grund ...
O wehe, du, wenn ihre Stimme dir wieder ſchallt!
Bim! baum!
Helfe dir Gott aus deinem Traum!
Bim! baum!
Bang und ſchwer,
wie wenn der Tod in der Glocke wär!
Bim! baum!
Helfe dir Gott aus deinem Traum!

Nickelmann taucht in den Brunnen.

Heinrich

Zu Hilfe! Helft! Der Nachtmahr quält mich! Helft!

Erwacht:

Wo bin ich ... bin ich denn?

Er reibt ſich die Augen und glotzt um ſich.

Iſt jemand hier?

Rautendelein,

in der Tür erſcheinend:

Ich! Riefſt du mich?

Heinrich

Ja, komm! Komm her zu mir!
Leg deine Hand auf meine Stirne — ſo.

Ich muß dein Haar, dein Herz . . . dich muß ich fühlen.
Komm! So . . . ganz nahe! Waldesfriſche bringſt du
und Rosmarinduft. Küſſ' mich! Küſſe mich!

Rautendelein

Was haſt du, Liebſter?

Heinrich

Nichts . . . ich weiß es nicht.
Ich lag wol hier und fror — gieb mir 'ne Decke —
ohnmächtig, leer an Kraft, mit müdem Herzſchlag.
Da drangen finſtre Mächte bei mir ein —
ich ward ihr Opfer, und ſie quälten mich,
ſie würgten mich . . . Doch nun iſt's wieder gut.
Laß gut ſein, Kind — nun ſteh ich wieder feſt!
Sie mögen kommen!

Rautendelein

Wer?

Heinrich

Die Feinde!

Rautendelein

Welche?

Heinrich

Die namenloſen Feinde alleſamt!
Noch ſteh ich feſt, wie je, auf meinen Füßen,

das Grau'n nicht fürchtend, ob es mich im Schlaf
hyänenfeige auch beſchlichen hat!

Rautendelein

Du fieberſt, Heinrich!

Heinrich

'S iſt ein wenig kühl.
Doch tut es nichts. Umſchling' mich, preß' mich an dich!

Rautendelein

Du Lieber! Liebſter!

Heinrich

Sag' mir eines, Kind:
glaubſt du an mich?

Rautendelein

Du Balder! Sonnenheld!
Du Bleicher! Deine weiße Braue küß ich,
die über deines Auges reinem Blau
ſich wölbt . . .

— Pauſe. —

Heinrich

Ja — bin ich das? Bin ich wie Balder?
Mach' du mich's glauben! Mach's mich wiſſen, Kind!
Gieb meiner Seele den erhabnen Rauſch,

deß ſie bedarf zum Werk! Denn: wie die Hand
mit Zang und Hammer mühſam werken muß,
den Marmor ſpalten und den Meißel führen,
wie dies mißrät, und jenes nicht gedeiht,
und ſich der Fleiß ins Kleinſte muß verkriechen —
verliert auch oft ſich Rauſch und Zuverſicht,
verengt ſich oft die Bruſt, der Blick ermattet,
der Seele klares Vorbild ſchwindet hin:
in all dem Tagelöhner-Werkelkram
dies himmliſche Geſchenk nicht einzubüßen,
das — ſonnenduftig — keine Klammer hält,
iſt ſchwer. Und flieht's, entflieht der Glaube mit.
Betrogen gleichſam ſtehſt du, biſt verſucht,
die Qualen des Vollbringens abzuſchütteln,
die der Empfängnis heitrer Göttertag
mit ſeinem Siegesjubel dir verbarg.
Genug davon. — — Noch iſt's ein grader Rauch,
der auf zum Himmel quillt von meinem Opfer.
Will ihn die Hand von oben niederdrücken,
ſo kann ſie's tun. Dann fällt das Prieſterkleid
von meiner Schulter — ich nicht warf es ab —
und, der ich hoch wie keiner ward geſtellt,
muß ſtumm gefaßt vom Horeb niederſteigen.
Doch nun bringt Fackeln! Licht! Zeig' deine Künſte,
du Zauberin! Gieb mir von deinem Wein!
Wir wollen, wie's gemeiner Menſchen Brauch,
ein flücht'ges Glück mit keckem Mute greifen.

Und beſſer wollen wir erzwungne Muße
mit Leben füllen, als ratloſe Trägheit —
des Pöbels Erbteil — Tag um Tag vergeudend,
es je vermöchte, und mit größrem Fug!
Muſik ſoll klingen!

Rautendelein

Durchs Gebirge flog ich,
bald wie ein Spinngeweb' im Winde treibend,
bald wie 'ne Hummel ſchießend, taumelnd dann
von Kelch zu Kelche wie ein Schmetterling.
Und jedem Pflänzlein, Blümchen, Gras und Moos,
Pechnelke, Anemone, Glockenblume,
kurz allen, nahm ich Eid und Schwüre ab:
ſie mußten ſchwören, nichts dir anzutun.
Und ſo: ein Schwarzelf, noch ſo bitter feind,
du Weißer, Guter, dir — vergebens ginge
er aus, den Todespfeil für dich zu ſchneiden!

Heinrich

Den Todespfeil? Was für 'nen Todespfeil?
Ich kenne das Geſpenſt — ich weiß: es kam
im Prieſterkleide ein Geſpenſt zu mir,
das droh'nd die Hand erhub und von 'nem Pfeil,
der unterm Herzen dicht mich ſollte treffen,
mir fabelte. — Wer ſchnellt ihn denn vom Bogen
den Pfeil? Wer?

Rautendelein

Niemand, Liebſter! Niemand!
Du biſt gefeit — ich ſag es dir: gefeit.
Und nun: wink mit dem Auge, nicke nur —
und weiche Klänge quellen auf wie Rauch,
umgeben dich, gleich einer kling'nden Mauer,
daß weder Menſchenruf, noch Glockenſchall,
noch Lokis' tückſche Künſte ſie durchdringen.
Gieb mir das kleinſte Zeichen mit der Hand,
ſo wölbt ſich hoch geräum'ger Felſenſaal;
Erdmannlein, ſcharenweiſ', umſumſen uns,
die Tafel deckend, Wand und Eſtrich ſchmückend . . .
Weil rauher Geiſter Treiben rings ſich mehrt,
ſo laß uns in der Erde Innres flüchten,
wo keines Rieſen froſt'ger Hauch uns trifft.
Von tauſend Kerzen ſoll die Halle ſchimmern . . .

Heinrich

Laß, Kind — laß jetzt! Was kann ein Feſt mir ſein:
ſo lang unfeſtlich, ſtumm, ruinengleich
mein Werk der Stunde harrt, wo laut erjubelnd
es ſelbſt das Feſt der Feſte künden ſoll?! —
Ich will hinüber, mir den Bau betrachten,
daran mich ſtrenge Feſſeln eiſern binden!
Nimm eine Fackel, leuchte mir voran!
Mach' flugs! — Dieweil ſie ſo geſchäftig ſind,
die namenloſen Feinde, wie ich fühle,
weil etwas nagt am Fundament des Bau's,

ſo ſoll der Meiſter werken, ſtatt zu ſchwelgen.
Denn, iſt Vollendung ſeiner Mühen Frucht,
iſt das geheime Wunder offenbar
in Erz und Steinen, Gold und Elfenbein,
ganz ausgeſprochen bis zum letzten Laut —:
ſteht's ſieghaft da in alle Ewigkeit!
Ans Unvollkommne heftet ſich der Fluch,
der, war er machtlos hier, zum Spotte wird.
Er ſoll zum Spotte werden!

Er will gehen, bleibt an der Tür ſtehen.

Kind, was ſtehſt du?
Komm, ſteh' nicht ſo! Ich weiß, ich tat dir weh.

Rautendelein

Nein! Nein!

Heinrich

Was haſt du?

Rautendelein

Nichts!

Heinrich

Du armes Ding!
Ich kenne, was dich grämt! Der Kinderſinn
fängt mit den Händen bunte Schmetterlinge
und tötet lachend, was er zärtlich liebt.
Ich aber bin was mehr, als ſolch ein Falter!

Rautendelein

Und ich? bin ich nicht mehr, als ſolch ein Kind?

Heinrich

Ja, wahrlich biſt du's! Und vergäß ich's je —
vergaß ich meines Daſeins Sinn und Glanz.
Komm! deiner Augen Schimmer, Tau im Licht,
verrät mir Schmerz, den ich dir zugefügt.
Es war mein Mund, nicht ich, der weh dir tat.
Mein Innres weiß von nichts, als nur von Liebe!
Komm — ſchluchze nicht ſo ſehr: zum neuen Spiel
haſt du mich ausgerüſtet, und durch dich
ward meine leere Hand mit Gold gefüllt,
daß ich, mit Göttern um den Preis zu würfeln,
mich unterfangen durfte. Und noch jetzt
fühl ich mich ganz ſo namenlos beſchenkt,
erſchloſſen deiner rätſelhaften Schöne,
daß, wie ich ſtaunend ſie begreifen will,
die unbegreiflich iſt, ich was empfinde:
der Qual ſo nahe, wie dem Glück verwandt. —
Voran! und leuchte weiter.

Waldſchrat

ſchreit von außen:

Holdrio!
Hinauf! Hinauf! Was Satan fackelt ihr?!
Der Baalstempel muß zu Aſche werden!
Voran, Herr Pfarrer! Meiſter Schaum, voran!

Hier iſt das Stroh, das Pech, die Reiſigbündel!
Der Meiſter Heinrich küßt das Elfenkind,
liegt auf dem Lotterbett und denkt an nichts!

Heinrich

Mir ſcheint, Tollkirſchen hat der Gauch verſchluckt!
Was ſchreiſt du da in Nacht und Nebel, Kerl?
Sei auf der Hut!

Waldſchrat

Vor dir?

Heinrich

Ich denke wol!
Am Barte pack ich dich, bocksbein'ger Flegel!
Mit deinesgleichen weiß ich umzugehn!
Und wenn ich dir gezeigt, wer Meiſter iſt,
gekirrt dich und geſchoren, mach ich dich
zu dem, was du nicht biſt: ein Bock und Wanſt
ſoll mir zum Werkmann werden. — Wieherſt du?
Hier ſteht ein Amboß — und der Hammer dort
iſt hart genug, dich windelweich zu klopfen!

Waldſchrat,
ihm den Hintern zukehrend:

Potz Himmelsziege: da! Hol' aus und ſchlag'!
Schon manches Eif'rers ſcharfes Glaubensſchwert
ward mir zum Kitzel, eh's zu Spreiſſeln ging!

Auf dieſem Amboß iſt dein Eiſen Lehm
und ſpritzt dir als ein Kuhflatſch auseinander!

Heinrich

Laß ſehn, du Kielkropf, du verdammter Kobold!
Wärſt du ſo alt, als wie der Weſterwald,
und deine Kraft ſo groß, als wie dein Maul —:
du ſollſt mir an die Kette, Waſſer ſchleppen,
die Hütte kehren, große Steine wälzen,
und wenn du faul biſt, ſollſt du Prügel haben!

Rautendelein

Heinrich, er warnt dich!

Waldſchrat

Luſtig! Drauf und dran!
Das wird ein toller Spaß — ich bin dabei —
wenn ſie dich, wie ein Kalb, zum Holzſtoß zerren:
will Schwefel, Oel und Pech in Tonnen ſchleppen,
daß dir ein Feuerlein bereitet werde,
von deſſen Qualm der hellſte Tag ſich ſchwärzt! Ab.

Geſchrei und Gejohl vieler Stimmen in der Tiefe.

Rautendelein

Hörſt du das, Heinrich? Menſchen, Menſchenſtimmen!
Graunvolle Laute — und ſie gelten dir!

Ein Stein fliegt herein und trifft Rautendelein.

Großmutter, hilf!

Heinrich

Ei, iſt es ſo gemeint?!
Von einer Meute träumt' ich, die mich jagte:
die Meute hör ich — doch ſie jagt mich nicht!
Gelegen, wahrlich, kommt mir ihr Gebell!
Denn nicht ein Engel, der herniederſchwebte,
mit Lilien winkend, zur Beharrlichkeit
mit ſüßen Bitten mahnend,
vermöchte beſſer mich zu überzeugen
von meines Tuns Gewicht und reinem Wert,
als dieſer Stimmen widriges Geheul.
Kommt an! Was euer iſt, bewahr ich euch.
Euch ſchütz ich wider euch! das iſt die Loſung.

Rautendelein,
allein, eifrig:

Hilf, Buſchgroßmutter! Hilf ihm, Nickelmann!
Nickelmann ſteigt auf.
Ach, lieber Nickelmann, ich bitte dich!
Laß Waſſer aus dem Felſen niederſtäuben
und Sturz auf Sturz! Jag' du die Meute heim!
Tu's! Tu's!

Nickelmann

Brekekekex! Was ſoll ich tun?

Rautendelein

Peitſch' in den Abgrund ſie mit Waſſerſtrömen!

Nickelmann

Das kann ich nicht!

Rautendelein

Tu's, Nickelmann! Du kannſt's!

Nickelmann

Nun, tat ich's — was denn hätt' ich groß davon?
Mir iſt's ein unbequemes Meiſterlein:
will über Gott und Menſchen Herrſcher ſein!
Köpft ſich das dumme Pack und bringt ihn um,
mir iſt es recht.

Rautendelein

Geh', hilf — ſonſt iſt's zu ſpät!

Nickelmann

Was giebſt du mir?

Rautendelein

Was ich dir gebe?

Nickelmann

Ja!

Rautendelein

Sag', was du willſt.

Nickelmann

Ei: dich! Brekekekex!
Streif' ab von deinen braunen Gliederlein
die roten Schuh', den Rock, das Miederlein,
ſei, die du biſt und ſteig' herein zu mir:
ich trag dich tauſend Meilen fort von hier.

Rautendelein

Gelt? ſieh doch an! Wie klug er's eingefädelt.
Daß du's nur weißt, und jetzt für allemal:
treib' dir die Flauſen aus dem Waſſerkopf!
Würd'ſt du ſo alt und dreimal noch ſo alt,
alswie die Buſchgroßmutter, ſperrteſt du
mich all die Zeit in einer Auſter Schalen —
du kirrſt mich doch nicht!

Nickelmann

Ei, ſo fall' er denn.

Rautendelein

Du lügſt! Ich fühl's: du lügſt! Hör' ſeinen Ruf!
Die alte Stimme iſt es, die ihr kennt!
Meinſt du, ich ſähe nicht, wie du erſchauerſt?

Nickelmann ab.

Heinrich kommt wieder. Er iſt vom Kampf erregt und lacht wild und triumphierend.

Heinrich

Wie Hunde griffen ſie mich an — gleich Hunden
hab ich mit Feuerbränden ſie geſcheucht!
Granitne Blöcke hieß ich niederſtolpern:
wer nicht erlag, entfloh. Reich mir 'nen Trunk!
Kampf friſcht die Bruſt, Sieg ſtählt. Das heiße Blut
rollt hurtig. Luſtig hüpfen alle Pulſe.
Kampf müdet nicht: Kampf giebt Zehnmännerkraft,
erneut in Lieb und Haß!

Rautendelein

Hier, Heinrich, trink!

Heinrich

Ja, Kind, gieb her! denn wieder durſtig bin ich
nach Wein, nach Licht, nach Liebe und nach dir!
Er trinkt.
Dir bring ich's zu, windleichter Elfengeiſt!
und neu durch dieſen Trunk vermähl ich mich
mit dir. Ein Schaffender, mit dir entzweit,
er muß dem Duſt verfallen, überwindet
die Erdenſchwere nicht. — Zerbrich mir nicht:
du biſt die Schwinge meiner Seele, Kind,
zerbrich mir nicht!

Rautendelein

Wenn du mich nicht zerbrichſt . . .

Heinrich

Verhüt' es Gott! — Muſik!

Rautendelein

Herbei! Herbei,
mein kleines Volk! aus Schlüften, Löchern, Spalten:
herbei! das Siegesfeſt mit uns zu halten.
Rührt eure Jnſtrumentlein! Flöten, Geigen,
Muſik.
ſpielt auf: ich will im Tanz mich drehn und neigen.
Glühwürmchen, grünlich — ohn' im Drehn zu ſtocken —
leg ich mir leicht in meine krauſen Locken,
daß ich, gekrönt mit dieſer Funkelſpange,
nicht Freyas Halsband mehr zum Schmuck verlange . . .

Heinrich

Schweig ſtill! Mir iſt . . .

Rautendelein

Was?

Heinrich

Hörteſt du das nicht?

Rautendelein

Was ſoll ich hören?

Heinrich

Nichts.

Rautendelein

Was haſt du, Liebſter?

Heinrich

Ich weiß es nicht. In deiner Klänge Rauſchen
miſcht ſich ein Ton ... ein Laut ...

Rautendelein

Was für ein Laut?

Heinrich

Ein Klagelaut ... ein längſt begrabner Ton ...
Laß gut ſein. Laß: 's iſt nichts. Komm zu mir her
und reich mir deiner Lippen Purpurkelch,
aus dem man trinkt und trinkt und nie ihn leert —:
reich mir den Taumelkelch, daß ich vergehe!

Sie küſſen ſich. Eine lange Pauſe der Verſunkenheit. — Darnach treten ſie, eng verſchlungen, unter das Tor — vom Anblick der mächtigen Gebirgswelt allmälig gebannt.

Sieh: tief und ungeheuer dehnt der Raum
und kühl zur Tiefe ſich, wo Menſchen wohnen.
Ich bin ein Menſch. Kannſt du dies faſſen, Kind:
fremd und daheim dort unten — ſo hier oben
fremd und daheim ... kannſt du das faſſen?

Rautendelein, leiſe:

Ja.

Heinrich

Du blickſt ſo ſeltſam, Kind, wie du das ſagſt.

Rautendelein

Mir graut.

Heinrich

Vor was?

Rautendelein

Vor was? Ich weiß es nicht.

Heinrich

'S iſt nichts. Komm, laß uns ruhn. —

Während er ſie dem Felſeneingang zuführt, ſteht er wiederum plötzlich und wendet ſich rückwärts.

Nur daß der Mond,
der kreideweiß von Antlitz drüben hängt,
nicht ſeiner ſtarren Augen ſtilles Licht
um alles gieße — nicht die Niederung,
der ich entſtieg, mit Klarheit überbreite!!
Denn, was des grauen Nebels Decke deckt,
darf ich nicht ſchaun . . . Horch! — Nichts. — Kind,
hörſt du nichts?

Rautendelein

Nein! Nichts! — und was du ſagſt, begreif ich nicht!

Heinrich

Hörſt du noch immer nichts?

Rautendelein

Was ſoll ich hören?
Den Herbſtwind hör ich gehn durch's Haidekraut.
Den Rüttelfalken hör ich Kajak rufen.
Seltſame Worte hör ich ſeltſam dich
mit einer fernen, fremden Stimme ſprechen!

Heinrich

Dort unten, dort, des Mondes blut'ger Schein ...
ſiehſt du? wo er im Waſſer wiederleuchtet —

Rautendelein

Nichts ſeh ich, nichts!

Heinrich

Mit deinen Falkenblicken —
und ſiehſt nichts? biſt ſo blind? Was ſchleppt ſich dort
ſo langſam, mühſam hin?

Rautendelein

Trug, nichts als Trug!

Heinrich

Kein Trug! Sei ſtill, ganz ſtill! Das iſt kein Trug —
ſo wahr ich hoffe, daß mir Gott verzeiht!
Jetzt klimmt es übern Stein, den breiten Stein,
der überm Fußpfad liegt —

Rautendelein

Blick' nicht hinab!
Die Türe ſchließ ich, mit Gewalt dich rettend!

Heinrich

Laß, ſag ich dir! Ich muß es ſehn, ich will!

Rautendelein

Sieh: wie in einen Strudel dreht's den Flor
der weißen Wolke in den Felſenkeſſel —
ſchwach, wie du biſt, tritt nicht in ſeinen Kreis!

Heinrich

Ich bin nicht ſchwach. 'S iſt nichts. Nun iſt es fort.

Rautendelein

So recht! Sei wieder du uns Herr und Meiſter!
Armſel'gen Spuk zerſtreue deine Kraft!
Faß' an den Hammer, mach' ihn niederſauſen . . .

Heinrich

Siehſt du denn nicht, wie's immer höher klimmt?

Rautendelein

Wo?

Heinrich

Dort, den ſchmalen Felſenſtieg herauf —
im bloßen Hemdchen . . .

Rautendelein

Wer?

Heinrich

Barfüß'ge Bübchen.
Ein Krüglein ſchleppen ſie, und das iſt ſchwer —
bald muß des einen, bald des andern Knie,
das kleine, nackte Knie, es vorwärts heben . . .

Rautendelein

O, liebe Mutter, ſteh' dem Armen bei!

Heinrich

Um ihre Köpfchen ſtralt ein Heil'genſchein . . .

Rautendelein

Ein Irrlicht äfft dich!

Heinrich

Nein! Falt' deine Hände:
nun, ſiehſt du . . . ſiehſt du . . . ſind ſie da . . .

Er kniet, während zwei Kinder ſchemenhaft, einen Waſſerkrug tragend, ſich hereinmühen. Sie ſind im bloßen Hemdchen.

Erſtes Kind,
mit verhallender Stimme:

Papa!

Heinrich

Ja, Kind.

Erſtes Kind

Die liebe Mutter läßt dich grüßen.

Heinrich

Hab' Dank, mein lieber Junge. Geht's ihr wol?

Erſtes Kind,

langſam und traurig, jedes Wort betonend:

Es geht ihr wol.

Kaum vernehmlich Glockentöne aus der Tiefe.

Heinrich

Was bringt ihr da getragen?

Zweites Kind

Ein Krüglein.

Heinrich

Iſt's für mich?

Zweites Kind

Ja, lieber Vater.

Heinrich

Was habt ihr in dem Krüglein, liebe Kinder?

Zweites Kind

Was Salziges.

Erſtes Kind

Was Bittres.

Zweites Kind

Mutters Tränen.

Heinrich

Herrgott im Himmel!

Rautendelein

Wo denn ſtarrſt du hin?

Heinrich

Auf ſie — auf ſie —

Rautendelein

Auf wen?

Heinrich

Haſt du nicht Augen?
auf ſie! Wo habt ihr unſre Mutter? ſprecht!

Erſtes Kind

Die Mutter?

Heinrich

Ja — wo?

Zweites Kind

Bei den Waſſerroſen.

Starker Glockenklang aus der Tiefe.

Heinrich

Die Glocke . . . Glocke . . .

Rautendelein

Was denn für 'ne Glocke?

Heinrich

Die alte, die begrabne klingt . . . ſie klingt!
Wer tat mir das? Ich will nicht . . . will nicht hören.
Hilf! hilf mir doch!

Rautendelein

Komm zu dir, Heinrich! Heinrich!

Heinrich

Sie klingt . . . Gott helfe mir! Wer tat mir das?
Hör': wie ſie dröhnt, wie der begrabne Laut,
das donnernde Gewühle aufwärts ſchwillt —
ein wenig ebbend, doppelt mächtig flutend —
Gegen Rautendel:
Ich haſſe dich! ich ſpei dich an! Zurück!
Ich ſchlage dich, elbiſche Vettel! Fort,
verfluchter Geiſt! Fluch über dich und mich,

mein Werk und alles! — Hier! hier bin ich — hier!
Ich komme . . . komme! Gott, erbarm' dich meiner!

Er rafft ſich auf, bricht zuſammen, rafft ſich wieder auf und ſchleppt ſich von hinnen.

Rautendelein

Komm zu dir, Heinrich! Bleib! — Vorbei . . . vorbei.

— Ende des vierten Aktes —

Fünfter Akt.

Die Bergwieſe mit dem Häuschen der Wittichen, wie im erſten Akt.

Es iſt nach Mitternacht.

Um den Brunnen haben ſich drei Elfen niedergelaſſen.

Erſte Elfe

Die Feuer lohen!

Zweite Elfe

Roter Opferwind
von allen Bergen weht ins Tal.

Dritte Elfe

Es wölkt
der ſchwarze Qualm, Bergtannenwipfel ſtreifend,
der Tiefe zu.

Erſte Elfe

Und in der Tiefe lagert
ein weißer Rauch. Im weichen Nebelſee
verſunken ſtehn die Rinder bis zum Hals
und brüllen, kläglich rufend, nach den Ställen.

Zweite Elfe

Im Buchengrunde ſang 'ne Nachtigall –

ſo ſpät es iſt — und ſang und ſchluchzte ſo,
daß ich ins feuchte Laub ganz ſchmerzgeſchüttelt
mich niederwarf und weinte.

Dritte Elfe

Seltſam iſt's!
Ich lag und ſchlief auf einer Spinne Netz —
ach, zwiſchen Gräſerriſpen hingeſpannt,
aus Purpurfäden wunderzart gewoben:
ſo glich's dem Lager einer Königin,
als ich's beſtieg. Nun denn, ich ruhte gut.
Der Wieſe Funkeltau im Abendglühn
warf klare Flammen mir herauf; und ich,
die Augen bergend unter ſchweren Lidern,
ſchlief ſelig ein. Als ich erwachte, war
das Licht geſtorben in den weiten Räumen,
grau war mein Lager. Nur im Oſten hob
ſich dunkle Brunſt und ſtieg, bis daß der Mond,
ein Klumpen glühenden Metalles, ſich
auf des Gebirges ſtein'gen Rücken legte.
Und von dem ſchrägen Stral des blut'gen Lichts
ſchien — ſeltſam war's — die Wieſe ſich zu regen;
und Flüſtern hört' ich, Seufzen, feinſte Stimmchen,
die durch einander klagten, weinten, barmten —
recht wahrhaft ſchauerlich! Ich rief 'nen Käfer,
der ein Laternchen trug mit grünem Licht,
doch flog er mir vorüber. Und ich lag
und wußte nichts, und bange ward mir ſehr —

bis daß der lieblichſte von allen Elfen,
libellenflüglich — ach, von weitem ſchon
erhört ich meines Knäbleins Klirreflug —
geflogen kam und zu mir niederſtieg.
Und als wir nun, das Lager teilend, koſten,
da floſſen Tränen ihm in unſre Küſſe;
und endlich, ſchluchzend, wild mich an ſich preſſend,
weint' er, daß meine Bruſt von Tränen floß,
und ſagte: Balder .... Balder ſei geſtorben.

Erſte Elfe
iſt aufgeſtanden:

Die Feuer loben!

Zweite Elfe
iſt ebenfalls aufgeſtanden:

Balders Scheiterhaufen!

Dritte Elfe
iſt langſam bis an den Waldrand gegangen:

Balder iſt tot — mich friert.
Sie verſchwindet.

Erſte Elfe

Fluch fällt ins Land,
gleichwie der Rauch von Balders Leichenbrand!

Nebel brauet über die Bergwieſe. Wie es klar wird, ſind alle Elfen verſchwunden.

Der Schrat kommt aus dem Walde und tritt an den Brunnen, in den er hineinruft.

Waldſchrat

He, holdrio! Froſchkönig, komm herauf!
He, holdrio! verwünſchter Waſſerpatſcher,
hörſt du denn nicht? Du Grünbauch, ſchläfſt du? he?
Ich ſag dir, komm! und läge neben dir
im Bett von Tang der Waſſerjungfern ſchönſte
und kraute dir den Bart — komm! laß ſie liegen.
Du wirſt es nicht bereuen, denn, was ich weiß
und dir erzählen kann, das iſt, potz Pferd!
zehn deiner Liebeswaſſernächte wert.

Nickelmann,
unſichtbar im Brunnen:

Brekekekex!

Waldſchrat

Herauf! was fackelſt du?

Nickelmann, unſichtbar:

Hab keine Zeit. Halt's Maul, laß mich in Ruh!

Waldſchrat

Ei was: hat keine Zeit?! Du Kaulquapp kannſt
genug noch pflegen deinen Krötenwanſt.
Ich will dir was erzählen, hörſt du nicht?
Was ich geweiſſagt, Alter, das geſchicht:

er ließ ſie ſitzen! biſt du itzund flink,
ſo fängſt du dir den ſeltnen Schmetterling —
ein wenig wol lädiert, ein bischen matt,
doch was geniert das Nickelmann und Schrat?
Kurzweil genung noch, Alter, ſag ich dir,
mehr als dir lieb iſt, findeſt du an ihr.

Nickelmann

taucht auf mit ſchlauem Augenblinzen:

Warum nicht gar. Er ließ ſie ſitzen? ach!
So denkſt du nun, ich lauf dem Dingchen nach?
Fällt mir nicht ein.

Waldſchrat

Du magſt ſie nun nicht mehr?
Dann wünſcht' ich blos, ich wüßte, wo ſie wär.

Nickelmann

Such', Schrätlein, ſuch'!

Waldſchrat

Hab ich ſie nicht geſucht?
Durch Nacht und Nebel mich hindurch geflucht?
Geklettert bin ich, wo's kein Gemsbock wagt,
ein jedes Murmeltier hab ich befragt:
doch weder Weih', Bergfalk und Murmeltier,
Stieglitz und Schlange wußten was von ihr.
Holzfäller traf ich um ein Feuer ruhn;
ich ſtahl ein brennend Scheit und ſuchte nun,

bis ich mit meinem qualm'gen Feuerbrand
vor der verlaßnen Bergesſchmiede ſtand —:
nun qualmt auch ſie Rauchopfer in die Nacht;
die Flamme ſauſt, Gebälke biegt und kracht —
und mit des Menſchleins Meiſterherrlichkeit
iſt's aus und hin für alle Ewigkeit!

Nickelmann

Ich weiß, ich weiß; dies alles iſt mir kund.
Störſt du mich deshalb auf vom Brunnengrund?
Ich weiß noch mehr, weiß, wie die Glocke klang,
weiß, wer der Glocke toten Klöppel ſchwang.
Hätt'ſt du geſehn, was ich da unten ſah,
als tief im See geſchah, was nie geſchah:
als eines toten Weibes ſtarre Hand
die Glocke ſuchte und die Glocke fand;
und wie die Glocke, kaum berührt, begann
ein Donnerlauten, brauſend himmelan
und raſtlos brüllend, einer Löwin gleich,
nach ihrem Meiſter ſchrie durch's Bergbereich.
Ich ſah das Weib, ertrunken: breit und licht
umſchwamm ihr Haar das Dulderangeſicht;
und ſtreiften ihre Knöchel das Metall,
ſo toſte doppelt laut der Probeſchall.
Mir — ich bin alt, und manches ſah ich ſchon —
mir ſträubte ſich das Haar, wir alle flohn.
Hätt'ſt du geſehn, was ich da unten ſah,
was fragteſt du nach jenem Elbchen da:

laß flattern, wo es will, um Blum' und Blatt
das nicht'ge Ding, ich bin des Liebelns ſatt!

Waldſchrat

Ich nicht, potz Himmelsziege! Gieb nur acht —
ein jeder tut, was ihm Vergnügen macht —:
und halt ich erſt den ſüßlebend'gen Leib,
was ſchiert mich dann im Teich das tote Weib?!

Nickelmann

Quorax, brekekekex! ſoſo! — hoho!
daß du's nur weißt: beißt dich kein andrer Floh,
ſo knick' ihn nur. Such', ſuch', ſo viel du magſt,
und wenn du dich zehn Jährchen drüber plagſt:
du kriegſt ſie nicht. Sie iſt auf mich erpicht,
und Bocksgeſichter mag ſie einmal nicht!
Leb' wol, ich muß hinunter, du verſtehſt:
ſieh, wenn du frei jetzt deiner Wege gehſt,
bin ich, als ein geplagter Waſſermann,
des jüngſten Weibchens Launen untertan.

Waldſchrat,
ihm nachſchreiend:

So wahr der Himmel lichterüberſternt,
ſo wahr ich ſtark von Lenden und gehörnt,
ſo wahr die Fiſche ſchwimmen, Vögel fliegen,
wirſt du dereinſt ein Menſchenkindlein wiegen!!

Gutnacht und gute Ruh' und Holdrio!
hetz, hetz! durch Strauch und Dorn. Tot iſt der Floh!
Der Waldſchrat mit luſtigen Sprüngen ab.

Die Wittichen kommt aus der Hütte und nimmt Läden von den Fenſtern.

Die Wittichen

Zeit uffſtihn woarſch. Ma richt a Murga ſchunn.
'S hot ſu goar ſehr geklappert hinte Nacht.
Ein Hahn kräht.
Nu freilich: kikerikikikiki ....
Vor mir do brauchſt 'r keene Miehe gahn,
du Schloofvertreiber du — mer wiſſa's ſchunn
woas virfällt, ehb a ſu a Hahnla kräht:
de Henne hot a guldnes Ei gelät,
und bale ſah m'rſch au oam Himmel leuchta.
M'r kriega wieder Licht. — Mach ock dei Lied,
du klenner Finkferling, mach ock dei Lied:
's kimmt a neuer Tag, 's is ſer gewiß.

Hot's ne a Irrlicht oaber ſu woas do?
Ich weld ock gern a brinkla im mich ſahn —
und a Karfunkelſteen hoa ich vergaſſa.
Sie ſucht in ihren Taſchen und zieht den erleuchtenden Stein hervor.
D. us a ſchunn.

Heinrichs Stimme

Rautendelein!

Die Wittichen

Nu, do!
Glei werd ſe kumma, ruff du immerzu.

Heinrich

Rautendelein, hier bin ich! Hörſt du nicht?

Die Wittichen

Ich glebe ſchwerrlich. Schwerrlich werd ſe hirn!

Heinrich,

gejagt, erſcheint auf dem Felſen über dem Hüttchen: bleich und abgeriſſen. Er wiegt einen Felsſtein in der Rechten, bereit, ihn rückwärts in die Tiefe zu ſchleudern.

Wagt's und verſucht's! Sei's Pfarrer, ſei's Barbier,
Schulmeiſter, Küſter oder Dütenkrämer:
der erſte, der 'nen Schritt nach oben wagt,
muß, wie ein Sack mit Sand, zur Tiefe kollern.
Ihr ſtießt mein Weib hinunter! und nicht ich.
Geſindel, taube Nüſſe, Bettler, Lumpen!
die dreißig Nächte Paternoſter winſeln
um 'nen verlornen Dreier, während ſie
ſich nicht entblöden — aus dem Grunde ſchlecht —
wo ſie's vermögen, Gottes ew'ge Liebe
dukatenweis' zu prellen. Lügner! Heuchler!
wie 'n Damm von Wackerſteinen aufgetürmt:
die trockne Hölle ihrer Niederung
vor Gottes Meer, der Paradieſesflut
und ihren ſel'gen Wogen, zu vermauern.

Wann kommt der Schaufler, der den Damm zerreißt?
Ich bin es nicht . . . nein wahrlich, bin es nicht.

Heinrich legt den Stein weg und dringt aufwärts.

Die Wittichen

Durt gieht's ni wetter, halt ock, immer langſ'm.

Heinrich

Alte, was brennt dort oben?

Die Wittichen

O, weeß iich's?
Do iis a Moan gewaßt, dar hot's gebaut:
hoalb ane Kerche, hoalb a Kenigsſchluß.
Nu, do a's hoot verlußa, brennt's danieder.

Heinrich verſucht verzweiflungsvoll, aufwärts zu dringen.

Die Wittichen

Iich ſoa dirſch zu, durt kimmt an' ſteile Wand:
war die derſteiga wil, muuß Fliegel hoan —
und deine Fliegel, Moan, die ſein zerbrocha.

Heinrich

Zerbrochen oder nicht: ich muß hinauf!
Was dort in Flammen ſteht iſt mein, mein Werk!
Begreifſt du das? Ich bin der, der es baute,
und alles, was ich war und was mir wurde,
warf ich hinein . . .
Ich kann nicht . . . kann nicht mehr!

— Pauſe. —

Die Wittichen

Ruh' dich a wing, itzt ſein de Wege dunkel.
Durt iis an Banke, ſetz' dich.

Heinrich

Ausruhn? ich?
Böt'ſt du ein Bett von Daunen mir und Seide:
ein Haufe Scherben lockt mich juſt ſo ſehr.
Ja, meiner Mutter Kuß — längſt iſt ſie Staub —
auf meine kalte Fieberſtirn gedrückt:
ohnmächt'ger Segen wär's und Ruhe bringend,
wie einer Weſpe Stachel.

Die Wittichen

'S wär wull goar!
Do woart a wing. Eim Kaller ha iich noch
a Schlickla Wein.

Heinrich

Ich kann nicht warten. Waſſer!

Er eilt zum Brunnen und ſetzt ſich auf den Rand.

Die Wittichen

Gih: ſchepp und trink.

Heinrich

geht, ſchöpft und trinkt, auf dem Brunnenrand ſitzend. Eine leiſe, ſüße Stimme ſingt klagend aus dem Brunnen.

Die Stimme

Heinrich, du lieblicher Buhle mein,
du ſitzeſt auf meinem Brünnelein.
Steh auf und geh:
es tut mir ſo weh —
ade, ade!

— Pauſe. —

Heinrich

Alte, was war das? Gieb mir Antwort, rede!
Was rief ſo weh mich an mit meinem Namen?
Wie „Heinrich" haucht' es, aus der Tiefe kam's,
und dann ganz leiſe ſprach's: „ade, ade!"
Alte, wer biſt du? und wo bin ich hier?
Mir iſt, als wacht' ich auf. Der Fels, die Hütte,
du ſelber: alles iſt mir wolbekannt
und doch ſo fremd. Iſt denn, was ich erlebt,
mehr nicht, als eines Schalles flücht'ger Hauch,
der iſt und nicht mehr iſt, noch kaum geweſen?
Alte, wer biſt du?

Die Wittichen

Jich? War biſt denn du?

Heinrich

Fragſt du mich das? Ja, wer denn bin ich, Alte?
Wie oft hab ich den Himmel drum befragt:
wer ich doch ſei? Die Antwort kam mir nicht.

Gewiß iſt dies nur: ſei ich, wer auch immer,
Held oder Schwächling, Halbgott oder Tier —
ich bin der Sonne ausgeſetztes Kind,
das heim verlangt; und hülflos ganz und gar,
ein Häuflein Jammer, grein ich nach der Mutter,
die ihren goldnen Arm ſehnſüchtig ſtreckt
und nie mich doch erlangt. Was tuſt du dort?

Die Wittichen

Bei Zeita werſcht du's merka.

Heinrich,
ſich erhebend:

Nun wolan!
Mit deines Lämpchens Blutlicht zeige mir
den Weg nun weiter, der zur Höhe führt.
Bin ich erſt dort, wo ich einſt herrſchend ſtand,
will ich, ein Siedler, fürder einſam hauſen,
der weder herrſcht, noch dient.

Die Wittichen

Doas gleeb ich nich.
Woas du do duba ſuchſt, iis ganz woas anderſch.

Heinrich

Wie weißt du das?

Die Wittichen

Ma wiß wull doas und jens.

Se woarn dr uuf a Ferſa, gelt? Juju!
Wenn's gilt, 's lichte Laba joan und treiba,
do ſein de Menſcha Welfe. Oaber gilt's
a Tud beſtiehn, ſein ſe an Haarde Schoofe,
ei die dr Wulf geſprunga. 'S iis aſu.
De Hirta, die ſe hoan — ojemerſch nee —
doas ſein irſcht Kerle doas; die ſchrein ock immer:
„reißt aus! reißt aus!“ und hetza mit a Hunda,
ni ernt a Wulf — nee: ihre eegna Schoofe
'm Wulfe ei a offna Racha nei.
Viel beſſer, wie de andern biſte au ni:
's lichte Laba huſt du au gejoat
und huſt a Tud goar mutig nich beſtanda.

Heinrich

Ach, Alte, ſieh — ich weiß nicht, wie's geſchah,
daß ich das lichte Leben von mir ſtieß,
und Meiſter, der ich war, vom Werke lief,
recht wie ein Lehrbub', und der eignen Glocke,
der Stimme, die ich ſelber ihr geſchenkt,
ſo hülflos unterlag. Wahr iſt's: ſie klang
aus erzner Bruſt gewaltig gen die Berge,
den Wiederſchall der Wipfel ſo erweckend,
daß dröhnder Hall von allen Seiten wuchs
und auf mich eindrang. Doch ich blieb der Meiſter!
und mit derſelben Hand, die ſie gegoſſen,
mußt' ich, eh' daß ich ſelbſt vor ihr zerbrach,
die Glocke, die ich ſchuf, in Trümmer ſchlagen.

Die Wittichen

Vorbei iis halt vorbei und aus iis aus:
uff deine Hichte werſcht du nimmeh ſteiga.
Ma koan derſch ſoan: du woarſcht a groader Sproß,
ſtoark, doch nich ſtoark genung. Du woarſcht berufa,
ock blus a Auserwählter woarſchte nich.
Kumm har und ſetz' dich!

Heinrich

Alte, lebe wohl!

Die Wittichen

Kumm har und ſetz dich! Woas du ſicha gibſt,
doas iis beileibe nich ke Häſſla Aſche.
War labt, dar ſicht's Laba! und ich ſoa derſch:
do duba findſt du's ni und nimmermeh.

Heinrich

So laß mich ſterben hier auf dieſem Platz.

Die Wittichen

Doas werſcht du au. Wenn enner ufgeflän,
wie du, aſu ins Lichte nei, wie du,
und fällt hernochert, dar muuß au zerſchmettern.

Heinrich

Ich fühl's: am Ende bin ich meiner Bahn.
Sei's drum.

Die Wittichen

Du biſt oam Ende!

Heinrich

Nun ſo ſprich,
du, die ſo ſeltſam wiſſend zu mir redet:
iſt, was ich ſuchen muß mit blut'gen Sohlen,
mir noch zu ſchaun gewährt, bevor ich ſterbe? —
Antworteſt du mir nicht? Muß ich hinüber
aus tiefer Nacht in allertiefſte Nacht,
ohn' einen Nachglanz des verlornen Lichts?
Soll ich ſie niemals ...

Die Wittichen

Wan denn willſt du ſahn?

Heinrich

Nun: ſie! weißt du das nicht? wen ſonſt, als ſie?

Die Wittichen

Du huſt an Wunſch: dann tu — und 's iis dei letzter.

Heinrich, ſchnell.

Er iſt getan!

Die Wittichen

Du ſullſt ſe wiederſahn.

Heinrich

Ach, Mutter! kannſt du das? Biſt du ſo mächtig?
Warum ich ſo dich nenne, weiß ich nicht.
Einſt war ich, ſo wie jetzt, reif für das Ende,
mit jedem Hauch faſt ungeduldig wünſchend,
daß er der letzte ſei. Doch da kam ſie:
und wie ein Frühlingswind durchdrang Geneſung
die kranken Glieder mir, ich war geheilt …
und nun — mir iſt ſo leicht mit einem Mal,
als könnt' ich wiederum zur Höhe fliegen …

Die Wittichen

Doas iis vorbei. Die Laaſta ſein zu ſchwer,
die dich derniederziehn, und deine Tuta
ſein dir zu mächtig, du bezwingſt ſe nich. —
Poß uuf! drei Gläſer ſtell ich uuf a Tiſch:
ei ees, do giß ich weißa — ruta Wein
giß ich eis andre — gelba Wein eis letzte.
Trinkſt du 's irſchte aus, kimmt no amol
in dich die ale Kroaft. Trinkſt du 's zweete,
ſpürſt du zum letzta Moal da lichta Geiſt,
dar dich verluſſa hot. War oaber irſcht
die beeda Gläſer ausgetrunken hot,
dar muß dernocher o 's letzte trinka.

Im Begriff ins Haus zu gehen, ſteht ſie ſtill und ſagt tief bedeutend:

A muus, hoa iich geſoat! verſtieh mich recht. Ab.

Heinrich

war in Extaſe aufgeſprungen; bei dem „— vorbei“ der Alten bleich zurückgewichen; nun erwacht er aus ſeiner Erſtarrung und ſinkt auf die Bank, darauf er, angelehnt, ſitzt.

Das iſt vorbei. „Vorbei“: hat ſie geſprochen.
O Herz, ganz wiſſend, ſo wie nie zuvor:
warum denn fragſt du? Schickſalskünderin!
mit deinem Wort, das wie ein Fallbeil fällt,
des Lebens Schnur durchſchneidend —: 's iſt geſchehn!
Was bleibt, iſt Friſt — unnützlich nur nicht mir. —
Kalt haucht es aus den Schlünden. Jener Tag,
der dort mit erſtem Glimmen ſich verkündet,
der tiefen Wolke Streiſen blaß durchhellend,
iſt nicht mehr mein —: ſo viele Tage lebt' ich,
und dieſer erſte iſt nun nicht für mich.

Greift den erſten Becher.

Komm denn, du Becher — eh' das Grauen kommt.
Ein dunkler Tropfen glüht auf deinem Grunde,
ein letzter . . . Alte: hatteſt du nicht mehr?
Sei's drum!

Er trinkt.

Und nun zu dir, du zweiter! komm.

Er nimmt den zweiten.

Um deinetwillen griff ich nach dem erſten,
und ſtündeſt du nicht da, du köſtlicher
mit deinem Rauſch und Duft: das Zechgelag,
zu dem uns Gott auf dieſe Welt geladen,
es wäre gar zu ärmlich und, mich dünkt —
du hehrer Gaſtfreund — ſchwerlich deiner würdig.

Nun aber dank ich dir.

Er trinkt.

Der Trunk iſt gut!

Ein Aeolsharfenhauch durchſchwimmt die Luft, während er trinkt.

Rautendelein ſteigt müd und ernſt aus dem Brunnen, ſetzt ſich auf den Rand und kämmt ihr langes, offenes Haar. Mondſchein. Sie iſt blaß und ſingt vor ſich hin.

Rautendelein,

mit leiſer Stimme:

In tiefer Nacht mutterſeelenallein,
kämm ich mein goldenes Haar,
ſchön ſchönes Rautendelein!
Die Vöglein reiſen, die Nebel ziehn,
die Haidefeuer verlaſſen glühn . . .

Nickelmann,

unſichtbar im Brunnen:

Rautendelein!

Rautendelein

Ich komme!

Nickelmann

Komm geſchwind!

Rautendelein

Mir iſt ſo weh!
zu eng iſt mein Kleid.
Ich arme, verwunſchne Brunnenmaid.

Nickelmann

Rautendelein!

Rautendelein

Ich komme!

Nickelmann

Komm geſchwind!

Rautendelein

Im hellen Monde kämm ich mein Haar
und denke deß, der mein Buhle einſt war.
Die Glockenblumen läuten.
Läuten ſie Glück? läuten ſie Qual?
Beides zumal,
dünkt mich, ſoll es bedeuten. —
Hinab! hinab — die Zeit iſt um —
in Waſſer und Tang!
ich blieb ſchon zu lang.
Hinab, hinab!

Im Begriff hinabzuſteigen.

Wer ruft ſo leiſe?

Heinrich

Ich!

Rautendelein

Wer du?

Heinrich

Nun: ich.
Komm du nur näher, ſo erkennſt du mich.

Rautendelein

Ich kann nicht, und ich kenne dich auch nicht.
Geh! denn ich töte den, der mit mir ſpricht.

Heinrich

Du marterſt mich! komm, fühle meine Hand,
ſo kennſt du mich.

Rautendelein

Ich hab dich nie gekannt.

Heinrich

Du kennſt mich nicht . . .

Rautendelein

Nein.

Heinrich

Haſt mich nie geſehn?

Rautendelein

Ich wüßte nicht.

Heinrich

So laß mich Gott vergehn!
Ich küßte nie dir deine Lippen wund?

Rautendelein

Niemals.

Heinrich

Und reichteſt nie mir deinen Mund?

Nickelmann,
unſichtbar aus dem Brunnen:

Rautendelein!

Rautendelein

Ich komme!

Nickelmann

Komm herein!

Heinrich

Wer rief dich?

Rautendelein

Mein Gemahl im Brunnenſtein.

Heinrich

In Qualen ſiehſt du mich, in einem Krampf,
der furchtbar iſt, wie nie des Lebens Kampf!
O, martre du nicht den verlornen Mann:
erlöſe mich.

Rautendelein

Je nun, wie fang ich's an?

Heinrich

Komm her zu mir.

Rautendelein

Ich kann nicht.

Heinrich

Kannſt nicht?

Rautendelein

Nein.

Heinrich

Warum?

Rautendelein

Wir tanzen drunten Ringelreihn.
'Ein luſt'ger Tanz — und iſt mein Fuß auch ſchwer,
bald, wenn ich tanze, brennt er mich nicht mehr.
Ade, ade!

Heinrich

Wo biſt du? geh nicht fort!

Rautendelein,

die hinter den Brunnenrand gewichen iſt:

In ew'gen Fernen.

Heinrich

Dort ... den Becher dort.
Magda, den Becher, du ... o, wie gebleicht
du biſt — den Becher gieb: wer mir ihn reicht,
den will ich ſegnen!

Rautendelein,
ganz nahe bei ihm:

Ich!

Heinrich

Du willſt es tun?

Rautendelein

Ich will es tun. Und laß die Toten ruhn.

Heinrich

Ich fühle dich, du Himmelsangeſicht!

Rautendelein,
fern weichend:

Ade, ade! ich bin dein Liebchen nicht.
Einſt war ich wol dein Schatz: im Mai, im Mai —
nun aber iſt's vorbei ...

Heinrich

Vorbei!

Rautendelein

Vorbei!
Wer ſang dich Abends in den Schlummer ein?
Wer weckte dich mit Zaubermelodein?

Heinrich

Wer ſonſt, als du!

Rautendelein

Wer ich?

Heinrich

Rautendelein!

Rautendelein

Wer gab dir hin die friſchen Gliederlein?
Wen ſtießeſt du hinab den Brunnenſtein?

Heinrich

Wen ſonſt, als dich!?

Rautendelein

Wer ich?

Heinrich

Rautendelein!

Rautendelein

Ade! Ade!

Heinrich

Führt mich hinunter ſtill:
jetzt kommt die Nacht, die alles fliehen will.

Rautendelein,

zu ihm hinfliegend, ſeine Kniee umſchlingend, mit Jauchzen:

Die Sonne kommt!

Heinrich

Die Sonne!

Rautendelein,

halb ſchluchzend, halb jauchzend:

Heinrich!!!

Heinrich

Dank.

Rautendelein

umarmt Heinrich und drückt ihre Lippen auf die ſeinen — darnach den Sterbenden ſanft niederlegend:

Heinrich!

Heinrich

Hoch oben: Sonnenglockenklang!
Die Sonne ... Sonne kommt! — Die Nacht iſt lang.

Morgenröte.

— Ende. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Von Gerhart Hauptmann erſchienen im gleichen Verlage:

Bahnwärter Thiel. Der Apoſtel. Novelliſtiſche Studien 5.—6. Auflage.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 7.—8. Auflage.

Das Friedensfeſt. Eine Familienkataſtrophe. 4.—5. Auflage.

Einſame Menſchen. Drama. 13.—14. Auflage.

De Waber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Originalausgabe. 2. Auflage.

Die Weber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Uebertragung. 25.—26. Auflage.

College Crampton. Komödie. 5.—6. Auflage.

Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 7.—8. Auflage.

Hannele. Eine Traumdichtung. Illuſtriert (vergriffen).

Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. 9.—10. Auflage.

Florian Geyer. 5.—6. Auflage.

Die verſunkene Glocke. Ein deutſches Märchendrama. 49.—52. Auflage.

Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Originalausgabe. 13.—16. Auflage.

Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Uebertragung. 9.—12. Auflage.

Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf. 5.—10. Auflage.

Michael Kramer

Drama in vier Akten

von

Gerhart Hauptmann

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1900

[illegible]
M[illegible]

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuſkript gedruckt.

Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Ueberſetzungsrecht
vorbehalten.

Copyright 1900 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

Dem Andenken meines lieben Freundes

Hugo Ernſt Schmidt

Perſonen.

Michael Kramer, Lehrer an einer königlichen Kunſtſchule, Maler.
Frau Kramer, ſeine Gattin.
Michaline Kramer, die Tochter, Malerin
Arnold Kramer, der Sohn, Maler.
Ernſt Lachmann, Maler.
Alwine Lachmann, ſeine Gattin.
Lieſe Bänſch, Tochter des Reſtaurateurs Bänſch.

Aſſeſſor Schnabel Baumeiſter Ziehn von Krautheim Quantmeyer	Gäſte im Reſtaurant von Bänſch.

Krauſe, Pedell in der Kunſtſchule.
Bertha, Hausmädchen bei Kramers.
Fritz, Kellner im Reſtaurant von Bänſch.

Ort der Geſchehniſſe dieſes Dramas
iſt eine Provinzial-Hauptſtadt.

Erſter Akt

Berliner Zimmer in der Wohnung Kramers. Zeit: Ein Winter-Vormittag gegen neun Uhr. Auf dem Tiſche in der Ecke am großen Hoffenſter ſteht die noch brennende Lampe und das Frühſtücksgeſchirr Die Ausſtattung des Raumes zeigt nichts Außergewöhnliches. **Michaline,** intereſſantes, brünettes Mädchen, hat den Stuhl ein wenig vom Tiſche abgerückt, raucht eine Cigarette und hält ein Buch auf dem Schoß. **Frau Kramer** kommt durch die Thür der Hinterwand, wirtſchaftlich beſchäftigt. Sie iſt eine weißhaarige Frau von etwa ſechsundfünfzig Jahren. Ihr Weſen iſt unruhig und ſorgenvoll.

Frau Kramer.

Biſt Du noch immer da, Michaline? Mußt Du jetzt nicht fort?

Michaline nicht gleich antwortend.

Nein, Mutter, noch nicht. — Es iſt ja auch noch ganz vollſtändig finſter draußen.

Frau Kramer.

Na wenn Du nur nichts verſäumſt, Michaline.

Michaline.

Bewahre, Mutter.

Frau Kramer.

Denn wirklich . . . . das magſt Du Dir wirklich ſehr wahrnehmen: es bleibt ſo wie ſo genug Sorge übrig.

Michaline.

Ja, Mutter, gewiß! Sie raucht und ſieht ins Buch

Frau Kramer.

Was lieſt Du denn da? Das ewige Schmökern!

Michaline.

Soll ich nicht leſen?

Frau Kramer.

Wegen meiner lies! — Mich wundert bloß, daß Du die Ruhe haſt.

Michaline.

Wenn man darauf warten wollte, o Gott! Wann käme man dann überhaupt zu was?!

Frau Kramer.

Hat Papa nicht noch etwas geſagt, als er fort ging?

Michaline.

Nein!

Frau Kramer.

Das iſt immer das Schlimmſte, wenn er nichts ſagt.

Michaline.

Ja richtig! Das hätt' ich beinah' vergeſſen. Arnold ſoll um Punkt elf Uhr bei ihm im Atelier ſein.

Frau Kramer ſchließt die Ofenthür und ſchraubt ſie zu, als ſie ſich aufrichtet, ſeufzt ſie.

Ach jeh ja! Du mein Gott, du, du!

Michaline.

Mach' es doch ſo wie ich, Mutter: Lenke Dich ab! — Das iſt ja nichts Neues, das kennen wir doch. Arnold wird ſich auch darin nicht ändern. —

Frau Kramer nimmt am Tiſch Platz, ſtützt ihren Kopf und ſeufzt.

Ach, ihr verſteht ja den Jungen nicht. Ihr verſteht ihn nicht! Ihr verſteht ihn nicht! Und Vater: — der richtet ihn noch zu Grunde.

Michaline.

— Das find' ich nicht recht, wenn Du ſo was behaupteſt. Da biſt Du doch bitter ungerecht. Papa thut ſein Allerbeſtes an Arnold. Auf jede Weiſe hat er's verſucht. Wenn ihr das verkennt, Mutter, um ſo ſchlimmer.

Frau Kramer.

Du biſt Vaters Tochter, das weiß ich ſchon.

Michaline.

Ja, Deine Tochter und Vaters bin ich!

Frau Kramer.

Nein, Vaters viel mehr als Du meine biſt. Denn wenn Du mehr meine Tochter wärſt, ſo würdſt Du nicht immer zu Vater halten. —

Michaline.

— Mutter, wir wollen uns lieber nicht aufregen. — Da verſucht man ganz einfach gerecht zu ſein, gleich heißt es: Du hältſt es mit dem oder dem. — Ihr macht's einem ſchwer, das könnt ihr mir glauben.

Frau Kramer.

Ich halte zu meinem Jungen, baſta! Und da mögt ihr ſchon machen, was ihr wollt!

Michaline.

Wie man ſowas nur über die Lippen bringt!

Frau Kramer.

Michaline, Du biſt eben gar keine Frau! Du biſt gar nicht wie 'ne Frau, Michaline! Du ſprichſt wie 'n Mann! Du denkſt wie 'n Mann! Was hat man denn da von ſeiner Tochter?

Michaline achſelzuckend.

Ja, Mutter, wenn das wirklich ſo iſt . . . .! Das werd' ich wohl auch nicht ändern können.

Frau Kramer.

Du kannſt es ändern, Du willſt nur nicht.

Michaline.

Mama . . . . ich muß leider gehn, Mama. Sei gut, Mutter, hörſt Du, reg' Dich nicht auf. Du meinſt das ja garnicht, was Du jetzt ſagſt.

Frau Kramer.

So wahr wie ich hier ſtehe. Wort für Wort!

Michaline.

Dann thut es mir leid für uns alle, Mutter!

Frau Kramer.

Wir leiden auch alle unter Papa.

Michaline.

Sei doch ſo gut, ein für alle Mal. Ich habe nie unter Vater gelitten, ich leide auch jetzt nicht unter ihm. Ich verehre Vater, das weißt Du ganz gut! Das wäre die allerverfluchteſte Lüge . . . .

Frau Kramer.

Pfui, Michaline, daß Du immer fluchſt.

Michaline.

. . . . wenn ich ſagte, ich litte unter ihm. Es giebt keinen Menſchen in der Welt, dem ich ſo über die Maßen dankbar bin.

Frau Kramer.

Auch mir nicht?

Michaline.

Nein. Es thut mir ſehr leid. Was Vater iſt und was Vater mir iſt, das verſtehen Fremde eher als ihr: Ich meine, Du und Arnold, Mutter; denn das iſt geradezu das Verhängnis. Die Nächſten ſtehen Vater am fernſten. Er wäre verloren allein unter euch.

Frau Kramer.

Als ob ich nicht wüßte, wie oft Du geweint haſt, wenn Vater . . . .

Michaline.

Das hab' ich. Geweint hab' ich oft. Er hat mir zuweilen weh' gethan, aber ſchließlich mußt' ich mir immer ſagen; er that mir weh, aber niemals unrecht und ich hatte immer dabei gelernt.

Frau Kramer.

Und ob Du gelernt haſt oder nicht: Du biſt doch nicht glücklich geworden durch Vater. Wenn Du Deinen gemütlichen Haushalt hätt'ſt, einen Mann und Kinder . . . . und alles das . . .

Michaline.

Das hat mir doch Vater nicht geraubt!

Frau Kramer.

Jetzt plagſt Du Dich, wie Papa ſich plagt und es kommt nichts heraus als Mißmut und Sorge.

Michaline.

Ach, Mutter, wenn ich das alles ſo höre, da wird mir immer ſo eng! So eng! So eng und beklommen, Du glaubſt es kaum. Bitter wehmütig. Wenn Arnold nicht eben Arnold wäre — wie dankbar würde er Vater ſein.

Frau Kramer.

Als Fünfzehnjährigen ſchlug er ihn noch!

Michaline.

Daß Vater hart ſein kann, bezweifle ich nicht, und daß er ſich manchmal hat hinreißen laſſen, beſchön'ge ich nicht und entſchuld'ge ich nicht. Aber, Mutter, nun denke auch mal daran, ob Arnold auch Vater Anlaß gegeben. Damals hatte er Vaters Handſchrift gefälſcht.

Frau Kramer.

Aus Seelensangſt! Aus Angſt vor Papa.

Michaline.

Nein, Mutter, das erklärt noch nicht alles.

Frau Kramer.

Der Junge iſt elend, er iſt nicht geſund, er ſteckt in keiner geſunden Haut.

Michaline.

Das mag immer ſein, damit muß er ſich abfinden. Sich abfinden, Mutter, iſt Menſchenloos. Sich halten und zu was Höh'rem durchwinden, das hat jeder gemußt. Da hat er an Vater das beſte Beiſpiel. — Übrigens, Mutter, hier ſind zwanzig Mark, ich kann dieſen Monat nicht mehr entbehren. Ich habe die Farbenrechnung bezahlt, das machte allein dreiundzwanzig Mark. Das Winterbarett mußt' ich auch nun mal haben. Zwei Schülern habe ich ſtunden müſſen.

Frau Kramer.

Na ja, da quälſt Du Dich ab mit den Frauenzimmern und dann prellen ſie Dich um Dein bischen Verdienſt.

Michaline.

Nein, Mutter, ſie prellen mich wirklich nicht. 'ne arme, ſchiefe Perſon ohne Mittel! Die Schäffer ſpart ſich's vom Munde ab. Die Entreeklingel geht. Es hat eben geklingelt, wer kann denn das ſein?

Frau Kramer.

Ich weiß nicht. Ich will nur die Lampe auslöſchen. — Ich wünſchte, man läge erſt anderswo.

Bertha geht durch's Zimmer.

Michaline.

Fragen Sie erſt nach dem Namen, Bertha.

Frau Kramer.

Der junge Herr ſchläft noch?

Bertha.

Der hat ſich erſcht gar nicht erſcht niedergelegt.

Bertha ab.

Michaline.

Wer kann denn das aber blos ſein, Mama?

Bertha kommt wieder.

Bertha.

A Maler Lachmann mit ſeiner Frau. A war friher beim Herrn Profeſſor uf Schule.

Michaline.

Papa iſt nicht Profeſſor, das wiſſen Sie ja, er will, daß Sie einfach Herr Kramer ſagen. Sie geht in das Entree hinaus.

Frau Kramer.

Ja, wart' nur! Ich will nur ein bißchen abräumen. Fir Bertha. Ich komme dann ſpäter mal rein. Sie und Bertha, einiges Tiſchgeſchirr mit ſich nehmend, ab.

Die Geräuſche einer Begrüßung im Entree dringen herein. Hierauf erſcheint Maler **Ernſt Lachmann,** ſeine Frau **Alwine** und zuletzt wiederum **Michaline.** Lachmann trägt Cylinder, Paletot und Stock, ſie dunkles Federbarett, Federboa :c. Die Kleidung der beiden iſt abgetragen.

Michaline.

Wo kommſt Du denn her? Was machſt Du denn eigentlich?

Lachmann vorſtellend.

Alwine — und hier: Michaline Kramer!

Frau Lachmann ſtark überraſcht.

J! Iſt das denn möglich? Das wären Sie?

Michaline.

Setzt Sie das wirklich ſo in Erſtaunen?

Frau Lachmann.

— Ja! Offen geſtanden! Ein Bißchen: ja. Ich habe Sie mir ganz anders gedacht.

Michaline.

Noch älter? noch runzlicher als ich ſchon bin?

Frau Lachmann ſchnell.

Nein ganz im Gegenteil, offen geſtanden.

Michaline und **Lachmann** brechen in Heiterkeit aus.

Lachmann.

Das kann ja gut werden. Du fängſt ja gut an.

Frau Lachmann.

Wieſo? Hab' ich wieder was falſch gemacht?

Lachmann.

Wie geht's Deinem Vater, Michaline?

Michaline.

Gut. Ungefähr wie's ihm immer geht. Du wirſt ihn wohl kaum ſehr verändert finden. — Aber bitte, nimm Platz! Bitte, gnädige Frau! Sie müſſen uns ſchon entſchuldigen, nicht wahr? Es ſieht noch ein bißchen polniſch hier aus. Alle ſetzen ſich um den Tiſch. Du rauchſt? — Sie bietet ihm Cigaretten an. Oder haſt Du Dir's abgewöhnt? — Entſchuldigen Sie nur, ich habe gequalmt. Ich weiß zwar, daß das nicht weiblich iſt, aber leider . . . die Einſicht kommt mir zu ſpät. Sie rauchen wohl nicht? Nein? Und ſtört Sie's auch nicht?

Frau Lachmann verneinendes Kopfſchütteln.

Ernſt lutſcht ja zu Hauſe den ganzen Tag.

Lachmann, aus Michalinens Etui eine Cigarette nehmend.

Danke! — Davon verſtehſt Du nun nichts.

Frau Lachmann.

Was iſt denn dabei zu verſtehen, Ernſt?

Lachmann.

Viel, liebe Alwine.

Frau Lachmann.

Wieſo? Wieſo?

Michaline.

Es ſpricht ſich viel beſſer, ſobald man raucht.

Frau Lachmann.

Da iſt es man gut, Fräulein, daß ich nicht rauche. Ich quatſche ihm ſo wie ſo ſchon zu viel.

Lachmann.

Es kommt immer darauf an, *was* man redet.

Frau Lachmann.

Du redeſt auch manchmal Stuß, lieber Ernſt.

Lachmann, gewaltſam ablenkend.

Ja! Was ich doch ſagen wollte! . . . Jaſo: Alſo Deinem Vater geht's gut, das freut mich.

Michaline.

Ja. Wie geſagt: Es geht ihm wie immer. Im Großen und Ganzen jedenfalls. Du kommſt wohl hier her Deine Mutter beſuchen?

Frau Lachmann, geſchwätzig

Er wollte ſich nämlich mal 'n bißchen hier umſchaun: Ob nicht irgend vielleicht hier was zu machen wär. In Berlin iſt nämlich rein gar nichts los. Iſt denn hier auch nichts zu machen, Fräulein?

Michaline.

In wiefern? Ich weiß nicht . . . . . wie meinen Sie das?

Frau Lachmann.

Na, Sie haben doch, denk' ich, 'ne Schule gegründet. Bringt Ihnen das nicht hübſch was ein?

Lachmann.

Du! Wenn Du fertig biſt, ſag' mir's. Ja?

Michaline.

Meine Malſchule?! Etwas! O ja! Nicht viel. Aber immerhin etwas, es geht ſchon an. Zu Lachmann. Willſt Du mir etwa Konkurrenz machen?

Frau Lachmann.

Ach wo denn! Bewahre! Wo denken Sie hin! Mein Mann ſchwärmt ja von Ihnen, kann ich Ihn' ſagen. Das würde mein Mann doch gewiß nicht thun. Aber irgend was muß der Menſch doch anfangen. Man will doch auch eſſen und trinken, nicht wahr? Mein Mann . . .

Lachmann.

Mein Mann: Ich bin nicht Dein Mann. Der Ausdruck macht mich immer nervös.

Frau Lachmann.

Na haben Sie ſo was ſchon gehört!

Lachmann.

Ernſt heiß' ich, Alwine! Merk' Dir das mal. Meine Kohlenſchaufel, das kannſt Du ſagen. Mein Kaffeetrichter, mein falſcher Zopf, aber ſonſt: Sklaverei iſt abgeſchafft!

Frau Lachmann.

Aber Männe . . .

Lachmann.

Das iſt auch 'n Hundename.

Frau Lachmann.

Nu ſehn ſe: Da hat man nu ſo einen Mann. Thun Sie mir nur den einzigen Gefallen: Heiraten Sie um keinen Preis. Die alten Jungfern haben's viel beſſer.

Michaline lacht herzlich.

Lachmann.

Alwine, jetzt hat die Sache geſchnappt. Du wirſt Dir gefälligſt die Boa umnehmen und irgendwo auf mich warten. Verſtanden?—? Sonſt hat ja das alles gar keinen Zweck. — Du nimmſt Dir die Boa um und gehſt, Dein höchſt geſchmackvolles Lieblingsmöbel. Fahre gefälligſt zu Mutter hinaus oder ſetz Dich hier drüben in's Kaffee, ich will Dich meinswegen dann wieder abhol'n.

Frau Lachmann.

Nein ſo was! — Sehn Sie, ſo geht's einer Frau. Man darf nicht „piep" ſagen, gleich —: Herrje!!! —

Lachmann.

Es iſt auch nicht nötig, daß Du „piep" ſagſt, es ſteckt ja doch immer 'ne Dummheit dahinter.

Frau Lachmann.

So klug wie Du bin ich freilich nicht.

Lachmann.

Geſchenkt! Alles weitere wird Dir geſchenkt.

Michaline.

Aber bitte, Frau Lachmann, bleiben Sie doch.

Frau Lachmann.

Ums Himmels Willen! Wo denken Sie hin! Sie brauchen mich wirklich gar nicht bedauern. Er läuft mir ſchon wieder über den Weg. Adieu! — An der Ecke hier drüben iſt ein Konditor. Alſo Männe: Verſtehſt Du? Dort trittſt Du an. Ab, von Michaline geleitet.

Lachmann.

Da iß nur nicht wieder dreizehn Spritzkuchen.

Michaline kommt wieder.

Michaline.

Die alten Jungfern haben's viel beſſer; ſie iſt wirklich ein Bißchen gradezu.

Lachmann.

Sie ſprudelt alles ſo durcheinander.

Michaline wieder Platz nehmend.

Du machſt aber wirklich kurzen Prozeß. Das läßt ſich nicht jede bieten, Lachmann.

Lachmann.

— — Michaline, ſie drückt mich bös an die Wand. — Sie wollte Dich eben doch kennen lernen. Sonſt hätt' ich ſie gar nicht mitgebracht.
Wie geht's Dir übrigens?

Michaline.

Danke! Gut! Und Dir?

Lachmann.

Auch ebenſo lila.

Michaline.

Na ja, mir ja auch. — Du wirſt aber auch ſchon grau um die Schläfe.

Lachmann.

Der Eſel kommt immer mehr heraus.

Beide lachen.

Michaline.

Und willſt Du Dich alſo hier niederlaſſen?

Lachmann.

Ich denke ja nicht im Schlafe daran. Sie fantaſiert ſich ſo Sachen zuſammen und behauptet dann abſolut ſteif und feſt, ich hätte wer weiß was alles geſagt.

Pauſe.

— Wie gehts Deinem Bruder?

Michaline.

Danke, gut.

Lachmann.

Malt er fleißig?

Michaline.

Im Gegenteil.

Lachmann.

Was thut er denn ſonſt?

Michaline.

Er bummelt natürlich. Er bummelt, was ſollte er anders thun?

Lachmann.

Warum iſt er denn nicht in München geblieben? Da hat er doch das und jenes gemacht.

Michaline.

Trauſt Du dem Arnold noch irgend was zu?

Lachmann.

Wieſo? Das verſtehe ich eigentlich nicht. Das iſt doch ganz außer Frage ſo ziemlich.

Michaline.

Na, wenn er Talent hat . . . . dann iſt er's nicht wert. — Übrigens, um auf was anderes zu kommen: Vater hat öfter nach Dir gefragt. Er wird ſich freuen, Dich wiederzuſehen. Und abgeſehen von mir natürlich, freut's mich im Hinblick auf Vater ſehr, daß Du wieder mal rüber gekommen biſt. Er kann nämlich eine Auffriſchung brauchen.

Lachmann.

Ich auch. Wahrſcheinlich ich mehr wie er. Und — ebenfalls abgeſehen von Dir! — was mich ſonſt ausſchließlich gezogen hat — alles andere hätte noch Zeit gehabt! — das iſt ausſchließlich der Wunſch geweſen, mal wieder bei Deinem Vater zu ſein. Allerdings ſein Bild möcht' ich auch mal ſeh'n.

Michaline.

Wer hat Dir denn was geſagt von dem Bilde?

Lachmann.

Es heißt ja, die Gallerie hat's gekauft.

Michaline.

Direktor Müring iſt hier geweſen, aber ob er's gekauft hat, weiß ich nicht. Papa iſt zu peinlich. Ich glaube kaum. Er wird's wohl erſt wollen ganz fertig machen.

Lachmann.

Du kennſt doch das Bild? Natürlich doch?

Michaline.

Es war vor zwei Jahren, als ich's ſah. Ich kann es gar nicht mehr recht beurteilen. Papa malt eben ſchon ſehr lange daran.

Pauſe.

Lachmann.

Denkſt Du, daß er mir's zeigen wird. Ich weiß nicht, ich habe das Vorgefühl, es müßte was Exorbitantes ſein. Ich kann mir nicht helfen, ich glaube daran. Ich habe ja manchen jetzt kennen gelernt, aber keinen, bei dem man ſo den Wunſch hatte, man möchte ein Stück ſeines Inneren ſeh'n. Überhaupt Du, wenn ich nicht ganz verſumpft bin — denn wirklich, ich halte mich immer noch. Hauptſächlich verdank' ich das nur Deinem Vater. Was er einem geſagt hat und wie er's that, das vergißt ſich nicht. Einen Lehrer wie ihn, den giebt's gar nicht mehr. Ich behaupte, auf wen Dein Vater einwirkt, der kann gar nie gänzlich verflachen im Leben.

Michaline.

Das ſollte man meinen, Lachmann, ja, ja.

Lachmann.

Er wühlt einen bis zum Grunde auf. Man lernt ja von Manchem ſo das und jen's, mir ſind auch ganz wackere Leute begegnet: Doch immer, dahinter erſchien mir Dein Vater und da hielten ſie alle nicht recht mehr Stand. Er hat uns alle ſo durchgewalkt, uns Schüler, ſo gründlich, von vornherein, von innen heraus alles umgekrempelt! Die Kleinbürgerſeele ſo ausgeklopft. Man kann darauf fußen, ſo lange man lebt. Zum Beiſpiel, wer ſeinen Ernſt gekannt hat, ſeinen unabirrbaren Ernſt zur Kunſt, dem erſcheint zuerſt alles da draußen frivol . . . .

Michaline.

Nun ſiehſt Du — und Vaters großer Ernſt . . . . Du ſagſt es . . . . Du ſpürſt ihn noch im Blut, mir iſt er mein beſter Beſitz geworden: Auf fadeſte Dummköpfe machte er Eindruck, auf Arnold nicht, der nimmt ihn nicht an. Sie hat ſich erhoben. Ich muß nun zum korrigieren, Lachmann. Du lachſt, Du denkſt, ſie kann ſelber nichts Recht's.

Lachmann.

Du biſt ja doch Deines Vaters Tochter. Nur wollt' ich da immer garnicht 'ran. Ich denke mir das ganz beſonders troſtlos, ſich ſo mit malenden Damen herumſchlagen.

Michaline.

— Immerhin es läßt ſich ſchon auch etwas thun. Die ehrlichſte Mühe geben ſie ſich. Das allein ſchon verſöhnt doch. Was will man mehr? Ob ſie ſchließlich und endlich was wirklich erreichen —? Im Ringen danach iſt ja ſchon was erreicht. Und außerdem geht es mir ähnlich wie

Vater: Auf Menſchen zu wirken, macht mir Spaß. Man verjüngt ſich auch an den Schülern, Lachmann: Das thut einem mit der Zeit ja auch Not. Sie öffnet die Thür und ruft in die hinteren Räume.

Adieu, Mama, wir gehen jetzt fort.

Arnold's Stimme nachäffend.

Adieu, Mama, wir gehen jetzt fort.

Lachmann.

Wer war denn das?

Michaline.

Arnold. Er thut das nicht anders. Es iſt weiter nicht erquicklich. Komm!

Lachmann und **Michaline** ab.

Arnold

kommt. Er iſt ein häßlicher Menſch mit ſchwarzen, feurigen Augen unter der Brille, dunklem Haar und dünnem Bartanſatz, mit ſchiefer, etwas gebeugter Haltung. Die Farbe ſeines Geſichts iſt ſchmutzig blaß. Er ſchlürft in Pantoffeln bis vor den Spiegel, ſonſt nur noch mit Hoſe und Rock bekleidet, nimmt die Brille ab und betrachtet, Grimaſſen ſchneidend, Unreinlichkeiten ſeiner Haut. Die ganze Erſcheinung iſt ſalopp.

Michaline kommt zurück.

Michaline leicht erſchreckend.

Ach Arnold! — Ich hab meinen Schirm vergeſſen. — Übrigens weißt Du: Lachmann iſt hier.

Arnold, macht abwehrende und ſie zur Ruhe weiſende Geſten.

Der Biedermann iſt mir ganz hochgradig Wurſtſuppe.

Michaline.
Sag' mal, was hat Dir denn Lachmann gethan?

Arnold.
— —
Er hat mir mal ſeinen Kitſch gezeigt.

Michaline achſelzuckend, ruhig.
Vergiß nicht, um elf Uhr bei Vater zu ſein.

Arnold hält ſich mit beiden Händen die Ohren zu.

Michaline.
Sag' mal Arnold, hältſt Du das etwa für anſtändig?

Arnold.
Ja. — Pump mir mal lieber eine Mark.

Michaline.
Ich kann's Dir ja borgen, warum denn nicht. Ich muß mir nur ſchließlich Vorwürfe machen, daß ich . . . .

Arnold.
Schieb ab! Kratz ab, Michaline! Eure Knietſchigkeit nnt man ja doch.

ichaline
ill etwas erwidern, zuckt mit den Achſeln und geht. Ab.

rnold
hlürſt an den Frühſtückstiſch, ißt ein Stückchen Zucker und ſtreift nur flüchtig ſeine Mutter, die eben hereintritt. Hernach tritt er wiederum an den Spiegel.

Frau Kramer trocknet ihre Hände an der Schürze und läßt ſich auf irgend einen Stuhl nieder, zugleich ſchwer und ſorgenvoll ſeufzend.
J Gott, je ja!

Arnold wendet ſich, ſchiebt die Brille mehr nach der Naſenſpitze zu, zieht die Schultern hoch und nimmt die dem Nachfolgenden entſprechende, komiſche Haltung an.

Mutter, ſeh' ich nicht aus wie'n Marabu?

Frau Kramer.

Ach Arnold, mir iſt ganz anders zu Mut! Ich kann über Deinen Unſinn nicht lachen. — Wer hat Dir denn aufgeſchloſſen heut Nacht?

Arnold ſich ihr nähernd und immer noch die marabuhafte, komiſche Gravität feſthaltend.

Vater!

Frau Kramer.

Die drei Treppen iſt er herunter gekommen?

Arnold noch immer komiſch über die Brille ſchielend.

Ja!

Frau Kramer.

Nee Arnold, das iſt mir ganz widerlich! So hör doch nu endlich auf mit dem Unſinn. Du kannſt doch mal ernſt ſein. Sei doch vernünftig. Erzähle doch mal, was Papa geſagt hat.

Arnold.

— Euch iſt immer alles widerlich. Ihr ſeid mir auch widerlich, derbe mitunter.

Frau Kramer.

War Vater ſehr böſe, als er Dir aufſchloß?

Arnold

geiſtesabweſend.

Frau Kramer.

Was hat er Dir denn geſagt?

Arnold.

Nichts!

Frau Kramer nähert ſich ihm zärtlich.

Arnold, beſſere Dich doch. Thu mir's doch zu Liebe! Fang doch ein andres Leben an.

Arnold.

Wie leb' ich denn?

Frau Kramer.

Lüderlich lebſt Du! Faul! Nächtelang biſt Du außerm Hauſe. Du treibſt Dich herum ..... o Gott, o Gott: Du führſt ein entſetzliches Leben, Arnold!

Arnold.

Spiel Dich doch blos nicht ſo ſchrecklich auf, Mutter! Was Du für 'ne Ahnung haſt, möcht ich blos wiſſen.

Frau Kramer.

Das iſt ja recht ſchön, das muß man wohl ſagen: Wie Du mit Deiner Mutter verkehrſt. —

Arnold.

Dann laßt mich doch bitte gefälligſt in Ruh! Was kläfft Ihr denn immer auf mich ein! Das iſt ja reinwegs gradezu zum verrückt werden.

Frau Kramer.

Das nennſt Du in Dich hineinkläffen, Arnold? — Wenn man zu Dir kommt und Dein Beſtes will? Soll Deine Mutter nicht zu Dir kommen? — Arnold, Arnold, verſündige Dich nicht!

Arnold.

Mutter, das nutzt mir ja alles nichts! Das ewige Gemähre nutzt mir ja nichts. Übrigens habe ich ſcheußliche Kopfſchmerzen! Gebt mir ein bischen Geld in die Hand, dann will ich ſchon ſehn, wie ich weiter komme . . . .

Frau Kramer.

So? Daß Du noch völlig zu Grunde gehſt.

Pauſe.

Arnold am Tiſch, Semmel in die Hand nehmend.

Semmel! Das Zeug iſt wie Stein ſo hart!

Frau Kramer.

Steh' zeitiger auf, dann wirſt Du ſie friſch haben.

Arnold gähnend.

Ekelhaft öde und lang iſt ſo 'n Tag.

Frau Kramer.

Das iſt kein Wunder, ſo wie Du's treibſt. Schlafe die Nacht durch gehörig aus, ſo wirſt Du auch Tags über munter ſein. — — —

Arnold, ſo laß ich Dich heute nicht los! Meinetwegen fahre mich an, wie Du willſt. Ich kann das länger nicht mehr anſehn. Er hat ſich an den Tiſch geſetzt, ſie gießt ihm Kaffee ein. Schneide Geſichter ſo viel Du willſt, ich muß hinter Deine Schliche kommen. Du haſt was! Ich kenne Dich doch genau. Du haſt irgend was, was Dich drückt und beſorgt. Denkſt Du, ich hab' Dich nicht ſeufzen gehört? Das geht doch in einem fort mit dem Seufzen, Du merkſt es ja garnicht mehr, wenn Du ſeufzſt.

Arnold.

Herr Gott ja, das Aufpaſſen! Teufel noch mal. Wieviel man genieſt hat und ſo was gut's. Wie oft man ausſpuckt, ſeufzt und noch was. Zum auf die Bäume klettern iſt das!

Frau Kramer.

Sag' was Du willſt, das iſt mir ganz gleichgiltig. Ich weiß, was ich weiß und damit gut. Irgend was, Arnold, laſtet auf Dir. Das merkt man auch ſchon Deiner Unruhe an. Etwas unruhig biſt Du ja immer geweſen, aber nicht ſo wie jetzt: Das weiß ich genau.

Arnold ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch.

Mutter, laßt mich zufrieden, verſtehſt Du? — Sonſt jagt Ihr mich gänzlich zum Tempel naus. — — — Was geht Euch das an, was ich treibe, Mutter!? Ich bin aus den Kinderſchuhen heraus und was ich nicht ſagen will, ſage ich nicht. Die Maltretagen hab' ich ſatt. Ich bin lange genug von Euch maltretiert worden. Für Euren Beiſtand bedank ich mich auch. Ihr könnt mir nicht helfen, ſag ich Euch ja. Ihr könnt höchſtens „zeter mordio" ſchreien.

Frau Kramer weinend, aufgelöſt.

Arnold, haſt Du was Schlimmes gethan? Barmherziger Gott im Himmel, Arnold, was haſt Du um Gottes Willen gemacht?

Arnold.

Einen alten Juden erſchlagen, Mama.

Frau Kramer.

Spotte nicht! Treibe nicht Spott mit mir! Sage mir's, wenn Du etwas gemacht haſt. Ich weiß ja, Du biſt ja kein böſer Menſch, aber manchmal biſt Du gehäſſig und jähzornig. Und was Du in Wut und im Jähzorn thuſt .... wer weiß, was Du da noch für Unheil anrichteſt.

Arnold.

Mama! Mama! Beruhige Dich! Ich habe den Juden nicht erſchlagen. Nicht mal'n gefälſchten Pfandſchein verkauft, trotzdem ich ſehr nötig 'n bischen Geld brauchte.

Frau Kramer.

Ich bleibe dabei, Du verhehlſt uns was! Du kannſt einem nicht in die Augen ſehn. Du haſt auch früher was Scheues gehabt, jetzt aber, Arnold, — Du merkſt es nur nicht — jetzt iſt es, wie wenn Du gezeichnet wärſt. Du trinkſt! Früher mochteſt Du Bier nicht ſehn. Du trinkſt, um Dich zu betäuben, Arnold.

Arnold hat am Fenſter geſtanden und an die Scheibe getrommelt.

Gezeichnet! Gezeichnet! Und was denn nun noch? — Meinshalben redet doch, was ihr wollt. — Gezeichnet bin ich, da haſt Du ja recht, aber daran bin ich doch wirklich, ſcheint's, unſchuldig.

Frau Kramer.

Immer ſtichſt Du um Dich und ſchlägſt und ſchmoldeſt und ſchneidſt einem manchmal recht tief ins Herz. Wir haben doch unſer Beſtes gethan. Daß Du ſo geworden biſt, wie Du jetzt biſt .... Das muß man tragen, wie Gott es giebt.

Arnold.

Na alſo! Dann tragt es mal auch gefälligſt.

Pauſe.

Frau Kramer.

Arnold, hörſt Du, verſtock' Dich nicht! Sage mir doch mal, was Du haſt. Man muß ſich ja ängſtigen Tag und Nacht. Du weißt garnicht, wie Papa ſich herumwälzt. Ich ſchlafe auch ſchon viele Tage nicht mehr. Befreie uns doch von dem Alp, der uns drückt, Junge. Vielleicht kannſt Du es doch durch ein offenes Wort. Du biſt ja gebrechlich, das weiß ich ja . . . .

Arnold.

Ach, Mutter, brich die Geſchichte doch ab. Ich ſchlafe ſonſt künftig im Atelier, auf meinem Heuboden, wollt' ich ſagen, und gefriere lieber zu Stein und Bein. Es iſt was! Na gut. Das beſtreit' ich ja garnicht. Aber ſoll ich deswegen etwa Alarm ſchlagen? Die Geſchichte wird bloß noch böſer dadurch.

Frau Kramer.

Arnold, Du biſt . . . . Iſt es immer noch das? — Vor Wochen haſt Du Dich mal verraten! Da haſt Du es dann zu vertuſchen geſucht. — Iſt es immer noch das mit dem Mädchen, Arnold?

Arnold.

Mutter, biſt Du denn ganz verrückt?

Frau Kramer.

Junge, thu' uns doch das nicht noch an! Verwickle Dich nicht noch in Liebesgeſchichten. Häng' Du Dein Herz noch an ſo ein Weibsbild, da wirſt Du durch alle Pfützen geſchleift. Ich weiß ja, wie groß die Verführung hier iſt. Dieſe Fallgruben giebt's ja auf Schritt und Tritt. Man hört ja die Rotten, wenn man vorbei geht. Die Polizei, die duldet ja das! — Und wenn Du auf Deine Mutter nicht hörſt, ſo wirſt Du auch ſonſt mal zu Schaden kommen. Verbrechen geſchehen ja täglich genug.

Arnold.

Es ſoll mich mal einer anrühren, Mutter! *mit einem Griff in ſeine Hoſentaſche.* Für den Fall hätt' ich doch vorgeſorgt.

Frau Kramer.

Was heißt das?

Arnold.

Daß ich auf alles gefaßt bin. Da giebt's, Gott ſei Dank, ja heut' Mittel dazu.

Frau Kramer.

Ekelt Dich das nicht von außen ſchon an, das Klaviergepauk und die roten Laternen und der ganze, gemeine, eklige Dunſt! Arnold, wenn ich das denken ſollte, daß Du dort . . . . ich meine, in ſolchen Höhlen . . . . ſolchen Schmutzlöchern! Deine Nächte verbringſt, dann lieber wollt' ich doch ſterben und tot ſein.

Arnold.

Mutter, ich wünſchte, der Tag wär' rum. Ihr macht mich ganz dumm, mir tettern die Ohren. Ich muß immer an mich halten, wahrhaftig, ſonſt führe ich oben zum Schorn ſtein 'raus. Ich wer' mir 'n Ruckſack kaufen, Mama, und euch alle immer mit mir herumſchleppen.

Frau Kramer.

Gut. Aber das eine ſag ich Dir. Du gehſt heute Abend nicht aus dem Hauſe.

Arnold.

Nein! Dann ich gehe jetzt gleich, Mama.

Frau Kramer.

Um elf zu Papa und dann kommſt Du wieder.

Arnold.

Ich denke nicht dran! Das fällt mir nicht ein.

Frau Kramer.

Wohin gehſt Du denn dann?

Arnold.

Das weiß ich noch nicht.

Frau Kramer.

Du willſt alſo nicht zu Mittag nach Haus kommen?

Arnold.

Mit euren Geſichtern an einem Tiſch? Nein. Und ich eſſe ja doch nichts, Mama.

Frau Kramer.

Den Abend willſt Du dann auch wieder fortbleiben?

Arnold.

Ich thue und laſſe, was mir beliebt.

Frau Kramer.

Gut, Junge, dann ſind wir geſchiedene Leute! — Und außerdem komm' ich Dir auf die Spur! Ich ruhe nicht eher, verlaß Dich drauf! Und wenn ich ſo'n Frauenzimmer ausfindig mache, das ſchwör' ich Dir zu und Gott iſt mein Zeuge: die übergeb' ich der Polizei!

Arnold.

Na Mutter, thu' das nur lieber nicht.

Frau Kramer.

Ich ſag' es Vater. Im Gegenteil. Und Vater, der wird Dich ſchon zur Vernunft bringen. Laß den was merken: er kennt ſich nicht mehr.

Arnold.

Ich kann Dir nur ſagen, thu's lieber nicht. Wenn Vater Moral donnert, weißt Du ja wohl, ſo halt' ich mir bloß noch die Ohren zu. Im Übrigen macht es mir keinen Effekt. Herr Gott, ja! Ihr ſeid mir ſo fremd geworden . . . Sag' mal: wo bin ich denn eigentlich hier? —

Frau Kramer.

So?!

Arnold.

Wo denn? Wo bin ich denn eigentlich, Mutter? Die Michaline, der Vater, Du, was wollt Ihr? Was habt Ihr mit mir zu ſchaffen? Was geht Ihr mich alle im Grunde an?

Frau Kramer.

Wie? Was?

Arnold.

Ja, was denn? Was wollt Ihr denn?

Frau Kramer.

Was das für empörende Reden ſind.

Arnold.

Ja, ja, empörend: Mein'swegen auch das. Aber wahr, Mutter, wahr, dies Mal! Nicht gelogen. **Ihr könnt mir nicht helfen,** ſag' ich Euch. **Und wenn Ihr mir's etwa noch mal zu bunt macht,** dann paſſiert **vielleicht was** . . . . **irgend was mal,** Mama, daß Ihr **alle vielleicht** 'n **ver**dutztes Geſicht macht! — Da hat dann die liebe Seele Ruh!

Zweiter Akt

Das Atelier des alten Kramer in der Kunſtſchule. Ein geſchloſſener, grauer Vorhang verdeckt den eigentlichen Atelierraum. Vor dem Vorhang rechts eine Thür, zu der ein Treppchen hinaufführt. Ebenfalls rechts, weiter vorn, ein altes Lederſofa und ein kleines, bedecktes Tiſchchen davor. Links die Hälfte eines großen Atelierfenſters, das ſich hinter dem Vorhang fortſetzt. Darunter ein kleines Tiſchchen, auf welchem Radierutenſilien und eine angefangene Platte liegen. Auf dem Sofatiſch Schreibzeug, Papier, ein alter Leuchter mit Licht ꝛc. Gipsabgüſſe: Arm, Fuß, Frauenbüſten und auch die Totenmaske Beethovens hängen über dem Sofa an der Wand, deren Färbung gleichmäßig bläulich-grau iſt. Über den Vorhang hinweg, der etwa bis zu zweidrittel der Höhe des Raumes reicht, ſieht man rechts die Spitze einer großen Staffelei. — Über dem Sofatiſch Gasrohr. — Zwei einfache Rohrſtühle vervollſtändigen die Einrichtung. Es herrſcht überall Sauberkeit und peinliche Ordnung. **Michael Kramer** ſitzt auf dem Sofa und unterſchreibt ächzend mehrere Dokumente, auf die der Pedell **Krauſe,** die Mütze in der Hand, wartet. Krauſe iſt breit und behäbig. Kramer ein bärtiger Mann über fünfzig, mit vielen weißen Flocken im ſchwarzen Bart und Haupthaar. Sein Kopf ſitzt zwiſchen zu hohen Schultern. Er trägt den Nacken gebeugt, wie unter einem Joch. Seine Augen ſind tiefliegend, dunkel und brennend, dabei unruhig. Er hat lange Arme und Beine, ſein Gang iſt unſchön, mit großen Schritten. Sein Geſicht iſt blaß und grübleriſch. Er ächzt viel. Seine Sprechweiſe hat etwas ungewollt Grimmiges. Mit den unförmigen, ſpiegelblank geputzten Schuhen geht er ſehr auswärts. Sein Anzug beſteht in ſchwarzem Gehrock, ſchwarzer Weſte, ſchwarzen Beinkleidern, veraltetem Umlegekragen, Oberhemd und ſchwarzem Shlipsbändchen, tadellos gewaſchen und tadellos gehalten. Die Manſchetten hat er aufs Fenſterbrett geſtellt. Er iſt alles in allem eine abſonderliche, bedeutende, nach dem erſten Blick eher abſtoßende, als anziehende Erſcheinung. Vor dem Fenſter links ſteht **Lachmann,** mit dem Rücken gegen das Zimmer. Er wartet und blickt hinaus.

Kramer zu Lachmann.

Sehn Se, wir murkſen hier immer ſo weiter. Zu Krauſe. So. Grüßen Se den Direktor ſchön. Er ſteht auf, packt die Papiere zuſammen und händigt ſie dem Pedell ein, dann fängt er an, die geſtörte Ordnung auf ſeinem Tiſchchen wieder herzuſtellen. Sie ſehn ſich woll meine Pappeln an?

Lachmann der die Kupferplatte angeſehen hatte, erſchrickt ein wenig und erhebt ſich aus der gebeugten Stellung.

Entſchuldigen Sie.

Krauſe.

Gu'n Morgen, Herr Kramer. Gu'n Morgen Herr Lachmann.

Lachmann.

Guten Morgen, Herr Krauſe.

Kramer.

Behüt Sie Gott.

Krauſe ab.

Kramer.

Vor fünf Jahren hat mich Böcklin beſucht. Hör'n Se, der hat vor dem Fenſter geſtanden .... der konnte ſich gar nicht ſatt ſehen, hör'n Se.

Lachmann.

Die Pappeln ſind wirklich ganz wunderbar ſchön. Sie haben mir damals ſchon Eindruck gemacht: vor Jahren, als ich zuerſt hierher kam. Sie ſtehen ſo würdig in Reih und Glied. Die Schule wirkt ordentlich tempelhaft.

Kramer.

Hör'n Se, das täuſcht.

Lachmann.

Aber doch nur zum Teil! — Daß Böcklin je hier war, wußte ich gar nicht.

Kramer.

Damals hatten ſie doch die Idee gefaßt, dadrüben im Provinzial-Muſeum, da ſollt' er das Treppenhaus doch ausmalen. Dann hat's aber ſo 'n Profeſſor gemacht. Ach, hör'n Se, es wird zu viel geſündigt.

Lachmann.

In dieſer Beziehung ganz grenzenlos.

Kramer.

Aber wiſſen Sie was, es war niemals anders. Nur thut's einem heut ganz beſonders leid. Was für Schätze könnte die Gegenwart aufſpeichern mit dem rieſigen Aufwand, hör'n Se mal an, der heut ſo im Lande getrieben wird! So müſſen die Beſten bei Seite ſteh'n.

Lachmann hat ein radiertes Blatt aufgenommen und Kramer fährt fort in Bezug darauf.

Das is ſo'n Blatt für mein Formenwerk. Die Platte war aber nicht gut gewiſcht. Die ganze Geſchichte ſtimmt auch noch nicht. Ich muß erſt noch richtig dahinter kommen.

Lachmann.

Ich habe auch mal zu radieren verſucht, ich hab's aber bald wieder aufgeſteckt.

Kramer.

— Was haben Sie denn nu gearbeitet, Lachmann?

Lachmann.

Porträts und Landſchaften, das und jen's. Viel iſt nicht geworden, leider Gott's.

Kramer.

Immer arbeiten, arbeiten, arbeiten, Lachmann. Hör'n Se, wir müſſen arbeiten, Lachmann. Wir ſchimmeln ſonſt bei lebendigem Leibe. Seh'n Se ſich ſo ein Leben mal an, wie ſo'n Mann arbeitet, ſo'n Böcklin. Da wird auch was, da kommt was zu Stande. Nicht blos was er malt: der ganze Kerl. Hör'n Se, Arbeit iſt Leben, Lachmann!

Lachmann.

Deſſen bin ich mir auch vollkommen bewußt.

Kramer.

Ich bin blos 'n lumpiger Kerl, ohne Arbeit. In der Arbeit werd' ich zu was.

Lachmann.

Bei mir geht leider die Zeit herum und zum Eigentlichen komm ich nicht recht.

Kramer.

Wieſo, hör'n Se?

Lachmann.

Weil ich Anderes zu thun habe: Arbeit, die gar keine Arbeit iſt.

Kramer.

Wie ſoll denn das zu verſteh'n ſein, hör'n Se?

Lachmann.

Ich war früher Maler und weiter nichts. Heut bin ich gezwungen, Zeilen zu ſchinden.

Kramer.

Was heißt das?

Lachmann.

Ich ſchreibe für Zeitungen.

Kramer.

So?!

Lachmann.

Mit andern Worten heißt das, Herr Kramer, ich verwende die meiſte, koſtbare Zeit, um ein bischen trockenes Brot zu erſchreiben; zu Butter langt es wahrhaftig nicht. Wenn man erſt mal Frau und Familie hat . . .

Kramer.

'n Mann muß Familie haben, Lachmann. Das iſt ganz gut, das gehört ſich ſo. Und was Ihre Schreiberei anbelangt. Schreiben Se nur recht gewiſſenhaft. Sie haben ja Sinn für das Echte, hör'n Se; da können Sie vielfach förderlich ſein.

Lachmann.

Es iſt aber alles blos Siſyphus-Arbeit. Im Publikum ändert ſich wirklich nichts. Da wälzt man täglich den Siſyphusſtein . . . .

Kramer.

Hör'n Se, was wären wir ohne das?

Lachmann.

Aber ſchließlich opfert man doch ſich ſelbſt. Und wenn man ſchon mit dem Malen nicht durchkommt, ſo . . . .

Kramer.

Hör'n Se, das iſt ganz einerlei. Wäre mein Sohn 'n Schuſter geworden und thäte als Schuſter ſeine Pflicht, ich würde ihn ebenſo achten, ſeh'n Se. Haben Se Kinder?

Lachmann.

Eins. Einen Sohn.

Kramer.

Na hör'n Se, da haben Se doch was gemacht, was beſſeres kann einer doch nicht machen. Da muß das doch gehen wie geſchmiert mit ihren Artikeln, hören Se, was?

Lachmann.

Das kann ich grade nicht ſagen, Herr Kramer.

Kramer.

Pflichten, Pflichten, das iſt die Hauptſache. Das macht den Mann erſt zum Manne, hör'n Se. Das Leben erkennen im ganzen Ernſt und hernach, ſeh'n Se, mag man ſich drüber erheben.

Lachmann.

Das iſt aber manchmal wirklich nicht leicht.

Kramer.

Hör'n Se, das muß auch ſchwer ſein, ſeh'n Se. Da zeigt ſich's eben, was einer iſt. Da kann ſich ein Kerl erweiſen als Kerl. Die Lotterbuben von heut zu Tage, die denken, die Welt iſt 'n Hurenbett. Der Mann muß Pflichten erkennen, hör'n Se.

Lachmann.

Doch aber auch Pflichten gegen ſich ſelbſt.

Kramer.

Ja, hör'n Se, da haben Sie freilich recht. Wer Pflichten gegen ſich ſelber erkennt, erkennt auch Pflichten gegen die andern. Wie alt iſt denn Ihr Sohn?

Lachmann.

Drei Jahre, Herr Kramer.

Kramer.

Hör'n Se, als damals mein Junge zur Welt kam . . . . ich hatte mir das in den Kopf geſetzt! — ganze vierzehn Jahre hab' ich gewartet, da brachte die Frau den Arnold zur Welt. Hör'n Se, da hab' ich gezittert, hör'n Se. Den hab' ich mir eingewickelt, ſeh'n Se und hab' mich verſchloſſen in meine Klauſe und hör'n Se, das war wie im Tempel, Lachmann: Da hab' ich ihn dargeſtellt, ſehn Se, vor Gott. — Ihr wißt gar nicht, was das iſt, ſo'n Sohn! Ich hab' es, wahrhaftigen Gott, gewußt. Ich hab' mir gedacht: Ich nicht, aber Du! Ich nicht, dacht' ich bei mir:

Du vielleicht! — Bitter. Mein Sohn iſt 'n Taugenichts, ſehn Se, Lachmann! und doch würd' ich immer wieder ſo handeln.

Lachmann.

Herr Kramer, das iſt er ſicherlich nicht.

Kramer. Heftiger, grimmiger.

Hör'n Se, laſſen Se mich in Ruhe, 'n Lotterbube und weiter nichts! Aber ſprechen wir lieber nicht davon. — Ich will Ihnen mal was ſagen, Lachmann, das iſt der Wurm meines Lebens, ſeh'n Se. Das frißt mir am Mark! Aber laſſen wir das.

Lachmann.

Das wird ſich noch alles ſicherlich ändern.

Kramer. Immer heftig, bitter und grimmig.

Es ändert ſich nicht! Es ändert ſich nicht! Es iſt keine gute Faſer an ihm. Der Junge iſt angefreſſen im Kern. Ein ſchlechter Menſch! Ein gemeiner Menſch! Das kann ſich nicht ändern, das ändert ſich nicht. Hör'n Se, ich könnte alles verzeih'n, aber Gemeinheit verzeih' ich nicht. Eine niedrige Seele widert mich an und ſeh'n Se, die hat er, die niedrige Seele, feige und niedrig: das widert mich an. Er geht zu einem einfachen, grau geſtrichenen Wandſchrank. Ach hör'n Se, der Lump hat ſo viel Talent, man möchte ſich alle Haare ausraufen. Wo unſer einer ſich mühen muß, man quält ſich Tage und Nächte lang, da fällt dem das alles blos ſo in den Schoß. Seh'n Se, da haben Se Skizzen und Studien. Iſt das nicht wirklich ein Jammer, hör'n Se? Wenn er ſich hinſetzt wird auch was. Was der Menſch anfängt, hat Hand und

Fuß. Seh'n Se, das ſitzt, das iſt alles gemacht, da könnte man bitt're Thränen vergießen. Er geht mehrmals im Vorraum auf und ab, während Lachmann die Skizzen und Studien durchſieht. Es klopft. Herein!

Michaline kommt im Straßenanzug

Michaline.

Vater, ich will nur Lachmann abholen.

Kramer. über die Brille.

Höre, die Schule läßt Du im Stich?

Michaline.

Ich komme eben vom korrigieren. — Lachmann, ich hab' Deine Frau getroffen; ſie wollte nicht anwachſen im Kaffee, ſie ginge lieber zu Deiner Mutter.

Lachmann und **Michaline** lachen.

Kramer.

Warum haben Se ſe denn nicht mitgebracht?

Lachmann.

Sie iſt nicht beſonders atelierfähig.

Kramer.

Unſinn. Was heißt das? Verſtehe ich nicht!

Michaline iſt hinter Lachmann getreten und blickt mit auf eine Studie, die er eben betrachtet.

Die Mühle hier hab' ich auch mal gemalt.

Kramer.

M. Hm, aber anders.

Michaline.

Es war nicht die Anſicht.

Kramer.

Nein, nein, der Anſicht bin ich ja auch.

Lachmann lacht.

Michaline.

Vater, das ſicht mich durchaus nicht an. Wenn einer thut, was er irgend kann, na, ſo kann man eben nicht mehr verlangen.

Kramer.

Mädel, Du weißt ja, wie Haſe läuft.

Michaline.

Natürlich weiß ich's und zwar ſehr genau: Du hältſt nämlich nicht das geringſte von mir.

Kramer.

Höre, woraus entnimmſt Du das? Wenn Arnold nur halb ſo fleißig wäre und halb ſo verſorgt, hier oben, im Hirnkaſten, ſo wäre der Junge ein ganzer Kerl, da kann er ſich gar nicht meſſen mit Dir. Aber ſonſt: Der Funke, den haſt Du nicht. 'n Menſch muß klar ſein über ſich ſelbſt. Du biſt ja auch klar und das iſt Dein Vorzug. Darum kann man auch mit Dir reden 'n Wort. Was Zähigkeit macht und Fleiß und Charakter, das haſt Du aus Dir gemacht, Michaline, und damit kannſt Du zufrieden ſein. — — — — Er ſieht nach der Taſchenuhr. Zehn. — Lachmann, jetzt wird wohl nicht recht mehr was werden. Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind. Ich will auch dann gerne mit Ihnen geh'n, meinethalben können wir wo 'n Glas Bier trinken. Jetzt muß ich noch mal in die Klaſſe ſeh'n und auf elf Uhr hab' ich den Sohn beſtellt.

Michaline ernſt.

Vater, würdeſt Du Lachmann nicht mal Dein Bild zeigen?

Kramer ſchnell herum.

Nein, Michaline! Wie kommſt Du darauf?

Michaline.

Ganz einfach: Er hat davon gehört und hat mir geſagt, daß er's gerne ſehn möchte.

Kramer.

— — — Laßt mich mit ſolchen Sachen in Ruh. Da kommen ſie alle und wollen mein Bild ſehen. Malt Euch doch Bilder ſoviel Ihr wollt! Ich kann es Ihnen nicht zeigen, Lachmann.

Lachmann.

Herr Kramer, ich dränge Sie ſicherlich nicht . . .

Kramer.

Seh'n Se, das wächſt mir über den Kopf. Ich lebe nun ſieben Jahr mit dem Bilde. Erſt hat's Michaline einmal geſeh'n — der Junge hat niemals danach gefragt! — jetzt iſt der Direktor Müring gekommen und nu wächſt mir die Sache über den Kopf. Hör'n Se, das geht nicht, das kann ich nicht. Wenn Se nu 'ne Geliebte haben und alle kriechen ſie zu ihr in's Bett . . . das is ja 'ne Schweinerei, weiter nichts, da muß einem ja die Luſt vergehn. — Lachmann, es geht nicht! ich mag das nicht!

Michaline.

Vater, das Beiſpiel verſtehe ich nicht. Dieſe Art der Zurückhaltung ſcheint mir wie Schwäche.

Kramer.

Denke darüber ganz wie Du willſt. Andrerſeits merke Dir auch, was ich ſage: — Das wächſt nur aus Einſiedeleien auf! Das Eigne, das Echte, Tiefe und Kräftige, das wird nur in Einſiedeleien geboren. Der Künſtler iſt immer der wahre Einſiedler. So! Und nun geht und laßt mich in Ruh.

Michaline.

Schade, Vater! Mir thut es leid. Wenn Du Dich ſo verbarrikadierſt, ſogar vor Lachmann ... das wundert mich. Dann entſchlägſt Du Dich eben jeglicher Anregung. Uebrigens, wenn Du ganz ehrlich biſt: Seit neulich Direktor Müring hier war ... das hat Dich wirklich erfriſcht, mußt Du ſagen. Du warſt hinterher ganz aufgekratzt.

Kramer.

Es iſt ja nichts dran. Es iſt ja noch nichts. Hör'n Se, machen Se mich doch nicht unglücklich! Es muß doch was da ſein, eh' man was zeigt. Glauben Sie denn, das is 'n Spaß? Hörn Se, wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen — hörn Se, da braucht er ein Leben dazu. Hör'n Se, kein Leben in Saus und Braus: Einſame Stunden, einſame Tage, einſame Jahre, ſeh'n Se mal an. Hör'n Se, da muß er mit ſich allein ſein, mit ſeinem Leiden und ſeinem Gott. Hör'n Se, da muß er ſich täglich heiligen! Nichts Gemeines darf an ihm und in ihm ſein. — Seh'n Se, da kommt dann der heil'ge Geiſt, wenn man ſo einſam ringt und wühlt. Da kann einem manchmal was zu Teil werden. Da wölbt ſich's, ſeh'n Se, da ſpürt man was. Da ruht man im Ewigen, hör'n Se mal an und da hat man's vor ſich in Ruhe und Schönheit. Da hat man's, ohne daß man's will. Da ſieht man den Heiland! da fühlt man ihn. Aber wenn erſt die Thüren ſchlagen, Lachmann, da ſieht man ihn nicht, da fühlt man ihn nicht. Da iſt er ganz fort, ſeh'n Se, ganz weit fort.

Lachmann.

Herr Kramer, es thut mir jetzt wirklich ſehr leid . . . .

Kramer.

Ach hör'n Se, da iſt ja nichts leid zu thun, da muß jeder für ſich ſelber ſorgen. Der Ort, wo Du ſtehſt, iſt heiliges Land, das muß man ſich bei der Arbeit ſagen. Ihr andern: draußen geblieben, verſtanden? Da iſt Raum genug für das Jahrmarktsgetümmel. — Kunſt iſt Religion. Wenn Du beteſt, geh' in Dein Kämmerlein. Wechsler und Händler raus aus dem Tempel. Er dreht den Schlüſſel der Eingangsthür um.

Michaline.

Aber Wechsler und Händler ſind wir doch nicht.

Kramer.

Das ſeid Ihr nicht. Gott bewahre, nein, aber wenn auch! es wächſt mir über den Kopf. — Ich verſtehe das ja ganz gut von dem Lachmann. Will eben mal ſehen, was dahinter ſteckt. Hat immer nur große Worte geſchluckt, möchte nun wirklich mal was zu ſehn kriegen. Es ſteckt nichts dahinter! ich ſag' es ihm ja. Es iſt nichts los mit dem alten Kerl. Er ſieht es manchmal, er fühlt es auch — und dann nimmt er den Spachtel und kratzt es runter. Es klopft. Es klopft. Vielleicht 'n mal ſpäter, Lachmann! — Herrein! — Es is' ja nun doch nichts mehr. — Hör'n Se, es hat doch geklopft: Herrein!

Michaline.

Du haſt ja die Thür verſchloſſen, Vater.

Kramer.

Ich? Wann denn?

Michaline.

Eben, im Augenblick. Eben! als Du noch eben durch's Zimmer gingſt.

Kramer.

Mach auf und ſieh nach.

Michaline öffnet ein wenig.

Eine Dame, Papa.

Kramer.

Modell wahrſcheinlich. Ich brauche keins!

Lieſe Bänſch noch außerhalb.

Könnt ich den Herrn Profeſſor ſprechen?

Michaline.

Was wünſchen Sie denn, wenn ich fragen darf?

Lieſe Bänſch.

Ich möchte den Herrn Profeſſor ſelbſt ſprechen.

Michaline.

Was ſoll das für ein Profeſſor ſein?

Kramer.

Sage ihr doch, hier wohnt kein Profeſſor.

Lieſe Bänſch.

Wohnt denn Profeſſor Kramer nicht hier?

Kramer.

Ich heiße Kramer, treten Sie ein.

Lieſe Bänſch tritt ein. Schlankes, hübſches, Frauenzimmer, kokottenhaft aufgedonnert.

Lieſe Bänſch.

Ach wenn Sie erlauben, bin ich ſo frei.

Kramer.

Geht mal in Euer Muſeum, Kinder. Ihr wolltet ja doch in's Muſeum geh'n! Um zwölfe, Lachmann, erwart' ich Sie. Er geleitet Lachmann und Michaline nach der Thür. Lachmann und Michaline ab. Mit wem hab' ich die Ehre? Ich ſtehe zu Dienſten.

Lieſe Bänſch nicht ohne Verlegenheit, aber mit viel Affektation.

Herr Profeſſor, ich bin die Lieſe Bänſch. Ich komme in einer heiklen Sache.

Kramer.

Bitte ſetzen Sie ſich. Sie ſind Modell?

Lieſe Bänſch.

O nein, Herr Profeſſor, da täuſchen Sie ſich. Ich habe das, Gott ſei Dank, nicht nötig. Gott ſei Dank, Herr Profeſſor, ich bin kein Modell.

Kramer.

Und ich, Gott ſei Dank, kein Profeſſor, mein Fräulein! — Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuchs?

Lieſe Bänſch.

Das wollen Sie gleich ſo wiſſen, ſchlank weg? Ich darf wohl ein Bischen verſchnaufen, nicht wahr? Ich hatte mich nämlich ſehr echauffiert. Erſt wollt ich ja unten ſchon wieder umkehren, aber ſchließlich faßt ich mir doch ein Herz.

Kramer.

Bitte! Sobald es Ihnen beliebt.

Lieſe Bänſch hat ſich geſetzt, hustet und tupft vorſichtig ihr geſchminktes Geſicht unterm Schleier.

Nein, daß Sie auch ſo was von mir denken! Das iſt nur gut, daß das Georg nicht gehört hat. Mein Bräutjam iſt nämlich beim Gericht, da gerät er gleich immer außer ſich. Seh' ich denn wirklich aus wie'n Modell?

Kramer einen Fenſtervorhang ziehend.

Das kommt darauf an, wer Sie malen will. Unter Umſtänden können wir alle Modell ſein. Wenn Sie glauben, daß das einen Makel einſchließt, ſo kann das durchaus nur auf Irrtum beruh'n.

Lieſe Bänſch.

Nein, wiſſen Sie was, ich fürchte mich förmlich. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Kramer, ich hab' förmlich Angſt vor Ihnen gehabt.

Kramer.

Und kurz und gut, worum handelt ſich's denn?

Lieſe Bänſch.

Ich habe mich ſo befragt um Sie und da haben ſie alle ſo gethan, als wenn Sie, ja . . . . wer weiß was wären, ſo'n Gottſeibeiuns oder ſo was.

Kramer.

Aufrichtig verbunden. Was wünſchen Sie? Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, es wird Ihnen hier kein Haar gekrümmt.

Lieſe Bänſch.

Arnold hat auch ſolche Angſt vor Sie.

Kramer betroffen und verwirrt.

— — — Arnold? Was heißt das? — Wie heißt der Menſch?

Lieſe Bänſch erhebt ſich ängſtlich

Nein aber auch wie Sie kucken, Herr Kramer! Da mach' ich mich lieber ſchnell wieder fort. Arnold macht auch immer ſolche Augen und . . . .

Kramer.

— — Arnold? Ich kenne den Menſchen nicht — ? —

Lieſe Bänſch ängſtlich und beſchwichtigend.

Herr Kramer, ich bitte, es thut ja nichts weiter. Dann kann ja die Sache auf ſich beruh'n. Ich bin ohne Wiſſen der Eltern hier . . . . es iſt, wie geſagt, 'ne heikle Sache: Ich ſpreche dann lieber garnicht davon.

Kramer gewaltſam beruhigt.

— — Ich ſehe Sie heute zum erſten Mal. Sie müſſen mich deshalb ſchon gütigſt entſchuldigen. Ich hab' einen Sohn, der Arnold heißt. Und wenn Sie von Arnold Kramer reden . . . .

Lieſe Bänſch.

Ich rede von Arnold Kramer, gewiß.

Kramer.

Nun gut! Das wundert mich . . . wundert mich nicht. — — — Was wiſſen Sie alſo von ihm zu berichten?

Lieſe Bänſch.

Ach, daß er ſo dumm iſt und ſo verrückt und daß er mich immer nicht zu Ruh läßt.

Kramer.

Hm! So! In wie fern? Wie meinen Sie das?

Lieſe Bänſch.

Nu weil er mich immer lächerlich macht. Ich kann ihn partout doch nicht zur Vernunft bringen.

Kramer.

So? Ja, das iſt ſchwer. Das glaub' ich wohl.

Lieſe Bänſch.

Ich hab ihm geſagt: geh' nach Hauſe, Arnold. Is' nicht. Er hockt die ganze Nacht.

Kramer.

Alſo war er bei Ihnen die letzte Nacht?

Lieſe Bänſch.

Na es bringt ihn ja eben kein Menſch vom Flecke. Papa hat's verſucht, Mama hat's verſucht, unſere Herren vom Stammtiſch haben's verſucht, ich hab' es verſucht, es iſt aber alles ganz umſonſt. Er ſitzt nur und glubſcht immer ſo wie Sie und eh' nicht der letzte Gaſt hinaus iſt, rührt und rückt er ſich nicht vom Platz.

Kramer.

Ihr Vater iſt Gaſtwirt?

Lieſe Bänſch.

Reſtaurateur.

Kramer.

Und die Herren vom Stammtiſch, wer ſind denn die?

Lieſe Bänſch.

Aſſeſſor Schnabel, Baumeiſter Ziehn, mein Bräutigam und mehrere andre Herren.

Kramer.

Und die haben ſich auch alle Mühe gegeben, ihn, was man ſo ſagt, hinaus zu befördern?

Lieſe Bänſch.

Sie nennen ihn immer den Marabu. *Lachend.* Das is' ſo'n Vogel, wiſſen Sie ja. Sie meinen, er ſähe genau ſo aus. Wohl, weil er ſo etwas verwachſen iſt . . . .

Kramer.

Ja, ja, ganz recht. — Die Herren vom Stammtiſch ſind wohl ſehr luſtig?

Lieſe Bänſch.

Rieſig! Zum totlachen! Koloſſal! Ein Jokus iſt das manchmal, nicht zu beſchreiben. Zwerchfellerſchütternd, ſag' ich Ihn'. Arnold ißt immer ſo viel Brot, das ſteht doch ſo gratis herum auf den Tiſchen; da haben ſie neulich 'n' Korb aufgehängt, grade über dem Platz, wo er immer ſitzt. Verſtehn Sie? So von der Decke runter, aber nicht zu erreichen von unten aus. Das ganze Lokal hat gewiehert förmlich.

Kramer.

Und da ſitzt mein Sohn an demſelben Tiſch?

Lieſe Bänſch.

O nein, das duldet mein Bräutjam ſchon gar nicht. Er hockt immer ganz allein für ſich. Aber weil er ſich manchmal ein Blättchen herausnimmt und immer ſo hämiſch herüberſchielt, da paßt das den Herren manchmal nicht. Und einer iſt auch ſchon mal aufgeſtanden und hat ihn deswegen zur Rede geſtellt.

Kramer.

Er dürfe nicht zeichnen, meinen die Herren?

Lieſe Bänſch.

Ja, weil es blos immer Fratzen ſind. Das muß man ſich doch verbieten, Herr Kramer. Er hat mir mal eine Zeichnung gezeigt: ſo'n kleiner Hund und ſo viele große, das war ſo gemein . . . ganz ſchauderhaft.

Kramer.

Zahlt Arnold, was er bei Ihnen genießt?

Lieſe Bänſch.

Ach ſchon! deswegen komme ich nicht. Er trinkt ſeine zwei, höchſtens drei Glas Bier und wenn es weiter nichts wär, Herr Kramer . . . .

Kramer.

Sie ſind alſo ein Gemüt, wie man ſagt. — Nun, wenn ich Sie recht begreife, mein Fräulein, ſo iſt mein Sohn, ja wie ſoll ich ſagen, in Ihrem Haus ſo 'ne Art Hanswurſt, aber einer, den man doch lieber los iſt. Ich gehe wohl ferner darin nicht fehl, wenn ich annehme, daß weder die Herren am Stammtiſch — hochachtbare Herren ſicherlich! — noch auch das Bier, noch das Brot ihres werten Herrn Vaters es ſind, was Arnold bei Ihnen feſthält — — ? —

Lieſe Bänſch tonlos.

Ich kann aber wirklich nichts dafür.

Kramer.

Nein, nein, gewiß nicht, wie ſollten Sie auch. — Was ſoll ich nun aber thun bei der Sache? —

Lieſe Bänſch.

Herr Kramer, ich hab' ſolche Angſt vor ihm. Er lauert mir immer auf an den Ecken und dann werd' ich ihn ſtundenlang nicht los und dann iſt mir zu Mute, wahrhaft'gen Gott, als ob er mir könnte 'mal 'was anthun.

Kramer.

Hm! Hat er Sie jemals direkt bedroht?

Lieſe Bänſch.

Nein, das gerade nicht, das kann ich nicht ſagen. Aber trotzdem, es liegt ſo in ſeiner Art. Mir wird manchmal Angſt, plötzlich, wenn ich ihn anſeh'. Auch wenn er ſo ſitzt und ſich ganz verſinnt . . . . ſo ſtundenlang ſitzt er und ſpricht keinen Ton, wie gar nicht bei ſich, die halbe Nacht.

Und auch wenn er ſeine Geſchichten erzählt. Er lügt doch ſo tolle Geſchichten zuſammen . . . . Hu! Wiſſen Sie und dann guckt er mich an . . . .

Kramer.

Sie haben auch nichts für ihn übrig, was?

Eine Schelle geht.

Lieſe Bänſch.

— — — Ach du mein Himmel! Sicherlich nicht.

Kramer.

Gut. Wünſchen Sie Arnold hier zu begegnen?

Lieſe Bänſch.

Um Chriſti Willen! Auf keinen Fall.

Kramer.

Es iſt Punkt elf und es hat geklingelt. Auf elf Uhr iſt er hierher beſtellt. — Er öffnet ein Seitenkabinett. Bitte, treten Sie hier herein. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, was irgend an mir liegt, ſoll geſchehn. Lieſe Bänſch ab in das Kabinett. Kramer öffnet die Hauptthür und läßt Arnold ein. In ſeinem ſchlaffen Geſicht kämpfen Trotz, Widerwille und Furcht. Warte hier hinten, ich komme gleich. Er geleitet Arnold durch den Vorhang, ſchließt dieſen hinter ihm zu, öffnet das Kabinett. Lieſe kommt heraus. Er legt die Hand auf den Mund, weiſt nach dem Vorhang. Lieſe thut das gleiche. Er geleitet ſie zur Hauptthür, ſie ſchlüpft hinaus. Kramer bleibt ſtehen, ächzt faßt ſich an die Stirn und fängt dann an, im Vorraum auf und ab zu ſchreiten. Man ſieht, er braucht alle Willenskraft, um ſeiner tiefſten Erregung Herr zu werden und ſein Röcheln zu unterdrücken. Nach mehreren Anfällen bezwingt er ſich. Er öffnet den Vorhang und ſpricht hindurch. Arnold, ich wollte nur mit Dir ſprechen. Arnold kommt langſam vor. Bunter Schlips, Anläufe zur Geckerei. Du biſt ja ſo aufgetakelt.

Arnold.

Wie?

Kramer.

Ich meine den roten Shlips, den Du um haſt.

Arnold.

Wieſo?

Kramer.

Man iſt das an Dir nicht gewöhnt. Du thuſt auch beſſer, Du läßt das, Arnold.
Haſt Du denn nun die Entwürfe gemacht?

Arnold.

Welche denn, Vater? Ich weiß ja von nichts?

Kramer.

Hm! So was kann man vergeſſen!? So, ſo. Nun, wenn es Dir nicht zu viel Mühe macht, vielleicht kannſt Du gefälligſt ein bischen nachdenken.

Arnold.

Ach ſo, für den Tiſchler meinſt Du wohl?

Kramer.

Ja, meinetwegen auch für den Tiſchler. Das thut nichts zur Sache, was er iſt. Alſo biſt Du wohl damit nicht vorwärts gekommen? — Höre, ſage ganz einfach nein. Grüble nicht erſt nach Redensarten. Was treibſt Du denn ſo die ganze Zeit?

Arnold thut erſtaunt.

Ich arbeite, Vater.

Kramer.

Was arbeit'ſt Du denn?

Arnold.

Ich zeichne, ich male, was man ſo macht.

Kramer.

Ich dachte, Du ſtiehlſt unſerm Herrgott den Tag ab. Das freut mich doch, daß ich mich täuſche darin. Übrigens kümm'r' ich mich nicht mehr um Dich. Du biſt alt genug. Ich bin nicht Dein Büttel. — Und ich möchte Dir auch mal gelegentlich ſagen: wenn Du irgend mal was auf dem Herzen haſt … ich bin nämlich, ſo zu ſagen, Dein Vater. Verſtehſt Du? Erinn're Dich bitte daran.

Arnold.

Ich habe doch nichts auf dem Herzen, Vater.

Kramer.

Das ſag' ich ja nicht. Das behaupt' ich ja garnicht. Ich habe geſagt: wenn Du irgend was haſt. Ich könnte Dir dann vielleicht irgendwie helfen. Ich kenne die Welt etwas tiefer als Du. Für alle Fälle! verſtehſt Du mich? — Du warſt letzte Nacht wieder außer'm Hauſe. Du ruinierſt Dich. Du machſt Dich krank. Halte Dir Deine Geſundheit zu Rat. Geſunder Körper, geſunder Geiſt. Geſundes Leben, geſunde Kunſt. Wo haſt Du denn geſtern ſo lange geſteckt? — Laß nur, es geht mich ja garnichts an. Was Du nicht ſagen willſt, will ich nicht wiſſen. Sag' es freiwillig oder ſchweig'.

Arnold.

Ich war draußen, mit Alfred Fränkel zuſammen.

Kramer.
So? Wo denn? In Pirſcham oder wo?

Arnold.
Nein, drüben in Scheitnig und da herum.

Kramer.
Da war't Ihr beide die ganze Nacht?

Arnold.
Nein, ſpäter dann bei Fränkel zu Haus.

Kramer.
Bis Morgens um vier?

Arnold.
Ja, beinah bis um vier. Dann ſind wir noch durch die Straßen gebummelt.

Kramer.
So! Du und Fränkel!? Ihr beiden allein!? Da ſeid Ihr ja dick befreundet mit'nander. — Was nehmt Ihr ſo vor, wenn Ihr da ſo ſitzt und andere in ihren Betten liegen?

Arnold.
Wir rauchen und ſprechen über Kunſt.

Kramer.
So?! — Arnold, Du biſt ein verlor'ner Menſch!

Arnold.
Wieſo denn?

Kramer.
Du biſt ein verlor'ner Menſch! Du biſt verdorben bis in den Grund.

Arnold.

Das haſt Du ſchon mehr wie einmal geſagt.

Kramer.

Ja, ja, ich hab' es Dir ſagen müſſen. Ich hab' es Dir hundertmal ſagen müſſen und ſchlimmer als alles, ich hab' es gefühlt. Arnold, beweiſe mir, daß ich lüge! beweiſe mir, daß ich Dir Unrecht thue! die Füße will ich Dir küſſen dafür.

Arnold.

Ich kann eben ſagen, was ich will, ich glaube . . . .

Kramer.

Was? Daß Du verdorben biſt?

Arnold ſehr blaß, zuckt mit den Achſeln.

Kramer.

Und was ſoll werden, wenn es ſo iſt?

Arnold kalt und feindlich.

Ja, Vater, das weiß ich ſelber nicht.

Kramer.

Ich aber weiß es, Du gehſt zu Grunde!!! Er geht heftig umher, bleibt am Fenſter ſteh'n, die Hände auf dem Rücken, nervös mit der Fußſohle klappend.

Arnold mit aſchfahlem, böſe verzerrtem Geſicht, greift nach ſeinem Hut und bewegt ſich auf die Thüre zu. Wie er die Thürklinke niederdrückt, wendet ſich **Kramer.**

Kramer.

Haſt Du mir weiter nichts zu ſagen?

Arnold läßt die Thürklinke los und wirſt lauernde Blicke, mit verſtocktem Ausdruck.

Kramer.

Arnold, regt ſich denn gar nichts in Dir? Fühlſt Du denn nicht, daß wir Martern leiden? Sage etwas! Verteidige Dich! Sage doch etwas, wie Mann zu Mann. Sprich meinetwegen wie Freund zum Freund. That ich Dir Unrecht? Belehre mich doch! Rede! Du kannſt doch reden wie wir. Warum kriechſt Du denn immer vor mir herum? Die Feigheit veracht' ich, das weißt Du ja. Sage: mein Vater iſt ein Tyrann. Mein Vater quält mich. Mein Vater plagt mich. Er iſt wie der Teufel hinter mir her. Sag' das und ſag' es ihm frei heraus. Sage mir, wie ich mich beſſern ſoll. Ich werde mich beſſern, auf Ehrenwort. Oder meinſt Du, ich habe in allem Recht?

Arnold ſeltſam erregungslos und gleichgiltig.

Es kann ja meintwegen ſein, daß Du Recht haſt.

Kramer.

Gut. Wenn das Deine Meinung iſt. Willſt Du Dich denn nicht zu beſſern verſuchen? Arnold, hier reich ich Dir meine Hand. Da, nimm ſie, hier iſt ſie, ich will Dir helfen. Nimm mich zum Kameraden an, nimm mich zum Freund an in zwölfter Stunde! Aber Arnold, die zwölfte Stunde iſt da. Täuſche Dich nicht, daß ſie wirklich da iſt. Raſſe Dich, reiße Dich über Dich ſelbſt. Du brauchſt nur zu wollen, dann iſt es geſchehen. Thue den erſten Schritt zum Guten, der zweite und dritte geht ſich von ſelbſt. Ja? Willſt Du? Willſt Du Dich beſſern, Arnold?

Arnold mit gemachtem Befremden.

Ja, wie denn? Worin denn?

Kramer.

In allem, ja — ? —

Arnold bitter und bezüglich.

Ich hab' nichts dagegen. Warum denn nicht. Mir iſt nicht ſehr wohl in meiner Haut.

Kramer.

Das will ich wohl glauben, daß Dir nicht wohl iſt. Du haſt den Segen der Arbeit nicht. Arnold, den Segen mußt Du erringen. Du haſt auf Dein Äußeres angeſpielt. Er nimmt die Beethovenmaske. Da! ſieh Dir mal hier die Maske an. Sohn Gottes, grabe Dein Inneres aus! Meinſt Du vielleicht, der iſt ſchön geweſen? Iſt es Dein Ehrgeiz, ein Laffe zu ſein? Oder meinſt Du vielleicht, Gott entzieht ſich Dir, weil Du kurzſichtig biſt und nicht gerade gewachſen? Du kannſt ſoviel Schönheit in Dir haben, daß die Gecken um Dich wie Bettler ſind. — Arnold, hier haſt Du meine Hand. Hörſt Du? vertraue mir dieſes Mal. Verſtecke Dich nicht, ſei offen mit mir. Sei es um Deinetwillen, Arnold! Mir liegt nichts daran, wo Du geſtern warſt; aber ſag' es mir. Hörſt Du? um Deinetwillen. Vielleicht lernſt Du mich kennen, wie ich bin. Nun alſo: Wo warſt Du geſtern Nacht?

Arnold nach einer Pauſe mit tiefer Bläſſe, nach ſichtlichem Kampf.

— Vater, ich hab's Dir ja ſchon geſagt.

Kramer.

Ich habe vergeſſen, was Du geſagt haſt. Wo warſt Du alſo? Verſtehſt Du mich? Ich frage Dich nicht, um Dich deshalb zu ſtrafen. Nur um der Wahrhaftigkeit frag' ich Dich. Erweiſe Dich wahrhaft und weiter nichts.

Arnold mit Stirn, trotzig.

Ich war doch bei Alfred Fränkel.

Kramer.

So!

Arnold wieder unſicherer.

Wo ſoll ich denn ſonſt geweſen ſein? —

Kramer.

— Du biſt nicht mein Sohn! — Du kannſt nicht mein Sohn ſein! Geh! Geh! Mich ekelt's! Du ekelſt mich an!!

Arnold drückt ſich ſogleich hinaus.

Dritter Akt

Das Reſtaurant von Bänſch. Kleineres altdeutſches Bierlokal. Täfelung. Gebeizte Tiſche und Stühle. Links ſauberes Buffet mit Marmortafel und blank geputzten Bierhähnen. Hinterm Buffet ein Aufbau für Liköre 2c. 2c., darin ein viereckiges Klappfenſterchen nach der Küche. Thür zu den Wirtſchaftsräumen hinterm Buffet links. Großes Schaufenſter mit ſauberen Vorhängen, daneben eine Glasthür auf die Straße. Rechts Thür in ein anſtoßendes Zimmer. Abenddämmerung.

Lieſe Bänſch, hübſch und propper gekleidet, in einer weißen Schürze, kommt langſam durch die niedrige Thür hinter dem Buffet. Sie blickt flüchtig von der Häkelarbeit auf und gewahrt **Arnold**, der hinter ſeinem Glas Bier am vorderen Tiſch rechts ſitzt. Kopfſchüttelnd häkelt ſie weiter.

Arnold ſehr blaß, leiſe und nervös mit dem Fuß klappend, ſtarr lauernd zu ihr hinüber und ſagt:

Gut'n Abend.

Lieſe Bänſch ſeufzt oſtentativ und wendet ſich weg.

Arnold mit Betonung.

Gut'n Abend. Lieſe antwortet nicht. Na wenn Sie nicht wollen, auch gut, dann nicht. Ich reiße mich weiter nicht darum. — Fährt fort, ſie ſtumm und fieberhaft erregt anzublicken. Warum machen Sie da ſo 'ne Bude auf, wenn Sie ſo unhöflich ſind zu den Gäſten.

Lieſe Bänſch.

Ich bin nicht unhöflich. Laſſen Sie mich.

Arnold.

Ich habe Ihnen gut'n Abend geſagt.

Lieſe Bänſch.

Ich habe Ihnen darauf geantwortet.

Arnold.

Das iſt nicht wahr.

Lieſe Bänſch.

So?! Alſo! Mich rührt das im übrigen nicht.

Pauſe.

Arnold ſchießt mit einem Gummiſchnepper einen Papierpfeil nach Lieſe.

Lieſe Bänſch zuckt hochmütig-wegwerfend die Achſeln.

Arnold.

Denken Sie, daß mir das Eindruck macht?

Lieſe Bänſch.

Ich werde wohl denken, was mir beliebt.

Arnold.

— Ich zahle mein Bier ſo gut wie die Andern. Verſtehen Sie mich?! Das bitt' ich mir aus. — Oder muß man hier ein Monokle tragen? — — Was verkehrt denn in Ihrem famoſen Lokal? Denken Sie, daß ich da Reißaus nehme? Vor den Spießern noch lange nich'.

Lieſe Bänſch, drohend.

Na treiben Sie's blos nicht zu bunt, Moſje!

Arnold.

A ha! Das ſollte blos einem mal einfall'n. Der ſollte ſich wundern, verſtehn Se woll! Wenn er nämlich dazu überhaupt noch Zeit hat.

Lieſe Bänſch lacht.

Arnold.

Wenn einer mich anpackt — verſtanden? — dann knallt's.

Lieſe Bänſch.

Arnold, ich werde Sie bald mal anzeigen, wenn Sie immer mit ſolchen Sachen drohn.

Arnold.

Was denn? — Ich ſage, wie jemand mich anpackt! — Und Ohrfeigen knallen doch außerdem auch.

Lieſe Bänſch.

Beleidigen Sie unſere Gäſte nicht.

Arnold lacht mehrmals boshaft in ſich hinein, trinkt und ſagt dann

Nullen! Was gehn mich die Nullen an.

Lieſe Bänſch.

Was ſind denn Sie, wenn Sie ſich ſo aufthun? Was haben denn Sie ſchon geleiſtet, was?

Arnold.

— Das verſtehen Sie eben leider blos nicht!

Lieſe Bänſch.

Ach ja doch! Das könnte jeder ſagen. Gehn Sie mal erſt und machen Sie was! Und wenn Sie gezeigt haben, daß Sie was können, dann fallen Sie über die andern her.

Pauſe.

Arnold.

Lieſe, hören Sie mich mal an. Ich will Ihnen das mal erklären richtig.

Lieſe Bänſch.

Ach was denn! Sie machen ja alles ſchlecht. Herr Quantmeyer wäre kein richtiger Juriſt, Herr Baumeiſter Ziehn kein richtiger Baumeiſter, das iſt ja doch alles der reinſte Stuß.

Arnold.

Im Gegenteil! reinſte Wahrheit iſt das. Hier kann ſo 'n Baukerl, wie der, ſich breit machen, und wenn er von Kunſt keinen Schimmer hat. Wenn der aber unter Künſtler kommt, da gilt er ſo viel wie 'n Schuſtergeſelle.

Lieſe Bänſch.

Da ſind Sie wohl Künſtler? Mitleidig. Großer Gott.

Arnold.

Auch noch bin ich Künſtler. Gewiß bin ich das. Sie brauchen bloß mal in mein Atelier kommen . . . .

Lieſe Bänſch.

Da werd' ich mich freilich hüten, mein Herr.

Arnold.

Reiſen Sie mal nach München hin und fragen Sie rum bei den Profeſſoren. — Weltberühmte Leute ſind das! — ob die wohl vor mir verfluchten Reſpekt haben.

Lieſe Bänſch.

Sie nehmen den Mund voll, nicht Herr Ziehn . . . . .

Arnold.

Die haben Reſpekt und die wiſſen warum. Ich kann mehr, wie die Kerle alle zuſammen. Im kleinen Finger. Zehntauſendmal mehr. Mein eigner Vater mit inbegriffen.

Lieſe Bänſch.
Sie nehmen den Mund voll, nicht Herr Ziehn. Wenn wirklich mit Ihnen ſo rieſig viel los wäre, dann ſähen Sie freilich anders aus.

Arnold.
Wieſo?

Lieſe Bänſch.
Wieſo? Na, das iſt doch ganz einfach: Berühmte Maler verdienen doch Geld.

Arnold heftig.
Geld. Hab' ich denn etwa kein Geld verdient? Geld wie Miſt, da fragen Sie mal. Da brauchen Sie blos meinen Vater fragen. Gehn Sie und fragen Sie: Ehrenwort!

Lieſe Bänſch.
Wo laſſen Sie denn das viele Geld?

Arnold.
Ich? Warten Sie nur, bis ich majoren bin. Wenn einer ſo 'n knauſrigen Vater hat —?
Lieſe, ſein Sie mal bischen anſtändig.

Lieſe Bänſch.
Fritz!

Fritz fährt aus dem Schlaf.
Ja!

Lieſe Bänſch.
Fritz! Gehn Sie mal in die Küche, Fritz. Es ſind neue Sektgläſer angekommen, ich glaube, die Herren trinken heut Sekt.

Fritz.
Jawohl! Mit Vergnügen, Fräulein Bänſch. ab.

Lieſe Bänſch ſteht am Schenktiſch, Arnold den Rücken zugewendet, löſt einige Nadeln aus ihrem Haar und bindet es friſch auf.

Arnold.

Das haben Sie mächtig ſchneidig gemacht.

Lieſe Bänſch.

Bilden Sie ſich nur ein, was Sie wollen. Plötzlich dreht ſie ſich herum und gewahrt Arnold, der ſie über die Brille hin anglotzt. Herr Jeſus, da glotzt er ſchon wieder ſo!

Arnold.

Lieſe!

Lieſe Bänſch.

Ich bin keine Lieſe für Sie.

Arnold.

Ach Lieschen, wenn Sie vernünftig ſein wollten, Sie kleine, nichtsnutzige Bierhebe Sie! Mir is ja ſo jämmerlich ſcheußlich zu Mut.

Lieſe Bänſch lacht, halb beluſtigt, halb ſpöttiſch.

Arnold leidenſchaftlicher.

Ja, lachen Sie, wenn Sie lachen können! Lachen Sie, lachen Sie immer zu. Vielleicht bin ich auch wirklich lächerlich. Ich meine äußerlich, innerlich nicht. Denn wenn Sie mich innerlich könnten betrachten, da brenn' ich die Kerls von der Erde weg.

Lieſe Bänſch.

Arnold, regen Sie ſich nicht auf. Ich glaub's Ihnen ja, ich will's Ihn' ja glauben. Aber erſtens ſind Sie doch viel zu jung und zweitens, — drittens, — viertens, — fünftens ... das iſt ja doch reinſter Wahnſinn, Kind! — Na höre, ſei mal vernünftig, ja?! Du thuſt mir ja leid. Was ſoll ich denn machen?

Arnold ſchwer ächzend.

Das ſitzt einem wie die Peſt im Blut. —

Lieſe Bänſch.

Dummheiten! — Steigen Sie mal auf die Bank und geben Sie mir mal den Kübel herunter. Arnold thut es ächzend. — Ich bin doch 'n Mädchen wie viele ſind. — Na hopp! Hopp! — Sie hat ihm die Hand hinaufgereicht, er ergreift ſie und ſpringt herunter. Dann hält er die Hand feſt und wie er ſich beugt, um ſie zu küſſen, zieht Lieſe die Hand weg. Is nich', Goldchen! — So! — Sie kriegen noch zehne für eine, mein Schatz.

Arnold.

Lieſe, was ſoll ich für Sie thun? Plündern, rauben, ſtehlen? Sonſt was?

Lieſe Bänſch.

Sie ſollen mich freundlichſt in Frieden laſſen.

Die Thür im Nebenraume geht.

Lieſe Bänſch horcht, zieht ſich gänzlich verändert hinter das Buffet zurück und ruft durch die Küchenklappe.

Fritz! Gäſte! Schnell, beeilen Sie ſich!

Die Thür geht wieder, man hört eine lärmende Geſellſchaft in das Nebenzimmer eintreten.

Arnold.

Bitte: Ich wünſche noch ein Glas Bier. Ich ſetze mich aber in's andre Zimmer.

Lieſe Bänſch mit gemachter Fremdheit.

Herr Kramer, Sie ſitzen doch hier ganz gut.

Arnold.

Ja. Aber es zeichnet ſich drin viel beſſer.

Lieſe Bänſch.

Arnold, Sie wiſſen, es wird wieder Streit ſetzen. Sein Sie vernünftig, bleiben Sie hier.

Arnold.

Um keinen Preis der Welt, Fräulein Bänſch.

Baumeiſter Ziehn tritt ein, ſehr luſtig.

Baumeiſter Ziehn.

Hurrah, Fräulein Liesbeth, die Bande iſt da, die ganze feucht-fröhliche Brüderſchaft. Was machen Sie? Wie geht's Ihnen denn. Ihr „Bräutigam“ ſchmachtet ſchon allbereits. Er gewahrt Arnold. Potz Donnerwetter, entſchuldigen Sie!

Lieſe Bänſch.

Fritz! Fritz! Die Herren vom Stammtiſch ſind da.

Baumeiſter Ziehn am Apparat eine Cigarre abknipſend.

Fritz, Bier her, Bier her, in Teufels Namen! — Wie geht's dem Papa?

Lieſe Bänſch.

Ach gar nicht beſonders, wir haben heut zweimal den Arzt geholt.

Aſſeſſor Schnabel kommt herein.

Aſſeſſor Schnabel.

Herr Baumeiſter, machen wir heut einen Skat?

Baumeiſter Ziehn.

Ich denke, wir wollten die Gans ausknobeln, und wollten dazu mal 'ne Buddel Sekt trinken?

Aſſeſſor Schnabel hebt die Arme, ſingt und tänzelt.

„Lieschen hatte einen Piepmatz
In dem kleinen Vogelhaus“.
Laſſen Sie doch Ihren Freund nicht verſchmachten!

Baumeiſter Ziehn leiſe, mit Blicken auf Arnold.

Freilich, 'n Gänſebein muß er auch abkriegen.

Aſſeſſor Schnabel hat Arnold bemerkt, ebenſo verſtohlen.

Ach ſo! das iſt ja der ſteinerne Gaſt, Raffaël in der Weſtentaſche. — Bitte um recht viel Brot, Fräulein Lieschen. Zu meiner Portion möcht ich recht viel Brot.

Fritz iſt hereingekommen und hantiert hinterm Buffet.

Lieſe Bäuſch.

Was hatten Sie denn beſtellt, Herr Aſſeſſor?

Aſſeſſor Schnabel.

Ach ſo! Ein Paprikaſchnitzel mit Brot. Mit koloſſal viel Brot, liebes Lieschen. Ich eſſe nämlich gern rieſig viel Brot.

Baumeiſter Ziehn.

Da ſollte man ihnen den Brotkorb hoch hängen.

von Krautheim kommt, stud. jur., bemoſtes Haupt.

von Krautheim.

Um Gottes Willen, wo bleibt denn der Stoff, Fritz?

Fritz.

Meine Herren, es iſt eben friſch angeſteckt.

Aſſeſſor Schnabel bemonokelt den Bierhahn.

Einſtweilen kommt Luft, Luft, Luft, nichts als Luft.

Arnold nimmt ſeinen Hut, ſteht auf und begiebt ſich ins Nebenzimmer.

Ab.

von Krautheim.

Nun hat ſie ſich wenigſtens doch gereinigt. Luft iſt es, doch es iſt reine Luft.

Aſſeſſor Schnabel ſingt.

„Du biſt verrückt mein Kind,
Du mußt nach Berlin."

Gott ſei Dank, er entfleucht, er weichet von hinnen.

Fritz.

Das glauben ſe nicht, der geht blos da rein, der will blos dort ſitzen, wo die Herrn ſitzen.

Lieſe Bänſch affektiert.

Ich finde das gradezu ridicule.

Baumeiſter Ziehn.

Quartieren wir einfach in dieſes Zimmer.

von Krautheim.

Das wär ja noch ſchöner, erlauben Sie mal! vor jedem Pavian werden wir auskneifen.

Quantmeyer kommt, ſchneidiges Äußeres, Monokel.

Quantmeyer.

Gut'n Abend! wie geht's Dir, mein liebes Kind? Er faßt Lieſens Hände, ſie wendet den Kopf ab. Der fatale Kramer is auch wieder da.

Aſſeſſor Schnabel.

Und wo ſich das Bengelchen ſonſt überall rumtreibt! Geſtern Morgen hab' ich ihn noch geſehn — ein Anblick für Götter, ſage ich Euch! — am Ringe, in einem Weiberbums, in einer ganz hundsgemeinen Verfaſſung. Wenn der hier fertig iſt, fängt er erſt an.

Quantmeyer.

Schatz, ſag' mal, biſt Du wohl böſe auf mich?

Lieſe Bänſch löſt ſich los, lacht, ruft durch's Küchenfenſter:

Ein Paprika-Schnitzel für Herrn Aſſeſſor.

Aſſeſſor Schnabel.

Aber Brot, viel Brot, vergeſſen Sie nicht. Koloſſal viel Brot, ungeheuer viel. Allgemeines Gelächter.

Fritz mit vier gefüllten Bierſeideln.

Meine Herren, hier iſt Bier. Ab in's Nebenzimmer.

Baumeiſter Ziehn, **Aſſeſſor Schnabel** und **von Krautheim** dem Kellner folgend.

Ziehn und **von Krautheim** ab.

Pauſe.

Quantmeyer.

Sag mal, Mieze, was tückſchſt Du denn ſo?

Lieſe Bänſch.

Ich? tückſchen? Tückſch ich? Ach, was Du nicht ſagſt!

Quantmeyer.

Komm, Luderchen, maul nicht! Komm, ſei vernünftig. Schnell, gieb mir Dein kleines Freſſelchen, raſch — und übermorgen beſuchſt Du mich wieder. Uebermorgen iſt

Sonntag, weißt Du doch. Da ſind meine Wirtsleute beide fort, keine Katze zu Hauſe, auf Ehrenwort.

Lieſe Bänſch. Sie ſträubt ſich immer noch ein wenig.

Sind wir verlobt oder nicht verlobt?

Quantmeyer.

Gewiß doch! wie ſoll'n wir denn nicht verlobt ſein? Ich bin doch ein unabhängiger Menſch. Ich kann doch heiraten, wen ich will.

Lieſe Bänſch läßt ſich küſſen, giebt ihm einen leichten Backenſtreich und entwindet ſich ihm.

Ach geh. Dir glaub' ich ſchon garnichts mehr.

Quantmeyer will ihr nach.

Krabbe, was biſt Du denn heute ſo frech?

Die Glasthür geht. **Michaline** tritt ein.

Lieſe Bänſch.

Pſt! —

Quantmeyer.

Donnerwetter, was will denn die hier?

Michaline tritt tiefer in das Lokal herein und ſieht ſich um.

Lieſe Bänſch iſt hinter den Schanktiſch getreten und beobachtet.

Quantmeyer ſcheinbar harmlos, indem er ſeine Cigarre abknipſt.

Warte man, Lieschen, ich räche mich noch. Ab in's Nebenzimmer.

Lieſe Bänſch nach kurzer Pauſe:

Suchen Sie jemand, meine Dame?

Michaline.

Das iſt hier das Reſtaurant von Bänſch?

Lieſe Bänſch.

Gewiß.

Michaline.

Ich danke, dann weiß ich Beſcheid, dann werden die Herrſchaften ſicher noch kommen. Sie will in das Nebenzimmer.

Lieſe Bänſch.

Dort ſind nur die Herren vom Stammtiſch drin.

Michaline.

So? Ich erwarte ein junges Ehepaar. Da werde ich mich gleich hier irgend wo hinſetzen.

Lieſe Bänſch.

Bitte hier? Oder da? Oder hier vielleicht?

Michaline auf der Wandbank vor dem Buffet Platz nehmend.

Ich danke. Hier werd ich mich niederlaſſen. — Ein kleines Glas Bier.

Lieſe Bänſch zu Fritz, der gerade zurückkommt:

Fritz, ein kleines Glas Bier. — Sie lehnt ſich zurück, thut ſehr geſetzt und ordentlich, zupft an ihrer Toilette und beobachtet Michaline mit großem Intereſſe, dann beginnt ſie wieder: Es iſt wohl recht ſchlechtes Wetter draußen?

Michaline indem ſie die Gummiſchuh auszieht, hernach den Mantel und ſchließlich den Hut abnimmt: Ja, Gott ſei Dank hab' ich Gummiſchuhe. Es ſieht in den Straßen recht böſe aus. Sie nimmt Platz, ordnet ihr Haar und trocknet ihr Geſicht.

Lieſe Bänſch.

Wünſchen Sie einen Kamm, meine Dame? Ich kann ihnen dienen, bitte ſehr. Sie kommt und überreicht Michaline ihren Kamm.

Michaline.

Sie ſind ſehr freundlich, danke recht ſchön. Sie nimmt den Kamm und bemüht ſich, die Friſur in Ordnung zu bringen.

Lieſe Bänſch ſteckt ihr einen Haarſträhn zurecht.

Erlauben Sie, daß ich behilflich bin?

Michaline.

Ich danke. Ich komme nun ſchon zurecht.

Lieſe Bänſch geht an's Buffet zurück und fährt fort, Michaline mit Intereſſe zu betrachten. **Fritz** bringt das Bier und ſtellt es vor Michaline hin, dann nimmt er eine Cigarrenkiſte und trägt ſie in's andere Zimmer

Ab.

Gelächter im Nebenzimmer

Michaline.

Es geht ja da drin ſehr luſtig zu.

Lieſe Bänſch zuckt die Achſel, nicht ohne Affektation.

Tja ja, das iſt nu mal nicht zu ändern, das laſſen ſie ſich nicht nehmen, die Herren. Sie kommt wieder etwas nach vorn. Sehn Sie, ich mag es ja eigentlich nicht, das laute Weſen und alles das, aber wiſſen Sie: Vater iſt krank geworden, Mutter verträgt den Rauch nicht recht und außerdem pflegt ſie natürlich Papa. Was bleibt einem da übrig, da muß man halt einſpringen.

Michaline.

Gewiß, das iſt ja dann Ihre Pflicht.

Lieſe Bänſch.

Na, außerdem iſt man jung, nicht wahr!? Es ſind ja auch nette Herren darunter, wirklich ſein gebildete, nette Herren. Man lernt ja auch dies und jen's unter Menſchen.

Michaline.

Gewiß! Natürlicher Weiſe! Gewiß.

Lieſe Bänſch.

Wiſſen Sie, was aber eklich iſt? plötzlich vertraulich. Wenn ſie dann immer das Zanken kriegen. Erſt trinken ſie und dann zanken ſie ſich. Himmel, da muß man ſich ſo in Acht nehmen. Da hat man einen zu freundlich begrüßt, da ſoll man jenem die Hand nicht geben, den dritten nicht mit dem Arme berühren — man weiß es noch garnicht mal, daß man's gethan hat! — den vierten ſoll man nicht immer anſehen, den fünften ſoll man hinausbefördern. Man kann's doch nicht jedem Recht machen, gelt? — Aber gleich, hurrr, geraten ſie ſich in die Haare.

Stimmen aus dem Nebenzimmer.

Lieſe, Lieſe, wo ſtecken Sie denn?

Lieſe Bänſch zu Michaline.

Ich bleibe bei Ihnen, ich geh' nicht rein. Es wird mir jetzt immer zu ungemütlich. So'n Bräutjam zwiſchen den andern Herren — nu ſagen Sie ſelber! . . . . . das geht doch nicht. Natürlich ſoll man da ſchön mit ihm thun. Nu frag' ich doch jeden . . . . das kann man doch nicht.

Michaline.

Das darf er wohl auch nicht verlangen, Ihr Bräutjam.

Lieſe Bänſch.

Nein, nein, das verlangt er natürlich nicht, aber wenn auch . . . . Sie ſteht wieder auf, da Fritz mit leeren Bierſeideln kommt. Folgen ſie blos meinem Rat: Nur ja nicht ſich mit Verehrern einlaſſen.

Lachmann kommt durch die Glasthür, bemerkt Michaline ſogleich und reicht ihr die Hand.

Lachmann indem er ſeinen Überzieher und Hut aufhangt.

Michaline, wir ſind recht alt geworden.

Michaline beluſtigt.

Nanu, damit ſpringſt Du mir gleich in's Geſicht?

Lachmann.

Ich wenigſtens. Ich. Du nicht, aber ich. Und wenigſtens mit Deinem Vater verglichen. — Er nimmt Platz.

Michaline.

Wieſo?

Lachmann.

Aus Gründen! Aus Gründen! Gewiß. — Als ich damals in Eure Kunſtſchule eintrat .... Kottsdonnerwetter! — Und dagegen heut. Da iſt man ſehr rückwärts avanciert!

Michaline.

Wieſo? Es frägt ſich nur immer: Wieſo?

Lachmann.

— Na: — Gott und den Teufel wollte man ausſöhnen! Was wollte man nicht? Und was konnte man nicht? Wie ſtand man da vor ſich ſelber damals! — Und jetzt? — Heut iſt man ſo ziemlich bankerott.

Michaline.

Wieſo bankerott? In Bezug auf was?

Lachmann.

In Bezug auf manches und noch was dazu. An Illuſionen, zum Beiſpiel.

Michaline.

Hm! —

— Ich denke, man lebt doch auch ſo ganz leidlich! — Legſt Du denn da ſo viel Wert darauf?

Lachmann.

Ja. Alles andere iſt zweifelhaft. Die Kraft zur Illuſion, Michaline: das iſt der beſte Beſitz in der Welt. Sobald Du erſt nachdenkſt, wirſt Du das merken.

Michaline.

Du meinſt alſo eigentlich Phantaſie: und ohne die kann ja ein Künſtler nicht ſein.

Lachmann.

Ja. Phantaſie und den Glauben daran. — Einen Schoppen Roten, bitte, wie geſtern.

Lieſe Bänſch welche den Wein ſchon vorbereitet und die Flaſche entkorkt hat.

Ich habe den Herrn gleich wieder erkannt. Sie ſetzt Flaſche und Glas vor Lachmann hin.

Lachmann.

So!? Freut mich! Wenn ich das nötige Geld hätte, ſo tränken wir heute Champagnerwein.

Pauſe.

Michaline.

Du fällſt ja von einem Extrem in's andre. Wie reimt ſich denn das zuſammen, Lachmann?

Lachmann.

Gar nicht. Das iſt ja der Witz von der Sache. — Mit mir iſt's zu Ende, ganz einfach. Punkt! Nu kann das fidele Leben ja anfangen.

Im Nebenzimmer entſteht wiederum Gelachter und Lärm. **Lieſe Bänſch** ſchüttelt mißbilligend den Kopf und begiebt ſich hinein. Ab.

Michaline.

Du biſt ja ſo ſonderbar aufgeregt.

Lachmann.

So? Find'ſt Du? Siehſt Du, ſonſt ſchlaf ich gewöhnlich. — Gott ſei Dank, ich bin etwas aufgeregt, aber leider.... lange wird das nicht vorhalten. — Das Alter! Das Alter! Man ſtirbt ſachtchen ab.

Michaline.

Ich finde Dich gar nicht ſo alt, lieber Lachmann.

Lachmann.

Topp, Michaline! Dann heirate mich.

Michaline überraſcht, heiter.

Na, das grade nicht! — Das will ich nicht ſagen! — Dazu ſind wir nun beide wirklich zu alt. — Aber ſiehſt Du: Solange Du ſo bei Humor biſt, ſteht's wirklich durchaus noch nicht ſchlimm um Dich.

Lachmann.

Ja. Doch! Doch! Doch! — Aber laſſen wir das.

Michaline.

Sag' mal, was hat Dich denn ſo deprimiert, höre?

Lachmann.

Nichts! Denn ich bin gar nicht deprimiert. — Ich habe nur wieder mal Rückſchau gehalten und bemerkt, daß man eigentlich gar nicht mehr lebt.

Michaline.

Wieſo? Da frage ich wieder wieſo?

Lachmann.

Der Fiſch iſt an's Waſſer angepaßt. Was leben will, braucht ſeine Atmoſphäre. Das iſt im Geiſtigen ebenſo. Ich bin in die falſche hineingedrückt. Ob Du willſt oder nicht, Du mußt ſie einatmen. Und ſiehſt Du, da wirſt Du ſelber erſtickt. Du empfindeſt Dich nicht mehr. Du kennſt Dich nicht mehr. Du weißt überhaupt von Dir ſelber nichts mehr.

Michaline.

Da bin ich doch beſſer dran, muß ich ſagen, in meiner freiwilligen Einſamkeit.

Lachmann.

Ihr ſeid überhaupt hier beſſer dran. Von dem Rieſen-Philiſtercancan der Großſtadt ſeht Ihr hier nichts und hört Ihr hier nichts. Doch iſt man erſt mal da hineingeraten, ſo wirbelt es einen durch dick und dünn. — Man will immer raus in die weite Welt. Ich wünſchte, ich wäre zu Hauſe geblieben. — Sie iſt gar nicht weit, die Welt, Michaline! Sie iſt überall nicht weiter wie hier! Und hier auch nicht enger wie anderwärts. Und wem ſie zu eng iſt, der muß ſie ſich weiten: das hat hier zum Beiſpiel Dein Vater gethan.

Wie geſagt: als ich hier in die Kunſtſchule eintrat, im Frühling, damals . . . .

Michaline.

Es war im Herbſt.

Lachmann.

Mir iſt da nur Frühling erinnerlich. Da trat man heraus aus dem Kleinbürgerpferch. Und da war es wirklich . . . .

da konnte man ſagen . . . . da that ſich die Welt auf, groß und weit. Heut iſt man ganz wieder hineingeraten. Häuslich und ehelich eingeſargt.

Michaline.

Ich ſehe Dich immer noch ſtehen, Lachmann, mit Deinem gelben, ſeidigen Haar: Im Gange, Du weißt ja! Vor Vaters Thür. Vaters Studio war damals noch oben, noch nicht in dem kleinen Flügel für ſich. Weißt Du's noch, oder haſt Du's vergeſſen?

Lachmann.

Ich? Nein, Du! Sowas vergißt ſich nicht. Nichts hab' ich vergeſſen, was damals geſchah. Da iſt mir der kleinſte Zug geblieben. Das war aber auch unſre große Zeit. — Man kann das ja nicht im Entfernteſten ausdrücken: das Myſterium, was ſich damals vollzog. Ein geprügelter Lausbub' war man geweſen, nun plötzlich empfing man den Ritterſchlag.

Michaline.

Das empfanden nicht alle wie Du, lieber Lachmann. Sehr viele hat Vaters Weſen bedrückt.

Lachmann.

Ja. Aber die waren dann auch danach. Wer halwege etwas in ſich hatte, den machte er adlig mit einem Schlag. Denn wie er die Welt der Heroen uns aufſchloß . . . ſchon daß er uns wert hielt der Nacheiferung . . . und überhaupt: er ließ uns was fühlen, gegenüber den Fürſten im Reiche der Kunſt, als wär' man mit ihnen eines Bluts. Da kam ein ganz göttlicher Stolz, Michaline. —

Na alſo. — Proſit! — Es war einmal. Er bemerkt, daß Michaline kein Glas hat und wendet ſich an Fritz, der eben mit Sekt in das Nebenzimmer will. Ich bitte um noch ein zweites Glas. Fritz bringt es ſchnell, dann ab mit dem Sekt.

Michaline.

Was iſt Dir denn nur ſo Beſonderes paſſiert, Lachmann?

Lachmann gießt ein.

Ich hab Deines Vaters Bild geſehn.

Michaline.

So!? Kommſt Du von Vater?

Lachmann.

Ja. Eben. Direkt.

Michaline.

— Na und hat Dir das ſolchen Eindruck gemacht?

Lachmann.

So tief, wie nur irgend möglich. Ja.

Michaline.

Ganz ehrlich?

Lachmann.

Ehrlich. Ehrlich. Gewiß.

Michaline.

Und Du biſt nicht enttäuſcht?

Lachmann.

Nein. Nein. Keines Falls. — Ich weiß, wo Du hin willſt. Weshalb Du fragſt. Aber fragmentariſch iſt alle Kunſt. — Was da iſt, iſt ſchön. Ergreifend und ſchön. — Was erſtrebt iſt und was man fühlt, Michaline. Der letzte

Ausdruck, nach dem alles ringt . . . . da erkennt man erſt ganz, was Dein Vater iſt. — Das große Mißlingen kann mehr bedeuten — am Allergrößten tritt es hervor — kann ſtärker ergreifen und höher hinauf führen — ins Ungeheure tiefer hinein — als je das beſte Gelingen vermag.

Michaline.

Wie war denn Vater ſonſt ſo geſtimmt?

Lachmann.

Er hat mir furchtbar die Kappe gewaſchen, was übrigens leider nun zwecklos iſt. Aber weißt Du, wenn man die Augen ſo zudrückt und das wieder ſo über ſich herrauſchen läßt, da kann man ſich einbilden, wenn man Luſt hat, als wäre das noch erſt der Frühlingsguß und als ſollte man wachſen, wer weiß erſt wie hoch.

Baumeiſter Ziehn und **Aſſeſſor Schnabel** kommen herein Sie ſind angeheitert, ſprechen laut und ungeniert und dann plötzlich wieder flüſternd im Tone des Geheimniſſes, der aber doch ſo iſt, daß jedermann alles hört. Gelächter im Nebenzimmer.

Baumeiſter Ziehn.

Fritz, ſchnell noch 'ne Flaſche Geldermann. Acht Mark die Flaſche, was kann da ſein? Die Sache fängt an, mich zu amüſieren.

Aſſeſſor Schnabel.

'n gottvoller Kerl, dieſer Quantmeyer, was? Hat Einfälle wie ſo'n altes Haus.

Baumeiſter Ziehn unter Lachen.

Ich denke ja gleich, ich ſoll untern Tiſch kriechen! — flüſternd Nehm'ſe ſich mal in Acht, Aſſeſſor, wenn Sie von

alten Häuſern reden, alte Schachteln vertragen das nicht.
er macht Grimmaſſen und deutet mit den Augen auf Michaline.

Aſſeſſor Schnabel.

Fritz, iſt denn der Cirkus Renz wieder hier?

Fritz mit dem Champagner beſchäftigt.

Wieſo, Herr Aſſeſſor? Iſt mir nichts bekannt.

Aſſeſſor Schnabel.

Wieſo, wieſo? Das riecht man doch förmlich. Riechen Sie denn die Manege nicht?

Baumeiſter Ziehn.

Es lebe die leichte Reiterei!

von Krantheim kommt, will zum Buffet und ſagt im Vorübergehen zu Ziehn und Schnabel.

Iſt das ein Mannsbild oder ein Weibsbild?

Baumeiſter Ziehn.

Gehn Se, unterſuchen Se mal. Zu Schnabel, flüſternd. Sagen Sie mal, was iſt das mit Quantmeyer? Iſt der nu eigentlich auch Juriſt? Man wird eigentlich gar nicht klug aus dem Menſchen. Wovon lebt er denn?

Aſſeſſor Schnabel Achſel zuckend.

Vom Gelde doch wohl.

Baumeiſter Ziehn.

Ja, wer giebt's ihm denn?

Aſſeſſor Schnabel.

Na, er ſcheint doch bei Gelde, das iſt doch die Hauptſache.

Baumeiſter Ziehn.

Na und mit der Verlobung, glauben Sie das?

Aſſeſſor Schnabel.

Ziehn! Sie haben entſchieden 'n Schwips.

Baumeiſter Ziehn.

Na, dann iſt doch das Mädel horrende dumm! 'n bißchen dumm darf 'n Mädel ja ſein, aber hören Se, wenn ſich eine ſo wegſchmeißt .... Er ſpricht ihm etwas in's Ohr, dann lachen beide wüſt und rauchen heftig.

Baumeiſter Ziehn.

Aſſeſſor, ſehn Sie ſich hier mal um. Er ſchiebt ſeinen Arm in den des Aſſeſſors und führt ihn ohne Rückſicht auf Michaline und Lachmann bis dicht an deren Tiſch. Ohne um Entſchuldigung zu bitten, beengt er ſie und zeigt mit weit ausgeſtreckter Rechten laut und prahleriſch Einzelheiten des Raumes. Das hab' ich gemacht, die ganze Geſchichte. Die ganze Geſchichte hab' ich gemacht. Täfelung und Decke, Buffet und alles. Alles ſelber gezeichnet, alles mein Werk. Deswegen kneip ich auch hier ſo gern. Wir haben Geſchmack, ſehnſe, meinen Sie nicht? Verflucht geſchmackvolle Kneipe das. Er läßt ihn los und zündet ſeine Cigarre mit einem Streichholz an, das er mit großer Umſtändlichkeit auf dem Tiſche Lachmanns und Michalinens in Brand gerieben. Wieder kommt Gelächter aus dem Nebenzimmer. Fritz trägt den Champagner hinein, Ziehn macht eine Wendung und ſagt: Er wird wohl den Jüngling noch gänzlich verrückt machen.

Aſſeſſor Schnabel zuckt die Achſeln.

Baumeiſter Ziehn.

Kommen Sie man, es geht wieder los.

Beide ab ins Nebenzimmer.

Michaline und **Lachmann** ſehen einander bedeutſam an.

Pauſe.

Lachmann ſein Cigarrenetui aus der Taſche nehmend, trocken:

Dieſe Typen finde ich mangelhaft. — Erlaubſt Du, daß ich ein bißchen rauche?

Michaline einigermaßen unruhig

Gewiß.

Lachmann.

Und Du?

Michaline.

Nein, danke. Hier nicht.

Lachmann.

Ja, ja, wir haben's hübſch weit gebracht: Wir Tauſendſaſſas von heut zu Tage. — Oder ſag' mal .... zweifelſt Du etwa daran?

Michaline.

— Ich finde es nicht ſehr gemütlich hier.

Lachmann rauchend.

Und nähmſt Du Flügel der Morgenröte, ſo entgehſt Du doch dieſer Sorte nicht. — — —

Himmel, wie fing ſich das alles an! — Und heut ſchneidet man Häckſel für dieſe Geſellſchaft. — Kein Punkt, in dem man ſo denkt, wie ſie. Alles hüllenlos Reine wird runtergezerrt. Der ſchlechteſte Lappen, die ſchmierigſte Hülle, der elendeſte Lumpen wird heilig geſprochen. Und unſer einer muß doch das Maul halten und rackert ſich doch für die Bande ab. — Proſt, Michaline, Dein Vater ſoll leben! Und die Kunſt, die die Welt erleuchtet, dazu. — Trotz alledem und trotz alledem! — Sie ſtoßen an. — Ja wär ich noch fünf Jahr jünger wie heut .... da hätt' ich mir ſonſt auch noch etwas geſichert, was mir heute leider verloren iſt und da ſähe doch heut manches roſiger aus.

Michaline.

Weißt Du, was manchmal das Schwerſte iſt?

Lachmann.

Was?

Michaline.

Unter Freunden?

Lachmann.

Was denn?

Michaline.

Das: Einander nicht ſtören in ſeinen Irrwegen! — Na alſo, nochmals: Es war einmal. Sie ſtößt bedeutſam mit ihm an.

Lachmann.

Gewiß. Gewiß. Es geſchieht mir auch recht. Die Zeit iſt unwiederbringlich vorüber. Aber einſtmals war es doch nahe dran . . . . und wenn Du auch noch ſo ſehr heute den Kopf ſchüttelſt, da hätte ich blos zu nicken gebraucht.

Hallo und Gelächter im Nebenzimmer.

Michaline wird blaß; fährt auf.

Lachmann . . . . was? Haſt Du das gehört?

Lachmann.

Ja. Regt Dich das wirklich auf, Michaline?

Michaline.

— Ich weiß wirklich ſelbſt nicht, woran es liegt. Es hängt wohl wahrſcheinlich damit zuſammen, daß Arnold und Vater ſehr geſpannt ſind und daß mich das etwas beſchäftigt hat.

Lachmann.

Ja, ja. Aber wie denn? Wieſo denn jetzt?

Michaline.

Ich weiß nicht. Möchten wir nicht lieber fort geh'n? Ach ſo, Deine Frau! Ja, dann warten wir noch. Aber wirklich, hier iſt mir nicht gut zu Mut.

Lachmann.

Achte doch auf den Pöbel nicht.

Lieſe Bänſch kommt aus dem Nebenzimmer.

Lieſe Bänſch.

Ach Gott im Himmel, nein, nein, aber auch! Da trinken die Herrn ſo viel Champagner und dann wiſſen ſie garnicht mehr, was ſie thun. Es iſt wirklich ein Elend, meine Herrſchaften. Sie nimmt ungeniert auf einem Stuhl an Lachmanns und Michalinens Tiſche Platz. Ihre große Erregung läßt erkennen, daß irgend ein Vorfall ihr wirklich unangenehm geweſen iſt.

Lachmann.

Die Herren benehmen ſich wohl nicht ganz taktvoll.

Lieſe Bänſch.

Ach ſchon. Sie ſind ja ſo weit ſehr anſtändig, aber ſeh'n Sie, da iſt ſo ein junger Menſch, den machen ſie immer ganz . . . . ſie ſchüttelt andeutend, wie in einer Art Beſinnungsloſigkeit den nach hinten übergelegten Kopf und macht dazu noch fahrige Geſten mit der Hand — ganz . . . . na, ich weiß nicht! —

Lachmann.

Das iſt wohl Ihr Bräutigam?

Lieſe Bänſch thut ſo, als ob ſie fröſtelte, blickt auf ihren Buſen herab und zupft dort Spitzen zurecht.

Ach nein, es iſt nur ein dummer Menſch, der ſich allerhand Albernes in den Kopf ſetzt. Was geht mich der dumme

Junge denn an? Er ſoll ſich doch ſcheren in Gottes Namen. *Zu Michaline.* Oder würden Sie ſich das gefallen laſſen, wenn einer ſo ſitzt wie'n Marabu? Ich kann doch thun, was ich will, nicht wahr? Was geht mich denn ſo'n Aufpaſſer an. *Sie ſteht erregt auf.* Uebrigens iſt mein Bräutjam betrunken, und wenn er ſich ſo betrinken will, dann kann er's gefälligſt wo anders thun. *Sie hockt ſich in die verſteckteſte Ecke des Buffets.*

Pauſe.

Lachmann.

Du kannſt Dir nicht denken, wie das einen anmutet: Dein Vater in ſeinem Atelier und hier dieſe . . . . ſagen wir: noble Geſellſchaft. — Und wenn man ſich dann an das Bild erinnert — das feierlich, ruhige Chriſtusbild! — und ſich das hier ſo vorſtellt in all dem Dunſt mit ſeiner erhabenen Ruhe und Reinheit — ganz ſeltſam wirkt das! Ganz ſonderbar. — — — — Ich freue mich, daß meine Hälfte nicht da iſt, ich hatte gradezu Angſt davor.

Michaline.

— Wenn man nur wüßte, ob ſie noch her kommt. Sonſt würde ich vorſchlagen . . . . fühlſt Du Dich wohl — ? —

Lachmann *der ſeine Cigarrentaſche in den Überzieher zurückſteckt.*

Ja. Seit unſrem Anſtoßen von vorhin. — Trotz alledem! Und trotz alledem! — Wenn zweie ſo ſagen: es war einmal, da iſt immer auch noch was übrig geblieben und darauf ſtoßen wir dann noch mal an.

Im Nebenzimmer entſpinnt ſich nun, nach einem Lachausbruch, immer lauter werdend, folgender Wortwechſel.

Quantmeyer.

Wie heißen Sie? — Was ſind Sie? — Was? — Was ſitzen Sie immer hier und glotzen uns an? — Und fixieren uns? — Wie? — Was? — Geniert Sie das? — Geniert Sie das, wenn ich meiner Braut einen Kuß gebe? — So! — Denken Sie, ich werde Sie fragen? — Sie! Sie! Sie! Sie — ſind ja meſchucke! Meſchucke ſind Sie! —

Stimmen der Andern durcheinander unter Gelächter.

Douſchen, douſchen, 'ne kalte Douſche!

Quantmeyer.

Kann ich nicht hier mein Strumpfband zeigen? — Meinen Sie, daß ich das nicht darf? —

Gelächter.

Lachmann.

Das ſcheint ja 'ne ſaub're Geſellſchaft zu ſein.

Quantmeyer.

Meinen Sie, daß ich das nicht darf? Ich trage Damenſtrumpfbänder, baſta! — Und wenn es nicht meins iſt, na denn eben nicht! Dann iſt es am Ende gar Lieschens geweſen.

Lachen.

Lieſe Bänſch zu Michaline und Lachmann.

Er lügt. Es iſt 'ne Gemeinheit! Er lügt! Das will mein Bräutjam ſein, der ſo lügt!

Quantmeyer.

Was? — Was? — Immer vorwärts, kommen Sie nur! — Und wenn Sie zu Kalkmilch werden, mein Junge, — das verdirbt mir die Laune noch lange nicht. — So'n Klexer! — ſo'n Anſtreicher! — ſo'n Malerſtift! — Ein Wort noch, dann fliegt er, verlaßt Euch drauf! —

Lieſe Bänſch *haſtig und ſich im Reden überſtürzend.*

Die Sache iſt nämlich ſo gekommen . . . Sie müſſen nicht denken, meine Dame, daß ich Ihnen ſchuld bin an dem Skandal. Die Sache war ſo. Das kam nämlich ſo. Mein Bräutjam iſt nämlich angeheitert und da kniff er mich immer in den Arm und nun hatten ſie ſich's in den Kopf geſetzt, ſie wollten ihn eiferſüchtig machen . . .

Lachmann.

Wen wollten ſie eiferſüchtig machen?

Lieſe Bänſch.

Den jungen Menſchen, von dem ich ſprach. Ich bin ſchon bei ſeinem Vater geweſen. Was hab ich nicht da ſchon alles gethan? Es hilft nichts! Er kommt und ſitzt in der Ecke und treibt es ſo lange, bis es ſo kommt.

Lachmann.

Was treibt er denn eigentlich?

Lieſe Bänſch.

Eigentlich gar nichts. Er ſitzt eben nur und paßt immer auf. Das iſt aber doch ſehr unangenehm. Da kann er ſich ſchließlich doch gar nicht wundern, wenn ſie ihn ſyſtematiſch hinausärgern. *Quaatmeyer ſpricht wieder.* Da ſehn Sie's, da fängt es ſchon wieder an. Ich gehe wirklich zu Vater rauf, ich weiß mir wahrhaftig keinen Rat mehr.

Quantmeyer.
Wiſſen Sie noch, was ich eben geſagt habe? — Nicht? — Haben Sie das vergeſſen? Was? — Dann hören Sie noch mal Wort für Wort: — Meine Braut kann ich küſſen wie ich will — wo ich will — wann ich will. — Der Deiwel ſoll kommen und mich dran hindern. — So. — Nu ſagen Sie noch ein Wort — und wenn es geſagt iſt, liegen Sie draußen. —

Lieſe Bäuſch.
Pfui, Kuckuck! Das will mein Bräutjam ſein? Benimmt ſich ſo und lügt ſolche Sachen?

Aus einem plötzlichen Aufſchreien aller Stimmen zugleich, unterſcheidet man folgende Worte.

Baumeiſter Ziehn.
Halt, Bürſchchen, halt, ſo fett ſpeiſen wir nicht.

Schnabel.
Was? Was? Polizei! In's Loch mit dem Lümmel.

von Krautheim.
Wegreißen, Quantmeyer! Kurzen Prozeß.

Quantmeyer.
Wagen Sie's! Wagen Sie's! Menſchenskind!!

Ziehn.
Wegreißen!

Schnabel.
Wegreißen! Eins, zwei, drei.

Quantmeyer.

Weglegen! Hören Sie! Weglegen! Weglegen!

Ziehn.

Legen Sie weg das Ding oder nicht?

Schnabel.

Seht ihr's, der Kerl iſt 'n Anarchiſt.

Es beginnt ein kurzes ſtummes Ringen im Nebenzimmer.

Michaline iſt in plötzlicher, unerklärlicher Angſt aufgeſprungen und greift nach ihren Sachen.

Lachmann, ich bitte Dich, komm .... komm hier fort.

Ziehn.

So, Kinder, ich hab's. Nun haben wir Dich.

Schnabel.

Haltet ihn! Haltet den Schurken feſt!

Nun ſtürzt **Arnold**, tötlich blaß, herein und zur Thür hinaus. **Ziehn, Schnabel** und **von Krautheim** verfolgen ihn mit dem Ruf: Feſthalten! Feſthalten! Haltet ihn feſt! Sie rennen hinter ihm drein auf die Straße hinaus und verſchwinden. Man hört ihre Rufe und die Rufe einiger Paſſanten, ſchwächer und ſchwächer werdend, bis ſie aus der Ferne verhallen.

Michaline wie betäubt.

Arnold! War das nicht Arnold?

Lachmann.

Still!

Quantmeyer und **der Kellner** treten herein.

Quantmeyer einen kleinen Revolver vorzeigend.

Siehſt Du wohl, Lieschen, da haſt Du den Schuft! — Sieh Dir mal an gefälligſt das Ding! — Koſtet zwar höchſtens fünf, ſechs Mark, hätte doch aber bös können was anrichten.

Lieſe Bänſch.

Laſſen Sie mich doch bitte in Ruh!

Fritz.

Bitt' ſchön gefälligſt! Bitte ſehr! Gäſte, die einen Revolver herausziehen und neben ſich legen .... neben ihr Bier .... für ſolche Gäſte bedien' ich nicht.

Lieſe Bänſch.

Wenn Sie nicht wollen, dann laſſen Sie's bleiben.

Lachmann zu Fritz.

Hat Sie der Herr damit bedroht?

Quantmeyer mißt Lachmann mit einem Polizeiblick.

Ja. — Hat er! — Der Herr! — Oder zweifeln Sie dran? — Das iſt ja noch ſchöner, wahrhaftigen Gott! Wir werden uns wohl noch verantworten müſſen.

Lachmann.

Ich habe mir nur zu fragen erlaubt. — Den Kellner! Nicht Sie.

Quantmeyer.

Erlaubt! Erlaubt! — Wer ſind Sie? Was miſchen Sie ſich hier ein? — Oder ſind Sie vielleicht mit dem Früchtchen verwandt? — Dann wäre ja das ſozuſagen ein Aufwaſchen. — Der Herr! Auflachend. — Hat für heute wohl, denk' ich, genug, der Herr! — Die Lehre dürfte dem Bengel wohl ſitzen. — Aber denkſt Du, der Feigling hat ſich gewehrt . . . .

Michaline aus der Betäubung erwachend, ſteht auf, geht, wie von Sinnen auf Quantmeyer zu.

Arnold!!! — War das nicht Arnold?! —

Quantmeyer.

Was? —

Lieſe Bänſch den Zuſammenhang ahnend, tritt blitzſchnell zwiſchen Quantmeyer und **Michaline**. Zu Quantmeyer:

Weg! Laſſen Sie unſere Gäſte zufrieden . . . . ich rufe ſonſt auf der Stelle Papa.

Michaline mit einem ſchmerzlich verzweifelten Schrei, wie wenn ſie Arnold zurückrufen wollte, in höchſter Angſt nach der Thür zu.

Arnold!!! — — — War das nicht Arnold?!

Lachmann ihr nach, ſie feſthaltend.

Nein!! — Nein, nein, Michaline! — Faſſe Dich! —

Vierter Akt

Das Atelier des alten Kramer, wie im zweiten Akt. Nachmittags gegen fünf Uhr. Der Vorhang, der das eigentliche Atelier abſchließt, iſt, wie immer, zugezogen. Kramer arbeitet an ſeinem Radiertiſchchen. Er iſt angezogen wie im zweiten Akt. Schuldiener Krauſe entnimmt einem Handkorb, den er mitgebracht hat, blaue Packete mit Stearinkerzen.

Kramer ohne vom Arbeiten aufzuſehn.
Legen Sie nur dahin die Packete, dort, zu den Leuchtern, da hinten hin.

Krauſe hat die Packete auf den Tiſch gelegt, wo mehrere ſilberne Armleuchter ſtehn. Danach bringt er einen Brief zum Vorſchein und hält ihn in der Hand.
Sonſt wär wohl jetzt weiter niſcht, Herr Profeſſor.

Kramer.
Profeſſor? Was heißt das?

Krauſe.
Na, 's wird wohl ſo ſeint; hier is' was von der Regierung gekomm'. Er legt den Brief vor Kramer auf das Radiertiſchchen.

Kramer.
Hm. So. An mich? er ſeufzt tief. Allen ſchuldigen Reſpekt.
Er läßt den Brief uneröffnet liegen und arbeitet weiter.

Krauſe ſeinen Korb aufnehmend und im Begriff zu gehen.
Herr Profeſſor, ſoll ich etwa wachen heut Nacht? — Sie müßten ſich wirklich a biſſel ausruhn.

Kramer.
Wir laſſen 's beim alten, Krauſe. Was? Auch in Bezug auf das Wachen, hörn Se! und übrigens wär ich da ſchon verſorgt. Ich habe mit Maler Lachmann geſprochen, Sie kennen ja Lachmann von früher her.

Krauſe nimmt ſeine Mütze und ſeufzt.
Du lieber, barmherziger Vater, Du, Du! Sonſt wäre wohl augenblicklich nichts?

Kramer.
Der Direktor iſt drüben?

Krauſe.
Jawohl, Herr Kramer.

Kramer.
Ich danke. 's iſt gut. — Halt. Warten Sie mal noch 'n Augenblick. — Am Montag Abend . . . wo war denn das? Wo hat Ihre Frau da den Arnold getroffen?

Krauſe.
Na halt . . . . das war wo de Kähne liegen . . . . halt unter der Ziegelbaſtion. Wo der Kahnverleiher die Kähne hat.

Kramer.
Auf dem kleinen Gang, der da unten rumführt? Dicht an der Oder?

Krauſe.
Jawohl. Ebens da.

Kramer.
Hat ſie ihn da angeredet oder er ſie?

Krauſe.

Nee ebens, a ſaß ebens uf 'm Geländer, ſo uf der Mauer, wiſſen Se doch, wo de manchmal de Leute dran ſtehn und zuſehn, wie de Pollacken, wiſſen Se, uf a Flößen ſich Abends ihre Kartoffeln kochen. A kam halt der Frau aſo merkwürdig vor und da that's 'm halt ebens Gut'n Abend ſagen.

Kramer.

Was hat ſie dann weiter geſprochen mit ihm?

Krauſe.

Se hat halt gemeent, a wär ſich erkälten.

Kramer.

Hm! Und was hat er darauf geſagt?

Krauſe.

Wie ebens de Frau meente, hätt' a gelacht. Aber ebens ſo, ſehn Se, meente de Frau .... 's hätt' ſich ſehr ſchrecklich angehört. A ſo verächtlich. Ich weeß weiter nich.

Kramer.

— Wer verachten will .... alles verachten will, hörn Se: der findet auch gute Gründe dazu. — Ich wünſchte, Sie wären zu mir gekommen! — — — Ich glaube, es war wohl auch da ſchon zu ſpät.

Krauſe.

Ja, wenn ma 's gewußt hätte! Weeß ma 's denn? Wer thut denn gleich immer an ſo was denken!? — Wiede de Michaline kam — ſe kam doch zu mr mit 'm Herr Lachmann! — da kriegt ich 's ja mit dr Angſt zu thun. Das war aber ſchon halb eens in dr Nacht.

Kramer.

Hörn Se, an die Nacht . . . . da werd' ich gedenken! — Als mich meine Tochter weckte, war's eins. — Und als wir den armen Jungen dann fanden, da ſchlug die Domuhr neune bereits. —

Krauſe ſeufzt, ſchüttelt den Kopf, öffnet die Thür, um zu gehen und im gleichen Augenbick erſcheinen **Michaline** und **Lachmann**. Sie treten herein. **Krauſe** ab. **Michaline** iſt dunkel gekleidet, ernſt, angegriffen und verweint.

Kramer ruft ihnen entgegen.

Da ſeid Ihr ja, Kinder! Na, kommt mal herein. Alſo Lachmann, wollen Sie wachen heut Nacht? Sie waren ja auch halb und halb ſein Freund! Das iſt mir ſehr lieb, daß Sie wachen wollen, denn hörn Se, ein Fremder, das möcht ich nicht! — — — — Er geht auf und ab, bleibt ſtehn, denkt nach und ſagt: Und nun will ich Euch fünf Minuten allein laſſen und rüber zum Herrn Direktor gehn. Ihm ſagen, was etwa zu ſagen iſt. Ihr werdet doch wohl inzwiſchen nicht fort wollen.

Michaline.

Nein, Vater, Lachmann bleibt jedenfalls hier. Ich muß allerdings noch Beſorgungen machen.

Kramer.

Das iſt mir ſehr lieb, daß Sie bleiben, Lachmann. Ich mache es kurz und bin gleich wieder hier. Er nimmt einen Shawl um, nickt beiden zu und geht ab.

Michaline ſetzt ſich ſo wie ſie iſt, nimmt den Schleier zurück und wiſcht ſich die Augen mit dem Taſchentuch. Lachmann legt Hut, Paletot und Stock ab.

Michaline.

Find'ſt Du Vater verändert?

Lachmann.

Verändert? — Nein!

Michaline.

Herr Gott, ja, das hab' ich doch wieder vergeſſen! Den Härtels iſt wieder nichts angezeigt. Das bißchen Gedächtnis verläßt einen förmlich. — Da liegt ja 'n Kranz. — Sie ſteht auf und nimmt einen ziemlich großen Lorberkranz mit Schleife in Augenſchein, der auf dem Sofa liegt. Eine daran geheftete Karte aufnehmend, fährt ſie fort mit dem Ausdruck der Überraſchung: Von der Schäffer iſt der. — — — Ja, ſiehſt Du, die iſt nun auch verwaiſt. Die hatte nur einen Gedanken: Arnold. Und Arnold wußte nicht mal was davon.

Lachmann.

Iſt das die etwas verwachſene Perſon, die ich bei Dir im Atelier geſehn habe?

Michaline.

Ja ja. Sie malte, weil Arnold malt. Und ſah in mir — eben Arnolds Schweſter. — So iſt das: Den Kranz, den hat ſie gekauft, dafür wird ſie drei Wochen von Thee und von Brot leben.

Lachmann.

Und vielleicht noch dabei ſehr glücklich ſein. — Weißt Du auch, wen ich getroffen habe? Und wer nun auch noch einen Kranz ſchicken wird?

Michaline.

Wer?

Lachmann.

Lieſe Bänſch.

Michaline.

Das — brauchte ſie nicht thun.

Pauſe.

Lachmann.

Hätte ich reden können mit Arnold —! Auch vielleicht über die Lieſe Bänſch: — Vielleicht hätte das doch etwas bei ihm gefruchtet.

Michaline.

Nein, Lachmann, Du irrſt Dich. Das glaube ich nicht.

Lachmann.

Wer weiß? Aber ſchließlich, er wich mir ja aus. — Ich hätte ihm können eines verdeutlichen — ich ſage nicht ohne weiteres: was. — Und zwar aus Erfahrung, ſo zu ſagen. Oft ſind uns die brennendſten Wünſche verſagt. Weil, würden ſie uns erfüllt, Michaline, — mir wurde ein ähnlicher Wunſch mal erfüllt! — und ich — Dir brauch ich's ja nicht zu verhehlen, — war dadurch nachher viel ſchlimmer dran.

Michaline.

Erfahrung iſt eben nicht mitteilbar, wenigſtens nicht im tieferen Sinne.

Lachmann.
Mag ſein, aber ſonſt —: Ich weiß ſchon Beſcheid.

Pauſe.

Michaline.
Ja, ja, ſo geht's! So geht's in der Welt! Sie hatte wohl auch mit dem Feuer geſpielt. Und daß es auf ſo etwas könnte hinauslaufen, das kam ihr natürlich nicht in den Sinn. — Am Radiertiſchchen: Sieh' mal, was Vater hier neu radiert hat.

Lachmann.
Ein toter, geharniſchter Ritter.

Michaline.
M hm!

Lachmann lieſt von der Platte.

Mit Erzen bin ich angelegt.
Der Tod war Knappe mir.

Michaline unſicher, dann leiſe weinend.
Ich hab Vater niemals weinen geſehen und, ſiehſt Du, hier hat Vater drüber geweint.

Lachmann unwillkürlich ihre Hand nehmend.
Michaline, wir wollen uns faſſen, nicht wahr?

Michaline.
Ganz feucht iſt das Blatt! — Ach großer Gott. Sie ermannt ſich, thut einige Schritte und fährt gehobener fort. Er nimmt ſich zuſammen, Lachmann, gewiß. Aber wie es eigentlich um ihn ſteht — um zehn Jahr iſt er gealtert, ſicher.

Lachmann.

Wem das Leben im tiefſten Ernſt ſich erſchließt, in Schickſalsmomenten mit der Zeit, — ich habe auch Vater und Bruder begraben! — Der, wenn er das ſchwerſte überlebt . . . . deſſen Schiff wird ruhiger, ſtetiger ſegeln, — mit ſeinen Toten, tief unten im Raum. —

Michaline.

Aber überleben, das iſt wohl das ſchwerſte.

Lachmann.

Ich hätte das eigentlich nie gedacht.

Michaline.

Ja! Ja! Wie ein Blitz! Das war wie ein Blitz. Ich fühlte: wenn wir ihn finden, gut! — Wenn wir ihn nicht finden, war es aus. — Ich kenne Arnold. Ich fühlte das. Es hatte ſich alles in ihm ſo gehäuft und wie mir die ganze Affaire klar wurde, da wußt ich, es ſtand gefährlich um ihn.

Lachmann.

Wir waren ja auch bald hinter ihm drein.

Michaline.

Zu ſpät. Erſt wie ich mich wieder ermannt hatte. Ein Wort blos! Ein Wort mit ihm reden! Ein Wort! Das hätte ja alles wahrſcheinlich gewendet. Hätten ſie ihn gefangen vielleicht, ich meine die Menſchen, wie ſie ihm nachhetzten, — hätten ſie ihn zurückgebracht! — Ich hätte ſchrein mögen: Arnold komm . . . . ſie kann vor Bewegung nicht weiter ſprechen.

Lachmann.

Das wär alles doch gar nicht ſchlimm geworden. Das bischen Revolverſpielerei . . . .

Michaline.

Das Mädchen. Die Schmach. Der Vater. Die Mutter. Und ſicherlich auch vor den Folgen die Angſt. Er gab ſich, wer weiß wie alt und blaſiert und war noch, wenn man ihn kannte wie ich, im Grunde ganz unerfahren und kindiſch. — Ich wußte ja, daß er die Waffe trug.

Lachmann.

Er hat ſie mir auch ſchon in München gezeigt.

Michaline.

Ja, weil er ſich überall eben verfolgt glaubte. Er ſah eben nichts als Feinde ringsum. Und ließ ſich das auch abſolut nicht ausreden. Das iſt alles nur Tünche, ſagte er ſtets. Sie verſtecken nur alle die Klauen und Pranken, und wenn Du nicht Acht giebſt, biſt Du rum. —

Lachmann.

Es iſt auch nicht ohne. Es iſt auch was dran. In gewiſſen Momenten fühlt man ſo was. Er hat ja auch ſicher viel durchgemacht in Bezug auf Rohheiten mancher Art. Und wenn man ſich das vergegenwärtigt: Von ſich aus hatte er wohl da recht.

Michaline.

Man hätte ſich mehr um ihn kümmern müſſen. Aber Arnold war nur gleich immer ſo ſchroff. Und wenn man's auch noch ſo gut mit ihm meinte: Er ſtieß einen mit beſtem Willen zurück.

Lachmann.

Was hat er denn Deinem Vater geſchrieben?

Michaline.

Papa hat den Brief noch niemand gezeigt. — —

Lachmann.

Mir hat er davon was angedeutet. Nur angedeutet, nichts rechtes geſagt. Er ſprach übrigens gar nicht bitter davon. — Ich glaube, es hat ſo was dringeſtanden wie: Er ertrage das Leben nicht. Er ſei dem Leben nun mal nicht gewachſen.

Michaline.

Warum hat er ſich nicht auf Vater geſtützt. Gewiß, er iſt hart. Aber wer da nicht durchdringt, das Gütige, Menſchliche da nicht durchfühlt, an dem iſt irgend etwas defekt. Ich, ſiehſt Du, als Weib, ich hab' es gekonnt. Wieviel ſchwerer war es für mich, als für Arnold. Um Arnolds Vertrauen hat Vater gebuhlt. Ich mußte um Vaters Vertrauen ringen. Furchtbar wahrhaftig iſt Vater, ſonſt nichts. Mich hat er da ſtärker als Arnold getroffen, und Arnold war Mann. Ich ertrug es auch.

Lachmann.

Dein Vater könnte mein Beichtiger ſein —.

Michaline.

Er hat ja auch ähnliches durchgekämpft.

Lachmann.

Das fühlt man.

Michaline.
Ja und ich weiß es genau. Und er hätte auch Arnold ganz ſicher verſtanden.

Lachmann.
Aber wer, wer weiß das erlöſende Wort?!

Michaline.
Nun ſiehſt Du, Lachmann, wie das ſo geht: Unſere Mutter ſteht Vater innerlich fern, aber wenn ſie mit Arnold irgend was hatte, da wurde ſofort mit Vater gedroht. Auf dieſe Weiſe .... Was hat ſie bewirkt? .... oder wenigſtens leider fördern helfen? —

Kramer kommt wieder.

Kramer hängt ſeinen Shawl auf.
Da bin ich wieder! — Was macht die Mama?

Michaline.
Sie möchte, Du ſollteſt Dich nicht überanſtrengen. Schläfſt Du heut' Nacht bei uns oder nicht?

Kramer indem er Kondolenzkarten auf dem Tiſch zuſammenlieſt.
Nein, Michaline. Doch wenn Du nach Haus gehſt, nimm der Mama dieſe Karten mit. Zu Lachmann. Seh'n Sie, er hat doch auch Freunde gehabt, wir haben das blos eben nicht ſo gewußt.

Michaline.
In der Wohnung war auch viel Beſuch unter Tags.

Kramer.
Ich wünſchte, die Leute ließen das, aber wenn ſie doch meinen, was Gutes zu thun, ſo darf man ſie freilich nicht dran verhindern. — Du willſt wieder gehn?

Michaline.

Ich muß. — Dieſe ſchrecklichen Scherereien und Umſtände!

Kramer.

Das darf uns jetzt alles durchaus nicht verdrießen. Die Stunde fordert das Letzte von uns.

Michaline.

Adieu, Papa.

Kramer ſie ein wenig feſthaltend.

Leb' wohl, gutes Kind! Dich verdrießt's ja auch nicht. Du biſt wohl die nüchternſte von uns allen! — Nein, nein, Michaline, ſo mein' ich das nicht. Du haſt einen kühlen, geſunden Kopf. Und ihr Herz iſt ſo warm wie irgend eins, Lachmann. Michaline weint ſtärker. Aber höre: Bewähre Dich nun auch, Kind. Nun müſſen wir zeigen, wie weit wir Stich halten.

Michaline faßt ſich reſolut, drückt ihm die Hand und hernach auch **Lachmann**, dann geht ſie.

Kramer.

Lachmann, wir wollen die Lichter aufſtecken. Machen Sie mal die Packete auf. — Sich ſelber der Arbeit unterziehend. Leid, Leid, Leid, Leid! Schmecken Sie, was in dem Worte liegt? — Sehn Se, das iſt mit den Worten ſo: Sie werden auch nur zu Zeiten lebendig, im Alltagsleben bleiben Sie tot. Er reicht Lachmann einen Leuchter, auf den er ein Licht geſteckt. So. Tragen Sie's meinem Jungen hinein.

Lachmann begiebt ſich mit dem Leuchter in den verhangenen Teil des Raumes. **Kramer** nun allein vor dem Vorhang, ſpricht laut weiter. —

Wenn erſt das Große ins Leben tritt, hörn Se, dann iſt alles Kleine wie weggefegt. Das Kleine trennt, das Große, das eint, ſehn Se. Das heißt, man muß ſo geartet ſein. Der Tod iſt immer das Große, hörn Se: der Tod und die Liebe, ſehn Se mal an. Lachmann kommt wieder nach vorn. Ich bin unten beim Herrn Direktor geweſen, ich habe dem Manne die Wahrheit geſagt und weshalb ſollt ich denn lügen, hörn Se?! Mir iſt jetzt durchaus nicht danach zu Mut. Was geht mich die Welt an, möcht ich blos wiſſen! Er hat ſich ja auch drüber weggeſetzt. — — — Sehn Se, die Frauen, die wollen das. Der Paſtor geht dann nicht mit an's Grab und da hat's eben nicht ſeine Richtigkeit. Hörn Se, mir iſt das ganz nebenſächlich. Gott iſt mir alles. Der Paſtor nichts.

Wiſſen Sie, was ich heut Morgen gemacht habe? Lieblingswünſche zu Grabe gebracht. Still, ſtille für mich. Ganz ſtille für mich, ſeh'n Se. Hör'n Se, das war ein langer Zug. Kleine und große, dick und dünn. Jetzt liegt alles da wie hingemäht, Lachmann.

Lachmann.

Ich habe auch ſchon einen Freund verloren. Ich meine, durch einen freiwilligen Tod.

Kramer.

Freiwillig, hör'n Se —? Wer weiß, wo das zutrifft! — Sehn Se ſich dieſe Skizzen mal an. Er kramt in ſeinem Rock und zieht aus ſeiner Bruſttaſche ein Skizzenbuch, das er vor Lachmann aufſchlägt, nachdem er ihn ans Fenſter geführt hat, wo man beim Abendlicht noch zur Not ſehn kann. — Da ſind ſeine Peiniger alle verſammelt. Sehn Se, da ſind ſie, ſo wie er ſie ſah. Und hörn Se, Augen hat er gehabt. — Das iſt der wahrhaftige böſe Blick, aber 's iſt doch ein Blick! das will ich doch meinen. — — — —

Ich bin vielleicht nicht ſo zerſtört, als Sie denken und nicht ſo troſtlos, wie mancher meint. — Der Tod, ſehn Se, weiſt in's Erhabne hinaus. Sehn Se, da wird man niedergebeugt. Doch was ſich herbeiläßt, uns niederzubeugen, iſt herrlich und ungeheuer zugleich. Das fühlen wir dann, das ſehen wir faſt und hörn Se, da wird man aus Leiden — groß. — — — —

Was iſt mir nicht alles geſtorben im Leben! Manch einer, Lachmann, der heute noch lebt. Warum bluten die Herzen und ſchlagen zugleich? Das kommt Lachmann, weil ſie lieben müſſen. Das drängt ſich zur Einheit überall und über uns liegt doch der Fluch der Zerſtreuung. Wir wollen uns nichts entgleiten laſſen und alles entgleitet doch, wie es kommt!

Lachmann.

Ich hab' das ja auch ſchon erfahren bereits.

Kramer.

Als Michaline mich weckte die Nacht, da hab' ich mich wohl recht erbärmlich gezeigt. Aber ſehn Se, ich hab' es da gleich gewußt. — Und wie er dann mußte ſo liegen bleiben, das waren die bitterſten Stunden für mich.

In dieſer Stunde, wahrhaftigen Gott, Lachmann! war das nun Läuterung oder nicht? da hab' ich mich ſelber nicht wiedererkannt. Hör'n Se, da hab' ich ſo bitter gehadert: ich habe das ſelber von mir nicht gedacht. Ich habe gehöhnt und gewütet zu Gott.

Hör'n Se, wir kennen uns ſelber nicht. Ich habe gelacht wie ein Fetiſchiſt und meinen Fetiſch zur Rede gefordert: Da war mir das doch ein verteufelter Spaß, ein verteufelt nichtsnutziger Streich, ſeh'n Se, Lachmann! ſehr henkerhaft billig und ſalzlos und ſchlecht. — Seh'n Se, ſo war ich. So bäumt ich mich auf. Dann . . . . bis ich ihn dann in der Nähe hier hatte, da kehrte mir erſt die Beſinnung zurück.

So was will einem erſt gar nicht in den Kopf. Nun ſitzt es. Nun lebt man ſchon wieder damit. Nun iſt er ſchon bald zwei Tage dahin. Ich war die Hülſe, dort liegt der Kern. Hätten ſie doch die Hülſe genommen.

Michaline kommt ohne anzuklopfen, leiſe hinein. —

Michaline.

— Papa, unten iſt Lieſe Bänſch beim Schuldiener. Sie bringt einen Kranz.

Kramer.

Wer?

Michaline.

Lieſe Bänſch. Sie möchte Dich ſprechen. Soll ſie herein kommen?

Kramer.

Ich verdenk' es ihr nicht und verwehr' es ihr nicht. — Ich weiß nichts von Haß. Ich weiß nichts von Rache. Das erſcheint mir jetzt alles klein und gering.

Michaline ab.

— Sehn Se, es hat mich ja angepackt! Das iſt auch kein Wunder, hören Se mal an. — Da lebt man ſo hin: Das muß alles ſo ſein! Man ſchlägt ſich mit kleinen Sachen herum und hör'n Se, man nimmt ſie wer weiß wie wichtig, man macht ſich Sorgen, man ächzt und man klagt und hörn Se, dann kommt das mit einem Mal, wie 'n Adler, der in die Spatzen fährt. Hör'n Se, da heißt es: Poſto gefaßt! Aber ſeh'n Se, nun bin ich dafür auch entlaſſen und was nun etwa noch vor mir liegt, da kann mich nichts freuen, da kann mich nichts ſchrecken, da giebt's keine Drohung mehr für mich! —

Lachmann.

Soll ich vielleicht eine Flamme anſtecken?

Kramer zieht den Vorhang ganz auseinander. Im Hintergrunde des großen, ſchon faſt dunklen Ateliers iſt ein Toter, ganz mit Tüchern bedeckt, aufgebahrt.

Sehn Se, da liegt einer Mutter Sohn! — Grauſame Beſtien ſind doch die Menſchen! — Durch die hohen Atelierfenſter links, ſchwaches Abendrot. Ein Armleuchter mit brennenden Kerzen am Kopfende des Sarges. Kramer tritt wieder zum Tiſche vorn und gießt Wein in Gläſer. — Lachmann, kommen Sie, ſtärken Sie ſich. Hier iſt etwas Wein, da kann man ſich ſtärken. Trinken wir, Lachmann, opfern wir! ſtoßen wir ruhig mit'nander an! Und der dort liegt, das bin ich! das ſind Sie! das iſt eine große Majeſtät! was kann da der Paſtor noch hinzuſetzen. Sie trinken.

Pauſe.

Lachmann.

Ich habe vorhin einen Freund erwähnt, deſſen Mutter war eine Paſtorstochter, und daß da kein Geiſtlicher mitging ans Grab, das nahm ſie ſich ganz beſonders zu Herzen. — Aber wie wir den Toten hinunterſenkten, da kam, ſo zu ſagen, der Geiſt über ſie und da betete gleichſam Gott ſelber aus ihr.... Ich habe ſo niemals ſonſt beten gehört.

Michaline führt **Lieſe Bänſch**, die einfach und dunkel gekleidet iſt, herein. Beide Frauen bleiben gleich bei der Thüre ſtehn. Lieſe hält das Taſchentuch vor den Mund.

Kramer, ſcheinbar ohne Lieſe zu bemerken, entzündet ein Streichholz und ſteckt Lichter an. Lachmann ſetzt dieſe Thätigkeit fort, bis zwei Armleuchter und etwa ſechs einzelne Lichter brennen.

— Was haben die Gecken von dem da gewußt: Dieſe Stöcke und Klötze in Mannsgeſtalt!? Von dem und von mir und von unſren Schmerzen!? Sie haben ihn mir zu Tode gehetzt. Erſchlagen, Lachmann, wie ſo'n Hund. Das haben ſie, denn das kann ich wohl ſagen. — Und ſeh'n Se, was konnten ſie ihm denn thun? Nun alſo: Tretet doch her, ihr Herrn! Immer ſeht ihn euch an und beleidigt ihn!. Immer tretet herzu und verſucht, ob ihr's könnt! Hörn Se, Lachmann: Das iſt nun vorbei! — Er nimmt ein ſeidenes Tuch vom Angeſicht des Toten. ’s iſt gut wie er daliegt! ’s iſt gut! ’s iſt gut! — Im Scheine der Kerzen gewahrt man in der Nähe des Toten aufgeſtellt eine Staffelei, auf der gemalt worden iſt. An dieſe ſetzt ſich nun Kramer. Er fährt fort, unbeirrt, als ob außer ihm und Lachmann niemand zugegen wäre. Ich habe den Tag über hier geſeſſen, ich habe gezeichnet, ich habe gemalt, ich habe auch ſeine Maske gegoſſen. Dort liegt ſie, dort, in dem ſeidnen Tuch. Jetzt giebt er dem Größten der Großen nichts nach. Er deutet auf die Beethoven-Maske. Und will man das feſthalten, wird man zum Narren. Was jetzt auf ſeinem Geſichte liegt, das alles, Lachmann, hat in ihm gelegen. Das fühlt' ich, das wußt' ich, das kannt' ich in ihm und konnte ihn doch nicht heben, den Schatz. Seh'n Se, nun hat ihn der Tod gehoben. — Nun iſt alles voll Klarheit um ihn her, das geht von ihm aus, von dem Antlitz, Lachmann, und hör'n Se, ich buhle um dieſes Licht, wie ſo'n ſchwarzer, betrunk'ner Schmetterling. — Hör'n Se, man wird überhaupt ſo klein: Das ganze Leben lang war ich ſein Schulmeiſter. Ich habe den Jungen maltretiert und nun iſt er mir ſo in's Erhab'ne gewachſen.

Ich hab' dieſe Pflanze vielleicht erſtickt. Vielleicht hab' ich ihm ſeine Sonne verſtellt: dann wär er in meinem Schatten verſchmachtet. Aber ſeh'n Se, Lachmann, er nahm mich nicht an und wenn ihm vielleicht der Freund gefehlt hat .... Ich, Lachmann, durfte der Freund nicht ſein. — Als damals das Mädchen bei mir war, da hab' ich .... da hab' ich mein Beſtes verſucht. Doch da kriegte das Böſe in ihm Gewalt und wenn das Böſe in ihm Gewalt kriegte — da that es ihm wohl, mir wehe zu thun.

Reue? Reue kenne ich nicht! Aber ich bin zuſammengeſchrumpft. Ich bin ganz erbärmlich vor ihm geworden. Ich ſehe zu dieſem Jungen hinauf, als wenn es mein älteſter Ahnherr wäre!

Lieſe Bänſch wird von **Michaline** herangeführt, ſie legt ihren Kranz zu den Füßen des **Toten** nieder, **Kramer** blickt auf und ihr grade ins Geſicht.

Lieſe Bänſch.

Herr Kramer, ich, ich, ich . . . . Ich . . . . ich bin ja ſo unglücklich. Die Leute — zeigen — mit Fingern auf mich . . . .

Pauſe

Kramer halb für ſich.

Wo ſitzt das nun, was ſo tötlich iſt? Und doch, wer das einmal erfährt und lebt, der behält einen Stachel davon im Handteller und was er auch anfaßt, ſo ſticht er ſich. — Aber gehn Sie nur getroſt nach Haus! Zwiſchen dem da und uns iſt Friede geworden!

Pauſe.

Michaline mit **Lieſe Bänſch** ab.

Kramer verſonnen in den Anblick des Toten und in die Lichter.

Die Lichter! Die Lichter! Wie ſeltſam das iſt! Ich habe ſchon manches Licht verbrannt! Schon manches Lichtes Flamme geſehn, Lachmann. Aber hörn Se: Das iſt ein andres Licht!! — Mach ich Sie etwa ängſtlich, Lachmann?

Lachmann.

Nein. Wovor ſollt' ich denn ängſtlich ſein?

Kramer ſich erhebend.

Es giebt ja Leute, die ängſtlich ſind. Ich bin aber doch der Meinung, Lachmann, man ſoll ſich nicht ängſten in der Welt. Die Liebe, ſagt man, iſt ſtark wie der Tod. Aber kehren Se getroſt den Satz mal um: Der Tod iſt auch mild wie die Liebe, Lachmann.

Hörn Se, der Tod iſt verleumdet worden, das iſt der ärgſte Betrug in der Welt!! Der Tod iſt die mildeſte Form des Lebens: der ewigen Liebe Meiſterſtück. Er öffnet das große Atelierfenſter, leiſe Abendglocken. Froſtgeſchüttelt. Das große Leben ſind Fieberſchauer, bald kalt, bald heiß. Bald heiß, bald kalt! — — —

Ihr thatet daſſelbe dem Gottesſohn! Ihr thut es ihm heut wie dazumal! So wie damals, wird er auch heut nicht ſterben!

Die Glocken ſprechen, hören Sie nicht? Sie erzählen's hinunter in die Straßen: Die Geſchichte von mir und meinem Sohn. Und daß keiner von uns ein Verlorner iſt! — Ganz deutlich verſteht man's, Wort für Wort. Heut iſt es geſchehen, heut iſt der Tag! — Die Glocke iſt mehr als die Kirche, Lachmann! Der Ruf zum Tiſche iſt mehr wie das Brot! —

Die Beethoven-Maske fällt ihm in die Augen, er nimmt ſie herab.
Indem er ſie betrachtet, fährt er fort:

Wo ſollen wir landen, wo treiben wir hin? Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewiſſe. Wir Kleinen, im Ungeheuren verlaſſen? Als wenn wir wüßten, wohin es geht. So haſt du gejauchzt! — Und was haſt du gewußt? — Von irdiſchen Feſten iſt es nichts! — Der Himmel der Pfaffen iſt es nicht! Das iſt es nicht und jen's iſt es nicht, aber was . . . . . Mit gen Himmel erhobenen Händen was wird es wohl ſein am Ende???

◆

Druck von L. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin SW., Alexandrinenſtr. 105/106.

Der rote Hahn

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Von Gerhart Hauptmann erſchienen im gleichen Verlage:

Bahnwärter Thiel. Der Apoſtel. Novelliſtiſche Studien. 5.—6. Auflage.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 9. Auflage.

Das Friedensfeſt. Eine Familienkataſtrophe. 4.—5. Auflage.

Einſame Menſchen. Drama. 15.—16. Auflage.

De Waber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Originalausgabe. 2 Auflage.

Die Weber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Uebertragung. 27.—28. Auflage.

College Crampton. Komödie. 5.—6. Auflage.

Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 7.—8. Auflage.

Hannele. Eine Traumdichtung. Illuſtriert (vergriffen).

Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. 11.—12. Auflage.

Florian Geyer. 5.—6. Auflage.

Die verſunkene Glocke. Ein deutſches Märchendrama 53.—54. Auflage.

Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Originalausgabe. 13.—16. Auflage.

Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Uebertragung. 9.—12. Auflage.

Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf. 5.—10. Auflage.

Michael Kramer. Drama. 9.—10. Auflage.

Der rote Hahn. Tragikomödie. 2.—3. Auflage.

Der rote Hahn

Tragikomödie in vier Akten

von

Gerhart Hauptmann

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1901.

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuſkript gedruckt.
Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Copyright 1901 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Perſonen:

Fielitz,	Schuhmachermeiſter und Polizeiſpion. Hoher Fünfziger.
Frau Fielitz,	verwitwete Wolff, ſeine Frau. Ebenfalls gegen ſechzig Jahre.
Leontine,	ihre älteſte Tochter aus erſter Ehe, unverheiratet, hoch in den zwanziger Jahren.
Schmarowski,	Bauführer.
Langheinrich,	Schmiedemeiſter. Dreißig Jahre alt.
Rauchhaupt,	preußiſcher Gendarm außer Dienſt.
Guſtav,	ſein älteſter Sohn, imbecil, blödſinnig.
Mieze, **Lotte,** **Trude,** **Lenchen,** **Lieschen,** **Mariechen,** **Tienchen,** **Hannchen.**	ſeine Töchter.
Dr. **Boxer,**	kräftiger Mann von ſechsunddreißig Jahren. Arzt. Jüdiſcher Konfeſſion.
von Wehrhahn,	Amtsvorſteher.
Ede,	Schmiede-Geſelle bei Langheinrich.
Glaſenapp,	Amtsſchreiber.

Schulze, Gendarm.
Frau Schulze, ſeine Tante.
Tſchache, Gendarm.
Ein Feuerwehrmann.
Ein Junge.
Der Amtsdiener.
Dorfleute.

Ort des Geſchehens: Irgendwo um Berlin.
Zeit: Kampf um die lex Heinze.

Erſter Akt

Die Werkſtatt des Schuſters Fielitz. Ein blau getünchter, niedriger Raum. Rechts ein Fenſter. In der Mittel- und Linkswand je eine Thür. Unter dem Fenſter rechts der Schuſtertritt: darauf einige Schuſterſchemel und das kleine Handwerkstiſchchen. Auf dieſem ein Geſtell mit drei gläſernen, mit Waſſer gefüllten Kugeln, zwiſchen denen ein Petroleumlämpchen, noch unangezündet, ſteht. In der Ecke links ein brauner Kachelofen mit Herd, Bank und allerhand Küchengerät ringsum.

Schuhmachermeiſter Fielitz hockt noch bei der Arbeit. Auf dem Tritt und in der Nähe herum liegen alte Schuhe und Stiefel jeder Größe aufgeſtapelt. Er iſt eben dabei, ein Stück Leder geſchmeidig zu hämmern.

Frau Fielitz, verwitwete Wolff, hantiert nachdenklich mit einem mäßig großen Holzkiſtchen und einem Stearinlicht. Es iſt gegen Abend, Ende September.

Fielitz.
Jeh man wech aus de Werkſtelle! Pack dir man!

Fr. Fielitz,
kurz wegwerfend.
Wer werd ock noch komm'? 's is ja ieber ſechſe.

Fielitz.
Jeh man wech aus de Werkſtelle mit dein' Kram!

Fr. Fielitz.

Benimm dich blos nich a ſo äſelstumm! Was is denn hier Beeſes, hä? an dem Kiſtel? A ſo a Holzkiſtel is doch niſcht Beeſes.

Fielitz,

verboſt weiter ſchuſternd.

J, is et vielleicht wat Jutet, wat?

Fr. Fielitz,

weiter nachdenklich, halb ſcherzhaft.

Bis hierher kommen de Hubelſpäne .... Dann thun ſe hier mittenrein a Licht machen ....

Fielitz.

Mutter, du biſt mir 'n bislen zu klug! Wenn det ſo weiter jeht mit de Klugheet, denn ſeh ick mir noch mal in Pletzenſee.

Fr. Fielitz,

barſch.

Du kannſt woll o gar kee biſſel ni uffpaſſen! Du magſt a wing hern, wenn ma mit dir redt. A ſo was verintreſſiert een doch!

Fielitz.

Ick verintreſſier mir for meine Stiebeln, for wat anders verintreſſier ick mir nich.

Fr. Fielitz.

Na da! o jemerſch! Das wär woll ni gutt. Da mißten mir alle mitnander verhungern. Mit der Flickſchuſterei, das wär a ſo was! —

Hier ſtellen ſe's Licht nein. — Haſte verſtanden?! — Das Kiſtel hier is ock nich groß genug. Das wär ſo a Kiſtel, das dorte ſteht. Mir wer'n de Kinderſchuh amal rausſchmeißen.

Sie kippt eine Kiſte mit Kinderſchuhen um

Fielitz,
erſchrocken

Mach du blos keen Unſinn! verſtehſte mich!

Fr. Fielitz.

Und wenn ſe das Licht nu han angezindt — . . . . da ſtellt ma's ſo mitten nei eis Kiſtel, natierlich a ſo, daß der Deckel nich anbrennt. Dann ſetzt ma's ſtockſtille nuff uff a Boden — das hat doch Grabow ni anderſch gemacht! — ſo mitten ins alte Gerimpel nein, dann reiſt eens geruhig nach Berlin, und wenn ma zurick kommt . . .

Fielitz.

Pßt! 's kommt eens. Pßt!

Fr. Fielitz.

Und da ſoll een der Teifel amal was nachweiſen!

Längeres Stillſchweigen

Fielitz.

Wenn det man blos allens ſo einfach wär'! Det jeht woll ſo einfach, wie du dir det denkſt? Da miſſen man erſtlich hier Luftlöcher rin. Natierlich der Pfriem —: det muß ſchon 'n Bohr' ſind. Det muß doch Zuch hab'n, wenn et ſoll anjehn. Wenn et keen Zuch hat, erſtickt et doch! Det Feuer muß Zuch hab'n, ſonſt brennt et nich. Hier muß eener beiſehn, der wat von verſteht.

Fr. Fielitz.
Na, Aler, das wär doch a Leichtes fer dich!

Fielitz,
in zunehmendem Eifer, ſich vergeſſend.
Hier muß'n Zuch ſind — und hier muß'n Zuch ſind! Und alles janz akkurat abjepaßt. Und Hobelſpäne und Lumpen rin. Und richtig Petroljum mang jejoſſen. — Det is mir doch allens niſcht Neies, Mutter! Ick war ja ſechs Jahre uff Wanderſchaft!

Fr. Fielitz.
Nu ebens! das meen ich doch ebens och.

Fielitz.
Det jeht mit Schwamm und det jeht mit Strippe, man feſte rin in Salpeter jeſtippt.
Det mach ick mit Brennjläſer, ſag ick dir! Uff zwanzig Schritte Entfernung jeht det! — Is allens ſchon dajeweſen, Mutter. Mir allens niſcht Neies. Kenn ick doch!

Fr. Fielitz.
Grabow hat wieder uffjebaut. Hätt a ſich halt kee Herze gefaßt, da läg a halt längſt uff der Straße draußen.

Fielitz.
Ja, wenn erſt ma't Waſſer bis hierher ſteht, ick meene: bis oben an Halſe ruff, denn mag det ja woll och'n ander Ding ſind.

Fr. Fielitz.
Mancher verpaßt 's och, bis a verſauft.
Die Hausſchelle bimmelt.

Fielitz.
Stell mech de Kiſte! Jeh und mach uff!

Amtsvorſteher von Wehrhahn tritt ein. Dicker Düffelpaletot, Schaftſtiefel, Pelzmütze.

Wehrhahn.
'n Abend, Fielitz. Was machen die Stiebeln?

Fielitz.
Janz fix und fertig, Herr Amtsvorſteher.

Fr. Fielitz.
Da mach ock a eenziges biſſel Licht, daß de der Herr von Wehrhahn und ſiht was.

Wehrhahn.
Na, was hat ſich, was thut ſich, Mutter Wolffen?

Fr. Fielitz.
Ich bin keene Mutter Wolffen ni mehr!

Wehrhahn.
Sie is woll ſehr ſtolz jeworden, was? Was, Fielitz, ſie trägt woll ſehr hoch 'n Kopp? Is ihr woll ſehr in de Krone jeſtiegen?

Fr. Fielitz.
Na, hern Se ock, was denn? das biſſel Heiraten? Ich hätte als Witfrau viel ſcheener gelebt.

Fielitz,
der die Leiſten aus Wehrhahns Stiefeln genommen hat
Denn wärſte man ruhig jeblieben Witfrau!

Fr. Fielitz.
Hätt ich ehnder gewußt, was du fer a Kerl biſt, da hätt ich's woll ni a ſo eilig gehabt. An alen, krumpbeenigen Kracher, wie dich, den hätt ich noch alle Tage beſehn.

Wehrhahn.
Na ſachte, ſachte!

Fielitz.
J. laſſen Se man!
Mit faſt kriechender Unterwürfigkeit
Wenn Se ſo jut wollten ſind, Herr Vorſteher, und gnädigſt den Rechten ma' runterzieh'n. Erlauben Se man: ick mache det ſchon. So. Wenn Se nu wollten ſo jütig ſind, den Fuß ma ſtellen hier uff de Kiſte.

Fr. Fielitz,
mit der brennenden Lampe.
Wie geht's denn der gnädigen Frau, Herr Baron?

Wehrhehn.
Jch danke, es jeht ihr ja ſonſt janz jut. Sie jammert blos immer nach Mutter Wolffen ....

Fr. Fielitz.
Nee, ſehn Se, das geht Jhn' auch wirklich ni mehr. Jch hab Jhn' gutt dreißig Jahre gewaſchen. Da kann ma's woll ſatt kriegen, ſehn S' amal an. Jch will Jhn'

amal meine Beene zeigen: da ſtehn Ihn' de Adern raus, wie meine Fauſt. Das kommt von dem ewigen Stehn am Waſchfaſſe! Und Froſtbeulen hab ich Ihn' ieberall. und Reißmatichtig ei ſämtlichen Gliedmaßen. Das nimmt gar kee Ende mit Dokteriern! Ich muß mich reen ganz in Wolle einpacken und derbeine, da frier ich a ganzen Tag.

Wehrhahn.
Jewiß, Frau Wolffen, ich glaub's Ihnen ſchon.

Fr. Fielitz.
Ja frieher, da nahm ich's mit jedem uf. Da hatt ich Ihn ane Konſtruktion, da konnte der zehnte erſcht mit mir mitmachen. Aber heute . . . . . o je! Da ſieht's anderſcher aus.

Fielitz.
Schrei man noch'n bisken lauter, wenn't jeht.

v. Wehrhahn.
. . . . Ich kann's Ihnen jar nich verdenken, Frau Fielitz. Wer ſo jearbeitet hat, wie Sie, der mag ſich jetroſt mal die Ruhe jönn'.

Fr. Fielitz.
I na! Wer weeß och. Das läßt ſich noch halten. Ma hat ja ſei Auskommen. Immerzu.
Giebt **Fielitz** ein freundſchaftliches Kopfſtück.
Er macht ja derwegen jetzt o ſeine Sache. Mir ſein, mecht ma ſprechen, keens ni faul. Aber, wenn ma ock ebens und wär geſund! Uff a Sonnabend muß ich ſchonn wieder zum Dokter. Da tutt a mich immer jelektriſieren —

a ſo mit der Jelektriſiermaſchine. Ich kann ja niſcht ſagen, 's ſchlägt mir ja an. Aber erſchtlich immer das nei nach Berlin fahrn — und eemal jelektriſieren fünf Mark. Da weeß ma och manchmal garnich, wo hernehm'n.

Fielitz.
Stopp du blos de Dokterſch Jeld in Hals!

v. Wehrhahn
tritt auf mit dem neuen Stiefel am Fuß.
Wir werden alle nich jünger, Frau Fielitz. Ich ſpüre das auch janz jewaltig bereits. Naturjeſetz! Nich jejen anzuſchwimmen! Da heißt es janz einfach: ran an' Baß. — Und übrigens haben Sie jarnich zu klagen. Ich hab ja vorhin eben wieder jehört . . . der Schwiejerſohn hat ja ſehr jut beſtanden. Na alſo! Jeht ja doch alles nach Wunſch.

Fr. Fielitz.
Nu freilich, das hat een och wirklich gefreut. Erſchtlich wird a ſich jetze viel beſſer kenn forthelfen, nu a doch ſo was wie Bauführer is, und dann o . . . . a hat ſich's o ſonſte verdient. — Was der ſer an Kindheet hat durchgemacht! Nu da! Mir is o ni ſehr gut gegang'n, aber ſo an Vater und ſo a Weib . . . .

v. Wehrhahn.
Schmarowski is'n jediej'ner Menſch. Um Schmarowski is mir nie bange jeweſen. Da hat ihre Adelheid Jlück jemacht! — Sehn Sie, ich hab's Ihnen damals jeſagt! — Sie kamen doch damals zu mir jelaufen, als die Sache beinahe in die Brüche jing, und ich hab Sie an Paſtor Friederici jewieſen: — da konnen Sie ſehn, was Seelſorje is.

'n junger Mann is'n junger Mann, und wenn er ſich chriſtlich und ord'ntlich hält, deßwejen kann er ſich auch mal verjeſſen. Naturjemäß jreiſt dann der Seelſorjer ein.

Fr. Fielitz.
Nee, nee, ja, ja, da wer'n Se ſchonn Recht hab'n. Das vergeß ich Ihn och in Herr Paſter ni! — Wo Schmarowski das Mädel that ſitzen laſſen, die hätte ſich heilig's Leben genommen!

v. Wehrhahn.
Da hätten wir jleich mal'n Beiſpiel, Frau Fielitz, wenn Kirche und Paſtor am Orte iſt. Das Jotteshaus, was wir jemeinſam jebaut haben, hat heute ſchon manchen Sejen jebracht. Ju'n Abend alſo, leben Sie wohl. — Ja, was ich noch ſagen wollte, Fielitz: die Flottenverſammlung iſt Montag früh. Sie werden doch ſicher zujejen ſein?

Fr. Fielitz.
Natürlich kommt a.

Fielitz.
Nu janz jewiß.

v. Wehrhahn.
Ich kann Sie auch nicht entbehren, Fielitz. Komm' Sie mal Sonntag noch mal bei mir ran. Wichtig iſt, daß wir uns vorher verſtändigen. Ich bringe jewiſſe Punkte vor .... jewiſſe markante Punkte, Fielitz, da müſſen wir kräftig zuſammenjehn. Ju'n Abend alſo! Verjeſſen Sie nich — 'ne ſtarke Flotte müſſen wir haben!

Fielitz.
Det jeht och ohne 'ne Flotte nich!
von Wehrhahn ab.

Fielitz.
Nimm man det Licht raus! Sei man ſo jut!

Fr. Fielitz.
A ſo a Haſe wie du biſt, Anton! Du biſt ſchonn a richtiger Haſenfuß.
Sie nimmt das Licht aus dem Kiſtchen. Faſt im gleichen Augenblick öffnet **Rauchhaupt** die Thür und guckt herein.

Rauchhaupt.
Juten Abend, Meeſter! Stör ick och nich?

Fielitz.
— — — — —

Fr. Fielitz.
Ach — J! Immer rei ei a deutſchen Bund.

Rauchhaupt.
Is denn Schmied Langheinrich noch nich da?

Fr. Fielitz.
Wollt an komm'? Nee, a is noch nich hier.

Rauchhaupt.
Mir hatten uns extra herbeſtellt. — Ick hab och det Jrabkreuze mitjebracht. He, Juſtav! Bring et man rin, det Dinges.
Guſtav bringt ein ſchmiedeeiſernes Grabkreuz mit Inſchrift herein.
Stell et man uff det Kiſtchen hier druff.

Fielitz,
ſchnell.

Nee, laß man, Eduachd, det zerbricht.

Rauchhaupt.

Denn lehn et man immer jejen de Wand.

Fr. Fielitz.

Da ſeid Ihr nu endlich fertig dermitte!

Ruft zur Thür hinaus.

Leontine! Kannſt amal runter komm'.

Rauchhaupt.

Ick habe man ens zuviel anderſch zu thun. Ick baue doch wieder 'n neies Jlashaus.

Fr. Fielitz.

Schonn wieder a neies? Da hert's doch vond uf. Sie ſein och der reene Maulwurf, Rauchhaupt. Was der Mann a ſo ei der Erde wihlt!

Rauchhaupt.

Da is auch'm Menſchen am wohlſten, Meeſtern. Mir ſind ja doch alle aus Erde jemacht, mir wer'n ja auch alle wieder zu Erde. Warum ſoll ma da nich in der Erde rummwihl'n?

Riecht in die Schnupftabakdoſe, die **Fielitz** ihm hinhält.

Det is och man Erdjeruch, Meeſter Fielitz, det riecht wie friſche Erde ſo jut.

Leontine, Schweere umgehangen, Fingerhut auf dem **Finger,** kommt herein.

Leontine.
Hier bin ick, Mama. Wat ſoll ick denn nu?

Fr. Fielitz.
A bringt Papa ſein'n Zephitaph.
Leontine und **Frau Fielitz** betrachten das Grabkreuz gedankenvoll.

Fr. Fielitz.
Steck m'r amal das Licht an, Mädel.
Sie übergiebt ihr das Talglicht, womit ſie bisher experimentiert hat.
Mir woll'n uns amal de Schrift ſtudier'n.

Rauchhaupt.
— Jck habe da ſehr drieber rumjedoktert. Nu is et mir aber zu Dank jewor'n. Heut kenn Se'n Kirchhof dreimal abſuchen, det is Jhn de ſcheenſte Jrabſchrift is det. Da drieber hab ick mir ſelbſt ieberzeugt.
Er nimmt auf dem Schuſtertritt Platz und füllt ſich die Naſe neuerdings mit Schnupftabak. **Frau Fielitz** leuchtet und buchſtabiert.

Fr. Fielitz.
Hier ruht in ....

Leontine,
weiter leſend.
Jn Jott.

Rauchhaupt.
Ja, et heeßt in Jott. Jck wollte erſt lieber ſchreiben: in Herrn, aber ſehn Se, — det kann heute jeder ſind.

Fr. Fielitz
lieſt weiter, mit zittriger Stimme.

Hier ruht in Gott der unverjeßliche Zimmermann …
losheulend.
Ach nee, das war Ihn …. das is Ihn zu ſchrecklich! Das war Ihn der beſte Mann von der Welt! Aſo een, wie der war, das kenn' Se mer globen, aſo eenen giebt 's heute gar nich mehr.

Leontine
lieſt weiter.
…. der unverjeßliche Zimmermann Herr Julian Wolff ….
Flennen.

Fielitz.
— Na laßt et man jut ſind, verſteht a woll? Von det Flennen da ſteht keen Toter nich uff.
Giebt **Rauchhaupt** die Schnapsflaſche.
Hier, Eduachd, ſtärk dir! Nutzt allens niſcht!
Er ſteht auf und klopft die blaue Schürze ab, wie jemand, der ſein Tagewerk beſchließt.

Rauchhaupt,
mit der Flaſche weiſend.
Det Versken hier ha' ick nu ſelber jemacht. Ich will et man vorſprechen, horcht man zu:

„In Herzen ſind wir alle Sünder,"
n jeder kann det noch lange nich! —
„In Herzen ſind wir alle Sünder"
„Der Bettler, wie der Prinz nicht minder."
„Doch dieſes Mannes Herze war"
„Unſchuldig und wie Waſſer klar."

Die Frauen weinen ſtarker. Er fährt fort.

Det mußt ick mit Kremſer Weiß ieberſehn, und det hier, det „Jott“, det is preußiſch blau.

Er trinkt.

Schmied Langheinrich kommt.

Langheinrich,

immer begehrlich **Leontinen** ins Auge faſſend.

Nu ſage man, Rauchhaupt, Menſchenskind, ick ſuch dir ja ſeit 'ne halbe Stunde! Ick denke, ick ſoll dir abhol'n, Quatſchkopp. — Na, is et denn nu zur Zufriedenheit?

Fr. Fielitz.

Ach, laßt mich doch alle mit'nander in Frieden! Wenn ma erſt amal ſo an Mann verliert, wie ſoll man hernach mit euch Sch . . . . kerlen auskomm'!

Fielitz.

Komm, Ladewich, zieh dir mal ran 'n Schemel. Laß ſe man erſt zu Verſtande komm'.

Langheinrich,

pfiffig und luſtig.

Na ja, det ha ick och immer jeſagt: det Sterben, det hat der Deibel erfunden.

Fr. Fielitz.

Wir war'n ieber zwanzig Jahre verheirat. Aber auch ni nich a eenziges beeſes Wort. Und wie der reelle war, bis uf a Fennig! Der hätte Keen nich um an Fennig gebracht. Und nüchtern! Der kannte erſcht gar erſcht keen Schnaps. A ſahn nich an, man konnten dreiſt hinſtell'n.

Und wie der die Kinder derzogen hat! Ihr denkt blos an's Karteſpiel'n und Schnapsſaufen . . . .

Leontine.
Juſtav pläkt mir die Zunge raus.

Rauchhaupt
bekommt einen Schuſterleiſten zu faſſen und ſtürzt jähzornig auf **Guſtav** zu, der **Leontinen** Grimaſſen geſchnitten und die Zunge herausgeſteckt hat.
Kanaille! Dir hau ick 'n Schadel ein! — Det Schindluder bringt mir noch in die Jrube. Ick ärgre mir noch mal 'n Dod an 'n Hals.

Langheinrich.
Det arme Luder verſteht et ja nich.

Rauchhaupt.
Wenn doch det Schindaas krepierte, verfluchte! Sonſt were ick noch mal ſo fuchsdeibelswild, ick verjreif mir noch mal an't eijne Fleiſch.

Fielitz.
Ick thät ihm doch interminieren uf Dalldorf, denn biſte den Aerjer doch los, akkurat. Soll ick dir machen 'ne Einjabe, wat?

Rauchhaupt.
Verſteh ick mir etwa nich uf Einjaben? Da heeßt et: er is nich jemeinjefährlich. — Det is allens Dalldorf, die janze Welt! — Det er Klamottziegeln nach mir ſchmeißt, det er Schlöſſer ausſchraubt und Hausſchlüſſel ſtehlen dhut, det halten ſe nich for jemeinjefährlich. Och, det er und frißt mir

die Tulpenzwiebeln, det halten ſe allens nich dafor. Da kann ick man immer ſehn, wo ick bleibe.

Fr. Fielitz.

Wie is'n das neilich bei Grabow'n gewor'n? Wie neilich der „preuß'ſche Adler“ abbrannte?

Langheinrich.

I. Jrabow, der hat et netig jehat. Keen Juſtav hat det nich anjeſtochen. Da hat der keen Juſtav zu nich jebraucht.

Fr. Fielitz.

's heeßt doch, a gokelt immer mit Streichhölzern.

Rauchhaupt.

Juſtav? Jokeln? Na immerzu. Wo der man 'n Zindhelzken uffſtöbern dhut, denn is och 't Malheur ſchon ſo jut wie fertig. Ick brauche doch Decken zu meine Treibhäuſer, da ha' ick mir doch ſo'n Schuppen jebaut. Da ha' ick det Stroh alſo unterjebracht. Na, ſiehſte woll! wat ick Ihn ſage, Meeſtern: det hat mir der Schweinhund abjebrannt. Et war hellichter Dag, da hat's keener jemerkt, und ick habe ja Planken um't janze Jrundſtück. Det kniſterte wech, det war man ſo'n Puff! — Aber Jrabow, der hat et alleene beſorjt.

Fr. Fielitz.

Aſo was thät ich doch anzeigen, Rauchhaupt! Ich meene, das mit dem Strohverbrenn'!

Rauchhaupt.

Ick ſteh mir mit Schandarm Schulzen nich. Det is meiſtens ſo mit de Kollegenſchaft. Ick habe mir emeritieren laſſen. Det jefällt ihm nich. Det paßt ihm woll nich. Na ja. Jewiß doch, det mag ja woll ſind. Och det ick mein eijenes Jrundſtück habe, und det mir de Olle jeſtorben is. Jewiß doch, wo wär ick denn leujnen, wat? Et hat 'n par Daler abjeſetzt. Und det mir die Järtnerei wat einbringt .... det will er mir allens nich verjönn'. Denn heeßt et: Rauchhaupt, der hat et nich nötig. Laß der man ufpaſſen. Abjemacht.

Fr. Fielitz.

Fritze Grabow is doch fein raus jetztunder.

Langheinrich,

lebendig.

Det hat er mir zu verdanken all. Blos det ick bald eklich bei rin wär jeſchliddert. Weil, det ick doch Spritzenmeeſter bin. Ick hatte zu meine Jungens jeſagt ... Ick weeß nich, war ick nu'n bißken beſtrampelt? Ick hatte mir orndlich eenen bezähmt. Die janze Jeſellſchaft war anjeroocht! — Ick ſage: Jungens! man feſte ran, det blos keen Stein uf 'n andern bleibt, denn kriegt Jrabow Abzüje ieber Abzüje, und denn nutzt ihm der janze Klieter niſcht. — Det hatt ick 'n bisken laut jeſchrieen, und wie ick zwee Schritte rickwärts mache, da denk ick, mir ſoll 'n Affe raſieren: ſteht Schandarm Schulze und kiekt mir an. Proſt! ſag ick. Proſt, Herr Oberſcht-Wachtmeeſter! — Jrabow, der hatte ja Bier uffjelegt! - und denn war er jemietlich und trank mir zu.

Fr. Fielitz.

Ich weeß ni, daß da niſcht is rausgekomm'. Der is doch o gar kee Biſſel geriſſen. Wie hat ock der das aſo angeſtellt?

Langheinrich.

Fritze Jrabow'n hat jedet jern.

Fr. Fielitz.

A kann doch reen ni bis uf drei zähl'n. Und außerdem hat a doch ſchwern gemußt.

Rauchhaupt.

So 'n bisken ſchwiern, det ſoll wat ſind? Det ſe uff alle Fälle Beſcheed wiſſen: ick meene man, Meeſtern! Wer weeß et denn? 'n jedet kann mal vor ſo wat jeſtellt ſind. Janz einfach abdrehn 'n Hoſenknopp, indem det man janz jeruhig ſchwer'n dut. Probieren S' et man, det jeht wie jeſchmiert.

Lachen.

Fr. Fielitz.

A is wieder ſpaßig ufgelegt. Ich wer mer keen Hoſenknopp ni brauchen abdrehn. Aſo weit kann's ſchon nich komm' mit mir. — Wer kommt denn nu jetzt an de Reihe, Meeſter? 's wär' doch nu wieder mit ſachten Zeit. Es muß doch nu bald amal wieder ee's abbrenn'.

Langheinrich.

Det kann bei dem und bei jenem ſind. Bei Strombergern ſieht et ſehr mulmich aus, dem rejnet et in de Wohnſtube rin.

Na, ſcheen jut'n Abend! Spaß muß ſind.

Fr. Fielitz.
Wer ſoll denn nu hier mein heeßen Grogk trink'n?

Fielitz.
Hierjeblieben!

Langheinrich.
Nee, nee, ick muß fort.
Er umfaßt **Leontine,** die ſich läſſig und mit ſchnödem Geſichtsausdruck aus ſeinem Arm dreht.
Wenn Mutter mir unten nich pinken hört, denn komm ick zu Haus, denn ſchwimmt Ihn't Koppkiſſen.

Leontine.
Det is ja blos Eiferſucht, Mama.

Fr. Fielitz.
A is woll danach, die kann immer recht hab'n. Pack du dich an deine Arbeit ruff. — Wie jeht's d'n der Meeſtern?

Langheinrich.
Schlecht. Wie ſoll't jehn?

Leontine.
Du wirſt mir ſo lange hetzen, Mama, bis ick noch wer' de Schwindſucht kriejen.

Fr. Fielitz.
Vielleicht vo was anderm, vom Schneidern ni. — Hab dich ock pimplich, wie a Mann! —

Langheinrich,
die **Fielitzen** umfaſſend.

J. junge Frau, nich ſo kratzig ſind! Wo Jugend is, det will ſich och austoben. Und wenn't och man mit Schandarm Schulzen is!

Ab.

Fr. Fielitz.

Was ſoll denn das wieder heeßen, hä?

Rauchhaupt.

Meeſter! Meeſter! Jck ſchließe mir an.

Er ſteht auf, winkt **Guſtav**, der das Kreuz wieder aufnimmt.

Fr. Fielitz.

Was rennt ihr denn nu aſu plutze fort?

Rauchhaupt.

Jck muß nu och jehn, de Arbeet totſchlagen!

Ab mit **Guſtav**.

Fr. Fielitz.

Was huſt'n du wieder mit Meeſter Langheinrich? Du ſtellſt dich ja gar a ſu dämlich an.

Leontine.

Jar niſcht. Er ſoll mir in Frieden laſſen.

Fr. Fielitz.

Das wird a o gutt und gerne dahier! Wenn du dich aſo rumgähnen und rumrekeln thuſt, da wirſcht du dich gar weiter ni miſſen anſtreng'n: aſu eene braucht der woll ſicherlich nich.

Leontine.

Er is ja verheirat'!

Fr. Fielitz.

J, luſſ ock! 's is gutt. Du haſt keen Verſtand, weil de ebens zu tumm biſt. Du haſt a Kind und keen Mann ni derzune; Adelheid hat kee Kind und an Mann.

Leontine langſam ab.

Fr. Fielitz.

Wenn die ſich an Sache a biſſel thät wahrnehm' ... Langheinrich kann bale Wittwer ſein! — —

Fielitz.

Da kann ick mir och nich ſehr drieber erjötzen, det Schulze det Mä'chen ſo nachloſen dhut.

Fr. Fielitz,

kurz.

Ock ni mit'n Koppe durch de Wand!

Sie ſetzt ſich, nimmt aus einem Tiſchſchub ein Büchelchen und ſieht es durch.

Du haſt an Poſten. Na gutt. Warum ni! Das is ni zu ändern, 's is wie's is. Da muß ma ſich hitten von all'n Seiten. Laß du blos a Wachmeeſter Schulze in Ruh!

Haſt de a Brief von Schmarowski geleſen?

Fielitz.

J, Jott ja! det ſteht mir bis oben ruff. Mir hätte man eener ſoll'n det Jeld jeben, blos halb det, wat der ſo verbuttert hat! Aber nee: um mir hat ſich keener jekümmert, uff Bauſchule hat mir keener jeſchickt.

Fr. Fielitz.

Ich mechte ei aller Welt amal wiſſen, was du immer mit Schmarowski haſt?

Fielitz.

Nee, du! Jck nich. Mir jeht et niſcht an. Aber wenn du det Maul blos ufſperren dhuſt, denn will ick … verwett ick zehn Stiefelſohln: denn kommt och immer Schmarowski raus.

Fr. Fielitz.

Hat a dir was gethan, hä? Nu?

Fielitz.

Nee. Kennt ick nich ſagen! Wißt ick nich! Jck wollt et ihm och nich raten, Mutter. Blos wenn ick ihm ſehe, denn ſtick ick faſt. Hättſt ihn man ſelber ſollten heiraten.

Fr. Fielitz.

Ock dreißig Jahr jünger. Gerne genug!

Fielitz.

J, zieh doch bei deine Tochter hin. Man zu! Jmmer zu doch! Bei Adelheid. Denn haben ſe dir mang die Finger feſt, denn kannſte janz los werden deine paar Jräten.

Fr. Fielitz.

Das is a ſtrebſamer Mann dahier, der braucht wahrhaftig uf mich nich zu warten! — Mit euch is halt eemal keen Vorwärtskomm'! Statts daß ſe ſich helfen … i ja doch! nu da! da hackt eener blos uf a andern nei. — Schmarowski, das is a proweckter Kerl! An dem is kee nausgeſchmiſſnes Geld! Da is keene Angſt: der wird ſein' Weg machen.

Aber wenn du a wing was vom Leben verſtehn thäſt, da werd'ſt Du och wiſſen, was de machſt.

Fielitz.
Ick?? Wie denn? Woſo denn? Woſo denn ick?

Fr. Fielitz.
Was hat mir der Mäuermeeſter geſagt? Ich ha'n amal beſoffen geſehn, 's war wie ſe de Kirche gehoben hatten. Da ſagt a: Schmarowski, das is ein Hund! A weeß o, warum a das ſagen thutt. Der zeechnet ſe alle ei a Sack.

Fielitz.
Na, laß er man zeechnen, immer zu.

Fr. Fielitz.
I freilich! der werd immer ſitzen und zeechnen und de Mäuermeeſter wer'n fett drvon.

Fielitz.
Ick habe de Welt nich injericht'.

Fr. Fielitz.
Nee! Aber du hältſt o de Welt ni uff.

Fielitz.
Det will ick och nich.

Fr. Fielitz.
Du hältſt ſe ni uff, Fielitz! de Welt ni und mich ni. Abgemacht!
Sie hat das in leicht höhniſcher, halb verlegen lachender Weiſe geſagt und packt nun erregt ihr Büchelchen weg.

Fielitz.
Mutter, ick kann mir nich anders rausfinden: ick denke immer, et rappelt bei dir.

Fr. Fielitz.

Da hat's woll bei Grabow'n gerappelt, was? Deßhalb wohnt a och jetzt in a'm neuen Hauſe. — Ich winſchte, es thät amal rappeln bei dir. Aber wenn dich kee andrer nich rappelt, Fielitz, da bäckt dir der Arſch an a Schemel feſt.

Fielitz,

mit Entſchiedenheit.

Mutter, ſchlag dir det man aus'm Kopp. Ick ſag et dir janz im Juten, Mutter! Ick jebe da meine Hand nich zu. Denn warum? Ick weeß, was det uff ſich hat. Soll ick mir noch mal in ſo wat rinſtürzen? Zu ſo wat bin ick nich jung jenug.

Fr. Fielitz.

Ebens weil de a aler Kracher biſt, da ſollt'ſt de derſch grade erſcht recht ieberleg'n. Wie lange werſcht du noch machen dahier, du bringſt doch ſchun heute niſcht Rechtes mehr uf. Was haſt du an Wehrhahns Stiebeln gemurkſt! bald ieber zwee Wochen hat das gedauert . . . .

Fielitz.

— Na, Mutter, lieje man nich zu doll . . .

Fr. Fielitz.

Dei Schuſterier'n, das is fer de Katze! Ich bin niſcht meh wert, und du biſt niſcht meh wert. Aſo is Punktum! Ich thu mich ni ausnehm. Und wenn ma ſich da keen'n Rickhalt ni ſchafft, da muß man zuletzte doch noch uf a Bettel. Da mag ma ſich ſperrn, aſu viel, wie ma will.

Fielitz.
— Mutter, mit dir is et ſonderbar: det is wie ſo 'n Deibel, wenn et dir packt. Erſt tunkt et ſo uff, Jott weeß, wo et herkommt. Denn is et da, und denn is et fort. Denn kommt et pletzlich mit eenmal wieder, und denn laßt et dir aber ſchon jar nich mehr los. Ick ha och ſchon ſchwere Kunden jekannt ha ick, aber, Mutter, denn, Mutter, kann ick dir ſagen: denn ieberläuft et mir manchmal kalt.

Fr. Fielitz
hat das Buch wieder herausgenommen und ſich hinein vertieft.
Was haſt de der nu hier derbeine gedacht? Mir ſein hier mit Siebentauſend verſichert.

Fielitz.
Jedacht? Ick habe mir jar niſcht jedacht.

Fr. Fielitz.
Was hier a dem Hauſe dran is dahier, das is ebens der Grund und Boden, ſonſt niſcht.

Fielitz
ſteht auf, zieht ſich den Rock an.
Laß mir zufrieden, verſtehſte woll!

Fr. Fielitz.
Na, etwa nich? Na, nu her' aber uff. Das hab ich ernt noch frieher geſehn hier, da war'n mir erſcht lange noch gar ni verheirat'. Das hat mir Schmarowski ſchon zehnmal geſagt: das wär hier a Platz fer a großes Haus. Und wer da Verſtand hat: 's is och nich anderſch! — Nu

ſieh amal: drieben, da is de Ap'theke! A Stickel ſchrägieber links is de Poſt! A Sticke ruf is de Bäckerei: der hat ſich an ſcheenen Laden gebaut. Vier neie Villas ſein wieder entſtanden, und wenn mir amal jelektriſche Bahn kriegen, da ſein mir hier mitten im Centrum dahier.

Fielitz
im Begriff zu gehen.
Ju'n Abend!

Fr. Fielitz.
Willſte noch fortgehn heut?

Fielitz.
Ja! Denn ick kann det nu nich mehr abhalt'n. — Hätt ick jewußt, wat du for'n Menſch biſt . . . ick habe dir blos nicht ſo jekannt . . . . denn ſollt ick mir det woll ieberlejt hebb'n. Det hätt ick mir fimfmal ieberlejt.

Fr. Fielitz.
Du? Was denn? Was hätt'ſt de dir denn ieberlegt?

Fielitz.
Soll ick mir laſſen zu ſo wat anſtiften . . . .

Fr. Fielitz.
Was denn? Was hätt'ſt du dir denn ieberlegt? Du haſt dir eim Leben niſcht ieberlegt! Aſo a Ceſaltspinſel wie du . . . . ſo eener und ieberlegen dahier! Da mecht o a ſcheener Blechwitz rauskomm'.

Fielitz.
Mutter, ick jebe dir det zu bedenken . . . .

Fr. Fielitz.

Anſtiften! was denn? Wer ſtift' dich denn an? — — Die ale Kaluppe wird amal abbrenn'. Die wird amal abbrenn', ſo oder ſo. 's wer denn, ſe bricht uns noch vorher zuſamm'. Die quetſcht ſich doch zwiſchen a Häuſern nei, ma muß ſich ja ſchämen, wenn ma ſe anſieht.

Fielitz.

Mutter, ick jebe dir det zu bedenken . . . .

Fr. Fielitz.

I, mach, daß de blos aus de Haustiere kommſt! Ich wer' och bald meine Sachen packen. Du kannſt ja zum Vorſteher rieber gehn. Meinswegen! Ich ha' dich ja angeſtift'.

Fielitz.

Mutter, ick jebe dir det zu bedenken . . . . . paß uff, det de dir nich de Schnauze verbrennſt! Denn, wenn ick und ick . . .

Fr. Fielitz

macht Miene, ihn hinauszuſchieben.

Immer naus! Immer geh! Immer fort mit Schaden! Je eher, je beſſer! Was willſt de denn noch?

Fielitz,

außer ſich.

Mutter, ick hau dir 'n Ding iebern Dätz! — Willſt du mir rausſchmeißen? Wat? Aus de Werkſtelle? Is det hier deine Werkſtelle, wat? Ick wer' dir lehren, machte du man!

Fr. Fielitz.

— — — Na, ich warte ja immer! Du kannſt ja losleg'n! Du werſcht m'r a ſolches Männdl, du, du! Immer komm! immer komm! immer faß d'r a Herze! Ich wer' m'r a Huſten zuricke halt'n, ſonſte huſt ich dich noch bis nei nach Berlin.

Fielitz,

in ohnmächtiger Wut, ſchmeißt einen Stiefel gegen die Wand.

Ick haue die janze Werkſtatt zuſamm'! Da ſchlag doch det Donnerwetter rin! Dat ſoll doch jleich alles beim Deiwel jehn! Bin ick denn janz und jar verrückt? Behäng mir mit ſo 'n Satan von Weibsbild und könnte det ſcheenſte Leben leben. Den erſten hat ſe in't Jrab jebracht, un nu bin ick der Schafskopp und liefre mir aus. Aber wachte man du, det jeht nich ſo leicht: eher ſchmeiß ick dir noch zum Tempel raus, eh det ick mir laß in die Pfanne hau'n, und laſſe mir janz jehörig abfind'n. Ick nich! Ick nich! Det merke dir man.

Fr. Fielitz.

Na, gibb d'r blos erſcht keene Miehe, Fielitz . . . .

Fielitz.

Ick nich! ick nich! da verlaß dir man druff! Mir kriegſte nich unter! Det merke dir man.

Er hat ſich erſchöpft niedergeſetzt.

Fr. Fielitz.

— — Na, willſt de ernt noch an Stiefel, hä? Sonſte: alte Stiefeln hat's ja genung. —
Du haſt mich woll aus Verliebtheet geheirat'?

Fielitz.
Det mag Jott im Himmel wiſſen, warum!

Fr. Fielitz.
— Zimlier ock amal, da wird dir 'ſch ſchon einfall'n. Aus Mitleed verleichte? Wie? Oder nich? — Oder wärſch ernt mei Ausgeborgtes geweſen? — Na ſichſte's! Ich globe, das werd's woll ſein.
Du kannſt vor mir hundert Jahre leben!
Das is ebens immer dieſelbe Sache: ihr wißt's eben's nich, wer's gutt mit euch meent. Das war mit Julian o nich viel anderſch. Und wenn 's halt dem anach wär gegang'n, da könnt ich heut freilich o niſcht nich derſpart hab'n.
Ma meents ebens viel zu gutt mit euch.

Fielitz.
Und denn ſoll ick jehn und een Streichholz nehm' und ſoll mir det Dach iebern Koppe anſteck'n?!

Fr. Fielitz.
Daß du wirſcht bau'n miſſen, haſt du gewußt. Das ha ich mer o uff der Stelle geſagt und bau'n kuſt Geld, das is ni zu ändern. Unſe paar Fennige lang'n da ni. — Wenn mir hier hätten a richt'ges Haus ſtehn .... Schmarowski, dar wär uns ees ufbaun! Na he! Da kennten ſich alle mit'nander verſtecken. Du hätt'ſt deinen ſcheenen Laden dahier. Ma thät a par hundert Thaler reinſteck'n und verkooft'n ganz einfach unſe Fabrikſchuh. Willſt de noch Flickerei iebernch'm, da ſetz' de dr halt 'n Geſell'n hin.

und wenn de willſt auch amal etwa a Stick mach'n, da haſt de meinswegen Zeit genung.

Fielitz.
Ick weeß nich! Mir jeht det iebern Verſtand. Ick denke, ick hab'n Stick Jeld in de Hand .... ick denke, ick wer'n Stick Jeld in de Hand kriej'n! Det Lädeken anbau'n, det is doch 'n Spaß! Det hab ick mir allens ſo ausjedacht! So mit die Rejale und allens und ſo! 'n Rejulator wollt ick mir hinhäng'n! — Nu ſitzte uf deinem Jeldſacke druf, jrade wie ſo'n Zerberus.

Fr. Fielitz.
Das is ni ock, daß ma das aſu hinſchmeißt! Das hat ma ſich wohl ernt ſauer verdient.

Fielitz.
— Ick habe doch aber ſchon wat ufn Kerbholz. Soll ick denn wieder trill'n, wat?

Fr. Fielitz.
J. Fielitz, morgen is och noch a Tag. Ma muß och ni alles gar aſo ernſt nehm'! Ich ha ja och eeg'ntlich blos Spaß gemacht. —
— Geh nieber zu Grabow'n, trink' a Glas Bier! —
A jedes ſoll halt zufrieden ſein! Und wenn du keen Schuhladen ni kannſt uffmachen, da mußt de halt weiter murkſen dahier. Und wenn de kannſt nie keen Regulator ni koofen — a guttes Gewiſſen is och was wert.

Zweiter Akt

Die Schmiede des Meiſter Langheinrich. Das kleine Haus tritt ſchräg in die Dorfſtraße herein. Der überragende Fachwerkgiebel iſt durch hölzerne Träger geſtützt. Der untere, freie Raum bildet den Schmiedeplatz. Hier ſtehen Räder angelehnt, ein Pflug, Radreifen, Roheiſen ꝛc. Auch ſteht ein Amboß im Freien und mehrere Werkzeugſchemel. Hinter dem Haus hervor, ſchräg herein, das Geſtell eines Brettwagens. Das linke Vorderrad iſt abgenommen und die Achſe mit einer Winde gehoben.

Durch das Thor zur Werkſtatt ſieht man Schmiedefeuer und Blaſebalg.

Der Schmiede gegenüber, auf der linken Seite der Dorfſtraße, die ſich nach hinten in einer Wendung verliert, iſt ein Plankenzaun. Ein kleines, verſchloſſenes Pförtchen führt auf die Straße.

Wolkiger Tag. Wind.

Dr. Boxer, in Schlapphut und leichtem Ueberzieher, ſtreckt einen Schmiedehammer. **Ede** halt ein Hufeiſen in der linken, einen kleineren Hammer in der rechten Hand und ſchaut zu.

Ede

zählt.

. . . . zweeundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig und eens macht fünfundzwanzig und noch eens macht ſechsundzwanzig. — Herr Jott noch ma, ſchon een Loch weiter, wie ich! Und ſiebenundzwanzig und achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig. Aller bonkör, Dokter! Jut jemacht! Det macht woll de Seeluſt?

Dr. Boxer.

Kann ſchon ſein. Sie ſehn, ich hab's noch nicht ganz verlernt, Eduard.

Ede.

I, weeß der Deibel! Det kreppt mir ſehr. Nu woll'n wir noch mit Jewichte probiern. Ick ſtrecke bis anderthalb Zentner, Dokter. Sie ſtrecken doch anderthalb Zentner nich?

Dr. Boxer.

Weiß nicht. Kommt auf 'ne Probe an.

Ede.

Wat? Anderthalb Zentner woll'n Sie ſtrecken? Da mißten Sie ja 'n Herr Kules ſind. Det lern' Se doch uff de Schiffe nich: Sie ſind doch for Totendokter jereiſt, denk ick, und doch als keen Kettenſprenger nich!

Sie, ſehn Sie ma dort det Männeken an, det dort bei Fielitzen rin in't Haus will. Det is Mutter Fielitzens Schwiejerſohn.

Dr. Boxer

ſchmunzelnd.

Der ſieht ja wie 'n Konſiſtorialrat aus.

Ede.

Jawolloch! det is Konzitorialrat Schmarowski. — Mumum, Kiekik! Die Olle is fort, mitſamt ihrem

Hallelujaſchuſter. Da wird heut mit Pinke-Pinke niſcht ſind. Denn ſehn Se: der kommt und denn will der och Jeld hebb'n. Der is in Dalles, ſonſt kommt der nich!

Dr. Boxer.

Die Fielitzleute ſind heut nach Berlin, ich hab ſie heut Morgen am Bahnhof getroffen. Der Schuſter iſt wohl 'n bischen nich recht?

Ede.

Woſo? Det is uf's Amt nich jemeld't. Det is all 'n ausjetragner Junge .... Nee! det der verrückt wär', wißt ick nich.

Dr. Boxer.

Er ſchwatzte ſo blödes Zeug durcheinander und ſah mich beim Reden gar nicht an.

Kerl ſah aus wie's leibhaftige böſe Gewiſſen. 'n Gewiſſen hat der doch aber nicht.

Ede.

Sie! Wo Se damals ſind rinjefallen, de Hausſuchung, wo Se doch haben jemacht, da is Schuſter Fielitz mit mang jeweſen. Det Süppchen hat der ihn mit injebrockt. Die Schulzen guckt aus dem Giebelfenſter.

Schulzen.

Ede!

Ede.

Wat is?

Schulzen.

Ob Meeſter Langheinrich noch nich da is?

Ede.

Na janz natürlicherweiſe doch. *Die* ***Schulzen*** *verſchwindet vom Fenſter.* ***Ede*** *tritt unter den Giebel zurück.*
Fix! Nehm' Se ma eens den Hammer, Dokter, und machen Se ma 'n bisken mit. Wenn Se noch ſo bei Kräften ſind, denn ſollten Se det doch och nich verlernt haben?

Dr. Boxer.

Ich habe geſchloſſert auf Deubel komm raus, wenn mir auf dem Schiffe die Zeit manchmal lang wurde. Da hatt ich die ſchönſte Gelegenheit.

Ede.

Dokter und Schloſſer und wat denn nu noch . . . . Wurſchtmacher ſind Se woll nich jeweſen?

Dr. Boxer.

Ich habe ſogar auch mal Würſte gemacht.

Ede.

Die hat aber jewiß keener freſſen jemocht?

Dr. Boxer.

Das hätt ich auch keinem geraten, Eduard. 's war nämlich hauptſächlich Arſenik drin. Wir konnten uns gar nicht mehr helfen vor Ratten.

Ede,

im Begriff loszuhämmern.

Brrr! Vor ſo'n Salami bin ick nich. Nanu, Dokter, fix, ma rin in't Jeſchäft. De Meeſtern muß denken, det zweee arbeeten, ſonſt nimmt det Fragen keen Ende nich.

Dr. Boxer.
Wo iſt denn der Meiſter ſo früh ſchon hin?

Ede.
Det is 'n Jeheimnis, ſehn Se ma an! Det pfeifen de Spatzen uff de Dachrinne.
— Dokter, bring' Se det Rad ma ran. Da kenn Se ſich jleich ma'n bisken verdient machen — ſo richtig ma um 'n preißſchen Staat! nämlich der Brettwagen jehört'm Revierförſter. — Det kann Jhn ja woll nich ſchädlich ſind?

Dr. Boxer.
Nee! Ueberhaupt: ich muß mich lieb Kind machen.
Er rollt das Rad langſam und es entgleitet ihm rückwärts.

Ede.
So leichte jelingt Jhn det aber nich! Det weeß der Deiwel, die ſind nich verjeßlich. Er fängt das Rad auf. Halt, det de Jeſchichte nich rückwärts jeht: de Weltjeſchichte muß vorwärts, Dokter! Da ſtemm ick mir immer noch jejen an.

Dr. Boxer.
Man blos mit 'n Fingern vorſichtig ſein!
Er nimmt ein Schurzfell um.
Wird denn der Meiſter noch lange fortbleiben?

Ede
pfeift.
Det richt' ſich janz nach de Schwierigkeit.

Dr. Boxer.
Warum pfeifen Sie denn ſo bedeutungsvoll?

Ede.

Meine elf Jeſchwiſter ſind muſikaliſch, woll'n S' et jlooben, blos ick bin Schmied. *Beide arbeiten eine kleine Weile an dem Rade herum, dann fahrt* **Ede** *fort.* Det wär keene ſchlechte Kamedie, Sie! Da kenn' Se ma wat annonzieren, Dokter. Da kenn Se eens wat mit verdienen all. Det is richtig wat, ſo wat for Kinder is det! Sie ſind nun ſo lange ſchon fort jeweſen, deßwejen wiſſen Se nich ſo Beſcheid. Da kennt ick Jhn' eens wat erzählen, Dokter, wat hier ſo bei Dage ſo umjehn dhut. — Kenn' Se de jucht'ne Leontine?

Dr. Boxer.

Bedaure ſehr lebhaft! Kenne ich nicht.

Ede.

Wat? Und da woll'n Se hier aus 'n Ort ſind? Und kenn' det jucht'ne Mä'chen nich? Det kann mit Jhn nich recht richtig ſind.

Dr. Boxer.

Ach ſo, Leontine! die Tochter der Wolffen. Wegen der hab ich mal ſchauderhaft Prügel gekriegt.

Ede.

Nu hätten Se ſoll't vor zwee Stunden hier ſind. Da ſchlampte ihn erſchtlich det Mä'chen vorbei. Nee! Erſcht Mutter und Vater ausjezogen .... Noch janz jejen ſieben in't Morjengrauen! Und denn Leontine um Uhre acht: umjekickt und Haus abjeſchloſſen und nu immer hin und her ſpaziert und jewart und jekratzt und Augen jeſchmiſſen und zu juterletzt hier vorbeijejang. Der Meeſter, hui! Schätzken, wo jehſt du hin? — Und denn nach 'ne Weile kam Schandarm Schulze und ſtiebelte hinter de Juchtene her. — Denn wieder der Meeſter: Schurz'ell runter, und, heidi wat haſte, nach wie 'n Hirſch. So war det. So hätten Se det kenn' beobachten, det andre wird nich zu beobachten ſind.

Da kommt ja der Meeſter ſchon anjewichſt. *Er beginnt ſogleich eifrig zu arbeiten, thut, als wenn er den Meiſter* **Langheinrich**, *der friſch und eilig kommt, jetzt erſt entdeckte.* Endlich! Jut, det Se da ſind, Meeſter! Det reißt mit de Nachfrage jar nich ab. Hebben Se ſe noch jetroffen, Meeſter?

Langheinrich

kurz abweiſend.

Wat denn?

Ede.

Ick meene dem Omnibus.

Langheinrich.

Schnauze! Ick habe Jeſchäfte jehat. — Nu ſoll mir doch eener 'n Dahler ſchenken, wenn det hier nich Dokter Boxer is! Wie jeht 's denn? Wie ſteht 's denn! Wat machen Se denn? Wieder in Hafen injeloofen? Nu ſind Se doch aber wech jeweſen, det miſſen doch reichlich drei Jahr ſind? Na ja. Det is .... ſo verjeht de Zeit.

Dr. Boxer.

Ich will mich hier niederlaſſen, Langheinrich. Das heißt, ich habe die Abſicht, wenn 's geht. Ich möcht es nu auch mal zu Hauſe verſuchen.

Langheinrich.

Zu Hauſe is 's immer am beſten, jawoll! Zwar 't is eener hier, 'n Doktor, Herr Dokter! wir haben een', der tocht aber niſcht: Dem ſoll ja mal ſind wat bejegnet ſind mit ſo 'ne Ohrfeige oder dergleichen. Da ſoll er von tiefſinnig ſind jewor'n. Det is aber niſcht for de Patienten! Von ſo wat wird keen Kranker jeſund. Ick ſchicke zu Ihn'n, Dokter, wenn ma wat is.

Dr. Boxer.

Die erſten zwölf Backzähne reiß ich umſonſt. Freu'n Sie ſich blos, wenn Sie mich nicht brauchen.

Langheinrich.

Heeßt et .... Jawoll .... meine Frau is krank.

Die Schulzen kommt haſtig aus dem Hauſe.

Schulzen.

Nu, is et man jut, det Se da ſind, Meeſter. Hern S' et? det Wimmern jeht immerzu.

Langheinrich.

Dokter, nu werd ick Sie ma wat fragen: wiſſen Se niſcht jejen Eiferſucht? Seh'n Sie, ick habe wat Kleenet jekriegt. Ick freu mir damit och, ſonſt müßt ick et liejen. Warum denn? ick wer ja woll ehrlich ſind. Det Weib is nu krank. Nu kann ſe nich uffſtehn und ick ſoll nu och nich von de Bettkante fort. Denn ſchreit ſe, denn ſchimpft ſe, denn macht ſe mir Vorwürfe. Manchmal weeß ick wahrhaftig nich mehr wohin.

Schulzen.

Ach, Meeſter, jeh'n Se ma erſtlich ruff.

Ede.

Laß 'n Se man eens verſchnaufen 'n Meeſter!

Langheinrich.

I wat denn! Noch wat! Mach ick jleich ab.

Nachdem er Hut und Jacke abgelegt und Pantinen an die Füße gezogen hat, ſchnell ab ins Haus.

Ede.

Wat ſagen Se nu?

Dr. Boxer.

Kreuzfidel iſt der Meiſter. Womöglich fideler, wie früher noch. Famos, einen Menſchen ſo wiederzuſehen!

Ede.

Blos det ick nach Leontinen jefragt hebbe: da hebb ick ihm, wat man ſo ſagen dhut, de Pudelmütze mit abjeſtoßen.

Schulzen,

zu Ede, lauernd:

Wo war denn der Meeſter ſo früh ſchon hin?

Ede.

In Lichtenberg, Schulzen, bei't Mottenfeſt.

Schulzen.

Die Frau wird janz falſch behandelt, Herr Dokter. Ick miſche mir nich in die Sachen rin. Die wird ſo behandelt, kann ick Ihn' ſagen, det is keene richtije Behandlung nich. Ick ha' et ſojar Majunken jeſagt, det ſo de Meeſtern zu Jrunde jeht.

Dr. Boxer.

Herr Dr. Majunke iſt doch ſehr tüchtig! Den kenne ich als vorzüglichen Arzt.

Schulzen,

einlenkend.

Nee, nee doch! Wo wird der nich tüchtig ſind! O je! Det ſtimmt, det der tüchtig is. Seh'n Se, blos, det er und will niſcht verſchreiben ....

Dr. Boxer.

Na, was denn? Sparen die Leute ihr Geld.

Schulzen.

Det wollen aber eemal die Leute nich. Det is ſo: Medizin muß ſind. Sonſt heeß et: wat ſoll uns 'n Doktor helfen?

Dr. Boxer.

Die Frau Meiſtern war doch von je nicht geſund. Schon wie ſie vor Jahren bei uns hat geſchneidert ....

Schulzen.

So is det! 'n bisken verwachſen! Jawoll. — So is det! Det ſind ſo de Weiber, Herr Dokter! Det is ſo 'ne Schneidern is det jeweſen ....! Und hat ſich ſo 'n Jeld zuſammenjeſtichelt ....! Und wat hat je ſich nu all mit injekooft? — 'n ſcheenen Kerl und Krankheet und Sorjen und bei Tag und bei Nacht keene Ruhe nich.

Langheinrich kommt wieder.

Langheinrich
ſchlägt die **Schulzen** derb auf die Schulter.
Allez, Schulzen! Mach, det de oben kommſt! Allet in Ordnung! Abjemacht! Ick ſchaffe ſe morjen in't Klinikum.

Schulzen.
Det wird keene leichte Arbeit ſind!

Langheinrich
hebt eine große Waſſerkanne an den Mund.
Ick kann det nich ändern. 't is, wie 't is. Er thut einen ungeheuer langen Zug aus der Kanne. Im Abſetzen Ede, jag ma de Enten wech!

Ede
thut, als ob er Enten ſcheuchte, raſchelt mit dem Schurzfell und klappert mit den Pantinen.
Kſch! Kſch! Kſch! Alla katz, katz, katz!
Die **Schulzen** kopfſchüttelnd ab ins Haus.

Langheinrich.
Det ſind Ihn' de reenſten Feuerfreſſer! Braucht blos ſo'n Stück Rotjlut ſpringen mal ab, denn eens, zwee, drei, is et rin in Schlung. Denn jiebt et unfreiwilligen Entenbraten, und davon is meine Olle keen Freind.
Rauchhaupt guckt über die Planke links.

Langheinrich.
Hinter Landsberg is wieder jroß Feuer jeweſen. 'n janzes Dominium injeäſchert!

Rauchhaupt.
Haſt du Juſtaven nich jeſeh'n?

Langheinrich.
Moin, oller Mooskarpen! Nee, ick nich. Is woll nu wieder eens durchjebrannt?

Rauchhaupt.
Ick hatte ihm rieber bei Fielitz beordert.

Langheinrich.
Bei Fielitzen ſind ſe doch rin nach Berlin.

Rauchhaupt.
Ick weeß nich, et brenzelt all ſo in de Luſt? . . Au! Er verzieht ſchmerzlich das Geſicht und greift nach dem Beine. Is denn de Leontine nich da?

Langheinrich.
Die hat Termin uff'm Amtsjericht. Det is ewig de Not mit die Alimente. Der Zrünſpecht, verdammte, zahlt immer nich.

Rauchhaupt
ruft.
Juſtav! Er horcht und wendet ſich dann bummelnd wieder nach dem Thürchen, wobei ihn der Wind zauſt und treibt. Juſtav!

Langheinrich.
Ja, ja, et macht Wind. **Rauchhaupt** verſchwindet. Ede!

Ede.
Meeſter!

Langheinrich.
Nu ord'ntlich ma ran! Er ſpuckt ſich in die Hände und fängt an friſch drauflos zu arbeiten. Na, Doktor, wo ſind

Se denn rumjekutſcht? Sind Se och bei de Chineſen jeweſen? Det miſſen Se allens ma ordentlich auspacken, wenn ma for ſowat mehr Zeit wird ſind.

Dr. Boxer.
Gewiß. Ich bin überall rumgekomm'.

Langheinrich.
Haben Se de Seeſchlange nich jeſehn?

Dr. Boxer.
Jawohl, Langheinrich, in der Südſee unten.

Langheinrich.
Is wahr, det ſe ſaure Jurken frißt?

Dr. Boxer.
Mehrere hundert Schock jeden Tag!

Langheinrich.
auflachend.
Och jut. Wenn Se ſe wiederſehn, Dokter, denn jrüßen Se ſe man eens ſcheenſtens von mir.

Dr. Boxer.
Dahin werd ich wohl ſchwerlich mehr kommen im Leben.

Langheinrich.
Denn hab'n Se de Näſe nu volljekriegt? Sehn Se: nu ſind Se ſo weit wie ick, Dokter, und ick habe mir jar nich vom Flecke jerührt! – Da wird ſich de olle Mutter eens freuen all. Et jeht ihr jut. Sie is jut im Stande. Ick hab mir immer 'n bisken jekümmert, 'n bisken ſo mit nach'n Rechten jeſehn.

Dr. Boxer.

Das war auch ſehr nett von Ihnen, Langheinrich.

Langheinrich.

I. wo denn! Deswejen ſag' ick et nich. Übrigens, eh ick verjeſſe, Dokter! Ick habe noch wat bei de Frau Mutter zu ſtehn: vor Taſſt und Seide und Nadeln und Zwirn, och Stoff, wo de Frau ſo verſchneidert hat. Ick ſtoße et aber nächſtens ab.

Dr. Boxer

winkt ab.

Na alsdann! Die Sache wird ſich ja einrenken.

Langheinrich.

Ede!

Ede.

Meeſter!

Langheinrich.

Spute dir man. *Er nimmt einen ſchwereren Hammer.* Wenn ick nich wat in de Finger kriege, denn fahr ick noch oben aus de Haut!

***Ede** bringt mit der Zange ein rotglühendes Eiſenſtück und hält es auf den Amboß.*

Langheinrich.

Nanu man los, Dokter! Kernig! forſch! *Er und **Dr. Boxer** hämmern im Takt auf das Eiſen.* Na, ſehn Se woll? Immer jleichmäßig, Dokter! I, Dokter, det jeht ja wie Buttermilch. *Sie ſetzen ab, **Ede** trägt das Eiſen wieder in die Schmiede und hält es ins Feuer.*

Langheinrich

ſetzt wiederum die Waſſerkanne an den Mund.

Det war vor de Katze!

Er trinkt.

Ede.

So wat macht Durſcht.

Langheinrich ſetzt ab.

Langheinrich.

Aber jlooben Se 't, Dokter: ſchön war 't doch!

Dr. Boxer.

Was war denn nun eigentlich ſchön, Meiſter Langheinrich?

Langheinrich.

Hurrjott, ja! Ick weeß nich! Ick weeß weiter nich. Aber wie ick bin Wachtmeeſter Schulzen bejejnet . . . ick hab mir hundsfuchsdeibelsmäßig jefreut.

Ede.

Jetzt noch ſo 'n Jlas Bier all von Jrabow'n drieben, det könnt ick ſo jrade vertragen all.

Langheinrich.

Mach, hole drei Seidel! Herr Boxer zahlt's.

Ede wiſcht ſich die Hände in die Schürze.

Ab.

Langheinrich.

Nu woll'n Se ſich alſo hier niederlaſſen! De tis keen ſchlechter Jedanke nich. Bloß det . . . . hier muß eens jeriſſen ſind und wenn ick Sie ſoll wat raten, Dokter: blos nich umſonſt bei de Leite jehn.

Dr. Boxer.
Wird man mich ſonſt denn in Ruhe laſſen?

Langheinrich.
J, olle Jeſchichten! Det is ja verjährt. Heut könn' ſe och nich mehr ſo ran an de Leite, wie damals, unter's Ausnahmejeſetz.

Dr. Boxer.
Ich werde nun jedenfalls den Verſuch machen .... Gegen Politik bin ich abgekühlt. Wenn mich trotzdem die Leute doch chikanieren, dann ſock ich ganz einfach wieder ab. Geh wieder zur See oder laſſe mich anwerben ....

Langheinrich.
Waſſer hat keene Balken nich!

Dr. Boxer,
fortfahrend.
... Dann laß ich mich anwerben für Braſilien und geh mit den ruſſiſchen Juden mit.

Langheinrich.
Bringt det wat in?

Dr. Boxer.
Gelbes Fieber vielleicht.

Langheinrich.
J, noch wat, Dokter? Det wär niſcht for mich.

Dr. Boxer.
Das glaub ich.

Langheinrich.
Ick mir vor andre abſchinden? Ei wo! Jott bewahre!

Thut Langheinrich nich. Woſo denn? Mir jiebt woll och keener wat. De Menſchen, det ſind Ihn jeriſſene Brieder, det ha' ick nu mittlerweile jelernt.

Dr. Boxer.
Sie Heide Sie! Sie ſind ja kein Chriſt!

Langheinrich.
Uff die Weiſe komm' Se bei uns nich weiter! Ick bin ſo'n Chriſt, wie ſe alle ſind! Wat hier in de neie Kirche ſitzt . . . wo ſe doch jetzt hier de Kirche jebaut hab'n! — da mag Jott die Chriſten verjeben all.

Dr. Boxer.
ſchmunzelnd.
Na ja, das ſagen Sie ſo, Meiſter Langheinrich. Man darf doch kein Phariſäer ſein. Wo bleibt da die chriſtliche Langmut, Freundchen?

Langheinrich.
Nee! Kann ick mir nich zu verſtehn all. Ick bin och'n Sünder, warum denn nich? Aber wat hier zum Beiſpiel Dalchow is: bei dem ſoll d'r Deibel langmitig ſind. Wat hat der mit ſeinem Sohne jemacht? Rausjeſchmiſſen in Winter, bei Nacht. Denn feſtjebunden und durchjebläut. Denn hat er det Jungchen bei'n Schlachter jethan, und denn hat er mußten de Hämmel austreiben. Det Aas, der Olle, jing in Glacé's! Und denn immerfort ſo lange jetriezt, det vermickerte Kerlchen ſo lange jeſchunden, bis er in See is rinjejang'. Blos immer feſte 'n Kopp jeſchittelt und unterjetaucht und aus und hin.

Dr. Boxer.
Was haben Sie denn gegen Dalchow, Langheinrich? Der verſteht ſeine Sache doch ganz brillant.

Langheinrich.
Ja, Mächens betrügen und ſo wat all. Und denn Bierdeckel um de Ohren jeſchlagen, und denn heeßt et: raus det jemeine Menſch. Uff eenmal ſind ſe jemein jewor'n! wo doch der Hund ſe hat zu jebracht. — Und denn is er mit Wehrhahn immer jut Freund und brillt, wie ſo'n Schwein bei de Volksverſammlung: et thäte heut keene Moral mehr ſind . . . und Jeſetze dajejen . . . und wie und wat . . . und wenn Se wolln in de Kirche jehn: da ſitzt det Aas und verdreht de Oogen.
Man hört fernes Glockenläuten.
Horchen Se man: der Piepmatz ſingt. — Det nenn ick immer den Piepmatz, Dokter. Denn ſag' ick immer: der Piepmatz ſingt. Ick meene, wenn ſe de Jlocken läuten. — Na, hab ick nich recht, det der Piepmatz ſingt? Seit Wehrhahn den Piepmatz im Knopploch hat, denn haben de Jlocken anfangen zu läuten. Und wenn det die Jlocken und thäten nich läuten, i, denn hätte der och keen Piepmatz nich.
Ede kommt grinſend mit drei Seideln Bier.

Ede.
Meeſter! Meeſter! Der Piepmatz ſingt.

Langheinrich.
Na ſehn Se 't, der kennt et ſchon jar nich anderſch.
Jeder hält ſein Seidel, ſie ſtoßen an.

Proſt! Scheen willkommen in't Vaterland!

Sie trinken und ſetzen ab.

Det is 'n ſchöner Abend, heut Morjen. Die Nacht möcht ick ma bei Tage ſehn.

Dr. Boxer.

Jetzt will ich mal 'n bischen läſtern, Meiſter. Ick bin gar nicht gegen das Kirchenbaun.

Langheinrich.

Ick och nich. Kriejen de Menſchen Arbeet! Ick habe zwar det Mal niſcht bei beſehn! Und wenn och manchmal 'n bisken Klamauk is, ſo Paſter Friderici und ſo'n Klimbim mit bunte Fenſter und Altardecken, det ſchad't niſcht: 'n bisken Feetz muß ſind.

Dr. Boxer.

Die Leute woll'n auch ihr Vergnügen haben. Und außerdem ſag ich mir ſo, Meiſter Langheinrich: 'n höheres Prinzip muß vertreten ſein.

Langheinrich.

Et macht och Zuzuch, könn' Se mir glooben. De Bauſtellen ſind eens jeſtiegen ſeitdem.

Ede.

Meeſter, es war mal eener jeweſen, der hat keen Dach iebern Koppe jehat . . i, wat denn, det will ick ma noch ma anfang'n. — Ick war ma tief in de Haide drin. Uff eemal: wat wer' ick hören, Dokter? Da hör ick uff eemal ſo'n jroßet Jeſchrei. — Denn komm ick näher. Krähen! Jawoll! — Et baumelte eener hoch in de Fichte! — 'n

Schneiderjeſelle aus Berkenbrück: der hat ſich aus Hunger uffjehängt! — Jawoll: et muß immer wat Höhres ſind. — Während ſie austrinken hört man aus einiger Ferne langgezogene Schmerzensſchreie einer Männerſtimme. Der Wind hat zugenommen.

Dr. Boxer,
erſchrocken.
Was iſt das?

Ede.
Rauchhaupt! Det is weiter niſcht.

Langheinrich.
Ja ja, det hört ſich janz jruslich an, Dokter. Wat Scheenet is et och weiter nich. Wenn der ſeine Schmerzen am Beene kriegt und denn Nachts ſo losröhrt hinter de Planke, det jeht een wahrhaftig och durch und durch. Nee, eh ick ma müßte ſo Schmerzen erleiden, denn ſchieß ick mir lieber mauſetot.

Ede.
Hurrjotte doch mal, det is wieder ſo'n Wind! Dokter, det Jhn de Kiepe nich wechfliegt.
Ein Hut wird vom Wind über die Straße gejagt.

Schmarowski,
ohne Hut, eine Papierrolle in der Hand, rennt hinterher.

Ede.
He, he, he, he! Jmmer feſte druf! Aujuſt, zeig det de Beene haſt!

Dr. Boxer.
Der Deckel reißt aus, der macht nicht mehr mit!

Schmarowski,
der den Hut gefaßt hat, wendet ſich geärgert an **Dr. Boxer**
Was haben Sie eben ſo treffend bemerkt?

Dr. Boxer.
Daß Sie ein vortrefflicher Läufer ſind.

Schmarowski.
Schmarowski!

Dr. Boxer.
Boxer!

Schmarowski.
Anjenehm. — Ich möchte Sie mal 'ne Frage ſtellen. Wiſſen Sie, was 'ne Teke is?

Dr. Boxer.
Nee.

Schmarowski.
Nich? Ick och nich. Nu ſagen Se man .... aber was ene Schaute is, wiſſen Se doch?

Langheinrich.
Hier is woll'n Pferd los?! Wat ſoll denn hier ſind? J, Kinder, immer jemietlich ſind! Tag, Herr Schmarowski, wie jeht's, wie ſteht's? Woll'n Se Frau Schwiejermutter beſuchen?

Schmarowski.
Ich habe jeſchäftlich hier zu thun! — Und eh' ich's verjeſſe, möcht ich noch ſagen: nehmen Sie ſich jefälligſt in acht.

Dr. Boxer.

Wer iſt denn der amüſante Herr, Meiſter Langheinrich?

Ede.

Det is Mutter Wolffen's Schwiejerſohn!

Schmarowski.

Mit Ihnen werd ick mir weiter nich einlaſſen.

Ede.

Det is och beſſer.

Schmarowski.

Mit Ihnen nicht! — *Wieder zu* **Dr. Boxer**. Aber wenn Sie nich wiſſen, wer ick bin, denn kann Ihn' Baron v. Wehrhahn Beſcheid ſagen, Ehrwürden der Herr General-Sup'rin'dent, Komteſſe Bielſchewski und Gräſin Strach.

Dr. Boxer.

Bei all' den Leuten ſoll ich nu rumfragen?

Schmarowski.

Det thun Se! Det ſoll'n Se! Det machen Se man! Daß Se ſich künftig beſſer könn' vorſehen. — Seh'n Se ſich ihre Leute an!

Langheinrich.

Wat is Ihn' denn ieber de Leber jeloofen, det Se heute ſo unjemietlich ſind?

Schmarowski

u **Dr. Boxer**, *der mit breitem, behaglichem Lachen bald* **Langheinrich**, *bald* **Ede** *angeſehen hat.*

Nehm' Se ſich jefälligſt in acht: Es iſt mit uns nich jut Kirſchen eſſen. Wir laſſen nich mit uns ſpaßen, jawoll. Und von die Raſſe, zu der Sie jehören ....

Langheinrich.
Halt, Herr Schmarowski, nu is et jenuch! Is nich! Et is nu jenuch, Herr Schmarowski. Sehn Se nu, det Se weiter komm'.

Schmarowski.
Wiſſen Sie, wo ich von hier direkt hinjeh?

Langheinrich.
Jehn Se direkt zum lieben Jott! jehn Se, wohin Se woll'n, Schmarowski, blos halten Se mir nich vom Arbeeten ab! — Wir haben hier keene Zeit zu verlieren! — Ede, mache de Deichſel rin!
Schmarowski wütend ab.

Ede.
Adje Sie!

Dr. Boxer.
War das nu der Herr Schmarowski? Das viel beneidete Kirchenlicht? Das iſt ja 'ne kleine giftige Kröte.

Langheinrich.
Jawoll, det ſtimmt, det der jiftig is. Den haben Se nich jekannt, Dr. Boxer? Na alſo, denn haben Se'n nu mal jeſeh'n! 'n kleener, jeriſſener, galliger Hund. Den ſollten Se aber mal uffpaſſen, Dokter, wenn der mang de fromme Jeſellſchaft is. Denn läßt der de Löffel runterhäng'n, det den ſeine Mutter nich wiedererkennt: „Ick lebe noch vierzehn Tage höchſtens und denn komm ick zu Jeſu in't Himmelreich." Ja, Scheibe! der kommt janz wo anderich hin. Bis dahin hat det noch lange Beene. Da

denkt der och jar nich im Traume erſicht dran. Der kiekt mittlerweile von unten ruff, und wo blos wat raushängt, det wird och erjattert, det kann der jeringſte Vorteil ſind.

Ede.
Na, Meeſter, nu kenn' Se ſich uff wat jeſaßt machen! Die Arbeet is futſch bei't neue Stift.

Langheinrich.
Weeß ick. Meintwejen. Et is, wie't is. Zu ſowat kann ick de Schnauze nich halten, det lern ick im janzen Leben nich.

Dr. Boxer.
Habt ihr von der Sorte jetzt viel hier zu Lande?

Langheinrich.
Et jeht. Vor den Winter lang' ſe all.

Rauchhaupt iſt aus dem Thürchen getreten. Er ſtemmt ſich gegen den Wind und hält mit der Hand über den Augen Umſchau.

Rauchhaupt.
Herr Jeſes, Maria und Joſef, Meeſter, det is wieder ma heute ſo'n Maximum! Wenn wer'n ſe denn wiederkomm' bei Fielitzen?

Langheinrich.
Det wird woll heute ſobald nich ſind. Se woll'n jeh'n 'n Rejulator inkooſen. Wat biſte denn heute ſo uffjeſtört?

Rauchhaupt.
Wat? Fielitz 'n Rejulator inkooſen? Ick jloobe, det ieberlebt der nich. *Ruft.* Juſtav!

Langheinrich.
Noch immer nich wiederjekomm'? Er wird wieder ma uff de Jlocken paſſen. Denn ſitzt er doch immer und paßt druff uff.

Rauchhaupt.
Det is heute allens ſo kunterbunt. De Fielitzen hatte ihm rieberbeſtellt. Ick weeß nich .... denn will ſe Rettigſamen und denn fährt ſe janz einfach rin nach de Stadt.
Kopfſchüttelnd ab.

Ede.
Von Uhre viere ab habb'n die rumjegunkt. Immer uff und ab mit de Diebslaterne. Die ſind heute jarnich ſchlafen jejang'.

Langheinrich.
Na, Fielitz 'n Rejulator inkoofen! Denn eßt der, ſchläft der und trinkt der doch nich.

Rauchhaupt,
hinter der Planke.
Juſtav!

Dr. Boxer.
Da kommt ja der Bengel gerannt!

Langheinrich.
Richtig. Rauchhaupt! Juſtav is da.
Guſtav kommt ſehr aufgeregt angetanzt und zeigt, heftig geſtikulierend, in die Gegend zurück, aus der er gekommen iſt.

Ede.
Det is woll'n Kriegstanz ſoll woll det ſind. Det hat janz 'n kannibaliſches Anſehn! Ick jloobe, det Luder frißt Menſchenfleeſch.

Langheinrich.
Mache man, det de zu Vatern kommſt.

Ede.
Wi'ſte woll!

Langheinrich.
Raus mit 'n Rettigſamen!

Guſtav
geſtikulierend, bringt die hohle Hand vor den Mund und tutet, wie durch eine Trompete. Lachen.

Ede.
Wo brennt et denn nu, oller Pulverkopp?

Langheinrich.
Ede, halt'n man feſte.

Ede.
Jawoll!
Will ſich an **Guſtav** heranſchlängeln, dieſer merkt es, zieht ſich tutend zurück und rennt tutend fort, dabei hat er eine Streichholzſchachtel fallen laſſen.
Nanu!

Langheinrich.
Wat is'n det?

Ede.
Det kann ick eens brauchen.

Langheinrich.
Wat?

Ede.
Schweden! 'ne janze Schachtel voll.

Die **Schulzen** kommt haſtig die Treppe heruntergeſtürzt

Schulzen.
Meeſter!

Langheinrich.
Wat denn?

Schulzen.
Meeſter!

Langheinrich.
Jawoll!

Schulzen.
Et .... et .... et .... bei ....

Langheinrich.
De Frau?

Schulzen.
Nee, bei Fielitzen.

Langheinrich.
Wo? — — — —?

Schulzen.
Bei de Fielitzen ....

Langheinrich.
Wie denn? Nich bei de Frau? Herrjott noch ma', Schulzen! Er ſchüttelt ſie. Verſchnauf dir doch man. Et

is, wie et is, ick muß mir mit abfinden. Jck bin hier uff Tod und Leben jefaßt!

Schulzen.
Spritze!

Langheinrich.
— — Wat ſoll det nu wieder ſind? Dir wird et woll rappeln.

Schulzen.
Nee, et brennt!!!

Langheinrich.
Denn blas et man, Schulzen! — Wo brennt et denn?

Schulzen.
Bei Fielitzen!

Langheinrich.
Himmel Schock ſchwere Not!!! —
Er laßt Feile und Nagel fallen, die er in der Hand hat.

Ede.
Wo brennt et?

Schulzen.
Bei Fielitzen brennt's aus de Dachlucke!

Dr. Boxer.
Iſt vorgetreten.
Mordsdonnerwetter, is das ein Rauch! Komm' Sie mal her, hier kann man 's gut ſehn, Meiſter.

Ede

hat ebenfalls in die Feuerrichtung geſtarrt, macht ein Geſicht, wie wenn ihm ein Seifenſieder aufginge, und pfeift verſtändnisinnig.

Da hilft keen Maulſpitzen, gepfiffen muß ſind.

Langheinrich.

Ede! Renne zu Scheiblern! Loof! Hole de Pferde! Jeh! Zu de Spritze! Det ſchwalcht ja ſchon iebern Ziebel ruff!

Er rennt ins Innere der Schmiede, wirft die Schürze ab, ſetzt den Feuerwehrhelm auf, macht Gürtel um u. ſ. w.

Schulzen.

Keen Menſch nich zu Hauſe, allmächtiger Jott!

Dr. Boxer.

Das iſt noch das Gute bei der Sache.

Man hört fernes Feuerhorntuten.

Schulzen.

Her'n Se, Herr Doktor? nu tuten ſe ſchon.

Langheinrich

kommt wieder, als Spritzenmeiſter uniformiert.

Jehn Se man aus de Spucklinie, Schulzen! Sehn Se man lieber oben zu. Hier is niſcht zu machen mit de Kryſtierſpritze. Jehn Se man oben bei meine Frau. Halt! Schliſſel zu 't Spritzenhaus. Deiwel noch mal!

Die Schulzen ab ins Haus. Rauchhaupt ſteckt den Kopf über die Planke.

Rauchhaupt.

Meeſter, det brenzelt ja ſo in de Luft.

Langheinrich.
Et brenzelt jehörig! Bei Fielitzen brennt 's all!

Rauchhaupt.
Wat Deiwel! Da weeß ick ja jarniſcht von.

Langheinrich.
Na, Menſchenskind, davor biſt de och Wachtmeeſter.
Rennt ab.
Ein vierzehnjähriger Junge kommt geſtürzt.

Der Junge,
zu **Dr. Boxer**.
Meeſter, 'n Schliſſel zu't Spritzenhaus! Se kenn' nich rin zu de Spritze, Meeſter!

Dr. Boxer.
Ich bin nicht der Meiſter, beruhige dich!

Der Junge.
Se ſoll'n jleich rum zu de Spritze komm'.

Dr. Boxer.
Junge, ich hab's dir ja ſchon geſagt.

Der Junge.
Et brennt!

Dr. Boxer.
Das weiß ich. Der Meiſter iſt fort. Der iſt jetzt langſt bei der Spritze unten.

Der Junge.
Et brennt, Se ſoll'n zu de Spritze komm'!
Er lauft fort

Rauchhaupt iſt mit **zwei kleinen Mädchen,** die ſich an ſeinen Lumpen feſthalten, in die Pforte getreten.

Rauchhaupt.
Det bin ick jewohnt. Sowat regt mir nich uf. Mieze! Lotte! Kannſt mal wat ſehn komm'. — Ick habe viel hundert Brände jeſehn.

Dr. Boxer
legt das Schurzfell ab.
Es iſt aber traurig für die Leute.

Rauchhaupt.
Allens is traurig in de Welt. Et is blos de Frage, wie man et anſieht! Det Selbe, ſehn Se, kann luſtig ſind. Ick ziehe zum Beiſpiel Ananas, und, ſehn Se, wo ick det Warmhaus zu ſtehen habe . . . det jrenzt doch mit Fielitzen's Hintermauer: nu brauch ick drei Tage nich heizen, ſehn Se.
Ein etwas **älteres Mädchen** kommt ebenfalls durch die Pforte und ſchmiegt ſich den übrigen an. Die **Schulzen** beugt ſich aus dem Giebelfenſter.

Die Schulzen
zurück ins Zimmer ſprechend.
Meeſtern, Se kenn' janz jeruhig ſind, der Wind kommt janz von de andre Seite.
Sie verſchwindet.

Rauchhaupt.
Haben Se de Feuerhexe jeſehn? Die weeß immer, wo der Wind herkomm' thut. — Ick ha' mir zurückjezogen, jawoll. Blos immer ſo'n Schweißhund, . . . det mocht ick nich ſind. Ick miſche mir jetzt nich mehr in Jeſchäfte. Aber die, det

kennte 'n Biſſen ſind. Ein **Feuerwehrmann** geht sehr aufgeregt tutend vorüber. Man nich ſo doll, Aujuſt, immer Jeduld! Sonſt ... det dir man 'a nich de Hoſe platzt.

Feuerwehrmann,
wütend.
Halt du de Schnauze, Urian! Verſteck dir in deine Maulwurflöcher!
Tutend ab.
Ein **viertes** und **fünftes Mädchen,** neun- und zehnjährig, ſchließt ſich dem Alten an.

Dr. Boxer,
lachend.
Das is ja 'n ziemlich fletziger Kerl!

Rauchhaupt.
Juſteken, Lencken, jieb mich de Hand. — Det is blos allet de Raſche, ſehn Se, der weeß nich, wat vorjehn thut in de Welt. Der bläſt de Trompete von Jericho, ſehn Se, oder jar de Poſaune von 't jüngſte Jericht!
Drei Mädchen, elf-, zwölf- und dreizehnjährig, kommen ebenfalls aus der Pforte und fügen ſich zu der Gruppe.

Dr. Boxer.
Ich weiß nicht, wie meinen Sie das, Herr Rauchhaupt?

Rauchhaupt.
Kann ſind, Mutter Wolffen hat Schwaben jeſengt. Jut! Mag et meinetwejen och anderſch ſind. Aber wenn Mutter Wolffen ma wat in de Hand nimmt, denn wird et allet jründlich raſiert!

Dr. Boxer.
Wie meinen Sie das?

Rauchhaupt.
Jck meene man blos!
Er zieht ſich zurück mitſamt den Kindern.

Dritter Akt

Amtszimmer beim Amtsvorſteher von Wehrhahn. Ein großer, weiß getünchter Raum zu ebener Erde. In der linken Wand die Eingangsthür. An der Wand rechts der lange Amtstiſch mit Büchern, Akten und dergleichen belegt; hinter ihm der Stuhl für den Amtsvorſteher. Am Mittelfenſter Tiſchchen und Stuhl für den Schreiber. Ein Schrank aus weichem Holz vorn rechts. Einige Aktenregale an der Linkswand. Kleine Thür in der Hinterwand. Einige Stühle.

An ſeinem Tiſchchen ſitzt **Glaſenapp.** Der Stuhl des Amtsvorſtehers iſt leer.

Vor dem Amtstiſch, in ziemlich erregter Unterhaltung, warten **Dr. Boxer, Langheinrich,** in Spritzenmeiſter-Uniform, **Ede** und **drei Feuerwehrleute.** Alle gerötet, ſchmutzig, naß und verrußt.

Die **Schulzen,** etwas blaß, hat ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen und wartet ebenfalls. Sie iſt ſehr nachdenklich und nimmt mehrmals das Kopftuch ab und bindet es neu, nachdem ſie das graue Haar in Ordnung geſtrichen.

Der Tag der Vorgänge iſt der gleiche wie in Akt zwei, etwa fünf Stunden ſpäter.

Die Unterhaltung verſtummt plötzlich.

Amtsvorſteher von Wehrhahn kommt im größten Amtseifer. Er hält die Finger der linken Hand ans linke Auge, wie wenn ihn dort etwas ſchmerzte, ſetzt ſich hinter den Amtstiſch, nimmt die Hand herunter, zwinkert mit dem Auge ſchmerzlich und beginnt.

v. Wehrhahn.

Na, wie ſteht es nu mit die Schweinerei?

Langheinrich,

von Arbeit, Schnaps und Bier merklich animiert.

Ick hätte zu melden, Herr Baron, et is allens janz jänzlich runterjebrannt.

v. Wehrhahn,

indem er einen Gegenſtand, den er mitgebracht hat, vor ſich auf den Tiſch wirft. Es iſt eine Kabinettphotographie in einem Rahmen aus natürlichen Rehpfoten.

Weil ihr alle mitnander Schlafmützen ſeid! Janz jräßliche Schlafmützen, alle mitnander, wie die janze Jeſellſchaft jebacken iſt. Noch nich janze drei Meilen entfernt von Berlin, da müßte die Sache janz anderen Zuch haben.

Ede,

halblaut zu **Dr. Boxer.**

Zuch hat et woll eenklich jenug jehat.

Langheinrich.

Herr Baron . . . .

v. Wehrhahn.

Schon jut. Ich weiß ſchon Beſcheid. Er zieht das Taſchentuch, wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn und tupft ſich das Auge.

Langheinrich.
Herr Baron, ick möchte jehorſamſt beanſtanden .... wir haben det Unſre redlich jethan. Wir ſind mit de Spritze zur Stelle jeweſen ....

v. Wehrhahn.
Schafft euch 'ne beſſere Spritze an.

Langheinrich.
Herr Baron, wenn et aber keen Waſſer nich jiebt.

v. Wehrhahn.
Bier jab's aber doch!

Langheinrich.
— — — — — — — — — — — — — — —?

Ede.
Det Löſchen macht Durſcht.

v. Wehrhahn.
Das ſcheint in der That ſo jeweſen zu ſein.
Glaſenapp, woll'n Sie mal bitte nachſehn, ich habe hier was ins Auge jekriegt. **Glaſenapp** ſpringt auf und unterſucht. Ich hatte jrade die Schulzen **verhört**, da ſtürzte der nördliche Ziebel zuſammen. Es war wohl 'n Funke oder ſo was. — Apropos, iſt die Schulzen nicht hier jeweſen?

Schulzen.
Hier bin ick ja.

Glaſenapp.
Jawohl, Herr Baron.

Wehrhahn winkt ab. **Glaſenapp** tritt zurück und verfügt ſich an ſeinen Tiſch.

v. Wehrhahn.

Alſo vorwärts! Es iſt mir zu Ohren jekommen, ... die Frau Schulze hat es mir mitjeteilt, vor Ihrer Werkſtelle, Meiſter Langheinrich, da hat ſich ein Vorjang abjeſpielt. — Sie haben den Lümmel alſo jeſehn, unmittelbar ehe das Feuer hochkam, und da hat er 'ne Zündholzſchachtel jehabt. Wie war das nu mit die Streichholzjeſchichte? Drücken Sie ſich mal jefälligſt aus.

Langheinrich.

Er hat eene Streichholzſchachtel jehat. Jawoll!

v. Wehrhahn.

Und die hat er fallen jelaſſen.

Ede.

Und ick habe ſe ufjehoben. Jawoll.

v. Wehrhahn.

Sie?

Ede.

Ja. Als wie icke. Det is ſe hier. Et ſind nich mehr janz alle Hölzken beiſamm', ick habe mir mehrmals wat anjerocht. Er legt eine Streichholzſchachtel auf den Amtstiſch.

v. Wehrhahn,

von Edes Art unangenehm berührt, nimmt die Schachtel auf und fixiert **Ede.**

— Sie haben wohl tüchtig jeholfen, was?

Ede.

Derbe! Sonſt macht et ja keenen Spaß.

v. Wehrhahn.

Ich meine, janz beſonders beim Biertrinken?

Ede.

Det ha ick och richtig verſtanden. Jawoll.

v. Wehrhahn.

Sie ſind wohl ſehr ſpaßhaft aufjelegt?

Ede.

Immer fidel und verjnügt, Herr Vorſteher!

v. Wehrhahn.

Das freut mich ja janz außerordentlich. — Sagen Sie mal, ſind Sie Doktor Boxer?

Dr. Boxer.

Ganz recht. Doktor Boxer.

v. Wehrhahn.

Der ſind Sie? So, ſo! Hätte Sie faſt nich wiedererkannt. Ihre Mutter hat hier noch den kleinen Kramladen . . . Ihr Vater war doch der Handelsmann —?

Dr. Boxer,

abſichtlich mißverſtehend.

Jawohl, mein Vater war Landwehrmann und erhielt anno 70 das eiſerne Kreuz.

v. Wehrhahn.

So, ſo!? Natürlich! Ich weiß ja Beſcheid. — Ihre Mutter kam neulich mal zu mir jelaufen und brachte mir mehrere Steine mit. Küchenfenſter zerteppert, jlaub ich. Übermütige Bengels jeweſen! Habe natürlich nachjeforſcht. Sie wollen ſich, hör ich, hier niederlaſſen? — Es iſt 'n ſehr juter Arzt hier am Ort! — Früherer Stabsarzt! Äußerſt tüchtig.

Dr. Boxer.
Das bezweiſle ich keinen Augenblick.

v. Wehrhahn.
Ja, offen jeſtanden, heut zu Tage .... ob das hier jrade Ihr Boden iſt?

Dr. Boxer.
Das kann ich ja alles in Ruhe abwarten.

v. Wehrhahn.
Natürlich! Wir auch. Alſo fahren Sie fort. — Was haben Sie demnach bemerkt, Doktor Boxer?

Dr. Boxer.
Ja, das mit den Streichhölzern allerdings.

v. Wehrhahn.
Das mit dem Tuten und das mit den Streichhölzern?

Dr. Boxer.
Gewiß.

v. Wehrhahn.
Wo waren Sie, als das geſchah?

Dr. Boxer.
Ich ſtand vor der Schmiede bei Meiſter Langheinrich.

v. Wehrhahn.

Hatten Sie da was Beſondres zu thun? —? Sie brauchen nicht unjeduldig zu werden. Es jeht mich zunächſt allerdings nichts an. Ihr ſympathiſirender Hang zu den Handwerkern iſt uns ja auch ſchon von früher bekannt. — Der Junge wird alſo nun feſtjeſetzt. Ich denke, daß Wachtmeiſter Tſchache ihn feſtnimmt. Jedenfalls iſt er ihm auf der Spur. Er iſt auch in Rahnsdorf jeſehen worden. Rufen Sie doch mal Sadowa an!

Glaſenapp ab durch die Thür in der Rückwand.

Dr. Boxer.

Bin ich entlaſſen, Herr Amtsvorſteher?

v. Wehrhahn.

Bedauere unendlich. Warten Sie ab.
Schulzen! Wo ſteckt denn Ihr Neffe heut? Ich hab ihn den janzen Tag nicht jeſehn. Weiß keiner, wo Wachtmeiſter Schulze iſt!

Ede,

halblaut.

'n bisken 'n Steckbrief eens hinterher ſchicken.

v. Wehrhahn.

Weiß keiner, wo Wachtmeiſter Schulze iſt? — Hat jemand ſchon die Frau Fielitz jeſprochen? Oder iſt ſie noch nicht von Berlin zurück? — Jemand ſoll mal zu Kommerzienrat Reinberg jehn — zu **Glaſenapp**, der wieder eintritt. Da iſt Herr Schmarowski, der Schwiejerſohn: der unterbreitet dort heut ſeine Baupläne. Sagt ihm mal jemand ſchonend Beſcheid.

Ede,
halblaut zu **Boxer** und **Langheinrich**.
Ja, det er nich iebern Kirchturm fällt.

Langheinrich und **Dr. Boxer** haben Mühe, das Lachen zu verbeißen.

v. Wehrhahn
bemerkt das.
Finden Sie das vielleicht lächerlich? — Ich weiß nicht, weshalb Sie ſonſt lachen, Langheinrich. Wenn Leute ſich redlich bemühn und arbeiten und denn ſo'n Schrecken über ſie kommt, ſo'ne Prüfung von Jott, kann man hier direkt ſagen: da ſchütze uns Jott vor: da lache ich nicht!
Haben Sie nun den Eindruck jehabt . . . iſt Ihnen der Burſche ſo vorjekommen . . .? Ich meine, im Hinblick auf den Brand! Als ob es mit ihm nicht janz richtig wäre?

Ede,
halblaut zu **Boxer** und **Langheinrich**.
Janz richtig wird et mit dem woll nich ſind.

v. Wehrhahn.
War er Ihnen verdächtig? Ja? Oder nicht? Oder iſt Ihnen jar der Jedanke jekommen, er habe den Brand vielleicht anjelegt?

Dr. Boxer.
Nein! Denn ich bin hier zu fremd geworden. Die Verhältniſſe hier überwältigen mich.

v. Wehrhahn.
Inwiefern?

Dr. Boxer,
ſcheinbar ſehr ernſt.
Ich komme aus kleinlichen Zuſtänden. Auf dem Waſſer wird man an Enge gewöhnt. Wie geſagt! Ich kann hier vorerſt noch nicht mitſprechen und bitte deshalb um Nachſicht durchaus.

v. Wehrhahn.
Es handelt ſich hier um jar keine Zuſtände. Was hier vorliegt, iſt 'n konkreter Fall. Zum Beiſpiel, hat der Junge jetutet. Was hat das mit Enge und Weite zu thun?

Dr. Boxer.
Ganz richtig. Es fehlt mir an Überblick. Ich kann mich ſo plötzlich nicht wieder zurechtfinden. Ich fühle die ganze Wichtigkeit, natürlich, den Ernſt der heimiſchen Zuſtände und das macht mich beklommen zunächſt, Herr Baron.

v. Wehrhahn.
Er hat doch jetutet, ſo durch die Hand? Sie haben das Tuten doch auch jehört, Langheinrich?

Langheinrich.
Jawoll! Det er feſte jetutet hat.

Ede.
Wenn eener ſo feſte eens tuten thut, denn thut eener tuten, det thut man och hören thun.

v. Wehrhahn,
zu **Langheinrich.**
Haben Sie irgend ſonſt was Verdächtiges bemerkt? Ich meine: direkt bei der Löſcharbeit? Ich meine: Momente,

die anderswohin deuten . . . deuten können doch jedenfalls? **Langheinrich** ſinnt nach, ſchüttelt dann den Kopf. Ins Innere des Hauſes kamen Sie nicht?

Langheinrich.
Ick ha' blos'n Blick in de Stube jethan — da kam aber och de Decke ſchon runter. Een Millimeter, denn wär ick jeſtickt.

v. Wehrhahn.
Das Feuer iſt außen anjelegt. Das vermutet auch Wachtmeiſter Tſchache janz richtig. Wahrſcheinlich von hinten, vom Ziegenſtall. Das ſtimmt auch mit Ihrer Ausſage, Schulzen! Wo Sie ihn haben ums Haus ſchleichen ſehen! Über'm Ziegenſtall iſt ein Fenſter jeweſen und da guckte jewöhnlich Stroh heraus. Ich ſelber habe das noch ſo beobachtet. Es iſt nach dem Rauchhaupt'ſchen Jarten hin. Das Fenſter, das hat den Jungen jereizt. Es hat ihn jereizt, weil er's täglich jeſehn hat, und nun iſt er janz einfach aufs Stalldach hinauf und von da zu der fraglichen Lucke jelangt. Höchſt anjenehm iſt ſo'ne Nachbarſchaft! — Wer kommt denn da über die Straße jeheult?

Glaſenapp
blickt durchs Fenſter.
Schuhmacher Fielitz und ſeine Frau.

v. Wehrhahn.
Was? Iſt das Frau Fielitz, die da ſo jeheult kommt? Zum Steinerweichen ja jradezu!

Frau Fielitz, deren lautes, ſtoßweiſes Weinen man ſchon von außen gehört hat, kommt, auf den **Gemeindediener** geſtützt und gefolgt von **ihrem Mann** der einen großen neuen Regulator ſorgfältig im Arme trägt. **Fielitz** und Frau ſind im Sonntagsſtaat.

v. Wehrhahn.

Na, Jott noch mal, Fielitzen: — Jottvertrauen! Das Jottvertrauen is immer die Hauptſache. Zum Sterben iſt die Jeſchichte noch nicht. — Holen Sie mal rüber 'n Cognac, Nickel. Nickel! Jehn Sie zu meiner Frau. Erſt muß ſie mal erſt zur Beſinnung komm'. — Thun Sie mir den Jefallen, Frau Fielitz, und hören Sie auf mit dem Thränenerjuß. Ich will Ihnen des meinswejen ja jlauben. Es iſt 'n jehöriger Schickſalsſchlag. Sind Ihnen wertvolle Sachen verbrannt? — **Frau Fielitz** heult ſtärker. Frau Fielitz! Frau Fielitz! Hören Sie auf mich! Bitte, hören Sie mal, wenn ich mit Ihnen rede! Verlieren Sie jefälligſt mal nicht den Verſtand. Verſtehen Sie? Den Kopf nicht verlieren, Fielitzen! Sie ſind ja doch ſonſt 'n verſtändiges Weib.

Na, wenn nicht, denn nicht!

Nickel, der hinausgegangen war, kommt wieder mit Rumflacon und Gläschen.

Man ran mit dem Schnaps. —

Ich werde mich lieber an Sie wenden, Fielitz. Sie ſind wenigſtens, wie ich ſehe, jefaßt. Das muß auch 'n Mann ſein, verſtehn Sie mich. In jeder Lage, es iſt wie's iſt. Alſo, Fielitz, jeben Sie mir mal Beſcheid! Ich will Sie mal erſtlich das Gleiche fragen: ſind Ihnen wertvolle Sachen verbrannt?

Fielitz.
Es gelingt ihm, während er ſpricht, nur teilweiſe, einen krampfhaften Weinanfall zu unterdrücken.
Jawoll. Sechs blaue Scheine Papierjeld.

v. Wehrhahn.
Donner und Doria! Is das wahr? Und nich mal natürlich die Nummern jewußt. Kinder, Ihr ſeid janz jehörig leichtſinnig. Vorher bedenken! Das nutzt jetzt nichts. Fielitz, hören Sie? Vorher bedenken! — Jetzt fängt der mir auch noch zu heulen an. — Verſtehen Sie? Baar Jeld jehört in die Bank. Und überhaupt: die janze Jeſchichte .. Man läßt ſein Jeweſe nicht ſo allein. Man ſoll ſein Jeweſe nicht ſo allein laſſen, beſonders wo ſo'n Jeſindel iſt.

Fielitz.
Ick ... ach ... wer denkt denn uf ſo wat, Herr Vorſteher!

v. Wehrhahn.
Lejen Sie doch die Uhr mal weg.

Fielitz.
Ick bin 'n friedlicher Mann, Herr Vorſteher. Ick .. ick ... ick ... ick ... i, du lieber Jott! Det weeß ick nich, wie det jekommen is. — Ick ſtehe jut mit de Leute, ick zanke mir nich ... Ick ha' Fehler bejang'n in mein Leben. Det kommt, wenn ſchlechte Jeſellſchaft is. Aber det ſe mir deßhalb deßwejen ſo mitſpiel'n, det ha' ick, wahrhaftigen Jott, nich verdient.

Fr. Fielitz,
weinend.
Fielitz, was hab ich dir immer geſagt! Wer hat nu recht, hä? Wer wird nu woll recht han? Um uns haſt du dir keine Feinde gemacht. Das ſein ebens ſein das ganz andre Geſchichten. Der Herr von Wehrhahn wird wiſſen, warum!

Fielitz.
I, Mutter, ſchweig ſtille, det war meine Pflicht.
Ede macht halb im Scherz, halb im Ernſt eine Fauſt hinter **Fielitz,** über deſſen Kopf. **Wehrhahn** bemerkt es.

v. Wehrhahn.
Sie! Heda! Was haben Sie denn da jemacht? Sie haben doch hinter Fielitz jeſtanden und ihm überm Kopfe eine Fauſt jemacht.

Ede.
Ick bin vielleicht bruſtſchwach, ick weeß et nich.

v. Wehrhahn.
Hören Sie, ich will Ihnen mal was ſagen: Verrückte jehören ins Irrenhaus. Aber wenn Sie ſich weiter frech benehmen, ſo kommen Sie vorher noch ins Loch! — — Ich habe Sie nicht recht verſtanden, Frau Fielitz. Sie deuteten eben etwas an. Haben Sie irgend Verdacht in der Richtung? Ich laſſe mich näher darüber nicht aus. Vermuten Sie etwa, wie ſoll ich ſagen, einen quaſi politiſchen Racheakt? Dann dürfen Sie unbedingt nicht zurückhalten. Wir kommen der Sache dann ſchon auf den Grund.

Fr. Fielitz.
Nee, nee, nee, nee, ich hab keen Verdacht. Lieber will ich doch betteln gehn uf der Landſtraße. Beſchuldigen mag ich en' Menſchen nich. Ich weeß ni. Ich kann mir keen Verſch ni druf machen. Ich bleibe dabei. Ich weeß ebens nich. — 's war alles verſchloſſen. Mir gingen fort. 's Küchenfeuer war ausgelöſcht, de Platte war kalt. Na, wie is nu gekomm'? Ich kann 's ni begreifen. Ich weeß ebens nich. Aber ſehn Se, daß jetzt hier a ſo a Kerl und thut hier a ſo 'ne Anſpielung machen! Das kränkt een ja ei de Seele 'nein.

v. Wehrhahn.
Laſſen Sie ſich das durchaus nicht anfechten. Wo kämen wir dann alle mitnander wohl hin? Wer heut zu Tage zur Kirche jeht, der hat die janze Welt auf dem Halſe. Halten Sie ſich nur immer an mich. Er kramt unter den Papieren. Übrigens hab ich da was jerettet. 'n Bildnis von Ihrem verſtorbenen Mann. Ich jlaube wenigſtens, daß er das ſein wird. Es war mit Rehpfoten einjefaßt. Er entdeckt das Bildnis und reicht es der Fielitzen. Da!

Fr. Fielitz
nimmt es, faßt mit einer ſchnellen Bewegung **von Wehrhahns** Hand und küßt ſie weinend.

Ede,
ziemlich laut.
Hat eener zufällig keen Stückſken Schwamm bei ſich? Et is: det de Strimpe nich Waſſer ziehn!

v. Wehrhahn.
Notieren den Burſchen, Glaſenapp! Raus! Auf der Stelle! Entfernen Sie ſich.
Ede mit drolligen Arm- und Beinbewegungen ab. Unterdrücktes Gelächter.

v. Wehrhahn.
Ich muß mich über Sie wundern, Langheinrich. Die richtige Jalſenphyſiognomie. So 'n Meſſerſtecher! So 'n Sozialiſt! Mehrmals wegen Straßenkrawalle jeſeſſen. Sie nehmen ſo was in Brot und Lohn.

Langheinrich.
Det jeht mir niſcht an, Herr Amtsvorſteher. Ick miſche mir nich in die Politik.

v. Wehrhahn.
So? Wirklich? Das müſſen wir mal erſt abwarten.

Langheinrich.
Wenn eener man jlatt ſeine Arbeit macht . . . .

v. Wehrhahn.
Redensarten! Papperlapapp! Soll einer mir ſagen, mit wem er umjeht, dann will ich ihm ſagen, wer er iſt.
Man hört das Gemurmel und Geſchwatze einer Menſchenmenge. Wachtmeiſter **Schulze**, in voller Gala, tritt ein.

v. Wehrhahn.
Wo ſind Sie denn heute jeweſen, Schulze?

Gd. Schulze
einige Sekunden faſſungslos, dann.
Zu befehlen! wir haben den Jungen jefaßt.

v. Wehrhahn.
So. Wer denn?

Gd. Schulze.
Ick und Tſchache.

v. Wehrhahn.
Wo?

Gd. Schulze.
Hier janz in de Nähe, bei de Kirche.

v. Wehrhahn.
Was? Hier bei dem neuen Jotteshaus?

Glaſenapp.
Da ſitzt er immer und paßt uff de Glocken.

v. Wehrhahn.
Warum haben Sie denn das nicht früher jeſagt? Wollte er fortlaufen? Lief er fort?

Gd. Schulze.
Er ſaß im Jraben und merkte uns nich. Tſchache konnte bis dichte ran reiten. Und dann haben wir'n jleich beim Wickel jehat.

Er tritt zurück und faßt **Guſtav** *mit an, den* **Tſchache** *hereinführt. Einiges Volk dringt mit herein.*

v. Wehrhahn.
Hm! Alſo da wäre er jedenfalls. Es thut mir jewiſſermaßen leid! Der Sohn eines weiland preußiſchen Wachtmeiſters .... Hat jemand den alten Rauchhaupt verſtändigt? Es mag ihn mal einer holen jehn.

Schulzen.
Ick bin bei 'ne Kranke zur Pflege, Herr Vorſteher. Wenn ick vielleicht, det ick nu könnte abkomm' ....

v. Wehrhahn.
Protokollieren Sie, Glaſenapp. Nein, Schulzen, vorläufig müſſen Sie hier bleiben. Die Sache iſt bald jenug abjemacht. —
Wollen wir alſo protokollieren .....
Er lehnt ſich in den Stuhl zurück und blickt, wie um ſich für das Diktat zu ſammeln, an die Decke.

Langheinrich,
leiſe zu Doktor **Boxer.**
Sehn Se ſich man de Fielitzen an, Dokter! Wat? Is ſe nich quittenjelbe jewor'n? — Wenn det man nich ſchief jeht, kann ick Ihn' ſagen. Er zeigt **Dr. Boxer,** der abwehrende Bewegungen macht, verſtohlen etwas in der hohlen Hand. Woll'n Se wat ſehn? Ja? Zündſchnur is det.

Dr. Boxer,
leiſe.
Wo iſt denn das her?

Langheinrich.
Det weeß ick doch nich! Det kann ieberall aus de Welt her ſind. Det kann och aus Fielitzens Keller ſind. Jawoll doch! Jlooben S'et etwa nich?
Und wenn ick man wollte ſchlecht ſind, Dokter ....

v. Wehrhahn.
Privatjeſpräche jiebt es hier nicht.

Fr. Fielitz
zupft **Langheinrich** und fragt leiſe.
Sie han' Leontinen heute getroffen? Wo denn?

Langheinrich,
mit triumphierendem Blick auf **Schulze.**
Vor'm Woltersdorfer Puſch!

v. Wehrhahn.
Alſo, Glaſenapp .... Schauderhafte Jeſchichten. Das iſt dieſen Herbſt der ſiebente Brand. Sowas nennt ſich nun civiliſierte Jeſellſchaft! Dieſe Schwefelbande will Chriſten ſein! Man braucht blos mal abends auf den Balkon treten, irgendwo is immer'n Feuerſchein. Ich habe mitunter in klaren Nächten bis fünfe zujleich am Himmel jezählt. Verhöhnung von Richter und Jeſetz! Das iſt bei den Schuften ſo einjeriſſen, als wenn das 'n Sonntagsverjnügen iſt.

Aber ſachte! Immer Jeduld, meine' Herrſchaften. Wir kennen die Fährten! Wir haben die Spur! Die Betreffenden werden janz furchtbar erwachen, wenn die Ahndung janz plötzlich mal über ſie kommt. Wer etwas von Kriminaliſtik verſteht, der weiß, daß ſie langſam und ſicher vorjeht und ſchließlich den Schuldigen ſicher packt.

Aber Landrat von Stöckel bemerkte janz richtig: der janze moraliſche Niederjang, die Verwilderung auf der janzen Linie iſt Folge des Mangels an Religion! Jebildete Leute entblöden ſich nicht, die jöttlichen Jrundlagen anzutaſten, auf denen das Heilsjebäude ruht. — Aber, Jott ſei Dank, wir ſind auf dem Poſten! Wir ſind ſozuſagen: toujours en vedette! — Und dir, Junge, dir ſag ich: Es giebt einen Jott! Verſtehſt du, es jiebt einen Jott im Himmel, vor dem keine Schandthat verborgen iſt. Nächſtenliebe! Chriſtlicher Geiſt! Hoſen ſtramm und den Hintern verſohlt! Dir wollt ich das Feuermachen ſchon austreiben! Lümmel infamer! Taugenichts!

Jawohl, Doktor Borer. Verſtehn Sie mich! Sie können jetroſt mit den Achſeln zucken, das ſtört mich im allerjeringſten nicht. Sie könnten ſojar die Feder erjreifen und öffentlich Zeter und Mordio ſchrein! Prügel! Ohrfeigen! Chriſtliche Zucht! Und keine Jefühlsduſeleien, verſtanden? Wir fürchten uns vor dem Buddha nicht!!

Guſtav

iſt durch die ſteigende Erregung des Redners ebenfalls mehr und mehr erregt worden, bis er am Schluſſe der Anſprache ſich nicht mehr beherrſchen kann und in ein lautes, täuſchend nachgeahmtes Eſelsgeſchrei ausbricht.

J! a! a! a! J! a! a! a!

Betretenheit.

v. Wehrhahn,

ebenfalls betreten

Was bedeutet denn das?

Glaſenapp.

Ich weiß wirklich nicht.

Langheinrich.

Det is Juſtavens Kunſt, Herr Amtsvorſteher. Vor Tierſtimmen nachmachen iſt der berühmt!

v. Wehrhahn.
So! Und was hätte denn das wohl ſein ſollen?

Langheinrich.
— Det ſollte wahrſcheinlich 'n Löwe ſind.

Lautes Gelächter.

v. Wehrhahn zuckt mit den Achſeln, lacht höhniſch und begiebt ſich auf ſeinen Platz. Stille. Dann erneuter Lachausbruch.

v. Wehrhahn.
Ich bitte um Ruhe! Hier wird nicht jelacht! Wir machen für Sie keine faulen Witze. Hier werden für niemand Witze jemacht. Wir verhandeln hier blutig ernſte Jeſchichten. 'n Zirkusverjnügen iſt das hier nicht!

Rauchhaupt tritt ein. Er bleibt ſtehn und glotzt hilflos um ſich.

Fr. Fielitz
zieht Gendarm **Schulze**, der, ihr den Rücken zukehrend, nahe bei ihr ſteht, am Rock, ſodaß er ſich umwendet, und fragt mit kummervollem Geſicht.
Han' Sie mei Mädel heute geſehn?

Gd. Schulze
nickt und kehrt ſich wieder ab

Fr. Fielitz,
wie vorher.
Sie han' Leontine geſehn heute Morgen?

Gd. Schulze.
nickt wieder und wendet ſich ab.

Fr. Fielitz,
wie oben.
Wo han' Se ſe denn getroffen, Herr Wachtmeeſter?

Gd. Schulze,
faſt ohne die Lippen zu bewegen.
Das war hinter'm Woltersdorfer Puſch.

Rauchhaupt,
zu **Langheinrich.**
Wat is denn hier los, Meeſter? Wat ſoll denn hier ſind?

v. Wehrhahn
bemerkt **Rauchhaupt.**
Sie ſind penſionierter preußiſcher Wachtmeiſter?

Rauchhaupt
hat die Frage überhört.
Kollege Schulze, wat ſoll denn hier ſind?

Gd. Schulze.
Der Herr Baron hat dir wat jefragt. Ick kann dir da keene Auskunft nich jeben, det jeht jegen meine Inſtruktion. Hättſt du man mehr uffjepaßt uff den Jungen! Jepredigt hab ick dir det eens jenug.

Rauchhaupt.
— — Ick weeß ja nich, wat du jepredigt haſt!! — So'n oller Oelkopp! Predige man!

Gd. Schulze.
Ich bitte zu Protokoll zu vernehmen, det Rauchhaupt mir dienſtlich beleidigt hat.

Rauchhaupt.
Wat? Weil du ſo'n oller Duſſel biſt? Da ſoll ick dir dienſtlich beleidigt haben ....

v. Wehrhahn.
Mann Jottes! Wiſſen Sie denn, wo Sie ſind? Sie kommen wohl eben aus Hinter-Indien?! Da ſoll doch das Donnerwetter reinſchlagen. Still jeſtanden! Troxe pariert!

Rauchhaupt.
Zu Befehl! Jck melde jehorſamſt, Herr Vorſteher ....

v. Wehrhahn.
Daß Sie renitent und aufſäſſig ſind! Sie wollen ſich unjlücklich machen, mein Beſter! Wie lange ſind Sie ſchon außer Dienſt?

Rauchhaupt.
Elf Jahre.

v. Wehrhahn.
Außerdem noch wahrſcheinlich Jedächtnis lädiert. Ueberhaupt ſo'n Aeußeres! Teufel noch mal! So'n Exterieur eines alten Wachtmeiſters .... Ich glaubte, ich hätte ausjelernt.

Rauchhaupt.
Jck bin .... Sie werden jehorſamſt entſchuldigen ....

v. Wehrhahn.
Nichts wird hier entſchuldigt! Verſtehn Sie mich? Sie riechen direkt. Sie verpeſten die Luft.

Rauchhaupt.
Js aber blos Erdjeruch ....

v. Wehrhahn.
Pferdemiſt!

Rauchhaupt.

Denn müßte det ſind von de Ananas . . . .

Gelächter.

v. Wehrhahn.

Kurz: machen Sie möglichſt bald, daß Sie fortkommen, ſonſt, wie geſagt . . . . immer fort! fort! fort! Sie haben vermutlich jeſehen, was hier vorjeht, und nu haben Sie weiter hier nichts mehr zu thun. — — — Fertig! Hier ſind die Papiere, Wachtmeiſter! Und janz direkt rüber auf's Amtsjericht.

Er übergiebt an **Schulze** Papiere. Die Gendarmen raſſeln mit den Säbeln, faſſen **Guſtav** feſter und machen Anſtalten, ihn hinauszuführen. Währenddeſſen glotzt **Rauchhaupt** in ſteigender hilfloſer Angſt um ſich.

Stille.

Dr. Boxer.

Ich habe den Eindruck, Herr Amtsvorſteher, der Junge hier iſt ein Patient. Verzeihen Sie, daß ich mich doch noch einmiſche . . . .

Langheinrich.

Der Junge is blöde, der is janz verrückt.

Schulzen.

Nee, nee, Herr Dokter! J nee, Meeſter Langheinrich, der Junge weeß, wat er machen thut. Ick hatte 'ne Jlucke hatt' ick jehat, mit elf junge Hühnerken ausjebrütet, da hat er mir ſieben erſchmiſſen von.

Gd. Schulze.

J, Tante, und denn och die andere Jeſchichte, wo er Sie mal dem Täſchchen jeſtohlen hat.

Schulzen.
Det Täſchchen, jawoll, und wat drinne iſt. Und hat Ihn det aber och ſo einjefädelt . . . . jeriſſ'ner kann det 'n Jeſunder nich!

Gd. Schulze.
Und, Tante, denn och den Umſchlagetuch . . . .

Schulzen.
Nee, nee, und denn mit dem Terzerole. Der Junge is jut und janz bei Verſtande. Ick bin eene alte erfahr'ne Frau.

Rauchhaupt.
Wat biſt du? Wat biſt du? 'ne olle Hexe, die een janzet verludertet Maulwerk hat! Du kehre man eens wat vor deine Thür, eh det du von andre ſo nachreden thuſt. Wo dir man eens eener uff't Handwerk paßt, mit Kinderkens pflegen und ſo 'ne Sachen, det de Engel in Himmel nich alle wer'n! denn mechten woll ſo 'ne Cureſſen rauskomm' — jawoll — det du hören und ſehen verjißt. — Wat is det? Wat ſoll hier mit Juſtaven ſind? Ick muß det nu wiſſen eens, wat det hier is.

v. Wehrhahn.
Maul halten!!! *zu den* **Gendarmen** Rechts um kehrt und marſch.

Rauchhaupt.
Halt, ſag' ick! J. wo denn, ſo jeht det nich. Von ſo wat ſteht in de Schrift niſcht jeſchrieben. Ick bin hier der Vater zu diſſen Kind. Wat hat er jemacht? Wat ſoll er

jemacht hebb'n? Juſtav! Wat lejen ſe dir all zur Laſt? Ick ha' Schleswig-Holſtein mitjemacht. Ick bin ſechsundſechzig in't Feuer jeweſen, ick bin anno ſiebzig bin ick bleſſiert. Hier is mein Been und hier ſind meine Narben. Ick habe dem König von Preißen jedient . . . .

v. Wehrhahn.
Sie kommen uns hier mit alten Jeſchichten.

Rauchhaupt.
. . . Mit Jott für König und Vaterland! Aber det hier, det kann ick nu eemal nich zujeben. Ick will wiſſen, wat det hier mit Juſtaven is!

v. Wehrhahn.
Mann! Menſch! Jetzt kommen Sie zu Verſtande! Ich habe Ihnen das ſchon mal jeſagt. Ich habe in Anbetracht Ihrer Verdienſte nun ſchon jenug durch die Finger jeſehn. Jetzt thu ich ein übriges, jeben Sie Acht. Dieſes Früchtchen, Ihr Sohn, hat hier Brand jelegt — iſt wenigſtens dringend der That verdächtig. Jetzt treten Sie aus dem Wege weg und behindern Sie weiter nicht die Beamten. Vorwärts, Schulze!

Rauchhaupt.
Brand jelegt??? Hier? Det? Bei . . . . Drieben? Dort? Bei de Fielitzen? Juſtav? Det Jungchen? Det Kerlchen hier? J. Jott doch! Da lach ick! Det hier keener lacht! Nanu, Schulze, mache du hier ma keen Unſinn! Ick ha' och ma' blanke Kneppe jehat. — Ju'n Tag och, Fielitzen! Na, Fielitz, wie jeht's? Wo wirſt de dein Rejulater nu ufhäng'n?

Fr. Fielitz.
Nu ſeht amal, nu verhöhnt der een noch.

Rauchhaupt.
J, nee doch! Woſo denn verhöhn ick dir denn? Det is ja ſo 'n Unjlück! Hurrjott noch, noch mal. De Katzen verrecken uf alle Heubeeden und de Vögel fallen dod uf de Erde run. Bei ſo wat, nee, nee, da verhöhn ick dir nich. Ieberhaupt, ick wag mir an manchet ran, ick ha' mir an ſonne Jungens jemacht, wo von de Kollegen keener recht ran wollte. Der Finger is durchjebiſſen. Jawoll! Aber, eh ick mit eene, wie du biſt, anbinde: lieber jleich uff der Stelle häng ick mir uff.

Fr. Fielitz,
faſt grau im Geſicht, mit zitternden Lippen, aber doch in heftiger Erregung und mit ziemlicher Energie.
Was fängt denn der Mann nu uf eemal mit mir an? Was hätt ich denn eegentlich dem Manne gethan? Kann ich derfire, wenn das aſu kommt? Ich ha' niſcht geſehn. Ich war ni derbeine. Ich ha' niemanden verdächtigt nich. Und wenn ſe dan Jungen han feſte genomm', das ha' ich a ſu wenig wie du gewußt.

Rauchhaupt.
Fielitzen! Fielitzen! Sieh mir mal an.

Fr. Fielitz.
Dummheeten! Luß mich in Frieden dahier. Luß mich in Frieden und thu dich ni uffpiel'n, ich ha' vorher durchzumachen genug. Da ſagt een der Dokter, ma ſoll ſich ni ufregen, ma könnt amal weg ſein im Augenblick! Und a

ſo a Mann . . . . ma wees ni, wohin legen . . . mir wiſſen ni, wo mer wer'n ſchlafen de Nacht. Ma liegt reen uf der Straße, halb tot und kaput und . . . .

Rauchhaupt.
Fielitzen! Fielitzen! Kannſt du mir ankieken?

Fr. Fielitz.
Luß mich zu Friede und mach dich fort. Ich luß mich von dir aſo nich behandeln! Ich kann dich anſehn. Warum denn ni? Ich kann dich drei Tage und Nächte anſehn, und da ſeh ich blos, daß du a Eſel biſt. Wenn das jetze uf da Jungen fällt, wer wird woll da hier am meiſten ſchuld ſein? Wie haſt du denn ieber den Jungen geredt? Du ſprichſt: a thut ſtehlen, a thäte gokeln, deine Strohſchober hatt a dir angeſteckt, und nu thuſte dich wundern, wenn 's dann aſo is! Du haſt hier da armen Jungen verbläut . . . . der Junge is zu mir gelofen gekomm', der hat ſo viel blaue Beulen gehat, daß an den ſeinem Leibe kee Fleck ni mehr heil war. Und nu thut a uf eemal, wie ni recht verrückt!
v. Wehrhahn hat den **Gendarmen** ein Zeichen gegeben, dieſe faſſen **Guſtav** feſter und führen ihn gegen die Thür. **Rauchhaupt** hat es bemerkt, ſpringt blitzſchnell vor **Guſtav**, faßt ihn mit beiden Händen an den Schultern und läßt ihn nicht fort.

Rauchhaupt.
Is nich! Det jeb ick nich zu, Herr Vorſteher! Mein Juſtav is keen Verbrecher nich! Ick ha ſachte weg janz for mir ſtille jelebt und nu bin ick hier in 'ne Maſchine jeraten. Da miſſen man erſchtlich Indizien ſind! **zu Lang**

heinrich: Meeſter, kann der det jeweſen ſind? **Langheinrich** zuckt mit den Achſeln. Det iß hier ja allens verjaunertes Pack, det ſind ja ..... Juſtav, weene man nich. Se kenn' dir in Jottes Namen niſcht anhaben .....

v. Wehrhahn.

Hände weg! Oder .... Hände weg!

Rauchhaupt.

Ick nehm et uf Dienſteid, Herr Amtsvorſteher, det hier .... det mein Junge hier unſchuldig is.

v. Wehrhahn.

Tempi passati. Sie machen ſich unglücklich. Zum letzten Male: die Hände weg!

Rauchhaupt.

Denn ſchlag ick ihm tot uf der Stelle, Herr Vorſteher.

v. Wehrhahn

tritt dazwiſchen, trennt **Rauchhaupt** von ſeinem Sohn.

Weg hier! Sie rühren den Jungen nicht an! Wagen Sie's Wachtmeiſter, ziehen Sie blank!

Rauchhaupt,

blaß wie Kalk, in unſinniger Erregung, hat losgelaſſen und poſtiert ſich vor die Ausgangsthür

Thun Sie mir det nich an, Herr Vorſteher, um Jottes und Chriſti willen nich. Det is Ehrenpunkt! Ehrenpunkt is det, Herr Vorſteher! Blos det nich, Herr Vorſteher, thun Se det nich. Ick biete mir an. Ick will och Kaution legen. Ick renne und bringe Kaution bring ick. Ick bin jleich wieder hier uff de Stelle, Herr Vorſteher. Ja? Soll ick? oder jeht det nu nich?

v. Wehrhahn.
Larifari, Sie ſehn aus dem Wege.

Rauchhaupt.
Ick weeß et, wer et jeweſen is!
v. Wehrhahn ſchiebt **Rauchhaupt** bei Seite, und die beiden **Gendarmen** führen **Guſtav** ab. **Rauchhaupt** wird von **Dr. Boxer** und **Langheinrich** gleichzeitig geſtützt und feſtgehalten. Er ſinkt dumpf in ſich zuſammen. Stille tritt ein. **von Wehrhahn** begiebt ſich wortlos hinter ſeinen Amtstiſch, ſchnäuzt ſich, ſchießt Blicke auf **Rauchhaupt** und die **Wolffen** und nimmt dann Platz.

v. Wehrhahn.
Zünden Sie Licht an, Glaſenapp.

Glaſenapp
entzündet eine Lampe auf dem Tiſch.

Fr. Fielitz.
Nee, nee, 's is ſchon wirklich! Aſo a Mann! Der thut ja 's ganze Dorf verdächtigen.

v. Wehrhahn.
Sie da! Schulzen! Scheeren Sie ſich.
Die **Schulzen** ſehr ſchnell ab.

Fr. Fielitz.
Ich mecht amal fragen, Herr Amtsvorſteher .... Mir wiſſen noch gar nee, wohin heute Nacht.

v. Wehrhahn.
Sie ſchlafen wohl, Fielitz?

Fielitz,
von ſeiner Uhr aufſchreckend.
J nee, Herr Baron.

v. Wehrhahn.

Ich dachte, weil Sie den Kopf ſo geſenkt halten.

Fielitz,

mit kindiſcher Blödigkeit.

Ick ha' mir blos ma' die Zeijer beſehn.

v. Wehrhahn,

zur **Fielitzen.**

Sie wollen jehen?

Fr. Fielitz.

Wenn's mechte a ſo weit ſein . . . . Ich kann kaum mehr uf meinen zwee Beenen ſtehn.

v. Wehrhahn.

Das glaub ich. Wann ſtanden Sie auf heut Nacht?

Fr. Fielitz.

— —?

Fielitz.

Wir ſind jejen achte erſt uffjeſtanden.

v. Wehrhahn.

Kriechen Sie immer ſo ſpät aus dem Bett?

Fr. Fielitz.

J, nee doch, der Mann is heut ganz verwirrt. Mir ſein um a fimfe ſchon ufgeſtanden. Um a fimfe ſtehn mir ja immer uf!.

v. Wehrhahn.

Nun, Fielitzen, jehn Sie nach Hauſe jetzt. — Es ſollte mir leid thun jewiſſermaaßen . . . Indeß die Jerechtigkeit jeht ihren Jang.

Die Sonne bringt alles an den Tag.
Verbrecher nehmen ein ſchreckliches Ende! Der ewige Richter verjißt ſie nicht. — Und Sie! Bejeben Sie ſich nach Hauſe. Jehn Sie nach Hauſe und warten Sie ab. Ich will heute beide Augen mal zudrücken, Ihr Vaterjefühl hat Sie ſinnlos jemacht.

Rauchhaupt

tritt vor.

Ick hätte jehorſamſt zu melden, Herr Vorſteher. . .

v. Wehrhahn.

Jehn Sie! Jehn Sie! Was wollen Sie noch? Machen Sie nicht wieder Faxen, mein Beſter.

Rauchhaupt,

nun dicht vor der Fielitzen.

Jott is mein Zeuge! Ick decke dir uff!

Vierter Akt

Das Giebelzimmer in der Schmiede bei Langheinrich. Links zwei kleine Fenſter mit Gardinen. An dem einen ein Lehnſtuhl, auf dem **Frau Fielitz** ſitzt. Sie iſt merklich abgemagert und gealtert. — An dem zweiten Fenſter eine Nähmaſchine und ein Stuhl davor, über dem ein Kleiderrock hängt, an dem gearbeitet worden iſt. Auf der Maſchine ſelbſt liegt eine Bluſe. Eine Thür in der Hinterwand führt zur Dachkammer. Links von ihr: brauner Kachelofen, rechts von ihr: gelb polierter Kleiderſchrank. In der rechten Wand iſt ebenfalls eine Thür, dieſe führt auf den Flur. An der gleichen Wand befindet ſich ein gemachtes Bett und weiter vorn eine gelbe Kommode. Ueber der Kommode hängt ein Regulator. **Schuſter Fielitz**, auf der Kommode ſtehend, und zwar in Strümpfen, zieht den Regulator auf. Der Schuſter iſt in Hemdsärmeln, ſehr ſauber geſchniegelt, in Sonntagshoſe und Sonntagsweſte.

In der Mitte des Zimmers ein Ausziehtiſch. Eine Hängelampe darüber. Um den Tiſch vier gelbe Stühle, ein fünfter Stuhl ſteht am Bett. Schmied **Langheinrich** und **Ede**, in Arbeitstracht, ſind am Tiſche beſchäftigt. **Langheinrich** hält einen eiſernen Thurmhahn, den Ede mit roter Oelfarbe anſtreicht.

Ede und **Langheinrich** brechen in ein lautes Gelächter aus.

Fielitz,
der während des Lachens die Uhr aufgezogen hat.
Hier hat wieder eener dran rumjepuhlt.

Langheinrich.
Jawoll och! Det wird och anderſch nich ſind. Paß du man 'n bisken beſſer uff.
Erneutes Lachen.

Fielitz.
Ick ſage blos, wenn ick een mal erwiſche! Mir kommt's uff 'ne Hand voll Noten nich an.

Langheinrich.
Feſte! Det is och! Is, wer't is! Ick jloobe, det is Leontine jeweſen.

Fr. Fielitz.
Das Mädel kommt an die Uhr doch ni ran.

Langheinrich.
Na, na!

Fielitz.
Det jiebt ma 'n Unjlück, verſtanden! Bei ſo wat beſpaße ick mir nich mit.

Ede.
Det muß doch och noch in den Laden rin.

Langheinrich.
Immerzu doch! Det ha' ick doch immer jeſagt! Der Eckladen wird nu bald fertig ſind und denn hat er keen

Rejulater zum Rinhäng'n. Und denn kann er nich uffmachen ſein Jeſchäft!

Fielitz.
Schwefelbande! Verjaunertes Pack! Lacht man! Ihr kennt jejen mir nich uffkomm'.

Langheinrich.
I, keen Jedanke! Det jeht och nich. Wieviel haſte denn Abſchlüſſe ſchon jemacht? ick meene, von wejen de Lieferung. Et muß doch 'n Ding wat uff Lager ſind!

Fr. Fielitz.
Laßt ihr ock da Mann zufrieden, Meeſter.

Fielitz.
Jeh du man in meine Kammer rin, denn kannſt de ſehn Briefe und Abſchlüſſe liejen. Janze Packete und Stöße voll!

Ede
guckt in die Kammer.
Ick ſeh niſcht.

Langheinrich.
Reiß man de Diehlen uff: da liejen de Briefſchaften rinjeſtuttert. Jeſchäftsjeheimnis muß eenmal ſind!

Fielitz.
Och noch muß det ſind! So 'n Kiekindewelt! Lernt ihr erſcht ma' ſchreiben und leſen, verſtanden, eh ihr euch mang meine Jeſchäfte miſcht.

Fr. Fielitz.
Nee, Fielitz, luß ſe doch! Aerger dich nich. Der Meeſter muß ſich doch immer beipaßen. Ohne dem geht's bei dem Manne doch nich.

Langheinrich.
Frau Meeſtern, ick bin och fidel heut, jawoll. Et is 'n Stick Arbeet fertig jewor'n. Und wenn ick nich von de Thurmſpitze falle, dann bejieß ick mir heute noch ſchauderhaft.

Fr. Fielitz.
Woll'n Se das Ding dorte ſelber nuffſtecken?

Langheinrich.
J, janz natierlich! Warum denn nich? Schmarowski hat ihm jezeechnet, Mutter, ick ha' ihm jeſchmiedet und bring ihm och ruff.
Leontine kommt herein.

Leontine.
Det laß man Schmarowskin alleene machen.

Ede.
Vor wat Kippliges furcht ſich Schmarowski doch nich.

Langheinrich.
Nee! Det wird woll wirklich uff Ehre och wahr ſind. Der furcht ſich vor Jott und vorm Deiwel nich. Det kleene Männeken, kann ick Ihn ſagen . . . dajegen is Blücher 'n Waiſenkind.

Fielitz.
Ick will mir ma' wat erkundigen. Meeſter: wer hat denn dem neuen Hauſe jebaut?

Langheinrich.
Na, wer denn?

Fielitz.
Ick! Und Schmarowski nich.

Ede.
Na, jewiß **doch**! Natierlich, Meeſter Fielitz.

Fielitz.
Vom Jrundſteen bis oben! Ick, immer ick. Mein Jrund, mein Sand, meine Steene, mein Jeld! De janze Verſicherung rinjebuttert. Fragt Muttern, ob det nich ſo richtig is.
Lachen.

Fr. Fielitz.
Na Jes', Fielitz, luß doch das ale Gemurkſe. Uf ſolche Geſchichten kommt's doch nich an.

Fielitz.
Jrade! Ick wer det beweiſen, Mutter. Ick will die det klar machen, wer ick bin. Paßt ma uff, wo ick wer meine Rede halten!

Fr. Fielitz.
Schmarowski ſagt, es wird ni geredt.

Fielitz.
Ick laſſe mir aber det Maul nich verbieten, von dir nich und von Schmarowski nich. **Fielitz** ab in die Kammer.

Langheinrich.
Mutter, paſſen Se man eens uff, det nich noch een Radau eens beim Eſſen wird. Et heeßt ſo ſchon, et woll'n welche Skandal machen! Beſſer, 'n bisken vorſichtig ſind.

Fr. Fielitz.
Ihr braucht blos a biſſel uf 'n ufpaſſen. Glei tüchtig zu trinken vo Anfang an. Ich kann da Mann heut ni zuricke halt'n. Beim Richtfeſt will a nu eemal ſein.

Langheinrich.
Schmarowski hat jeſtern Kloppe jekriegt.

Ede.
Jeſtern Abend, jawoll, nach de Volksverſammlung.

Fr. Fielitz.
A wird awing haben zu hitzig geredt.

Langheinrich.
Wenn Se wieder wat brauchen! Det wird och ſo ſind. Det kleene Aas hat jeredt, Mutter Fielitz: de janze Verſammlung hat bravo jeſchrien. 'n Blatt hat der nich vor 'n Mund nich jenomm'.

Fr. Fielitz.
A mißte ni gar aſo hitzig ſein, denk ich.

Langheinrich.
Feſte! Jrade! Warum och nich? Wat haſte, wat kannſte! Man immer druff! Die janze Jeſellſchaft verdient det nich beſſer. Wehrhahn nich und Friderici nich. Und ieberhaupt det is jut, Mutter Fielitzen. Det war jrade der

richtige Momangaugenblick! Nu hat er eens janz mit die Brüder jebrochen. Nu weeß et 'n jeder. Nu jiebt's keen zurück. Na is er janz unſer Mann, Mutter Fielitz! Ick hätte det dem jar nich zujetraut.

Fr. Fielitz.
Ihr könnt woll o mit 'n zufrieden ſein, Meeſter, wo jetzt ſo a Sums ei dr Werkſtelle is. Vier Geſellen . . . .

Langheinrich.
Det is och! Det ſtreit ick och nich. Er hat wat Jeld mang de Leute jebracht. Mit Paſter Friderici ſein Klingelbeutel, da wußt ick mir nich zu ſtell'n all. Et jing nich! Nu jeht et uff eemal. Jewiß.
Nu paßt mal Achtung zum Fenſter raus, Mutter, wenn ick wer janz oben droben ſein. Ick winke und ſchrei und denn — ſpring ick ab!

Langheinrich und **Ede** ab mit dem Thurmhahn. Kurzes Stillſchweigen.

Fr. Fielitz.
Ob Rauchhaupt heute o wieder kommt?

Leontine.
Nee, Mutter, ick weeß nich, wat ängſt d'r denn immer? So 'n oller Dämel wie Rauchhaupt is. Denn laß er doch kommen, ſoviel er will — und quaſſeln! Wenn der och quaſſelt, Mutter. Uff det kind'ſche Gequaſſel horcht keener nich!

Fr. Fielitz.
A ſoll wieder haben ſehr rumgeredt.

Leontine.
J. laß ihm. Jck ha' och Briefe jekriegt. Det is och wieder ſo eener, Mutter, Sie wirft einen Brief im Couvert hin. Da mach ick mir aber weiter nicht draus. Jeberhaupt det is blos der Bahnaxiſtente.

Fr. Fielitz.
Das kennte och Wachtmeeſter Schulze ſein.

Leontine.
Och Hilfslehrer Lehnert, warum nich am Ende!

Fr. Fielitz.
Nu, luß ſe! Die Kerle ſein eiferſüchtig — und neid'ſch uf Schmarowski ſein neues Haus! Se mechten uns gern was am Zeuge flicken. Aber nee! Aſo eenfach geht das nu nich. —

Leontine
hat ein paar Tritte genaht.
Sieh mal, Mama, det ha' ick jefunden!

Fr. Fielitz.
Immer mach, mach, mach! Verſäum dich jetzt nich. Das Kleed muß um zweee fertig ſein. Adelheid hat ſchon wieder riebergeſchickt! — Heechſtens geh amal in a Keller runter und hol die paar Flaſchen Wein amal ruf, daß mer dann, wenn ſe komm', und mer kenn' amal anſtoßen. Ma ſieht's: ſe wer'n balde han fertig gericht'. —

Leontine.
Det is hier der Meeſtern ihr Gradehalter.

Fr. Fielitz.
Das is o a armes Weib geweſt: geſchnallt und geſchniert und zuſammengeriſſen und hat doch a Puckel ni weggekriegt.

Leontine.
Wat braucht ſe denn aber ſo putzſichtig ſind?

Fr. Fielitz.
J, ginn der de Ruhe! Die hat ſe verdient.

Leontine.
Et heeßt ja, ſe kloppt in de Bodenkammer, wo Meeſter Langheinrichs Schlafſtelle is.

Fr. Fielitz.
O, luß ſe! Luß ſe! Red weiter nich. A hat ſe wohl o ernt in wenig geſchunden, trotz daß'n a ſo viel hat eingebracht. Die hat immer mußt weiter näh'n und verdien' . . . . . . Kee Wunder, wenn die keene Ruhe ni hat.

Leontine.
Wer heeßt ſe denn Meeſter Langheinrich heirathen?

Fr. Fielitz.
J. luß ock die alten Sachen jetzt. Vo alten Sachen will ich niſcht wiſſen. Ich ha a Kopp ohne das voll genug. Ich weeß ieberhaupt ni was mit mir is. Ma ſieht ohne das ſchon manchmal Geſpenſter.

Leontine.
Det heeßt, wenn er mir ſo betrügen thut . . .

Fr. Fielitz.
Der Meeſter? Luß 'n ruhig gehn. In der Sache taugen ſe alle niſcht. Wenn da ſellde eener drunter ſein, uf den in der Sache und daß a Verlaß wär' . . . da mißt ich gar wieder was Neies lern'. — Hauptſache is: immer bleib uf'm Poſten. Der Mann is ni beeſe. A meents ganz gut. Sei ſparſ'm. Du weeßt, wie genau daß a is! Und halt'n ſei biſſel Gelumpe zuſamm'. Und halt'n ſei kleenes Mäderle gutt. A hat ja och gegen Dein' Jung'n niſcht. **Fielitz**, im Bratenrock, wieder aus der Kammer. So kannſte doch nich zu dam Eſſen gehn! Komm her, ich wer' d'r da Knopp awing feſt machen.

Fielitz.
Det is woll nich meglich! Verſtauch dir man nich.

Fr. Fielitz
hält mit der Linken ſeinen Hoſenrand und fängt vom Stuhl aus an, zu nähen.
Was kann man derfire, wenn eens ni meh ſo fort kann?! Ma bekimmert ſich ſonſt woll genung um dich.

Fielitz.
Verjangne Zeiten! Lieje man nich! Ick bin, wie ſo'n oller Stiebelknecht! Mir habt ihr eens janz in de Ecke jeſchmiſſen. — Haſt du mein Rejulator jerückt?

Leontine.
Jawoll! Ihn pickt et. Ab.

Fielitz.
Warte du man!

Frau Fielitz.
Der Meeſter hat ſich doch blos beſpaßt, Fielitz!

Fielitz.
Ick will euch noch alle wat zeijen, Mutter, wo ick jetzt uff'n Trichter jekomm' bin. Ick nehm et noch heut mit jed'n uff.

Frau Fielitz.
Nu freilich, das iſt doch o ſelbſtverſtändlich.

Fielitz.
Warte du man in zwee Jahren ma ab, wer wird mehr Jeld in Sacke verdient hebben: Schmarowski, Langheinrich oder ich!

Frau Fielitz.
Was haſt'n du immer mit Meeſter Langheinrich? A hat uns im Hauſe hier ufgenommen . . . .

Fielitz.
Jawoll och, det is, weil er knitſchig is, und weil, det er will hohe Miete ſchlucken.

Frau Fielitz.
Sei du ock froh, daß der Meeſter ſo is.

Fielitz.
Von wejen det bisken Zindſchnurjeſchichte . . . .? Immerzu, Mutter, kriech ihm man ſonſte wohin.

Fr. Fielitz.
Was iſt'n das fer 'ne Geſchichte geweſt?

Fielitz.
J, die Jeſchichte! Wat ſoll et denn ſind? Wo Dokter Boxer och hat von jeſprochen.

Fr. Fielitz.
Ich kenne doch deine Geſchichten ni.

Fielitz.
Mutter, ick ha'n jutes Jewiſſen!

Fr. Fielitz.
Geh ock und laß dich verglaſen dermitte.

Fielitz.
Mutter, ick ſage for jetzt weiter niſcht . . .

Fr. Fielitz.
Dummheeten!

Fielitz.
Jut! —

Fr. Fielitz.
Schmarowski war hier. Wie is denn das nu mit der Hypotheke?

Fielitz.
Det er meine uff vierte Stelle drückt?

Fr. Fielitz.
Das weeß ma: aſo a Bau thut Geld koſten.

Fielitz.
Schmarowski verbaut ſich.

Fr. Fielitz.
Dummheet!

Fielitz.
Jawoll! Weil det in dem drin wie'ne Krankheet ſteckt.

Fr. Fielitz.
Hauptſache, da biſt de nu einverſtanden?

Fielitz.
Jott bewahre, det dhue ick nich! Wo ick früher bin Komzarius jeweſt und ha' ick ſuptilſte Sachen behandelt, und Wehrhahn hat mir jekloppt, jawoll, und hat ſich jefreit, wo ick ſchlau bin jeweſen . . . J nee, Mutter! So blau bin ick nich. — Ick rechne! Ick kann mit de Feder fort! Ick bin 'n halber Av'kate, Mutter. Der Jründling überjaunert mir nich!

Schmarowski, ſehr geſchäftig, kommt herein. Er trägt ſich verändert: heller Sommerüberzieher, elegantes Hütchen und Stöckchen. Eine Rolle mit Bauriſſen trägt er in der Hand.

Schmarowski.
Ju'n Morjen, Frau Fielitz. Wie jeht's Ihnen denn? Das bischen Erkältung jut überſtanden?

Fr. Fielitz.
Ich dank ſcheen. Es geht ja! Nehm' Se ock Platz.

Schmarowski.
Jawohl. Das werd ich. Das hab ich verdient. Seit Morgens vier Uhr auf den Beinen! Weiß Jott, wie ich immer noch kraxeln kann.

Fielitz.
Ju'n Morjen. Ick bin nämlich och noch da!

Schmarowski.
Gu'n Morgen, ich hatte Sie gar nich bemerkt. Ich habe den Kopf ſo voll in den Tagen ....

Fielitz.
Ick och.

Schmarowski.
Natürlich. Bezweifle ich nich! Haben Sie etwa was mit mir zu reden? Dann bitte gefälligſt.

Fielitz.
In Augenblick nich! In Augenblick bin ick anderſch beſchäftigt. Ick muß bei een Herrn uff'n Bahnhof jehn. Von wejen de ruſſiſchen Jummiſchuhe. Später! Jawoll och! In Augenblick nich. Stolziert aufgeregt ab.

Schmarowski.
Der Schuſter macht uns janz lächerlich. In allen Kneipen ſoll er ſich uffſpiel'n. Und neulich iſt 'ne Jeſchichte paſſiert, draußen, im Warteſaal zweiter Klaſſe. Da hat er ſich nämlich einjedrängt und hat die blödſinnigſten Reden jehalten, nich weit vom Hon'ratiorentiſch. Von Fabriken, und was er ſich ſonſt wollte anlegen.

Fr. Fielitz.
Der Mann is Ihn' reene wie übergeſchnappt.

Schmarowski.
Alſo Ihn' jeht's jut?

Fr. Fielitz.
So leidlich, jawoll. Ock blos kann ich das Hämmern ni recht mehr vertragen. Wenn ma ock erſcht aus dam Hauſe hier wär!

Schmarowski.
Jeduld! Blos um Jottes Willen Jeduld! Es is ja ſoweit janz leidlich jejangen, blos jetzt nich noch drängeln. Immer Jeduld. Mir liegt ſelber daran, daß wir fertig ſind. Aber hexen kann ich nu leider nich. Ich bin froh, daß der Dachſtuhl nu oben iſt. Ich weiß, was mir das hat für Schmalz jekoſt' — und außerdem immer dieſe Jeſchichten. Er zeigt ihr eine Anzahl aufgeſchnittener Briefe. Alle natürlich anonym! Die allerjemeinſten Invektiven: auf Fielitz, auf Sie und natürlich auf mich.

Fr. Fielitz.
Ich weeß gar ni, was die Leute woll'n. Wer a Schaden hat, braucht fer a Spott nich zu ſorgen. Das is eemal! Anderſcher is das nich. Se ha'n uns doch hing'n und vorn verhört. Dreimal ha ich mußt uf's Gerichte laufen. Wenn an der Sache was dran wär geweſt, das wer'n ſe woll haben och rausgebracht!

Schmarowski.
Darüber will ich mich weiter nich auslaſſen. Das is Ihre Sache, das geht mich nichts an. Was mich betrifft, hab ich's den Leuten gezeigt. Wenn eener mir will von de Frackſchöße ſchütteln, dem reiße ich 'n janzen Frack kaput. Det ſoll ſich Paſter Friderici merken, dem hab ick zuviel in de Karte jeſehn. — Um nu mit der Thüre ins Haus zu fallen, weil ich doch, wie Sie ſehn, auf'm Sprunge bin: die Sache wird jut: aber — Jeld! Jeld! Jeld!

Fr. Fielitz.
Fielitz will ni.

Schmarowski.
Herr Fielitz muß!

Fr. Fielitz.
A thut ſich da Eckladen immer noch einbilden. Kenn Se'n kee Löchel ni reſervieren?

Schmarowski.
I. Zahler! Zahler! Das kann ich nich. Wo käm ich da hin, wenn ich ſo wollte anfang'n? Dazu haben Sie wohl ſelber jenug Verſtand. Nee. Davon ſteht in de Schrift niſcht jeſchrieben. Von ſo wat kann jar nich de Rede ſein. — Es kommt 'n Bankier mit zum Eſſen dann und, Frau Fielitz, dem muß ich beſtimmten Beſcheid ſagen. Alſo nu, daß die Sache ins Reine kommt. Sonſt . . . . wenn ich nu etwa noch ſitzen bleibe . . . .

Fr. Fielitz.
Ich wer's ſchon machen! Luſſen S'es och!

Schmarowski.

Jut. Alſo nu is noch 'ne andre Sache. Haben Se mal wieder von Rauchhaupt jehört?

Fr. Fielitz.

Ja. Daß a noch immer's Maul ni will halten und daß a uns ieberall ausrichten thut. Das is wie mit Wehrhahn, dieſelbe Geſchichte. Ich ha Rauchhaupten immer ock guttes gethan. Und nu kummt a und kummt a Tag fer Tag und thut een mit alen Geſchichten krank machen, wo doch all's aus a Fingern geſogen is! Womeglich ... nu ja! .. wer weeß! .. ſo a Mann ... a kann aſo lange womeglich machen, bis, bis ... noch zuletzte ... das wär aſo was!

Schmarowski.

Keine Angſt, Frau Fielitz! Sie jehn nich weiter, nu die Sache im Sande verlaufen is. — Uebrigens treten die Zimmerleute zuſamm': ich muß rüber und meine paar Worte abhaſpeln. Kurz alſo: wenn Rauchhaupt mal wiederkommt, denn kenn' Sie ihm mal ſo'n bisken aushorchen. Es iſt nämlich 'ne neue Kiſte im Jang. Sociale Sache! Rieſenjeſchäft! Natürlich bin ich bei mitten mang, wie ich jetzt eben überall mitten mang bin. Wir möchten an Rauchhauptens Grundſtück ran ... Er hat noch damals ſpottbillig jekauft, und wenn wir das janz, nich jeteilt, in de Hand kriejen, denn ſpringt 'ne Million und mehr bei raus.

Fr. Fielitz.

Hier hab ich och noch zwee Sparkaſſenbücher.

Schmarowski.
Danke ſchön! Kommen mir mächtig zu Paß. Man kann ſich manchmal nich lumpen laſſen . . .

Fr. Fielitz.
's Mädel kommt! Schnell in de Taſche damit.
Schmarowski ſteckt haſtig die Bücher ein, nickt der **Fielitzen** zu und geht ſchnell ab.

Frau **Fielitz** erhebt ſich halb vom Stuhle und guckt geſpannt durchs Fenſter.
Wenn ſe ock heut nich noch an extra Teps machen! 's ſtehn ja dort mächtig viel Leute rum.
Leontine kommt mit drei Weinflaſchen und Gläſern.

Leontine.
Mama! Mama! A is wieder unten. Der dämliche Rauchhaupt is wieder da.

Fr. Fielitz,
erſchreckend.
Wer?

Leontine.
Rauchhaupt! Er kommt gleich hinter mir her. Sie ſtellt Flaſchen und Gläſer auf den Tiſch.

Fr. Fielitz,
entſchloſſen.
Mag a! Vor meinswegen ſoll a rufkomm'. Ich wer'n amal de Wahrheet ſagen. **Rauchhaupt** guckt zur Thür herein.

Rauchhaupt.
Stör ick, Frau Meeſtern?

Fr. Fielitz.
Mich ſtört'r nich.

Rauchhaupt.
Stör ick ſonſt een Menſchen, Meeſtern?

Fr. Fielitz.
Das kann ich ni wiſſen. Das kummt druf an.

Rauchhaupt
tritt ganz ein. Er erſcheint nicht ganz ſo verwahrloſt, wie früher.
Jut Freund! Ick jratuliere, Meeſter! Ick will wieder mal nach'm Rechten ſehn.

Fr. Fielitz,
gezwungen heiter.
Sie ha'n ebens immer an Richer, Rauchhaupt.

Rauchhaupt
glotzt ſie an, ſagt mit Betonung.
Immerzu doch! Hab ick och! Janz jewiß. — Ick hab eben och Dokter Boxer jetroffen. Er will och jleich dann zu Sie oben komm'! Und hab ihm um eene Sache jefragt.

Fr. Fielitz.
Um was fer an Sache?

Rauchhaupt.
Von dazumal. Da ſoll er zu Langheinrich eens wat jeſagt hebb'n oder Langheinrich hat et zu ihm jeſagt.

Fr. Fielitz.
Um eure Geſchichten bekimmer ich mich ni. Leontine! Geh und hole a Stick Wurſcht, daß ſe an Happenpappen finden, wenn ſe hernach dann noch rieber komm'.

Rauchhaupt.
De Welt jeht weiter.

Fr. Fielitz.
Und ob! Aſu iſ's!

Leontine.
Soll ick nich jetzt lieber hier bleiben, Mutter?

Rauchhaupt.
Jeh und koof ſeidne Strimpe in!

Fr. Fielitz.
Was heeßt'n das?

Rauchhaupt.
J, weiter heeßt det niſcht. Ick denke, det die ooch 'ne Jräfin is. Se hat doch bei Mutter Boxern jeſtanden . . . Adelheid, wat die Schmarowskin is! — in Laden und hat mit die Olle jeſchachert um een ſchüttjelbſeidnen Unterrock. Det is doch 'ne jroße Jräfin, Frau Meeſtern, und hat doch och rotſeidne Strimpe jehat.

Leontine.
Bei unſereen langt et uff Baumwolle nich. Ab

Fr. Fielitz.
Was wer'n ſe ock Adelheid alles noch nachredn!?

Rauchhaupt.
Det is jar keen Nachreden, det is, wie't is! Hat neulich der Kutſcher all Bier abjeladt, eenfachet Bier, bei de Kehrwiedern drieben . . de Kehrwiedern, wo hier de Waſchfrau is. Wird jrade die Jräfin ſind anjerauſcht. Det macht ſe! Denn thut ſe de Naſe hochziehn — bewahre Jott! hoffärtig kann det nich ſind — und denn hat ſe de Kehrwiedern eens jefragt: ob arme Leute och thäten Bier trinken.

Fr. Fielitz.
Nee, kommt mir ock mit dam Klatſch und Tratſch.

Rauchhaupt.
Ja, wat ick Sie wollte fragen, Frau Meeſtern: ick ha' nämlich 'ne neue Fährte jefaßt.

Fr. Fielitz.
Was denn für eene Fährte, Rauchhaupt?

Rauchhaupt.
Silentium, heeßt det! Vorſichtig ſind. Jck kann niſcht ſagen. Mehr weeß ick nich. Als det ick jang kunſtjerecht vigiliert hebbe. Et ſind och Tedektetiven in Jang. Jck bin och all wieder bei Wehrhahn jeweſen, und der hat mir eens mächtig zu zujeredt.

Fr. Fielitz,
ſtrickend.
Jemerſch, Wehrhahn! Der wird o's Kraut fett machen. Das koſt' doch blos immer alles Jhr Geld.

Rauchhaupt.
Frau Meeſtern, wo wir nu ſind hinter jekomm', da bring ick Ihn' allens janz joldklar an't Licht. Det kleenſte Jeheimnis wird uffjeſtöbert. Och der Staatsanwalt hat wieder de Ohren geſpitzt! Erſt heeßt et: janz jroße Kreiſe jemacht, denn immer, Frau Meeſtern, enger jezogen und denn ſitzen ſe in de Schlinge all. — Ick meene: de Jauner, die Brand jelegt hebb'n. Natierlich, Meeſtern, meen ick Ihn' nich.

Fr. Fielitz.
Ich thät halt die Sache nu bald amal ruhn laſſ'n. Raus kommt doch ein ganzen Leben niſcht!

Rauchhaupt.
Wieviel paré, Meeſtern? Abjemacht!

Fr. Fielitz.
Is in der Erſchte niſcht raus ni gekomm' . . .

Rauchhaupt.
Wieviel paré, Meeſtern? Schlagen Se in. Hier muß eener bei blos jeduldig ſind. Sie hatten doch Juſtaven rieberbeordert, uff elfen, Meeſtern, mit Sämerein. Nu is de Schulzen vorüber jejang'n an Ihre Hausthüre is ſe, Frau Meeſtern! Ick laſſe die Naſe nich von de Spur.

Fr. Fielitz.
Nu will ich Ihn' aber was ſagen, Rauchhaupt: um Ihre Naſe bekümmr' ich mich nich! Aber, ſag ich Ihn', wenn das nich ufhörn thut und Sie immer und ewig um uns dahier rumſchniffeln . . . wahrhaftig, mir reißt amal die Geduld.

Rauchhaupt.
Thun Se mir doch verklagen, Frau Meeſtern.

Fr. Fielitz.
Meinswegen ſagt's eem direkt uf a Kupp. Da wird ma ſchon wiſſen, mit was ma Euch antwort'! Aber ſtänkert ni bei der Schulzen rum! Ich ha' das Frovulk hier rausgeſchmiſſen. Se kommt hierher und redt m'r was uf. Leontine ſoll zu'ner rieberkomm'. Wenn das och'm Wachtmeeſter Schulze thät recht ſein. Aſo eene is mei Mädel ni! Nu thut een die ale Hexe ausrichten! Frieher da hat ſe Ihn ausgericht'! — Ich weeß ni: Ihr thut hier an ewigen Sums machen! Was is denn dem Jungen, hä, Schlimmes paſſiert? A is verſorgt! A is untergebracht! A hat ſeine Pflege, ſei ſcheenes Eſſen!

Rauchhaupt.
Nee, nee, von die Sache vertröſt ick mir nich. Det laß ick nich uff mir ſitzen, Meeſtern! Uff mir nich und uff mein Juſtav nich. Det is nich. Det wurcht mir! Ick kann det nich nachlaſſ'n. Det hat mir zehn Jahre Leben jekoſt. Ick weeß et! Ick weeß, wat ick habe jelitten, und wo ick mir habe dran uffjeknippt. Niemals, in janzen Leben noch nich. Wer det jeweſen is, wer' ick ſchon uffſtreiben! Det weeß ick, det ha' ick mir vorjenomm'.

Fr. Fielitz.
Nu jemerſch, jemerich, warum denn nie!? Da macht ock! Da murkſt ock! Was geht's mich denn an?! Ich wer' mich hier immer aſo luſſen ufregen, wo das mir der Dokter verboten hat. Ich . . .

Rauchhaupt.

Meeſtern, det weeß keener nich, wat det is. Ick weeß et. Ick bin zu Hauſe jelooſen, ick ha' nich de Hand vor Augen jeſehn. Ick ha' nüſcht von Jott und de Welt niſcht jewußt, und hat's mir de Plautze zuſammenjeriſſen: ick ha' blos eens man immer nach Luft jejappt. Und denn lag ick — jawoll! — wie'n Toter in't Bett: mit Tücher jerieben! Mit Bürſchten jebürſcht! Mit Kamfer jeſpritzt und all ſo'ne Sachen! Denn bin ick in't Leben zurückjekomm'!

Fr. Fielitz.

Wieviel hundert Mal han Sie das ſchonn erzählt, Rauchhaupt! Das weeß ich, daß Sie ſein verrückt gewor'n. Nu, was denn? Ich ha' eben's a Haare gelaſſen! Mich hat die Geſchichte o Marks gekoſt'.
Wer is von uns beeden denn ſchlimmer dran? Sie oder ich? Das mecht ich bloß wiſſen. Sie ſein geſund, und wie ſehn Sie heut aus! Und ich? Was bin ich? Und wie thu ich heut ausſehn? Nu alſo, was wollt'r denn eegentlich noch?

Ich ha' ſogar ſchon mei Begräbnis getraumt! — Nu ſeht 'rich, wo fehlt's denn? Ich wer' bald genung Platz machen. Bei mir lohnt ſich das Hetzen erſcht weiter nich. 's is wahr! —

Sie ſein ſchon a närriſcher Kerl, Rauchhaupt. Und aſo verdreht . . . das gloobt eener nich. Erſcht han Sie da Jung'n immer wolln los ſein . . .

Rauchhaupt.
Frau Meeſtern, Sie kenn' Juſtaven nich! Wat der Junge, wo ick ihn ha' bei mir jehat . . und jut mit Kindern und all ſowat! Und ſingt Ihn'! Und hat Jedanken in Koppe! Und wie er all neulich is durchjebrennt — det is er, von Dalldorf uff Tegel, Frau Meeſtern, denn hat er ſich vor de Kirche jeſetzt, wo er immer thut ſo uff de Jlocken abwarten, und hat wieder ſtockſtille uff't Lauten jepaßt. Da ſoll'n Se den Jungen ma ſehn bei, Meeſtern, wo det ieber ſein Jeſichte ſpielt. Det is wat! Er kann et bloß all nich ſo ausquetſchen, wo unſereener det ausquetſchen thut.

Fr. Fielitz.
Ich ha' gar an Jungen verloren, Rauchhaupt! Jawoll! und das iſt mein beſter geweſt. Na ſehn S'es! Sie kenn' mich immer druf anſehn. Mei Leben, das is och kee Spaß nich geweſt. — Immer ſehn Se mich amal richtig an! Wer weeß, verging Ihn' de Luſt verleichte, wo Ihn' doch ſchon amal de Luſt is vergang'n.

Rauchhaupt.
Frau Meeſtern, ick bin 'n verträglicher Menſch, aber det . . . Ick bin verträglich, Meeſtern. Ick bin och nich jern Poliziſt jeweſt, aber . . .

Fr. Fielitz.
Ja doch! Nee doch! Wer weeß d'n das nich! Ebens drum! Und nu ſein Se der ſchlimmſte vo alln! — Derbingerher, wie a biſſiger Hund. Sie ſein doch a herzensguder Mann, Rauchhaupt! Fer das hat Ihn' doch jedes

Kind gekennt. Nu Jeſes, ihr Leute, was iſt'n hä das!? — Se kenn amol dorte de Flaſche ufmachen! Warum ſoll'n mir kee Treppel ni trinken mitſamm'! **Rauchhaupt** wiſcht ſich die Augen und geht dann, um den Korken aus einer Flaſche zu ziehen. Die Kampelei kann ja hernach wieder losgehn. Anderſcher is das im Leben ni! — Ma kann's ni ändern: an Tummheet is. Aber wenn ma a Leuten de Augen will ufkneppen: is ni! Tummheet regiert de Welt.

Was ſein mir: Sie, ich und mir alle zuſamm'? Mir han uns mußt ſchinden und ſchuften durchs Leben, eener ſo gutt, wie der andere dahier. Nu etwa! Alſo! Mir wer'n woll Beſcheed wiſſen. Wer ni mitmacht is faul, wer de mitmacht is ſchlecht. — — Ma hullt doch bloß all's aus'm Dreck raus. Unſereens muß jeden Dreck doch anfaſſen! Da heeßt's immer gutt ſein. Wie fängt ma's ock an? Aber nee, wo wer'n mir denn Frieden machen!

Ufbegehrt ha' ich, das is wahr. Nu ganz natierlich och! Ma will ebens aus dam Matſche raus komm', wo mir alle uns rumbeißen thun mitſamm' . . . Raus! Fort!

Meinswegen och hicher nuff . . . . Is wahr, daß Se woll'n vo hier fortziehn, Rauchhaupt?

Rauchhaupt.

Frau Meeſtern, ick ha' det in Sinne jehat. Warum, det weß Doktor Boxer und ick. Er ſtöhnt tief auf. Et is nich alleene von die Jeſchichte, det ick will näher bei Juſtaven ſind, i nee! Mir is nich mehr wohl in die Jejend, mir ſieht hier jetzt 'n jeder ſo eijen an. Die Flaſche iſt aufgezogen, er hat zwei Gläſer vollgeſchenkt.

Fr. Fielitz.
Noch was! Was gehn uns die Leute an.

Rauchhaupt.
Nee, nee! Wo eener ſo wat jemacht hat . . . det is och . . .! Wo eener ſo weit is jeweſt — det er ſich — als Beamter! — 'n Strick hat jenomm', und det er ſich . . . Meeſtern, ick weeß et nich! Ick weeß et nich, det ick det ſoll jemacht hebb'n! — Aber losjeſchnitten hebben ſe mir.
Er trinkt.

Fr. Fielitz.
Is wirklich wahr, was ma dadrieber hören thut?

Rauchhaupt.
Sehn S'et, es is mang de Leute jekomm'. Und det . . . als Beamter! — wo ick det betrachte, det wäſcht mich keen Wind und keen Rejen nich ab. Er trinkt.

Fr. Felitz.
Ich ſprech, mir ſtoßen halt doch amal an! Ich thu mich och nich um de Leute bekimmern — wenn Se aber mal verkooſen woll'n — wer weeß! . . . Ich wer' mit Schmarowſkin reden, am Ende thäten Se einig werden.

Dr. Boxer, Ede und **Leontine** kommen.

Dr. Boxer.
Das geht ja recht luſtig hier zu, Frau Fielitz.

Fr. Fielitz.
Heute! Ganz ausnahmsweiſe! Jawoll!

Ede.
Junge Frau! Wolln Se wat ſehn, junge Frau? Meeſter Langheinrich tanzt uff de Frontſpitze.

Fr. Fielitz
erhebt ſich mit Anſtrengung und blickt hinaus.

Leontine.
Ick kann ſo wat jar nich ſehn, Mama.

Ede.
Laß er fallen! Der fällt uff de Füße. Der Meeſter is och all von't Katzenjeſchlecht.

Dr. Boxer,
humoriſtiſch drohend und halblaut, zu **Rauchhaupt.**
Nich immer mir meine Patienten aufregen! Da kann ich ja doktern auf Deubel komm raus!

Fr. Fielitz.
I, luſſ'n S'en ganz geruhig dan Mann! Ufgehetzt is er, ha'n de Leute. Der is ſuſter der beſte Menſch von der Welt.

Dr. Boxer.
Na alsdann! Und ſonſt? Wie geht's uns, Frau Meiſtern?

Fr. Fielitz.
Ganz gutt! Ock ebens, zeigt auf die Bruſt: hier is was geknart. Nu, wenn och! Amal muß a jeder abkratzen. Ich ha' ja derwegen an Weile gelebt.

Dr. Boxer.
Nicht ſo viel reden! Länger den Mund halten. Zu **Rauchhaupt.** Übrigens hab ich 'n Auftrag für Sie. Herr

Schmarowski hat Sie hier reingehn ſehn, und da hat er mich eben angehalten: Sie möchten doch dann zu dem Eſſen kommen!

Fr. Fielitz.
Rauchhaupt, nu freilich! Warum denn nich?

Rauchhaupt.
Ick will et och noch nich verreden, Frau Meeſtern.

Fr. Fielitz.
Und Sie, Herr Dokter?

Dr. Boxer,
ſchnell.
Gott bewahre! Ich nicht.

Fr. Fielitz.
Warum ni? Thun S'en etwa was nachtrag'n?

Dr. Boxer.
Ich? Nachtragen? Nachtragen kann ich nicht. Aber ſehn Sie: ich bin 'n verlorner Mann. Ich leugne ja nicht, daß die Choſen mir Spaß machen. Aber mitthun — nee! Das lerne ich nicht.
Ich gehe wahrſcheinlich auch wieder fort.

Fr. Fielitz.
Und ſo ane ſcheene Praxis uſgeben?

Dr. Boxer.
Seefahren! Das macht den Menſchen geſund. Das iſt die beſte Praxis, Frau Fielitz, wenn einer ſonſt nicht ſehr praktiſch iſt.

Fr. Fielitz.

Sie ſein o ni praktiſch!

Dr. Boxer.

Das bin ich auch nicht. — Na, hör'n Sie mal, wie ſie da wieder losfahren! *Vielſtimmige Hochrufe.* Wieder mal Rieſenbegeiſterung! Sie werden Schmarowski gleich auf den Schild heben. Eben war es ſchon nahe dran! *Ein großes, begeiſtertes Durcheinander hochrufender Stimmen von außen.* Na, ſehn Sie wohl? Sowas erhebt doch das Herz!

Leontine.

Mutter, ſeh doch mal, wen ſe dort hoch heben! De Arbeeter heben een' uff!

Fr. Fielitz.

Wen denn?

Krampfhaft ſich erhebend und hinaus ſtarrend.

Leontine.

Siehſt de nich, wer det is?

Rauchhaupt.

Schmarowski.

Ede.

Det is, wie 't is. Ick ha' dem Kerlchen nich riechen jemocht. Aber nu .... nee .... wo er vernünftig is und ſo for jeſunde Ideen thut inſtehn: keene Willkür und Polizeijewalt, denn .... denn .... nu laß ick ihm och mit hochleben all!

Dr. Boxer.

Na, Ede! Aber natürlich! Gewiß!

***Fielitz** kommt ſehr erregt herein.*

Fielitz.
Ick ... ick ... ick ... ick ...., ick bin et jeweſen! — Immer ſchreit ihr, ſchreit ihr! Dem heben ſe uff. Aber nee, ſo 'ne Reden halte ick nich! Charakter! Jewiſſen! Det is de Hauptſache. Jawoll! Ick habe bezahlt und jebaut. Aber wenn mir och Wehrhahn hat fallen jelaſſen — von jute Jeſinnung laſſe ick nich! Ordnung muß ſind! Moral muß ſind! Ick bleibe monarchiſch bis uff de Knochen! Um dieſe Triumphe beneid ick dir nich!

Dr. Boxer.
Pſt! Fielitz! Komm' Sie mal hier an's Licht. Ich will mir mal Ihre Augen betrachten. — Bewegt ſich denn Ihre Pupille nicht?! —

Fr. Fielitz,
atmet kurz und krampfhaft auf, wirft die Hände, wie vor Freude, in die Luft und ruft, halb ſelig, halb erſchrocken ausatmend:
Julian!!!

Leontine.
Mama! Mama!

Ede.
Die is injeſchlafen.

Leontine,
hilfeſuchend zum Doktor.
Mutter jreift ja ſo mit de Arme rum?

Dr. Boxer.
Wer? Wo denn? Frau Fielitz?

Leontine.
Sehn Se mal an!

Ede,
lachend.
Se will woll Spatzen fang'n in de Luft?

Dr. Boxer hat ſich von **Fielitz** ab und der **Fielitzen** zugewandt.

Dr. Boxer.
Frau Fielitz!
Fielitz geht anteillos im Hintergrunde erregt auf und ab.
Rauchhaupt beobachtet geſpannt die Vorgänge draußen durchs Fenſter.

Leontine.
Ick weeß nich. Mutter will jar nich antwort'n.

Rauchhaupt.
Ick jloobe, die woll'n woll jar rieberkomm'!

Dr. Boxer.
Was iſt denn, Frau Fielitz? Was haben Sie denn? Was machen Sie denn immer ſo mit den Händen?

Fr. Fielitz
greift in eigentümlicher Weiſe mit beiden Händen hoch über ſich.
Ma langt . . . Ma langt . . . Ma langt immer ſo.

Dr. Boxer.
Nach was denn?

Fr. Fielitz,
wie vorher.
Ma langt . . . . ma langt nach was.
Die Arme fallen ihr herunter, ſie ſchweigt.

Leontine,
zu Doktor Boxer.
Se ſchläft?

Dr. Boxer,
ernſt.
Jawohl, ſie iſt eingeſchlafen. Aber halten Sie jetzt mal die Leute zurück.

Rauchhaupt.
Die janze Bande kommt rieber jetepſt.

Dr. Boxer,
heftig.
Zurückhalten! Ede! Schleunigſt zurückhalten!
Ede ab.

Leontine.
Herr Dokter, was is denn mit Mutter paſſiert?

Dr. Boxer.
Ihre Mutter iſt . . .

Leontine.
Wat denn?

Dr. Boxer,
mit Betonung.
Iſt eingeſchlafen.

Leontine,
bekommt einen grauenvollen Geſichtsausdruck, will ſchreien; der **Doktor** packt ſie energiſch, hält ihr die Hand vor den Mund, und ſie gewinnt Faſſung.
Herr Dokter, ſe hat doch noch eben jeredt . . .?

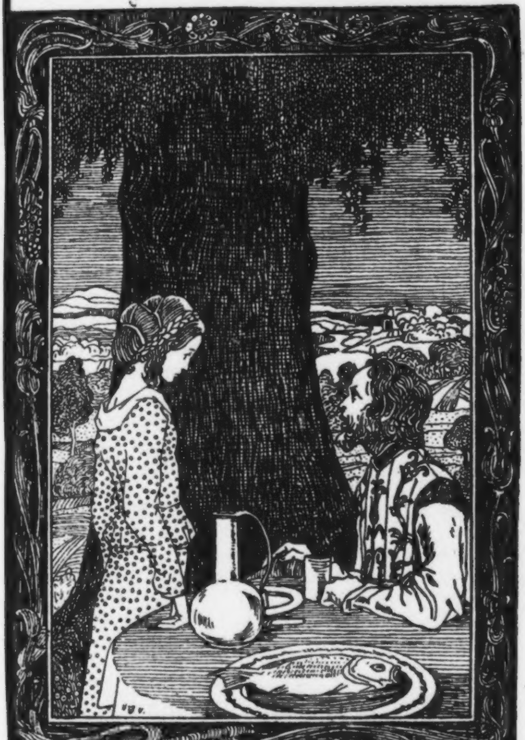
Dr. Boxer,
zieht **Leontine** ſanft am Handgelenk näher mit der Linken und legt ſeine Rechte auf die Stirn der toten **Fielitzen**.
Na gut! Und von jetzt ab ſchweigt ſie ſich aus.
Im Hintergrund ſteht **Fielitz**, ohne Intereſſe für den Vorgang, und betrachtet ſeine Augen ſcharf und vertieft in einem Handſpiegel.

Druck von A. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin SW.

1763

Der arme Heinrich

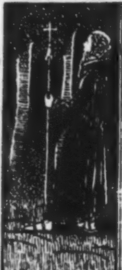
Wb 01/992



Der arme Heinrich

von Gerhart Hauptmann

Eine deutſche Sage



Mit Buchſchmuck
von
Heinrich Vogeler

Erſtes bis Neuntes Tauſend

Erſchienen bei
S. Fiſcher, Verlag
Berlin 1902

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuſkript gedruckt.
Aufführungs- und Überſetzungsrecht vorbehalten.
Copyright 1902 by S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

Dem Andenken meines Bruders
Georg Hauptmann gewidmet

Heinrich von Aue
Hartmann von der Aue
Pachter Gottfried
Brigitte
Ottegebe
Pater Benedikt
Ottacker
Ritter und Schloßbedienſtete

Erſter Akt

Das Hausgärtchen des Meiers Gottfried. Der Giebel des Wohnhauſes mit Eingangsthür und den hinanführenden Stufen links. Davon nicht weit eine alte Ulme, darunter ein Steintiſch mit einer Raſenbank. Unter der Ulme fort überſieht der Blick weite, grüne Hochflächen. Vorne abgeerntete Felder und am Horizont bewaldete Hügelungen. Gruppen von Tannen hie und da vereinzelt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſte Scene.

Der Meier **Gottfried** kehrt mit einem Beſen das Laub von dem Steintiſch.

Ottacker, ein gewappneter Knecht, etwa vierzig Jahre alt, fertig aufs Pferd zu ſteigen, kommt, ſorgfältig bemüht mit Sporen und Harniſch nicht laut zu werden, durch den Garten geſchlichen; er ſtutzt, wie er Gottfried gewahrt, und ſein ſchwarzbärtiges, bleiches Geſicht wechſelt die Farbe in Betretenheit.

Gottfried.

Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Ottacker.

In Ewigkeit.

Gottfried.

Wo wollt Ihr hin in dieſer frühen Stunde?

Ottacker.

Ei, beizen, reiten, pirſchen, was weiß ich —

Gottfried.

Wird Euch der Herr nicht miſſen?

Ottacker

kraut ſich verlegen:

Schwerlich! ja
vielleicht! ein Auftrag, Meiſter. Denkt doch an …
Das heißt, ſo Gott will und ſich alles wendet,
und auch wohl, wenn es ſich ganz ſchlimm erweiſt,
kehr' ich zurück — doch …

Gottfried.

Ich verſteh' Euch nicht:
iſt irgend von den Euren wem daheim
ein Unglück zugeſtoßen?

Ottacker.

Pſt. Gewiß!
Still! ja doch! ich muß fort — die Mutter — auch
die Schweſter — heikle Dinge! Ihr verſteht.
Sonſt, ſeht Ihr, will ich mit dem Satan fechten!
und lebten die noch, die ich überrannt
im Heidenlande, könnten ſie's beſtätigen.

Gottfried.

Was iſt Euch? ſeid Ihr krank?

Ottacker.

Nein! Gott behüte
uns vor den ſchlimmen Süchten, böſen Flüſſen
und aller Sündenſchuld und Peſtilenz.

Noch bin ich ſtandfeſt, heil und rein im Blut,
und heil und ſtandfeſt hoff' ich auch zu bleiben.
Die Welt iſt ſchlimm und voller Teufel, doch:
Chriſt iſt mein Hort. Mit manches Türken Blut
kauft' ich mir Ablaß — manches Plunderſtück
ſchenkt' ich den Pfaffen, und ein Span vom Kreuz
aus dem gelobten Land feit meine Bruſt:
allein mich ſchauert's, ich muß fort, mir träumte
ein Ding von übler Vorbedeutung und —
was ſterblich iſt, das wehrt ſich ſeiner Haut!

Ottacker ab.

Gottfried,

Ottacker nachblickend:

Bei Gott, er zerrt den Schecken aus dem Stall —
klirrt in den Sattel und — ſpornſtreichs davon!

Zweite Scene.

Aus dem Hauſe kommen Brigitte und hinter ihr Ottegebe. Brigitte iſt eine ehrwürdige, nicht ſehr bäuriſch ausſehende Matrone Ottegebe ein bleichſüchtiges Kind an der Grenze der Jungfräulichkeit, ihre Augen ſind groß und dunkel, ihr Haar aſchblond, mit rotgoldnen und gelbgoldnen Glanzfäden untermengt. Mutter und Tochter tragen Linnenzeug und Tiſchgerät.]

Brigitte.

Wo deck' ich unſerm gnädigen Herrn den Tiſch?
Gottfried! He, Gottfried . . .

Gottfried,

aus der Verblüffung erwachend:

Was denn? Riefſt du mich?

Brigitte.

Ja freilich, denn mein Warmbier iſt bereit,
der Fiſch geſotten und der Rahm geſchlagen.
Wo, meinſt du, deck' ich unſerm Herrn den Tiſch?

Gottfried,

auf den Steintiſch weiſend:

Komm nur. Dies iſt von alten Zeiten her
ein Platz. Gelt, Kind, hier ſaß er immer gern?

Ottegebe

nickt eifrig:

Ja, Vater! Friſchen Honig, Vater, noch . . .!
Du ſagteſt doch, du wollteſt welchen zeideln!?

Gottfried,

befremdet:

Wer band dir denn die Schleife ſo ins Haar?

Ottegebe

Die Schleife?

Gottfried

Ja, die rote Schleife, Kind!

Ottegebe,

purpurrot, verlegen:

Wo denn?

Gottfried,

ungeduldig:

In deinem Haar ...! ...?

Ottegebe

bleibt ſprachlos.

Brigitte.

Sagt' ich dir's nicht,
der Vater ſchilt dich aus, wenn er dich ſieht!?

Ottegebe wird wieder blaß, kämpft mit dem Weinen, reißt die Schleife aus dem Haar, ſchleudert ſie zu Boden und läuft fort.

Dritte Scene.

Brigitte.

Es war zu Ehren unſeres gnädigen Herrn.
Nun ſchämt ſie ſich.

Gottfried.

Acht' auf das Kind, Brigitte,
daß es zudringlich nicht den Herrn erzürnt.
Er iſt kein Knabe mehr, wie dazumal
vor Jahren, als ſie noch am Bande ging,
und er nach Knabenweiſ' ſich mit ihr neckte.

Brigitte.

Mir ſcheint, er iſt nicht fröhlichen Gemüts.

Gottfried.

Ich weiß es nicht. Wer geſtern Morgen ihn
ſah, unter den Reitern, auf der Jägersmatte,
als er lachenden Auges unſern Hof
im Moos mit ſeinem Schwertknauf ihnen zeigte
und fröhlich grüßend dann von ihnen ſchied,
der mochte freilich bei ſich ſelber denken,
wie dieſen edelſtolzen jungen Mann
des Kummers Schatten niemals doch geſtreift.
Heut ſah ich einen Mann, den ich nicht kannte.

Brigitte.

Mich wundert's, daß er itzt um dieſe Zeit —
weil es doch hieß, er werde Hochzeit halten! —
zu uns kommt, in das weltentlegene Moos.

Gottfried.

Die Großen haben ſonderbare Launen.
Was geht's uns an!

Brigitte.

Gewiß! Allein der Knecht
hat unter dem Geſinde geſtern Nacht,
nachdem er ſich am Sauſer übernommen,
mit dunklen Worten wunderlich geſcherzt

und vom moſaiſchen Geſetz geſprochen,
wonach man kranke Häuſermauern wäſcht,
um ſie von Gift und Ausſatz heil zu machen.

Gottfried.

Wer ſagt das?

Brigitte.

Ottegebe, unſer Kind.

Gottfried.

Höre, Brigitte, ſchließe deine Ohren
vor allem üblen Leumund. Unſer Herr
ſteht doch in Glanz und Gunſt, iſt kaiſerlich
und alſo bei Sankt Petri Schlüſſelhalter
nicht wohl beliebt —: die Bettelmönche treiben
Lügen ins Volk und keine iſt ſo plump,
daß ſie nicht in der Menge Gläubige fände.

Brigitte.

Mir ſcheint, er kommt den Erlenweg herauf.

Gottfried.

Er iſt's.

Brigitte.

Er geht gebeugt, nicht ſtrack, wie ſonſt.

Gottfried.

Wenn du ſo gaffſt, das wird den Herrn verdrießen!

Brigitte.

Sieh — wie er ſtarrt — gebannt — ins Morgenrot.

Gottfried.

Er iſt's — ich gehe nun und du, Brigitte,
bitt' ihn zu Tiſch, gezogentlich, doch kurz,
hernach nimm Urlaub und entferne dich.

Brigitte.

Sei ohne Sorgen, Alter.

Vierte Scene.

Heinrich von Aue kommt langſam und nachdenklich; ſeine Erſcheinung iſt ſchlank und ritterlich ... freies Gelock, rötlicher, wohlgepflegter Spitzbart ... große, blaue, unruhige Augen ſtehen in ſeinem ein wenig fahlen Geſicht.

Brigitte.

Grüß Euch Gott!

Heinrich

blickt auf, ſcheint ſie erſt jetzt zu bemerken und ſagt haſtig und leichthin:

Gott grüß' dich, Mutter!

Brigitte.

Das iſt Euer Tiſch;
ſo wenig und ſo viel ſteht juſt darauf,
als ein entlegener Meierhof kann bieten.

Heinrich.

Mich dünkt, ich hörte geſtern Abend noch
Maultiere klingeln in den Hof, Brigitte. –

Brigitte.

Nein, Herr.

Heinrich.

Nicht? Etwa gegen Mitternacht?

Brigitte

ſchüttelt den Kopf.

Heinrich.

's iſt ſchade, mich verlangt nach meinen Büchern.

Brigitte.

Habt Ihr noch irgend einen Wunſch?

Heinrich.

Ja: . . . viele!

Brigitte.

Ich meine einen, den ich kann erfüllen.

Heinrich.

Den du erfüllen kannſt, Brigitte? nein!
vielleicht — wir wollen ſehn — jetzt nicht — vielleicht.
Schon gut, ich danke dir.

Brigitte.

Bekomm's Euch wohl.

Ab.

Fünfte Scene.

Heinrich,

allein, legt ſeine flache Hand an den Ulmenſtamm, blickt hinauf und ſagt für ſich — mit verhaltener Bewegung:

Noch ganz in Blättern ſteht die Ulme und
gleich wie aus Erz erhebt ſie regungslos
ſich in des klaren Morgens kalte Luft:
des nahen Froſtes ſcharfer Silberhauch,
vielleicht ſchon morgen, macht ſie nackt und bloß —:
ſie regt ſich nicht! — Ringsum iſt gottergeben,
worauf das Auge fällt, nur nicht der Menſch,
nur ich nicht — Friede! kehre her zu mir!
Du biſt mir nah: auf ſtillen Wieſenflächen
ruhſt du ... du weh'ſt vom dunklen Vließ der Tannen —
der alten Schwarzwaldtannen meiner Kindheit! —
mir um mein Haupt. Ja, zwiſchen dieſen Bergen
in meiner Heimat biſt auch du daheim:
ſo werde mir ein Bruder und ein Freund.

Sechſte Scene.

Gottfried

tritt in die Hausthür:

Gott grüß' Euch, Herr!

Heinrich.

Hab' guten Morgen, Alter.

Gottfried.

Ich habe einen beſſeren nicht geſehn
Zeit meines Lebens, Herr, als dieſer iſt:
erblick' ich doch beim erſten Schritt ins Freie
den liebſten Gaſt und meinen edlen Herrn; -
doch Ihr beſchämt uns und vor allem mich!
ich bin ein Siebenſchläfer, gegen Euch
gehalten, und dazu ein ſchlechter Wirt.

Heinrich

beginnt die Mahlzeit:

Freund, ſorge nicht um mich. Einſt ſchlief ich wohl
im wildeſten Getümmel eines Lagers,
an manches Fürſten Hof, wo Tag und Nacht
der Thore Flügel in den Angeln knarrten . . .
beim Roſſeſtampfen, beim Geſchrei der Knechte:
lag wie ein Klotz und ſchlief. Hier iſt es ſtill,
doch in der Stille wird mein Inneres laut,
und während draußen über Moor und Wieſen
der Mond ſein totes Licht ergießt und etwa
am Feldrain eine Grille mit ihm wacht,
giebt's ein Getöſe hier in meinem Haupt
von Reigentänzen, ritterlichen Spielen,
Schlachtrufen, fremden Sprachen, Flüſterſtimmen,
die ich nicht kann beſchwichtigen.

Gottfried.

Ihr habt
nicht gut geruht die Nacht?

Heinrich.

Schlaf iſt ein Obdach.
Wehe dem Obdachloſen! Meinſt du nicht?

Gottfried.

Ja, gnädiger Herr.

Heinrich.

Im Ernſt: Gewohnheit peitſcht
ſeit vielen Jahren mich vom Lager auf,
meiſt vor der Sonne, oft ſchon Mitternachts.
Und wenn ihr dies erfahrt, ſo bitt' ich euch,
laßt mich gewähren, es befremd' euch nicht.

Gottfried

Herr, Euer iſt das Haus, darin wir wohnen,
und Euer auch der Grund, auf dem es ſteht —
wie mögt Ihr ſagen: laſſet mich gewähren?
Nur weckt uns, wenn's zu wachen Euch geliebt . . .

Heinrich.

Schlaft, ſchlummert friedlich! die ihr Ruhe euch
durch arme, ſchwere Tagesmüh'n verdient:
was frommt mir euer Wachen? — Habe Dank!
Dankbar erkenn' ich wieder, was ich längſt
gekannt in dir — als Knabe ſchon — dein Herz!
Doch nicht dein Herz zu ſtehlen komm' ich her,
noch auszurauben ſeinen goldenen Hort:

nur bittend, Alter, daß du mir nicht wehrſt,
an deinem Herd — mit mir allein zu ſein.

Gottfried,

nach einigem Stillſchweigen:

Wollt Ihr mir Urlaub geben?

Heinrich.

Setze dich!
Falſch deuteſt du, was ich dir ſagte: komm!
Es thut mir wohl, dein weißes Haupt zu ſehn,
und deine liebe, väterliche Stimme
nach ſo viel Jahren wiederum zu hören.
Laß dich's nicht kümmern, wenn ich fremd dir ſcheine
auf dieſem kargen Grunde, den du bau'ſt,
ich bin verwälſcht und ſeltſam freilich, doch,
ſo hoff' ich, wird noch eine deutſche Hand —
wenn deine Hand ſie drückt — den Druck erwidern.

Gottfried

will knieend mit beiden Händen die nicht dargebotene Rechte Heinrichs erfaſſen, dieſer zieht ſie heftig zurück.

Ihr, Herr, verwälſcht? Verhüt's der ſüße Chriſt!
Wenn Ihr nicht deutſcher Sitte Meiſter ſeid
und deutſcher Rittertugend Spiegelglas,
wo ſollt' ich Mildigkeit und hohen Mut,
Treu' ohne Wank in deutſchen Landen ſuchen?
Euch nenn' ich deutſch, wie dieſe Tanne, rein
aus deutſchem Blut entſprungen, rein bewahrt.

Des Vogts von Rome blaue Augenſterne
funkeln nicht heller, und der Waiſe ſtünde
ob Eures Scheitels Flachsgeſpinſte wohl
ſo ſtolz, als über ſeinem!

Heinrich,
verfinſtert:
Hm, mag ſein!
Auch bleibt der Demant freilich, wie du ſagſt,
ein Demant, trägt ein armer Lazarus
die Spange auch ums Haupt, darin er brennt.
Schnell ablenkend:
Doch nun dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt!
Genug davon! Sitz' und erzähle mir
von anderen Dingen. Was der Haushahn ſchwatzt
mit ſeinen Hennen zwiſchen Stall und Scheuer,
dünkt meinen Ohren jetzt ein beſſrer Schmaus,
als ſelbſt des Vogelweiders Königsweiſe.
Wie viele Pferde haſt du? Wieviel Kühe?
Lohnt dir der Acker Schweiß und Mühe, wie?
Wie war die Ernte, Obſt und Korn und Wein?
Das iſt die Zeitung, ſieh, wonach mich dürſtet.
Von Türk und Chriſt, von Ghibellin und Guelf
und von dem Vogt von Rome ſprich mir nicht.

Gottfried.
Herr, ungezogentlich iſt meine Weiſe,
ich merk' es wohl. Doch wenn ſie Euch verdrießt,

erwäget doch in Gnaden, bitt' ich Euch,
ob ich im Zirkel meines Tagewerks
höfiſcher Sitte mich befleißen kann.

Heinrich.

Das oberſte Gelände hoch am Berge,
wo Ackerland und Wald zuſammenſtoßen:
iſt's nicht ein Wickenfeld?

Gottfried.

Ja, gnädiger Herr!

Heinrich.

Als wir am Abend geſtern, nah dabei —
ich und mein Rößlein — ſorgſam abwärts ſtiegen,
hört' ich im Chor von leiſen Kinderſtimmen
ein Ave Maria ſingen, und zugleich
ſah ich, nicht weit von mir, am Rand des Steigs,
im Steinwall flackern eine kleine Brunſt.
Ich ließ mein Rößlein ſtehn und pirſchte mich
behutſam näher; ſo gewahrt' ich dann
Mägdlein und Knaben, die ums Feuer ſchafften,
juſt ſchien mir's wie ein Spuk und Schattenſpiel.
Da ſagt' ich: kleine Hexlein, grüß' euch Gott!
Was braut und backt und kocht ihr hier im Dunklen?
Doch kaum geſagt — hui! ſtob der Schwarm davon —
Einzig ein Mägdlein blieb am Feuer ſtehn,
aufrecht und zögernd, ſchwieg und ſah mich an.
Haſt du geſungen, fragt' ich? Doch ſie ſchwieg.

Gottfried.

Vergebt's dem Kinde, lieber, gnädiger Herr,
denn Ottegebe war es, meine Tochter,
ein ſeltſamliches Ding, das ihrer Mutter
und mir ſchlafloſe Nächte ſchon gemacht.

Heinrich.

Ein ſeltſamliches Ding! da haſt du recht! ...

Gottfried.

Und Herr, Ihr kanntet ſie, nahmt ſie zu Euch
aufs Roß, ſo manchesmal, in alter Zeit.
Denn war ſie ſcheuer auch ſchon dazumal,
wie eine Wachtel, die im Kornfeld niſtet:
Ihr locktet ſie hervor, Euch ward ſie kirr.

Heinrich.

Ja, damals! damals! wohl erinnr' ich mich —
Wenn ich von fröhlicher Pirſch in Klamm und Kluf
heimkehrte abends, müd', doch frohgemut,
da faßt' ich oft zuerſt das Kind ins Auge
und grüßt' es luſtig, als mein klein Gemahl.
Ja, damals, damals! wie das Herz mir ſchwoll,
und tolle Mücken mir im Haupte tanzten,
ich weiß, ich weiß! — Nun ſieh, ich bin ſo weit
entrückt aus jener goldenen Frühezeit,
daß Ottegebe mir, mein klein Gemahl,
nun ich ſie wieder ſah, ſo fremd erſchien,

als hätte nie Diana, meine Hündin,
ihr ungeſtüm Geſicht und Hand geleckt,
als hätt' ich übers Haar ihr nie geſtreichelt,
noch ihr zur Kurzweil manche Jägerweiſe
geblaſen auf dem Hörnlein, das ich trug,
wie ich doch oftmals that.

Sechſte Scene.

Ottegebe

bringt Honigwaben in einem Schüſſelchen.

Gottfried.

Dort kommt ſie, Herr.

Heinrich.

Was bringſt du mir?

Ottegebe,

atemlos:

Ganz friſchen Honig, Herr.

Heinrich.

Sieh doch nur an, du ſprichſt und biſt nicht ſtumm!
Das iſt mir lieb, und wo ich dies nun weiß,
mein Kind, ſo mußt du dort auf jene Bank
dich ſetzen und mir Red' und Antwort ſtehn.
Bedenkſt du dich? — Haſt du denn Furcht vor mir?
O! ich bin zahm! ſo zahm . . . du glaubſt es kaum,
wie zahm ich bin! Wohlan, wie geht's dir?

Ottegebe

windet ſich in Schüchternheit:

Gut.

Heinrich.

Wie? Immer gut?

Ottegebe,

faſt vergehend vor Schüchternheit:

Ja, Herr.

Heinrich.

Dir geht es gut —
und Kaiſer Friedrich mit der goldenen Krone
kennt Drangſal nur und Kampf und ewige Not!
Da biſt du reicher ja, als er, mein Kind,
von mir ganz zu geſchweigen. — Wird dir nun
auch nie hier oben Zeit und Weile lang?

Ottegebe

ſchüttelt verneinend den Kopf.

Heinrich.

Was thuſt du, dir die Grillen zu vertreiben?

Ottegebe,

ohne zu antworten, windet ſich in ſehr großer Verlegenheit, ſchließlich ſagt ſie:

Ich bete.

Heinrich.

Beten iſt ein gutes Ding!
Zu welcher Heiligen beteſt du am liebſten?

Ottegebe,
wie oben:

Die Jungfrau hat mich ſchon geheilt einmal.

Heinrich.

So?! Hat ſie dich geheilt! Mir ſchlug ſie Wunden!
Sie kann auch Wunden ſchlagen, glaube mir.

Ottegebe

Nein, Herr.

Heinrich.

Wie? Nicht? Was meinſt du? Meinſt du nicht?
Willſt du mich unterweiſen und belehren,
ſo unterweiſe und belehre mich.

Ottegebe
ſchüttelt heftig verneinend den Kopf.

Gottfried.

Habt Nachſicht mit ihr. Denket, gnädiger Herr,
ſie iſt vom Siechbett unlängſt erſt erſtanden ...

Heinrich.

Warum verbirgt ſie ihre rechte Hand?

Gottfried.

Wie, Herr? — —

Heinrich.

Warum verſteckſt du ſie? — — —

Gottfried.

Zeig' her!

Ottegebe.

Nein, Vater!

Gottfried.

Ei, du Jungfer Eigenſinn,
der Herr befiehlt! So weiſe deine Rechte.

Brigitte,

hinter der Scene:

Gottfried!

Ottegebe.

Die Mutter ruft!

Sie will fort.

Brigitte,

hinter der Scene:

Gottfried!

Gottfried.

Verzeiht.

Heinrich.

Hab' Urlaub.

Gottfried ab.

Siebente Scene.

Heinrich.

Sag' mir nun in Eile noch:
kennſt du mich denn?

Ottegebe

nickt übertrieben.

Heinrich.

Wer bin ich?

Ottegebe.

Unſer Herr.

Heinrich.

Die Otter hat ihr Loch, ſein Neſt der Vogel,
die Füchſe haben Gruben, doch der Mann,
den du für einen Herren läſſeſt gelten,
iſt ohne Zuflucht — ſieh', ihn brennt die Erde,
wohin er auch die Sohlen immer ſetzt,
wie Feuer der Hölle. — Warum lachſt du?

Ottegebe,

die in ein kurzes, krankhaft freudiges Lachen ausgebrochen war, bezwingt ſich und blickt nun wieder bleich, ſcheu und mit furchtſamen Augen:

Ich?

Heinrich.

Wie heiß' ich?

Ottegebe,
bebend:
Heinrich.

Heinrich.
Heinrich — gut — wie noch?

Ottegebe,
bebend:
Du heißeſt Heinrich Graf von Aue, Herr.

Heinrich.
Gott weiß es — ja — ſo heiß' ich. Und ſeit wann
kennſt du mich — Kind?

Ottegebe,
bebend:
Seit wann?

Heinrich.
Wie lange ſchon?

Ottegebe,
bebend:
Seit . . . ſeit zwei Jahren.

Heinrich.
Seit zwei Jahren? wie?
Mir ſcheint, da irrſt du! denn zum letzten Mal,
auf Ritterwort, war ich in dieſem Hauſe
vor gut neun Jahren — ſeit der Zeit nicht mehr.

Ottegebe,

in höchſter Verlegenheit:

Ich war noch klein!

Heinrich.

Ach ſo — du warſt noch klein!

Dann nimmſt du's mit der Zahl der Jahre wohl
nicht ſo genau. — Vor zween Jahren — Kind —
lag dieſer arme Gaſt, den du hier ſiehſt
am magren Ranft hausbacknen Brotes zehren,
in Marmorhallen, wo die Brunnen klangen,
wo goldene Fiſche in den Becken floſſen,
und wenn er ſchweifen ließ den trunknen Blick,
ſo war's dorthin, woher der Weihrauch quoll,
war's in die Zaubergärten Azzahras.
O, liebes Kind, von ſolchen Paradieſen
haſt du wohl nie geträumt! wo ſüß und ſchwer
Pracht auf uns laſtet, Wonne uns bedrückt . . .
der Bambus zittert am verſchwiegenen Platz,
von Cedern überdacht und überdunkelt,
die Azaleenbüſche breiten ſich,
wie blühende Kiſſen. Blaues Blütenblut
ſcheint dir das Meer, das Marmorſtufen leckt
und Gondeln ſchaukelt, die von Edelſteinen
und Gold und Purpur blitzen — Und du hörſt
Geſang. Die Sklavin ſingt: ſchwermütiges Blüh'n

auch hier! ſie neigt ſich zum Cypreſſenborn
und ſchöpft in Silbereimern . . . fremde Worte,
in heißer Flut der Seele aufgelöſt,
umwehen dich. Du trinkſt ſie in dich ein
mit allen Düften, die der ſanfte Weſt
dir zuträgt, immer liebreich dich bedrängend. —
Doch dies beiſeite! jetzund bin ich hier,
bin zu Palermo, zu Granada nicht —
und bitte dich, mir weiter zu erzählen,
was du nach einer gar ſo langen Friſt,
die dich ſo kurz bedünkt, noch von mir weißt.

Ottegebe,
beſtürzt:
Nichts, Herr! ſonſt nichts!

Heinrich.
Das glaub' ich nimmermehr —
ſonſt nichts, als nichts? Wie wenig wäre das!
zu wenig faſt für deine klugen Augen.
Jetzt aber frag' ich aufs Gewiſſen dich,
klein Ottegeb! Sankt Ottegebe du,
mit deinem Heiligenſchein aus Flachs und Seide:
wie nannt' ich dich in jener frühen Zeit?
Wie? — ſprich, wie nannt' ich dich? — nun? — Dazumal,
wo du mir anhingſt, traun, mehr als der Mutter,
wie pflegt' ich dich zu nennen? Sag' es mir!

Ottegebe

ſteht in höchſter Verlegenheit von ihm abgekehrt, windet ſich, kaut an Schürze oder Tuch und bricht mehrmals in Lachen aus, das ſie aber ſogleich erſchrocken und ängſtlich unterdrückt. Dabei knickt ſie ein und bringt erſt nach erneuten Ermunterungen mühſam, ſtockend und leiſe, hervor:

Mein — klein — Gemahl —!

Heinrich.

So recht! Mein klein Gemahl!
Bald wird ein wackrer Landmann nun dich nennen
im Ernſt, wie ich im Scherz dich damals nannte.

Ottegebe

erſchrickt, wird totenblaß und läuft davon.

Heinrich.

Wo willſt du hin?

Ottegebe

ſteht ſtill, zittert:

Mir ſchien's, der Vater rief.

Heinrich.

Bleib' nur und ſetze dich. Es wäre denn,
daß ich mir irgend deine Gunſt verſcherzte.
Wie? that ich das vielleicht? Es wär' mir leid.

Achte Scene.

Ottegebe ab, Gottfried kommt wieder.

Gottfried,
ſeufzend:

Es iſt nicht klug zu werden aus dem Kindel
Denkt, was ſie eben wieder hat vollbracht:
die Mutter trifft ſie, wie ſie Waben ſchneidet
und ſelbſt den Imker macht am Bienenſtock.
Zerſtochen ſind ihr Arme, Bruſt und Hände. —
Und dieſen tollen Streich hat ſie verübt,
weil ich vergaß für Euren Tiſch zu räumen,
womit ſie mir ſchon anlag heute Nacht.

Heinrich,
zugleich erſtaunt, verdutzt und beluſtigt:

Wie? Um ein wenig Süßigkeit für mich
läßt ſie den Leib von Immen ſich zerſtechen? —
Er lacht laut heraus.
So geh' denn, Gottfried, ruf' mir meinen Knecht!
Ottacker ſoll aus meiner Satteltaſche
das Kettlein greifen mit dem güldnen Mond,
ich will es meinem klein Gemahl verehren.
Im Ernſt! — Was ſtehſt du noch?

Gottfried,
zögernd:

Der Knecht iſt fort.

Heinrich.

Was? wer iſt fort?

Gottfried.

Ottacker, Euer Knappe.

Heinrich.

Was heißt das, fort? — Wer hat ihn fortgeſchickt?

Gottfried.

Ich meinte, Herr, daß Ihr das würdet wiſſen.

Heinrich,

nachdem er ſich geſammelt, tief heraus:

Ich ſollt' es wiſſen, doch ich wußt' es nicht.

Er ſteht auf und geht langſam und bleich, eine ſtarke Erregung beſchwichtigend, auf und nieder.

Geduld! — und hab' auch du Geduld mit mir!
Hör' zu! — Warum ich wiederkehrte, Gottfried,
in euer grünes, tannenduftiges — Grab,
du mußt's erfahren einſtmals, noch nicht heut.
Um Gotteswillen nimm mich auf indes,
als wär' ich Heinrich von der Aue nicht —
vielmehr ein Pilgrim, der um Obdach fleht,
um Obdach und — um Frieden.

Gottfried.

Gnädiger Herr . . .

Heinrich.

Käm' ich als Herr, ſo wär' ich nicht gekommen —
Verläßt den Herrn ein ſtets getreuer Knecht ...?
Ich kann ihn nicht erwürgen drob, noch ſchelten! —
Nein: was du mir gewährſt, muß Gnade ſein.
Nicht Gült und Zehnten komm' ich zu erpreſſen:
Almoſen heiſch' ich, Gottfried, freie Gaben,
Barmherzigkeit!

Gottfried.

Mein Ohr betrügt mich, Herr!
Der reiche Heinrich von der Aue bittet
mich ſchlechten Bauersmann und armen Diener
um Gnaden, Gaben und Barmherzigkeit? —

Heinrich.

Der reiche Heinrich von der Aue iſt
ein armer Heinrich von der Aue worden:
dies, Gottfried, ſei fürs erſte dir genug.
Es kommen Tage, Stunden — Stunden — Tage —
ach, lange Tage wohl und lange Stunden!
da werd' ich dir aus gleichem Tone harfen —
endlos! — ein Lied: — es wird dir zum Verdruß
und ach! zum Überdruſſe Antwort geben
auf alles, was dein Blick und Wort mich fragt.
Ich bleibe bei euch — Wochen! Monde! Jahre!
Und geh' ich von euch einſt ... doch davon ſtill.
Nichts iſt ſo dunkel, einſt wird's offenbar.

Beſcheide dich. — Geduld! — Friedloſes Herz
muß raſtlos Frieden ſuchen. — Gieb mir das,
was auf der Stirne, biederer Mann, dir liegt!
Beſchenke mich aus deinem Friedensſchatz:
denn danach dürſtet meine Seele mehr,
als nach den Schätzen weiland Saladins.

Er geht langſam ab.

Gottfried

hat tief betroffen dem Davongehenden nachgeſchaut. Brigitte kommt.

Brigitte.

Der Herr ging eben fort?

Gottfried.

Verſtehſt du das?

Brigitte.

Nein, Gottfried, ihn nicht und auch nicht das Kind!
Sie liegt, weint, ſchwört: ſie müſſe ihn erlöſen.

Gottfried.

Von was?

Brigitte.

Sie ſpricht: fragt Pater Benedikt!

Zweiter Akt

Der Küchenraum im Hauſe des Meiers Gottfried. Großer, eingerußter Herd mit Rauchfang in der Mitte. Blanke Küchengerätſchaften aus Metall und Thon an den Wänden, auch mehrere Rüſtungsſtücke und Schwerter. Ein Herrgottswinkel mit Kruzifix ꝛc. — Langer, roher Leutetiſch mit Bänken. Rechts unweit des Herdes ein alter Lederſtuhl, davor ein Hirſchfell. Über dem Herd und an der Linkswand Hirſchgeweihe, ein Auerochſengehörn, auch Armbrüſte. — Winterszeit.

Erſte Scene.

Brigitte, die Ärmel aufgeſtreift, füllt dem Bruder Benedikt das dargebotene Säckchen mit Brot, Käſe ꝛc. Der Bruder Benedikt iſt noch nicht fünfzig Jahre alt; ſein energiſches, verwittertes Geſicht iſt ehrwürdig, von ſchlohweißem Haar umrahmt; er trägt eine arg zerſchliſſene Kutte.

Benedikt.

Ich weiß nicht! Fragt mich nicht. Sein Vater war
ein echter Templer. Als mein Vater ſtarb,
reich und geehrt, obgleich ein Bauer nur,
mahnt' er zuletzt noch mich: ſei treu dem Herrn.
Nicht nur dem Herrn im Himmel, wollt' er ſagen,
ſondern dem lieben irdiſchen, der ihm
die Habe mehren half durch manches Jahr,
Wein mit ihm trank und hinter ſeinem Sarge
hernach barhäuptig als ein Pilgrim ſchritt.

Brigitte.

Sagt mir nur eins: ob er im Bann iſt.

Benedikt.

Nein,
nichts, nichts will ich Euch ſagen, denn auch Ihr
habt Urſach' ... Grund und Urſach' habt auch Ihr

zur Dankbarkeit. Ihr wißt nichts! Seht, wir leben
nicht in der Welt hier oben. — Niemand fragt
nach uns: ſo laßt uns taub in Treuen ſein.

Brigitte.

Wann ſoll ich Euch das Kind wohl wieder ſchicken?

Benedikt.

In Gottes Namen! und ſo oft Ihr wollt.
Kommt ſie, wird meine dumpfe Klauſe helle,
mein enges Waldkapellchen weit und groß,
der Heiland atmet und Maria lacht,
und ich, von meiner Sünden Überlaſt
ſonſt faſt erdrückt, kann mich vom Boden heben
und Gott, entſühnt, ins gütige Antlitz ſehn.

Brigitte,
kopfſchüttelnd:

Ach, Pater, wahrlich: gerne hör' ich das!
Allein ich weiß nicht . . . kann mir nicht erklären,
was Ihr da ſagt. Verwandelt iſt das Kind:
ein ſeltſam fremder Geiſt hält ſie gefangen
auch hier, daheim bei uns, in letzter Zeit —
doch nicht der fromme Geiſt, von dem Ihr redet.

Benedikt.

Dies mag wohl ſein. Hat erſt des Rufers Stimme
aus unſrem Sündenſchlaf uns aufgeweckt,
bleibt auch der Fürſt der Finſternis nicht müßig,

glaubt mir: und ſo bedrängt er auch das Kind.
Doch ſie iſt wach, nicht mehr vom Schlaf befangen!
Darum gebt ihr den Lauf zum Heiligtume,
den Weg zu Schutz und Gnade, hört Ihr, frei
und kreuzt ihn nicht. Es iſt mit einem Mal,
als zögen dieſes ungeberdige Kind?
zahlloſe, unſichtbare Engelshände
zum Altar: und wenn ſie dann ſo verzückt
ruht, im Geheimnis ihrer tiefſten Seele
eins mit dem Höchſten, wie ich fühle, dann
erkenn' ich, daß ſich hier ein Wunder wirkt
von jenen, die ins wahre Leben leiten.

Brigitte.

Walt's Gott! Walt's Gott! Amen. So ſoll es ſein.
Wär' ſie nur auch bei uns hier mehr die Heilige!
Hier iſt ſie unhold oft und arg verſtört
im Geiſt, daß ich mit Bangen manchmal denke,
ob Gott mich ſtrafen will in dieſem Kind? —
Ach, Pater! Reue kann ich nimmer finden . . .
kann, weil ich ſie ſo liebe, nichts bereuen:
Verſtockung iſt Sünde. Mag mich Gott beſtrafen:
mich, mich mag er beſtrafen! Nicht das Kind.

Benedikt,
ein wenig aus der Faſſung.

Wohl! Wir ſind Sünder! Sündhaft ſind wir und
verderbt von Mutterleib. Allein Gott führt —

wenn er nur will — zu ſeiner Ehre alles
herrlich hinaus und ſei es noch ſo ſehr
in Schwachheit gezeuget und in Sünden empfangen:
und dieſes Kindes reiner Sinn und Mund
ſoll vor dem Throne des barmherzigen Gottes
uns kein Ankläger, nur ein Mittler ſein.

Beide ab.

Zweite Scene.

Ottegebe tritt ein, blaß und ſtill. Tannenreiſer, die ſie mitgebracht, legt ſie auf den Tiſch; einige kleinere Zweige trennt ſie davon ab, begiebt ſich ans Kruzifix, küßt die Füße des Holzbildes und ſchmückt es mit Nadelgrün. Nun tritt **Brigitte** wieder ein, gewahrt und betrachtet Ottegebe, horcht, als draußen vorübergehend ein Lärm entſteht, und ſagt:

Brigitte.

Was kreiſchen unſere Mägde auf der Tenne?

Ottegebe,

nachdenklich, leiſe, mit innerer Bewegung:

Ein armer Siecher bettelt auf dem Hof.

Brigitte.

Wer bettelt? — Rede deutlich! Hörſt du nicht?

Ottegebe.

Ja, Mutter. — Einer von den Gottesleuten.

Man hört den knöchernen Ton einer Klapper.

Brigitte.

Iſt das nicht ſeine Klapper, was man hört?
Jagt ihn! Daß nicht Herr Heinrich ihm begegne

Ottegebe.

Warum denn, Mutter?

Brigitte.

Was? Was meinſt du?

Ottegebe.

Nichts.
Weshalb ſoll unſer Herr ihm nicht begegnen?

Brigitte.

Deshalb und darum. Schweig' und frage nicht.

Ottegebe.

Herr Heinrich, Mutter, ſchreibt in ſeiner Kammer

Stille.

Der Pater meint: wo nicht die Menſchen ſich
auflehnten gegen Gott, nicht ſeine Gnade
und Liebe von ſich ſtießen — wenn ſie nicht
durch Ungehorſam und durch Läſterung
des Allerbarmers Güte bitterlich
verhöhnten, wäre auch dies Übel nicht
über die Welt verhängt.

Brigitte

ſchafft wacker mit Schüſſeln und Töpfen, richtet dabei prüfende Blicke verſtohlen auf Ottegebe.

Die Zeiten ſind
ſchlimm. Treu und Glauben ſind verſchwunden. Ja,
da hat er recht.

Ottegebe.

Die ganze Chriſtenheit,
ſagt er, ſei von des Teufels Gift zerfreſſen,
Mutter: das wolle Gott im Bilde uns
weiſen. Und jedes Miſelſüchtigen Leib,
Mutter, ſagt er, iſt ſolch ein Spiegelbild.

Brigitte.

Mag ſein.

Ottegebe.

Und manchmal weint der Pater, geißelt
den Rücken ſich und ſpricht: ihm ſei zu Mute,
als habe Gott von der verſtockten Welt
ſich zornig und auf immer abgewandt.

Brigitte

bekreuzt ſich:

Gelobt ſei Jeſus Chriſtus unſer Heiland.

Stille.

Ottegebe,

unruhiger:

Der Pater ſagt: der jüngſte Tag ſei nahe —
die Stunde des Gerichts ſei vor der Thür. —
Iſt dir nicht bange, Mutter?

Brigitte.

Furcht und Bangen
iſt hier auf Erden unſer aller Teil.

Ottegebe.

Die Brunnen des Abgrunds ſpeien Glut und Rauch,
erſtickende Dünſte, Krieg und Peſtilenz,
ſagt Pater Benedikt. — Würgengel ſchreiten
durch aller Menſchen Städte. Es entgeht
kein Sünder, ſagt er, ihrem Racheſchwert.

Brigitte.

Kommt die Vergeltung, kommt ſie früh genug:
was hilft's, ſich heute ſchon deshalb beängſtigen! —

Stille.

Ottegebe.

Der ſchwarze Tod verſchont auch Fürſten nicht.

Brigitte.

Nein.

Ottegebe.

Keines Schloſſes Turm und Mauer ſchützt vor Ausſatz.

Brigitte.

Nein.

Ottegebe.

Es war einmal ein Graf,
Mutter! — Der tanzte mit des Kaiſers Tochter
im Saal. — Sie war ſchon heimlich ſeine Braut! —
Da rief des Kaiſers Leibarzt ihn ganz leiſe
bei Namen und hieß den Jüngling mit ihm gehn:
ſelbander ſtiegen ſie in ein Gezimmer. —
Dort ſprach der Arzt ... ſprach: Zeig' mir deine Hand!
Und als der Herr und Fürſt die Hand ihm zeigte,
wies ihm der Meiſter ein vertieftes Mal
in ſeiner weißen Haut und ſagte — das:
Herr, deine ſchwerſte Stunde iſt gekommen,
ſei ſtandhaft! Du biſt unrein.

Brigitte.

Was für Märchen erzählſt du? Träumſt du?

Ottegebe.

— Nein! — Schalmeien und Flöten hört er da nicht mehr ...

Brigitte,
heftig:

Kind, Kind, faſele nicht!

Ein langes Küchenmeſſer ſchiebt Brigitte unverſehens vom Tiſch, auf dem ſie hantiert. Ottegebe erſchrickt ſo ſehr, daß ſie zuſammenfährt, unterdrückt aufſchreit und zittert.

Was iſt? Was haſt du?

Ottegebe

Nichts . . . nichts, Mutter.

Brigitte.

Gieb! —
Heb' auf das Meſſer.

Ottegebe
beugt ſich, thut froſtgeſchüttelt und zähneklappernd, wie ihr geheißen worden iſt, und legt, tief aufſeufzend, das Meſſer wieder auf den Tiſch.

Brigitte.

Biſt du unpaß, Kind?

Ottegebe
ſchüttelt, wie abweſend, den Kopf.

Mutter, glaubſt du . . .? Hat Iſaak gewußt,
damals, als ihn ſein Vater ſchlachten wollte,
was Abraham mit ihm im Sinne trug?

Brigitte.

Nein. Doch was ſoll dies alles? Warum wühlt
dein Geiſt in ſolchen gräßlichen Geſchichten?
Danke dem Schöpfer, daß er heute nicht,
wie eh'mals, blutige Opfer von uns fordert.

Ottegebe.

Jeſus!? — Gab Gott nicht ſelber ſeinen Sohn,
zur Sühne, an das Kreuz für unſere Sünden
und ließ ihn ſeinen Weg nach Golgatha
ſehenden Auges thun? —
Mutter: wem Gott
die Kraft giebt, bis ans Ende auszudulden
die bitteren Schmerzen für des Nächſten Heil,
der, ſagt der Pater, iſt vor Tauſenden
erwählet und beglückt. Und Kraft des Bluts,
unſchuldig und freiwillig hingegeben,
iſt wie ein lauterer Brunn des ewigen Heils
und ſchon auf Erden hier ſo wunderkräftig,
daß ſelbſt ausſätzige Haut, damit beſprengt,
rein wird und fleckenlos.

Brigitte.

Kann ſein, mag ſein!

Ottegebe.

Mutter, weißt du, was unſere Knechte ſagen?

Brigitte.

Nein.

Ottegebe.

Wenn es redlich ginge in der Welt,
ſo müßt' er längſt mit Stang' und Klapper betteln . . .

Brigitte.

Wer?

Ottegebe.

. . . wie im Hof der Sieche, und im Feld
der Ausgeſtoßenen ſeine Hütte bau'n.

Brigitte.

Der Aberwitz treibt wunderliche Blüten!
Kind, geh' und ſorge für das Veſperbrot. —
Der Herr iſt krank, doch einzig im Gemüt.
Und läg' auf ihm der grauſenvolle Schnee
der Miſelſucht, wer könnte dann ihn retten?
Kein Arzt, kein Prieſter und kein Opferblut.

Ottegebe,
faſt weinend vor Erregung:

Doch, Mutter! Und in Welſchland, in Salerne
lebt ſo ein Meiſter, der mit Blute heilt . . .

Brigitte.

Wer ſagt das?

Ottegebe.

Ottacker! Das ſchwur er mir,
und Bruder Benedikt hat mir's beſtätigt.

Brigitte.

Gut. Alſo mag es ſein. Und nun genug
und weiter nichts ... nein, garnichts will ich hören!
und du wirſt ſchweigſam an die Arbeit gehn.
Niemand iſt krank, kein Opfer thut uns not.
Was auch der tolle, ausgelaufene Knecht,
leichtgläubiger Kindskopf, dir ſonſt aufgebunden:
bald wird der Herr geſund von hinnen ziehn.

Ottegebe,

plötzlich in verzweifeltes Weinen ausbrechend:

Ach, Mutter! Mutter! Wenn er uns verläßt ...

Brigitte.

Herr Heinrich? — Geb' es Gott! — Was weinſt du da?
Meinſt du, in unſerer Bretterhütte ſei ...
in unſerm Entenpfuhl und Küchengarten
für einen königlichen Mann, gleich ihm,
der rechte Tummelplatz? ...

Ottegebe,

ſchluchzend:

Ich will ... ich will,
ich will ins Kloſter gehn! Denkſt du, ich könnte,

wenn's etwa euch gefiele, einem Bauern
mich zu verloben . . .

Brigitte.

I, kommt Zeit, kommt Rat!
Was Gott will, wird geſchehen, und ſolche Hoffart
ſchlägt er wohl auch noch mit den Jahren nieder.
Ich aber ſage dir: wenn je dereinſt
ein Burſch kommt, dich vom Vater zu begehren,
ein braver Sohn aus ſchlichtem Bauernblut,
ſo ſollſt du Gott dafür im Staube danken.

Dritte Scene.

Der Meier Gottfried führt Hartmann von der Aue herein. Dieſer iſt ein ſchlichter Edelmann, einige Jahre älter als Heinrich, mit ſchon ergrautem Bart. Er trägt einen leichten Harniſch, Helm, Schwert, Sporen und einen langen Pelzmantel überm Arm.

Gottfried.

Herr Ritter, tretet ein! Wärmt Euch, Herr Ritter!
Hier brennt ein luſtig Feuer, das ſich lohnt,
und Wärme thut Euch not.

Zu Brigitte:

Wo iſt der Herr?
Mutter, dies iſt Herr Hartmann von der Aue,

Herrn Heinrichs Dienſtmann und getreuer Freund.
Ein wackrer Ritt hierher vom Schloß zu Aue
bei ſolcher Jahreszeit! Setzt Euch.

Hartmann.

Habt Dank!
Die Luft geht ſcharf und kam aus Mitternacht
mir leider Gotts entgegen, doch mein Falbe
hat wacker ſich gehalten durch die Berge,
und ſtunden wir auch manchmal im Gewölk
und fanden, dicht umhüllt von Schnees Wirbeln,
Wegzeichen nicht, noch Spur, wir drangen durch
und ſchrittweiſ' ſtetig vorwärts. — Auf dem Klepper
ſinnierend hängen in der Winterſtille
und langſam aufwärts dringen ins Gebirg
durch Wettertannicht, hoch verſchneit und dick
beſchwert und überglaſt die Äſte, wo
es je zuweilen ſpröde klirrt und klingelt
und ſonſt kein Laut ſich rührt, iſt meine Luſt.

Freundlich gegen Ottegebe:

Und ſind die kleinen Vöglein auch verſtummt:
es zwitſchert unterm Roſſeshuf der Schnee
bei jedem Tritt, ſo daß ich lauſch' und ſpitze
und horch' und mich verſinn' und faſt verliere,
wie Petrus Forſchegrund, als ihm das Vöglein
des Paradieſes ſang und tauſend Jahre
gleich einer flüchtigen Stunde ihm verrannen.

Brigitte.

Nehmt Platz, Herr Ritter!

Hartmann.

Dieſe junge Magd
iſt Eure Tochter?

Brigitte.

Unſere einzige, Herr.

Hartmann.

Und — hab' ich recht? — Herrn Heinrichs klein Gemahl.

Brigitte.

In alten Zeiten, wo ſie noch vielmehr
ein Kind, als heute, war, Herr Ritter, und
der gnädige Herr ein Knabe, aufgelegt
zu Scherz und Kurzweil, hat er wohl zuweilen
ſie luſtigerweiſe ſo genannt.

Gottfried.

Ei, Mutter,
er thut es immer noch. Und geſtern erſt,
hier am Kamin, als Ottegebe ihm
den Schemel unter ſeine Füße ſchob,
hört' ich ihn ſprechen: Dank' dir, Ottegebe,
mein klein Gemahl. Hab' ich nicht recht?

Ottegebe.

Ja, Vater.

Hartmann.

Gewißlich habt Ihr recht! Und du, mein Kind,
laß dieſen Ehrennamen dir nicht rauben:
er kommt dir zu. Nicht übermütiger Weiſe,
wie Ihr es, gute Frau, zu glauben ſcheint,
nennt unſer Herr das Mägdlein ſein Gemahl,
vielmehr höchſt ernſthaft, hier, in dieſen Briefen,
wo er voll hohen Lobes für ſie iſt
und ihre wackre Pflege treulich rühmt.

Ottegebe

hält die Hand der Mutter und drückt ſie in übergroßer Verlegenheit und Beſtürzung ſo ſtark, daß Brigitte faſt aufſchreit.

Brigitte.

Kind!!! was denn!!? ſeh' doch einer an! — Sie drückt
die Hand mir lahm.

Ottegebe

lacht, hebt den Arm vor die Augen und läuft davon, ab.

Gottfried.

Nun ja, das muß ich ſagen,
ſie hat ein ſchlichtes Lob ſich wohl verdient.
Springende Launen waren ſonſt ihr Teil . . .

Brigitte.

Gieß Waſſer in den Wein, ich bitt' dich, Gottfried!
Du weißt, wie jach es ihr zu Kopfe ſteigt.

Brigitte ab.

Vierte Scene.

Hartmann.

Vor allen Dingen ſagt: wie geht es ihm?

Gottfried

betrachtet Hartmann, ſeufzt und ſagt:

Wie es ihm geht? Ja, Herr, da fragt Ihr viel!
und ſchwerer, als Ihr meint, iſt Antwort geben.
Im Grunde weiß ich nicht: — er ſcheint mitunter
ſo friſch, wie irgend je in guten Tagen,
dann wieder kommt mir's vor, als ſei er krank,
viel kränker, als wir meinen. — Manchmal denk' ich,
's iſt ein geheimer Gram, der an ihm frißt,
wo Ihr vielleicht die Auskunft geben könntet.
Auf einmal wieder, wenn ſein Blick mich etwa
mit kranker Glut von ungefähr getroffen,
ſo ſchnürt ſich mir Kehle und Bruſt zuſammen,
und eine Stimme hier inwendig will
mich glauben machen, daß Gott dieſen Mann
mit ſeinen ſchlimmſten Strafen heimgeſucht.

Hartmann.

Ihr wißt, daß unſer Herr mich her berief?

Gottfried.

Nein, Herr!

Hartmann.

Nun, unſer Herr berief mich her.
Und hat er ſonſt Euch nichts eröffnet, Gottfried?

Gottfried.

Nein! Nichts, Herr Hartmann. Seht, Ihr müßt bedenken:
einſiedleriſcher, als ein Mönch im Kloſter
von ſtrengſter Obſervanz lebt unſer Herr.
Zwei Worte, wenn ſie ihm die Mahlzeit bringt,
zu Ottegebe ſind das einzige oft,
was er des Tages ſpricht. Er lieſt in Büchern,
wacht viel des Nachts und ſchläft dafür am Tage.
Und treff' ich ihn auf ſeinen Streifereien
von ungefähr, am Feldrain oder ſonſt,
und zieh' den Hut, ſo dankt er nur von ferne
auf meinen Gruß und weicht gefliſſentlich
mir aus. So ging es während ganzer Wochen,
daß weder ich ihn ſprach, noch auch Brigitte,
nur einzig Ottegebe: und auch ſie
ſcheucht oft ein barſches Wort von ihm zurück.

Hartmann.

Es ſcheint nun, im Vertrauen ſag' ich's Euch . . .
ich wenigſtens entnehm' es ſeinen Briefen:
die Tage ſind gezählt, die unſer Herr
noch unter Eurem Dach verweilen wird.

Gottfried.

Ich merkt' es wohl, daß was im Werke ſtund,
wir alle fühlten's. Und noch geſtern Abend —
hier auf dem Lehnſtuhl ſaß der liebe Herr —
ſprach er ſo ſeltſam plötzlich und ſo trüb,
nach langem Fremdſein wieder ſo vertraulich,
daß uns die Thränen nahe waren, juſt,
als wär's ein Abſchied. Und ſo ſoll ſich's wirklich
erfüllen, was wir dunkel vorgeahnt.
In welchem ſeiner Schlöſſer wird er wohnen?

Hartmann.

Wohin er ſich will wenden, weiß ich nicht.
Doch daß er rückkehrt in die Welt zuvörderſt,
ſich ſeinem Lehne zeigt im Schloß zu Aue,
thut not — denn ein Verſchollner iſt er faſt.
Man fragt, man munkelt, und ſein Vetter Konrad
führt laute Reden, reckt den Kopf gewaltig,
klirrt mit den Sporen unterm Thor zu Aue
und thut, als ſtünde Heinrichs Name längſt
im Kreuzgang, neben Grave Wilhelms Gruft.

Gottfried.

Herr, wir verlieren viel, wenn er nun geht —
und, glaubt es mir, er geht. Seht, unſer Daſein …
ein ewiges Einerlei im engſten Kreis;
getrennt von aller Welt, in dieſes Waldthal
hineingezwängt, das durch Herrn Heinrichs Güte
uns niemand ſtreitig macht, leben wir immer
den gleichen Tag, hören die gleichen Stimmen,
und wenn die Seele, eingeſperrt im Grünen,
nach einem Menſchen ruft, ſo ſchallt als Antwort
das Echo aus den Nadelwäldern wieder.
Seltſam und dennoch wahr iſt, was ich ſage:
der kranke Mann und oft ſo trübe Gaſt
erfüllt mir das Gemach mit Feſtesglanz,
ſo lang' er bei uns weilt. Und nun von fern
winkt gähnend das Geſpenſt des Alltags wieder
im ſpinnwebgrauen, ſchleppenden Gewand.
Mit allen Sorgen, Müh'n und Kümmerniſſen
war's eine hohe Zeit für unſer Thal,
die nun zu Ende geht.

Hartmann.

Wem ſagt Ihr das?
Mir? Seinem Freunde, ſeinem Zeltgenoſſen?
der übers Meer ihm folgte und durch Jahre
von ſeiner Seite nicht gewichen iſt?
Ihr habt ihn nie geſehn in ſeinem Glanz,

beſtrahlt von Friedrichs kaiſerlicher Gunſt,
den ſüßen, ſtolzen Mann! Als ſich die Frauen
in ſeines blauen Auges lachenden Blitz,
faſt toll vor Liebe, drängten, Herzoginnen
um ſeine Pfänder: Handſchuh, Borte, Tuch —
ſich ſo erzürnten, daß drei Liebeshöfe
ſie wiederum zu einen nicht vermochten. —
Er glich dem Stern ob Friedrichs Haupte, klar
und göttlich es umlichtend, und wir alle
genoſſen von dem Glanze ſeiner Gaben.
Faſt drehte ſich im kaiſerlichen Lager
um Heinrich, Heinrichs Worte, Heinrichs Liede,
um Heinrichs Jäger, Arzt, Roß, Hund und Federſpiel
mehr das Geſpräch, als um die Majeſtät
des Kaiſers ſelbſt, die nie zur Tafel ging,
Heinrich von Aue ſchritt ihr denn zur Seite.

Gottfried,
ſchon vorher unruhig:

Ich hör' ihn kommen.

Fünfte Scene.

Heinrich
iſt ſchnell und überraſchend eingetreten. Er iſt vernachläſſigt, verſtört, blaß.

Hartmann,

der ſich geſetzt hatte, ſpringt erſchrocken und von Heinrichs Ausſehen betroffen auf die Füße.

Liebſter, gnädiger Herr!

Heinrich

macht eine unwillkürlich abweiſende Geſte und verzieht das Geſicht, wie wenn ihm das laute Weſen Hartmanns phyſiſchen Schmerz verurſacht hätte. Dann ſagt er mit erzwungener Kälte leichthin:

Biſt du ſchon hier?

Hartmann.

Ja, Herr!

Heinrich.

Das wußt' ich nicht.

Hartmann,

ſeine Erſchütterung ſchlecht verhehlend:

Mein gnädiger, lieber Herr, wie geht es Euch?

Heinrich,

kurz:

Ich dank' dir! Gottfried, wo iſt Ottegebe?

Gottfried.

Ich will ſie ſuchen gehn.

Heinrich.

Ja, thue das.

Gottfried ab.

Sechſte Scene.

Heinrich

nimmt auf dem Lehnſtuhl Platz, wendet den Blick bald zurück, ſtreift den mit ſeiner Bewegung ringenden Hartmann und ſagt, mit einer belegten, von langem Schweigen gleichſam verroſteten Stimme, erzwungen ruhig:

Was ſtehſt du, Freund? Nimm Platz! — Wie lebſt
du, Hartmann? —
Was haſt du, Freund?

Hartmann.

Ach, liebſter, gnädiger Herr . . .

Heinrich,

mit einer hohlen, tiefen, leiſen und bebenden Stimme, die in gewaltſam beherrſchter Erregung zuweilen ausſetzt:

Ja — liebſter, gnädiger Herr? — was ſoll mir das?!
Meinſt du, ich habe dazu dich berufen,
daß du die Hände in einander ringeſt
und liebſter, gnädiger Herr mich nenneſt? Wie? —
Komm, wenn du eine Stunde übrig haſt
für mich, da! rück' den Schemel dir ans Feuer,
daß wir, wie Männer, mit einander reden.

Hartmann rückt den Schemel heran und läßt ſich, bevor er niederſitzt, auf ein Knie herab, um Heinrichs Hand zu küſſen.

Heinrich,
die Hand heftig zurückziehend:

Laß! Dies ſind Narrenspoſſen. — Setze dich.

Hartmann ſteht auf, wendet ſich halb ab, ſich verſtohlen die Augen tupfend.

Heinrich.

So biſt du doch gekommen, guter Freund,
da mich doch andere ſchon ſeit Monden flohen.
Biſt du nicht bange? Fürchteſt du dich nicht? —?
übergleitet Hartmann mit einem ſchnellen Blick:
Was haſt du wohl gedacht, als ich dir ſchrieb,
mein wackrer Hartmann? Wähnteſt du vielleicht,
du ſollteſt neue Lied' von mir empfangen
und etwa meiner Sehnſucht Bote ſein
zu einer reinen Frauen? — Nein, mein Freund!
Fürwahr, ich litt von Minne oftmals Not!
Nun aber nicht mehr. Dieſe Not ertrank
in einer andern, ja, was irgend mich
vordem bedrängt an Nöten, was an Schmerzen
mich feindlich heimgeſucht, ertrank in ihr,
daß ich an das ertrunkene Weh muß denken,
wie an verlorenen Reichtum. — Doch genug! —
Es geht mir leidlich wohl! — Was ſagen nun
die guten Vettern draußen in der Welt?
die liebe Magſchaft? daß ich ſchon ſeit Monden
im tiefen Schwarzwald meine Tage lebe,

verſteckt, gleich wie der Dachs in ſeinem Bau.
Was ſagen ſie? Was meinen ſie dazu?
In welchem Lichte ſehen ſie's?

Hartmann.

Herr Heinrich,
wenn's irgend ſein kann, ſo erſpart es mir,
erſpart es Euch, Gerüchte mancherlei,
teils gut teils bös geartet, aufzuzählen,
die ſich erzeugen mußten, wie die Welt
nun einmal iſt, ſeit Ihr ſo unvermutet
den Rücken ihr gekehrt.

Heinrich.

Sie ſagen wohl:
weil ich im Bann ſei, als des Kaiſers Freund,
ſo wäre Gottes Fluch auf mich gefallen?

Hartmann.

Erlaßt es mir!

Heinrich.

Sprich du nur dreiſt heraus!
Die Lüge reicht zur Wahrheit nicht hinan
mit allen ihren giftgetränkten Pfeilen,
drum darf ich ihrer ſpotten, glaub' es mir!
Doch du verſtehſt mich nicht!

Ottegebe tritt ein.

Wenn einer ſagt:
Heinrich, der Herr, er trug ſich wie ein Türk,

der ſeidene Turban ſaß auf ſeinem Haupt,
Araberblut war ſein milchweißer Hengſt,
und klingelnd unterm Zeichen des Propheten,
umhüpft von güldnen Monden, ſchritt das Tier:
ihm hat dafür der Gott der Chriſtenheit
das Zeichen von Aleppo angeheftet:
ſieh', wer ſo ſpräche — löge nicht genug.

Hartmann.

Was iſt das Zeichen von Aleppo, Herr?

Heinrich.

Nichts! Nichts! Es ſteht in Büchern, lies es nach!
Genug davon.

Zu Ottegebe:

Tritt näher, Ottegebe.
Begieb dich eilends, Kind, in mein Gemach.
Auf meinem Tiſche find'ſt du Pergamente,
von mir beſchrieben und mit meinen Siegeln,
die bringe mir.

Ottegebe.

Ja, Herr.

Ottegebe ab.

Heinrich.

Sieh'! dieſes Kind
iſt mir ein unerkauft freiwilliger Sklave,
und all mein niedres Ingeſinde, alle

Verſchnittenen, die ich hielt, mein ganzer Troß
von Dienern konnte mehr nicht thun für mich,
als ſie allein. — Und wenn ich hundert Wünſche,
ja, ihrer tauſend hätte jeden Tag:
für ihren Eifer iſt's ein Spiel, er würde
doch immer ungeſättigt zu mir flehen
mit einem hündiſchen Bettlerblick der Treue. —
Nun alſo, was entbehre ich? Daß mein Bart
ein wenig wild ins Kraut ſchießt, wie man ſagt,
daß ich nach Ambra nicht und Moſchus dufte,
wie an des Kaiſers Pfalz — nun, um ſo beſſer
iſt mein Geruch vor Gott vielleicht geworden,
der, wie es ſcheint, Arabiens Wohlgerüche
nicht liebt. — Und ähn' ich ſo dem Tiere mehr —
wohlan! ſo häut' ich mich vielleicht einmal,
und es entpuppt, wie's ja zuweilen ſchon
geſchehen iſt, ſich aus dem Tier der Heilige.

Hartmann.

Mein Herr und Freund! mein lieber, gütiger Herr!
laßt Euch erbitten und erklärt Euch frei.
Ich bitt' Euch! wenn ein unbekannter Gram
heimlicher Weiſe Euch am Herzen frißt,
macht doch ein Ende, gnädiger, beſter Herr,
mit Heimlichkeiten, daß ich mich mit Euch
kann wappnen wider den geheimen Feind.
Was traf Euch ſo? Was iſt Euch . . .?

Heinrich,
mit ablehnender und beſchwichtigender Geſte, mühſam:

Nichts, mein Freund.
Nichts traf mich. Sage mir: war nicht Gehaſes
ein Diener des Eliſa?

Hartmann.

Gnädiger Herr . . .

Heinrich.

Weißt du, aus was für Urſach' ich ſo frage?

Hartmann.

Nein, Herr, ich bin zu wenig ſchriftgelehrt.

Heinrich.

Nun — bis Mariae Lichtmeß wirſt du's wiſſen.
Stille.
Hab' nur Geduld mit mir, du tapferer Mann!
Ein Beichtiger braucht Geduld. Laß dir's genügen
zu wiſſen, daß ich eine Wallfahrt thue,
eilenden Schritts, dem Mekkapilger gleich,
und frage nicht, nach welchem Ziel.

Hartmann.

Herr Heinrich,
Ihr ſprecht nicht, wie der Freund zum Freunde ſoll.
Mir aber liegt es ob, in Euch zu dringen,

nicht abzulaſſen und in keinem Weg
und nimmermehr zu ruhn, bis daß ich weiß,
was Euch am beſten Marke heimlich zehrt.
Was traf Euch ſo? was iſt geſchehn? was ſtieß
aus Eurer Bahn Euch alſo jäh? Ihr ſtundet
doch herrlich da im triumphierenden Licht
der Freude. Euer Fuß berührte kaum
das Erdreich, wo Ihr ſchrittet, und es hielt
ein Engel, ſchien es, über Euch den Schild
in Tjoſt und Schlacht, bei allem, was Ihr thatet.
Von einer Fahrt, zu Gottes Ehr' gethan,
kommt Ihr, bedeckt mit Ehren ſelber, heim. —
Euch flog der Ruhm voraus. Statt nun zu ernten,
was Eure frohe Thatenkraft geſäet,
laßt Ihr den goldnen Halm im Felde faulen.
War nicht des Kaiſers Hand Euch aufgethan
in Gnaden? dankbar überwallend nicht
ſein Herz? Hat ſeine Mildigkeit Euch nicht
den ſchönſten Lohn erleſen allbereits:
ein ſtaufiſch Fürſtenkind? Nun ſagt mir doch:
warum, in Gottesnamen, flüchtet Ihr
in dieſe Ödenei vor Eurem Glück
und laßt dahinten, was nie wiederkehrt?

Heinrich

wendet ſich um und ſieht ihn lange, groß und weh an. Als er mit Sprechen beginnen will, iſt ihm die Stimme verroſtet, er muß huſten und aufs neue anſetzen:

Das Leben iſt zerbrechliches Geräte,
mein Freund, ſagt der Koran, und ſieh, das iſt's. —
Und dies hab' ich erkannt! — Ich mag nicht wohnen
in eines ausgeblaſenen Eies Schale. —
Und willſt du Rühmens viel vom Menſchen machen?
wohl gar ihn Ebenbild der Gottheit nennen? —
Ritz' ihn mit eines Schneiders Scher'! er blutet.
Stich eines Schuſters Pfriem' ihm haarestief
hier in den Puls, da oder da, auch dort,
auch hier, auch hier — und unaufhaltſam ſtrömt,
nicht anders, wie das Brünnlein aus dem Rohr:
dein Stolz, dein Glück, dein adliges Gemüt,
dein göttlich Wähnen, deine Lieb', dein Haß,
dein Reichtum, deiner Thaten Luſt und Lohn,
kurz alles, was, thörichten Irrtums Knecht,
du dein genannt! Sei Kaiſer, Sultan, Papſt! In Grabeslinnen
gewickelt biſt du und ein nackter Leib,
heut oder morgen mußt du drinn' erkalten.

Hartmann.

So ſpricht der trübſte Mut . . .

Heinrich.

Einſt war er leicht!
Ach! Ich vergaß vor lauter Tanz das Gehn —
vor lauter Lobgeſängen hatt' ich faſt

verlernt zu ſprechen, und mein Wandel war
mit aufgehobenen Händen, voll Vertrauen:
ein Glück und ein Gebet und ehrfurchtsvoll. —
Doch wie ich heimzog, heim, in eitlem Wähnen
der Gottesnähe, faſt ſeraphiſch klingend
vor innerem Jubel ob der frommen That
im Rücken ... heim mit dem geweihten Schwert:
— da lagen ferne ſchon auf meiner Spur
die ſchmutzigen Hunde meines Schickſals, winſelnd
und hackend in die Luft vor Gier nach Blut.
Wo iſt der Jäger, der mir das gethan,
daß ich ihn könnte ſtellen?!

Er iſt aufgeſtanden und geht umher.

Ottegebe

bringt die Pergamente, wartet ſtumm.

Heinrich

nimmt Ottegebe die Pergamentrollen aus der Hand:

Höre zu!

Hartmann.

Herr, Herr, ich bin kein Pfaff', noch Pfaffenknecht,
Ihr wißt es. Doch in meine Seele ſchlagen
die Worte fremd und furchtbar, die Ihr ſagt.
Was immer Euch betroffen hat ... was auch
der ewige Richter über Euch verhängte —:
beugt Euch in Demut! Beugt Euch unters Kreuz!

Heinrich.

Ich bin des Kaiſers Lehnsmann, und ich nahm
dereinſt vom Kardinal von Oſtia
mit ihm zugleich das Kreuz. Es blieb mir treu.
Einſt war's ein Kreuz auf meinen Rock genäht,
nun wuchs es tief mir ein in Mark und Blut,
und nur der Tod dereinſt — was willſt du mehr? —
wird mich von meinem Kreuze ſcheiden. Freund!
Laß alle Litanein, ſie ſind an mir
verloren dieſer Zeit.

Zu Ottegebe:

Geh', klein Gemahl!
ich danke dir, doch hebe dich hinweg.
Willſt du mir weiße Händ' aus Wolle ſtricken,
beeile dich! ſie kommen leicht zu ſpät.
Geh'! Was ich jetzt dem Ritter muß eröffnen,
iſt nur für ſeine Ohren, nicht für dich.

Ottegebe ab.

Wohlan! das Pergament von meinem Tiſch
enthält, was etwa Heinrich von der Aue
noch wünſchen mag in eurer Welt ... ſchweig' ſtill,
Freund! unterbrich mich nicht und ſei bedacht,
daß du auf alles achteſt, was ich ſage.
Du ſollſt mein Bote ſein, ſollſt dieſe Schrift
in Bernhards, meines Oheims, Hände legen.
Es iſt mein letzter Wille — ſtill, mein Freund!
Voreilig iſt der Menſch, ſagt der Koran. —

Was mich getroffen hat ... was ich erfuhr ...
kurz, forſchet nicht danach! Denkt, ich ward weiſe
und ſehend, aber forſcht nicht, was ich ſah,
und wie ich ſehend wurde. — Grüble nicht!
Denn ſo ins Wüſte trägt dein frommer Geiſt
dich nicht, daß du's ergründen ſollteſt, Hartmann.
Laß ab! — und wer mich liebt, der forſche nicht.
Was euch zu wiſſen frommt, das ſteht verzeichnet.
Laßt mir, was mein iſt, und ſo ſei's genug.
Ich aber will nun wandern wiederum —
freiwillig, Freund, den mir beſtimmten Weg
und ohne Zaudern, ſtrack! Denn daß ich ſollte,
wie andere Krüppel thun, die Straße ſäumen,
als armer Lazarus im Schlamme wühlen,
mit meiner Schande, meinen Schwären prunken,
nach Hunden krächzen, die ſie lecken ſollen,
iſt in dem Buch des Schickſals nicht verzeichnet. —
Und ſtünd' es ſo, bei Gott! ich löſcht' es aus! —
Leb' wohl! Und iſt ein Jahr ins Land gegangen,
ſo iſt mein Leiden juſt ſo lange tot,
und über meines Jammers Grube ſind,
ach, wieviel milde Balſamregenſchauer
bereits herabgerauſcht. — Ade! Ade!

Nach kurzer, unheimlicher Pauſe, außer ſich, losbrechend:

Jetzt aber raffe dir dein reines Kleid
zuſammen, Freund, und flieh'! flieh'! ſag' ich, flieh'!
Schüttle den Staub von deinen Schuhen, flieh'!

Und wenn dich jemand am Gewand will halten,
ſo laſſe dein Gewand in ſeiner Hand
und fliehe! fliehe!

Hartmann,
beſtürzt:

Herr, was redet Ihr . . .

Heinrich.

Ich ſage, flieh'! ſieh dich nicht um und flieh'!
Rühr' mich nicht an und flieh'! Rühr' mich nicht an!
Denn ich bin ſo beglückt vom Himmel worden,
daß ich Verderben ſpeien muß um mich her!
Ich bin ein ſolcher Held, daß Helden laufen
vor meiner unbewehrten Hand: Berührung
von ihr bringt Schlimmeres als der Tod.
Die Magd, flüchtig von meines Auges Strahl getroffen,
ſie ſtirbt vor Ekel, wenn ſie mein gewahrt . . .

Ottegebe
iſt eingetreten. Blutlos, wie ein Wachsbild, verfolgt ſie mit zitternden Lippen und ſtarren Augen den Tobenden.

Hartmann.

Kommt zur Beſinnung, Herr, Ihr raſt, Ihr tobt!

Heinrich.

So pack' ein Scheit, dein umgekehrtes Schwert,
was dir zur Hand iſt, nimm und ſchlag' mich nieder!
erlöſet mich und euch von mir zugleich.
Was thut ihr doch, wenn ein tollwüt'ger Bracke

am hellen Tage dringt in euren Hof?!
Was zaudert ihr? macht's kurz! faßt euch ein Herz!

Gottfried und Brigitte ſind hereingeſtürzt.

Ihr alle, alle, kommt herbei und ſeht:
Heinrich von Aue, der dreimal des Tags
den Leib ſich wuſch, der jedes Stäubchen blies
von ſeinem Ärmel, dieſer Fürſt und Herr
und Mann und Geck iſt nun mit Hiobs Schwären
beglückt von der Fußſohle bis zum Scheitel!
Er ward, lebendigen Leibs, ein Brocken Aas,
geſchleudert auf den Aſchenkehricht-Haufen,
wo er ſich eine Scherbe leſen darf,
um ſeinen Grind zu ſchaben.

In Ottegebes Geſicht iſt von innen her nach und nach eine ſeltſame, freudige, faſt ſelige Verzückung aufgeſtiegen. Als Heinrich zuſammenbricht, entringt ſich ihrer Seele ein Aufjauchzen ſeliger Befreiung, ſie ſtürzt zu Heinrichs Füßen und überdeckt ſeine Hände mit raſenden Küſſen.

Ottegebe.

Liebſter Herr!
Herr! lieber Herr! denkt an das Gotteslamm!
Ich weiß … ich will … ich kann die Sünden tragen.
Ich hab's gelobt! Du mußt verſühnet ſein.

Dritter Akt

Felſige Wildnis, mächtige Nadelbäume und herbſtlich gefärbte Laubbäume. Im Hintergrund, über einen Wieſenplan hin erreichbar, eine Höhle. Der Eingang iſt durch ein roh gezimmertes Geſtänge umrahmt. Unter dem Geſtänge trockenes Laub, Kochgerätſchaften, eine Axt, eine Armbruſt ꝛc. Herbſtabend.

Erſte Scene.

Heinrich, verwahrloſt und verwildert, mit ungeſchorenem Haupthaar und Bart, gräbt auf der Wieſe mit Hacke und Spaten eine tiefe Grube. Seine linke Hand iſt verbunden. Ottacker, gewappnet, wie er vom Pferd geſtiegen iſt, erſcheint auf einem Felsvorſprung, ſich ſorgfältig in großem Abſtand von Heinrich haltend.

Ottacker

ruft herüber:

He! du da! heda! holla! holla! du!

Heinrich

horcht auf, knirſcht in ſich:

He! du da! holla! he! laß mich in Frieden.

Ottacker.

Du! heda! Zeidelbär! was treibſt du dort?

Heinrich,

wie vorher:

Zur ewigen Seligkeit mir einen Stollen.

Ottacker.

Suchſt du nach Waſſer? — Gräbſt du einen Schatz? —

Heinrich,
für ſich:
Ja — einen reicheren hab' ich nie gegraben.
Laut:
Komm' her und ſieh, wenn du Courage haſt.

Ottacker,
nach unſchlüſſigem Zögern:
Biſt du nicht einer von den Gottesleuten? —
He! du da! Eichelnfreſſer, ripple dich.

Heinrich
ſpringt nach der Armbruſt, ſchlägt auf Ottacker an:
Ich will mich rippeln, und du ſollſt dran denken!

Ottacker
hält den gepanzerten Arm vor das Geſicht:
Schorfkröte!

Heinrich.
Lahmer Schneider!

Ottacker.
Graue Laus!
Giftſpinne du, verfluchte, willſt du ſtechen?
Schieß', wenn du quitt mit deinem Leben biſt.

Heinrich.
Mit Leben und Tod, Kerl, und ſo will ich ſchießen.

Ottacker.

Halt! noch ein Wort! halt noch, du haariger Wicht:
biſt du erſt tot, mag dich der Teufel fragen.
Hauſt wohl der arme Heinrich hier im Forſt?

Heinrich.

Was für ein Wild?

Ottacker.

Ein Wild mit räudigem Felle!
ſonſt aber war's dem Aar und Leu verwandt.

Heinrich.

Wer biſt du?

Ottacker.

Wer, thut nichts zur Sache, Freund!
Ein Reitersmann, in Sturm und Krieg beſtanden.

Heinrich.

Und doch die feigſte Memm' am Sonnenlicht.

Ottacker.

Was?

Heinrich.

Das!

Ottacker.

Was ſagſt du? Bet' ein Vaterunſer.

Er thut, als wollte er auf Heinrich losſtürmen.

Heinrich.

Zwei Vaterunſer! Warum kommſt du nicht? —

Ottacker.

Schlecht ſtünd' mir's an, dich armen Hund zu metzgen.
Lauf! — Sag' mir nur, ob hier nicht irgendwo,
feldſiech, der einſtige Graf von Aue niſtet,
der jüngſt aus ſeinem Meierhof entſprang.

Heinrich.

Entſprungener Graf? aus einem Meierhof?
Wie das? Hat die Tarantel dich geſtochen?

Ottacker

lacht wild und übertrieben heraus, wobei merkbar wird, daß er leicht angetrunken iſt:

Toll bin ich! Läg' ich ſonſt auf ſeiner Spur?

Heinrich.

Komm' näher.

Ottacker

Beſſer nicht!

Heinrich.

Komm, habe Frieden:
ehrlich geſprochen, ohne Hinterliſt.
Ein räudiger Graf — das mußt du mir berichten!

Ottacker

ſetzt ſich auf einen Felsſtein.

Gut. Friede, Eintracht. Hundert Schritt vom Leib!
Alſo gieb acht: es liegt ein Meierhof
wohl ſieben Stunden Wegs von hier im Mooſe,
frohnpflichtig meinem miſelſüchtigen Herrn,
dem ich, weiß Gott, in Ehren Treue halte.
Ja, glotze nicht! Ich fuhr mit ihm zum Streit
ins Mohrenland. Ich ſchlug an ſeiner Seite
Feuer aus manches Heiden Helm und ſtach
vom Pferde manchen Turban. Manchen Stahl
prellt' ich beiſeite, daß er Luft zerſchnitt,
ſtatt meines Herrleins Hals. So iſt's! Zuletzt
befiel ihn dann die widerliche Seuche.
Warum? Er höhnte mir mein Amulett,
hielt nichts von Mitteln! lachte aller Sprüche!
Doch davon ſtill. Ich blieb ihm treu, verkroch
mich mit ihm eben in den Bauernhof,
bis er entlief, floh, in die Berge rannte.

Heinrich.

Du ſuchſt ihn, und was willſt du nun von ihm?

Ottacker.

Jeſus Maria Joſeph! Dummkopf! Nichts.
Bewahr' mich Gott vor allen ſeinen Giften!

Er mag getroſt behalten, was er hat.
Ich bring' ihm Botſchaft.

Er wirft ihm Geld zu:

Hier, gemünztes Gold!
Du ſollſt, wo du ihn triffſt, ihm was berichten.
Geſindel hält zuſammen, findet ſich.

Heinrich.

Behalt' den Bettel. Du getrauſt dich nicht!
und zitterſt, Waſchweib, den du ſuchſt, zu finden.
Ich ſoll nun für drei Batzen Boten geh'n.

Ottacker,

nachdem er einen tiefen Zug aus einer Lederflaſche gethan:

Was? fürchten? ich, Ottacker? Sieh doch an!
Vorgeſtern war's, als uns Herr Hartmann ſagte —
ein Ritter ohne Furcht und Tadel, itzt
zu Aue der Statthalter unſeres Herrn. —
Er ſagte: wer von euch iſt Mann's genug,
den Bären in ſeiner Höhle aufzuſuchen?
Da trat ich aus dem Ring und lachte: ich . . .
ich, ich! bin Mann's genug und will es thun.

Heinrich,

leiſe und mit finſterer Ironie:

Getreuer Knappe, komm an meine Bruſt.

Ottacker,

da Heinrich einige Schritte auf ihn zu gethan hat, ſpringt auf und weicht zurück:

Hölle und Teufel, wer biſt du?

Heinrich.

Fürchte dich nicht!
Ich bin es, bin dein räudiger Herr von Aue.

Ottacker

ſtarrt ihn an, erkennt ihn, kniet und ringt ſeine Hände zugleich flehend und abweiſend:

Herr, Gnade! Geht mit mir nicht ins Gericht!
Ich war Euch treu ſeither zu allen Stunden,
nur nicht in jener, als ich von Euch ritt.
Wir halten Euer feſtes Schloß zu Aue!
Ich lag vor Eurem Zelt, Herr, manche Nacht
dereinſt, Ihr wißt's, die Hand ans Schwert gefroren,
damit Ihr ſicher ſchlieſt, und wich doch nicht.
Vergebt dem reuigen Sünder ſeine Sünde!
Ihr ſeid im Bann, doch Ritter Hartmann ſagt:
kein Prieſter kann die Hand der Gnade binden.
Krank ſeid Ihr, und da meint der Ritter dies:
wenn Gott es will, ſo werdet Ihr geſund.
Verſchollen ſeid Ihr. — Euch erklärt für tot
die Welt und Euer Blutsverwandter, Konrad,
doch haben wir, zwölfhundert, uns gelobt,

uns und der allerſeligſten Gottesmutter,
die Schanze Euch zu halten, weil Ihr lebt

Heinrich,

mit gemachter Herzlichkeit:

Vergeben und vergeſſen! Herrlich! Brav!
Nichts mehr davon! Vergeben und vergeſſen.
Treu warſt du, und treu biſt du. Komm'! genug!
Du Wackrer! Ja, ich kenne deinen Mut!
Ich ſah dich, wolfsgleich, deinen Feind zerfetzen;
du zitterteſt nicht! Komm' hier an meinen Herd,
ich will mit Stahl und Stein das Reiſig zünden
und diesmal dir, ſtatt Herr, ein Diener ſein.

Ottacker,

nach heftigem, ans Lächerliche ſtreifendem Kampf:

Teufel, ich kann nicht.

Heinrich,

als ob er nichts bemerke:

Was?

Ottacker.

Herr, ich muß fort.

Heinrich,

wie vorher:

Warum?

Ottacker.

Der Ritter Hartmann . . .

Heinrich.

Iſt mein Diener!
und wenn ich dir befehle, bleibe hier . . .

Ottacker,
wieder nach heftigem Kampf:

Bei Gott, ich kann nicht! Nehmt die Armbruſt dort
und jagt mir einen Bolzen durch die Schläfe.

Heinrich.

Was, Bolzen? Schurke! Windelwäſcher! Schuft!
Ein Hader, Riemen, Pferdekotzen iſt
zu gut als eine Waffe gegen dich!
Er ſtreckt ſeine beiden Hände in die Luft:
Da: eins, zwei! packe dich! — drei, vier! hinweg!

Ottacker,
ſchon weichend:

Herr, fangt Euch . . ſucht Euch . . . heilt Euch, wie die andern:
taucht Eure Händ' in eines Kindes Blut.
Vollbringt's mit Mannheit . . .

Heinrich.

Fünf und ſechs! Genug!
Held! Großmaul! nun gieb acht, wie du kannſt laufen!
Er rennt mit aufgehobenen Händen gegen Ottacker an, der in ſinnloſer Angſt davonläuft.

Zweite Scene.

Heinrich, allein bricht in ein wildes Gelächter aus, ſein Lachen will einen mehr ſchmerzlichen, faſt ſchluchzenden Charakter annehmen, da rafft er ſich zuſammen, ſchweigt und ſagt dann:

So. — Stille. — Gut. — Mein Reich. — Ich bin
bewehrt
mit einem wackren Panzer. — Meine Welt
geht wieder auf um mich: — um mich allein. —
Ich bin nicht einſam. Nein! Die Einſamkeit
erſchlägt mein Herz nicht! Kein Erſticken — nein! —
begraben im harten Eiskryſtall des Raums!
Ich bin nicht einſam. — Schweigen: rein. Kein Laut!
Kein Scherbenraſſeln! Keine klappernde Schelle! —
Weltmeer: — frei! — Alle Höh'n und Tiefen rein,
weit, ſtumm im Glanz!
Was fehlt mir?—
Nun ans Werk!

Fährt fort, ſein Grab zu graben:

Aus Moder warſt du, mußt zu Moder werden.
O, Schlaf des Lebens! tiefrer Schlaf des Tods:
Bettler und König! —
Tiefſter Schweiger: Tod!
in deinem braunen Kleid wimmelnder Schollen,
was weißt du? — Werden wir ins Leben nicht
blindlings mit furchtbarem Henkersgriff geſtoßen,
nachdem uns Wolluſtraſerei gezeugt
erbarmungslos?! Und lockt ins Netz der Luſt

zu ahnungsloſer Buhlſchaft Nacht für Nacht
der Sünde Girren nicht unzählige Thoren? —
Iſt Leben Kerkerhaft? Sind wir im Frohn?
Und biſt du, Tod, der drohende Kerkermeiſter
und Schließer, der den Ausgang nur verſtellt? —
Lallen! — Stumm ſind wir alle: ſtumm geboren,
ſtumm auf dem Kriegspfad. Stumm vor Menſch
und . . . oder
die Steine reden: —? Ja, die Steine ſchrein!! —
Brüder! — Ich bin nicht! — nichts in meinem Leid
allein! — Ein Schmerzenswallen und — ein Glück.

Dritte Scene.

Pater Benedikt erſcheint am Rande der Lichtung.

Benedikt,
unſchlüſſig herüberrufend:

Gott grüß' Euch! Gott zum Gruße, armer Heinrich!

Heinrich
horcht auf, für ſich:

Plappernde Schelle! Scherben! Menſchenlaut!

Benedikt
kommt langſam über die Lichtung und legt Heinrich, der ruhig weiter gräbt, von rückwärts die Hand auf die Schulter:

Gut Freund!

Heinrich.

Wer da?

Benedikt.

Was ſchaffſt du hier?

Heinrich.

Mein Grab.
Was willſt du hier?

Benedikt.

Das Gute thun. Hier iſt
Wein, Mehl und Obſt und friſches Weizenbrot.

Heinrich.

Geh' Hebe dich! Sonſt, Mönchlein, nagl' ich dich
wie einen Uhu über meine Hütte.
Ins Kloſter pack' dich! Fahr' ins Mauſeloch,
wie eine braune Natter!

Benedikt.

Gnädiger Herr . . .

Heinrich

Recht ſo! Ich ſage dir, mach' dich zu Luft,
daß ich dich nicht mehr ſehe . . . oder du
mach' mich zu Luft und ſieh mich nicht. Ich bin
nicht dies, nicht das, nicht Herr, nicht Knecht für dich,
geſund nicht und nicht krank. Ich bin nicht nackt

und nicht zerlumpt für dich, beſchoren nicht,
noch unbeſchoren, du Beſchorener! dir;
verſtehſt du mich: bin nichts! Verſtehſt du? nichts!

Benedikt.

Was ein Verirrter mag auch von ſich meinen,
er bleibt doch Gottes Kind.

Heinrich,

plötzlich aufſpringend, legt den Spaten weg:

Was ſagſt du, ei!
Potz Küren, Mönchlein! Komm' und ſetze dich,
ſofern du Unrat liebſt und Schorf und Schwären . . .
Wer itzt mich lachen macht, der iſt mein Mann.
Sei mir willkommen! Gottes Kind? ei, wie?
wer ſagt dir das? erklär' es mir genau!
Ich bin ein Kind und dies iſt meine Wiege . . .
Ich will das ſetzen auf mein Pergament.

Benedikt.

Ihr ſeid, ich weiß es, werter, armer Mann,
in ſchwerer Trübſal, bittren Heimſuchungen . . .

Heinrich.

Nennſt du mich arm? Wie, Mönchlein, wer iſt arm?
Tritt hier her, an den Hageroſenbuſch,
hier in die Neſſeln, in die Schafgarb', hier —
und nun ſperr' auf dein Auge! Was du ſiehſt . . .
ſo weit du ſiehſt, du Bettler! das iſt mein.

Vom Hozzenwald bis zum Raumünzachthal,
vom Kaiſerſtuhle bis zum ſchwäbiſchen Meere,
der Berge Forſten und der Thäler Saaten!
Und ſind ſie leer und abgeerntet itzt,
ſo ſtrotzt die Frucht, gehäuft, in meinen Scheuern.
Mein iſt das Wild, das Gras, der Fiſch im Bach,
am Baum die Nadel und das Blatt. Im Blatt
die Ripp' und Faſer. Die Herbſtfäden wob
an deine Kutte meine Dienerin Spinne.
Der Mücke Stachel, die mich ſticht, iſt mein,
erborgt aus meinen Kammern.

Benedikt.

Wohl! Allein . .

Heinrich

Da liegt's! Dies iſt der Punkt! Ich war es müd',
den Herrn zu machen: ſteif und abgetrennt
in ſeidene Wämſer und in enge Schuh',
als Sklave meiner Diener, Schranzen, Freunde,
und nie den Topf zu ſehn, aus dem ich aß.
Ich war es müd', auf einem Berg zu ſtehen
und mich zu neigen, wenn ich ſprechen wollte,
und, blind, den nicht zu ſehn, mit dem ich ſprach.
Nach oben drängt der arme, hörige Knecht
zur Freiheit, in die Welt: doch wenn ein Herr

der Freiheit will ... der Welt teilhaftig werden,
ſo muß er tauchen tief in ihren Grund —
ſieh, ſo wie ich.

Er ſpringt in das Grab.

Benedikt.

Erhebt Euch, Herr! Wo nicht,
ſo laßt mich mit Euch knieen und laßt uns beide
zu dem die Herzen heben, der da war
und iſt und ewig ſein wird.

Heinrich

ſpringt aus dem Grabe:

Er erhebt!
Nicht du! nicht ich! Nach Laune thut er's, nicht
um Winſelns willen, nicht nach deinem Kopf!
Thät' er's um anderes, rührten Hände ihn,
die, ringend, ihm geſpaltene Nägel zeigen —
zerfreſſene Angeſichter, lippenlos,
die ihn aus leeren Augenhöhlen ſuchen —
lallende Zungen, die vergeblich ſich
bemühen, das Wort zu formen, das ihn nennt —:
Mönchlein, ſo wär' ein Eden dieſe Erde,
wir wären Götter, oder Gott der Herr
wär' nicht einmal nur aus Leid geſtorben —
nein! — zehnmal! — hundertmal! — und läge tot
in dem vergeſſenen Sarge dieſer Welt.
Verſtehſt du das?

Benedikt.

Gott lebt, Herr! Glaubet mir.
Und wo Ihr nur ihn wolltet wahrhaft ſuchen . . .

Heinrich.

Du kommſt, um mir zu ſagen, daß er lebt? —
Gut. Habe Dank und geh': — denn was du ſagſt,
ſieh, hier im Stillen hab' ich es ergründet,
allein für mich. Ich weiß, weiß, daß er lebt!
Und wahrlich, er war bei mir, eh' ein Mönch
kam und ihn hier vertrieb. Ja, ja, ſo iſt's!
obgleich du deinen Kopf ungläubig ſchüttelſt:
Gott war und iſt bei mir. Doch dieſer Gott
zerſtört das Auge, das ihn ſieht, zerreißt
das Herz, das ihn will lieben, und zerknickt
die Kindesarme, die ſich nach ihm ſtrecken,
und was der hört, wo er vorüberſchritt,
manchmal, wer Ohren hat — iſt Hohngelächter!
Mit wildem Lachen:
Gott lacht! Gott lacht!
Verändert, geſammelt, barſch:
Was ſuchſt du hier?

Benedikt.

Herr, dich!
Dein mildes Herz von eh'mals! deinen Rat . . .
ein wenig Duldung . . .

Heinrich.

Nun, ſo mach' es kurz:
denn bald iſt's Zeit, daß ich mein Käuzlein äſe
und Frau Kreuzſpinne, die ſo fleißig ſpinnt.
Fang' an denn.

Benedikt.

Ein Geſandter bin ich, Herr,
durch nichts beglaubigt, als durch meine Kutte
und Pachter Gottfried . . .

Heinrich

ſpringt auf und ſchleudert einen Stein gegen das Gebüſch:

Pack' dich fort! Was haſt
du an des armen Heinrichs Hof zu ſuchen?
He! Jäger! Thorwart! ho! die Hunde los!
Ich will dich lehren horchen!

Vierte Scene.

Pachter Gottfried, erstarrt, tritt aus den Büſchen, hinter denen er ſich verſteckt hielt.

Gottfried.

Beſter Herr . . .
Ich bin's, der Pachter Gottfried.

Benedikt.

Wahrlich, ja!
er iſt's. Und nicht der Fürwitz treibt uns her,
ſondern die Sorge und die bittre Not.

Heinrich

hat ihn lange und ſtarr angeſehen, danach ruhig:

Steh' auf!
Was giebt's mit ihm?
Steh' auf. Komm!
Wer iſt dir geſtorben? Welcher ſcheele Stern
hat endlich dein beſcheidenes Neſt durchſengt
mit ſeinem giftigen Licht?

Gottfried,

ſtockend, faſt weinend:

Herr, meine Tochter . . .

Heinrich.

Der Rauch beizt mir die Augen — iſt ſie tot?

Gottfried.

Nein.

Benedikt.

Gottfried, laßt! Ich will den Dolmetſch machen
und alles kurz berichten. War ich doch
des Kindes Beichtiger auch in dieſer Zeit!
Wohl lebt ſie. Ja, ſie lebt. Sie lebt, allein,
ſeit Ihr den ſtillen Meierhof verlaſſen,
ein ſeltſamliches Leben — ſonderbar
verwandelt — nicht, wie ſonſt. Ein Leben iſt's,
wie außerhalb der Welt, in der wir atmen,

ein unbegreiflich' Daſein, das von nichts
ſich nährt, es ſei denn von der inneren Flamme,
die ihren Körper aushöhlt.

Gottfried.

Gnädiger Herr,
ſie ißt nicht, weigert jede Speiſe, liegt
und ſtarrt mit glaſigem Blick den Himmel an,
nur immer auf dem einen feſt verharrend . . .

Benedikt,
Gottfried zurückdrängend:

Geduld! Ja, Herr, ſo iſt's. Indes wir hier,
gedrängt durch ihren Starrſinn, vor Euch treten,
liegt ſie auf ihrem Lager, das ſie ſelbſt
bis auf das Stroh von jedem Pfühl entblößt,
ſteif, wie das Holz der Bettſtatt, regungslos
und ohne Speiſ' und Trank, ſeit fünfzig Stunden.

Heinrich
nimmt Platz und beginnt Mohrrüben zu ſchaben:

Sprecht deutlich! Iſt ſie krank, ſo holt den Arzt.
Wär' ich ein Arzt, ich heilte mich wohl ſelber.
Was, Bruder Kahlkopf, kommt Ihr denn zu mir?
Nehmt Zitwerſamen, Wurmkraut; Kinderleiden,
ſo groß ſie ſcheinen, ſind in Wahrheit oft
ſehr lächerlichen Urſprungs. Iſt ſie mehr,
als nur ein Kind? Eilt, legt ihr das zur Seite,

was aus den kranken Jungfern Weiber macht,
die in Geſundheit ſtrotzen.

Benedikt.

Liebſter Herr,
ich kenne ſie, ich habe ſie gepflegt . . .

Gottfried.

Ich aber, Pater, kenne ſie noch beſſer . . .

Benedikt.

Sie kommt zu mir mit allem, was ſie drückt.

Gottfried.

Und iſt bei mir tagaus, tagein geweſen,
ſeit ſie den erſten Atemzug gethan.

Benedikt.

So ſprecht denn Ihr!

Gottfried.

Wahrlich, der Herr hat recht.
Die Jahre ſind's. Sie machen ihr zu ſchaffen,
und alles wäre längſt ins Gleis gebracht.
Und wäret Ihr nicht, Pater, und Brigitte . .

Benedikt.

Gottfried, gedenket, was Ihr jüngſt gethan,
und wie iſt der Verſuch Euch ausgeſchlagen?

Gottfried.

Gott ſei's geklagt! das weiß ich wohl. Allein,
wär' mir das Kind als Bauernmagd gewöhnt,
ſie wäre nicht zur Erde hingeſchlagen,
als ich den Freiersmann ihr zugeführt. —
Herr, warum gingt Ihr von uns? — An dem Morgen,
wo ſie, wie ſonſt, an Euer Bette trat,
den Krug voll friſcher Milch, und Euch nicht fand,
begann das Übel ganzer Macht zu wüten.
Und wenn Ihr heut mit uns nicht wiederkehrt,
verſchmachtet ſie und ſtirbt.

Benedikt.

Ihr könnt im Wald
des Winters nicht gewarten. Seht, ſelbſt ich,
gewohnt an Unbill, beſſer doch verwahrt
in Klauſ' und Gotteshaus, ich muß zuweilen
den warmen Herd von guten Menſchen ſuchen,
ſturmfeſte Mauern und ein ſichres Dach.

Heinrich.

Du Narr! Glatzköpfiger Kuppler! Und auch du,
Graukopf und Dummkopf! Geht! Was ſucht ihr hier?
Wein von den Dornen? Feigen von den Diſteln?
Wer bin ich? Was? Wo iſt mein Überfluß?
daß Bettler kommen, ihn mit mir zu teilen.
Du ſuchſt mich, Narr? Ich lache! Schlichſt du nicht,
gedrückt von mörderiſcher Pein, umher,

als du mich hauſteſt unter deinem Dache?
Und lebteſt du in bangen Ängſten nicht
vor deinem Ingeſinde? Wie? Verriet
dein Blick und deines Weibes Blick mir nicht
das Grauſen und die Wünſche eurer Herzen?
Flehte es nicht, ſo ſehr ihr's auch verbargt,
aus euch: geh', daß wir wieder atmen?

Gottfried.

Bei Gott, da irrt Ihr, Herr!

Heinrich.

Kein Irrtum, nein!
Wohlfeiler Worte, Lug, Geplärr genug,
die feige Schmach damit zu überliſten,
warf euer Mitleid mir in meinen Trog.
Gut ſchien die Koſt mir eine kurze Weile,
doch ferner nicht. Da floh ich, ſtahl ich mich.
Ich nahm den Reſt, ich raffte mir zuſammen,
was mir von mir geblieben war, und lief
vor mir davon. Es lief ein Fürſt! und der
ihm folgte in der fürchterlichen Hatz,
war der zertretne Knecht, der annoch lebt.
Er ſchrie nach mir! Er winſelte! Er bot
mir junge Kindesleiber an zum Kauf . . .
ich rede klar. Begreift ihr, was ich ſage?
Geht! packt euch! — denn ich rede klar! Ihr kommt . . .

kommt ... kommt ... wie ſag' ich? weſſen Helfershelfer? —
Was ſteht ihr? Hört — ſie war bei mir, war hier
am dritten Tag. Sie fand mich, denn ſie iſt
ſpürſam wie eine Hündin. Ja, ſie kam.
Ich ſah ſie und, ihr Männer, bei dem Gott,
der mich nicht kennt und meiner Qual nicht achtet:
das war des Teufels ſchlimmſtes Bubenſtück. —
Die Liſt mißlang ihm. — Denn ich lachte, pfiff,
als wäre ſie ein Baum am Waldrand dorten;
trieb alles ſo, als ſei ich nicht belauſcht,
jedwede Notdurft ihr vor Augen, tobte
und hielt ſie mit Steinwürfen mir vom Leib.

Benedikt.

Sie will Euch retten, Herr! das iſt die Urſach',
um derentwillen ſie Euch hier beſuchte.
Und ein Gerücht drang zu ihr — Euer Knecht
Ottacker war's, der es zuerſt ihr brachte! —
daß Eure Sucht durch eine blutige Kur
zu heilen ſei. — Ein Meiſter zu Salerne
vermißt ſich, Euer Übel auszurotten,
wenn ſich ein Mägdlein, eine Jungfrau ſich
freiwillig, gläubig, ihm ans Meſſer giebt.

Heinrich.

Wollt ihr das glauben?

Gottfried.

Nein, Herr, nicht — ich nicht!
Doch ſtarr, und nicht um Haaresbreite weichend,
hält unſer Kind an dieſem Irrwahn feſt.
Helft uns! helft uns, dem Satan ſie entreißen.

Benedikt.

Ihr ſeid zu raſch! Wer will entſcheiden, was
durch Gottes Macht, was durch des Teufels Liſten
geſchicht? — In ihrer Bruſt iſt heiliger Streit.
Es drängt in ihr aus unſerem engen Leben
zum Opfertod: durch's Thor ins ewige Licht
geheimnisvoll! Wer weiß, zu weſſen Heil?

Gottfried.

Zu keines Menſchen . . . zu niemandes Heil!
und auch ihr ſelber, Pater, zum Verderben.

Benedikt.

Nein: Gott verläßt die, ſo ihn ſuchen, nicht!
Und die erlöſungsdurſtige Sünderin,
und läge ſie auch in des Teufels Krallen,
erreicht im Abgrund noch ſein Vaterblick.
Vertrauet! Laßt Euch Kleinmut nicht bewältigen!
Gewiß iſt, daß ſie trotzt — gleichſam mit Gott
ringt, ihm die Märtrerkrone abzuzwingen.
Sonſt aber —: gratia praeveniens!
Wer kann ihr, was Geſichte ihr beſtätigen,

rundweg ableugnen? Der Leviticus
ſagt: Blut iſt die Verſühnung für das Leben.
Das gleiche iſt's, was ihr im Innern ſpricht.

Heinrich.

Hm! ſo! und dies iſt deine Meinung, ſo!?
Sie träumt. Sie hat Geſichte. Und ſie meint,
Gott liebe Blutdunſt. Laſſe ſich durch Blut
abmarkten von dem Zins der Wucherſchuld,
die in uns ſchwärt. Ihr ſeid im Irrtum, geht! —
Sie iſt im Irrtum, hört ihr?! — Außerdem:
aus Zeiten, wo ich noch in Büchern irrte
und meiner Seele ſtumme Weisheit nicht
beſaß, wie jetzt, weiß ich, daß jene Kur
nichts iſt als Narretei.
Geht, ſagt ihr das.
Ich weiß es! Seht, ich bin ganz ruhig, und
im Abgrundhauch des Unſinns ward ich kühl
und kalt — ſeltſam genug! — mit einem Schlag —
und was ich itzund rede, iſt geſund
und kalt, als hätt' es dort im Bach gelegen
und ſtammte nicht aus dieſer heißen Bruſt —:
ich bin ganz ſündlos. Sagt ihr, daß ich frei
von Sünde, makellos und lauter bin,
und daß die Peſtilenz in meinem Blut
das Kleid der Seele mir noch nicht befleckte
bis dieſen Augenblick. Sagt ihr, man kann
ein reines Linnen nicht mit Blute waſchen,

und wer es dennoch thun will, ſagt ihr, dient
der alten Schlange: Irrtum! und nicht Gott.

Benedikt

wehrt ab, ſchüttelt verneinend den Kopf:

Herr, ihr das ſagen, heißt zu dem ſie ſtacheln,
wonach ſie ringt mit leidbegieriger Luſt,
denn ihr, wie mir, wird nach der Wahrheit ſcheinen,
daß Ihr mit ſolchen Worten Eure Schuld
nur mehrt, weil doch Zerknirſchung nur den Weg
und Demut Euch kann zur Verſühnung leiten.

Heinrich.

Mißtrauet eurer Demut! denn ihr ſeid
noch viel zu hochgemut! Die Hoffart reitet
auf deinem Nacken wie ein freches Weib,
wenn du dich beugſt und dich im Staube windeſt
vor Gott. Was biſt du, daß er dein gedenkt!?
und deiner lächerlichen Schuld, mein Freund!?
und deiner lächerlichen Reue!? Meineſt du,
du habeſt etwas ohne ihn vollbracht!?
Sieh' hier, auf dieſem Felſen ſteh' ich oft
und läſtere, und das Echo läſtert wieder
mit Fluch und Hohn: wir beide überſchreien
der Vögel Stimmen und der Blätter Rauſchen,
das Toſen des Waſſers oft — und doch und doch:
wie tief noch ſind wir unter das geſtellt,
was Sünde heißen könnte wider Gott!

Gottfried.

Herr, redet ſelber … Redet Ihr mit ihr!
Ein Laut von Euch kann ſie wie Brot erquicken,
wie Waſſer den Verdurſtenden erquickt.
Ich weiß nicht, wer Euch ſolchen Zaubers Kräfte
verlieh, wer dieſes Herz ſo an Euch band …
Genug: ſie küßt die Stapfen Eurer Füße
im Feldweg, den Ihr etwa einſam gingt.
In Eurer Kammer ſchläft ſie, Euer Name
allein löſt ihrer ſtarren Glieder Krampf.
Und wenn Ihr des verfluchten Meiſters Kur
verflucht, wie ich, ſo kommt: ſchenkt ihr das Leben!
Erklärt ihr, daß der Arzt ein Lügner iſt,
daß keine Wiſſenſchaft in aller Welt
und …

Heinrich,
heftig fortfahrend:

… keine Macht der Welt mich rein kann waſchen!
und daß der ſarazeniſche Arzt ein Wicht,
ein Heide, nur nach meinem Golde langt,
ſonſt nichts … daß alles Lug iſt! … Daß ich krank,
doch noch kein feiger Dummkopf ſei geworden,
der jedem Dummkopf in die Schlinge rennt
und eines Kindes blutigen Irrwahn ſich
zu nutze macht. Ja! ja! ich weiß! ich weiß!
dies und noch mehr. Ich habe dies geſagt
und noch viel mehr. Ja! ſtarrt mich an, ſo iſt's:

denn ſie war bei mir, hier, zum anderen Mal.
Ja! und ich ſah ſie. Und ich wußte nicht,
wie ich die Hölle ſollte von mir halten —
ſo that ich wilt, warf Steine, ſpie nach ihr
und reckte meine kruſtigen Hände aus,
drohend — mit Grauſen, insgeheim entſetzt,
daß ich nicht lange möchte an mich halten
und ſie berühren, ſie ergreifen, ſie
beſudeln: ihre Schultern! ihren Hals,
daran das Pülslein ſchlug ... Geht, ſag' ich! geht.
Es iſt vorbei! iſt aus! — Seht, als ſie rief ...
mit einer Stimme, die mich winſeln machte:
Ich will dich retten, armer Heinrich! — da
ſchrie ich: Ausſätzig bin ich! bleib' mir fern!
fiel aber, ſtolperte und lag geſtreckt —
wie lange, weiß ich nicht. — Und als ich dann
erwachte, war ſie da, ganz nah', ſo! Hier
hat ſie geſeſſen, hier geſtanden, dort —
und mir erzählt: — es ſei ein Arzt ... ein Arzt.
Es ſei ... Herr Jeſus! ... und das Opfer ſei
im Himmel wohlgefällig ... dies und das!
und ihres Bleibens ſei nicht in der Welt.
Sie wolle ſterben, und ich möge nicht ...
ich möge nicht den Himmel ihr verſchließen ...
und mit ihr flugs auf gen Salerne zieh'n. —
Und als ſie ihre Seele ausgeſchüttet
und den verruchten Unſinn jener Kur,

einfältigen Sinnes, lang und breit erklärt —:
da wußt' ich nichts zu thun. Ich ſprang empor —
dort: über die Wurzeln, übern Bach — und lief
und floh, bis mir der Atem ſtockte und
ich meilenfern von ihr zuſammenſank —
Und das war gut! Bedenkt, ihr Herren, und
erwägt, was ich gethan, da ich davon lief!
Bin ich nicht von dem ärgſten Fluch verſehrt,
gefeit vor jedem ſchwächeren? ausgeſtoßen
von eurer Welt, auch von der Satzung frei,
die alles in ihr, ſelbſt den Fürſten, bindet:
mehr wie ein Fürſt!? — Bedenkt: ſie kam zu mir,
ganz einſam . . und in meinem Innern ſchlägt
ein ausgeſtoßenes Herz: — verfluchter Engel,
der ritterlich der Blöße Gottes ſchont!
Was wollt ihr mehr? Gut! Packt euch! Denn ich bin
zu Ende. Meine Litanei iſt aus.
Mich hungert, und ich muß den Leichnam füttern,
den meine feige Seele ſchleppen muß:
Gott weiß, wozu?! Gott weiß, wohin?! Genug!

Benedikt,
erſchüttert und nach langem Stillſchweigen:

Lebt wohl, Herr! —
Sucht ein Obdach! —
Leiſe und mitleidig:
Herr, es wird

ein harter Winter! —
Sucht ein Obdach! —
Zu Gottfried:
Kommt,
kommt, Gottfried.

Gottfried.

Sucht ein Obdach!

Fünfte Scene.

Heinrich,
allein:

Sie ſind fort —
Verwirrung! — Aufgeregte Ringe! — Nichts. —
Ein Kind! — Welt, Helden: alles dorrt zuſammen,
und auf der Schädelwüſte ſteht ein Kind. —
Es winkt! — Wo winkſt du hin .. auf deiner Halde
von beinernem Gerölle? — Nichts! — Ich will
aufrecht dem Streiche ſtehn! – Mein Spaten. – Traum! –
Dort lag einſt etwas!! — Auch gen Mittag, dort ...
Ich weiß nicht! — Welt? Was? — winkſt du mir?
— Gott? Was?
Er fängt an zu graben:
Ich weiß nicht. — Sucht ein Obdach! Sucht ein Obdach!

Vierter Akt

Das Innere der Waldkapelle Benedikts. Links Altar und ewige Lampe, rechts die Eingangspforte. Der Hintergrund ſtellt eine Seitenwand der Kapelle dar und hat, nicht weit vom Altar, ein niedriges Thürchen, das in die angebaute Wohnklauſe des Paters führt. Die Wände ſind mit Bildchen überdeckt, darunter viele Füßchen, Händchen von Wachs ꝛc. Altar und Kruzifix ſind mit Herbſtblumen einfältig bekränzt.

Erſte Scene.

Brigitte und Benedikt ſtehen, unweit der Hauptthür, in halblautem Geſpräch. Brigitte iſt im Begriff zu gehen, ſie trägt ein Kopftuch und am Arm einen Korb.

Benedikt.

Sie lügen, lügen viel, Brigitte, und
wer weiß, was daran Wahres iſt.

Brigitte.

Man muß
es glauben, Benedikt. Der alte Knecht,
der niemals lügt … kaum überhaupt je ſpricht,
ſah ihn mit eignen Augen, iſt bereit,
dafür die Hand aufs Kreuz zu legen.

Benedikt.

Hm,
höchſt ſonderbar! — Im Graben ſchlich er?

Brigitte.

Nein,
der Alte ſah ihn platt ins Gras gedrückt
liegen, dicht hinterm Garten, auf der Lauer.
Der ihn im Graben kriechen ſah, das war
der Kunz, der Ziegenhirt.

Benedikt.

Der Alte ſagt,
daß er emporſprang?

Brigitte.

Ja, als er ihn anrief,
ſprang er empor und lief feldein davon.

Benedikt.

Ich kann dies noch nicht glauben … kann's nicht faſſen —
Zudem: was kann er wollen — habt ihr doch
niemals ihm euer Haus verſchloſſen! — wenn
er jetzund wolfsgleich das Gehöft umkreiſt?

Brigitte.

Das weiß ich nicht. Und das kann keiner wiſſen.
Er iſt verwildert, heißt es, faſt zum Tier
entartet, ſagen ſie, und überdas
verzweifelt und zum Äußerſten gebracht.

Benedikt.

Unmöglich! Uberlege: ſoll ein Mann
ſo ſich verlieren … eines Kaiſers Freund
und Waffenbruder, den ich jüngſt noch traf:
in Lumpen zwar, doch ſtolz, wie je zuvor —? —
Sie ſehen itzt den Armen überall,
wittern in allem des Verfemten Nähe.

Brigitte,
eifrig:

Pater, du kennſt den gelben Kettenhund.
Als geſtern ſich die Knechte auf die Lauer
mit ihm gelegt, kam kurz nach Mitternacht
der Menſch und rüttelte am großen Thor.
Die Männer ließen nun die Dogge los:
die aber, ſtatt ihn anzufallen, lief —
vor Freude heulend, nicht vor Wut — zu ihm
und ſchmiegte ſich dem Fremden vor die Füße.

Benedikt.

Sei es dahingeſtellt! Das Kind iſt hier
bei mir in Gottes Hut: in meiner Klauſe.
Und ſo iſt's gut vorerſt! Zwar glaub' ich nicht ...
noch immer nicht, was du mir ſagſt, Brigitte —
mag auch des armen Heinrichs Sache ſchlecht
ſtehn draußen in der Welt ...

Brigitte.

Es heißt ſogar,
ſie haben ihn zu Konſtanz mit Gepränge
bereits in ſeiner Väter Gruft verſenkt.

Benedikt.

Mag ſeine Sache ſchlecht ſtehn, ſag' ich, mag
ſein Name aus der Reihe der Lebendigen
getilgt ſein ... dieſes Mannes Seele iſt

bewehrt, wie eines ſtarken Dämons Schulter,
mit zween Paaren Flügeln und mit mehr:
lähmt ihm die weißen, die zur Höhe tragen,
ſo ruht er auf den dunklen, und ich ſah
ihn furchtlos noch am Rande einer Welt,
wo die Abgründe jeden ſchwindeln machen,
den irdiſcher Mut nur trägt.
Er grub ſein Grab!
und wird, glaub' mir, in dieſes Grab ſich legen,
eh' daß er diebsgleich um die Hütten ſchleicht.
Allein es ſteht zu fürchten, wenn das Kind
bei euch iſt, angeſteckt von den Gerüchten ...
und wenn ſie von dem ſeltſamen Beſuch,
der euren Hof unſicher macht, erfährt,
ſie einem Schnapphahn in die Fänge läuft.

Brigitte.

Nun, ich will gehn! — Gelobt ſei Jeſus Chriſt!
Es dunkelt ſchon. Der Weg iſt weit. Gottfried
erwartet mich. Ich habe ſchon zu lange
mich hier verweilt. — Ich darf ihm alſo ſagen,
daß ſie ſich hier bei Euch viel wackrer hält ...

Benedikt.

Still! ja! ſprich leiſe, daß ſie uns nicht hört ...
Du ſahſt es ſelbſt: es geht ihr gut ſoweit,
nur meint ſie immer noch, er werde kommen,
und harrt, der klugen Jungfrau gleich, ein Lämpchen

mit Öl ſorgſam gefüllt und ſtets zur Hand,
ſeiner als wie der Zu-Kunft unſres Heilands!
Der Wahn erhält ſie: und ſo muß ich ihn
noch immer ſtützen und mit Lügen füttern
ſeit damals, wo ich ihren Fieber-Krampf
mit meinem frommen Trug zuerſt beſchwor.
Kommt Zeit, kommt Rat! laßt Zeit ... viel Zeit vergehn,
allmählich wird der Aufruhr ihrer Bruſt
ſich doch noch legen: Wenn ſie auch vielleicht
hernach den Schleier nimmt, als Himmelsbraut.

Brigitte.

Das mag geſchehn nach Gottes Ratſchluß!

Sie weint:

Ach,
wär' unſer Herr doch tot! —

Sie küßt dem Pater inbrünſtig die Hand.

Benedikt,

warm bewegt:

Geh! Tröſte dich!
was ſoll ich weiter dir zum Troſte ſagen? —
vielleicht: daß mir im Innern etwas lebt,
aus einer Zeit der tiefſten Heimlichkeit,
wo ſich im brennenden Buſch der Herr uns zeigte ...
ich ſage, daß ein Wiſſen in mir lebt ...
ein ſtarker Glaube mindeſtens ... ein Geſicht,

das mir dies Kind als einen Horebsbuſch
erſcheinen läßt, der brennt, doch nicht verbrennt.

Man hört klatſchende Geräuſche hinter den kleinen Thüren hervordringen.

Brigitte,
erſchrocken:

Was iſt das?

Benedikt
drängt ſie hinaus:

Nichts! geh! nichts, nichts! tummle dich!

Brigitte ab.

Zweite Scene.

Pater Benedikt, allein, lauſcht, bis er die ſich entfernenden Schritte Brigittes nicht mehr hört. Alsdann horcht er auf die aus der Klauſe hervordringenden ſeltſamen Geräuſche, ſchüttelt mißbilligend den Kopf, geht an das Thürchen und klopft daran.

Benedikt.

Kind! Ottegebe!

Ottegebe,
von innen:

Ja, ich komme, Pater.

Sie tritt, eine brennende Lampe in der Hand, durch die Thür; es iſt inzwiſchen faſt ganz dunkel geworden.

Benedikt,
ihr die Lampe abnehmend:

Was treibſt du wieder? gegen mein Gebot.

Ottegebe,

mit einem verzückten Ausdruck im wächſernen, vergeiſtigten Geſicht, leiſe:

Jeſus! Maria! Joſeph! meine Seele
ſchenk' ich euch und mein Herz. — Jeſus, Maria
und Joſeph, ſteht mir bei im letzten Streit!
Jeſus! Maria! Joſeph …

Benedikt.

Höre, Kind,
ſei folgſam, ſei gehorſam, denn du biſt
mir anvertraut, und ich muß ſtehn für dich
vor Gott und deinen Eltern. — Warum ſchwingſt
du heute die Geißel ſchon zum zweiten Mal?

Ottegebe

küßt zitternd den Saum ſeines Ärmels:

Ich weiß nicht, Pater.

Benedikt.

Wie? du weißt es nicht?
und ſchlägſt dir ſinnlos neue, blutige Striemen?

Ottegebe.

Weil es mir wohl thut, Pater.

Benedikt.

Was?

Ottegebe.

Ich kann
unter den Schlägen atmen, Pater.

Benedikt.

Wie? —
Kannſt du denn ſo nicht atmen, Jungfrau?

Ottegebe,
ſeufzend:

Schwer!

Benedikt.

Nun laß die zween Opferkerzen uns
anzünden, die uns deine Mutter hat
im Körbchen mitgebracht, und danach wollen
wir beten miteinander und mit Dank
hinnehmen, was uns Gott zum Nachtmahl ſchickte
im gleichen Körbchen, durch der Mutter Hand.
Komm!

Ottegebe
ſteht ruhig, die großen, feuchten Augen an das Kruzifix geheftet:

Pater . . .

Benedikt.

Was?

Ottegebe.

Ich bin 'nun ganz bereit!

Benedikt.

Wozu bereit?

Ottegebe.

Zu leiden und zu ſterben.

Benedikt.

Laß das jetzt. Lenke deine Seele jetzt
auf andere, meinetwegen irdiſche Dinge,
es thut dir not. Du mußt doch leben, gelt?
wenn du Gott dienen willſt. Mußt dir dein Leben
erhalten, wenn du es für ihn willſt laſſen
zu ſeiner Zeit.

Ottegebe.

Ja, Pater.

Benedikt.

Alſo nimm!
Komm, nimm und iß, und trink' auch hier ein wenig
von deines Vaters Wein.

Ottegebe

hat ſich auf den Altarſtufen niedergelaſſen, blickt gegen die Decke.

Meinſt du nicht auch,
Pater, daß er nun bald wird kommen?

Benedikt.

Ja! —
Doch iſt er nicht mehr an der alten Stätte.

Ottegebe.

Wo ihr ihn traft und er ſein Grab ſich grub?

Benedikt.

Dort iſt er nicht mehr. Nein! Die Leute ſagen,
er habe wollen einmal noch die Welt
und aller ſeiner Sünden Tummelplätze
vor ſeinem Ende wiederſehn.

Ottegebe.

Doch hat
er euch geſagt ... doch hat er euch verſprochen,
daß er wird kommen, feſt?!

Benedikt.

Jawohl, gewiß!
das heißt: wie ſo ein Edelmann verſpricht. —
Du liebes, banges, überwaches Ding:
Geduld! gemach! Du haſt mit Faſten, Beten
und Wachen wahrlich dich genug kaſteit —
faſt leuchtet ja dein zarter Leib im Finſtern!
Bitte du nur den Himmel um Geduld
und Frieden, der mit Sanftmut harren macht.

Ottegebe.

Pater, heut wird er kommen!

Benedikt.

Meinſt du?

Ottegebe.

Ja!

Benedikt.

Und weshalb glaubſt du das?

Ottegebe.

Weil ich im Wachen
nächten und zweimal heute unter Tags . . .
wie eines Miſelſüchtigen Klapper hörte.
Horch! da! ſchon wieder.

Benedikt.

Was? ich höre nichts.
Nein, Kind, wenn du nicht triftigere Gründe
und deutlichere Zeichen dafür haſt,
als daß der Wind an loſen Schindeln rüttelt,
ſo traue . . .

Ottegebe.

Er wird kommen! heut! gewiß!
Ich weiß es. — Sieh, geſtern um Mitternacht
erwacht' ich wie von einem lauten Rufen,
das rief . . . das ſagte: Wachet, euer Herr
iſt nahe! — Da bekränzt' ich meine Lampe,

that Oel darein und ging hinaus — ja, Vater! —
und harrte auf der Schwelle vor der Thür.
Und wie ich da ſo ſtille ſaß, in mich
gekehrt, des Sturms nicht achtend um mich her,
da plötzlich . . . jählings brach ein Schrecken los,
ſo grauſig, wie ich niemals ihn erlebte.
Verſuchung! dacht' ich. Doch vergingen mir
die Sinne vor Entſetzen faſt. Die Luft
ward mit Geſchrei erfüllt, Gekreiſch, Gelächter,
Gebell; des Windes wilder Atem ſchien
von Wölfen, heiß und ekel, ausgeſtoßen!
Und dann . . . ich wollte fliehn, mich retten, mich
an deine Bruſt, an dieſen Altar klammern:
da . . . dann . . . Die Hände preßt ich mir
vor beide Augen: ſo! und dennoch ſah
ich alles hell und klar, wie ich dich ſehe.
Mich ſelber ſah ich: meinen Leichnam, nackt,
mit ſcheußlichem Triumph dahingeführt
im Sturme von hundsköpfigen Dämonen:
ein langes Meſſer ſtak mir in der Bruſt. —
Vater, gieb mir die Hand, mich ſchwindelt's: mich . . .
mich ſelbſt . . . begann die Hölle nun zu packen!
Sündhaftes Regen hub ſich in mir an:
als ſollt' ich ſpringen, in den Wirbel mich
werfen, und ſchamlos, wie die Hölle, ſein.
Nun aber . . . nun geſchah's! In allem Streit
und Aufruhr hielt mein reiner Wille ſich

ſtandhaft, und Gott erkannte ihn und gab
Gewährung: und er blies den Spuk der Nacht
mit einem Hauch der Gnade von der Erde.
Und lautlos, in der mitternächtigen Stunde,
von Morgen und von Abend drang es auf,
klar, wie aus Brunnen, quoll ein mächtiges Leuchten,
und aus dem Leuchten hoben gleicher Zeit,
langſam, zween ſtumme, fremde Sonnen ſich,
die mählich, Vater, immer höher rückten,
bis ſie verſchmolzen hoch am Himmelsdach.
Und jetzt ward eine Reinheit überall:
in mir, um mich, im Himmel und auf Erden.
Und aus den zween Geſtirnen über mir
gebar der eine, ſüße Heiland ſich!
Ein Brauſen fing ſich an. Aus tauſend Chören
hört' ich ein Wort, wie Sursum corda! oder
wie: Gloria in excelsis deo! und
von einer großen Stimme klang es laut:
Amen! Was du erbitteſt, ſoll geſchehn!
Des Richterſpruches Härte iſt gebrochen!

Benedikt.

Hm! ja! — Ich bin unwiſſend und gebunden
im Irdiſchen, aus meinem Kerker öffnen
ſich keine Fenſter in das ewige Licht.
Ich ſchmachte im Dunkeln. Lehr' du mich! ſein Lob
richtet er zu in der Unmündigen Mund. —

Ottegebe,
lachend, wie aus innerer Seligkeit:

Als er mich manchmal kleine Heilige nannte:
meinſt du, er hätte damals das gedacht?

Benedikt.

Wohl ſchwerlich, Kind. Doch ſtill. Wir müſſen nich
mit überheblichen Gedanken ſpielen
und wollen nicht die Krone, die uns winkt
vielleicht, mit eignen frevlen Händen uns
drücken auf unſer Haupt. Nimm an, du biſt
von Gott berufen und auf gutem Weg,
ſo mußt du, eingedenk der ſündigen Art,
die uns von Adams Fall her immer eignet,
zwiefach behutſam und demütig ſein.
Vor Jahren hab' ich deiner Mutter einſt
von einem eitlen Reitersmann geſprochen:
der war von Menſchenliebe ſo bethört ...
das heißt, er hatte ſeine arme Seele
an einen Menſchen, ſtatt an Gott gehängt:
ein Weib war's! — eine Männin — und ſo kam's:
als ſich die ſtolze Fraue von ihm wandte,
brach er zuſammen, und die ganze Welt
ward ihm vergällt. Sieh, ſolch ein Eigenſinn
ruht auch in dir: der gleiche! und mir iſt
bange, daß du von Gott dich möchteſt wenden,
wie ich mich damals von der Welt gewandt,

wenn er dir das verſagt, worauf du ſtarr
die Augen hefteſt — das dir nicht gewährt,
woran dein Sehnen ſich und Wünſchen hängt.

Ottegebe.

Nein, Vater, nein, ich weiß es ganz gewiß …

Benedikt.

Kannſt du in Gottes Pläne einzudringen
dich unterfangen? — Wer mag wiſſen, ob
der Mann, den er vom Throne hat geſtoßen,
ihm wert der Gnade ſcheint? — Sie haben ihn
im Keſſeltreiben — Grave Conrads Knechte! —
umſtellt wie einen Bären oder Ur.
Gott ließ es zu! — Und der Salerner Arzt:
er ſteht vielleicht mit Satanas im Bunde
und iſt ein Seelenfänger, ein Pirat
des Höllenmeeres! — und die blutige Kur
iſt nichts, denn ein verruchtes Bubenſtück? —
Vielleicht auch iſt der Herr ſchon weit entwichen …

Ottegebe wird ohnmächtig.

Vielleicht … vielleicht! doch iſt es nicht gewiß —
Was iſt dir? frierſt du? Komm! — zuviel! — Sie blutet.
Du Heilige, kommſt du einſtmals in dein Reich,
vergiß mich nicht.

Sie mehr tragend als führend, bringt er Ottegebe in die Klauſe zurück.

Dritte Scene.

Die Kapelle iſt leer, die ewige Lampe und einige Opferkerzen brennen. Da hört man erſt einmal kurz den Laut einer Klapper, hernach tritt, ſcheu wie ein Verbrecher, unkenntlich in Kapuze und Kutte vermummt, Heinrich ein. Er trägt Klapper, Stange und Beutelchen daran.

Heinrich

ſchleppt ſich bis an die Stufen des Altars und ſtürzt darauf, wie ein Schutzflehender, nieder. Aus ſeinem Innern ringen ſich keuchend abgeriſſene, verzweifelte Worte.

Beten! ich kann nicht! Gott,
gieb mir doch Worte! warum giebſt du mir
nicht deine Worte, daß ich beten kann?
Thränen! gieb mir doch Thränen! gieb mir Waſſer,
daß ich die giftig ſtechenden Flammenzungen
im Schutt der ausgebrannten Trümmerſtätte
auslöſchen kann! — Töte mich! töte mich!
Du haſt mich hinterliſtig fortgelockt —
ein boshaft ſchlauer Jäger — vor dem Rande
des ſtillen, weiten, tiefen, kühlen Sees,
da ich mich eben, einem Biber gleich,
anſchickte, in den kalten Grund zu tauchen,
wo nichts mehr brennt. Löſche mich! löſche mich aus!
löſch' alle Qual des Lichts im ſchwarzen Schoß
der Finſternis. Wecke mich nie mehr! denn
die Sonne martert mich mit giftigen Pfeilen.

Schlaf! gieb mir Schlaf! mein Bett iſt nicht ein Bett,
die Schlangen der Sonne raſen mir im Haupt
nachts: rette mich vor dem furchtbaren Lichte! —
Was ſäeſt du Haß? Was haſt du Blindgeborene
wie Hagel auf das Erdreich ausgeſchüttet,
die ſich zerfleiſchen müſſen? Warum nährſt
du mit der Milch des Grams uns? Warum leiden wir
in dieſen Sonnenflammen kläglich Pein,
ohn' einen Tropfen Kühlung? Gott, vergiß . . .
vergiß mich wahrhaft! Denk': ich ſei nichts wert:
kein Bauſtein deines blutgetünchten Baus!
Auf blutigem Grunde und mit blutigem Mörtel
gebunden, dehnt er qualvoll ſich empor
voll grauſigen Lebens, das mich ſchaudern macht.
Vergiß mich, ungeheurer Bauherr! Was verſchlägt's,
wenn dir ein Staubkorn mangelt? wenn du mich
von Qual und von Erlöſung frei giebſt, mich
entläßt, verſtößt vom Werk: aus Frohn und Lohn?!

Vierte Scene.

Benedikt,

das Laternchen tragend, tritt wieder ein, ſieht den Vermummten am Altar, erſchrickt und fragt:

Was ſuchſt du hier? — Wer biſt du?

Heinrich.

Frage nicht.

Benedikt.

Was ſuchſt du hier in dieſer ſpäten Stunde?

Heinrich.

Das . . . was ich eben dachte, ſuch' ich.

Benedikt.

Wie?

was heißt das?

Heinrich.

Daß der Menſch ein Sieb iſt, Mönch,

der, was er faßt, nicht faßt.

Benedikt.

Wer biſt du?

Heinrich.

Rate!

Benedikt.

Ich bitte dich, du rätſelhafter Mann!
du biſt auf einer gottgeweihten Stätte —
und wo du des Erbarmers Gnade ſuchſt: —
willkommen! — doch vertrau' mir, wer du biſt?

Heinrich.

Da ſiehe du zu, Mönch, ich weiß es nicht.

Benedikt.

Biſt du nicht einer von den Gottesleuten?

Heinrich.

Ich bin von den Begrabenen.

Benedikt,

ſich bekreuzend:

Schenke Gott
den ſchlummerloſen Geiſtern ſeinen Frieden:
doch du erſcheinſt ein Menſch von Fleiſch und Bein.

Heinrich.

Rette mich, Vater! Vater, rette mich!
rede mit Gott dem Vater, deinem Herrn,
daß er mich rettet aus der Wut der Menſchen!
Du biſt ſein Diener. Sag' ihm, daß er nun
der grauſenvollen Menſchenmeute pfeife,
die, raſend vor Jagdluſt und vor Blutdurſt toll,
auf meiner Fährte liegt. Wann hab' ich Brunnen
vergiftet? aus dem Unrat meines Blutes
und Krötenlaich Küglein gemacht und ſie
in Quellen verſenkt, daraus die Leute trinken?
Wann that ich das? Hilf mir! verſtecke mich,
verbirg mich! denn ſie ſind auf meinen Ferſen.
Die Scheiterhaufen rauchen rings im Land:
verbirg, verſteck' mich, denn ſonſt muß ich brennen.

Verſchließ' die Thür! ich bin unſchuldig! nein!
nicht öffnen! hilf mir! hilf mir! rette mich! —
ſie haſſen mich alle! — Ja, ich that's, ich ſchlich
mich ſo, mit Kutt' und Klapper, in die Welt,
auf Meſſern ſchreitend, und bei jedem Schritt
traf mich ein Peitſchenhieb ins Angeſicht.
Ich will geneſen, Mönch! ich will geneſen!
Mach' mich geſund! Schaff' mir aus meinem Blut
den fürchterlichen Fluch: ich will dich ſtellen
in Haufen Goldes bis hoch an den Hals —
reich bin ich: mach' mich rein! Bring' ſie zum Schweigen,
die Stimme, die da unrein! unrein! heult —
mir Tag und Nacht ins Ohr: ſo werf ich dir
all meinen Reichtum, alle meine Burgen
und Städte hin wie eine Handvoll Sand.
Rede mit Gott dem Vater, deinem Herrn!
Sag' ihm, er habe mich genug geſchlagen,
erniedrigt und zerquält: er habe mich
genugſam fühlen laſſen, wer er ſei —
es ſei in mir nichts weiter zu vernichten.
Sag' ihm das, Mönch! Sag' ihm: ich ſei zerriſſen,
zerſtört, verdorben iſt mein Balg, ich bin
zu ſchlecht für eines Hundes Mahlzeit und ...
Gott unſer Herr iſt groß! gewaltig! groß!
Ich lob' ihn! lob' ihn! Außer ihm iſt nichts,
und ich bin nichts — doch ich will leben!! leben!!!

Er liegt röchelnd zu den Füßen des Mönchs.

Benedikt.

Ihr ſeid Herr Heinrich von der Aue?

Heinrich.

Nein,
der bin ich nicht! Den haben ſie begraben.
Da ſieh! Urteile ſelbſt: ob er noch lebt.

Er reißt die Kapuze herunter, und man ſieht das blaſſe, verhungerte zerſtörte Geſicht.

Benedikt

weicht entſetzt zurück:

Herr, Herr, Ihr ſeid es wirklich.

Heinrich.

Sag' mir das! —
Faſſ' mich ins Auge, forſche, ob ich's bin.
Denn ob ich gleich nichts bin als irgend was,
das, umgetrieben, raſtlos Qualen duldet,
ſo ſchwatzt im Grunde meines Wahnſinns was,
das ſtörriſch prahlt: ich ſei ein Fürſt geweſen
und einer von den Großen dieſer Welt.
Wer bin ich? Sag' mir das! Ich bin begraben
zu Konſtanz, jüngſt, in meiner Väter Gruft
und lebe: oder träum' ich dies im Grab? —
Was meinſt du? Träum' ich? Leb' ich? Iſt es Traum,
daß ich begraben ward mit Glockenläuten
und ſelbſt dabei ſtund, als ſie meinen Sarg
mit den Inſignien der Fürſtenmacht

vorübertrugen? Iſt es Traum geweſen,
daß von der Fackel eines Fackelträgers
ein Flöcklein Feuers mir den Fuß verſengt'?
und ich den Vetter Conrad ſagen hörte,
als er hohngrinſend aus der Kirche ſchritt:
Laßt ſehn, ob ſolch ein Schwein die Gruft kann
ſprengen?
Sagt mir, ob dies der gleiche Conrad iſt, —
der erſtens, der mir Sarg und Gruft beſorgte:
und jener, den ich unten in Maroch
mit Barren Goldes einſtmals losgekauft? —
Und bin ich jener, wie, der das gethan?
oder der bettelarme Lumpenhund,
der, wenn ein Kohlkopf auftaucht in den Feldern,
der eines Menſchen Bildung nachäfft, gleich
erſchrickt, zu ſchlottern anfängt, ſieben Huben
umkriecht vor Angſt, durch Gräben, Dorn und Pfütze,
um nur der Gorgo nicht ins Aug' zu ſeh'n?!

Benedikt.

Ihr ſagtet einſt zu mir in einer Stunde,
wo ein gelaſſ'ner Geiſt Euch ganz durchdrang ...
Weltweisheit, ſagtet Ihr, und Religion
hat einen tiefen Sinn gemeinſam: den,
mit Gleichmut uns zu wappnen; eine Lehre:
die, ſich in Gottes Willen zu verſenken,
ganz willenlos.

Heinrich,
jäh verwandelt:

Nein! nein! das will ich nicht!!!
Wo iſt das Kind?

Benedikt,
erſchrocken:

Was für ein Kind?

Heinrich.

Die Magd!
Das Kind! Die Närrin! — Pachter Gottfrieds Tochter!

Benedikt.

Warum? Was iſt's? Was wollt Ihr mit dem Kind?

Heinrich.

Wie? Was ich will? — Was willſt du mit der Frage?

Benedikt.

Ergründen, was ein Chriſt im Sinne trägt.

Heinrich,
wild:

Iſt Gott barmherzig?

Benedikt.

Ja.

Heinrich.

Kann er mich retten?

Benedikt.

Ja.

Heinrich.

Kann er mich erretten durch ein Kind? —
Und kurz und gut: wo iſt ſie?

Benedikt.

Wort — Ihr ſeid
ein Edelmann, Herr!

Heinrich.

Und du biſt ein Schurke.

Benedikt.

Mein Ihr das arme, unglückſelige Ding,
das ſeinen Weg zu Gott im Dunkel ſuchte
und furchtbar, hart am Abgrund, irre ging?

Heinrich.

Irr' oder nicht: ſie iſt bei dir!

Benedikt.

Nein.

Heinrich.

Nicht?
Hör' mich, Mönch! Mönchlein, ſieh mir ins Geſicht
genau, auf daß du jedes deiner Worte
erſt wägen kannſt, bevor du eines ſprichſt.

Und ſollteſt du die Warnung, eingegraben
von glühenden Dornen in blutrünſtiger Schrift
hier! nicht verſtehn ... auf meinem Angeſicht: ...
ſo wäre deine Sanduhr abgelaufen,
du müßteſt köpflings ins Verderben gehn!

Benedikt.

Herr, Eure wilde Drohung ſchreckt mich nicht.
Zwar ſeid Ihr fremd und furchtbar, und die Blitze
des Abgrunds zucken durch den heiligen Raum.
Doch ſeine Kinder wird der Vater ſchützen ...

Heinrich.

Nichts wird dich ſchützen, niemand! wenn du lügſt.
Wo iſt ſie? Sie iſt hier! Ich bin geſchlichen
zwei Nächte lang um Pachter Gottfrieds Haus
und habe das Gemahl nicht können finden,
obgleich ich doch an jedem Spalt gelauſcht
und ſpähend auf der Lauer bin gekrochen
durch Zaun und Hecke, wie ein Edelmann!
Sie iſt bei dir, ein Knecht verriet's im Stall,
er ſagte, ſeiner Stute Weichen klatſchend:
Sei folgſam! Nicht wie unſeres Meiers Kind!
Sonſt mußt du mit dem Kappelmönch zur Freite.

Benedikt.

Was aber, Herr ... ſagt mir jetzt lieber dies:
warum Ihr diebsgleich Gottfrieds Haus umſchlichet?
Was wolltet Ihr mit Ottegebe thun?

Heinrich.

Maulaffen fangen! — An des Kaiſers Hof:
und für drei rote Heller ſie verhandeln.
Ja, Mönch, das wollt' ich. — Nichts — was geht's dich an.

Benedikt.

Herr, habt Ihr uns nicht damals ſelbſt belehrt ...

Heinrich.

Wer bin ich, daß ich jemals wen belehrte?
Zum Dank belehr' nun du mich, wo ſie iſt.

Benedikt.

Nicht hier! nicht bei mir!

Heinrich.

Nicht? Wo iſt ſie denn?

Benedikt.

Bei Gott.

Heinrich.

Wo wäre ſie?

Benedikt.

In Gottes Händen.

Heinrich.

Sie iſt bei Gott. Was heißt das? — wirklich tot?

Benedikt.

Nein: wer bei Gott iſt, lebt.

Heinrich.

Sie iſt geſtorben?

Benedikt.

Nur für die Welt und als des Himmels Braut. —

Heinrich.

Gut, Mönch. Ich weiß es, hätt' es ſollen wiſſen. —
Zieh' feſt die Schlinge zu! es iſt genug.

Erſchöpft und gebrochen:

Zum letzten Male denn: Mönch, dieſer Tag
hat mich gelehrt: ſo arm iſt keiner, Gott
kann ihn noch ärmer machen. Denn wo nahm
ein Räuber je dem alles, der nichts hat!? —
Wohl, wohl, das Kind iſt tot! ſie iſt geſtorben,
iſt hin. — Als mir ein weißer Lazarus
die Mär', wie ſie geſtorben iſt, erzählte —
daß ihr das Herz brach um den ſiechen Herrn! —
da ſtieß ich mit der Macht des Wahnſinns nieder
den fürchterlichen Schrei, der in mir rang,
und ſchwieg — und glaubt' es nicht. Dann aber flogen
die Füße mir! Wohin? ich wußt' es nicht:
durch Felder, durch Geſtrüpp, bergauf, thalunter,
durchs Rinnſal wild geſchwollener Bäche, bis
ich hier an dieſer letzten Schwelle ſtand.

Warum denn lief ich? — welcher goldene Preis
ließ mich ſo ſpringen, einem Läufer gleich?
Was dacht' ich hier zu finden? War es nicht,
als riß ein Feuerwirbel jäh mich fort?
als wär' ich ſelbſt ein Brand, ein wilder Häher,
der ſchreiend und brennend durch die Wälder fährt?
Mir war ... rings klang die Luft: ſie iſt nicht tot!
ſie lebt! Dein klein Gemahl iſt nicht geſtorben! —
Und dennoch ... dennoch ſtarb ſie.

Fünfte Scene.

Ottegebe
erſcheint in dem Thürchen zur Klauſe; hauchend, kaum hörbar:
Nein! ſie lebt.

Heinrich,
ohne ſie zu ſehen, noch zu erkennen; ebenſo:
Wer ſprach das?

Ottegebe.
Ich!

Heinrich.
Wer?

Benedikt,
leiſe, heftig:
Geh! was willſt du hier?

Heinrich.

Wer ſprach das, Mönch?

Benedikt.

Ich hörte niemand.

Ottegebe.

Ich!

Heinrich.

Du? wer? Noch einmal! wer? wer hat geſprochen?

Ottegebe.

Ich! Ottegebe, Euer klein Gemahl.

Heinrich,

eine Weile in unſäglicher Beſtürzung ſtumm, hernach:

Wer? — Unrein! unrein! nein, bleib! — rede nicht —
Zwar denk' ich, daß du nur ein Schatten biſt,
und weiß es — doch kein Sterblicher kann wiſſen,
ob das abgründiſche Gift in meinem Blut
der ſeligen Geiſter ſchont. — Komm mir nicht näher!
nein, bleib! ich weiß, daß du nicht ſterblich biſt:
doch mir . . . mir kannſt du ſterben! und ich will,
daß du in meines brechenden Auges Grund
als letzter Funke lebſt. — Nein, nein, du biſt
nicht Ottegebe! Deine Stirne iſt

wohl rein und hoch und weiß, wie ihre, doch
du biſt nicht Staub. Aus deiner Stimme klingt
wohl etwas ... was? — Es iſt mir mehr vertraut,
wie meiner toten Mutter Wiegenlieder.
Und dennoch biſt du nicht das Pachters-Kind,
biſt nicht mein klein Gemahl, haſt nicht geſeſſen
zu meinen Füßen und mit deinem Haar
die Wunden mir getrocknet: — ſag' mir das! —
Wärſt du ... du biſt es nicht! ... wärſt du es doch:
dann ... dann ... wie ſollt' ich dann das Licht erfaſſen,
das meines ſeligen Kerkers Wand durchbricht?
Dann war ich blind Zeit meines Lebens, und
erſt tief im Abgrund fand ich das Geſicht!
Dann, ſtatt zu fluchen, müßt' ich ſegnen! danken,
ſtatt anzuklagen, dem, der mich geführt:
und von des Thrones Höhe müßt' ich mir —
ſtünd' ich noch einmal dort — die Stufen graben
mit Nägeln und Zähnen bis in dieſe Gruft,
darein das Nichtallmächtige mich verſtoßen
mit erzbarmherziger Fauſt. Du biſt es nicht ...
Salve regina! — Sei mir Gott gnädig!

Er bricht zuſammen. Sein Röcheln löſt ſich in Schluchzen, und ſeine Seele befreit ſich in Thränen.

Ottegebe

erſcheint in der ſeltſamen Beleuchtung der Kapelle faſt unkörperlich und wie von einer Glorie umſtrahlt. Sie tritt zu dem Hingeſunkenen, ſtützt ſich auf ein Knie, hebt ſein Haupt mit beiden Händen empor und küßt ihn auf die Stirn. Er ſtarrt ſie an, gehorſam wie ein Kind, als ſei ſie eine Himmelserſcheinung, und auch der Pater iſt außer Faſſung in die Knie geſunken:

Komm, es iſt ſpät geworden, armer Heinrich.

Heinrich.

Salve regina!

Ottegebe.

Komm!

Benedikt.

Wo willſt du hin?

Ottegebe.

Gehn, meinen himmliſchen Geburtstag feiern.

Benedikt.

Unter dem Meſſer des Salerner Arztes? —

Ottegebe.

Dank, Pater Benedikt! Gedenke mein!

Benedikt.

Was ſoll ich deinem armen Vater ſagen?

Ottegebe.

Im Himmel iſt mein Vater, und ich will
eher als du bei meinem Vater ſein . . .

Benedikt,

zu Heinrich:

Wo wollt ihr hin?

Heinrich.

Frag' ſie: ich weiß es nicht.

Ottegebe.

Komm, armer Heinrich, komm! verziehe nicht' —
Willſt du mich, Pater, an die Erde binden
mit Stricken? Soll das Scherflein meines Bluts
mir noch zuletzt durch dich entwendet ſein,
für das ich kann die Himmelskron' erkaufen?

Heinrich.

Jungfrau, du biſt mein . . .

Ottegebe.

Gottes bin ich. Nein.
O, weh' mir! Komm! Was ſprichſt du?

Heinrich.

. . . denn mir iſt
nur eben ſo viel Leben zugemeſſen,
als deine heilige Hand mir ſchöpfen kann!

Ottegebe.

Ich will dir ſchöpfen aus dem Brunn des Heils

Doch nicht in eurer Welt. — Komm! komm! Es iſt
beſtimmt im Rat. Ich muß! ich will! ich muß!
und Menſchenworte ſollen mich nicht hindern.
Die heilige Agnes . . .

Benedikt.

Biſt du Gottes Braut,
ſo will ich, Kind, dich, wie ich geh' und ſtehe,
ins Kloſter bringen: gleich, im Augenblick

Ottegebe.

Nein, Vater!

Heinrich.

Jungfrau, wohl, ſo folg' ich dir.
Führ' mich ins Leben! Führ' mich in den Tod!
zum Roſt des heiligen Laurentius,
zum Scheiterhaufen Polykarps: ich will
jedweden Henkers lachen, dir zur Seite,
wie du, und deines Worts Blutzeuge ſein.

Fünfter Akt

Ein Saal im Schloß zu Aue. Durch eine Thür im Hintergrund blickt man in eine anſtoßende Kapelle mit Altar ꝛc. Aueſche Fahnen, Kreuzpaniere und ſonſtige Reliquien ſind darin aufgehängt. Rechts von der Kapelle, in gleicher Flucht, eine romaniſche Loggia. Auf der linken Seite des Saales ein reich behangener Thronſeſſel mit Stufen unter einem Baldachin. Es iſt ein ſtrahlender Spätfrühlingsmorgen.

Erſte Scene.

Hartmann von der Aue in reicher Kleidung, Pater Benedikt und Ottacker, der wie früher gewappnet iſt.

Benedikt,

mit Hartmann in engem Geſpräch, während Ottacker reſpektvoll abſeits ſteht:

Es heißt, daß er zu Aachen im Turnier,
von einem Ritter durch den Helm geſtochen,
fiel . . .

Ottacker.

Und ins Gras biß!

Hartmann.

Wär' es wirklich, wie
Ihr ſagt — und faſt die gleiche Kunde, Pater,
drang ſchon zu mir von Grave Conrads Fall —
ſo ſind, ein frommer Dienſtmann darf es ſagen,
die Wege Gottes doppelt wunderlich:
denn jetzt — Ihr wißt, daß ich mit knapper Not
dies feſte Schloß dem alten Herrn erhalten! —
jetzt eben hat der Wind mir zugeweht
dies Brieflein ſeiner feſten Manneshand.

Benedikt.

Aus Welſchland?

Ottacker.

Nein, ich kenn' ihn, der es brachte:
es iſt ein Köhler aus dem Zaſtlerthal.

Hartmann.

Nun? Und du haſt ihn ausgefragt?

Ottacker.

Potz! Ja!
Ich hab' ihn ins Gebet genommen, freilich,
doch dieſer eigenſinnige Racker iſt
ſo ſtumm und maulfaul wie ſein Köhlerbaum.

Benedikt.

Meint Ihr, er ſei im Zaſtlerthal bereits?

Ottacker.

Streckt mich, wo unſer Herr nicht dort iſt!

Hartmann.

Ja.
Wo ſonſt? Wer hätte ſonſt den Brief geſchrieben?
der — leſt! — zwar vieles Dunkle noch enthält,
doch ziemlich ſicher läßt ſo viel erraten,
daß er vielleicht ſchon heut wird bei uns ſein.

Benedikt.

Hier ſeht — mein Brief, lateiniſch abgefaßt,
ſtammt aus Venedig ...

Ottacker.

Bei Sankt Annen! Mir,
ſo ſcheint es, hat er keinen Brief geſchrieben.

Hartmann.

Und was enthält er?

Benedikt.

Wenige klare Worte:
zwar hätt' ich faſt ihn damals arg erzürnt,
allein, er wolle chriſtlich mir vergeben ...

Ottacker.

Gott geb' uns allen Abſolution!

Benedikt.

... nur ſoll ich jetzt gehorſam mich erzeigen
und früh am Morgen zu Johannis Tag
in Aue ihm die Schloßkapelle richten.

Hartmann,

mit ahnungsvoller Heiterkeit:

So ſeid Ihr alſo hier und könnt es thun. —
Nehmt dieſen Schlüſſel denn — dem Himmel Dank
und meinen dreizehnhundert Rittern und Knechten,

daß ich ihn halten konnte hier am Ring! —
dank ihm erhielt ich wiederum die Knechte ...
Nehmt ihn und ſteigt hinab ins Schatzgewölb' —
glaubt mir, dem Grafen Conrad wäſſerte
der Mund gewaltig, das zu thun! — und holt
das ſchwere, goldene Meßgeſchirr herauf
aus Kaiſer Karols Zeit.

Benedikt
nimmt den Schlüſſel:
Wie Ihr befehlt. —

Was denkt Ihr wohl: meint Ihr, er ſei geneſen?

Hartmann,
achſelzuckend:
Ja, Pater Benedikt, das weiß ich nicht.

Benedikt.
Iſt das Gerücht auch bis zu Euch gedrungen,
wonach die Wunderkur des Arzts gelang?

Hartmann.
Ja, dies Gerücht und andere. Zwanzigmal
hieß es: er ſei geſtorben zu Florenz,
zu Padua, zu Ravenna ... liege tot
zu Monte Caſſino, ſei ertrunken, ſei
erſtochen, ſtürzte in den Ätna ſich! —
Und andere hundert Male hieß es dann:

ein Engel habe ihn geſund geküßt,
das Bad zu Pozzuoli ihn gereinigt,
der Meiſter zu Salerne ihn geheilt.

Benedikt,
ſeufzend:
Was ſoll man glauben und was ſoll man thun?

Hartmann.
Denkt Ihr wie ich: von feſter Treue ſein!

Benedikt.
Und Ottegebe? —

Hartmann.
Pater Benedikt —!
Iſt unſer Herr geſund, ſo will ich ſagen,
der Himmel habe dieſe Heilige ihm
erweckt, auf daß er lebe, und ihr Tod
mag Gottes Fügung ſein.

Benedikt.
Wohl! Immerhin,
es bleibt ein bittres Amt, ihn zu empfangen:
denn was ich ſah, Herr Ritter, mittlerzeit
und durchgemacht, ſeitdem das Kind entwichen —
wir haben ſie geſucht: Gottfried, Brigitte
und ich, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt,
in Hoſpitälern, in den Laſterkellern

des Elends — nein, Herr, das vergißt ſich nicht.
Und außerdem . . . wär' ich von Mitſchuld frei! —
Jedoch es niſtet hier in meiner Bruſt
ein grimmer Vorwurf, der nicht ſchweigen will.

Hartmann.

Ihr habt die Magd gekannt von Jugend an?

Benedikt.

Wie meine Tochter, wie mein eigenes Kind!
Und hätt' ich ganz als eigen ſie erachtet,
hätt' ich ihr können ganz ein Vater ſein.
So war ich nur ein Mietling und kein Hirte.

Hartmann.

Soll ich Euch ſagen, was mich will bedünken?
Frau Venus hat's der Dorfmaid angethan!

Benedikt.

Irdiſche Minne war's: Herr, Ihr habt recht.
Die hoffnungsloſe Minne iſt's geweſen,
die alles hoffen, alles dulden muß.
Den gleichen Irrweg bin ich einſt getreten —
und doch, vom Schein des Himmliſchen bethört,
konnt' ich ihn, blind, auch diesmal nicht erkennen.

Hartmann.

Ich denke nicht ſo, Pater Benedikt.
Mir iſt das Kind auch heute noch die Heilige!

Was himmliſch ſchien, iſt himmliſch, und die Liebe
bleibt — himmliſch, irdiſch — immer eine nur.

Benedikt.

Weltliche Weisheit! Nun: hätt' ich davon
in harten Prüfungsſtunden mehr beſeſſen!

Hartmann.

Es trieb ſie für Herrn Heinrich in den Tod.
Warum? der Sache hab' ich nachgehangen.
Im Tod hat ihre Liebe triumphiert:
er war ihr lieberzwingendes Bekenntnis!

Benedikt.

Hätte das Kind ſein Leben ſo gelaſſen,
ſo wär's ein Liebeswunder, ſtaunenswert!
Wahrlich, man möchte drum getröſtet ſein.
Doch glaub' ich's nicht mehr — nein: die Perle iſt
gefallen und erloſchen in der Pfütze.
Gott mag's dem Herrn . . . mir ſoll er nie verzeih'n!

Hartmann,
zu Ottacker, der Miene macht, hinauszugehen:

Wo willſt du hin, Ottacker?

Ottacker macht eine abwehrende Bewegung, ſteht widerwillig:

Nun? Was iſt?

Zu Benedikt:

Kennt Ihr wohl dieſen wackren Reitersmann?

Benedikt.

Nein.

Hartmann.

Nicht? Er ſteckt voll putziger Geſchichten,
die er nicht nur bei Knecht und Magd im Stall,
ſondern auch oftmals in der Kindlein Stuben
zum beſten giebt.

Ottacker.

Daß mich der Donner! ... Herr,
was Ihr damit wollt meinen, weiß ich nicht!

Hartmann.

Er flucht, daß ſich der Himmel möchte bücken,
ſchwört, daß die Kröten hüpfen — oder nicht? —
er habe nie dem armen Pachterskinde
die Mär' von dem Salerner Arzt erzählt.

Benedikt.

Seid Ihr der Mann?

Ottacker.

Wer ſoll ich ſein? Wie? Was?
Fahre der Teufel! ... Herr, ich will nicht fluchen ...
Laßt mich getroſt auf meine Schanze gehn.

Ottacker ab.

Zweite Scene.

Hartmann.

Jawohl! Der iſt es.

Benedikt.

Der den Herrn verließ?

Hartmann.

Und in den Kindskopf böſe Raupen ſetzte!
Sein Schädel iſt ein Neſt voll Schlangeneier,
wovon die fliegende Hitze ſeines Leibes
faſt ſtündlich eins auskriechen macht. Er ſchleppt
Euch Holz, voll Andacht, zu den Scheiterhaufen
Ausſätziger und Juden, iſt geſpickt
mit Amuletten, glaubt an Leichenvögel,
Diebsfinger, trägt ein Fläſchlein Menſchenbluts
allzeit im Sack und ſchwört auf alle Dinge,
die ängſtlich, fremd und unbegreiflich ſind.

Benedikt.

Die Welt iſt voll Dämonen. Immerhin! —
Doch Untreu' ſchändet.

Hartmann.

Seht: und dieſer Mann,
der feiger Weiſe einſt den Herrn verließ,
warf ſich noch jüngſt, von dieſer Burg herab,
den Feinden dieſes gleichen Herrn entgegen:
ein ſchäumender Keiler voller Todesmut.

Dritte Scene.

Ottacker

kommt ungeſtüm wieder hereingeſtürzt:

Der Teufel fahr' in meinen Mund, Herr! aber nun gebt mir Urlaub.

Hartmann.

Wohin willſt du?

Ottacker.

Fort!

Unten im Hofe ſteht ein alter Mann
und, Gott verzeih' mir's, eine alte Vettel . .
zum Teufel! lieber doch ins Mohrenland.

Hartmann,

vom Fenſter in den Hof blickend:

Gottfried! Brigitte! — Pater, meiner Treu,
die beiden Alten ſind's vom Wehrawalde!

Ottacker ab.

Vierte Scene.

Benedikt.

Verſteht Ihr das?

Hartmann.

Nicht ganz. Allein mir iſt,
als hab' es uns nichts Übles zu bedeuten.
Denkt Eures Altars! Alle Zeichen ſprechen,

und dieſes neue hier zu allermeiſt,
daß unſer alter Herr in alter Weiſe
und planvoll wiederum das Steuer führt.
Ein guter Heiliger begann den Tag,
ihm denk' ich mich, nächſt Gott, zu überlaſſen.

Fünfte Scene.

Ein Mönch, die Kapuze vor dem Geſicht mit der Linken zuhaltend, in der Rechten den Pilgerſtab, erſcheint und geht haſtig quer durch den Raum.

Hartmann
erſchrickt und ſtellt den Mönch:

Wo willſt du hin? Wie kamſt du durch die Wachen?
Der Mönch deutet durch Zeichen an, daß er mit ihm allein ſein wolle.
Geht! Nachricht bringt er, ſcheint's, für mich allein.
Benedikt ab.

Hartmann,
das Schwert ziehend:

Jetzt rede!

Der fremde Mönch.

Hartmann!

Hartmann.

Heinrich!!! Gnädiger Gott!

Heinrich und Hartmann liegen einander ſtumm in den Armen.

Heinrich.

— Gott ſprach zu mir: Geh, zeige dich den Prieſtern.

Hartmann.

Geneſen? Und . . .?

Heinrich.

Das Kind? ſchick' in den Wald
und heiß dir das Gemahl ſelbſt Antwort geben.

Hartmann.

Nun — beim lebendigen Gott! — ſo lebt das Kind?

Heinrich.

Meinſt du, ich ſtünde hier, wär' ſie geſtorben?

Hartmann,
feſt:

Nein, Herr.

Heinrich,
ebenſo:

Nein, Hartmann.

Erneuen die Umarmung.

Sich löſend:

Wohl! vorerſt genug! —
Wie mittlerweile alles ſich gefügt
bis hierher, wo ich mit geſunden Füßen
nun wieder trete dieſen alten Stein
und braven Felſen meiner Stammburg . . . ſtill! —

Von allem, was ich weiß, erfuhr, erlebte,
ergründete, erlitt: von allem ſtill
bis auf gelegene Zeit. — O, guter Hartmann . . .!
Geduld! —

Hartmann.

Wißt Ihr, daß Euer Vetter Conrad
zu Aachen, ſchwer verwundet beim Turnier,
darniederliegt?

Heinrich.

Er fiel vom Pferd, ich weiß,
von niemand, als dem eignen Gaul geworfen,
und ſtarb unrühmlich! Ja, die Englein ſchwingen
den Würfelbecher! Still davon, mein Freund,
und zu des Tages dringenden Geſchäften.
Wo iſt der tapfere Pater Benedikt?

Hartmann.

Den Altarſchmuck zu holen im Gewölbe.

Heinrich.

So ſag' ihm, daß er ſich damit beeil',
und plündert mir die Myrten, guter Freund,
im Kreuzgang, ja! — denn ich will Hochzeit halten
heut, ohne Zögern, und der Thorwart ſoll
ein ſchlichtes Kränzlein binden, groß genug
für eines jungen Pachterkindes Haupt.

Hartmann.

Was ſagt Ihr?

Heinrich.

Nichts, Freund, als juſt eben das!
Und ferne ſei mir, was ich feſt beſchloſſen,
vor Menſchen zu verteidigen. Es iſt
ſo, wie es iſt! Und damit ſei's genug.

Als mich der erſte Strahl der Gnade ſtreifte
und eine Heilige zu mir niederſtieg,
ward ich gereinigt: das Gemeine ſtob
aus der verdumpften und verruchten Bruſt,
der mörderiſche Dunſt der kalten Seele
entwich, der Haß, der Rachedurſt, die Wut,
die Angſt — die Raſerei, mich aufzuzwingen
den Menſchen, ſei's auch durch gemeinen Mord,
erſtarb. — Doch ich blieb hilflos! Angeklammert
hing ich betäubt an meiner Mittlerin
und folgte blindlings allen ihren Schritten.
In ihre Aureole eingedrängt . . .
in ihrem Dunſtkreis konnt' ich wieder atmen,
und Schlaf, der mich gemieden hatte, ſchloß,
wenn ſie die Hand mir auf die Stirne legte,
mein Herz vor den Dämonen wieder zu!

Pater Benedikt erſcheint.

Dich ſuch' ich! Dich vor allem, Pater, komm!
Hilf mir! Ich bin geſund! Ich bin geneſen!

Am Ziel — und doch auch, Pater, weit vom Ziel.
Sprich nichts! Sag' nichts! Hör' weiter meine Beichte! —
Da traf der andere Strahl der Gnade mich.

Was ſoll ich ſagen? — An dem neuen Strahl,
der aus des Kindes ſchweren Wimpern zuckte . . .
ſie lebt! ſchau' nicht ſo wachsbleich, alter Mann! —
gebar aufs neue meine Liebe ſich
in die erſtorbene, finſter drohende Welt.
Und in der Flut des lichten Elements
entzündeten die Hügel ſich zur Freude,
die Meere zur Wonne und die Himmelsweiten
zum Glücke wiederum — und mir im Blut
begann ein ſeliges Drängen und ein Gären
erſtandener Kräfte: die erregten ſich
zu einem ſtarken Willen, einer Macht
in mich! faſt fühlbar gen mein Siechtum ſtreitend. —
So rang's in mir! Noch ward ich nicht geſund,
doch fühlt' ich eins: daß ich es mußte werden —
oder mit ihr den gleichen Tod beſtehn.

Ihr Herrn, ſie zog mich bis Salerne fort,
gegen mein Reden, gegen meine Bitten.
Ich wollte ihr Gelübde brechen, und
es überwand mich. — Zwar: das Paradies
des Südens hemmte oftmals ihren Schritt.
Im blumigen Smaragd des Apennins

ſtand ſie wohl ſtarr und von der Pracht betroffen . .
oder am Strand, ſtill: bleich vor Schmerz und Glück —
doch dann . . . In ſolchen Augenblicken ſchien ſie mir
groß! ſchien zum Seraph mir emporgewachſen! . . .
doch, ſagt' ich, dann verſchloß ſie ſich der Welt,
und wie vom Hunger nach dem Tod ergriffen,
zwiefach, zog ſie mich dann gen Süden fort.

Wir ſtunden vor dem Arzt — trotz allem, ja,
wie ich euch ſagte: unten in Salerne.
Er ſprach zu ihr. Er fragte, was ſie wolle? —
Sterben für mich. Er ſtaunte, zeigte ihr
die Meſſer, das Gerät, die Folterbank,
riet zehnmal ab . . . doch alle ſeine Worte
beirrten ſie nicht einen Augenblick:
da ſchloß er ſich mit ihr in ſeine Kammer. — —
Ich aber . . . nun, ich weiß nicht, was geſchah . . .
ich hörte ein Brauſen, Glanz umzuckte mich
und ſchnitt mit Brand und Marter in mein Herze.
Ich ſah nichts! Einer Thüre Splitter flogen,
Blut troff von meinen beiden Fäuſten, und
ich ſchritt — mir ſchien es — mitten durch die Wand! —
Und nun, ihr Männer, lag ſie vor mir, lag,
wie Eva, nackt . . . lag feſt ans Holz gebunden!
Da traf der dritte Strahl der Gnade mich:
das Wunder war vollbracht, ich war geneſen!
Hartmann, gleichwie ein Körper ohne Herz,
ein Golem, eines Zauberers Gebilde —

doch keines Gottes — thönern oder auch
aus Stein ... oder aus Erz, biſt du, ſolange nicht
der reine, grade, ungebrochene Strom
der Gottheit eine Bahn ſich hat gebrochen
in die geheimnisvolle Kapſel, die
das echte Schöpfungs=Wunder uns verſchließt:
dann erſt durchdringt dich Leben. Schrankenlos
dehnt ſich das Himmliſche aus deiner Bruſt,
mit Glanz durchſchlagend deines Kerkers Wände,
erlöſend und auflöſend —: dich! die Welt!
in das urewige Liebes=Element. —
Geh, leite ſie herauf.

Hartmann ab.

Pater, ſie iſt
hier. Doch du wirſt das Mägdlein nicht mehr finden,
wie du's gekannt haſt. Noch in jener Stunde,
da ich ſie losband von des Meiſters Tiſch
und mir das zitternde Geſchenk des Himmels
davontrug, brach ſie in ſich ſelbſt zuſammen.
Erſt lag ſie da, in Fiebern, wochenlang,
und als ſie ſich erhob vom Krankenbette,
war ſie verwandelt. Ob die Füße kaum
ſie auch ertrugen, doch beſtieg ſie nicht
den Zelter, den ich ihr zur Reiſe dang.
Mit Gliedern, ſchwer wie Blei, an meiner Seite
mühſelig laufend, ſchien ſie mich zu fliehn
und ſchaudernd nur erträgt ſie meine Nähe.

Benedikt.

Wo iſt ſie? Bringt mich zu ihr. Herr, vergebt:
mir iſt die Zunge ſchwer in dieſer Stunde
der Dankbarkeit. Sie kommt! Laßt uns allein.

Heinrich zieht ſich in die Kapelle zurück.

Siebente Scene.

Ottegebe wird von Hartmann hereingeführt. Sie erſcheint bleich und übermüdet, iſt barfuß und wie eine Pilgerin gekleidet und geht am Stabe.

Ottegebe,

mit unſäglichem Staunen um ſich blickend:

Wo bin ich, Herr?

Hartmann.

Im Schloß zu Aue!

Ottegebe.

Wo?

Hartmann.

Im Schloß zu Aue!

Ottegebe.

Wo? — in welchem Lande?

Hartmann.

Im Schwarzwald, Herrin, und auf heimiſchem Grund!

Benedikt.

Sieh' mich doch an: willſt du mich nicht mehr kennen?

Ottegebe,

hartnäckig grübelnd:

Verzieh' ein wenig! — ? —

Mit angſtvollem Jubel ſich an ſeine Bruſt werfend:

Pater Benedikt!
Sag' niemand . . niemand, Vater! wer ich bin.
Hilf mir! Sei treu! Sei gut! — Sei mir barmherzig,
daß bodenloſe Scham mich nicht verbrennt.

Benedikt.

Nun . . . nun . . . gemach! Ich will dich wohl verbergen,
wenn anders du nicht wohl geborgen biſt . . .

Ottegebe.

Ja, hier bei dir . . . in deiner ſtillen Klauſe . . .

Benedikt.

Wie?

Ottegebe.

Hier bei dir, geborgen, tief im Wald . . . !

Benedikt.

Komm doch zu Sinnen, wegemüdes Kind!
Du irrſt: die Vögel ſpielen in den Gründen,

und davon ſchallt Gezimmer nur und Saal
im Schloß. Wir ſind hier nicht in meinem Walde

Ottegebe.

Ich kann mich nicht beſinnen, wo wir ſind! —?
Komm tiefer . . . tiefer, Vater, in die Berge!
Hör' mich ... nein! ſpäter. Komm! Nein, noch nicht hier. —
Ich log! Ich bin verdammt! Ich bin verworfen!

Benedikt.

Nein, Jungfrau, gegen dich zeugt deine That.
Du warſt bereit, dein Leben hinzugeben
zur Sühne für des armen Heinrichs Not.
Gott aber that dir, wie dem Iſaak:
er nahm das Opfer liebreich vom Altare!

Ottegebe.

Ich ſtarb — ſtarb auf dem Altar! ward verzehrt
von einem harten, wilden, fremden Feuer,
davon ich loderte im tiefſten Mark.
Ich wollte ſchreien: Hölle, laß mich los! —
Der Laut gerann auf meinen gierigen Lippen.
Stoß' zu, eh' ich verderbe, ſchlechter Arzt!
ächzt' ich. — Umſonſt! Die durſtigen Glieder ſogen
des Feindes Gift ſchon lechzend in ſich ein.
Und eh' die Englein Hoſianna ſangen,
ſtarb mein Verlangen — an des Satans Bruſt!

Benedikt,
ſie während des Nachfolgenden ſtützend und gegen den Thronſeſſel geleitend.

Was ſoll man zu dem allen ſagen? Sieh':
du kennſt mich, weißt, daß auf der weiten Erde
mir nichts ſo nah' am Herzen ruht als du.
Beherzige denn des alten Beichtigers Worte!
Der Arzt, der Meiſter, mag ein Teufel ſein:
doch gerade darum ward der Herr erreget
zur Rettung juſt im letzten Augenblick.
Und ſo lagſt du nicht in des Teufels Arm,
ſondern an deſſen Bruſt, um deſſen Seele
du rangeſt — und der nun um deine rang.

Ottegebe,
in tiefer Erſchöpfung auf den Thronſeſſel ſinkend:

Ich log! ich rang um ſeine Seele nicht!
und darum ſtellte Gott mich an den Pranger.

Sie ſchlägt die Hände vor's Geſicht.

Heinrich,
leiſe aus der Kapelle, kniet vor ihr nieder:

Blick' um dich! zittere nicht! Du biſt die Taube
im Käfig nicht — ich bin die Schlange nicht,
daß du vor meinem Blicke brauchteſt beben.
Doch biſt du mein: des Mannes, der ich bin:
der dein iſt. Kein Verſucher bin ich, nein!
bin ein Verſuchter — bin, wie du, verſucht.

Und ob du freier ſchon von Schlacken biſt,
ſo hat auch mich das Feuer ſo geadelt,
daß ich, als Ring geläuterten Metalls,
den Demant reinen Waſſers weiß zu faſſen,
der deine unbefleckte Seele iſt.

Und alſo, klein Gemahl, ſag' mir ein Wort,
ganz leiſe nur, auf meine leiſe Frage;
dann magſt du von den überſchweren Mühn
des langen Morgens, der ſich uns nun endet
in einen klaren Tag, dich ausruhn. Wollteſt du
mir nicht mein Leben wiederſchenken und
deins dafür geben? Gieb mir deines denn:
es iſt, es war von Ewigkeiten mein!
Du meine todgetreue Dienerin:
laß mein Gebot dich heute wiederum,
zum allerletzten Mal, gehorſam finden —
es lautet: ſei fortan mir Herrin! — ſei
mein Weib!

Ottegebe

hat die Augen weit und verzückt aufgethan und hernach, wie von einer ungeheuren Lichterſcheinung betäubt, langſam zugeſchloſſen.

Benedikt.

Sie iſt im Sturm des Lichts entſchlafen,
und doch hat ſie die Glorie noch geſehn.

Heinrich,

aufſpringend, mit Entſchloſſenheit:

Irdiſche Hochzeit oder ewiger Tod!!!

Neunte Scene.

Ottacker iſt in die Thür getreten. Er erkennt Heinrich, thut einige Schritte auf ihn zu und bricht vor ihm zuſammen.

Heinrich.

Ottacker! Du getreuer Ungetreuer!
ſteh' auf, uns allen ſoll vergeben ſein.
Du rangſt! Dein Ringen hab' ich wohl erkannt.
Die Ringenden ſind die Lebendigen, und
die in der Irre raſtlos ſtreben ſind
auf gutem Weg. Und nun zum Zeichen, Freund,
daß ich der Deine bin, wie ehemals,
ſollſt du, indes ich mich in Purpur kleide,
Gralswächter mir an meinem Throne ſein.

Er und Hartmann ab.

Zehnte Scene.

Benedikt.

Ruh'! ruh'!

Ottacker,

zur Seite des Throns aufgepflanzt.

Und ſchliefe ſie hier tauſend Jahr',
Mönchlein, und wich' ich je von dieſer Stelle:
ſei's auch, es überwände mich der Tod,
ſo ſtoßt mich in die ewige Verdammnis!

Elfte Scene.

Der Pater iſt in die Kapelle gegangen, wo man ihn am Altar hantieren ſieht. — Nun füllt ſich der Saal nach und nach mit Rittern, geharniſchten und ungeharniſchten.

Erſter Ritter.

Wie?

Zweiter Ritter.

Dort!

Erſter Ritter.

Wo, Ritter?

Zweiter Ritter.

Auf dem Throne dort.

Ottacker.

Leiſe, ihr Herren!

Erſter Ritter.

Was iſt's mit dieſem Bilde?

Dritter Ritter.

Ihr Herren, es iſt dieſelbe, meiner Treu,
die ich vom Pallasfenſter aus noch eben
ſah, unten am Mauerbörnlein vor dem Thor,
ſich neigen und aus hohlen Händen trinken.

Erſter Ritter.

Iſt es Frau Aventiure?

Ottacker.

Herr, ſeid ſtill!
Heilig iſt einer Heiligen Schlummer, und
ſie iſt zudem noch unſre Herrin.

Vierter Ritter.

Wie?

Allgemeines herzliches Lachen der Ritter.

Fünfter Ritter.

Was ſagt der Querkopf und Geſpenſterſeher?
'ſ iſt ein landfahrend Mägdlein, weiter nichts.

Ottacker.

Daß Euch die Maden! Daß die Augen Euch
verglaſen, Herr . . .
Sie lebt! Gottlob, ſie lebt!

Erſter Ritter.

Ei, freilich lebt ſie. Sie bewegt die Lippen.

Ottegebe.

Solch einen Sturm von Liedern hört ich nie . . .

Zweiter Ritter.

Sie träumt.

Ottegebe.

Ach, Vater, kannſt du das nicht hören?

Erſter Ritter.

Was ſpricht ſie?

Ottegebe.

Mutter, Mutter! ſiehſt du nicht . . .?

Erſter Ritter.

Was will ſie?

Ottegebe.

Eine Krone ſenkt ſich nieder . .
ach, viele, viele Hände tragen ſie!

Dritter Ritter.

Mägdlein, wer biſt du?

Ottegebe,
im Schlaf:

Eure Herrin nun!

Erſter Ritter.

Mein liebes Kind, wer du auch ſein magſt immer:
vor deinem Liebreiz beug' ich gern mein Knie.
Doch unſer armer Graf von Aue iſt
fern in die Welt verſprengt und unbeweibt.

Staunen und ſteigende Erregung unter den Rittern.

Benedikt,
aus der Kapelle wieder eintretend, geheimnisvoll:

Still! Friede, ihr Herren! Hört: dies Wunder iſt
von einer ſolchen Hand hierher geleitet,

der Menſchenwille nicht kann widerſtehn;
und dieſes Thrones Baldachin hat nie
ein Weib von reinerem Adel überſchattet.
Beugt euch! Sie iſt die Herrin, muß es ſein.
Und der verſchollne Fürſt, Heinrich von Aue,
iſt kein Verſchollner mehr, weilt unter uns
und wird, geſund und bis ins Mark geneſen,
bald dieſes Saales ſtolzer Pfeiler ſein.

Zwölfte Scene.

Die Ritter brechen in ein ungeheures Jubelgeſchrei aus: Heil! Heil! Heil! Heil! Denn Heinrich, mit Purpurmantel und Schwert angethan, unter Vorantritt von drei Pagen, von denen der erſte auf einem Kiſſen zwei Kronen trägt, iſt an der Seite Hartmanns eingetreten.

Heinrich.

Habt Dank! Ich grüß' euch aus erneuter Seele
mit alter Liebe! — Unter dieſem Kleide
aus Purpur berg' ich Narben. Narben ſind
koſtbarer als der Purpur! Ja, ich griff
die Wahrheit tauſendfach, und was ich packte,
ſchnitt Runen mir ins Fleiſch. Was unten gärt
an Ängſten, giftigen Krämpfen, blutigem Schaum:
ich kenn's. — Ich ſah!! — Ich wälzte ſelber mich
verzweifelt in den Bulgen der Verdammten,
bis daß die Liebe, die uns alle ſucht,
mich fand.

Zu Ottegebe gewandt:

Sankt Ottegebe, Taube ſonder Gallen! —
Tretet zurück! — Wach' auf, Gemahl! — Gebt mir
die Krone, Knaben!

Er nimmt eine Krone und hält ſie über Ottegebes Haupt:

Dieſe Jungfrau war
mein Mittler — wahrhaft! Ohne Mittler kann
Gott nicht erlöſen. Sei euch dies genug.

Er krönt ſie:

Und ſomit frag' ich euch . . . Im Schlummer krönt
Gott ſeine Auserwählten! — wollt ihr ſie
als eure Herrin ehren, mehr wie mich,
und unter ihrem milden Scepter ſtehn? —
und wollt ihr uns die Hochzeitsglocken läuten?

Hartmann.

Herr! Herr! Was ſagt Ihr? Nicht die Glocken nur,
wir wollen an die erzenen Schilde ſchlagen,
und dieſes alten Schloſſes Fenſter ſollen,
wie Munde, Freude über die Thäler ſchrein!

Erneutes, mächtiges Jubelgeſchrei der Ritter.

Heinrich,

flüchtig verfinſtert:

Still, kein Tumult! Nicht dieſe grelle Luſt,
die nur betäubt, nicht weckt . . . die mehr ein Feſt
entweiht, ja, ſeine Seele niederſchlägt. Feigheit

horcht nach dem wilden Schall der ſchmetternden
Trompeten. Doch wir ſind nicht feig: wir ſind
Männer und Wiſſende allezeit. — Es iſt
ein ſtolzes Ding, die Luſt verſtehn und Herr
der Freude ſein! Des Abgrunds Tiefen ruhn
unter des Schiffes Kiel, auf dem wir gleiten,
und iſt ein Taucher dort hinabgetaucht
und heil zurückgekehrt zur Oberfläche,
ſo iſt ſein Lachen, wenn er wieder lacht,
Laſten von Golde wert.

Ottegebe
erwacht:
Was iſt mit mir?

Benedikt.
Füge dich! Beuge dich!

Heinrich.
Nein! ſtatt dich zu beugen,
richte dich ſtolz auf! Hebe dich empor.

Ottegebe
erhebt ſich in zitternder Seligkeit:
Wie du befiehlſt, Herr!

Heinrich,
zu Benedikt:
Thue nun dein Werk!

Pater Benedikt wechſelt die Ringe. Dabei beginnen die Glocken leiſe zu tönen.

Ottegebe.

Ach, du haſt viel gelitten, armer Heinrich.

Heinrich.

Du mehr, als ich! Doch davon ſtill, Gemahl.
Es ſteht im heiligen Koran geſchrieben:
daß nach dem Schweren auch das Leichte kommt!

Ottegebe.

Geſchehe, was du willſt.

Benedikt.

Es iſt geſchehen!

Heinrich zieht Ottegebe an ſich, und ſie finden ſich in einem langen Kuß.

Ottegebe.

Heinrich! — Nun ſterb' ich doch den ſüßen Tod! —

Heinrich,

ſich die zweite Krone aufſetzend:

Und ſo ergreif' ich wiederum Beſitz
von meinem Grund. Geſtorben! Auferſtanden!
Die zween Schläge ſchlägt der Glockenſchwengel
der Ewigkeit. Los bin ich von dem Bann!
Laßt meine Falken, meine Adler wieder ſteigen!

Von Gerhart Hauptmann erſchienen im gleichen Verlage:

Bahnwärter Thiel. Der Apoſtel. Novelliſtiſche Studien. 6. Auflage.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 9. Auflage.

Das Friedensfeſt. Eine Familienkataſtrophe. 5. Auflage.

Einſame Menſchen. Drama. 16. Auflage.

De Waber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Originalausgabe. 2. Auflage.

Die Weber. Schauſpiel aus den 40er Jahren. Übertragung. 29.—30. Auflage.

College Crampton. Komödie. 6. Auflage.

Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 10. Auflage.

Hannele. Eine Traumdichtung. Illuſtriert (vergriffen).

Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. 12. Auflage.

Florian Geyer. 6. Auflage.

Die verſunkene Glocke. Ein deutſches Märchendrama. 55.—56. Auflage.

Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Originalausgabe. 16. Auflage.

Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. Übertragung. 12. Auflage.

Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf. 5.—10. Auflage.

Michael Kramer. Drama. 9.—10. Auflage.

Der rote Hahn. Tragikomödie. 3.—8. Auflage.

Der arme Heinrich. Eine deutſche Sage. 1.—9. Auflage.

Herroſé & Ziemſen, Wittenberg 1902

DER NEUE V
MÜNCHEN.

Elga

von

Gerhart Hauptmann

MÜNCHEN

S. Fiſcher, Verlag, Berlin
1905

Den nachfolgenden Szenen, die im Jahre 1896 geſchrieben ſind,
liegt eine Novelle Grillparzers zu Grunde

NEUE

Erſte Szene

Ernſter, hoher Raum in einem Kloſter, in einer Wandvertiefung ein altertümliches Bett hinter dunklen Vorhangen. Es iſt auch ein großer Kamin da. Das hohe Fenſter ſteht offen. Abenddämmerung. Ein Ritter, wie er vom Pferde geſtiegen iſt, und ſein Diener, der Mäntel, Reiſedecken und Zaumzeug hereinträgt.

Der Ritter: Ich dachte ſchon, wir würden heute im Freien nächtigen müſſen. So haben wir es ja noch gut genug getroffen.

Der Diener: Ja, Herr.

Der Ritter: Das Zimmer iſt klein, aber das Bett ſcheint gut. Sogar einen Kamin haben wir.

Der Diener: Der Knecht, der mir die Pferde abnahm und ins Dorf führte, hat ſich, als er mir die Sättel hier herein tragen half, vielmals bekreuzt. Der Dummkopf meinte, daß es in dieſem Gemache manchmal nicht recht geheuer ſei.

Der Ritter: Ha, ha! Fürchteſt du dich? Uebrigens für den Notfall: es gibt Geſpenſter von Fleiſch und Blut, lege mir die Piſtolen neben das Bett. — Es iſt übrigens ein recht ſeltſames Bett, muß man ſagen.

Der Diener: Ja, recht ſeltſam.

Der Ritter: Am Ende ſieht es vielmehr einem Sarge ähnlich, als einem Bett. Schlage die Vorhänge lieber zurück! Viel lieber mag mir der Mond mitten hinein ſcheinen ins Geſicht, als daß ich hinter dieſen kohlſchwarzen Tüchern erſticke. — Langt unſer Wein noch?

Der Diener: Morgen ſind wir in Warſchau. Bis dahin langt er gewiß. In Warſchau müſſen wir neuen kaufen.

Der Ritter: Es ſcheint mir ein altes Turmgemach, Peter, die Wände ſind rund.

Der Diener: Ja, Herr! So ſagte der Knecht. Und er ſagte noch dieſes, Herr: der alte Turm ſei lange vor dem Kloſter geweſen und das Kloſter ſei an ihn und um ihn herum gebaut.

Der Ritter, einen frugalen Imbiß beiſeite ſchiebend: Räume weg, ich habe genug. Nur den Becher laß ſtehen und die Kanne. — Jetzt lege dich ſchlafen, Peter, und morgen vor Sonnenaufgang weckſt du mich. — O, heilige Maria: ich wünſchte, wir wären wieder daheim! — Gute Nacht.

Der Diener hat ſich entfernt. Mit aufgeſtütztem Ellenbogen ſitzt der Ritter am runden Tiſch. Immer klarer und heller dringt Mondlicht ſchräg durch das Fenſter herein. Da erſcheint ein Mönch in der Tür, eine Laſt Reiſig tragend.

Der Mönch, mit leiſer Stimme: Verzeiht! — Er begibt ſich an den Kamin, legt die Bürde ab und beginnt alsdann Scheite und Reiſig für das Feuer zurecht zu ſchichten.

Der Ritter: Wer kommt noch ſo ſpät? Ach, Ihr ſeid es, ehrwürdiger Vater.

Der Mönch, ſanft verbeſſernd: Bruder.

Der Ritter: Ehrwürdiger Bruder dann. Du ſiehſt, ehrwürdiger Bruder, ich bedarf deines Feuers nicht, ich habe das Fenſter geöffnet und freue mich der milden, mondhellen Nacht. Es tut nicht not.

Der Mönch: Die Nächte ſind kühl hier herum.

Der Ritter: Was ſagſt du, Bruder?

Der Mönch antwortet nicht.

Der Ritter ſchüttelt befremdet den Kopf.

Der Mönch iſt aufgeſtanden und will ſich entfernen.

Der Ritter: Ehrwürdiger Bruder, ich bitte euch, gebet mir Auskunft, eh ihr geht: ich denke, ich bin in der Woiwodſchaft Sendomir?

Der Mönch: Ja. —

Der Ritter: Es iſt ein geſegnetes Land. Ueberall herrliche Wälder, Hügel und Schluchten. Alles voll Blüten. Fruchtbare Aecker. Hier möcht' ich wohl leben und meine Hütte bauen, wofern ich ein Kind dieſes Landes wäre! — Du frierſt, lieber Bruder?!

Der Mönch: Nein. — Gute Nacht.

Der Ritter: Bleib und trink Wein! Es iſt ein feuriger ſpaniſcher Wein: er wärmt. Ich bitte dich, trink!

Der Mönch ſchüttelt ablehnend den Kopf.

Der Ritter: Ich bitte dich, trink! Du ſollſt aus dem Becher meiner Geliebten trinken. Aus purem Gold ſollſt du trinken! Ich bitte dich, tu mir Beſcheid.

Der Mönch: Bruder, ich darf dich nicht kränken. Er ſetzt die Lippen an den Becher. Ich danke dir — und nun gute Nacht.

Der Ritter: Bleib, du gefällſt mir, Bruder! Noch auf ein Wort: Ein Fremder bin ich, unkundig der Landsart. Sage mir doch, wer hat Euer herrliches Kloſter erbaut?

Der Mönch blickt düſter in das Auge des Ritters: Was fragſt du mich?

Der Ritter: Ei, Bruder, nur weil ich denke, daß du es weißt.

Der Mönch: Du weißt es ſelbſt.

Der Ritter: Wie würde ich fragen, wenn ich es wüßte?

Der Mönch: Es trifft ſich zuweilen, daß es geſchieht.

Der Ritter: Du biſt ein ſeltſamer Heiliger, Bruder, wahrlich. Wer hat das Kloſter gegründet? ſage mir doch! Es iſt übergenug guten Weins im Krug, komm, trink: wir wollen des edlen, gottſeligen Mannes Geſundheit trinken, der es gegründet hat.

Der Mönch: Ich dank' Euch, Herr.

Der Ritter: Sieh, Bruder, ich trinke des Mannes Geſundheit. Warum? Kloſter zu gründen gehet mir übrigens ganz wider meine Art. Es gehet mir wider Ritter-, Reiter- und Kriegsmannsgemüt. Aber ich ſitze hier gut! Ich ſitze hier herrlich gut! Ein herrlicher Platz! Der Mann ſei geſegnet, dem ich die göttliche Stunde verdanke.

Der Mönch: Biſt du ein Deutſcher, Herr?

Der Ritter: Du haſt es geraten.

Der Mönch: Du haſt einen fröhlichen Geiſt, lieber Herr, den erhalte dir Gott.

Der Ritter: Bruder, es war nicht immer ſo. Komm, rücke den Stuhl ein wenig näher und ſetze dich. Sieh, es gab eine Zeit, wo Sauerſehen mein täglich Brot war. Ich konnte das Maul kaum zum Lachen verziehen. — Da, ſiehe das Bild. Er weiſt ihm ein Miniaturbildchen, das er an einem Kettchen auf der Bruſt trägt.

Der Mönch, erblaſſend: Iſt es dein Weib?

Der Ritter: Es iſt mein Weib und, Bruder, hier mein Kind.

Der Mönch: Ein ſchönes Weib!

Der Ritter: Ja, Bruder. Und hier: ein ſchönes Kind.

Der Mönch: So ſieh dich vor ...

Der Ritter: Was meinſt du, Mönch?

Der Mönch: Daß du nicht doch dereinſt noch ein Kloſter gründeſt zuguterletzt.

Der Ritter: Was willſt du damit?

Der Mönch: Es baue niemand ſein Glück auf Weib und Kind — —!

Der Ritter: — — Nun, Bruder, wir verſtehen uns nicht. Du biſt ein Mönch, nun gut; ich bin es nicht. Wahrhaftig in Gott, ich bin kein Mönch! Du lebſt dem Himmel, ich lebe der Erde. Und ſiehe, die Erde iſt himmliſch ſchön! Hart iſt das Eiſen, grimmig und kalt. Weicher wie Blätter der Roſe das Weib und duftig und heiß! Beides lieb ich, beides halt ich im Arm! Du aber, du haſt das Kreuz!

Der Mönch, wie im Fieber bebend, flüſternd: Ich habe das Kreuz!

Der Ritter: Bruder, du zitterſt. Biſt du krank?

Der Mönch: Nein! — Tritt hierher! — Siehſt du dort — im Nebel ... ſiehſt du ...?

Der Ritter: Trümmer. Gebrochene Mauern. Wem gehörte das Schloß?

Der Mönch: Dem Grafen Starſchenski. Und was du ſiehſt, all das geſegnete Land gehörte dem Grafen Starſchenski.

Der Ritter: Was iſt's damit?

Der Mönch: Du reiteſt nach Warſchau, ſo frage Johann Sobieski nach ihm. Er hatte, wie du, das Schwert und das Weib im Arm, und dennoch nahm er am Ende das Kreuz allein. — Gute Nacht.

Man hört dumpfen Chorgeſang.

Der Ritter: Wollt ihr ſchon fort?

Der Mönch: Freilich. Zur Meſſe! — Zur Totenmeſſe. Er verſchwindet.

Während des Geſanges wirft ſich der Ritter müde aufs Bett, ſo wie es iſt. Es wird dunkler, ſo wie ſein Bewußtſein erliſcht, und hellt ſich wieder auf in die Gebilde eines Traumes, darein ſich ihm und den Zuſchauenden alles verwandelt.

Zweite Szene

Ein ſchöner, hoher, freundlicher Saal bei vollem Sonnenlicht. Starſchenski in reicher Kleidung, ſein noch nicht zweijähriges Töchterchen auf dem Arm. Marina, ſeine Mutter, eine ehrwürdige alte Frau, ſitzt mit Handarbeit beſchäftigt in einer Fenſterniſche. Die Amme.

Starſchenski: Mutter.

Marina: Nun?

Starſchenski: Ich bin glücklich!

Marina: Wohl mir, ſo bin ich's auch.

Starſchenski: Soll ich nicht glücklich ſein? Wer ſoll glücklich ſein, Mutter! — Elga!

Die Amme: Elga, höre, der Vater ruft. Wenn der Vater ruft, mußt du hören, Elga.

Starſchenski: Laß ſie doch, Amme. Unterbrich ſie nicht in ihrem höchſt wichtigen Tun. Ich ſehe ſie ja. Und wenn ich mit der Hand über ihr blauſchwarz glänzendes Haar ſtreichen will — er tut es — hat ſie's gern und läßt es geduldig zu. Nicht, Elga?

Klein Elga: Atti, Atti!

Die Amme: Atti ſpricht ſie: das ſoll Vater heißen.

Starſchenski: Vater, ſagſt du? Komm, Tochter, komm! Mein biſt du. Ja! Meine Tochter biſt du! Wo iſt deine Mutter?

Die Amme: Die Herrin kleidet ſich an für das Mittagsmahl.

Starſchenski: Sie ſchmückt ſich für mich, Mutter. Er übergibt Klein Elga der Amme. Da, Amme, nimm ſie! Halt einmal, Amme!

Klein Elga bei der Amme: Atti, Atti.

Starſchenski: War es nicht gut, daß man ſie Elga hieß, nach der Mutter? Hat ſie nicht ganz dasſelbe Haar? Schwarzes Haar und blaue Augen. — Geh, Amme!

Die Amme entfernt ſich mit dem Kinde.

Starſchenski, nach einigem Stillſchweigen: Mutter!

Marina: Mein Sohn?

Starſchenski: Ich bin glücklich!

Marina: So bin ich's auch.

Starſchenski: Haſt du jemals gedacht... ich meine früher, als ich noch einſam lebte mit dir ... als ich noch einſam und menſchenſcheu lebte, daß ich jemals könnte ſo glücklich werden?

Marina: Nein. Das hab' ich mir nicht gedacht. So erhalte dir Gott dein Glück.

Starſchenski: Bangſt du?

Marina: Nein. Aber die Zeit ſteht nicht ſtill. Iſt man ohne Glück, ſo hat man nichts, als zu wünſchen. Wünſchen und Hoffen tut wohl. Iſt man glücklich, ſo hat man viel eher zu fürchten.

Starſchenski: Mutterchen, Mutterchen, es liegt uns im Blut! Sinnieren, grübeln, ſorgen und bangen liegt uns im Blut. Und ſiehſt du, ihr Blut iſt leicht: deshalb lieb ich ſie ſo! — Ach, Mutterchen, halte doch deine Augen nicht immer ſo feſt auf den Stickrahmen geheftet! Blick um dich, blick auf! Draußen iſt Frühling! Wir wollen Kriſtallkelche mit Roſen auf die Tafel ſtellen und den älteſten Wein aus dem Keller — und Elga wird bei uns ſein.

Marina, bewegt: Ja, du liebſt ſie, du liebſt ſie, mein Sohn!

Starſchenski: Ich liebe ſie, Mutter; das ſage du nur. Aber du weißt doch nicht, was du ſagſt, wenn du dein Wort ſagſt. Zwanzig Jahre im Kerker, lichtlos, widerwillig ſchimmliges Brot nagend. Mehr war mir die Welt nicht, ich weiß nicht, warum. Ich konnte die andern nicht begreifen, wenn ſie von Blumen ſprachen, von grünen Wäldern und goldenen Saaten, wenn ſie einen Jubel hörten aus dem Geſang der Vögel, aus dem Blau des Himmels ein Lachen. Ich fühlte nur Knechtſchaft und Frohn. Jetzt bin ich ſehend und frei! Sehend und frei hat ſie mich gemacht.

Elga tritt ſchnell ein.

Elga: Starſchenski!

Starſchenski: Elga?

Elga: Heut müſſen wir zu Pferde und jagen. —

Starſchenski: Jagen wir. Aber nicht über die jungen Saaten.

Elga: Ueber Saaten, Hecken, Zäune und Gräben ... Schau! — *Ein Schmetterling hat ſich an ihrer Bruſt niedergelaſſen.*

Starſchenski: Der Frühling flattert an deiner Bruſt.

Elga: Ein Schmetterling.

Starſchenski *nimmt und zerdrückt den Schmetterling.*

Elga: Was tuſt du?

Starſchenski: Nichts: mein iſt der Platz!

Elga: Narr.

Starſchenski: Elga!

Sie umarmen und küſſen ſich.

Marina, aufblickend: Küßt ihr euch wieder?

Starſchenski: Ja, Mutter, wir küſſen uns. — Haſt du mich lieb, Elga?

Elga: Heut: ja!

Starſchenski: Wirſt du mich immer lieb behalten?

Elga: Immer? Immer? Einſt werd' ich Staub ſein! — Aber heut leb' ich. — Laß mich.

Starſchenski: Bleib! Einen Augenblick noch: bleib. — O, ihr Augen!

Elga: Du drückſt mich.

Starſchenski: O, weh! Liebe Hand!

Elga: Laß! —

Starſchenski: Deine Brüder kommen, weißt du das ſchon?

Elga: Griſchka und Dimitri?

Starſchenski: Beide!

Elga: Warum? Was wollen ſie?

Starſchenski: Sorge dich nicht darum.

Elga: Ich ſorge mich nicht. Aber ich will nicht, daß ſie immer kommen und Geld von dir nehmen.

Starſchenski: Vielleicht wollen ſie diesmal kein Geld.

Elga: Und wenn ſie es wollen: ſie ſollen von dir keinen Heller erhalten! Verſprich mir das.

Starſchenski: — Ich wollte dir dies und noch mehr verſprechen, wenn es nur nicht deine Brüder wären.

Elga: Mutter, hilf mir! Verſprich mir das!

Marina: Du ſollteſt, mein Sohn, nicht ihrer Verſchwendung Vorſchub tun. Aber du, meine Tochter: es ſind deine Brüder!

Elga: Ihr verderbt mir den Tag.

Starſchenski: Ich will alles tun.

Elga: Und nicht einen Heller!

Starſchenski: Nein! Aber ſei fröhlich! Sei fröhlich, wenn wir mit deinen Brüdern bei Tafel ſitzen. Wir wollen ſchmauſen. Wir wollen von den jungen Pfirſichblüten in unſern Wein tun und Gott für das Leben danken.

Marina: Danket Gott anders, liebe Kinder, danket Gott nicht auf dieſe Art.

Starſchenski: Auf dieſe Art, Mutter, auf keine andere! Wenn der Wein ſchäumt und Elga lacht, ſo gibt es weder im Himmel noch auf Erden ſonſt noch ein Paradies.

Marina: Sündige nicht!

Starſchenski: Mutter, Elga im Arme haltend ... das und ſündigen? Lobt ſich nicht Gott durch ſie? Verklärt ſich nicht Gott in ihr? Uebertrifft ſich nicht Gottes unerfaßliche Bildnerkraft in dieſem Geſchöpf? Weißt du mir eine Frucht zu nennen an irgend einem Baume des ſchaffenden Gärtners nur halb ſo herrlich, ſchwellend, ſüß und göttlich, wie dieſe iſt? Bete ich nicht den Schöpfer an in ihr? Genieße ich nicht Gott ſelber in ihr? Wer bin ich, daß er dich mir geſchenkt?!

Elga: So wahre mich wohl!

Starſchenski, nach kurzem Nachdenken, mit tiefer Feſtigkeit: Ich will's —!

Dimitri und Griſchka treten ein mit Lebhaftigkeit.

Dimitri: Da ſind wir.

Starſchenski: Dimitri und Griſchka! Willkommen beide.

Griſchka, die Hand Marinas küſſend: Gott beſchütze Euch, gnädigſte Frau.

Elga: Hat man euch auf dem Hofe geſehen?

Dimitri, nachdem auch er Marina die Hand geküßt: Nein. Wir ſind durch den Garten gekommen, durch das Mauerpförtchen bei dem alten Wartturm.

Starſchenski: Wo habt ihr die Pferde?

Griſchka: Der alte Timoska, der Verwalter, ſchlich dort herum: der hat ſie uns abgenommen.

Elga: Was ſucht der Timoska bei dem alten Wartturm?

Starſchenski: Weiß nicht.

Griſchka: Als wir erſchienen, erſchrack er.

Marina: Er iſt nicht furchtſam für ſich. Er iſt nur beſorgt für ſeinen Herrn. Er hat euch, ich weiß es, im Verdacht, daß ihr mit dem unzufriedenen Teile des Adels konſpiriert wider Johann Sobieski, unſern König. Er ſelber hat unter Sobieski gedient: und dieſer, meint er vielleicht, könne am Ende ſogar noch auf ſeinen Herrn ein Mißtrauen werfen.

Starſchenski: Er iſt nur unnütz beſorgt um mich, ſeinen Herrn. Er iſt alt und treu.

Griſchka, lachend: Und grob!

Elga: Wer ſagt, daß er treu iſt? Aber legt ab, liebe Brüder. — Was macht der Vetter?

Dimitri: Oginski iſt wohl.

Griſchka: Er iſt wohler als wir. Er hält mit dem Wenigen Haus, das unſer Vater für ihn als Vormund zurückiegte. Er hält ſich verſteckt, allein er führt ſonſt ein gutes Leben.

Starſchenski: Das freut mich. Ihr habt mit anderen Genoſſen von Adel konſpiriert: aus Leidenſchaft und freiem Entſchluß. Oginski iſt grundlos verwickelt in euren Widerſtand und iſt überdies kein Held.

Griſchka: Nein.

Marina: Er glaubte, er müſſe tun wie ihr, weil ihr ſeine Freunde und Vorbilder waret.

Dimitri: Ja.

Starſchenski: Ich freue mich, wenn es ihm ſtill und wohl ergeht, gemäß ſeiner Art. Möge er doch einmal bei Nacht aufſitzen und uns beſuchen.

Dimitri: Er iſt zu ſcheu.

Starſchenski: So ſage ihm, daß ich ihn bitte. Man muß ihn aufrütteln.

Marina, bitter: Ja, das muß man. Als ich ihn ſah, drückte er ſich immer an den Wänden herum.

Elga: Er iſt ein Weib! Ich mag ihn nicht hier haben.

Starſchenski: Du biſt zu hart. Er hat ein weiches Gemüt, das vielleicht reicher als unſeres iſt. Er mag nur kommen und ſeine Füße wärmen an meinem Herd.

Dimitri: Unſer Vater hat ihn oft allzu übel behandelt.

Griſchka: Und meiſt verächtlich.

Elga, hart: Das ſagt ihr. Der Vater hat ihn gerecht behandelt!

Marina: Komm, Elga, führe mich.

Elga, herzlich, dienſtwillig: Ei, Mütterchen, bis ans Ende der Welt.

Marina, von Elga geſtützt, entfernt ſich mit ihr.

Starſchenski: Wein! — Ihr ſeid durſtig.

Dimitri: Drei Stunden auf dem Gaul und wie geritten!

Starſchenski: Wild, wie ihr lebt.

Griſchka: Es lohnt nicht, das Leben zahm und langſam zu leben.

Starſchenski: Es lohnt!

Dimitri: Das ſagſt du! Mir lohnt es nicht.

Griſchka: Mir auch nicht.

Dimitri: Es kommt mir vor, als liefen wir alle herum mit einem abgebrochenen Speer im Rücken.

Griſchka: Ja. Von Taumel zu Taumel

vorwärts, von Rauſch zu Rauſch, damit man ihn nicht fühlt.

Starſchenski: Ihr ſeid arm.

Dimitri: Du nicht?

Starſchenski: Nein.

Dimitri: Du fühlſt die vergiftete Wunde, darin der Spieß ſteckt, nicht?

Der Diener hat Karaffen mit Wein gebracht, Gläſer hingeſtellt und eingegoſſen.

Starſchenski erhebt ſein Glas: Trinkt! — Du ſagſt es: ich fühle ſie nicht. Ich habe gedacht wie ihr, und wo ihr den Taumel ſucht, ſuchte ich den Tod. Ich habe ihn in Sobieskis Schlachten geſucht — und mich in der Stille vergraben, wie Vetter Oginski. Ich war ein Narr. Ich fühle den Spieß und die bohrende Wunde nicht. Stößt an. Es gibt Glück!

Griſchka: Wenn du meinſt?

Starſchenski: Ja, es gibt Glück.

Dimitri: Wo?

Starſchenski: Setzt euch: im Weibe iſt Glück.

Dimitri und Griſchka lachen laut auf.

Starſchenski: Ihr lacht? Warum lacht ihr?

Dimitri: Weil du das ſagſt.

Starſchenski: Wißt ihr es anders?

Griſchka, lachend: Ich denke wohl. Was mich betrifft, mir ſind alle Weiber ſchal geworden.

Starſchenski: Alle?

Dimitri: Alle, wie ich ſie nacheinander genoß.

Starſchenski: Vielleicht. — Alle ſind ſchal, außer einer.

Dimitri: Ei! Die wäre?

Starſchenski: Sie!

Griſchka, nach kurzem Stillſchweigen: Schwager, du biſt ein Wunder von Mann! Nach bald drei Jahren der Ehe ſprichſt du ſo.

Starſchenski: Ja, ſo ſpreche ich immer noch.

Dimitri: Und nichts von Ueberdruß?

Starſchenski: Nichts davon! Hört mir zu: Als ich vor vier Jahren in jener Regennacht durch die Straßen von Warſchau ging und ſie zuerſt vor mir auftauchte ...

Dimitri: Eine ſchlimme Zeit für Vater und Schweſter

Griſchka: Eine böſe Zeit.

Starſchenski: Für beide böſe, doch nicht für mich.

Griſchka: Verflucht die Meute, die meinen Vater ins Elend [illegible].

Dimitri: Verd[illegible]t die Knechte und feigen Schergen, die Vater und Schweſter zu Bettlern machten.

Starſchenski: Ja, elend war ſie, einer Bettlerin ſah ſie gleich, wie ſie mir nachlief und Hilfe erflehte . . . doch nichts davon! — Sobald ich mit ihr in die Kammer trat . . .

Dimitri: Jawohl: wo unſer zum Tode erkrankter, armer Vater, ins Stroh gewühlt, den Kopf auf einen Sattel gebettet, doch als ein Held ſein Ende erwartete.

Starſchenski: Ich ſah nur ſie! Die Kerze flackerte auf, doch ich ſah nur ſie! — Und ſeit der Stunde, in jeder wachen Minute langer Jahre . . . ich ſah nur ſie! *Immer mehr verſonnen.* Sie verſtellt mir das All! Sie iſt mir das All! — Ich ſehe nur ſie!

Dimitri, *nach einigem Zögern, liſtig:* Schwager!

Starſchenski: Sprich! Sage, was du willſt.

Dimitri: Du haſt viel für uns getan.

Starſchenski: Nichts! Es iſt nichts! Was ich für euch tun kann, iſt nichts.

Griſchka: Nein, du haſt viel für uns getan. Die Dankesſchuld iſt zu groß, wir werden ſie niemals abtragen: bitter genug, ſie noch häufen zu müſſen! Indeſſen wir ſtehen im Kampf. Wir ſchlagen uns für Freiheit und Ehre des Standes, dem wir zugehören. Dazu dienen wir auch der Sache des Volks.

Starſchenski: Ich nicht.

Griſchka: Das halte getroſt, wie du willſt. Wir gönnen dir jedes Glück. Wir hingegen ſind unbehauſt. Unſere Feinde geben uns keinen Frieden. Ohne Geld keine noch ſo kurze geſicherte Raſt.

Starſchenski: Fordert, wieviel ihr wollt.

Dimitri: Tauſend Goldgulden.

Starſchenski: Ihr ſollt ſie haben, doch Hand auf den Mund.

Der alte Hausverwalter tritt ein.

Starſchenski: Was willſt du, Timoska?

Der Hausverwalter: Ich ſtöre. So komme ich ein anderes Mal.

Starſchenski: Tritt näher, Timoska. — Verzeiht mir. — Ich habe mich gewöhnen müſſen, das Meine mit Ernſt zu verwalten. Weit über hundert Geſpanne gehen auf meinen

Aeckern. Mehr denn fünfhundert Bauern ſind bei der Arbeit.

Dimitri: Du biſt das Muſter von einem Wirt.

Starſchenski: Berichte mir alſo, Timoska! Seht, er iſt meine rechte Hand. Wir beide wandern tagelang durch meine Felder, Forſten und Meierhöfe.

Griſchka: Das Auge des Herrn macht die Kuh fett.

Dimitri: Und den Knecht mager, jawohl.

Starſchenski: Einerlei. Es tut wohl, einer Pflicht zu genügen. Es ſitzt ſich fröhlicher beim Mahl nach getaner Arbeit. Und Elga wird lachen!

Griſchka: Ja, ſie lacht faſt zu viel. Aber weißt du was, Dimitri, laß uns zu ihr gehen!

Beide verbeugen ſich kurz und gehen.

Starſchenski: Was brummſt du, Alter? Sprich deutlich zu mir.

Der Hausverwalter: Herr, es iſt ärgerlich.

Starſchenski: Was?

Der Hausverwalter: Der blonde Knecht hat die Deichſel des Kutſchwagens zerbrochen.

Starſchenski: Laß eine neue machen. — Iſt es nichts weiter?

Der Hausverwalter: Herr, es iſt ärgerlich.

Starſchenski: Hm! — Noch etwas?

Der Hausverwalter: Ja, Herr, noch etwas.

Starſchenski: Iſt Weizen auf dem Boden umgekommen?

Der Hausverwalter: Nein.

Starſchenski: Ei, muß man dir die Worte mit Zangen herausziehen? — Hat das große Gewitter viel Schaden gemacht?

Der Hausverwalter: Nein.

Starſchenski: Iſt der Marder in den Taubenſchlag gefallen oder was?

Der Hausverwalter: Herr, es iſt ärgerlich. Ich freue mich, daß Ihr nicht mehr mißmutig ſitzet und im Finſtern grübelt. Ich freue mich, daß wir eine liebe Herrin bekommen haben, und daß Ihr ein Töchterchen auf den Knieen wiegt . . .

Starſchenski, ungeduldig: Nun, und was freut dich nicht?

Der Hausverwalter: Daß Ihr Euch mit

Pan Dimitri und Pan Griſchka ſo ſehr einlaßt.

Starſchenski: Seit einem Jahre ſelten genug, ſcheint mir.

Der Hausverwalter: Es kann Euch Gut und Glück koſten —

Starſchenski: Höre, du Graukopf: du biſt alt und treu, deshalb verzeih ich dir. Ich will dir ſogar Rede ſtehen. Was Pan Griſchka und Dimitri tun, das mögen ſie tun. Ich kann ihrer Seelen Hüter nicht ſein. Was mich betrifft: ich bin dem König ergeben und baue mein Land. Jetzt aber ſage, was bringt dich darauf?

Der Hausverwalter: Sie kommen zu oft.

Starſchenski: Wer kommt zu oft?

Der Hausverwalter: Pan Dimitri und Pan Griſchka. — Die Bauern im Dorfe wiſſen es.

Starſchenski: Vor dreiviertel Jahren ſind ſie zum letzten Mal bei mir geweſen.

Der Hausverwalter: Die Bauern wiſſen es anders.

Starſchenski: Dann ſind ſie Dummköpfe!

Der Hausverwalter: — Herr, — ich habe es mit dieſen Augen geſehen . . .

Starſchenski: Was haſt du geſehen?

Der Hausverwalter: Wie der heimliche Bote kommt und geht bei der Nacht.

Starſchenski, erſtaunt und befremdet: Ein heimlicher Bote kommt und geht? Wo kommt er her? Wo geht er hin?

Der Hausverwalter: Durch dasſelbe Pförtchen.

Starſchenski: Hinten im Garten? Am alten Turm?

Der Hausverwalter: Wo Pan Griſchka und Dimitri heute hereintraten.

Starſchenski: Wer hat den Schlüſſel zu Pförtchen und Turm?

Der Hausverwalter: Pani Elga.

Starſchenski: Zum Teufel!! Geh! Was ſchwatzeſt du da —

Der Hausverwalter entfernt ſich nach einer tiefen Verbeugung.

Die Stimme Elgas: Starſchenski, mein Falke, komm!

Starſchenski ſteht geiſtesabweſend.

Elga tritt ein: Hörſt du nicht, warum ich rufe?

Starſchenski, erwachend: Riefſt du mich?

Elga: Wie? Was? Haſt du geträumt?

Starſchenski, mit einem qualvollen Seufzer: Schwer! —

Elga: Schwer haſt du geträumt? Was haſt du geträumt, armer Nachtwandler?

Starſchenski: Küſſe mich!

Elga, unter leidenſchaftlichen Küſſen: Da! da! und da! Willſt du noch mehr?

Starſchenski: Sieh mich an.

Elga: Nun? — Sieht ihm frei und feſt ins Auge. Was iſt's? —

Starſchenski, nachdem er ſie tief und forſchend angeſehen: Nichts!

Elga: Was fehlt dir?

Starſchenski, befreit: Nichts! Es iſt gut! Er küßt ſie auf die Stirn.

Dritte Szene

Der Raum verwandelt ſich in ein Schlafzimmer.

Elga iſt vor ihrem Toilettentiſch beſchäftigt.

Die Amme mit dem ſchlafenden Kind auf dem Arm iſt bei ihr.

Es iſt nachts gegen elf Uhr.

Elga: Geh, Amme, geh mit dem Kinde vorſichtig hinaus. Du ſollſt auch heute Nacht nicht im Zimmer nebenan ſchlafen mit ihr. Dortka wird dir helfen die Wiege ins gelbe Zimmer tragen. Ich bin furchtbar müde und mag die Nacht nicht geſtört ſein.

Die Amme: Ach, Herrin, es iſt unnütz. Ich kenne ſie. Ich weiß es voraus, wenn ſie unruhig ſein will. Sie wird Euch heute die Nacht hindurch ſo ruhig im Bettchen liegen und ſtumm, wie ein Fiſchchen.

Elga: Tu was ich ſage. Einerlei.

Die Amme: Freilich tu ich das. Wofür wäre ich ſonſt eine gehorſame Dienerin? Sie wacht! Komm, kleine Meerkatze, komm. Machſt große Augen. Schau, wie die liebe Mutter ſich ſchmückt. Sternchen auf der Bruſt! Schöne, rote Flimmerſteinchen im Ohr.

Elga, in den Spiegel vertieft: Ei, biſt du immer noch da! Geh! Mach, daß du fortkommſt.

Die Amme entfernt ſich mit dem Kind.

Elga ſingt für ſich:

Ich bin ein wilder Vogel
Und fahre daher.
Ich bin ein weißer Falke,
Ein ſchwanenweißer Sperber!
Ich ſegle unter der Sonne
Und über meinem Schatten:
Tief unter mir mein Schatten,
Mein Schatten zieht mit mir.

Wer iſt denn draußen? Dortka, biſt du es?

Dortka, die Kammerzofe tritt ein.

Dortka: Ja, Herrin.

Elga: Iſt der Graf ausgeritten?

Dortka: Ja, Herrin. Er iſt fort. Ich hörte, wie er zum Verwalter ſagte: ich habe ſo viele Geſchäfte, ich übernachte heute in der Stadt.

Elga: Setzt ſich aufs Pferd, reitet davon, ſagt mir nicht einmal gute Nacht. — Leichtſinnig. Sei's drum.

Dortka: Ich hörte, wie er dem Verwalter Grüße für Euch auftrug.

Elga: Dem Timoska?

Dortka: Ja.

Elga: Auch ein Liebesbote.

Dortka: Aber ein wackeliger.

Elga: Ich habe die Rubinen ins Ohr gehangen, iſt es recht?

Dortka: Ihr braucht ſie nicht. Ihr habt welche auf den Lippen.

Elga: Ah, aha! Poeſie! — Machſt du denn auch Gedichte, Dortka?

Dortka: Nein. Oder nicht gute wenigſtens. Pan Oginski macht beſſere.

Elga: Woher weißt du das?

Dortka: Habt Ihr mir nicht eines ſeiner Gedichte vorgeleſen, erſt jüngſt?

Elga: Welches?

Dortka: Von einem Falken war es oder ſo was.

Elga: Iſt es nicht ſchön? — Horch! —

Dortka: Es iſt nichts. Habt Ihr etwas gehört?

Elga: Es war mir, als hätte das Gartenpförtchen geknarrt.

Dortka: Es knarrt nicht. Ich habe ſelbſt Oel in die Eiſenringe gegoſſen.

Elga: Iſt die Mutter zu Bett?

Dortka: Ja.

Elga: Pani Marina iſt gut und ſtill. Sie hat Frieden. Meine Mutter war nicht ſo. Aber ſie war wunderſchön.

Dortka: So ſchön wie Ihr?

Elga: O, Dortka, ich bin nichts gegen ſie! So ſchön iſt meine Mutter geweſen. Auf hundert Werſt im Umkreis hieß ſie die Schöne bei den Leuten. — Ich habe einmal etwas Furchtbares geſehen, Dortka. Wir hatten einen Knecht, er trug mich oft auf ſeinen Schultern — ach oft! oft . . . Seine Knochen waren wie Mammutknochen, doch ſein Seelchen wie eines Singvögelchens. — Eines Morgens hatte er ſich an der Tür meiner Mutter aufgehängt.

Dortka: Der Narr! Durfte er ſeine Augen ſo hoch erheben?

Elga: Geht es dir auch ſo, Dortka?

Dortka: Wie?

Elga: Daß dir am Abend etwas von dem Traum der vergangenen Nacht wiederkommt.

Den ganzen Tag iſt er fort, plötzlich ſchwebt etwas davon an der Seele vorbei.

Dortka: Wißt Ihr, daß Ihr geſchrieen habt in der geſtrigen Nacht?

Elga: Nein.

Dortka: Es war ein gellend nadelſpitzer Schrei, der mich aufweckte, er war ſo fremd, wie gar nicht von Euch.

Elga: Nicht träumen! Ueberhaupt nicht träumen! Ich ſah etwas Schwarzes, Lichter, einen Toten, glaube ich, man ſieht oft Tote im Traum.

Dortka: Das bedeutet Glück!

Elga: Es iſt heute ſo hell, Dortka! Der Mond ſcheint ſo furchtbar hell. Faſt taghell iſt es.

Dortka: Aber die großen Kaſtanien haben Blätter bekommen, da gibt es Schatten. Im Winter war es viel ſchlimmer.

Elga: Die Bäume haben Blätter und Blüten bekommen, nicht nur die Kaſtanien. Wie ſüß der Geruch des Flieders iſt! Ach, Dortka! Dortka! ...

Dortka: Nun, Herrin?

Elga: Ich lieb ihn ſo.

Dortka: Gott weiß es, daß Ihr ihn liebt.

Elga, plötzlich mit Haſt: Aber weißt du: er ſoll nicht kommen! Geh, ſag ihm . . . geh ſchnell und ſag ihm das! Geh, Dortka: er ſoll nicht kommen.

Dortka: Was habt Ihr doch heut? Weshalb zittert Ihr doch? Warum fürchtet Ihr Euch? Es iſt alles in tiefer Ruh. Iſt es denn heut das erſte Mal, Herrin? Weiß ich denn nicht, wie Ihr die Minuten verflucht habt, weil ſie zu langſam verſtrichen bis heut? Wie es ſollte, iſt alles gekommen: der Herr iſt in Warſchau! Was bangt Ihr denn?

Elga: Was hab ich geſagt?

Dortka: Er ſoll nicht kommen, habt Ihr geſagt.

Elga: Geh, lauf, Dortka, ſo ſchnell du kannſt . . .

Dortka: Er ſoll nicht kommen?

Elga: Biſt du bei Sinnen! — Dortka.

Dortka: Was?

Elga: Ich hörte Hufſchlag!

Dortka: Es ſprengt jemand davon. Es wird der Verwalter ſein. Sein Pferd ſtand im Stalle geſattelt, als ich vorhin drüben war und den Knechten und Mägden Branntwein brachte.

Elga: Trauſt du dem Verwalter?

Dortka: Nein. Aber der alte Timoska iſt taub und blind, er hat keine Zähne und Fäuſte. Er hört, ſieht, beißt und ſchlägt nicht.

Elga, beluſtigt, dann erſchreckt: Sieh doch: da iſt Licht . . drüben iſt Licht.

Dortka: Wahrhaftig, im alten Wartturm iſt Licht.

Elga: Schnell, gieb mir den Schafpelz.

Dortka: Wollt Ihr hinüber?

Elga: Was ſonſt?

Dortka: Er ſollte nicht Licht machen.

Oginski kommt.

Elga: Wo kommſt du herein?

Oginski: Das Ausfallspförtchen ſtand offen.

Dortka: Ich ließ es offen ſtehen aus Verſorge.

Oginski: Da, nimm. —

Er gibt Dortka Geld, ſie entfernt ſich.

Oginski und Elga fliegen einander in die Arme.

Elga: Warum biſt du ſo lange nicht zu mir gekommen?

Oginski: Ich weiß nicht. Ich bin herumgegangen auf den einſamen Feldwegen und durch die Schluchten der Wälder, immer einſam, ganz einſam; und doch war ich bei dir.

Elga: Was hab ich davon? Wenn du fort biſt, biſt du mir fort. Wenn du fort biſt und du ſagſt, daß du dennoch bei mir biſt, ſo biſt du doch nicht bei mir.

Oginski: So komm, komm mit mir! Warum bliebſt du hier? Warum folgteſt du mir nicht?

Elga: Papperlapapp! Küſſe mich!

Oginski küßt ſie leidenſchaftlich. Danach eindringlicher: Warum folgſt du mir nicht?

Elga: Wohin?

Oginski: Ich habe ein wenig Geld vom Staroſten Laſchek geerbt, du weißt es. Wir können ins Ausland. Wir könnten glücklich ſein.

Elga: Soll ich Hemden und Strümpfe waſchen?

Oginski: Ich werde für dich arbeiten. Ich will mir das Schlafen abgewöhnen und Tag und Nacht für dich arbeiten.

Elga hält ihm den Mund zu: Nein, nein, mein Freund, daraus wird nichts.

Oginski: So liebſt du mich nicht.

Elga ſchüttelt mit fatalem Lächeln den Kopf.

Oginski: So laß uns ein Ende machen!

Elga: Oginski!

Oginski: Ei, es führt zu nichts! Es führt wirklich zu nichts! Du liebſt mich nicht: du liebſt Starſchenski! Er iſt dein Gatte! Gut! So ſei's!

Elga: Ich liebe Starſchenski nicht!!

Oginski: Aber du liebſt mich auch nicht. Elga, man hat es mir geſagt: deine Tage verſtreichen unter Lachen und Jauchzen, wenn ich fort bin. Du biſt fröhlich und tanzeſt. Im Tanz biſt du unermüdlich, ſagen ſie, und jedes Feſt iſt dir zu kurz. — Elga! Elga, weine nicht.

Er küßt ihr die Tränen aus den Augen.

Elga: Ach ... du! ... Laß! ... Es iſt nichts! — — — Starſchenski wird dich zu uns aufs Schloß laden, weißt du ſchon?

Oginski: Nein.

Elga: Wirſt du kommen?

Oginski, ernſt und feſt: Ich werde kommen, wenn er mich ladet.

Elga: Er wird dich laden. — Meine Brüder waren hier.

Oginski: Sie wollen Geld von ihm?

Elga: Ich weiß nicht. Aber ich habe ihm geſagt, was du mich geheißen haſt: daß ihre Unternehmungen töricht ſind und ihre Verſchwendung ſinnlos. Er hat mir verſprochen, ihnen keinen Heller ferner zu geben. — Mit innerlichem Lachen. Drollig war es!

Oginski: Was?

Elga: Sie ſprachen von dir.

Oginski: Wie ſprachen ſie wohl von mir?

Elga: Mitleidig.

Oginski: Hanswürſte ſind es.

Elga: Man hätte denken können, du ſeieſt ein armes, hungriges Schaf und ſie zwei Löwen.

Oginski: Ein Löwe bin ich nicht.

Elga: Es hörte ſich an, als hätten ſie dich nur immer am Fädchen gezogen all die Zeit.

Oginski: Starſchenski: glaubt er ihnen?

Elga, lachend: Er wird dich aus purem Mitleid zu Gaſte bitten.

Oginski: Und dennoch komme ich!

Elga: Nein, komm nicht!

Oginski: Weshalb nicht?

Elga, zerknirſcht: Ich werde noch ſchlechter werden, wenn du kommſt. —

Dortka ſtürzt herein.

Dortka: Fort, fort, Pan Oginski! Sie ſuchen den Garten ab.

Oginski: Wer?

Dortka: Sie haben das Licht im Wartturm geſehen.

Oginski ſpringt zum Fenſter hinaus.

Elga: Schließ das Pförtchen.

Dortka rennt hinaus. Elga, allein, eilt ans Fenſter, darauf an die Tür. Plötzlich ſchreit Dortka draußen auf und wird, noch ſchreiend, von Starſchenski hereingeführt.

Starſchenski: Bekenne!

Dortka: Was ſoll ich bekennen?

Starſchenski: Bekenne, Dirne! Und wehe dir! Eine Lüge wäre dein Tod.

Elga, plötzlich mit Heftigkeit: Was willſt du von ihr, und was hat ſie getan?

Starſchenski: Das eben will ich wiſſen von ihr! Bekenne, Dirne! Wo iſt der Mann? Wer war der Mann? Timoska! Immer herein! Habe keine Furcht: ich befehle es dir! Wer war der Mann? Er ſchlich durch das Pförtchen. Wir haben ihn beide genau geſehen. Ich habe ihn geſehen und der Verwalter auch.

Elga: Verwalter! Verwalter! Und ſtets der Verwalter! Dein Verwalter mag auf

Knechte und Mägde achten! Das Bereich ſeiner Herrin geht ihn nichts an! Oder hätteſt du etwa deinen Verwalter über die Ställe und zugleich über dein Weib geſetzt?

Starſchenski: Elga!

Elga: Was willſt du?

Starſchenski: Ich kenne dich nicht.

Elga: Die Mutter ſchläft und das Kind, was kommſt du und machſt einen ſinnloſen Lärm, daß alle im Schloſſe zuſammenlaufen?

Starſchenski: Ich will nicht Dirnen im Hauſe haben! Ich will nicht, daß ſie in meinem Hauſe den Feinden des Königs Unterſchlupf bieten. Mein Schild iſt rein und mein Haus ſoll rein ſein: keine Diebshöhle, keine Herberge für Geſindel. Deshalb bekenne, Dirne, oder: hinaus! Und, Verwalter, die Hunde hinter ihr drein!

Elga, *mit wildeſter Energie:* Sie iſt meine Zofe. Du wirſt es nicht tun.

Starſchenski: Was werde ich nicht tun?

Elga: Du wirſt ſie niemals davon jagen!

Starſchenski: Das werde ich, ſo Gott mir . . .

Elga: Niemals! Oder ſie und mich zugleich.

— Lieber will ich in Armut leben, als zur knechtiſchen Dienerin deiner Knechte werden. Weiſe den Verwalter hinaus.

Starſchenski: Elga ...

Elga: Laß mich!

Starſchenski: Komm zu dir!

Elga: Dann reize mich nicht weiter! — Dortka, hierher! Sie reißt Dortka von der Hand Starſchenskis zu ſich. Und dort hinein!

Dortka entfernt ſich weinend unter Elgas Schutz.

Elga, beruhigter und mit Feſtigkeit: Dortka gehört mir. Ich bin ihre Richterin. — Willſt du mich ferner kränken, ſo laß den Morgen herankommen. Gönne wenigſtens meinen Gliedern bis dahin ein wenig Ruhe und Schlaf.

Sie geht Dortka nach, man hört, wie ſie von innen die Türe zuſchließt.

Der Hausverwalter zu Starſchenski, der regungslos in ſich geſunken ſteht: Pan Starſchenski! — Pan Starſchenski! — Wollt Ihr nicht zur Ruhe gehen, Pan Starſchenski?

Vierte Szene

Der Speiſeſaal in Starſchenskis Schloß, kurz vor Sonnenaufgang. Im Lehnſtuhl, vor einem der hohen Fenſter, Starſchenski, noch wie am Abend vorher gekleidet, vor ſich hinbrütend.

Zwei Diener, ohne Starſchenski zu bemerken, ſind im Begriff, den Raum in Ordnung zu bringen.

Erſter Diener: Was hat es doch gegeben heut Nacht?

Zweiter Diener: Ich habe geſchlafen.

Erſter Diener: Der Herr hat gelärmt, und der Verwalter war die ganze Nacht auf den Beinen.

Zweiter Diener bemerkt Starſchenski: Pſt! — Was iſt das?

Erſter Diener: Heiliger Ambroſius von Krakau!

Zweiter Diener: Es iſt der Herr.

Starſchenski, aufmerkſam werdend: Was wollt ihr?

Erſter Diener: Den Saal kehren, Herr, und den Tiſch für das Frühſtück bereiten.

Starſchenski: Hm, das tut! — He, du!

Erſter Diener: Zu dienen, Erlaucht.

Starſchenski: Der Verwalter ſoll kommen.

Der Diener entfernt ſich, Starſchenski verſinkt wieder in Grübelei. Der Hausverwalter tritt ein.

Der Hausverwalter, ſich bemerklich machend, mit Vorſicht: Herr ... Ihr ließet mich rufen, Herr.

Starſchenski ſieht ihn fremd an: Ja. — Hm.

Der Hausverwalter: Ihr ließet mich durch den Diener rufen, Herr.

Starſchenski: Ja, ſo! Der Verwalter! — Komm her, Timoska! — Er faßt ſeine Hand. Was wollt' ich doch ſagen, Timoska? Ja, ſo: nach Warſchau will ich!

Der Hausverwalter: Zu dienen, Erlaucht. Ich will den Schimmeln die Geſchirre auflegen laſſen.

Starſchenski: Geh! — — Biſt du da, Verwalter?

Der Hausverwalter: Ja, Herr.

Starſchenski: Ein Arzt ſoll kommen.

Der Hausverwalter: Biſt du krank, Herr?

Starſchenski: Ich glaube wohl. Ich denke wohl, daß ich krank bin. Mich friert. Bringt mir meinen Pelz.

Der Hausverwalter: Du ſollteſt dich wieder legen, Pan, ſollteſt zu Bett gehen.

Starſchenski, während man ihm den Pelz umlegt: Nach Warſchau will ich.

Der Hausverwalter, halblaut zu den Dienern: Macht Feuer im Kamin, damit es warm wird im Saal. Der Herr friert, beeilt euch. Und heißt bald den Samowar bringen, ſogleich heißen Tee für den Pan.

Starſchenski: Bringt Tee! Jawohl! Es tut gut in dem Pelz! — Warum bin ich hier? Bin ich gar nicht zu Bett geweſen?

Der Hausverwalter: Nein, Herr.

Starſchenski: Warum nicht? — — — Geh. —

Der Hausverwalter ab.

Starſchenski iſt aufgeſtanden und geht, unruhig grübelnd, hin und her. Ein Diener bringt den Samowar, gießt Tee ein, und Starſchenski trinkt.

Starſchenski, nachdem er getrunken: Weckt Pani Marina, ſagt, ich laſſe bitten.

Erſter Diener: Pani Marina kommt aus der Kirche.

Marina kommt.

Starſchenski, erzwungen harmlos: Guten Morgen, Mutter.

Marina: Gottes Segen, mein Sohn.

Starſchenski: Ja, Gottes Segen. Komm, ſetz dich. Sitz und trink Tee. Wir wollen miteinander ſitzen. Bringt Licht! Es ſoll hell um uns ſein. Bringt Licht! So, Mutter. Lange haben wir nicht ſo allein miteinander geſeſſen.

Marina: Lange nicht, guter Sohn. Es liegt nicht an mir. Ich verſäume die Frühmeſſe nie. Ihr aber geht ſpät zu Bett und ſpät aus dem Bett. Es liegt nicht an mir.

Starſchenski: Ich weiß.

Marina: Es liegt mehr an euch, lieber Sohn. Doch du ſiehſt blaß. Was fehlt dir?

Starſchenski: Nichts. — Wie lange haben wir nicht ſo allein beim Frühſtück geſeſſen, Mutter? Wie lange?

Marina: Beinahe zwei Jahre nicht.

Starſchenski: Man kann eine Leiter hinaufſteigen und wieder herabſteigen. Nicht wahr?

Marina: Ich denke wohl, lieber Sohn. Weshalb fragſt du das?

Starſchenski: Weil es auch eine Leiter gibt, die man nur hinaufſteigen kann, Mutter. Ich bin auf dieſer Leiter ſehr hoch geſtiegen. Ich ſah die Erde nicht mehr. Wer nun zurück wollte, müßte zerſchellen.

Marina: Warum? Wir ſind alle in Gottes Hand?

Starſchenski: Du fragſt, warum? Steigt man aufwärts, ſo tritt man Sproſſen von Elfenbein; rückwärts ſind ſie verwandelt in glühendes Eiſen.

Marina: Auf dieſe Weiſe müßte man fallen.

Starſchenski: Jawohl! Fallen und unten zerſchmettert liegen, Mutter.

Marina: Was iſt das für eine ſeltſame Himmelsleiter, die du da meinſt?

Starſchenski *ſtöhnt auf:* Ich könnte nicht leben, wie ich früher gelebt! Da unten könnt' ich nicht leben! — —

Marina: — — Sonderbar biſt du heut! — Komm! Ich mag dich nicht fragen, welcherlei Sorge du haſt, doch vertrau auf Gott! Sieh, die Sonne ſteigt eben herauf hinter deinen Feldern. Höre die Vögel in deinen Gärten und über den Saaten Gott und den Frühling loben. Erfülle dein Herz mit dem neuen Morgen, ermanne dich, Sohn! — Oder biſt du krank?

Starſchenski: Sie loben Gott und ſie

loben den Frühling, Mutter! Es iſt ein Jubel, der einem zum Höllenhohn werden kann. — Da unten könnt' ich nimmermehr leben!

Marina: Was meinſt du damit?

Starſchenski: Sieh, Mutter: Nicht alle, die den Frühling ſehen, ſehen den Frühling. Manche vermeinen den Frühling zu ſehen, und ſehen ihn nicht. Ich werde es dir nicht begreiflich machen. Hier liegt das Geheimnis des Lebens! Sieh, ich weiß, dir klingt es verwirrt ... und Gott erwählet, ach, wie wenige! Niemand weiß von dem Wunder des Frühlings zu ſagen, der das nicht kennt ... der das nicht erfahren hat, Mutter! Nur der allein, der es weiß und erfuhr, nur der allein hört Gott lachen. — Man hört Elga laut und heiter lachen im anſtoßenden Zimmer. Starſchenski wird bleich, erhebt ſich und faßt nach dem Herzen. Mutter ... ich ...

Marina: Du biſt ernſtlich krank, Sohn. Wir müſſen ſogleich den Arzt rufen. Sogleich! Du fieberſt! Es ſcheint ein Fieber im Anzug!

Starſchenski: Hier hilft kein Arzt! Sei ruhig, es iſt nichts. — Es war Elga, die lachte, nicht? — Ja, Mütterchen, wie ich ſagte. Es iſt nun ſo! Und es iſt nicht anders! Ertrag es, Mutter, finde dich drein.

Elga kommt, ganz harmlos, mit voller, überquellender Lebensfriſche.

Elga: Guten Morgen, mein Falke. — Nun? —

Marina: Deinem Gatten iſt nicht wohl, Elga.

Elga: Nicht wohl? Laß ſehen: kann ihn ſein Weib nicht geſund machen? Krank ſein iſt häßlich. Pfui. Ein kranker Mann, ein häßlicher Mann. — Sie ſetzt ſich auf ſeine Kniee und küßt ihn. Wie? Hab ich nicht recht? — Gelt, nun biſt du geſund?

Starſchenski: Elga! —

Er bricht in unterdrücktes, nervöſes Schluchzen aus.

Elga: O! O! Ah! Und was iſt mir nun das. Held Starſchenski! He, Erlaucht! Weinen will der Held? Der ſtarke Mann weinen, Tränen will er weinen um nichts? Heiße, ſalzige Tränen. Warum? — Feſtige dein Herz, ſtärke deine Glieder und dann fort mit mir: zu Wagen, zu Pferd, durch den Wald, ins Feld! Friſch und ſtark muß ein Mann ſein! Nicht weichmütig und matt! Als Starſchenski ſie glühend *umarmt.* So! So! Nun kommt wieder Leben in ihn! Ja, drücke mich, küſſe mich! Nimm Leben von mir, ich habe genug für zwei.

Starſchenski, *verwandelt:* Ach, Mutter, richte doch deine alten Augen auf dies Geſchöpf: iſt ſie nicht ſchön, Mutter? Iſt ſie nicht wie die Geneſung, Mutter, ſo ſchön? Schön und mein!

Elga: Waſſer verjüngt! Waſſer erfriſcht und verſchönt! Ich bin durch den See geſchwommen. Tue wie ich! Da wird alles Kranke von der Seele geſpült.

Starſchenski: Bleib doch, Mutter! Mir iſt wieder frei und gut.

Marina: So iſt mir auch, wenn dir frei und gut iſt. Doch laß mich jetzt. Ich will zu dem Kinde hinein. Sie muß mich ſehen, wenn ſie aufwacht. Sie iſt es gewohnt.

Starſchenski: Gib klein Elga an meiner Statt einen Morgenkuß.

Marina nickt und entfernt ſich.

Elga *hat ſich erhoben und vor Starſchenski hingeſtellt:* Steht mir das Kleid?

Starſchenski: Ich lieb' dich ſo ſehr!...

Elga: Sie ſchwört, es ſei das Allerneueſte von Paris.

Starſchenski umarmt ſie wiederum: Ich liebe dich ſo! Ich könnte dich töten, ſo liebe ich dich!

Elga, mit leiſer Ungeduld: Wieder drückſt du mich ſo.

Starſchenski hält ſie an beiden Armen: Mein Eigentum biſt du! Mein Eigentum! Du biſt mein koſtbares Eigentum! Du biſt wie ein Krug! Es gibt kein zweites Gefäß ſo köſtlich wie dich in der weiten Welt und wär' es aus Onyx oder Jaspis geſchnitten. Man trinkt daraus den köſtlichſten Wein. Nie wird es leer. Er küßt ſie.

Elga macht ſich los: Dortka kommt.

Dortka, ein wenig ſchüchtern, tritt ein. Sie ſtellt einen großen Strauß Veilchen auf den Tiſch, einen kleineren behält ſie in der Hand.

Elga: So. — Stell hierher. — Nun …? Schmücke den Herrn! — Nun …?

Dortka kniet vor Starſchenski und küßt ſeine Hand: Verzeihung, Herr!

Starſchenski nimmt den kleinen Veilchenſtrauß entgegen: Steh auf, es iſt gut.

Der Hausverwalter kommt.

Der Hausverwalter: Der Wagen ſteht vor der Tür, Herr.

Starſchenski: Ein Wagen? Was für ein Wagen, Timoska?

Der Hausverwalter: Ihr wolltet nach Warſchau, Herr.

Elga: Du wollteſt nach Warſchau?

Starſchenski: Ich will es nicht mehr.

Elga faßt und zieht Timoska am Ohrläppchen: Du biſt ein alter Dummkopf, Timoska! Verſteht du mich? Scheinheilig biſt du! Warſt auch einmal jung! Mißgönnſt dem Mädchen ſein bißchen Sünde! — Nun laß nur die Pferde angeſpannt. Wir wollen fahren, der Herr und ich. Komm, Dortka, leg mir den Mantel um.

Sie geht hinaus. Dortka folgt ihr.

Starſchenski hat Elga zugenickt, geht nun, allein mit dem Hausverwalter, mehrmals auf und ab, dann bleibt er ſtehen und wendet ſich ungnädig an Timoska: Was ſtehſt du noch?

Der Hausverwalter: Herr...

Starſchenski: Du haſt mir mit deiner Torheit übel gedient.

Der Hausverwalter: Beſtrafe mich, Pan!

Starſchenski: Ich ſollte dich ſtrafen, jawohl, du haſt recht! Ich werde lächerlich durch dich! Soll ich, der Herr, den Liebeshändeln der Knechte und Zoſen nachſpüren?

Der Hausverwalter: Nein, Herr.

Starſchenski: Nun alſo! Ich weiß, im Grunde war deine Abſicht gut. Aber du ſollſt mich künftighin mit ähnlichen Torheiten nicht mehr behelligen. Haſt du gehört?

Der Hausverwalter: Ich habe gehört.— — Sollen wir heute den Hafer ſäen, Herr?

Starſchenski: Tue, was dir gut dünkt.

Der Hausverwalter ab. Die Amme kommt, klein Elga auf dem Arme tragend.

Starſchenski: Kommt nur herein.

Die Amme: Wir ſuchen die Mutter.

Starſchenski: Klein Elga nimmt mit dem Vater vorlieb. — Er hebt ſie auf ſeinen Arm. — So! — Was hat ſie da in der Hand?

Klein Elga: Atti, Atti!

Die Amme: Atti, Atti: das ſoll Vater heißen.

Starſchenski: Was hat ſie da in der Hand, Amme?

Die Amme: Es iſt das Schmuckkäſtchen der gnädigſten Herrin, Erlaucht. Sie will es nicht hergeben.

Marina kommt.

Starſchenski: Sieh, Mutter, was für ein herrliches Spielzeug klein Elga hat.

Marina: Ach, dahin ſeid ihr verſchwunden! Da mag man ſuchen …

Starſchenski: Klein Elga iſt reich. Da, nimm ſie, Mutter! — Er ſetzt ſie der Mutter auf den Arm.

Marina: Sie hat einen Brautſchmuck.

Starſchenski, flüchtig verfinſtert: Ich werde klein Elga nie einem Manne geben.

Klein Elga läßt das Käſtchen aus der Hand fallen.

Marina: Heb auf, Amme, ſchnell!

Starſchenski, heiter: Der Brautſchmuck zerbricht! — Er hebt das Käſtchen auf, blickt hinein wühlt mit dem Finger darin; plötzlich entdeckt er etwas und nimmt es heraus. Ei, was iſt das!?

Marina: Was haſt du denn da? Was war denn darin?

Starſchenski, erdfahl: Nichts iſt darin.

Marina: Was haſt du nur wieder? —

Sie gibt das Kind der Amme, die es forttragen will.

Starſchenski: Bleib einmal, Amme! Stell dich dorthin mit dem Kinde! Und nun ſteh ſtill!

Er vergleicht ein kleines Medaillonbildnis, das er in der hohlen Hand hält, mit den Zügen des Kindes.

Marina: Was machſt du doch da?

Starſchenski: Komm und ſieh! — Kennſt du das Bildnis?

Marina: Nein.

Starſchenski: Den Mann, deſſen Züge es darſtellt?

Marina: — Ich kenne ihn nicht, Sohn.

Starſchenski: Vergleich einmal.

Marina: Was ſoll ich vergleichen?

Starſchenski: Klein Elgas Augen und — dieſe Augen! Klein Elgas Brauen und — dieſe Brauen! Klein Elgas Haar und — dieſes Haar! Ihr Kinn, ihren Mund — und dieſen Mund! Du kennſt den Mann!?

Marina: Nein. Ja. Vielleicht. Es iſt vielleicht der Vetter Oginski.

Starſchenski, *furchtbar verändert, faſt ſtammelnd:* Jawohl! — Nun ... was ...? ... Ach, laß mich! ... Es ... es geht ſchon vorüber. — Freilich ja, es iſt Oginski! — Jetzt kenn' ich ihn! Der Vetter und Bettler und feige Schleicher! Der ſchlechte, kriechende, ſtinkende Hund! Laß ... laß ... ich glaube, ihr holt den Arzt ... man will mich erwürgen ...

Marina: Gott im Himmel!

Starſchenski, mit gewaltſamer Faſſung, halb irrſinnig: Still, Mutter, ſtill, komm, ſetze dich her. Erzähle mir was. Ich bitte dich: du weißt mehr als ich! Du haſt den Staroſten von Laſchek gekannt. Was iſt es mit dieſem Vetter Oginski? Was braucht ſie ein Bild von dem Vetter Oginski?

Marina: So ſei doch erſt ruhig. Mäßige dich. Die Amme mit dem Kinde iſt hier.

Starſchenski: Was geht mich das Kind an! Fort! Hinaus! — Die Amme mit dem Kinde entfernt ſich. — O, Mutter, bete! Binde mich feſt! O, Jeſus Chriſtus, ſonſt mord' ich mein Kind.

Marina: So helfe dir Gott in Gnaden, mein Sohn! Was haſt du? Was iſt mit dir vorgefallen?

Starſchenski, trocken, hart, zitternd: Ich hab' wohl ein Fieber, wie du ſagſt, doch laß es gut ſein, es ſcheint vorüber. Doch, Mutter, bleibe; eins muß ich wiſſen — ſieh, daß es klar wird innen bei mir. Erzähle mir von dem Vetter Oginski.

Marina: Was ſoll ich erzählen? Du weißt es ja. Er war im Hauſe des alten Staroſten.

Er iſt mit Elga zuſammen erzogen. Mehr weiß ich nicht.

Starſchenski erhebt ſich, zieht die Hausſchelle: Mehr weißt du nicht. — Doch ich muß mehr wiſſen! Alles!! Nun muß ich alles wiſſen. Der Hausverwalter tritt ein. Ich fahre nach Warſchau, wie es beſtimmt iſt. — Der Hausverwalter ab. Zur Mutter: Leb wohl! Starſchenski entfernt ſich ſchnell.

Marina blickt ihrem Sohne kopfſchüttelnd nach. Elga kommt, bereit zur Ausfahrt.

Elga: Ich bin bereit. — Wo iſt der Graf?

Marina: Nach Warſchau, mein Kindchen.

Elga, befremdet: Ei, wie das?

Fünfte Szene

Ein Saal im Schloß. Abend. Marina ſitzt bei Licht am Stickrahmen. Elga geht langſam umher.

Elga: Ich verſtehe nicht, was er in Warſchau tut, nun ſchon den dritten Tag.

Marina: Ich auch nicht.

Elga: Und daß er den Verwalter mit ſich genommen hat.

Marina: Ja, das iſt auch nicht gut. Die Bauern kommen und fragen nach der Arbeit. Man weiß nicht, was man ihnen da antworten ſoll.

Elga: Es iſt auch ſo furchbar langweilig. Weißt du, Mutter, ich langweile mich ſo leicht. Ich fürchte die Langeweile wie ein großes, ſcheußliches Untier mit ſchläfrigen Augen und triefigem Maul. Puh!

Marina: Ich langweile mich nie, mein Kind.

Elga: Das begreif' ich nicht.

Marina: Siehſt du, es war bei uns nicht, wie bei euch. Mein Vater war ſtreng. Ich habe nur immer daheim getan, was ich ſollte, nie, was ich wollte. Einem verflogenen Flaumfederchen mußt' ich über drei Zäune nachklettern. Da war mir der Tag immer zu kurz. Du tateſt daheim, was du wollteſt — und wollteſt meiſt nichts tun: ſo haſt du's denn mit der Langenweile.

Elga: Ja, wozu ſollte man wollen, Mutter?

Marina: Man ſoll, weil man ſoll.

Elga: Das verſtehe ich nicht. Ich habe ſchon einigemal ſteile Berge mühſam erſtiegen. Es lockte mich etwas hinauf . . . ich wollte der Sonne, dem Himmel oder dem lieben Gott näher ſein; was weiß ich! Allein ſofern ich das nicht gewollt hätte, Mutter, dann wäre ich ſicherlich unten geblieben. Ich erſteige den Berg nicht, weil ich ſoll: die Langeweile peitſchte mich denn.

Marina: Ihr Laſcheks ſeid ein anderes Geſchlecht: eigenwillig, leichten Sinnes, immer bereit, alles aufs Spiel zu ſetzen. — Deshalb verlort ihr auch alles.

Elga: Und gewannen es wieder.

Marina: Du vielleicht.

Elga: Freilich, ich!

Marina: Und kannſt es wieder verlieren.

Elga: Freilich wohl! Auf und ab, immer auf und ab geht der Weg, und er ſchlängelt ſich.

Es iſt beſſer, als immer alles auf grader Linie und in gleicher Ebene leben. Das Tier Langeweile iſt ſteif, wie ein Krokodil: Hügel auf, Hügel ab kann es ſchlecht folgen. Auch wenden kann es ſich ſchlecht.

Marina, über der Arbeit ſorgenvoll aufblickend: Haſt du denn gar keinen Sinn für ruhiges Glück?

Elga: Wenig.

Marina: Wer ſo lebt, lebt in beſtändiger großer Gefahr.

Elga: Das iſt es eben. Das macht mir das Leben erſt lebenswert. Der Tod geht einem zur Seite, faſt ſichtbarlich, und jagt einen immer tiefer ins Leben: hie kalt, hie heiß, hie Grauſen, hie Glück.

Marina: Rede nicht ſo. Um Gott! Wer wird ſo vom Tode reden!

Elga: Ich ſtehe ganz gut mit ihm, beſſer, als ihr mir zutraut. Er verdirbt mir die Laune nicht halb ſo wie euch. Als ich damals am Krankenbette des Vaters ſtand, ohne Brot, ohne Geld, in einer Spelunke von Warſchau, da rief ich ihn und erkannt' ich ihn. Und weißt du, was er mich lehrte, Mutter? Er lehrte mich lachen! Er lehrte mich auf eine ganz beſondere

Weiſe über vielerlei ernſte Dinge des Lebens lachen. — Doch larifari! Noch lebe ich gern! — Wenn nur Starſchenski heim käme.

Marina: Da iſt Timoska.

Der Hausverwalter iſt eingetreten.

Der Hausverwalter, zu Marina: Guten Abend, Herrin.

Marina: Wo iſt dein Herr?

Der Hausverwalter: Er hat mich vorausgeſchickt, Herrin! Ich ſoll beſtellen, Herrin!

Marina: Was ſollſt du beſtellen? Komm doch zu Atem.

Der Hausverwalter: Es kommt ein Gaſt mit dem Herrn. Sie ſind hungrig und durſtig. Ich ſoll beſtellen, daß man die Tafel herrichtet.

Marina: Gelobt ſei Gott, wenn es nichts Schlimmres iſt! Mußt du einen deshalb ſo erſchrecken?

Elga: Wer iſt der Gaſt?

Der Hausverwalter, lauernd: Ich kenne ihn nicht.

Elga: Wer kann es ſein, Mutter?

Marina: Das frag' ich dich. Es iſt nie ſeine Gewohnheit geweſen. Doch willkommen der

Gaſt, wenn er fröhlich iſt. Er möge uns allen die Stunden aufheitern.

Der Hausverwalter ab.

Marina: Ein Wagen fährt vor. Sie ſind ſchon hier. Ich erkenne den Sohn am Schritt.

Elga, erblaſſend: Den Schritt deines Sohnes erkennſt du?

Marina: Geh du ihm entgegen, ſo bleib' ich zurück.

Elga: Nein, Mütterchen, geh.

Marina, ihrem Sohne entgegen, ab.

Von einer anderen Seite Dortka heftig herein.

Dortka, mit heimlichem Freudenausbruch: Herrin, wer kommt? Wer kommt mit Erlaucht, dem Herrn Grafen, die Treppe herauf?

Elga: Still! Ich weiß!

Starſchenskis Stimme, noch auf der Treppe: Elga, mein Täubchen!

Elga: Fort! Daß er dich hier nicht ſieht.

Dortka ab.

Starſchenski tritt ein.

Starſchenski, verändert, von Trunk und Leidenſchaft merklich aufgeregt: Guten Abend, mein Täubchen.

Elga: Biſt lange ausgeblieben.

Starſchenski: Ja. Aber nun ſchilt mich nicht: ich habe dir etwas mitgebracht.

Elga: Was haſt du mir mitgebracht?

Starſchenski: Rate!

Elga: Seidene Hemden, um die ich dich bat?

Starſchenski: Ja. Seidene Hemden ſind unten im Wagen. Ich habe die koſtbarſten ausgeſucht. Indeſſen ich habe noch mehr mitgebracht, noch etwas. Rate!

Elga: Ich habe dich ſonſt um nichts gebeten. Ich weiß es nicht.

Starſchenski: Den Vetter Oginski habe ich dir mitgebracht! —?

Elga, ſcheinbar ungläubig lachend, gibt ihm einen leichten Backenſtreich: Ach! Narr, der du biſt!

Starſchenski, unſicher: Freuſt du dich nicht?

Elga: Worüber ſollt' ich mich freuen? Ueber Vetter Oginski ſollt' ich mich freuen?

Starſchenski: Ueber Vetter Oginski!

Elga: Habe ich dir nicht meine Meinung geſagt? Doch nun er ſchon hier iſt, wenn du nicht ſcherzeſt: was ſoll man da tun? Er mag da ſein oder nicht, ich kann es nicht ändern.

Starſchenski: Komm herein, lieber Vetter! Drücke dich nicht an den Wänden herum.

Oginski tritt ein.

Oginski: Wann hätte ich das wohl getan? Es beliebt Euch zu ſcherzen, Erlaucht! — Euer Diener, gnädigſte Gräfin.

Elga: Guten Abend, Vetter!

Starſchenski: Verzeiht mir, Pan Oginski. Ich wußte nicht, wie es mir kam. Dies iſt ein alter Herrenſitz. Und beſonders die Wände im Treppenhaus ſind immer feucht, ſchwammig und giftig. Es wäre mir leid um Euren koſtbaren, neuen Rock. — Kommt, ſetzet Euch, ſeid mein Gaſt und mein Freund! — Wie iſt es dir ergangen, mein Täubchen, ſeit ich fort war? Haſt dich geſehnt nach mir? Sie ſehnt ſich nach mir, Pan Oginski. Wie das Kind den Stieglitz, hält ſie mich feſtgebunden am Bein. Ich gehe nur eine halbe Werſt hinaus ins Feld, ſo ſehnt ſie ſich ſchon. Nicht wahr, mein Täubchen?

Elga: Du redeſt Unſinn, Starſchenski.

Starſchenski: So? Rede ich Unſinn? Es mag wohl ſein? Wir waren in Warſchau ein wenig wild, wir beide. Nicht wahr, Oginski? Aber Freunde ſind wir geworden!

Elga: Höre, du! Du ſollteſt heute Abend nicht mehr Wein trinken.

Starſchenski: Weshalb nicht?

Elga: Du ſollteſt heut Abend nicht mehr trinken, glaube mir.

Starſchenski, den Arm um Elga legend: Iſt ſie nicht ſchön, Oginski?

Elga: Laß mich frei.

Starſchenski: Iſt ihr Mund nicht ſüß und zart, wie eines ſaugenden Kindes Mund ...

Elga: Du ſollſt mich laſſen!

Starſchenski: ... und keuſch, noch nicht entwöhnt von der Mutterbruſt?! Es iſt ein gefährlicher Mund! Sieh, wie es zuckt um dieſen gefährlichen Mund, Oginski! Reiſe durch Polen und Rußland, durch alle Orte, Steppen und Wälder Aſiens, ſo findeſt du keinen Mund, wie dieſen und ſo verführeriſch.

Elga: Laß mich los! Verzeih ihm, Vetter! — Du biſt betrunken!

Sie geht hinaus.

Oginski: Ihr ſeid nicht gut zu Eurem Weibe.

Starſchenski: Nein!

Oginski: Ihr ſolltet beſſer zu Eurem Weibe ſein.

Starſchenski: — Ich ſollte mein Weib mit Ruten züchtigen!

Oginski: Hm. — Weshalb bin ich hier? — Die Leute haben mir manches von Euch erzählt. Zuweilen haben auch Elgas Brüder von Euch geſprochen: ich habe gedacht, Ihr wäret ein Edelmann.

Starſchenski: Was hab ich nun von Euch gedacht? Was ſeid denn Ihr? — Ich weiß es nicht.

Oginski: Laßt das, Pan Starſchenski. Ich tat ſehr übel, daß ich Euch folgte. Was ſoll ich hier? Ich habe die Menſchen niemals geliebt! Was zerreſt du mich hervor aus meiner Verborgenheit? So leb jetzt wohl.

Starſchenski: Nein, Pan Oginski, ich laſſe Euch nicht.

Oginski: Was willſt du von mir?

Starſchenski: Deine Freundſchaft will ich.

Oginski: Das iſt nicht wahr!

Starſchenski: So helfe mir Gott! — Setz dich, Freund! Trink dieſen Wein, er iſt trefflich gut. Jetzt bin ich ein anderer: verzeih mir. Verzeih mir, wenn ich mich übel hielt. Trink und verzeihe.

Oginski: Ich habe nichts zu verzeihen, Pan.

Starſchenski: — So ſage mir eins. Trink

und ſage mir eins: du kannteſt Elga von Kindheit an?

Oginski: Ja.

Starſchenski: Ihr habt miteinander als Kinder geſpielt?

Oginski: Sie ſpielte mit mir.

Starſchenski: Sie hatte dich gern?

Oginski: Vielleicht.

Starſchenski: Du hatteſt ſie gern?

Oginski: Ich nicht, denn ſie war nicht liebenswert.

Starſchenski: Du hatteſt Elga nicht gern?

Oginski: Ich ſage die Wahrheit.

Starſchenski: Sie war nicht ſchön?

Oginski: Nein, Pan.

Starſchenski: Das lügſt du, Pan.

Oginski erhebt ſich.

Starſchenski: Bleib, ſetze dich.

Oginski: Es iſt genug.

Starſchenski: Elga iſt ſchön. Sag, daß ſie ſchön iſt!

Oginski: Es iſt genug.

Starſchenski: Ich könnte dich töten — und küſſen, wenn du nicht lügſt. Gib mir die Hand! Bruder, gib mir die Hand.

Oginski: Was wollt Ihr damit?

Starſchinski: Ich habe dich Lügner genannt. Verzeih!

Oginski: Wir lügen alle.

Starſchenski: So logſt du jetzt?

Oginski, kalt: Das ſag' ich nicht.

Starſchenski: Nimm dich in Acht! — Oder habe Mitleid! —

Er läßt den Kopf auf den Tiſch ſinken und röchelt.

Oginski, ſich erhebend, mit grauſamer Kälte: Was nützt Euch Mitleid, Erlaucht? Mitleid iſt zehnfache Pein. Ich habe die zehnfache Pein gefühlt. Wollte Gott Mitleid zeigen mit einem Manne, der unterliegt, ſo wäre er nicht ein Gott der Gnade und Milde. Fordere kein Mitleid, Pan.

Starſchenski, ſich ermannend, feſt: Ich fordere es nicht!

Elga kommt wieder, reich gekleidet.

Elga, leichthin: Biſt du nun wieder nüchtern, Freund?

Starſchenski: Ich denke, ja. Komm und plaudere mit uns.

Elga: Gut. Die Tafel wird ſchon gerichtet, gleich ruft man uns. Was habt ihr für Wein?

Starſchenski: Koſte.

Elga: Wie haſt du gelebt, Oginski, ſeit wir uns nicht geſehen?

Starſchenski, ſchnell: Wie lange ſaht ihr euch nicht.

Elga, zu Oginski: Nun, ſprich: wie lange?

Oginski: Ich zähle die Tage nicht. Sie kommen und gehen, es gilt mir gleich.

Elga: Pfui, haſt dich garnicht nach deiner alten Geſpielin geſehnt? Weißt du noch, wie das war, Oginski? Ich lief ſchneller als ihr. Ich ſprang weiter als ihr. Bei euren Kriegen führte ich euch an. Ich war eure Herrin. Ihr Knaben mußtet mir folgen, nach meinem Willen tun, alleſamt. O, wie luſtig war das!

Oginski, angewidert: Ich bitt' Euch, laßt mich. Ich kann nicht lachen und luſtig ſein.

Starſchenski: Was tut's? Ich auch nicht. Sie tut es für uns. — Ich will euch erzählen, was ich geträumt habe. Ich träumte von einem jungen Weibe. Es iſt ſo. Ja. Das Weib war nackt, und es tanzte die ganze Nacht ... ſie tanzte, tanzte, tanzte auf eine qualvolle Weiſe vor mir. — Nun aber gib acht: worauf tanzte das Weib? Denkt euch den Mond kalkbleich!

Der kalkbleiche, geiſterhaft blaſſe, wie vor Entſetzen blaſſe Mond ſchien über ein weites, unendlich weites, gebirgiges Land. In dieſem weiten, gebirgigen Lande, das war wie ein im Sturme erſtarrtes Meer, wuchs nichts, kein Halm, weder Baum noch Strauch. Es kam mir im Traume vor, als ſeien die Berge getürmt und die Täler gefüllt mit Menſchenknochen und Menſchenſchädeln. Darüber tanzte das Weib.

Elga: Hu, ſeltſame Träume haſt du. Höre doch auf, mich ſchaudert's.

Oginski: Aber der Traum iſt noch nicht zu Ende, Pan.

Starſchenski: So bring ihn zu Ende. Erzähle du.

Oginski: Ich kann nicht erzählen.

Elga: Er bittet dich und ich bitte dich: tu's.

Oginski: Gut, ſo hört: ich habe das Weib wie du geſehen, das über die Schädel tanzt. Es war ſchön ...

Starſchenski: Schön, wie Elga.

Oginski: Es war ſchön und war nackt ...

Starſchenski: Und ihr Leib war wie Elgas Leib.

Oginski: Doch das Seltſamſte waren die

Augen an ihr. Aus ihnen hervor kam zuweilen ein Licht, das den Mond verdunkelte. Aus ihnen hervor quoll dann wieder der Tod und die Nacht. Sie hatte Augen ...

Starſchenski: Wie Elgas Augen.

Elga: So höre doch auf!

Oginski: Die konnten, in meinem Traum, die Täler und Berge grünen machen mit einem Blick: ich meine die Augen, von denen ich ſprach. Da floſſen die Bäche, da fingen die Birken an zu duften ...

Starſchenski: Ja, ſo war's.

Oginski: Dann wiederum fuhr dir derſelbe Blick ins Herz, wie Gift.

Elga erhebt ſich, geht langſam hinaus: Es friert mich bei euren Geſchichten. Gute Nacht!

Starſchenski, allein mit Oginski, erhebt ſich düſter und feierlich: Pan Oginski, ich denke, nun wollen auch wir zu Ende kommen.

Oginski: Ja. Heut oder morgen, einerlei!

Starſchenski: Ich denke, heut! — Mit Bedeutung. Gute Nacht alſo!

Oginski, ebenſo: Gute Nacht.

Starſchenski: Du wirſt die Sonne des morgigen Tages nicht mehr ſehen, Oginski.

Oginski, bitter ironiſch: Du auch nicht, Pan.

Starſchenski: Mag ſein. — Aber du wirſt eines ſchmachvollen Todes ſterben.

Oginski: Du lebſt ein ſchmachvolles Leben.

Starſchenski: Mag ſein. — Ich möchte dich nicht auf einen bloßen Verdacht hin richten . . .

Oginski: Sei unbeſorgt.

Starſchenski: Sie hat in deinen Armen geruht?

Oginski, mit unverhohlenem Triumph: Ich habe gelebt!

Starſchenski: Wohlan! — Er ſchlägt mit dem Degen dreimal auf den Tiſch, der Hausverwalter und Bewaffnete ſtürzen herein. Tut euer Werk!

Er geht. Die Bewaffneten binden und knebeln Oginski ſchnell und ſchleppen ihn fort.

Der Raum bleibt leer, längere Stille.

Danach kommt Dortka, in höchſter Angſt.

Dortka: Herrin! Herrin! Pani Elga!

Elga kommt.

Elga: Dortka, was ſchreiſt du ſo?

Dortka: Es iſt gut, Pani Elga, daß ich Euch treffe.

Elga: Warum iſt es gut?

Dortka: Hinten im Garten, wo der alte Wartturm ſteht . . . ſeht, es iſt Licht darin.

Elga: Was weiter?

Dortka: Leute gehen herum mit Windlichtern.

Elga: Was tun ſie dort?

Dortka: Leute mit Waffen.

Elga: Geh, du träumſt.

Starſchenski iſt aus einer Tür hervorgetreten und hält den Blick ſtarr auf Elga gerichtet. Er iſt leichenfahl im Geſicht.

Elga: Pan Starſchenski, was ſoll dies bedeuten?

Starſchenski: Es bedeutet nichts.

Elga: Dann gute Nacht und morgen mehr.

Starſchenski: Du kannſt jetzt nicht ſchlafen, Elga. Du mußt deinen Mantel nehmen und mit mir gehn.

Elga: Du biſt ertrunken in lauter Torheit, Pan.

Starſchenski: In Torheit ertrunken, nicht übel! Dortka, geh! Suche den Hausverwalter auf und frage dies: Haſt du des Herren Gebot verrichtet? Dann bring mir Beſcheid.

Dortka ab.

Starſchenski: Elga, ſteh auf und folge mir.

Elga: Das werde ich nicht. Ich folge dir nicht.

Starſchenski: Du willſt nicht?

Elga: Nein.

Starſchenski: So bleib und ſage mir eins ....

Elga: Du biſt zum Narren geworden, ich weiß nicht, wodurch.

Starſchenski: Vielleicht durch dich.

Elga: Dann laß mich frei und behalte das deine, Starſchenski. Viel lieber in Armut und bitterſtem Elend leben, als ſo!

Starſchenski: Ich ſoll das meine behalten? Was läßt du mir übrig?

Elga: So viel du willſt! Du biſt meiner überdrüſſig! Ich fühl' es wohl. Ich bin dir zuwider: ſo laß mich gehn!

Starſchenski: Zum Vetter Oginski.

Elga: Was ſagſt du da?

Starſchenski: Zum Vetter Oginski würdeſt du gehn.

Elga: — — Nun denn —: wohin ich ginge, das ſtände bei mir: —

Sie ſteht auf, geht umher.

Starſchenski: Wenn du es kannſt, ſo leugne! Höre und ſprich: du und Oginski, ihr waret einander verlobt, als du mich kannteſt?

Elga: So höre auch du nun. Ich bin es müde. Hat Oginski geſchwatzt im Trunk, wohlan: wir waren Kinder, er und ich. Dir aber ſage ich: wir ſind zu alt, um jetzt noch Kinder zu ſein! So plage mich nicht mit Vergangenem! Plag mich nicht mit dem Vetter Oginski! Oder laß mich gehn.

Starſchenski: So liebſt du Oginski nicht mehr? Sage das eine: liebſt du ihn jetzt nicht mehr?

Elga: Wäre ich mit dir gegangen? Wäre ich dein Weib geworden? Es iſt mir in deiner Welt nicht immer heimiſch geweſen! Gemeinſame Kindheit, gemeinſame Welt.

Starſchenski: Gemeinſames Paradies vielleicht.

Elga: Meinethalben auch das! Nun, ich wurde dein Weib, was mehr?

Starſchenski: Liebſt du denn mich?

Elga: Nein! — Jetzt lieb' ich dich nicht! Weil du mich quäleſt und folterſt, lieb ich dich nicht. Aber einſt ging ich mit dir und war mit dir fröhlich. Glücklich und fröhlich war ich mit dir: und wo ich glücklich und fröhlich ſein kann, Pan, da liebe ich auch.

Starſchenski: So komm.

Elga: Wohin ſoll ich jetzt mit dir gehen? Ich bleibe hier — oder gehe allein. Krank biſt du und ſollteſt zum Arzt. Aus ehrlicher Seele geſprochen: ich habe Angſt. Ich fürchte mich jetzt, mit dir zu gehn.

Starſchenski: So ſage das eine: liebſt du Oginski jetzt nicht mehr?

Elga: Ich ſage: nein!

Starſchenski: Tot oder lebend iſt er dir gleich?

Elga: Er lebt nicht für mich! Er ſtirbt nicht für mich!

Starſchenski: So komm! —

Er hat ſie mit eiſernem Griff um das Handgelenk gefaßt und führt ſie mit ſich.

Sechſte Szene

Verwandlung. Das Gemach der erſten Szene, damals noch im alleinſtehenden Wartturm gelegen. Rechts und links vor dem verhangenen Bett hohe vergoldete Standleuchter mit unangezündeten Kerzen. Nacht, Mondſchein. Der Hausverwalter vor dem Bett mit einem langen, entblößten Schwert. Dortka kommt.

Dortka: Was iſt das für eine Nacht! — Biſt du hier, Timoska?

Der Hausverwalter: Ja. Was willſt du?

Dortka: Erlaucht, unſer Herr, ſchickt mich. Haſt du des Herrn Gebot verrichtet, ſoll ich dich fragen.

Der Hausverwalter: Ich denke wohl. Geh und ſage dem Herrn: der tote Wolf frißt kein lebendiges Schaf. — Du haſt hier nichts mehr zu ſuchen. Was ſtehſt du noch?

Dortka, zitternd: Verwalter, was haſt du vor?

Der Hausverwalter: Frage den Herrn.

Dortka: Mich grauſet's, wenn ich dich anſehe, ich weiß nicht, warum.

Der Hausverwalter: Ja, du haſt Grund zum Grauſen.

Dortka: Ich?

Der Hausverwalter: Ja, du.

Dortka: Was habe ich getan?

Der Hausverwalter: Dirne, du weißt es!

Dortka: Timoska, habe Erbarmen mit mir. Ich weiß es nicht.

Der Hausverwalter: Habt ihr Erbarmen gehabt mit meinem Herrn?

Dortka: Mit deinem Herrn, Timoska?

Der Hausverwalter: Was habt ihr aus ihm gemacht? Reich, jung und gütig vor wenig Tagen, iſt er heut alt, arm und voll Haß.

Dortka: Und ich? Mir gibſt du die Schuld?

Der Hausverwalter: Wahrlich nicht dir allein. Dir und der ganzen Brut! Ich haſſe die Laſcheks, ſie haben den Fluch.

Dortka: Was hab' ich doch mit den Laſcheks gemein? Der Herrin hab ich gedient, ſonſt nichts.

Der Hausverwalter: Sie iſt keine Herrin. Sie iſt eine Dirne, wie du!

Dortka: Es iſt nicht wahr. Die Leute lügen, wenn ſie das reden. Ihr ſeid verblendet: es iſt nicht wahr!

Der Hausverwalter: Wir wiſſen es. Sie iſt keine Herrin. Nein. Sie iſt ein Teufel. Sie war eine Dirne, als er die Bettlerin fand in den Straßen von Warſchau. Ein Ungeziefer, das er auflas und heimbrachte. Ich und Pani Marina wußten es. Sie ſteckte ihre Hände in ſeine Taſchen. Die Brüder ſteckten die Hände hinein. Ein Vampyr iſt ſie und trank ihm das Blut aus der Bruſt. Jetzt hebe dich weg, man kommt, errette dein Leben.

Dortka ab.

Starſchenski erſcheint in der Tür.

Starſchenski, nach rückwärts ſprechend: Es iſt nichts: doch komm herauf. Es iſt um einer nichtigen Sache willen, ich geb' es zu: aber komm herauf! —

Elgas Stimme: Ich gehe nicht weiter.

Starſchenski: Du kannſt nicht zurück! Es ſind Bewaffnete vor der Tür, du kannſt nicht zurück! Du ſetzeſt dein Leben aufs Spiel, wenn du ohne mich rückwärts gehſt. Komm getroſt herauf! Oder fürchteſt du dich?

Elga tritt ein im Mantel.

Elga, verbiſſen und feſt: Nein!

Starſchenski: Es iſt kalt dort unten. So iſt es recht. Es iſt hier wärmer. Haſt du geſehen? Es hat einen harten Froſt gegeben die

Nacht. Wir ſind über einen weißen Teppich von Blütenblättern gegangen durch den ganzen Garten, vom Schloß bis hierher. Biſt du jemals den Weg gegangen?

Elga, zu Timoska: Wer biſt du? Wer iſt der Mann, der dort ſteht?

Starſchenski: Komm, ich will dir den Mantel abnehmen. Der alte Timoska iſt es. Setze dich. — — Jawohl, es iſt ein ſeltſam dumpfes Gemach. Ich begreife wohl: unheimlich für jeden, der es zum erſtenmal betritt. Es iſt, als hätten hier ſeit dem Anfang der Welt Geſpenſter und nur Geſpenſter gehauſt. Du biſt noch niemals hier oben geweſen?

Elga: Du weißt es, ich bin hier oben geweſen, was fragſt du mich?!

Starſchenski: Ich wußte es nicht. Wie viel Mal wohl biſt du hier oben in dieſer verfluchten Kammer geweſen?

Elga, düſter, trotzig: Viele Male.

Starſchenski: Weißt du es auch, was hinter dem Vorhang iſt?

Elga: War ich hier oben, ſo weiß ich, was hinter dem Vorhang iſt.

Starſchenski: So ſage mir deutlich, was es iſt. Ich frage mit gutem Grund und erwarte die Antwort. — Du meinſt, daß ein Bett hinter dieſem Vorhang iſt?

Elga: Nun alſo, was ſonſt?

Starſchenski: Es iſt noch mehr! Kennſt du die Sage, die man ſich in den Hütten der Knechte, auf den Schlöſſern im Umkreis und auf der Gaſſe erzählt von dem alten Gemach und der Lagerſtatt?

Elga: Ich kenne ſie nicht und will ſie nicht wiſſen. Jetzt iſt es genug, ich gehe!

Starſchenski: Setze dich nicht in Gefahr, du weißt! Und bleib. Timoska wird dir die Sage erzählen. Der Alte kennt ſie.

Der Hausverwalter *beginnt laut und langſam ein Pergament abzuleſen:* Es lebte vor alten Zeiten ein treuer Mann und reicher Graf. Er lebte für ſich und in Frieden mit ſeiner erlauchten Mutter. Endlich aber hing er ſein Herz an ein Weib . . .

Starſchenski: Und habt ihr alles genau nach meinem Befehle verrichtet?

Der Hausverwalter: Aufs Wort genau.

Starſchenski: Sodaß auch das Letzte zu tun nicht mehr übrig bleibt?

Der Hausverwalter: Nein. Es iſt alles getan und nichts mehr übrig.

Starſchenski: Erzähle weiter.

Der Hausverwalter: Doch es war eine Grube voll Schlangen und kein Weib. Sie log und betrog ihn, der redlich und ohne Falſchheit war. Sie verriet ihn und überſchüttete ihn mit Schande.

Starſchenski: Wo tat ſie das?

Der Hausverwalter weiſt auf das Bett: Hier, Graf Starſchenski.

Starſchenski: Auf dieſem Lager, meinſt du?

Der Hausverwalter: Ja.

Elga: Wahnſinnig ſeid ihr! Zu Hilfe! Zu Hilfe! —

Sie preßt ſich, wie gejagt, zitternd an die Wand.

Starſchenski, ruhig: Pani Elga, ſei ſtill, es geſchieht dir nichts. — Entzünde die Lichter.

Der Hausverwalter: Ja, Herr, ſogleich. —

Er ſteckt die Kerzen der Standleuchter an.

Elga, wie irrſinnig, ſtarrt in die Lichter: Dortka! Oginski! Mich drückt ein Alb! Ich will nicht träumen! Weck mich, Dortka! Der Vorhang iſt ſchwarz! Warum ſah ich es nicht? Ich habe den Traum von den Leuchtern ſchon einmal geträumt. Warum weckſt du mich nicht? Ich will nicht träumen!

Starſchenski: Still, Herrin, ſtill, dir geſchieht kein Leid. Du träumſt auch nicht, Herrin, ſondern du wachſt. Doch lüge nicht! Lüge in dieſer furchtbaren Stunde nicht! Du biſt voll Makel! Du biſt nicht rein. Und dennoch: liebſt du Oginski nicht mehr — ſprich ein Wort!

Elga, faſt winſelnd, in wahnwitziger Angſt: Ich habe geſprochen, du glaubſt es mir nicht.

Starſchenski: Bei Gottes Liebe, wenn es Wahrheit iſt, ſo biſt du mir rein: dann tritt zu mir her — und ſei mein Weib!

In dieſem Augenblick, die Lichter ſind alle angezündet, geht auf einen Wink Starſchenskis der Vorhang auseinander, und man erblickt Oginski, erdroſſelt, auf dem Bette liegen. Elga, eben im Begriff, den Worten Starſchenskis zu folgen und zu ihm zu treten, wird beim plötzlichen Anblick des Toten von einer tiefen Starrheit erfaßt. Es ſcheint, als würde ſie, vollkommen willenlos, von dem Toten an ſich gezogen. Dumpf röchelnd wirft ſie ſich über die Leiche. Nach längerem Stillſchweigen beginnt Starſchenski mit veränderter, bewegter Stimme:

Starſchenski: Elga! —

Elga antwortet nicht.

Starſchenski, dringender und inniger, ſich ihr nähernd: Elga!

Elga fährt herum, haßerfüllt, wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt: Rühr ihn nicht an!

Starſchenski, begütigend, faſt flehentlich: Elga!

Elga richtet ſich langſam auf und weicht voll Haß, Grauen und Ekel vor ihm zurück. Dann bricht ſie los: Ich haſſe dich! Ich ſpeie dich an!

Eine tiefe Finſternis ſenkt ſich über den Raum. Man hört leiſe den Chorgeſang der Mönche, wie in der erſten Szene. Die Morgendämmerung dringt durch die Fenſter. Man unterſcheidet allmählich die Silhouette des deutſchen Ritters gegen den ſich langſam rötenden Morgenhimmel; ſonſt iſt das Gemach leer. Die ſchwarzen Vorhänge des leeren Bettes ſind geöffnet. Es pocht.

Der Ritter: Wer iſt da? Herein!

Der Diener tritt ein: Es iſt Zeit, daß wir abreiten, Herr, wir müſſen fort.

Der Ritter: Nun, Peter, du biſt mir willkommen. Hinaus! Aufs Pferd! Und hinein in die helle, lebendige Welt.

Der Diener: Sollen wir ohne Frühſtück abreiten? Die Brüder ſind bei der Frühmeſſe.

Der Ritter: Flugs hinaus! Ich möchte keinem der Brüder wieder begegnen! — Es hat mich einer von ihnen noch geſtern zur Nacht beſucht. Hinaus in die Frühe! Hinaus aufs Pferd! Es lag ein ſchwerer Alb auf mir, ſchwer bis zum Tod. Gott ſei uns gnädig! Ich werde noch lange an dieſe Nacht im Kloſter zurückdenken.

Ende

Den Bühnen gegenüber Manuſkript. Alle Rechte, beſonders das der Überſetzung, vorbehalten

Von dieſem Werke ſind 25 Exemplare auf echt Bütten abgezogen, in Ganzpergament gebunden und numeriert. Das Exemplar iſt zum Preiſe von 12 Mark direkt vom Verlage zu beziehen

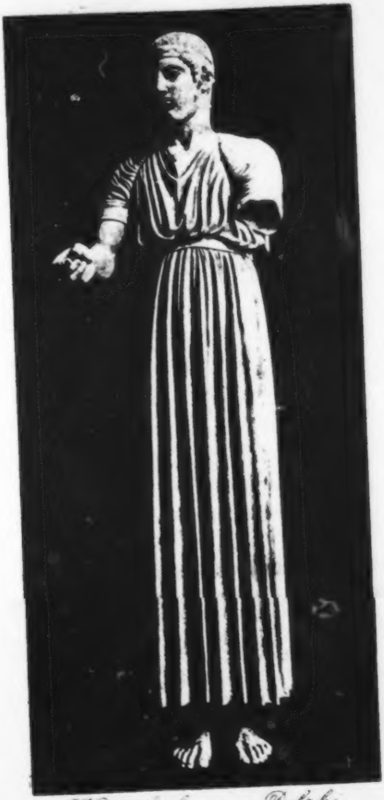
W. Drugulin, Leipzig

F. Kahlke

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER
ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN.

ERSTE BIS VIERTE AUFLAGE.

100 EXEMPL. SIND AUF HANDGESCHÖPFTEM
BÜTTENPAPIER ABGEZOGEN, NUMERIERT UND
IN GANZPERGAMENT GEBUNDEN; PREIS 15 M.
FÜR DAS EXEMPLAR.



Wagenlenker aus Delphi
(Nach einem Gipsabguss des Bronce-Originals)

GERHART HAUPTMANN

GRIECHISCHER FRÜHLING

1908
S.FISCHER/VERLAG/BERLIN

Xlg/48/861

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

HARRY GRAFEN KESSLER
GEWIDMET

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ich befinde mich auf einem Lloyddampfer im Hafen von Triest. Zur Not haben wir in Kabinen zweiter Klasse noch Platz gefunden. Es ist ziemlich ungemütlich. Allmählich läßt jedoch das Laufen, Schreien und Rennen der Gepäckträger nach und das Arbeiten der Krane. Man beginnt, sich zu Hause zu fühlen, fängt an sich einzurichten, seine Behaglichkeit zu suchen.

Eine Spießbürgerfamilie hat auf den üblichen Klappstühlen Platz genommen. Mehrmals ertönt aus ihrer Mitte das Wort „Phäakenland“. Erfüllt von einer großen Erwartung, wie ich bin, erzeugt mir Klang und Ausdruck des Wortes in diesem Kreise eine starke Ernüchterung. Wir schreiben den 26. März. Das Wetter ist gut: warme Luft, leichtes Gewölk am Himmel.

Ich nahm heute morgen im Hotel hinter einer sehr großen Fensterscheibe mein Frühstück ein, als, mit einem grünen Zweiglein im Schnabel, draußen eine Taube aus dem Mastenwalde des Hafens heran und nach oben, von links nach rechts, vorbeiflog. Dieses guten Vorzeichens mich erinnernd, fühle ich Zuversicht.

Wir entfernen uns nach einem seltsamen Manöver der „Salzburg“ von Triest. Die Gegenden sind ausgebrannt. Alle Färbungen der Asche treten hervor. Der Karst erscheint wie mit leichtem Schnee bedeckt. Viele gelbe und orangefarbene Segel ziehen über das Meeresblau. Die Maler sind entzückt und beschließen, zu längerem Aufenthalt gelegentlich zurückzukehren.

Es ist jetzt fünf Uhr. Seit etwa zwei Stunden sind wir unterwegs. Beinweiß zieht die nahe Strandlinie an uns vorüber. Wir haben zur linken das flache dalmatinische Land, ausgetrocknet, weit gedehnt, in braunrötlichen Färbungen. Beinweiß, wie von ausgebleichten Knochen errichtet, zeigen sich hie und da Städte und Ortschaften, zuweilen bedecken sie sanftgewölbte, braungrüne Hügel oder liegen auf dem braungrünen Teppich der Ebene. Mit scharfem Auge erkennt man fern weiße Spitzen des Velebitgebirges.

Allmählich werden diese Bergspitzen höher und der ganze Bergzug tritt deutlich hervor. Er ist schneebedeckt. Den Blick hinter mich wendend, bemerke ich: die Sonne steht noch kaum über dem Wasserspiegel, ist im Untergang. Der Mitreisenden bemächtigt sich jene Erregung, in die sie immer geraten, wenn die Stunde herannaht, wo sie die Natur zu bewundern verpflichtet sind. Bemühen wir uns, wahrhaftig zu sein! Der großartige, kosmische Vorgang hat wohl die Seelen der Menschen von je mit Schauern erfüllt, lange bevor das malerische Naturgenießen zur Mode geworden ist, und ich nehme an, daß selbst der naturfremde Durchschnittsmensch unserer Zeit, und besonders auf See, noch immer im Anblick des Sonnenunterganges auf ehrliche Weise wortlos ergriffen ist. Freilich hat sein Gefühl an ursprünglicher, abergläubischer Kraft bis auf schwächliche Reste eingebüßt.

Nach durchaus ruhiger Nacht setzt heut gegen fünf Uhr Vormittag Wind aus nordöstlicher Richtung ein. Ich merke, noch in der Kabine, bereits das leichte Stampfen und Rollen des Schiffes. Als erster von allen Passagieren bin ich an Deck. Ein grauer Dunst überzieht den Morgenhimmel. Das Meer ist nicht mehr lautlos: es rauscht. Schon überschlagen sich einzelne Wogen und bilden Kämme von weißem Gischt. Im Südosten beobachte ich eine düstere Wolkenbank und Wetterleuchten.

Die „Salzburg“ ist ein kleines, nicht gerade sehr komfortables Schiff. Die Matrosen sind eben dabei, das Deck zu reinigen. Sie spritzen aus einer „Schlauchspritze“ Wassermassen darüber hin, so daß ich fortwährend flüchten muß und auch so jeden Augenblick in Gefahr bleibe, durchnäßt zu werden. Es ist kein Tee zu bekommen, trotzdem ich, wärmebedürftig wie ich bin, mehrmals darum ersuche. Die Einrichtungen hier halten einen Vergleich mit dem norddeutschen Lloyd nicht aus.

„O, Tee, in eine Minute fertig", wiederholt der Steward eben wieder, nachdem etwa anderthalb Stunden Wartens vorüber sind.

Jetzt 7½ Uhr; volle Sonne und Seegang. Unter anderen Wohltaten einer Seereise ist auch die anzumerken, daß man während der Fahrt die ruhige und gesicherte Schönheit der großen Weltinseln wiederum tiefer würdigen lernt. Das Streben des Seefahrers geht auf Land. Statt vieler auseinanderliegender Ziele bemächtigt sich seine Sehnsucht nur dieses einen, wie wenige notwendig. Daher noch im Reiche des Idealen glückselige Inseln auftauchen und als letzte glückselige Ziele genannt werden.

Allerlei Vorgänge der Odyssee, die ich wieder gelesen habe, beschäftigen meine Phantasie. Der schlaue Lügner, der selbst

Pallas Athene belügt, gibt manches zu denken. Welche Partien des Werkes sind, außer den eingestandenermaßen erlogenen, wohl noch als erfunden zu betrachten, vom Genius des erfindungsreichen Odysseus? Etwa die ganze Kette von Abenteuern, deren unsterbliche Schönheit unzerstörbar besteht? Es kommen zweifellos Stellen vor, die unerlaubt aufschneiden; so diejenige, wo die Charybdis das Wrack des Odysseus einsaugt, während er sich in das Gezweige eines Feigenbaumes gerettet hat, und wo das selbe Wrack von ihm durch einen Sprung wieder erreicht wird, als es die See an die Oberfläche zurückgibt.

Die Windstärke hat zugenommen. Hie und da kommt ein Sprühregen über Deck. Regenbogenfarbene Schleier lösen sich von den Wellenkämmen. Rechts in der Ferne haben wir italienisches Festland. Ein kleines, scheinbar flaches Inselchen gibt Gelegenheit, das Spiel der Brandung zu beobachten. Zuweilen ist es, als sähen wir den Dampf einer pfeilschnell längs der

Klippen hinlaufenden Lokomotive. Weiße Raketen schießen überall auf, mitunter in so gewaltigem Wurf, daß sie, weißen Türmen vergleichbar, einen Augenblick lang stillstehen, bevor sie zusammenstürzen.

Ich lasse mir sagen, daß es sich hier nicht, wie Augenschein glauben macht, um eine Insel, sondern um eine Gruppe handelt: die Tremiti. Der freundliche Schiffsarzt Moser führt mich ins Kartenhaus und weist mir den Punkt auf der Schiffskarte. Auf den Tremiti halten die Italiener gewisse Gefangene, die im Inselbezirk bedingte Freiheit genießen.

Ein Dampfer geht zwischen uns und der Küste gleichen Kurs.

Allmählich sind wir dem Lande näher gekommen, bei schwächerem Wind und stärkerer Dünung. Das Wasser, wie immer in der Nähe von Küsten, zeigt hellgrüne Färbungen. Es gibt schwerlich eine reizvollere Art Landschaft zu genießen, als von der See aus, vom Verdeck eines Schiffes. Die Küsten, so gesehen, versprechen, was sie nie halten können. Die Seele des Schauenden ist so gestimmt, daß sie die Ländereien der Uferstrecken fast alle in einer phantastischen Steigerung, paradiesisch sieht.

Vieste, Stadt und malerisches Kastell, tauchen auf und werden dem Auge deutlich. Die Stadt zieht sich herunter um eine Bucht. Den Hintergrund bilden Höhenzüge, die ins Meer enden: zum Teil bewaldet, zum Teil mit Feldern bedeckt. Durch das Fernglas des Kapitäns erkenne ich vereinzelt gestellte Bäume, die ich für Oliven halte. Eine starke, alte Befestigungsmauer ist vom Kastell aus um die Bucht heruntergeführt. Es ist eigentümlich, wie märchenhaft der Anblick des Ganzen anmutet. Man erinnert sich etwa alter Miniaturen in Bilderhandschriften: Histoire des batailles de Judée, Teseïde oder an Ähnliches, man denkt an Schiffe von phantastischer Form im Hafen der Stadt, an Mauren, Ritter und Kreuzfahrer in ihren Gassen.

Jene, nicht allzuferne, uns Heutigen doch schon völlig fremde Zeit, wo der Orient in die abendländische Welt, wie eine bunte Welle, hineinschlug, jene unwiederbringliche Epoche, vielfältig ausschweifender, abenteuerlicher Phantastik — so ist man versucht zu denken — müsse in einer dem Gegenwartsblick so gespenstischen Stadt noch voll in Blüte stehen. Wetterwolken sammeln sich über dem hochgelegenen Kastell. Die See wogt wie dunkles Silber. Der Wind weht empfindlich kalt.

Homer in der Odyssee läßt den Charakter des Erderschütterers Poseidon durchaus nicht liebenswürdig erscheinen. Er ist es auch nicht. Er ist unzuverlässig; er hat unberechenbare Tücken. Ich empfinde die Seekrankheit, an der viele Damen und einige Herren leiden, als einen hämischen Racheakt. Der Gott übt Rache. In einer Zeit, wo er, verglichen mit ehemals, sich in seiner Macht auf eine ungeahnte Weise beschränkt und zur Duldung verurteilt sieht, rächt er sich auf die niederträchtigste Art. Ich stelle mir vor, er schickt einen aalartig-langen Wurm aus der Tiefe herauf, mit dem Kopf zuerst durch den Mund in den Magen des Seefahrers; aber so, daß der Kopf in den Magen gelangt, dort eingeschlossen, der Schwanz mittlerweile ruhig im Wasser hängen bleibt. Der Seefahrer fühlt diesen Wurm, den niemand sieht. Obgleich er ihn aber nicht sieht, so weiß er doch, daß er grün und schleimig ist, und endlos lang in die See hinunterhängt, und mit dem Kopfe im Magen festsitzt. Die schwierige Aufgabe bleibt nun die: den Wurm, der sich nicht verschlucken und auch nicht ausspucken läßt, aus dem Innern herauszubekommen.

Seltsam ist, daß Homer diesen göttlichen Kniff Poseidons unbeschrieben läßt, zumal er doch sonst im Gräßlichen keine Grenzen kennt und — von den vielerlei Todesarten, die er zur Darstellung bringt, abgesehen — einen verwandten Zustand, der dem Zyklopen Polyphem zustößt, so schildert:

„. . . . dem Rachen entstürzten mit Weine Stücke von Menschenfleisch, die der schnarchende Trunkenbold ausbrach.“

Eine Gesellschaft von Tümmlern zeigt sich hie und da augenblicksschnell überm Wasser in der Nähe des Dampfers. Der Tümmler, vom Seemann als Schweinfisch bezeichnet, ist ein Delphin, der im Mittelmeer wohl fast bei jeder Tagesfahrt gesichtet wird. Er ist ausgezeichneter Schwimmer und sehr gefräßig.

Wir verlieren die italienische Küste wieder mehr und mehr aus den Augen. Der Nachmittag schreitet fort durch monotone Stunden, wie sie bei keiner Seereise ganz fehlen. Regenböen gehen zuweilen über Deck. Ich finde einen bequemen Sitzplatz, einigermaßen geschützt vor dem Winde. Ich schließe die Augen. Ich versinke gleichsam in die Geräusche des Meeres. Das Rauschen umgibt mich. Das große, das machtvolle Rauschen, überall her eindringend, unwiderstehlich, erfüllt meine

Seele, scheint meine Seele selbst zu sein.

Ich gedenke früherer Seefahrten; darunter sind solche, die ich mit beklommener Seele habe machen müssen. Viele Einzelheiten stehen vor meinem innern Gesicht. Ich vergleiche damit meinen heutigen Zustand. Damals warf der große Ozean unser stattliches Schiff dreizehn Tage lang. Die Seeleute machten ernste Gesichter. Was ich selber für ein Gesicht gemacht habe, weiß ich nicht; denn was mich betrifft: ich erlebte damals stürmische Wochen auf zwei Meeren, und ich wußte genau, daß, wenn wir mit unserem bremensischen Dampfer auch wirklich den Hafen erreichen sollten, dies für mein eigenes, gebrechliches Fahrzeug durchaus nicht der Hafen sei.

Ich erwäge plötzlich mit einem gelinden Entsetzen, daß ich mich nun doch noch auf einer Reise nach jenem Lande befinde, in das es mich schon mit achtzehn Jahren hyperion-sehnsüchtig zog. Zu jener Zeit erzwang ich mir einen Aufbruch dahin, aber die Wunder der italienischen Halbinsel verhinderten mich, mein Ziel zu erreichen. Nun habe ich, das Versäumte nachzuholen: in 26 Jahren zuweilen gehofft, zuweilen nicht mehr gehofft, zuweilen gewünscht, zuweilen auch nicht mehr gewünscht; einmal die Reise geplant, begonnen und liegen gelassen. Und ich gestehe mir ein, daß ich eigentlich niemals an die Möglichkeit ernstlich geglaubt habe, das Land der Griechen mit Augen zu sehen. Noch jetzt, indem ich diese Notizen mache, bin ich mißtrauisch!

Ich kenne übrigens keine Fahrt, die etwas gleich Unwahrscheinliches an sich hätte. Ist doch Griechenland eine Provinz jedes europäischen Geistes geworden; und zwar ist es noch immer die Hauptprovinz. Mit Dampfschiffen oder auf Eisenbahnen hinreisen zu wollen, erscheint fast so unsinnig, als etwa in den Himmel eigener Phantasie mit einer wirklichen Leiter steigen zu wollen.

Es ist sechs Uhr und die Sonne eben im Untergehen. Der Schiffsarzt erzählt mancherlei und kommt auf die Sage vom grünen Strahl. Der grüne Strahl, den gesehen zu haben Schiffsleute mitunter behaupten, erscheint in dem Augenblick, ehe die Abendsonne ganz unter die Wasserlinie tritt. Ich weiß nicht, welche Fülle rätselhaften Naturempfindens diese schöne Vorstellung in mir auslöst. Die Alten, erklärt uns ein kleiner Herr, müßten den grünen Strahl gekannt haben; der Name des ägyptischen Sonnengottes bedeute ursprünglich: grün. Ich weiß nicht, ob es sich so verhält, aber ich fühle in mir eine Sehnsucht, den grünen Strahl zu erblicken. Ich könnte mir einen reinen Toren vorstellen, dessen Leben darin bestünde, über Länder und Meere nach ihm zu suchen, um endlich am Glanz dieses fremden, herrlichen Lichtes unterzugehen. Befinden wir uns vielleicht auf einer ähnlichen Pilgerfahrt? Sind wir nicht etwa Menschen, die das Bereich ihrer Sinne erschöpft haben, nach andersartigen Reizen für Sinne und Übersinne dürsten?

Jedenfalls ist der kleine Herr, durch den wir über den grünen Strahl belehrt wurden, ein seltsamer Pilgersmann. Das putzige Männchen reist in Schlafschuhen. Sein ganzes Betragen und Wesen erregt zugleich Befremden und Sympathie. Wohl über die fünfzig hinaus an Jahren, mit bärtigem Kopf, rundlicher Leibesfülle und kurzen Beinchen, bewegt er sich in seinen Schlafschuhen mit einer bewunderungswürdigen, stillvergnügten Gelenkigkeit. Ich habe ihn auf der Regenplane, von der die verschlossene Öffnung des Schiffsraums überzogen ist, in wahrhaft akrobatischen Stellungen bequem seine Reisebeobachtungen anstellen sehen. Zum Beispiel: er saß wie ein Türke da; indessen die Gleichgültigkeit, mit der er die unwahrscheinlichste Lage seiner Beinchen behandelte, hätte Theodor Amadeus Hoffmann stutzig gemacht. Übrigens trug er Wadenstrümpfe und Kniehosen, Lodenmantel und einen kleinen, verwegenen Tirolerhut. Mitunter machte er mitten am Tage astronomische Studien, wobei er, das Zeißglas gegen den Himmel gerichtet, die Kniee in unbeschreiblicher Weise voneinander entfernt, die Fußsohlen glatt aneinander gelegt, auf dem Rücken lag.

Wir gleiten nun schon geraume Weile unter den Sternen des Nachthimmels. Ein Schlag der Glocke, die vorn auf dem Schiff angebracht ist, bedeutet Feuer rechts. Der Leuchtturm von Brindisi ist gesichtet. Nach und nach treten drei Blinkfeuer von der Küste her abwechselnd in Wirkung. Drei neue Glockenzeichen des vorn Wachthaltenden Matrosen ertönen. Sie bedeuten: Schiff in Fahrtrichtung uns entgegen. Ich habe mich so aufgestellt, daß ich die Spitze des großen Vordermasts über mir feierlich schwanken und zwischen den Sternen unaufhaltsam fortrücken sehe. Erst gegen zehn Uhr erreichen wir die enge Hafeneinfahrt von Brindisi, durch die wir, an einem Gespensterkastell vorüber, im vollen Mondlicht langsam gleiten.

Die Bewohner der Stadt scheinen schlafen gegangen zu sein. Die Hafenstraßen sind menschenleer. Treppen und Gäßchen zwischen Häusern, hügelan führend, sind ebenfalls ausgestorben. Kein Laut, nicht einmal Hundegebell, ertönt. Wir erkennen im Mondlicht und im Scheine einiger wenigen Laternen Säulenreste antiker Bauwerke. Brindisi war der südliche Endpunkt der via Appia.

Unglaublich groß wirkt das Schiff in dem kleinen, teichartigen Hafen. Aber, so groß es ist, macht es mit vieler Vorsicht am Kai fest, und erst als es fast ganz ruhig liegt, ist es bemerkt worden. Jetzt werden auf einmal die Straßen belebt. Und schon sind wir nach wenigen Augenblicken vom italienischen Lärm umgeben. Die Polizei erscheint an Bord. Wagen mit Passagieren rasseln von den Hotels heran. Drei Mandoline zupfende, alte Kerle haben sich auf Deck verpflanzt, die den Gesang einer sehr phlegmatischen Mignon begleiten.

Die Nacht liegt hinter mir. Es ist sechs Uhr früh und der 28. März. Wir sind dicht unter Land, und die Sonne tritt eben hinter den ziemlich stark beschneiten Spitzen über die höchste Erhebung des Randgebirges von Epirus voll hervor. Wenig Stratusgewölk liegt über der blauen Silhouette der Küste. Übrigens hat der Himmel Scirocco-Charakter. Streifen und verwaschene Wolkenballen unterbrechen das Himmelsblau. Das Licht der Sonne scheint blaß und kraftlos. Die Luft weht erkältend, ich spüre Müdigkeit.

Ich betrete den Speisesaal der „Salzburg". An drei Tischen ist das Frühstück vorbereitet. Dazwischen, auf der Erde, liegen Passagiere. Einige erheben sich, noch im Hemd, von ihren Matratzen und beginnen die Kleider anzulegen. Ein großes Glasgefäß mit den verschmierten Resten einer schwarzbraunen Fruchtmarmelade steht in unappetitlicher Nähe. Der Löffel steckt seit Beginn der Reise darin.

Es ist hier alles schon Asien, bedeutet mich ein Mitreisender. Ich kann nicht sagen, daß ich besonders von diesen Übelständen berührt werde, weiß ich doch, daß Korfu, die erste Etappe der Reise, nun bald erreicht ist. Außerdem flüchtet man, nachdem man in Eile etwas Kaffee und Brot genossen hat, wieder an Deck hinaus. Die Berge der Küste, nicht höher als die, von denen etwa Lugano umgeben ist, sind noch mit einigem Schnee bestreut und ähneln ihnen, braunrötlich und kahl, durchaus. Durch diese Gebirge erscheint das Hinterland wie durch einen gigantischen Wall vor dem Meere geschützt.

Man hat jetzt nicht mehr das Gefühl, im offenen Meere zu sein, sondern wir bewegen uns in einer sich mehr und mehr verengenden Wasserstraße. Überall tauchen Küsten und Inseln auf, und nun zur Rechten bereits die Höhen von Korfu.

Noch immer schweben mit Gelächter oder Geläut begleitende Möven über uns.

Je länger und näher wir an dem nördlichen Rande von Korfu hingleiten, um so fieberhafter wird das allgemeine Leben an Deck. In schöner Linie langsam ansteigend, gipfelt das Eiland in zwei Spitzen, sanft darnach wieder ins Meer verlaufend. Wieder bemächtigt sich unser jenes Entzücken, das uns eine Küsten-Landschaft bereitet, die man vom Meere aus sieht. Diesmal ist es in mir fast zu einem inneren Jubel gesteigert, im Anblick des schönen Berges, den wir allmählich nach Süden umfahren, und der seine von der Morgensonne beschienenen Abhänge immer deutlicher und verlockender ausbreitet. Ich sage mir, dieses köstliche, fremde Land wird nun auf Wochen hinaus — und Wochen bedeuten auf Reisen viel! — für mich eine Heimat sein.

Was mir bevorsteht, ist eine Art Besitzergreifen. Es ist keine unreale, materielle Eroberung, sondern mehr. Ich bin wieder jung. Ich bin berauscht von schönen Erwartungen, denn ich habe von dieser Insel, solange ich ihren Namen kannte, Träume geträumt.

Es ist zehn Uhr. Wir befinden uns nun in einer wahrhaft phäakischen Bucht. Drepane, Sichel, hieß die Insel im ältesten Altertum, und wir sind in dem Raume der inneren Krümmung. Aber das Jonische Meer ist hier einem weiten, paradiesischen Landsee ähnlich, weil auch der offene Teil der Sichel durch die epirotischen Berge hinter uns scheinbar geschlossen ist.

Ich vermag vor Kopfneuralgien kaum aus den Augen zu sehen. Ich bin insofern ein wenig enttäuscht, als unser Hotel rings von den Häusern der Stadt umgeben ist und es nicht leicht erscheint, zu jenen einsamen Wegen durchzudringen, die mich vom Schiff aus anlockten und die für meine besondere Lebensweise so notwendig sind. Ein kurzer Gang durch einige Straßen von Korfu, der Stadt, zwingt mich, die

Bemerkung zu machen, daß hier viele Bettler und Hunde sind. Eine bettelnde Korfiotin, ein robustes Weib in griechischer Tracht, das Kind auf dem Arm, geht mich um eine Gabe an, und ich vermag den feurigen Blicken ihrer beiden flehenden Augen mein hartes Herz nicht erfolgreich entgegenzusetzen.

Ich sehe die ersten griechischen Priester, die im Schmuck ihrer schwarzen Bärte, Talare und hohen, röhrenförmigen Kopfbedeckungen Magiern ähneln, auf Plätzen und Gassen herumstreichen. Die nicht sehr zahlreichen Fremden gehen mit eingezogenen Köpfen umher, es ist ziemlich kalt. Im oberen Stock eines Hauses wird Schule gehalten. Die Kinder, im Innern des Zimmers, singen. Die Lehrer gucken lachend und lebhaft schwatzend zum Fenster heraus. Die Stimmen der Singenden haben mehr einen kühlen, deutschen Charakter und nicht den feurigen, italienischen, an den man im Süden gewöhnt ist. Zuweilen singt einer der Lehrer zum offenen Fenster heraus lustig mit.

Die Stadt Korfu ist in ihrem schöneren Teil durch einen sehr breiten, vergrasten Platz von der Bucht getrennt. Es ist außerordentlich angenehm, hier zu lustwandeln. Ein Capodistria-Denkmal und ein marmornes Rundtempelchen verlieren sich fast auf der weiten Grasfläche. Nach dem Meer hin läuft sie in eine Felszunge aus, die alte Befestigungen aus den Zeiten der Venezianer trägt. Ich begegne kaum einem Menschen. Die Morgensonne liegt auf dem grünen Plan, ein Schäfchen grast nicht weit von mir. Ein Truthahn dreht sich und kollert in der Nähe der langen Hausreihe, deren zahllose Fenster geöffnet sind und den Gesang von — ich weiß nicht wie vielen! — Harzer Rollern in die erquickende Luft schicken.

Wir unternehmen am Nachmittag eine Fahrt über Land; es ist in der Luft eine außerordentlich starke Helligkeit. Figi d'India-Kakteen säumen mauerartig die Straße. Wir sehen violette Anemonen unten am Wegrand, Blumen von neuem und wunderbarem Reiz. Warum will man den Blumen durchaus Eigenschaften von Tieren oder von Menschen andichten und sie nicht lieber zu Göttern machen? Diese kleinen göttlichen Wesen, deren köstlicher Liebreiz uns immer wieder Ausrufe des Entzückens entlockt, zeigen sich in um so größeren Mengen, je mehr wir uns von der Küste entfernen, ins Innere des Eilands hinein.

Der Blick weitet sich bald über Wiesen mit saftig grünen, aber noch kurzen Gräsern, die fleckweise wie beschneit von Margueriten sind. In diesen fast nordischen Rasenflächen stehen Zypressen vereinzelt da und eine südliche Bucht, der Lago di Caliciopolo lacht dahinter auf. In der Straße, die eben diese Bucht mit dem Meere verbindet, erhebt sich ein kleiner, von Mauern und Zypressen gekrönter Fels. Die Mauern bilden ein Mönchskloster. Ponticonisi oder Mausinsel heißt das Ganze, wovon man behauptet, es sei das Phäakenschiff, das, nachdem es Odysseus nach seiner Heimat geleitet hatte, bei seiner Rückkehr, fast schon im Hafen, von Poseidon zu Stein verwandelt worden ist.

Wiesen und umgeworfene Äcker begleiten uns noch. Vollbusige, griechische Frauen, in bunter Landestracht, arbeiten in den Feldern. Kleine, zottelige, unglaublich ruppige Gäule grasen an den Rainen und zwischen Olivenbäumen, an steinigen Abhängen. Auf winzigen Eselchen sind große Lasten gelegt, und der Treiber sitzt auf der Last oder hinter der Last noch dazu.

Wir nähern uns mehr und mehr einem Berggebiet. Die Ölwälder geben der Landschaft einen ernsten Charakter. Die tausendfach durchlöcherten Stämme der alten Bäume sind wie aus glanzlosem Silber geflochten. Im Schutze der Kronen wuchert Gestrüpp und ein wildwachsender Himmel fremdartiger Blüten auf.

Das Achilleion der Kaiserin Elisabeth ist auf einer Höhe errichtet, in einer Eiland und Meer beherrschenden Lage. Der obere Teil des Gartens ist ein wenig beengt und kleinlich, besonders angesichts dieser Natur, die sich um ihn her in die Tiefen ausbreitet. Und jener Teil, der zum Meere hinuntersteigt, ist zu steil. Von erhabener Art ist die Achillesverehrung der edlen Frau, obgleich dieser Zug, durch Künstler der Gegenwart, würdigen Ausdruck hier nicht gefunden hat. Das Denkmal Heines, eine halbe Stunde entfernt, unten am Meere, können wir, weil es bereits zu dunkeln beginnt, nicht mehr besuchen.

Die unvergleichlich Edele unter den Frauengestalten jüngster Vergangenheit, die, nach ihresgleichen in unserem Zeitalter vergeblich suchend, einsam geblieben ist, vermochte natürlicherweise den kunstmäßigen Ausdruck ihrer Persönlichkeit nicht selbst zu finden. Und leider schufen Handlangernaturen auch hier nur wieder im ganzen und großen den Ausdruck desselben, dem sie entfliehen wollte. Und nur der Platz, die Welt, der erhabene Glanz und Ernst, in den sie entfloh, legt von diesem Wesen noch gültiges Zeugnis ab.

Wir schreiben den 30. März. Helle, warme Sonne, blendendes Licht überall. Der Morgen ist heiter, erfrischend die Luft. Die Stadt ist erfüllt vom Geschrei der Ausrufer. Viele Menschen liegen jetzt, gegen 9 Uhr früh, am Rande eines kleinen, öffentlichen Platzes umher und sonnen sich. Eine ganze Familie ist zu beobachten, die sich an eine Gartenmauer gelagert hat, in einem sehr notwendigen Wärmebedürfnis wahrscheinlich, da die Nächte kalt und die Keller, in denen die Armen hier wohnen, nicht heizbar sind. Sie genießen die Strahlen der Sonne mit Wohlbehagen, wie Ofenglut. Dabei zeigt sich die Mutter insofern ganz ungeniert durch die Öffentlichkeit, als sie, gleich einer Äffin, in den verfilzten Haaren ihres Jüngsten herumfingert, sehr resolut, obgleich der kleine Gelauste schrecklich weint.

Am Kai der Kaiserin Elisabeth steigert

sich der Glanz des Lichtes noch, im Angesichte der schönen Bucht. Das Kai ist eine englische Anlage und die Nachmittagspromenade der korfiotischen Welt. Es wird begleitet von schönen Baumreihen, die, wo sie nicht aus immergrünen Arten gebildet sind, erstes, zartes Grün überzieht. Junge Männer haben Teppiche aus den Häusern geschleppt und auf dem Grase zwischen den Stämmen ausgebreitet. Ein scheußliches, altes, erotomanisches Weib macht unanständige Sprünge in den heiteren Morgen hinein. Sie schreit und schimpft: die Männer lachen, verspotten sie gutmütig. Sie kratzt sich mit obscöner Gebärde, bevor sie davongeht und hebt ihre Lumpen gegen die Spottlustigen.

Ich habe jetzt nicht mehr die tiefblaue, köstlich blinkende Bucht zur Linken, mit den weißen Zelten der albanesischen Berge dahinter, sondern ein großes Gartengebiet, und wandere weiter, meist unter Ölbäumen, bis Ponticonisi dicht unter mir liegt. Von hier gegenüber mündet ein kleines Flüßchen ins Meer und man will dort die Stelle annehmen, wo Odysseus zuerst ans Ufer gelangte und Nausikaa ihm begegnet ist.

Goethes Entwurf zur Nausikaa begleitet mich.

„Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geschrei, ein laut Gespräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens.
Hier seh ich niemand! Scherzen durchs Gebüsch
Die Nymphen? oder ahmt der frische Wind,
Durchs hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
Zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?"

Ich meine, wenn dieses anziehende Fragment die starke Liebe wieder erweckt, oder eine ähnlich starke, wie im Herzen seines Dichters war, so kann dies kein Grund zum Vorwurf sein. Auch dann nicht, wenn diese Liebe das Fehlende, das Ungeborene, zu erkennen vermeint, oder gar zu ergänzen unternimmt. Dieser gelassene Ton, der so warm, stark, richtig und deutsch ist, wird meist durchaus mißverstanden. Man nimmt ihn für kühl und vergißt auch in der Sprache der Iphigenie die „by very much more handsome than fine“ ist, die alles durchdringende Herzlichkeit.

Der Rückweg nach der Stadt führt zwischen wahre Dickichte von Orangen, Granaten und Himbeeren. Eukalyptusbäume mit großgefleckten Stämmen von wunderbarer Schönheit begegnen. Hie und da wandeln Kühe im hohen Gras unter niedrig gehaltenen Orangenpflanzungen. Steinerne Häuschen, Höhlen der Armut, bergen sich inmitten der dichten Gärten. Kinder betteln mit Fröhlichkeit, starrend von Schmutz.

Immer weiter zwischen verwilderten Hekken, mit Blüten bedeckten, schreiten wir. Ich bemerke, außer vielen Brombeeren, dickstämmigen, alten Weißdorn. Marguerits, wie Schnee über Wegrändern und Wiesen, bilden weiße, liebliche Teppiche des Elends. Erbärmliche Höfe sind von Aloepflanzen eingehegt, über deren Stacheln unglaubliche

Lumpen zum Trocknen gebreitet sind, und in der Nähe solcher Wohnstätten riecht es nach Müll. Ich sehe nur Männer bei der Feldarbeit. Die Weiber faulenzen, liegen im Dreck und sonnen sich.

Ein griechischer Hirt kommt mir entgegen, ein alter, bärtiger Mann. Die ganze Erscheinung ist wohlgepflegt. Er trägt kretensische Tracht, ein rockartiges, blaues Beinkleid, zwischen den Beinen gerafft, Schnabelschuh', die Waden gebunden, ein blaues Jäckchen mit Glanzknöpfen, dazu einen strohenen Hut. Fünf Ziegen, nicht mehr, trotten vor ihm hin. Er klappert mit vielen kleinen Blechkannen, die, an einem Riemen hängend, er mit sich führt.

Ein frischer Nordwest hat eingesetzt, jetzt, am Nachmittag. Zwei alte Albanesen, dazu ein Knabe, schreiten langsam über die Lespianata. Einer der würdigen Weißbärte trägt über zwei Mänteln den dritten, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hat. Der unterste Mantel ist von hellerem Tuch, der zweite blau, der dritte über und über bedeckt mit langen, weißlichen Wollzotteln, ähnlich dem Ziegenhaar. Der Sauhirt Eumäus fällt mir ein und die Erzählung des Bettlers Odysseus von seiner List, durch die er nicht nur von Thoas, dem Sohne Andrämons, den Mantel erhielt, sondern auch von Eumäus.

Es scheint, daß die Zahl der Mäntel den Wohlstand ihrer Träger andeutet. Denn auch der zweite dieser imponierenden Berghirten hat drei Mäntel übergeworfen. Dabei tragen sie weiße Wollgamaschen und graulederne Schnabelschuh'. Jeder von ihnen überdies einen ungeschälten, langen Stab. Der Knabe trägt ein rotes Fez. Die Schnäbel seiner roten Schuhe sind länger, als die der Alten und jeder mit einer großen, schwarzen Quaste geziert.

Die Hafenstraßen zeigen das übliche Volksgetriebe. Die Läden öffnen sich auf schmale, hochgelegene Lauben, aus denen man in das Menschengewimmel der engen Gäßchen hinuntersieht. Ein Mann trägt

Fische mit silbernen Schuppen auf dem flachen Handteller eilend an mir vorbei. Junge Schafe und Ziegen hängen, ausgeweidet und blutend, vor den Läden der Fleischer. Über der Tür einer Weinstube voll riesiger Fässer sind im Halbkreis Flaschen mit verschieden gefärbtem Inhalt an Schnüren ausgehängt. Man hat schlechte Treppen, übelriechende Winkel zu vermeiden, vertierten Bettlern aus dem Wege zu gehn.

Einer dieser Bettler nähert sich mir. Er überbietet jeden sonstigen, europäischen Eindruck dieser Art. Seine Augen glühen über einem sackartigen Lumpen hervor, mit dem er Mund, Nase und Brust vermummt hat. Er hustet in diese Umhüllung hinein. Er bleibt auf der Straße stehen und hustet, krächzt, pfeift mit Absicht, um aufzufallen, sein fürchterliches Husten minutenlang. Es ist schwer, etwas so Abstoßendes vorzustellen, als dieses verlauste, unflätige, barfüßige und halbnackte Gespenst.

Ich verbringe die Stunde um Sonnenuntergang in dem schönen, verwilderten Garten, der dem König von Griechenland gehört. Es ist eine wunderbare Wildnis von alten Zypressen-, Oliven- und Eukalyptusbäumen, ungerechnet alle die blühenden Sträucher, in deren Schatten man sich bewegt. Vielleicht wäre es schade, wenn dieser Garten oft vom König besucht würde, denn bei größerer Pflege müßte er vieles verlieren von dem Reiz des Verwunschenen, der ihm jetzt eigen ist. Die Riesenbäume schwanken gewaltig im Winde und rauschen dazu: ein weiches, aufgestörtes Rauschen, in das sich der eherne Ton des Meeres einmischt.

Wie ich heute morgen das Fenster öffne, ist die Sonne am wolkenlosen Himmel längst aufgegangen. Ich bemerke, daß alles in einem fast weißen Lichte unter mir liegt: die Straßen und Dächer der Stadt, der Himmel, die Landschaft mit ihren Wiesen, Olivenwäldern und fernen Bergen. Als ich aus dem Hotel trete, muß ich die Augen fast schließen, und lange, während ich durch den nördlichen Stadtteil Korfus hinauswandere, suche ich meinen Weg blinzelnd.

Die Vorstadt zeigt das übliche Bild. Auf kleinen Eselchen sitzen Reiter, so groß, daß man meint, sie könnten ihr Reittier mühelos in die Tasche stecken. Ruppige Pferdchen, braunschwarz oder schwarz, mit Schweifen, die bis zur Erde reichen, tragen allerlei tote Lasten und lebende Menschen dazu. Vor ihren zumeist einstöckigen Häusern hocken viele Bewohner und sonnen sich. Eine junge Mutter säugt, auf ihrer Türschwelle sitzend, ihr jüngstes Kind und laust es zugleich, in aller Behaglichkeit und Naivetät. Die weißen Mauerflächen werfen das Licht zurück und erzeugen Augenschmerzen.

Ich komme nun in die Region der Weiden und Ölgärten. Auf einer ebenen Straße, die stellenweise vom Meere bespült, dann wieder durch sumpfige Strecken oder Weideland vom Rande der großen, inneren Bucht getrennt ist. Ich ruhe ein wenig, auf einem Stück Ufermauer am Ausgang der Stadt. Die Sonne brennt heiß. Von den angrenzenden Hügeln steigt ein albanesischer Hirte mit seinen Schafen zur Straße herunter: trotz der Wärme trägt er seine drei Mäntel, oben den fließartigen, über die Schultern gehängt. Ein sehr starkes und hochbeiniges Mutterschwein kommt aus der Stadt und schreitet hinter seinen Ferkeln an mir vorüber. Es folgt ein Eber, der kleiner ist.

Es ist natürlich, wenn ich auch hier wieder an Eumäus denke, den göttlichen Hirten, eine Gestalt, die mir übrigens schon seit längerer Zeit besonders lebendig ist. Eigentümlicherweise umgibt das Tier, dessen Pflege und Zucht ihm besonders oblag, noch heute bei uns auf dem Lande eine Art alter Opferpoesie. Es ist das einzige Tier, das von kleinen Leuten noch heute, nicht ohne große festliche Aufregung, im Hause geschlachtet wird. Das Barbarische liegt nicht in der naiven Freude an Trunk und Schmaus; denn die homerischen Griechen, gleich den alten Germanen, neigten zur Völlerei. Metzgen, essen, trinken, gesundes Ausarbeiten der Glieder im Spiel, im Kampfspiel zumeist, das alles im Einverständnis mit den Himmlischen, ja in ihrer Gegenwart, war für griechische wie für germanische Männer der Inbegriff jeder Festlichkeit.

Es liegt in dem Eumäus-Idyll eine tiefe Naivetät, die entzückend anheimelt. Kaum ist irgendwo im Homer eine gleiche menschliche Wärme zu spüren wie hier. Es wäre vielleicht von dieser Empfindung aus nicht unmöglich, dem ewigen Gegenstande ein neues, lebendiges Dasein für uns zu gewinnen.

Es ist nicht durchaus angenehm, außer zum Zweck der Beobachtung, durch diese weiße, stauberfüllte Vorstadt zurück den Weg zu nehmen. Unglaublich, wieviele Murillosche Kopfreinigungen man hier öffentlich zu sehen bekommt! Es ist glühend heiß. Scharen von Gänsen fliegen vor mir auf und vermehren den Staub, ihn, die weite Straße hinabfliegend, zu Wolken über sich jagend. Hochrädrige Karren kommen mir entgegen. Hunde laufen über den Weg: Bulldoggen, Wolfshunde, Pintscher, Fixköter aller Art! Gelbe, graue und schwarze Katzen liegen umher, laufen, fauchen, retten sich vor Hunden auf Fensterbrüstungen. Eselchen schleppen Ladungen frischgeflochtener Körbe, die den Entgegenkommenden das Ausweichen fast unmöglich machen. Eine breitgebaute, griechische Bäuerin drückt, im bildlichen Sinne, wie sie pompös einherschreitet, ihre Umgebung an die Wand. Bettler, mit zwei alten Getreidesäcken bekleidet, den einen unter den Achseln um den Leib geschlungen, den andern über die Schultern gehängt wie ein Umschlagetuch, sprechen die Inhaber ärmlicher Läden um Gaben an. Ein junger Priesterzögling von sehr gepflegtem Äußeren, mit schwarzem Barett und schwarzer Sutane, ein Jüngling, der schön wie ein

Mädchen ist, von einem gemeinen Manne, dem Vater oder Bruder begleitet, geht mir entgegen. Der Arm des Begleiters ist um die Schultern des Priesters gelegt, dessen tiefschwarz glänzendes Haar im Nacken zu einem Knoten geflochten ist. Weiber und Männer blicken ihm nach.

Heute entdecke ich eigentlich erst den Garten des Königs und seine Wunder. Ich nehme mir vor, von morgen ab mehrere Stunden täglich hier zuzubringen. Seit längerer Zeit zum ersten Male genieße ich hier jene köstlichen Augenblicke, die auf Jahre hinaus der Seele Glanz verleihen, und um derentwillen man eigentlich lebt. Es dringt mir mit voller Macht ins Gemüt, wo ich bin, und daß ich das Jonische Meer an den felsigen Rändern des Gartens brausen höre.

Wir haben heute den 1. April. Meine Freunde, die Maler sind, und ich, haben uns am Eingange der Königsvilla von einander getrennt, um, jeder für sich, in dem weiten, verwilderten Gartenbereich auf Entdeckungen auszugehen. Es ist ein Morgen von unvergleichlicher Süßigkeit. Ich schreibe, meiner Gewohnheit nach, im Gehen, mit Bleistift diese Notizen. Mein Auge weidet. Das Paradies wird ein Land voll ungekannter, köstlicher Blumen sein. Die herrlichen Anemonen Korfus tragen mit dazu bei, daß man Ahnungen einer andern Welt empfindet. Man glaubt beinahe, auf einem fremden Planeten zu sein.

In dieser eingebildeten Loslösung liegt eine große Glückseligkeit.

Ich finde nach einigem Wandern die Marmorreste eines antiken Tempelchens. Es sind nur Grundmauern; einige Säulentrommeln liegen umher. Ich lege mich nieder auf die Steine, und eine unsägliche Wollust des Daseins kommt über mich. Ein feines, glückliches Staunen erfüllt mich ganz, zunächst fast noch ungläubig, vor diesem nun Ereignis gewordenen Traum.

Weniger um etwas zu schaffen, als vielmehr um mich ganz einzuschließen in die Homerische Welt, beginne ich ein Gedicht zu schreiben, ein dramatisches, das Telemach, den Sohn des Odysseus, zum Helden hat. Umgeben von Blumen, umtönt von lautem Bienengesumm, fügt sich mir Vers zu Vers, und es ist mir allmählich so, als habe sich um mich her nur mein eigener Traum zu Wahrheit verdichtet.

Die Lage des Tempelchens am Rande der Böschung, hoch überm Meer, ist entzückend; alte, ernste Oliven umgeben in einiger Ferne die Vertiefung, in die es gestellt ist. Welchem Gotte, welchem Heros, welchem Meergreise, welcher Göttin oder Nymphe war das Tempelchen etwa geweiht, das in das grüne Stirnband der Uferhöhe eingeflochten, dem nahenden Schiffer entgegenwinkte? diese kleine, schweigende Wohnung der Seligen, die, Weihe verbreitend, noch heute das Rauschen der Ölbäume, das schwelgerische Summen der Bienen, das Duftgewölke der Wiesen als ewige Opfergaben entgegennimmt. Die kleinen, blinkenden Wellen des Meeres ziehen, vom leisen Ost bewegt, wie in himmlischer Prozession heran, und es ist mir, als wäre ich nie etwas anderes, als ein Diener der unsterblichen Griechengötter gewesen.

Ich weiß nicht, wie ich auf die Vermutung komme, daß unterhalb des Tempelchens eine Grotte und eine Quelle sein müsse. Ich steige verfallene Stufen tief hinab und finde beides. Quellen und Grotten münden auf grüne von Marguerits übersäte Terrassen, in ihrer versteckten Lage von süßestem Reiz. Ich bin hier, um die Götter zu verehren, zu lieben und herrschen zu machen über mich. Deshalb pflücke ich Blumen, werfe sie in das Becken der Quelle, zu den Najaden und Nymphen flehend, den lieblichen Töchtern des Zeus.

Ein brauner, schwermütiger Sonnenuntergang. Wir finden uns an die Schwermut norddeutscher Ebenen irgendwie erinnert. Es ist etwas Kühles in Licht und

Landschaft, das vielleicht deutlicher vorstellbar wird, wenn man es unitalienisch nennt. Das Landvolk, obgleich die Bäuerinnen imposant und vollbusig sind und von schöner Rasse, erscheint nach außen hin temperamentlos, im Vergleich mit Italien, und zwar trotz des italienischen Einschlags. Es kommt uns vor, als wäre das Leben hier nicht so kurzweilig, wie auf der italienischen Halbinsel.

Die griechische Bäuerin hat durchaus den graden, treuherzigen Zug, der den Männern hier abgeht, und den man als einen deutschen gern in Anspruch nimmt. Sinnliches Feuer scheint ebenso wenig Ausdruck ihrer besonderen Art zu sein, als bei den homerischen Frauengestalten. Überhaupt erscheinen mir die homerischen Zustände den frühen germanischen nicht allzu fern stehend. Der homerische Grieche ist Krieger durchaus, ein kühner Seefahrer, wie der Normanne verwegener Pirat, von tiefer Frömmigkeit bis zur Bigotterie, trunkliebend, zur Völlerei neigend, dem Rausche großartiger Gastereien zugetan, wo der Gesang des Skalden nicht fehlen durfte.

Ich habe mich auf den Resten des antiken Tempelchens, das ich nun schon zum dritten- oder viertenmal besuche, niedergelassen. Es fällt lauer Frühlingsregen. Ein großer, überhängender, weidenartiger Strauch umgibt mich mit dem Arom seiner Blüten. Die Wellen wallfahrten heut mit starkem Rauschen heran. Immer der gleiche Gottesdienst in der Natur. Wolkendünste bedecken den Himmel.

Immer erst, wenn ich auf den Grundmauern dieses kleinen Gotteshauses gestanden habe, fühle ich mich in den Geist der Alten entrückt und glaube in diesem Geiste alles rings umher zu empfinden. Ich will nie diese Stunden vergessen, die in einem ungeahnten Sinne erneuernd sind. Ich steige ans Meer zu den Najaden hinunter. Auf den Stufen bereits vernehme ich das Geschrei einer Ziege, von der Grotte und Quelle empordringend. Ich bemerke, wie das Tier von einem großen, rotbraunen Segel beunruhigt ist, das sich dem Lande, düster schattend, bis auf wenige Meter nähert, um hier zu wenden. Unwillkürlich muß ich an Seeraub denken und das fortwährende, klägliche Hilferufen des geängstigten Tieres bringt mir, beim Anblick des großen, drohenden Segels, die alte Angst des einsamen Küstenbewohners, vor Überfällen, nah.

Oft ist bei Homer von schwarzen Schiffen die Rede. Ob sie nicht etwa den Nordlandsdrachen ähnlich gewesen sind? Und ob nicht etwa die homerischen Griechen, die ja durchaus Seefahrer und Abenteurernaturen waren, auch das griechische Festland vom Wasser aus zuerst betreten haben?

Eigentümlich ist es, wie sich in einem Gespräch des Plutarch eine Verbindung des hohen Nordens mit diesem Süden andeutet; wo von Völkern griechischen Stammes die Rede ist, die etwa in Kanada angesessen waren, und von einer Insel Ogygia, wo der von Zeus entthronte Kronos gleichsam in Banden eines Winterschlafes gefangen saß. Besonders merkwürdig ist der Zug, daß jener entthronte Gott, Kronos oder Saturn, noch immer alles dasjenige träumte, was der Sohn und Sieger im Süden, Zeus, im Wachen sah. Also etwa, was jener träumte, war diesem Wirklichkeit. Und Herakles begab sich einst in den Norden zurück, und seine Begleiter reinigten Sitte und Sprache der nördlichen Griechen, die inzwischen verwahrlost waren.

Ich strecke mich auf das saftige Grün der Terrasse unter die zahllosen Gänseblümchen aus, als ob ich, ein erster Grieche, soeben nach vieler Mühsal gelandet wäre. Ein starkes Frühlingsempfinden dringt durch mich; und in diesem Gefühle eins mit dem Sprossen, Keimen und Blühen rings um mich her, empfinde ich jeden Naturkult, jede Art Gottesdienst, jedes irgendwie geartete höhere Leben des Menschen durch Eros bedingt.

Ich beobachte eben, vor Sonnenuntergang, in einer Ausbuchtung der Kaimauer, zwei Muselmänner. Sie verrichten ihr Abendgebet. Die Gesichter „nach Mekka" gewendet, gegen das Meer und die epirotischen Berge, stehen sie ohne Lippenbewegung da. Die Hände sind nicht gefaltet, nur mit den Spitzen der Finger aneinandergelegt. Jetzt, indem sie sich auf ein Knie senken, machen sie gleichzeitig eine tiefe Verneigung. Diese Bewegung wird wiederholt. Sie lassen sich nun auf die Kniee nieder und berühren mit den Stirnen die Erde. Auch diesen Ausdruck andachtsvoller Erniedrigung wiederholen sie. Aufgerichtet, beten sie weiter. Nochmals sinken sie auf die Kniee und berühren mit ihren Stirnen wieder und wieder den Boden. Alsdann fährt sich, noch kniend, der ältere von den beiden Männern mit der Rechten über das Angesicht und über den dunklen, graumelierten Bart, als wollte er einen Traum von der Seele streifen, und nun kehren sie, erwacht, aus dem inneren Heiligtum in das laute Straßenleben, das sie umgibt, zurück. Wer diese Kraſt zur Vertiefung sieht, muß die Macht anerkennen und verehren, die hier wirksam ist.

Heut werfen die Wellen ihre Schaumschleier über die Kaimauer der Strada marina. Die Möven halten sich mit Meisterschaſt gegen den starken Südwind über den bewegten Wassern des Golfes von Kastrades. Es herrscht Leben und Aufregung. Von gestern zu heut sind die Baumwipfel grün geworden im lauen Regen.

Die Luſt ist feucht. Der Garten, in den ich eintrete, braust laut. Der Garten der Kirke, wie ich den Garten des Königs jetzt lieber nenne, braust laut und melodisch und voll. Düſte von zahllosen Blüten dringen durch dunkle, rauschende Laubgänge und strömen um mich mit der bewegten Luſt. Es ist herrlich! Der Webstuhl der Kirke braust wie Orgeln: Choräle, endlos und feierlich. Und während die Göttin webt, die Zauberin, bedeckt sich die Erde mit bunten Teppichen. Aus grünen Wipfeln brechen die Blüten: gelb, weiß und rot, wie Blut. Das zarteste der Schönheit entsteht ringsum. Millionen kleiner Blumen trinken den Klang und wachsen in ihm. Himmelhohe Zypressen wiegen die schwarzen Wedel ehrwürdig. Der gewaltige Eukalyptus, an dem ich stehe, scheint zu schaudern vor Wonne, im Ansturm des vollen, erneuten Lebenshauchs. Das sind Boten, die kommen! Verkündigungen!

Wie ich tiefer in das verwunschene Reich eindringe, höre ich über mir in der Luft das beinahe melodische Knarren eines großen Raben. Ich sehe ihn täglich, nun schon das drittemal: den Lieblingsvogel Apollons. Er überquert eine kleine Bucht des Gartens. Der Wind trägt seine Stimme davon, denn ich sehe nur noch, wie er seinen Schnabel öffnet.

Immer noch umgibt mich das Rauschen, das allgemeine, tiefe Getöse. Es scheint aus der Erde zu kommen. Es ist, als ob die Erde selbst tief und gleichmäßig tönte, mitunter bis zu einem unterirdischen Donner gesteigert.

Im Schatten der Ölbäume, im langhalmigen Wiesengras, gibt es viele gemauerte Wasserbrunnen. Über einem, der mir vor Augen liegt, sehe ich Nymphe und Najade gesellt, denn der Gipfel eines Baumes, dessen Stamm im Innern der Zisterne heraufdringt, überquillt ihre Öffnung mit jungem Grün. Die Grazien umtanzen in Gestalt vieler zartester Wiesenblumen den verschwiegenen Ort.

Die Gestalten der Kirke und der Kalypso ähneln einander. Jede von ihnen ist eine „furchtbare Zauberin", jede von ihnen trägt ein anmutig feines Silbergewand, einen goldenen Gürtel und einen Schleier ums Haupt. Jede von ihnen hat einen Webstuhl, an dem sie ein schönes Gewebe webt. Jede von ihnen wird abwechselnd Nymphe und Göttin genannt. Sie haben beide eine weibliche Neigung zu Odysseus, der mit jeder von ihnen das Lager teilen darf. Beide, an bestimmte Wohnplätze gebunden, sind der mythische Ausdruck sich regender Wachstumskräfte in der Frühlingsnatur, nicht wie die höheren Gottheiten überall, sondern an diesem und jenem Ort. In Kirke scheint das Wesen des Mythus, und besonders in ihrer Kraft zu verwandeln, tiefer und weiter, als in Kalypso ausgebildet zu sein.

Das Rauschen hat in mir nachgerade einen Rausch erzeugt, der Natur und Mythus in eins verbindet, ja ihn zum phantasiegemäßen Ausdruck von jener macht. Auf den Steinen des antiken Tempelchens sitzend, höre ich Gesang um mich her, Laute von vielen Stimmen. Ich bin, wie durch einen leisen, unwiderstehlichen Zwang, in meiner Seele willig gemacht, Zeus und den übrigen Göttern Trankopfer auszugießen, ihre Nähe im Tiefsten empfindend. Es ist etwas Rätselhaftes auch insofern um die Menschenseele, als sie zahllose Formen anzunehmen befähigt ist. Eine große Summe halluzinatorischer Kräfte sehen wir heut als krankhaft an, und der gesunde Mensch hat sie zum Schweigen gebracht, wenn auch nicht ausgestoßen. Und doch hat es Zeiten gegeben, wo der Mensch sie voll Ehrfurcht gelten und menschlich auswirken ließ.

„Und in dem hohen Palaste der schönen Zauberin dienten
Vier holdselige Mägde, die alle Geschäfte besorgten.
Diese waren Töchter der Quellen und schattigen Haine
Und der heiligen Ströme, die in das Meer sich ergießen.“

Die schöne Wäscherin, die ich an einem versteckten Röhrenbrunnen arbeiten sehe, auf meinem Heimwege durch den Park — die erste schöne Griechin überhaupt, die ich zu Gesicht bekomme! — sie scheint mir eine von Kirkes Mägden zu sein. Und wie sie mir in die Augen blickt, befällt mich Furcht, als läge die Kraft der Meisterin auch in ihr, Menschen in Tiere zu verwandeln, und ich sehe mich unwillkürlich nach dem Blümchen Molly um.

Heut, den 5. April, hat ein großes Schiff dreihundert deutsche Männer und Frauen am Strande von Korfu abgesetzt. Ein mit solchen Männern und Frauen beladener Wagen kutscht vor mir her. Auf der strada marina läßt Gevatter Wurstmacher den Landauer anhalten, steigt heraus und nimmt mit einigen lieben Anverwandten, eilig, in ungezwungener Stellung, photographiergerecht, auf der Kaimauer Platz. Ein schwarzbärtiger Idealist mit langen Beinen und engem Brustkasten erhebt sich auf dem Kutschbock und photographiert. Am Eingange meines Gartens holt die Gesellschaft mich wieder ein, die sich durch das unumgängliche Photographieren verzögert hat. „Palais royal?“ tönt nun die Frage an den Kutscher auf gut Französisch. —

Und wie ich den Garten der Zauberin wieder betrete, von heimlichem Lachen geschüttelt, fällt mir eine Geschichte ein: Mitridates steckte einst in Kleinasien einen Hain der Eumeniden in Brand, und man hörte darob ein ungeheures Gelächter. Die beleidigten Götter forderten nach dem Spruche der Seher Sühnopfer. Die Halswunde jenes Mädchens aber, das man hierauf geschlachtet hatte, lachte noch auf eine furchtbare Weise fort.

Das eine der Fenster unseres Wohnsaales in Hotel Belle Venise gewährt den Blick in eine Sackgasse. Dort ist auch ein Abfallwinkel des Hotels. Der elende Müllhaufen übt eine schreckliche Anziehungskraft auf Tiere und Menschen aus. So oft ich zum Fenster hinausblicke, bemerke ich ein anderes hungriges Individuum, Hund oder Mensch, das ihn durchstöbert. Ohne jeden Sinn für das Ekelhafte greift ein altes Weib in den Unrat, nagt das sitzengebliebene Fleisch aus Apfelsinenresten und schlingt Stücke der Schale ganz hinab. Jeden Morgen erscheinen die gleichen Bettler, abwechselnd mit Hunden, von denen mitunter acht bis zehn auf einmal den Haufen durchstören. Diese scheußliche Nahrungsquelle auszunützen, scheint der einzige Beruf vieler unter den ärmsten Bewohnern Korfus zu sein, die in einem Grade von Armut zu leben gezwungen sind, der, glaube ich, selbst in Italien selten ist. Von Müllhaufen zu Müllhaufen wandern, welch ein unbegreifliches Los der Erbärmlichkeit! Mit Hunden und Katzen um den Wegwurf streiten. Und doch war es vielleicht mitunter das Los Homers, der, wie Pausanias schreibt, auch dieses Schicksal gehabt hat, als blinder Bettler von Ort zu Ort zu ziehn.

Der Garten der Kirke liegt diesen Nachmittag in einer düstern Verzauberung. Die blaßgrünen Schleier der Olivenzweige rieseln leis. Es ist ein ganz zartes und feines Singen. Von unten tönt laut das eherne Rauschen des Jonischen Meeres. Ich muß an das unentschiedene Schlachtengetöse homerischer Kämpfe denken. Der Wolkenversammler verdunkelt den Himmel, und eine bängliche Finsternis verbreitet sich zwischen den Stämmen unter den Ölbaumwipfeln. Vereinzelte große Regentropfen fallen auf mich. Der Efeu erscheint wie ein polypenartig würgendes Tier, er schlägt in unzerbrechliche Bande: Mauern, steinerne Stufen, Bäume! Es ist etwas ewig Totes, ewig Stummes, ewig Verlassenes, ewig Verwandeltes in der Natur und in allem vegetativen Dasein des Gartens. Die Tiere der Kirke schleichen lautlos, tückisch und unsichtbar! der bösen, tückischen Kirke Gefangene! Sie erscheinen für ewig ins Innere dieser Gartenmauer gebannt, wie Sträucher und Bäume an ihre Stelle. Alle diese uralten, rätselhaft verstrickten Olivenbäume gleichen unrettbar verknoteten Schlangen, erstarrt, mitten im Kampf, durch ein schreckliches Zauberwort.

Aber nun geht eine Angst durch den Garten: etwas wie Angst oder nahes Glück. Wir alle, unter der drohenden Macht des beklemmenden Rätsels eines unsagbar traurigen und verwunschenen Daseins, fühlen den nahen Donner des Gottes voraus.

Mächtig grollt es fern auf; und Zeus winkt mit der Braue . . . Kirke erwartet Zeus.

Ehe man Potamo auf Korfu erreicht, überschreitet man einen kleinen Fluß. Die Ortschaft ist mit grauen Häuschen und einem kleinen Glockenturm auf eine sanft ansteigende Berglehne zwischen Ölbäume und Zypressen hingestreut. Unter den Bewohnern des Ortes, die alle dunkel sind, fällt ein Schmied oder Schlosser auf, der in der Tür seiner Werkstatt mit seinem Schurzfell dasteht, blauäugig, blond und von durchaus kernigem, deutschen Schlag, seiner Haltung und dem Ausdruck seines Gesichtes nach.

Das Tal hinter Potamo entwickelt die ganze Fülle der fruchtbaren Insel. Auf saftigen Wiesenabhängen langhalmiger, üppiger Gräser und Blumen, stehen, Wipfel an Wipfel, Orangenbäume, jeder mit einem Reichtum schwerer und reifer Früchte durchwirkt. Die gleiche, lastende Fülle ist, links vom Wege, in die Talsenkung hinein verbreitet und jenseit die Abhänge hinauf, bis unter die allgegenwärtigen Ölbäume. Fruchtbare Fülle liegt wie ein strenger Ernst über diesem gesegneten Tal. Es ist von Reichtum gleichsam beschwert bis zur Traurigkeit. Es ist etwas fronmäßig Lasttragendes in diesem Überfluß, so daß hier wiederum das Mysterium der Fruchtbarkeit, beinahe zu Gestalten verdichtet, dem inneren Sinne sich aufdrängt. Hier scheint ein dämonischer Reichtum wie dazu bestimmt, verschlagenen Seefahrern sich für eine angstvolle Schwelgerei darzubieten, panischen Schrecknissen nahe.

Gestrüppen, wilden Dickichten gleich, steigen Orangengärten in die Schluchten hinunter, die von uralten Oliven und Zypressen verfinstert sind und locken von dort her, aus der verschwiegenen Tiefe, mit ihrer süßen, schweren, fast purpurnen Frucht. Man spürt das Gebärungswunder, das Wunder nymphenhafter Verwandlungen: ein Wirken, das ebenso süß, als qualvoll ist.

Ich sollte hier der Orange von Korfu, als der besten der Welt begeistert huldigen! — Man gehe hin und genieße sie.

Die Straße steigt an und bei einer Wendung tut sich, weithin gedehnt, eine sanfte Tiefe dem Blicke auf: die Ebene zwischen Govino und Pyrgi ungefähr, mit ihren umgrenzenden Höhenzügen. Wälder von Olivenbäumen bedecken sie, ja, Gipfel, Abhänge und Ebene überzieht ein einziger Wald. Der majestätische Ernst des Eindrucks ist mit einem unsäglich weichen Reiz verbunden.

Eine Biegung der Straße enthüllt teilweise die blauleuchtende Bucht und die Höhe des San Salvatore dahinter. Zum Ernst, zur Einfalt, zur Großheit, darf man sagen, tritt nun die Süße. — Wir wandeln unter die Wälder hinein. Das Auge wird immer wieder gefesselt von dem unvergleichlichen Linienreiz der zerlöcherten und zerklüfteten Riesenstämme, von denen einige zerrissen und in wilde Windungen zerborsten, doch, mit erzenem, unbeweglichem

Griff in die Erde verknotet, aufrecht geblieben sind.

Der Himmel ist grau und bewölkt. Wir entdecken in der Tiefe der fruchttragenden Waldungen Kinder, Hirtinnen mit gelben Kopftüchern. Bis an die Straße zu uns her sind kleine, wollige, unwahrscheinliche Jesusschäfchen verstreut. Ich winke einer der kleinen Hirtinnen: sie kommt nicht leicht. Ihr Dank für unsere Gabe ist ganz Treuherzigkeit.

Schemenhaft flüstern die Ölzweige. Weithin geht und weither kommt ewiges, sanftes, fruchtbares Rauschen.

Wir unternehmen heut eine Fahrt nach Pelleka. Dort, von einem gewissen Punkte aus, überblickt man einen sehr großen Teil der Insel, die Buchten gegen Epirus hin und zugleich das freie Jonische Meer.

Heute, am Sonntag, lehnen etwa hundert Männer über die Mauer der Straße, wo diese eine Kehre macht und gleichsam eine

Terrasse oder Rampe der Ortschaft bildet. Unser Wagen wird sogleich von einer großen Menge erbärmlich schmutziger Kinder umringt, die zumeist ein verkommenes Ansehen haben und schlimm husten. Mit uns dem gesuchten Aussichtspunkt zusteigend — wir haben den Wagen verlassen! — verfolgen uns die Kinder in hellen Haufen. Eingeborene Männer versuchen es immer wieder, sie zu verscheuchen, stets vergeblich. Die Kleinen lassen uns vorüber, stehen ein wenig, suchen uns aber gleich darauf wieder auf kürzeren Wegen, rennend, springend, stürzend, einander stoßend, zuvor zu kommen, um mit zäher Unermüdlichkeit uns wiederum anzubetteln.

Sie sind fast durchgängig brünett. Aber es ist auch ein blondes Mädchen da, blauäugig und von zart weißer Haut: ein großer, vollkommen deutscher Kopf, der als solcher auf einem Leiblschen Bilde stehen könnte. Bei diesem Anblick beschleicht mich eine gewissermaßen irrationale Traurigkeit, denn das Mädchen ist eigentlich die vergnügteste unter ihren zahllosen dunklen Zufallsschwestern.

In Gruppen und von den Männern gesondert, stehen am Eingang und Ausgang des kleinen Fleckens die Frauen von Pelleka. Sie machen in der stämmigen Fülle des Körpers und der bunten Schönheit der griechischen Tracht den Eindruck der Wohlhabenheit. Das reiche Haar, das ihre Köpfe in stolzer Frisur umgibt, ist nicht nur ihr eigenes, sondern durch den Haarschatz von Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern vermehrt, der als heilige Erbschaft betrachtet wird.

Heut, soeben, begann ich den letzten Tag, der noch auf Korfu enden wird. Zum Fenster hinausblickend, gewahre ich in der Nähe des Abfallhaufens eine Versammlung von etwa zwanzig Männern: sie umstehen einen vom Regen noch feuchten Platz, auf dem sich, wie kleine zerknüllte Lümpchen, mehrere schmutzige Drachmenscheine befinden. Man schiebt sie mit Stiefelspitzen von Ort zu Ort. Einer der Männer wirft vom Handrücken aus zwei kupferne Münzen in die Luft, und je nachdem sie auf dem Kopfe der Könige liegen, oder diesen nach oben kehren, entscheiden sie über Verlust und Gewinn. Nachdem ein Wurf des Glücksspiels geschehen ist, nimmt einer der Spieler, ein schäbiger Kerl, als Gewinner den ziemlich erheblichen Einsatz vom Erdboden auf und steckt ihn ein.

Die Bevölkerung Korfus krankt an dieser Spielleidenschaft. Es werden dabei von armen Leuten Gewinne und Verluste bestritten, die in keinem Vergleich zu ihrem geringen Besitze stehen. Man sucht dieser Spielwut entgegenzuwirken. Aber, trotzdem man das stumpfsinnige Laster, sofern es in Kneipen oder irgendwie öffentlich auftritt, unter Strafe stellt, ist es dennoch nicht auszurotten. Macht doch die ganze Bevölkerung gemeinsame Sache gegen die Polizei! So sind zum Beispiel die Droschkenkutscher auf der breiten Straße, in die unser

Sackgäßchen mündet, freiwillige Wachtposten, die den ziemlich sorglosen Übertretern der Gesetzesbestimmungen soeben die Annäherung eines Polizeimannes durch Winke verkündigen, worauf sich der Schwarm sofort zerstreut.

Ein griechischer Dampfer liegt am Ufer. Ein italienischer kommt eben herein. Ihm folgt die „Tirol“ vom Triester Lloyd. Menschen und Möwen werden aufgeregt.

Die Einschiffung ist nicht angenehm. Wir sind hinter einem Berg von Gepäck ins Boot gequetscht, und jeden Augenblick drohen die hohen Wogen das überladene Fahrzeug umzuwerfen.

Selten ist der Aufenthalt an Deck eines Schiffes im Hafen angenehm. Das Idyll, sofern nicht das Gegenteil eines Idylls im Schicksalsrate beschlossen ist . . . das Idyll beginnt immer erst nach der Abfahrt.

Eine schlanke, hohe, jugendschöne Engländerin mit den edlen Zügen klassischer Frauenbildnisse ist an Bord. Seltsam, ich vermag mir das homerische Frauenideal, vermag mir eine Penelope, eine Nausikaa, nur von einer so gearteten Rasse zu denken.

Langsam gleitet Korfu, die Stadt, und Korfu, die Insel, an uns vorüber: die alten Befestigungen, die Esplanade, die Strada marina am Golf von Kastrades, auf der ich so oft nach dem königlichen Garten, nach dem Garten der Kirke, gewandert bin. Der Garten der Kirke selbst gleitet vorüber. Ich nehme mein Fernglas und bin noch einmal an dem lieblichen, jetzt in Schatten gelegten Ort, wo die Trümmer des kleinen antiken Tempelchens einsam zurückbleiben, und wo ich, seltsam genug bei meinen Jahren, fast wunschlos glückliche Augenblicke genoß. Oft sah ich von dort aus Schiffe vorübergleiten und bin nun selbst, der vorübergleitet auf seinem Schiff. Über den dunklen Wipfelgebieten des Gartens steht die Sonne hinter gigantischen Wolken im Niedergang und bricht über alles zu uns und zum Himmel hervor in gewaltigen, limbusartigen Strahlungen, und im Weitergleiten des Schiffes erfüllt mich nur noch der eine Gedanke: du bist auf der Pilgerfahrt zur Stätte des goldelfenbeinernen Zeus.

Die ersten Stunden auf klassischem Boden, nachdem wir in Patras Morgens gelandet sind, bieten lärmende unangenehme Eindrücke. Aber, trotzdem wir nun in einem Bahncoupé, und zwar in einem ziemlich erbärmlichen, sitzen, saugt sich das Auge an Felder und Hügel dieser an uns vorüberflutenden Landschaft fest, als wäre sie nicht von dieser Erde. Vielleicht lieben wir Träume mit stärkerer Liebe, als Wirklichkeit. Aber das innere Auge, das sich selbst im Schlafe oft genug weit öffnet, legt sich mitunter in den Wiesen, Hainen und Hügelländern zur Ruh, die sich einem äußeren Sinne im Lichte des wachen Tages schlicht und gesund darbieten. Und etwas, wie eines inneren Sinnes Entlastung spüre ich nun.

Also: um mich ist Griechenland. Das, was ich bisher so nannte, war alles andere, nur nicht Land. Die Sehnsucht der Seele geht nach Land, der Sehnsucht des Seefahrers darin ähnlich. Immer ist es zunächst nur eingebildet, wonach man sich sehnt, und noch so genaue Nachricht, noch so getreue Schilderung kann aus der schwebenden Insel der Phantasie kein wirklich am Grunde des Meeres verwurzeltes Eiland machen. Das vermag nur der Augenblick, wo man es wirklich betritt.

Was nun so lange durchaus nur ein bloßer Traum der Seele gewesen ist, das will eben diese Seele, vom Staunen der äußeren Sinne berührt, die, von dem Ereignis betroffen, rastlos verzückt, fast überwältigt umherforschen . . . das will eben diese Seele nicht gleich für wahr halten. Auch deshalb nicht, weil damit in einem anderen Sinne etwas, zum mindesten der Teil eines Traumbesitzes, in sich versinkt. Dies gilt aber nur für Augenblicke. Es gibt in einem gesund gearteten Geiste keine Todfeindschaft mit der Wirklichkeit: und was sie etwa in einem solchen Geiste zerstört, das hilft sie kräftiger wiederum aufrichten.

Die Landschaft von Elis, durch die wir reisen, berührt mich heimisch. Wir haben zur Rechten das Meer, hinter roter Erde, in unglaublicher Farbenglut. Wie bläulicher Duft liegen Inseln darin: erst wird uns Ithaka, dann Cephalonia, später Zakynthos deutlich. Wir werden an Hügeln vorübergetragen, niedrigen Bergzügen, vor denen Fluren sich ausbreiten, die mit Rebenkulturen bestanden sind. Die Berge zur Linken weichen zurück hinter eine weite Talebene, die sie mit ihren Schneehäuptern begleiten. Einfache, grüne Weideflächen erfreuen den Blick. Und plötzlich erscheinen Bäume, einzelstehend, knorrig, weitverzweigt, die für das zu erklären, was sie wirklich sind, ich kaum getraue. Aber es sind und bleiben doch Eichen, deutsche Eichen, so alt und mächtig entwickelt, wie in der Heimat sie gesehen zu haben ich mich nicht erinnern kann.

Stundenweit dehnen sich nun diese Eichenbestände. Doch sind die jetzt noch fast kahlen Kronen so weit voneinander entfernt, daß ihre Zweige, so breit sie umherreichen, sich nicht berühren. In den einsamen Weideländern darunter zeigen sich hie und da Hirten mit Herden.

Es kommt mir vor, als ob ich unter den vielen, die mit uns reisen, einem großartigen Festtumulte zustrebte. Und durchaus ungewollt drängt sich mir nach und nach die Vision eines olympischen Tages auf: der Kopf und nackte Arm eines jungen Griechen, ein Schrei, eine Bitte, ein Pferdegewieher, Beifallstoben, ein Fluch des Besiegten. Ein Ringer, der sich den Schweiß abwischt. Ein Antlitz, im Kampfe angespannt, fast gequält in übermenschlicher Anstrengung. Donnernder Hufschlag, Rädergekreisch: alles vereinzelt, blitzartig, fragmentarisch.

Wir sind in Olympia.

Auf diesem verlassenen Festplatz ist kaum etwas anderes, als das sanfte und weiche Rauschen der Aleppokiefer vernehmlich, die den niedrigen Kronoshügel bedeckt und hie und da in den Ruinen des alten Tempelbezirks ihre niedrigen Wipfel ausbreitet.

Dieses freundliche Tal des Alpheios ist dermaßen unscheinbar, daß man, den ungeheuren Klang seines Ruhmes im Herzen, bei seinem Anblick in eigentümlicher Weise ergriffen ist. Aber es ist auch von einer bestrickenden Lieblichkeit. Es ist ein Versteck, durch einen niedrigen Höhenzug jenseits des Flusses — und diesseits durch niedrige Berge getrennt von der Welt. Und jemand, der sich von dieser Welt ohne Haß zu verschließen gedächte, könnte nirgend geborgener sein.

Ein kleines, idyllisches Tal für Hirten — eine schlichte, beschränkte Wirklichkeit! — mit einem versandeten Flußlauf, Kiefern und kärglichem Weideland, und doch:

es mag hier gewesen sein, es weigert nichts in dem Pilger, für wahr hinzunehmen, daß hier der Kronide, der Ägiserschütterer Zeus, mit Kronos um die Herrschaft der Welt gerungen hat. — Das ist das Wunderbare und Seltsame.

Die Abhänge jenseit des Alpheios färben sich braun. Die Sonne eines warmen und reinen Frühlingstages dringt nicht mehr mit ihren Strahlen bis an die Ruinen, zu mir. Zwei Elstern fliegen von Baum zu Baum, von Säulentrommel zu Säulentrommel. Sie gebärden sich hier wie in einem unbestrittnen Bereich. Ein Kuckuck ruft fortwährend aus den Wipfeln des Kronoshügels herab. — Ich werde diesen olympischen Kuckuck vom zwölften April des Jahres Neunzehnhundertundsieben nicht vergessen.

Die Dunkelheit und die Kühle bricht herein. Noch immer ist das Rauschen des sanften Windes in den Wipfeln die leise und tiefe Musik der Stille. Es ist ein ewiges, flüsterndes Aufatmen, traumhaftes

Aufrauschen, gleichsam Aufwachen, von etwas, das zugleich in einem schweren, unerwecklichen Schlaf gebunden ist. Das Leben von einst scheint ins Innere dieses Schlafes gesunken. Wer nie diesen Boden betreten hat, dem ist es schwer begreiflich zu machen, bis zu welchem Grade Rauschen und Rauschen verschieden ist.

Es ist ganz dunkel geworden. Ich unterliege mehr und mehr wieder inneren Eindrücken gespenstischer Wettspiele. Es ist mir, als fielen da und dorther Schreie von Läufern und Ringern aus der nächtlichen Luft. Ich empfinde Getümmel und wilde Bewegungen; und diese hastig fliehenden Dinge begleiten mich wie irgendein Rhythmus, eine Melodie, dergleichen sich manchmal einnistet und nicht zu tilgen ist.

Plötzlich wird, von irgendeinem Hirtenjungen gespielt, der kunstlose Klang einer Rohrflöte laut: er begleitet mich auf dem Heimwege.

Der Morgen duftet nach frischen Saaten und allerlei Feldblumen. Sperlinge lärmen um unsere Herberge. Ich stehe auf dem Vorplatz des hübschen, luftigen Hauses und überblicke von hier aus das enge, freundliche Tal, das die olympischen Trümmer birgt. Hähne krähen in den Höfen verschiedener kleiner Anwesen in der Nähe, von denen jedoch hier nur eines, ein Hüttchen, am Fuße des Kronoshügels, sichtbar ist.

Man müßte ein Tälchen von ähnlichem Reiz, ähnlicher Intimität vielleicht in Thüringen suchen. Wenn man es aber so eng, so niedlich und voller idyllischer Anmut gefunden hätte, so würde man doch nicht, wie hier, so tiefe und göttliche Atemzüge tun.

Mich durchdringt eine staunende Heiterkeit. Der harzige Kiefernadelduft, die heimisch-ländliche Morgenmusik beleben mich. Wie so ganz nah und natürlich berührt nun auf einmal das Griechentum, das durchaus nicht nur im Sinne Homers oder gar im

Sinne der Tragiker zu begreifen ist. Viel näher in diesem Augenblick ist mir die Seele des Aristophanes, dessen „Frösche“ ich von den Alpheiossümpfen herüber quaken höre. So laut und energisch quakt der griechische Frosch — ich konnte das während der gestrigen Fahrt wiederholt bemerken! — daß er literarisch durchaus nicht zu übersehen, noch weniger zu überhören war.

Überall schlängeln sich schmale Pfade über die Hügel und zwischen den Hügeln hindurch. Sie sind wie Bänder durch einen Flußlauf gelegt, der zum Alpheios fließt. Kleine Karawanen, Trupps von Eseln und Mauleseln tauchen auf und verschwinden wieder. Man hört ihre Glöckchen, bevor man die Tiere sieht, und nachdem sie den Gesichtskreis verlassen haben. Am Himmel zeigen sich streifige Windwolken. In der braunen Niederung des Alpheios weiden Schafherden.

Man wird an ein großartiges Idyll zu denken haben, das in diesem Tälchen geblüht hat. Es lebte hier eine Priestergemeinschaft nahe den Göttern; aber diese, Götter und Halbgötter, waren die eigentlichen Bewohner des Ortes. Wie wurde doch gerade dieses anspruchslose Stückchen Natur so von ihnen begnadet, daß es gleich einem entfernten Fixstern — einer vor tausend Jahren erloschenen Sonne gleich — noch mit seinem vollen, ruhmstrahlenden Lichte in uns ist?

Diese bescheidenen Wiesen und Anhöhen lockten ein Gedränge von Göttern an, dazu Scharen glanzbegieriger Menschen, die von hier einen Platz unter den Sternen suchten. Nicht alle fanden ihn, aber es lag doch in der Macht des olympischen Zweiges, von einem schlichten Ölbaum dieser Flur gebrochen, Auserwählten Unsterblichkeit zu gewähren.

Ich ersteige den Kronoshügel. Es riecht nach Kiefernharz. Einige Vögel singen in den Zweigen schön und anhaltend. Im Schatten der Nadelwipfel gedeiht eine zarte Ilexart. Die gewundenen Stämme der

Kiefern mit tief eingerissener Borke haben etwas Wildkräftiges. Ich pflücke eine blutrote, anemonenartige Blume, überschreite das Band einer Wanderraupe, fünfzehn bis zwanzig Fuß lang. Die Windungen des Alpheios erscheinen: des Gottes, der gen Orthygia hinstrebt, jenseits des Meeres, wo Arethusa, die Nymphe, wohnt, die Geliebte.

Die Fundamente und Trümmer des Tempelbezirks liegen unter mir. Dort, wo der goldelfenbeinerne Zeus gestanden hat, auf den Platten der Cella des Zeustempels, spielt ein Knabe. Es ist mein Sohn. Etwas vollkommen Ahnungsloses, mit leichten, glücklichen Füßen die Stelle umhüpfend, die das Bildnis des Gottes trug, jenes Weltwunder der Kunst, von dem unter den Alten die Rede ging, daß, wer es gesehen habe, ganz unglücklich niemals werden könne.

Die Kiefern rauschen leise und traumhaft über mir. Herdenglocken, wie in den Hochalpen oder auf den Hochflächen des Riesengebirges, klingen von überall her.

Dazu kommt das Rauschen des gelben Stroms, der in seinem breiten, versandeten Bette ein Rinnsal bildet, und das Quaken der Frösche in den Tümpeln stehender Wässer seiner Ufer.

Immer noch hüpft der Knabe um den Standort des Götterbildes, das, hervorgegangen aus den Händen des Phidias, den Wolkenversammler, den Vater der Götter und Menschen darstellte; und ich denke daran, wie, der Sage nach, der Gott mit seinem Blitz in die Cella schlug und auf diese Art dem Meister seine Zufriedenheit ausdrückte. Was war das für ein Meister und ein Geschlecht, das Blitzschlag für Zustimmung nahm! Und was war das für eine Kunst, die Götter zu Kritikern hatte!

Die Hügel jenseits des Alpheios bilden eine Art Halbkreis, und ich empfinde sie fast, unwillkürlich forschend hinüberblickend, als einen amphitheatralischen Rundbau für göttliche Zuschauer. Rangen doch auf dem schlichten Festplatz unter mir Götter und Menschen um den Preis.

Meinen Sinn zu den Himmlischen wendend, steige ich langsam wieder in das Vergessenheit und Verlassenheit atmende Wiesental: das Tal des Zeus, das Tal des Dionysos und der Chariten, das Tal des idäischen Herakles, das Tal der sechzehn Frauen der Hera, wo auf dem Altar des Pan Tag und Nacht Opfer brannten, das Tal der Sieger, das Tal des Ehrgeizes, des Ruhmes, der Anbetung und Verherrlichung, das Tal der Wettkämpfe, wo es dem Herakles nicht erspart blieb, mit den Fliegen zu kämpfen, die er aber nur mit Hilfe des Zeus besiegte und dort hinüber, hinter das jenseitige Ufer des Alpheios, trieb.

Und wieder schreite ich zwischen den grauen Trümmern hin, die eine schöne Wiese bedecken. Überall saftiges Grün und gelbe Maiblumen. Das Elsternpaar von gestern fliegt vor mir her. Die Säulen des Zeustempels liegen, wie sie gefallen sind: die riesigen Porostrommeln schräg voneinander gerutscht. Überall duftet es nach Blumen und Thymian um die Steinmassen, die sich im wohltätigen Scheine der Morgensonne warm anfühlen. Von einem jungen Ölbäumchen, nahe dem Zeustempel, breche ich mir, in unüberwindlicher Lüsternheit, seltsamerweise zugleich fast scheu wie ein Dieb, den geheiligten Zweig.

Abschiednehmend trete ich heut das zweitemal vor die Giebelfiguren des Zeustempels, in dem kleinen Museum zu Olympia, und dann vor den Hermes des Praxiteles. Ich lasse dahingestellt, was offenkundig diese Bildwerke unterscheidet, und sehe in Hermes weniger das Werk des Künstlers, als den Gott. Es ist hier möglich, den Gott zu sehen, in der Stille des kleinen Raums, an den die Äcker und Wiesen dicht herantreten. Und so gewiß man in den Museen der großen Städte Kunstwerke sehen kann, vermag man hier in die lebendige Seele des Marmors besser zu dringen und fühlt heraus, was an solchen Gebilden mehr, als Kunstwerk ist. Die griechischen

Götter sind nicht von Ewigkeit Sie sind gezeugt und geboren worden.

Dieser Gott ist besonders bedauernswert in seiner Verstümmelung, da ihm eine überaus zärtliche Schönheit, ein weicher und lieblicher Adel eigen ist. Ambrosische Sohlen sind immer zwischen ihm und der Erde gewesen. Man hat ein Bedauern mit seiner Vereinsamung, weil die unverletzliche, unverletzte, olympisch-weltferne Ruhe und Heiterkeit noch auf seinem Antlitz zu lesen ist, während draußen Altäre und Tempel, fast dem Erdboden gleichgemacht, in Trümmern liegen.

Seltsam ist die hingebende Liebe und Schwärmerei, die dem Bildner den Meißel geführt hat, als er den Rinderdieb, den Schalk, den Täuscher, den schlauen Lügner, den lustigen Meineidigen, den Maultier-Gott und Götterboten darstellte, der allerdings auch die Leier erfand.

Wie schwärmende Bienen am Ast eines Baumes, so hängen die Menschen am Zuge, während wir langsam in Patras einfahren. Lärm, Schmutz, Staub überall. Auch noch in das Hotelzimmer dringt der Lärm ohrenbetäubend. Geräusche, als ob Raketen platzten oder Bomben geworfen würden, unterbrechen das Gebrüll der Ausrufer. Patras ist, nächst dem Piräus, der wichtigste Hafenplatz des modernen Griechenland. Wir sehnen uns in das Unmoderne.

Endlich, nachdem wir eine Nacht hier haben zubringen müssen, sitzen wir, zur Abfahrt fertig, wieder im Bahncoupé. Vor den Türen der Waggons spielt sich ein tumultuarisches Leben mit allerlei bettelhaften Humoren ab. Ein junger, griechischer Bonvivant schenkt einem zerlumpten, lümmelhaft aussehenden Menschen Geld, zeigt flüchtig auf einen der jugendlichen Händler, die allerlei Waren feilbieten, und sofort stürzt sich der bezahlte, tierische Halbidiot auf eben den Händler und walkt ihn durch. Noch niemals habe ich überhaupt binnen kurzer Zeit so viele, wütende Balgereien gesehen. An zwei, drei Stellen des Volksgewimmels klatschen fast gleichzeitig die Maulschellen. Man verfolgt, bringt zu Fall, bearbeitet gegenseitig die Gesichter mit den Fäusten: alles, wie wenn es so sein müßte, in großer Harmlosigkeit.

Zu den schönsten Bahnlinien der Welt gehört diejenige, die von Patras, am Südufer des korinthischen Golfes entlang, über den Isthmus nach Athen führt. Der Golf und seine Umgebung erinnern an die Gegenden des Gardasees. Paradiesische Farbe, Glanz, Reichtum und Fülle in einer beglückten Natur. Der Isthmus zeigt einen anderen Charakter: Weideflächen, vereinzelte Hirten und Niederlassungen. Am Nordrand durch Hügel begrenzt, die, bedeckt von den Wipfeln der Aleppo-Kiefer, zum Wandern anlocken. Alles ist hier von einer erfrischenden, beinahe nordischen Einfachheit.

Die grünen Flächen der Landenge liegen in beträchtlicher Höhe über dem Meere.

Nach den großartigen und prunkhaften Wirkungen des peloponnesischen Nordufers überrascht diese schlichte und herbe Landschaft und berührt wohltätig. Eine Empfindung kommt über mich, als sähe ich diese Fluren zum nicht ersten Mal. Das Vertraute daran ist, was überrascht. Ich kann nicht sagen, daß mich etwa je auf der italienischen Halbinsel eine Empfindung des Heimischen, so wie hier, beschlichen hätte. Dort blieb immer der Reiz: das schöne Fremdartige. Ich spüre schon jetzt: ich liebe dies Land. Schon jetzt, im Anfang, erfaßt die Erkenntnis mich, wie ein Rausch, daß eben nur dieser Grund die wahre Heimat der Griechen sein konnte.

Ich spreche den Namen Theseus aus. Und nun hat sich in mir ein psychischer Vorgang vollzogen, der mich, angesichts des isthmischen, ernsten Landgebiets, der griechischen Art, sich Halbgötter vorzustellen, näher bringt. Ich empfinde und sehe in Theseus den Mann von Fleisch und Blut, der wirklich gelebt und dessen Fuß diese Landenge überschritten hat; der, zum Heros gesteigert, noch immer so viel vom Menschen besaß, als vom Gott und auch so noch mit der Stätte seines Wanderns und Wirkens verbunden blieb.

Warum scheuen wir uns und erachten für trivial, unsere heimischen Gegenden, Berge, Flüsse, Täler zu besingen, ja, ihre Namen nur zu erwähnen in Gebilden der Poesie? Weil alle diese Dinge, die als Natur jahrtausendelang für teuflisch erklärt, nie wahrhaft wieder geheiligt worden sind. Hier aber haben Götter und Halbgötter, mit jedem weißen Berggipfel, jedem Tal und Tälchen, jedem Baum und Bäumchen, jedem Fluß und Quell vermählt, alles geheiligt. Geheiligt war das, was über der Erde, auf ihr und in ihr ist. Und rings um sie her, das Meer, war geheiligt. Und so vollkommen war diese Heiligung, daß der Spätgeborene, um Jahrtausende Verspätete, daß der Barbar noch heut — und sogar in einem Bahncoupé — von ihr im tiefsten Wesen durchdrungen wird.

Man muß die Bäume dort suchen, wo sie wachsen, die Götter nicht in einem gottlosen Lande, auf einem gottlosen Boden. Hier aber sind Götter und Helden Landesprodukte. Sie sind dem Landmann gewachsen, wie seine Frucht. Des Landbauers Seele war stark und naiv. Stark und naiv waren seine Götter.

Theseus, um es noch einmal zu sagen, ist also für mich kein riesenmäßiger, leerer Schemen mehr, ich empfinde ihn einerseits nah, schlicht und materialisch, als Kind der Landschaft, die mich umgibt. Andererseits erkenne ich ihn als das, wozu ihn die Seele des Griechen erhoben hat, die aber doch Gott, wie Landeskind, an die Heimat bannte.

Die Landschaft behält, von einer Strecke dicht über dem Meere abgesehen, fortan den ernsten Ausdruck. Der Abend beginnt zu dämmern, ja, verdüstert sich zu einer großartigen Schwermut, von einem Zauber, der eher nordisch, als südlich ist. Es fällt lauer Regen. Das graue Megara, das einen Hügel überzieht, wirkt wie eine geplünderte Stadt. Zwischen Schutthaufen, in ärmlichen Winkeln halb eingestürzter Häuser, scheinen die Menschen zu leben. Man glaubt eine Stadt zu sehen, über die ein Eroberer mit Raub, Brand und Mord seinen Weg genommen hat.

Kurz hinter Eleusis steigt der Zug nochmals bergan, durch die Vorhöhen des Parnes. Bei tieferer Dunkelheit, zunehmendem Regen und kalter Luft kommt mir die steinigte Einöde, in die ich hineinstarre, fast norwegisch vor. Ich bin sehr glücklich über den Wetterumschlag, der mir die ungesunde Vorstellung eines ewiglachenden Himmels nimmt. Die Gegend ist menschenleer. Nur selten begegnet die dunkle Gestalt eines Hirten, aufrecht stehend, dicht in den wolligen Mantel gehüllt. Und während der kalte und feuchte Wind meine Stirne kühlt, Regentropfen mir ins Gesicht wirft, und ich die starke, kalte Regen- und Bergluft in mich einsauge, hat sich ein neues Band geknüpft zwischen meinem Herzen und diesem Lande.

Was Wunder, wenn durch die Erregung der langen Fahrt, in Dunkelheit, in Wind und Wetter, einer höchsten Erfüllung nah, die Seele in einen luziden Zustand gerät, wo es ihr möglich wird, von allem Störenden abzusehen und deutliche Bilder längst vergangenen Lebens in die phantastische, sogenannte Wirklichkeit hineinzutragen. Fast erlebe ich so den tapferen Bergmarsch eines Trupps athe-niensischer Jünglinge, etwa zur Zeit des Perikles, und freue mich, wie sie, gesund und wetterhart, der Unbill von Regen und Wind, wie wir selbst es gewohnt sind, wenig achten. Ich lerne die ersten Griechen kennen. Ich freunde mich an mit diesem Schwarm, ich höre die jungen Leute lachen, schwatzen, rufen und atmen. Ich frage mich, ob nicht vielleicht am Ende Alcibiades unter ihnen ist? Es ist mir, als ob ich auch ihn erkannt hätte! Und dies Erleben wird so durchaus eine Realität, daß irgend etwas so Genanntes für mich mehr Realität nicht sein könnte.

Wir rollen hinab in die attische Ebene. Die Lichter einer Stadt, die Lichter Athens, tauchen ferne auf. Das Herz will mir stocken ....

Ein grenzenloses Geschrei, ein Gebrüll, das jeder Beschreibung spottet, empfängt uns am Bahnhof von Athen. Mehrere hundert Kehlen von Kutschern, Gepäckträgern und Hotelbediensteten überbieten sich. Ich habe einen solchen Schlachttumult bis diesen Augenblick, der meinen Fuß auf athenischen Boden stellt, nicht gehört. Die Nacht ist dunkel, es gießt in Strömen.

Eine Stadt, wie das moderne Athen, das sich mit viel Geräusch zwischen Akropolis und Lykabethos einschiebt, muß erst in einem gewissen Sinn überwunden werden, bevor der Geist sich der ersehnten Vergangenheit ungestört hingeben kann. Zum dritten Mal bin ich nun im Theater des Dionysos, dessen sonniger Reiz mich immer aufs neue anlockt. Es hält schwer, sich an dieser Stelle in die furchtbare Welt der Tragödie zu versetzen, hier, wo sie ihre höchste Vollendung gefunden hat. Das, was ihr vor allem zu eignen scheint, das Nachtgeborene, ist von den Sitzen, aus der Orchestra und von der Bühne durch das offene Licht der Sonne verdrängt. Weißer und blendender Dunst bedeckt den Himmel, der Wind weht schwül, und der Lärm einer großen Stadt mit Dampfpfeifen, Wagengerassel, Handwerksgeräuschen und dem Geschrei der Ausrufer überschwemmt und erstickt, von allen Seiten herandringend, jedweden Versuch zur Feierlichkeit.

Was aber auch hier sogleich in meiner Seele sich regt und festnistet, fast jeder andren Empfindung zuvorkommend, ist die Liebe. Sie gründet sich auf den schlichten und phrasenlosen Ausdruck, den hier die Kunst eines Volkes gewonnen hat. Alles berührt hier gesund und natürlich, und nichts in dieser Anlage erweckt den Eindruck zweckwidriger Üppigkeit oder Prahlerei. Irgendwie gewinnt man, lediglich aus diesen architektonischen Resten, die Empfindung von etwas Hellem, Klar-Geistigem, das mit der Göttin im Einklang steht, deren kolossalisches Standbild auf dem hinter mir liegenden Felsen der Akropolis errichtet war, und deren heilig gesprochenen Vogel, die Eule, man aus den Löchern der Felswand, und zwar in den lichten Tag und bis in die Sitzreihen des Theaters hinein, rufen hört.

Ich wüßte nicht, wozu der wahrhaft europäische Geist eine stärkere Liebe fühlen sollte, als zum Attischen. Bei Diodor, den ich leider nur in Übersetzung zu lesen verstehe, wird gesagt: die alten Ägypter hätten der Luft den Namen Athene gegeben, und Glaukopis beziehe sich auf das himmlische Blau der Luft. Der Geist, der hier herrschte, blieb leicht und rein und durchsichtig, wie die attische Luft, auch nachdem das Gewitter der Tragödie sie vorübergehend verfinstert, der Strahl des Zeus sie zerrissen hatte.

Als höchste menschliche Lebensform erscheint mir die Heiterkeit: die Heiterkeit eines Kindes, die im gealterten Mann oder Volk entweder erlischt, oder sich zur Kraft der Komödie steigert. Tragödie und Komödie haben das gleiche Stoffgebiet: eine Behauptung, deren verwegenste Folgerungen zu ziehen, der Dichter noch kommen muß. Der attische Geist erzeugt, wie die Luft eines reinen Herbsttages, in der Brust jenen wonnigen Kitzel, der zu einem beinahe nur innen spürbaren Lachen reizt. Und dieses Lachen, durch den Blick in die Weite der klaren Luft genährt, kann sich wiederum bis zu jenem steigern, das im Tempel des Zeus gehört wurde, zu Olympia, als die Sendboten des Caligula Hand anlegten, um das Bild des Gottes nach Rom zu schleppen.

Man soll nicht vergessen, daß Tragödie und Komödie volkstümlich waren. Es sollen das diejenigen nicht vergessen, die heute in toten Winkeln sitzen. Beide, Tragödie, wie Komödie, haben nichts mit schwachen, überfeinerten Nerven zu tun, und ebensowenig, wie sie, ihre Dichter — am allerwenigsten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zuschauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerschlachten ohnmächtig wurde, so blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie eines jeden unabweisliche Gegenforderung: und das ist gesund und ist gut.

Die ländlichen Dionysien wurden an der Südseite der Akropolis, im Lenäon, nach beendeter Weinlese abgehalten. Was hindert mich, trotzdem, das sogenannte Schlauchspringen mir unten in der Orchestra meines Theaters vorzustellen? Man sprang auf einen geölten, mit Luft gefüllten Schlauch, und suchte, einbeinig hüpfend, darauf Fuß zu fassen. Das ist der Ausdruck überschäumender Lustigkeit, ein derber überschüssiger Lebensmut. Und nicht aus dem Gegenteil, nicht aus der Schwäche und Lebensflucht entstehen Tragödie und Komödie!

Ein deutscher Kegelklub betritt, von

einem schreienden Führer belehrt, den göttlichen Raum. Man sieht es den hilflos tagblinden Augen der Herren an, daß sie vergeblich hier etwas Merkwürdiges suchen. Ich würde ihren gelangweilten Seelen gönnen, sich wenigstens an der Vorstellung aufzuheitern, dem tollen Sprung auf den öligen Schlauch, die mich ergötzt.

Heut betrete ich, ich glaube zum viertenmal, die Akropolis. Es ist länger als fünfundzwanzig Jahre her, daß mein Geist auf dem Götterfelsen heimisch wurde. Damals entwickelte uns ein begeisterter Mann, den inzwischen ein schweres Schicksal ereilt hat, seine Schönheiten. Es ist aber etwas anderes, von jemand belehrt zu werden, der mit eigenen Augen gesehen hat, oder selber die steilen Marmorstufen zu den Propyläen hinaufzusteigen und mit eignen Augen zu sehn.

Ich finde, daß diese Ruinen einen spröden Charakter haben, sich nicht leicht dem Spätgeborenen aufschließen. Ich habe das dunkle Bewußtsein, als ob etwa über die Säulen des Parthenon von da ab, als man sie wieder zu achten anfing, sehr viel Berauschtes verfaßt worden wäre. Und doch glaube ich nicht, daß es viele gibt, die von den Quellen der Berauschung trunken gewesen sind, die wirklich im Parthenon ihren Ursprung haben.

Wie der Parthenon jetzt ist, so heißt seine Formel: Kraft und Ernst! Davon ist die Kraft fast bis zur Drohung, der Ernst fast bis zur Härte gesteigert. Die Sprache der Formen ist so bestimmt, daß ich nicht einmal glauben kann, es sei durch die frühere, bunte Bemalung ihrem Ausdruck etwas genommen worden.

Ich habe das schwächliche Griechisieren, die blutlose Liebe zu einem blutlosen Griechentum niemals leiden mögen. Deshalb schreckt es mich auch nicht ab, mir die dorischen Tempel bunt und in einer für manche Begriffe barbarischen Weise bemalt zu denken. Ja, mit einer gewissen Schadenfreude gönne ich das den Zärtlingen. Ich nehme an, es gab dem architektonischen Eindruck eine wilde Beimischung. Möglicherweise drückte das Grelle des farbigen Überzugs den naiven Stand der Beziehungen zwischen Göttern und Menschen aus, indem er fast marktschreierisch zu festlichen Freuden und damit zu tiefer Verehrung einfing.

Jeder echte Tempel ist volkstümlich. Trotz unserer europäischen Kirchen und Kathedralen glaube ich, gibt es bei uns keine echten Tempel in diesem Betrachte mehr. Vielleicht aus dem Grunde, weil sich bei uns die Lebensfreude von der Kirche geschieden hat, die nur noch gleichsam den Tod und die Gruft verherrlicht. Die Kirchen bei uns sind Mausoleen: wobei ich nur an die katholischen denke. Einen protestantischen Tempel gibt es nicht. Da nun aber das Leben lebt und lebendig ist, so erzeugt sich auch immer unfehlbar wieder der Trieb zur Freude. Und er ist es, der heute das Theater, den gefährlichsten Konkurrenten der Kirche, geschaffen hat. Ich behaupte, was heut die Menschen zur Kirche treibt, ist entweder Todesangst oder Suggestion. Das Theater bedarf solcher Mittel nicht, um Menschen in seine Räume zu bringen. Dorthin drängen sie sich vielmehr, wie Spatzen, von einem fruchtbeladenen Kirschbaume angelockt.

Wenn heut bei uns eine Gauklergesellschaft auf dem Dorfplan Zelte errichtet, herrscht sogleich unter der Mehrzahl der Dörfler, vor allem aber unter den Kindern, festliche Aufregung. Kunstreiter oder Bänkelsänger mit der neuesten Moritat, sie genießen, obgleich in Acht und Bann seit Jahrtausenden, immer die gleiche, natürliche Zuneigung. Der Karren des Thespis war nicht in Acht und Bann getan; ja, Thespis erhielt im Theater, im heiligen Bezirk des Dionysos, seine Statue, und doch scheint er auch nur mit der Moritat von Ikarios umhergezogen zu sein. Kurz, was heute in Theater und Kirche zerfallen ist, war damals ganz und eins; und, weit entfernt ein memento mori zu sein, lockte der Tempel ins höhere, festliche Leben, er lockte dazu, wie ein buntes, göttliches Gauklerzelt.

Während unsre Kirchen eigentlich nur den Unterirdischen geweiht zu sein scheinen, galten die griechischen Tempel als Wohnung der Himmlischen. Deshalb senkten sie lichte Schauder ins Herz, statt der dunklen, und die Pilger ergriff zugleich, in der olympischen Nähe, Furcht, Seligkeit, Sehnsucht und Neid.

Starker Wind. Gesundes, sonniges Wetter. In der Luft wohnt deutscher Frühling. Der Parthenon: stark, machtvoll, ohne südländisches Pathos, rauscht im Winde laut, wie eine Harfe oder das Meer. Ein deutscher Grasgarten ist um ihn herum. Frühlingsblumen beben im Luftzug. Um alle die heiligen Trümmer auf dem grünen Plateau der Akropolis weht Kamillen-Arom. Es ist ein unsäglich entzückender Zustand, zwischen den schwankenden Gräsern auf irgendeinem Stück Marmor zu sitzen, die

Augen schweifen zu lassen, über die blendend helle, attische Landschaft hin. Hymettos zur Linken, Penthelikon, als Begrenzung der Ebene. Der Parnes, bei leichter Rückwärtswendung des Kopfes sichtbar. Silbergraue Gebirgswälle, im weiten Kreisbogen um Athen und den Götterfelsen gelagert, der mit dem Parthenon auf dem Scheitel alles beherrscht. Hier stand Athene, aufrecht, mit der vergoldeten Speerspitze. Vom Parnes grüßte der Zeus Parnethios, vom Hymettos grüßte der Zeus Hymethios. Vom Penthele ein zweites Bild der Athene. Attika war von Göttern bewohnt, von Göttern auf allen umliegenden Höhen bewacht, die einander mit göttlichen Brauen zuwinkten. Geradeaus, unter mir, liegt tiefblau, in die herrliche Bucht geschmiegt, das Meer. Aegina und Salamis grüßen herüber ... Ich atme tief! ...

Ich sitze auf einem Priestersessel im Theater des Dionysos. Hähne krähen; es ist, als ob Athen und die Demen nur von

Hähnen bewohnt wären. Der städtische Lärm tritt heut ein wenig zurück, und das Geschrei der Ausrufer ist durch das oft wiederholte Geschrei von weidenden Eseln abgelöst. Brütende Sonne erwärmt die gelblichen Marmorsessel und Marmorstufen.

Etwa 30 000 Zuschauer wurden auf diesen Stufen untergebracht, von denen nicht allzuviele Reihen erhalten sind; und hinter und über der letzten, obersten Reihe thronten die Götter: denn dort überragt das ganze Theater die rötliche Felswand der Akropolis, gewiß noch heut der seltsamste, rätselvollste und zugleich lehrreichste Fels der Welt.

Noch heute, jenseit von allem Aberglauben jener Art, wie er im Altertum im Volke lebt und dichtet, empfinde ich doch die Kraft, die schaffende Kraft dieses Glaubens tief, und wenn mein Wille allein es meistens ist, der die ausgestorbene Götterwelt zu beleben sucht, hier, angesichts dieses ragenden Felsens, erzeugt sich augenblicksweise, fast unwillkürlich ein Rausch der

Göttergegenwart. Zweifellos war es ein Grad der Ekstase, der jene Dreißigtausend hier, auf dem geheiligten Grund des Eleutherischen Dionysos, im Angesichte der heiligen Handlung des Schauspiels befiel, den zu entwickeln dem glaubensarmen Geschlecht von heut das Mittel abhanden gekommen ist. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß alle Tragiker, bis Euripides, so sehr sie sich von der derb naiven Gläubigkeit der Menge gesondert haben mögen, von Gottesfurcht oder Götterfurcht und vom Glauben an ihre Wirklichkeit, besonders hier, am Fuße und im Bereich des Gespensterfelsens, durchdrungen gewesen sind.

Die Akropolis ist ein Gespensterfelsen. In diesem Theater des Dionysos gingen Gespenster um. In zahllosen Löchern des rotvioletten Gesteins wohnten die Götter, wie Mauerschwalben. Es ist eine enggedrängte, überfüllte, göttliche Ansiedelung: hatten doch, nach Pausanias, die Athener für das Göttliche einen weit größeren Eifer, als die übrigen Griechen. Die Art, wie sie allen möglichen Göttern Asyle und wieder Asyle gründeten, deutet auf Angst. Während ich solchen Gedanken nachhänge, höre ich hinter mir wiederum den Vogel der Pallas, aus einem Felsloch, klägliche Laute in den Tag hineinwimmern und stelle mir vor, wie wohl die atemlos lauschenden Tausende ein Schauer bei diesem Ruf überrieselt hat.

Die Seelenverfassung der großen Tragiker wurde unter anderem auch von dem Umstand bedingt, daß sie Götter als Zuschauer hatten. Daß es so war, ist für mich eine Wirklichkeit. Die Woge des Glaubens, die ihnen aus dreißigtausend Seelen entgegenschlug, verstärkt durch die Nähe göttlicher Troglodyten und Tempelbewohner des Felsens, war allein schon wie eine ungeheure Sturzwelle, und jede Skepsis wurde hinweggespült.

„An der sogenannten südlichen Mauer der Burg, dem Theater zugekehrt, ist ein vergoldetes Haupt, der Gorgone Medusa geweiht, und um dasselbe ist die Ägide angebracht. Am Giebel des Theaters ist im Felsen unter der Burg eine Grotte; auch über dieser steht ein Dreifuß; in ihr sind Apollo und Artemis, wie sie die Kinder der Niobe töten", schreibt Pausanias. Ein Heiligtum der Artemis Brauronia ist auf der Burg. Der große Tempel der Pallas Athene, ein Heiligtum des Erechtheus, des Poseidon, Altäre des Zeus, zahllose Statuen von Halbgöttern, Göttern und Heroen sind da, Äskulap hat im Felsen sein Heiligtum, Pan seine Grotte, sogar Serapis hat seinen Tempel. Zwei Grotten standen Apollon zu, dem „Apoll unter der Höhe". Ein tiefer Felsspalt ist der Ort, wo der Gott Creusa, die Tochter Erechtheus', überraschte und den Stammvater aller Jonier mit ihr zeugte. Hephästos besaß seinen Altar und so fort.

Alle diese Gottheiten lebten nicht nur auf der Burg. Sie durchwanderten bei Nacht und sogar am Tage die Straßen der Stadt. Der Mann aus dem Volke, das Weib aus dem Volke war nicht imstande, die Gebilde des nächtlichen Traums von denen des täglichen Traums zu sondern. Beide waren ihnen so gut, wie das, was sie sonst mit Augen wahrnahmen, Wirklichkeit.

Die Tragiker hatten Götter als Zuschauer, und dadurch wurde nicht nur die Grundverfassung ihrer Seele mit bedingt, sondern die Art des Dramas, das sie hervorbrachten. Auch in diesem Drama traten Götter und Menschen im Verkehr miteinander auf, und es ward damit, in einem gewissen Sinne, das geheiligte Spiegelbild der ins Erhabene gesteigerten Volksseele. Was wäre ein Dichter, dessen Wesen nicht der gesteigerte Ausdruck der Volksseele ist!

Es ist der Vormittag des 20. April. Ich habe den Felsen des Areopag erstiegen. Zwei Soldaten schlafen in einer versteckten Mulde. Esel schreien; Hähne krähen. Der Ort ist verunreinigt. An einem Teile des Felsens werden Vermessungen vorgenommen. Wieder liegt das weiße, blendende Licht über der Landschaft.

Auf diesem Hügel des Ares, heißt es, ist über den Kriegsgott Gericht gehalten worden, in Urzeiten, irgend eines vereinzelten Mordes wegen, den er begangen hatte. Hier, sagt man, wurde Orestes gerichtet und losgesprochen, trotzdem er die Mutter ermordet hatte. In nächster Nähe soll hier ein Heiligtum der Erinnyen gewesen sein, der zürnenden Gottheiten, die von den Athenern die Ehrwürdigen, oder ähnlich, genannt wurden. Ihre Bildnisse sollen nicht schreckenerregend gewesen sein, und erst Äschylos hat ihnen Schlangen ins Haar geflochten.

Es fällt wiederum auf, wie überladen mit Götterasylen der nahe Burgfelsen ist: mit Nestern, Gottesgenisten könnte man sagen! Jeder Spalt, jede Höhle, jeder Fußbreit Stein war für die oberirdischen, unterirdischen oder auch für solche Gottheiten, die im Wasser leben, ausgenützt. Es ist erstaunlich, daß sie hier untereinander Frieden hielten. Vielleicht geschah es, weil Pallas Athene, als Höchstverehrte, über den andern stand.

Man ist hier auf dem Areopag erhaben über der Stadt. Man übersieht einen Teil von ihr und den Theseustempel. Man sieht gegenüber, durch ein Tal getrennt, die Felsplatten der Pnyx. Man hört die zahllosen Schwalben des nahen Burgfelsens zwitschern. Dies Zwitschern wird zu einer sonderbaren Musik, wenn man sich an den ersten Gesang der Odyssee und an die folgenden Verse erinnert:

„Also redete Zeus' blauäugigte Tochter, und eilend
Flog wie ein Vogel sie durch den Kamin ...“

und an die Neigung der Himmlischen überhaupt, sich in allerlei Tiere, besonders in Vögel, umzuwandeln.

Ich lasse mich nieder, lausche und betrachte den zwitschernden Götterfelsen, die Akropolis. Ich schließe die Augen und finde mich durch das Zwitschern tief und seltsam aufgeregt. Es kommt mir vor, indem ich leise immer wieder vor mich hinspreche: Der zwitschernde Fels! Die zwitschernden Götter! Der zwitschernde Götterfels! als habe ich etwas aus der Seele eines naiven Griechen jener Zeit, da man die Götter noch ehrte, herausempfunden. Vielleicht, sage ich mir, ist, wenn man eine abgestorbene Empfindung wieder beleben kann, damit auch eine kleine, reale Entdeckung gemacht.

Und plötzlich erinnere ich mich der „Vögel" des Aristophanes, und es überkommt mich zugleich in gesteigertem Maße Entdeckerfreude. Ich bilde mir ein, daß mit dieser Empfindung: „der zwitschernde Fels, die zwitschernden Götter", im Anblick der Burg, der Keim jenes göttlichen Werkes in der Seele des freiesten unter den Griechen zuerst ins Leben getreten ist. Ich bilde mir ein, vielleicht den reinsten und glücklichsten Augenblick, einen Schöpfungsakt seines wahrhaft dionysischen Daseins, neu zu durchleben, und will es jemand bezweifeln, so raubt er mir doch die heitere, überzeugte Kraft der Stunde nicht.

„. . . Tioto, tioto, tiotix!
Widerhallte der ganze Olympos.“

Frische, nordische Luft. Nordwind. Eine ungeheure Rauch- und Staubwolke wird von Norden nach Süden über das ferne Athen hingejagt. Gegen den Hymettos zieht der bräunliche Dunst, Akropolis und Lykabettos in Schleier hüllend. Ich verfolge, vom Rande der phalerischen Bucht, ein beinahe ausgetrocknetes Flußbett, in der Richtung gegen den Parnes. Schwalben flattern über den spärlichen Wasserpfützen in lebhafter Erwerbstätigkeit. Ich habe zur Linken die letzten Häuser und Gärten der Ansiedelung von Neu-Phaleron, hinter einem Feld grüner Gerste, die in Ähren steht. Zur Rechten, jenseit des Flußlaufs, gegen das ferne Athen hin, sind ebenfalls ausgedehnte Flächen mit Gerste bebaut. Die Finger erstarren mir fast, wie ich diese Bemerkung in mein Buch setze. Die Landschaft ist fast ganz nordisch. Vereinzelte Kaktuspflanzen an den Feldrainen machen den unwahrscheinlichsten Eindruck. Ich beschreite einen Feldweg. Um mich, zu beiden Seiten, wogt tiefgrün die Gerste. Man muß die Alten und das Getreide zusammendenken, um ganz in ihre sinnliche Nähe zu gelangen, mit ihnen vertraut, bei ihnen heimisch zu sein.

Die Akropolis, mit dem Parthenon, erhebt sich unmittelbar aus der weiten Prärie, aus der wogenden See grüner Halme, empor.

Ich kreuze die Landstraße, die von Athen in grader Linie nach dem Piräus hinunter führt, und stoße auf eine niederländische Schänke, unter mächtigen, alten Eschen, die an Ostade oder Breughel erinnert. Ich erblicke, mich gegen Athen wendend, über dem Ausgangspunkt der Straße wiederum die Akropolis mit dem Parthenon. Der Verkehr, mit Mäulern und Pferden an hochrädrigen Karren, bewegt sich in zwei fast ununterbrochenen Reihen von Athen zum Piräus hinunter und umgekehrt. Es wird sehr viel Holz nach Athen geschafft. Unter vielen Mühen, in beinahe undurchdringlichen Staubwolken, arbeite ich mich gegen eisigen Wind. Hunde und Hühner bevölkern die Landstraße. Im Graben, im Grase, das eine dicke Staubschicht überzieht, liegt, grau wie der Staub, ein todmüder Esel und hebt seinen mageren Kopf mir zu. Kantine an Kantine begleitet die Straße rechts und links in arger Verwahrlosung. Ich bin beglückt, als ich einen tüchtigen Landmann, mit zwei guten Pferden, die Hand am Pflug, seinen Acker bestellen sehe, ein Anblick, der in all diesem jämmerlich verstaubten Elend erquickend ist.

Ich weiche dem Staub, verlasse die Straße, und bewege mich weiter, dem Parnes zu, in die Felder hinein. Nun sehe ich die Akropolis wiederum und zwar in einem bleichen, kreidigen Licht, zunächst über blühenden Obstgärten auftauchen. Der Parthenongiebel steht, klein wie ein Spielzeug, kreidig-bleich. In langen Linien schießen die Schwalben dicht über das Gras der Auen und über die Ähren der

Gerstenfelder hin. Ich muß an den Flug der Götter denken, an den schemenhaft die ganze Landschaft beherrschenden, zwitschernden Götterfels, und wie von Athene gesagt ist:

„Plötzlich entschwand sie den Blicken
und gleich der Schwalbe von Ansehn
Flog sie empor ...“

Wie muß dem frommen Landbewohner mitunter der Flug und der Ruf der Schwalbe erschienen sein! Wie wird er seinen verehrenden Blick zuzeiten bald gegen das Bild des Zeus auf dem nahen Parnes, bald gegen die ferne, überall sichtbare, immer leuchtende Burg der Götter gerichtet haben! Von dorther strichen die Schwalben, dorthin verschwanden sie in geschwindem Flug. Und ähnlich, nicht allzuviel schneller, kamen und gingen die Götter, die keineswegs, wie unser Gott, allgegenwärtig gewesen sind.

Auf dem heiligen Wege, von Athen nach Eleusis hinüber, liegt an der Paßhöhe, zwischen Bergen, das kleine griechische Kloster Daphni. Ich weiß nicht, welches rätselhafte Glück mich auf der Fahrt hierher überkommen hat. Vielleicht war es zunächst die Freude, mit jedem Augenblick tiefer in ein Gebiet des Pan und der Hirten einzudringen.

Überall duftet der Thymian. Er schmückt, strauchartig, die grauen Steinhalden, auch dort, wo die wundervolle Aleppo-Kiefer, der Baum des Pan, nicht zu wurzeln vermag. Aber Kiefer und Thymian vermischen überall ihre Düfte und füllen die reine Luft des schönen Bergtals mit Wohlgeruch.

Der Hof des Klosters, in den wir treten, ist ebenfalls von weihrauchartigen und von grunelnden Düften erfüllt. Am Grunde schmücken ihn zahllose, weiße und gelbe Frühlingsblumen, die ihre Köpfchen den warmen Strahlen des griechischen Frühlingsmorgens darbieten. An einem gestutzten Baum ist die Glocke des Klosters aufgehängt, Sommers und Winters den atmosphärischen Einflüssen preisgegeben und darum bedeckt mit einer schönen, bläulichen Patina. Ein Hündchen, im Winkel des Hofes, vor seiner Hütte, wedelt uns an. Trotzdem es nach Bienen und Fliegen schnappen kann, deren wohlig schwelgerisches Gesumm allenthalben vernehmlich ist, scheint es sich doch in dieser entzückenden, gleichsam verwunschenen Stille zu langweilen.

Antike Säulenreste, Trommeln und Kapitäle, liegen umher, auf denen sich Sperlinge, pickend und lärmend, umhertreiben. Sie besuchen den Brunnen, an dem eine alte, hohe Cypresse steht, türkischer Sitte gemäß, als Wahrzeichen.

Das Innere der Klosterkirche bietet ein Bild der Verwahrlosung. Die Mosaiken der Kuppel sind fast vernichtet, die Ziegelwände von Stuck entblößt. Aber der häusliche Laut der immerfort piepsenden Sperlinge und warme Sonne dringt vom Hofe herein, dazu der Ruf des Kuckuck herab aus den Bergen, und der kleine Altar, von gläubigen Händen zärtlich geschmückt, verbreitet mit seinem braunen Holzwerk, mit seinen Bildchen und brennenden Kerzen, einen treuherzig-freundlichen Geist der Einfachheit.

Unsern Weg durch die Hügel abwärts fortsetzend, haben wir eine Stelle zu beachten, wo vor Zeiten ein Tempel der Venus stand. Nicht weit davon bemerken wir, unter einer Kiefer, in statuarischer Ruhe aufgerichtet, die Gestalt eines Hirten, dessen langohrige Schafe, im Schatten des Baumes zusammengedrängt, um ihn her lagern und wie ein einziges Fließ den Boden bedecken.

Was mich auf dieser heiligen Straße besonders erregt, ist das Hallende. Überall zwischen den Bergen schläft der Hall. Die Laute der Stimmen, die Rufe der Vögel, wecken ihn in den schlafenden Gründen. Ich stelle mir vor, daß jemand, den eine unbezwingliche Sehnsucht treibt, sich in die untergegangene Welt der Hellenen, wie in etwas noch Lebendiges einzudrängen, auf ein besseres Mittel schmerzhaft-seliger Täuschung nicht verfallen könnte, als durch das verwaiste Griechenland nur immer geliebte Namen zu rufen, wie Herakles einst den Hylas rief. Gleichwie nun die Stimme des Hylas, des Gestorbenen, im Echo gespenstisch, wie eines Lebenden Stimme, antwortete, so, meine ich, käme dem Rufe des wahren Pilgers jedweder heilige Name, aus dem alten, ewigen Herzen der Berge, fremd, lebendig und mit Gegenwartsschauern zurück.

Wir sind nun an den Rand der Eleusinischen Bucht gelangt, die durch die Höhenzüge der Insel Salamis gegen das Meer hin geschützt, einem friedlichen Landsee ähnlich ist. Ich habe niemals das Galiläische Meer gesehen, und doch finde ich mich an Jesus und jene Fischer gemahnt, die er zu Menschenfischern zu machen unternahm. Das biblische Vorgefühl findet auf der weißen Landstraße längs des Seeufers unerwartet eine Bestätigung, als das klassische Bild der Flucht nach Ägypten lebendig an uns vorüberzieht: eine junge, griechische Bäuerin auf dem Rücken des Maultiers, den Säugling im Arm, von ihrem bärtigen, dunkelhaarigen Joseph begleitet.

Die Bucht liegt in einem weißlichen Perlmuttschimmer still und glatt und die Augen blendend unter den schönkonturierten Spitzen von Salamis. Die Landschaft, im Gegensatz zu dem Tale, aus dem wir kommen, ist offen und weit, und scheint einem anderen Lande anzugehören. Dort wo ein seichter Fluß, aus den Bergen kommend, sein Wasser mit dem der Bucht vermischt, knieen eskimoartig vermummte Wäscherinnen, obgleich weder Haus noch Hütte im weiten Umkreis zu sehen ist.

Wie sich etwa die Sinnesart eines Menschen erschließt, durch die Scholle, die er bebaut, durch die Heimat, die er für sein Wirken erwählt hat, oder durch jene, die ihn hervorbrachte, und festhielt, so erschließt sich zum Teil das Wesen der Demeter im Wesen des eleusinischen Bezirks. Denn dies ist den griechischen Göttern eigen, daß sie mit innigen Banden des Gemüts weniger an den Olymp, als an die griechische Muttererde gebunden sind. Kein Gott, der den Griechen weniger liebte, als der Grieche den Gott — oder weniger die griechische Heimat liebte und in ihr heimisch wäre, als er!

Jesus, der Heiland und Gottessohn, Jesus der Gott, ist uns durch sein irdisch-menschliches Schmerzensschicksal nahegebracht: ebenso den Griechen Demeter. Man stelle sich vor, wie der Grieche etwa auf diesem heiligen Boden empfand, der wirklich Demeters irdischen Wandel gesehen hatte, wo ich, der moderne, skeptische Mensch, sogleich von besonderer Weihe durchdrungen ward, als sich das Bild der Landschaft in mir mit jener anderen Legende vermählt hatte, die mit einer Kraft ohnegleichen heute Zweifler wie Fromme beherrscht.

Der heilige Bezirk, mit dem Weihetempel der Demeter, liegt nur wenig erhaben über die Spiegelhöhe, am Rande der Bucht. Es sei ferne von mir, dieses wärmste und tiefste

Mysterium, nämlich das eleusinische, ergründen zu wollen: genug, daß es für mich von Sicheln und schweren Garben rauscht und daß ich darin das Feuer Apolls mit des Aidoneus eisiger Nacht sich vermählen fühle. Übrigens ist ein wahres Mysterium, das durch Mysten gepflegt und lebendig erhalten, nicht in Erstarrung verfallen kann, ein ewiger Quell der Offenbarung, woraus erhellt, daß eben das Unergründliche ganz sein Wesen ist.

Während ich auf den Steinfließen der ehemaligen Vorhalle des Pylon, als wäre ich selbst ein Myste, nachdenklich auf und ab schreite, formt sich mir aus der hellen, heißen, zitternden Luft, in Riesenmaßen, das Bild einer mütterlichen Frau. Ihr Haarschwall, der die Schultern bedeckt und herab bis zur Ferse reicht, ist von der Farbe des reifen Getreides. Sie wandelt, mehr schwebend als schreitend, aus der Tiefe der fruchtbaren eleusinischen Ebene gegen die Bucht heran, und ist von summsenden Schwärmen häuslicher Bienen, ihren Priesterinnen, begleitet.

Die wahren Olympier leiden nicht, Demeter ist eine irdisch-leidende Göttin, deren mütterliches Schmerzensschicksal selbst durch den Richtspruch des Zeus nur gemildert, nicht aufgehoben ist. Auf ihren Zügen liegt, unverwischbar, die Erinnerung ausgestandener Qual und es kann eine größere Qual nicht geben, als die einer Mutter, die ihr verlorenes Kind in grauenhafter Angst und Verzweiflung der Seele sucht. Sie hat Persephoneia wieder gefunden und hier zu Eleusis, der Weihetempel, auf dessen Boden ich stehe, ist der Ort, von dem aus sie die Rückkunft der Tochter und ihre Befreiung aus den Fesseln des Tartarus erzwang, und wo Mutter und Tochter das selige Wiedersehen feierten. Aber sie genießt auch seither, wie gesagt, nicht das reine, ungetrübte, olympische Glück. Nach leidender Menschen Art ist ihr Dasein Genuß und Entbehren, Weh der Trennung und Freude der Wiedervereinigung. Es ist unlöslich, für immer, gleichwie das Dasein der Menschen, aus bitteren Schmerzen und Freuden gemengt.

Das ist es, was sie dem Menschengeschlecht und auch dem Spätgeborenen nahebringt, und was sie mehr, als irgendeinen Olympier, heimisch gemacht hat auf der Erde.

Es kommt hinzu, daß, während eines Teiles des Jahres, Aidoneus die Tochter ins Innere der Erde fordert und dort gefangen hält, wodurch denn die seligen Höhen des Olymps, die dem Kerker der Tochter ferne liegen, den Füßen der Mutter, mit den eleusinischen Ufern verglichen, unseliger Boden sind. Man ist überzeugt, daß Schicksalsschluß die Göttin in das Erkenntnisbereich der Menschen verwiesen hat — in ein beginnendes, neues, höheres, zwischen Menschen und Göttern und zwar mit einem Ereignis, das, unvergeßlich, das Herz ihres Herzens gleichsam an seinen Schauplatz verhaftet hält.

Die „weihrauchduftende“ Stadt Eleusis, die Stadt des Keleus, der Königin Metaneira sowie ihrer leichtgeschürzten Töchter: Kallidike, Kleissidike, Dämo und Kallithoa der „saffranblumengelockten“ ist heut nicht mehr, aber der Thymianstrauch, der überall um die Ruinen wuchert, verbreitet auch heute um die Trümmer warme Gewölke von würzigem Duft. Und die Göttin, die fruchtbare, mütterliche, umwandelt noch heut, in alter, heiliger Schmerzenshoheit die Tempeltrümmer, die Ebene und die Ufer der Bucht. Ich spüre die göttliche Erntemutter, die göttliche Hausfrau, die göttliche Kinderbewahrerin, die Gottesgebärerin überall, die ewige Trägerin des schmerzhaft süßen Verwandlungswunders.

Was mag es gewesen sein, was die offenen Kellergewölbe unter mir an Tagen der großen Feste gesehen haben? Man verehrte hier neben Demeter auch den Dionysos. Nimmt man hinzu, daß der Mohn, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die heilige Blume der Demeter war, so bedeutet das, in zwiefacher Hinsicht, ekstatische Schmerzens- und Glücksraserei. Es bleibt ein seltsamer Umstand, daß Brot, Wein und Blut, dazu das Martyrium eines Gottes, sein Tod und seine Auferstehung, noch heut den Inhalt eines Mysteriums bilden, das einen großen Teil des Erdballs beherrscht.

Ich liege, unweit von Kloster Daphni, unter Kiefern, auf einem Bergabhange hingestreckt. Der Boden ist mit braunen Kiefernadeln bedeckt. Zwischen diesen Nadeln haben sich sehr feine, sehr zarte Gräser ans Licht gedrängt. Aber ich bin hierher gekommen, verlockt von zarten Teppichen weißer Maßliebchen. Sie zogen mich an, wie etwa ein Schwarm lieblicher Kinder anzieht, die man aus nächster Nähe sehen, mit denen man spielen will. Nun liege ich hier und um mich, am Grunde, nicken die zahllosen kleinen, weißen Schwestern mit ihren Köpfchen. Es ist kein Wald. Es sind ganz winzige Hungerblümchen, unter denen ich ein Ungeheuer, ein wahres Gebirge bin. Und doch strömen sie eine Beseligung aus, die ich seit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr gefühlt habe.

Und auch damals, in meiner Kindheit, schwebte eine Empfindung, dieser ähnlich, nur feiertäglich durch meine Seele. Ich erinnere mich eines Traumes, den ich zuweilen in meiner Jugend gehabt habe, und der mir jedesmal eine Schwermut in der Seele ließ, da er mir etwas, wie eine unwiederbringliche, arkadische Wonne, schattenhaft vorgaukelte. Ich sah dann stets einen sonnigen, von alten Buchen bestandenen Hang, auf dem ich mit anderen kleinen Kindern bläuliche Leberblümchen abpflückte, die sich durch trockenes, goldbraunes Laub zum Lichte hervorgedrängt hatten. Mehr war es nicht. Ich nehme an, daß dieser Traum nichts weiter, als die Erinnerung eines besonders schönen, wirklich durchlebten Frühlingsmorgens war, aber es scheint, daß ein erstes Genießen der goldenen Lust, zu der sich die Sinne des Kindes erschlossen, das unvergeßliche Glück dieser kurzen Stunde gewesen ist.

Ich liege auf olympischer Erde ausgestreckt. Ich bin, wie ich fühle, zum Ursprung meines Kindestraumes zurückgekehrt. Ja, es ward mir noch Höheres vorbehalten! Mit reifem Geist, mit bewußten, viel umfassenden Sinnen, im vollen Besitz aller schönen Kräfte einer entwickelten Seele, ward ich auf dieses feste Erdreich so vieler ahnungsvoll-grundloser Träume gestellt, in eine Erfüllung ohnegleichen hinein.

Und ich strecke die Arme weit von mir aus und drücke mein Gesicht antäos-zärtlich zwischen die Blumen in diese geliebte Erde hinein. Um mich beben die zarten Grashalme. Über mir atmen die niedrigen Wipfel der Kiefern weich und geheimnisvoll. Ich habe in mancher Wiese bei Sonnenschein auf dem Gesicht oder Rücken gelegen, aber niemals ging von dem Grunde eine ähnliche Kraft, ein ähnlicher Zauber aus, noch drang aus hartem Geröll, das meine Glieder kantig zu spüren hatten, wie hier ein so heißes Glück in mich auf.

Ich bin auf der Rückfahrt von Eleusis

nach Athen wieder in diese lieblichen Berge gelangt. Die heilige Straße liegt unter mir, die Athen mit Eleusis verbindet. Herden von Schafen und Ziegen, die in dem grauen Gestein der Talabhänge umhersteigen, grüßen von da und dort mit ihrem Geläut, das, melodisch glucksend, an die Geräusche eines plaudernden Bächleins erinnert.

In der Nähe beginnt ein Kuckuck zu rufen, zunächst allein: und heiter gefragt, schenkt er mir drei Jahrzehnte als Antwort. Es ist mir genug! Nun tönt aus den Kiefernhainen von jenseit des heiligen Weges ein zweiter Prophet: und beide Propheten beginnen und fahren lange Minuten unermüdet fort, sich trotzig und wild, über die ganze Weite des Bergpasses hin, wahrscheinlich widersprechende Prophezeiungen zuzurufen.

Und wieder spüre ich um mich das Hallende. Die Rufe der streitenden Vögel wecken einen gespenstisch verborgenen Schwarm ihresgleichen zu einem Durcheinander von kämpfenden Stimmen auf und mit einer nur geringen Kraft der Einbildung höre ich den Lärm des heiligen Fackelzuges, von Athen gen Eleusis, aus den Bergen zurückschlagen.

Emporgestiegen zu den Gipfeln habe ich rings umher graues Geröll eines Bergrückens, Krüppelkiefern und Thymian, Mittagshitze und Mittagslicht. Unter mir liegen eingeschlossene Steintäler, verlassen und großartig pastoral. Hohe peloponnesische Schneeberge, Hymettos, Likabethos und Pentelikon schließen rings den Gesichtskreis ein. Der saronische Golf und die eleusinische Bucht leuchten herauf mit blauen Gluten. In heißen, zitternden Wolken, zieht überall würzig-bitterer Kräuterduft. Überall summen die Bienen der Demeter.

Wir betreten heute, gegen zehn Uhr abends, im Lichte des Vollmonds die Akropolis. Meine Erwartung, nun gleichsam alle Gespenster der Burg lebendig zu sehen, erfüllt sich nicht: Es müßte denn sein, daß sie alle in dem heiligen Äther aufgelöst seien, der den ganzen Tempelbezirk entmaterialisiert.

Mehr wie am Tage empfinde ich heut, und schon auf den Stufen der Propyläen, das Heiligtum, das Bereich der Götter. Ich zögere, weiter zu schreiten. Ich lasse mich im tiefen Schlagschatten einer Säule nieder und blicke über die Stufen zurück, die ich mir in die magisch-klare Tiefe fortgesetzt denke. Zum erstenmal verbindet sich mir das Ganze mit dem höheren Geistesleben, besonders des Perikleischen Zeitalters, dem der Burgfelsen seine letzte und höchste Weihe verdankt. Das Wirkliche wird im Lichte des Mondes schemenhaft unwirklich, und diesem Unwirklich-Wirklichen können sich historische Träume leichter angleichen. .

Als vermöchte der Mond Wärme auszuströmen, so warm ist die Luft und dazu klar und still: das Zwitschern der Fledermäuse kommt aus dem Licht-Äther unter uns. Man fühlt, wie in solchem göttlichen Äther atmend und heimisch in diesem heiligen Bezirk, erlauchte Menschen mit Göttern gelebt haben. Hier, über den magischen Abgrund hinausgehoben, in einen unsäglich zarten, farbigen Glanz, war der Denker, der Staatsmann, der Priester, der Dichter, in Nächten wie diese, mit den Göttern auf gleichen Fuß gestellt und atmete, in naher Vertraulichkeit, mit ihnen die gleiche elysische Luft.

Man müßte von einem nächtlichen Blühen dieses am Tage so schroffen und harten, arg mitgenommenen Olympes reden, von einem Blühen, das unerwartet und außerirdisch die alte vergessene Götterglorie um seine Felskanten wiederherstellt.

Der Parthenon, von der Hymettosseite gesehen, ist in dieser Nacht nicht mehr das Gebilde menschlicher Bauleute. Diese scheinen vielmehr nur einem göttlichen Plane dienstbar gewesen zu sein, das Irdische gewollt, das Himmlische aber vollbracht zu haben. In diesem Tempel ist jetzt nichts Drohendes, nichts Düsteres, nichts Gigantisches mehr, und seine Steinmasse, seine irdische Schwere scheint verflüchtigt. Er ist nur ein Gebilde der Luft, von den Göttern selbst in einen göttlichen Äther hineingedacht und hervorgerufen. Er ist nicht aus totem Marmor zusammengefügt, er lebt! von innen heraus warm und farbig leuchtend, führt er das selige Dasein der Götter. Alles an ihm wird getragen, nichts trägt. Oder aber, es kommt ein Gefühl über dich, daß, wenn du, mit deinem profanen Finger, eine der Säulen zu berühren nicht unterlassen könntest, diese sogleich zu Staub zerspringen würde vor Sprödigkeit.

In dieser Stunde kommt uns die Ahnung von jenem Sein, das die Götter in ihrer Verklärung führen, von irdischen Obliegenheiten befreit. Auch Götter hatten Erdengeschäfte. Wir ahnen, von welchem Boden Platon zu seiner Erkenntnis der reinen Idee sich aufschwang. Welche Bereiche erschlossen sich in solchen schönheitstrunkenen Nächten, die warm und kristallklar zu ein und demselben Element mit den Seelen wurden . . . welche Bereiche erschlossen sich den Künstlern und Philosophen hier, als den Gästen und nahen Freunden der Himmlischen!

Und damals, wie heute, drang, wie aus den Zelten eines Lustlagers, Gesang und Geschrei herauf aus der Stadt. Man braucht die Augen nicht zu schließen, um zu vergessen, daß jenes dumpfe Gebrause aus der Tiefe der Lärm des Athens von heute ist: vielmehr hat man Mühe das festzuhalten. In dieser Stunde, im Glanze des unendlichen Zaubers der Gottesburg, pocht und bebt und rauscht für den echten Pilger in allem der alte Puls. Und seltsam eindringlich wird es mir, wie das Griechentum zwar begraben, doch nicht gestorben ist. Es ist sehr tief, aber nur in den Seelen lebendiger Menschen begraben und wenn man erst alle die Schichten von Mergel und Schlacke, unter denen die Griechenseele begraben liegt, kennen wird, wie man die Schichten kennt, über den mykenäischen, trojanischen oder olympischen Fundstellen alter Kulturreste, aus Stein und Erz, so kommt auch vielleicht für das lebendige Griechenerbe die große Stunde der Ausgrabung.

Wir stehen auf dem hohen Achterdeck eines griechischen Dampfers und harren der Abfahrt. Der Lärm des Piräus ist um uns und unter uns. Wir wollen gen Delphi, zum Heiligtum des Apoll und Dionysos.

Mehr gegen den Ausgang des Hafens liegt ein weiß angestrichenes Schiff, ein Amerikafahrer, rings um ihn her auf der Wasserfläche, über die er emporragt, steht, wie auf Dielen, nämlich in kleinen Booten, eng gedrängt, eine Menschenmenge. Es sind griechische Auswanderer, Leute, die das verwunschene Land der Griechenseele nicht ernähren mag.

Dem Hafengebiet entronnen, genießen wir den frischen Luftzug der Fahrt. Unsere Herzen beleben sich. Wir passieren das kahle Inselchen, hinter dem die Schlacht bei Salamis ihren Verlauf genommen hat, den niedrigen Küstenzug, wo Xerxes seinen gemächlichen Thron errichten und vorzeitig abbrechen ließ. Der ganze, bescheidene Schauplatz deutet auf enge maritime Verhältnisse.

Die bergige Salamis öffnet in die fruchtbare Fülle des Innern ein weites Tal. Liebliche Berglehnen, Haine und Wohnstätten werden dem Seefahrer verlockend dargeboten: alles zum Greifen nahe! und es ist wie ein Abschied, wenn er vorüber muß.

Man weist uns Megara. Wir hätten es von der See aus nicht wiedererkannt: Megara, jetzt nur gespenstisch und bleich von seinen Hügeln winkend, die Stadt, die Konstantinopel gegründet hat. Wir werden den Weg der megarensischen Schiffe in einigen Wochen ebenfalls einschlagen.

Wenn wir nicht, wie bisher, über Steuerbord unseres Dampfers hinausblicken, sondern über seine Spitze, so haben wir in der Ferne alpine Schneegipfel des Peloponnes vor uns, darunter, vereinzelt, den drohenden Felsen der Burg von Korinth.

Wir suchen durch den zitternden Luftraum dieser augenblendenden Buchten den Standort des äginetischen Tempels auf, und meine Seele saugt sich fest an die lieblichen Inselfluren von Ägina. Warum sollten wir uns in der vollen Muße der Seefahrt, zwischen diesen geheiligten Küsten, der Träume enthalten und nicht der lieblichen Jägerin Britomartis nachschleichen, einer der vielen Töchter des Zeus, von der die Ägineten behaupteten, daß sie alljährlich von Kreta herüberkäme, sie zu besuchen.

Gibt es wohl etwas, das wundervoller anmutete, als die nüchterne Realität einer Mitteilung des Pausanias, etwa Britomartis angehend, wo niemals die Existenz eines Mitglieds der Götterfamilie, höchstens hie und da ein lokaler Anspruch der Menschen mit Vorsicht in Zweifel gezogen ist.

Nicht nur die Vasenmalereien beweisen es, daß der Grieche sich in allen Formen des niederen Eros auslebte: aber der schaffende Geist, der solche Gestalten, wie Britomartis, entstehen ließ und ihnen ewige Dauer beilegte, mußte das Element der Reinheit, in Betrachtung des Weibes, notwendig in sich bergen, aus dem sie besteht: keusch, frisch, unbewußt-jungfräulich, ist Britomartis im Stande glückseliger Unschuld bewahrt worden. Sie hat mit Amazonen und Nonnen nichts gemein. Es ist in ihr weder Männerhaß noch Entsagung, sondern sie stellt, mit dem freien, behenden Gang, dem lachenden Sperberauge, der Freude an Wald, Feld und Jagd, die gesunde Blüte frischen und herben Magdtums verewigt dar.

Überall auf der Fahrt sind Inseln und Küstenbereiche von lieblicher Intimität, und es ist etwas Ungeheueres, sich vorzustellen, wie hier die Phantasie eines Volkes, in dem die ungebrochene Weltanschauung des Kindes neben exakter und reifer Weisheit des Greisenalters fortbestand, jede Krümmung der Küste, jeden Pfad, jeden nahen Abhang, jeden fernen und ferneren Felsen und Schneegipfel mit einer zweiten Welt göttlich phantastischen Lebens bedeckt und bevölkert hat. Es ist ein Gewirr von Inseln, durch das wir hingleiten, uns jener Stätte mit jeder Minute nähernd, wo, gleichsam aus einem dunklen Quell, diese zweite Welt mit Rätselworten zurück ins reale Leben wirkte und damit zugleich die Atmosphäre des Heimatlandes mit neuem, phantastischem Stoff belud. Es gibt bei uns keine Entwicklung des spezifisch Kindlichen, das stets bewegt, stets gläubig und sprudelnd von Bildern ist, zum Weinen bereit und gleich schnell zum Jauchzen, zum tiefsten Abgrund hinabgestürzt und gleich darauf in den siebenten Himmel hinaufgeschnellt, glückselig im Spiel, wo nichts das vorstellt, was es eigentlich ist, sondern etwas anderes, Erwünschtes, wodurch das Kind es sich, seinem Wesen, seinem Herzen zu eigen macht.

Der große Schöpfungsakt des Homer hat dem kosmischen Nebel der Griechenseele den reichsten Bestand an Gestalten geschenkt, und die Zärtlichkeit, die der spätere Grieche ihnen entgegentrug, zeigt sich besonders in mancher Mythe, die wieder lebendig zu machen unternimmt, was der blinde Homer vor den Schauern des Hades nicht zu retten vermochte. Ich weiß nicht, ob hier herum irgendwo Leuke ist, aber ich wüßte keine Sage zu nennen, die tiefer in das Herz des Griechen hineinleuchtete, als jene, die Helena dem Achill zur Gattin gibt und beide in Wäldern und Tempelhainen der abgeschiedenen kleinen Insel Leuke ein ewig seliges Dasein führen läßt.

Unser Dampfer ist vor dem Eingang zum isthmischen Durchstich angelangt und einige Augenblicke stillgelegt. Mein Wunsch ist, wiederzukehren und besonders auch auf dem herrlichen Isthmus umherzustreifen, dieser gesunden und frischen Hochfläche, die würdig wäre, von starken, heiteren, freien und göttlichen Menschen bewohnt zu sein, die noch nicht sind. Das Auge erquickt sich an weitgedehnten, hainartig lockeren Kieferbeständen, deren tiefes und samtenes Grün, auf grauen, silbererzartigen Klippen, hoch an die blaue Woge des Meeres tritt. Auf diesen bewaldeten Höhen zur Linken hat man den Platz der isthmischen Spiele zu suchen. Man sollte meinen, daß keiner der zahllosen Spielbezirke freier und in Betrachtung des ganzen Griechenlandes günstiger lag, und ferner: daß nirgend so belebt und im frischen Zuge der Seeluft überschäumend die heilige Spiellust des Griechen sich habe auswirken können, wie hier.

Die Einfahrt in den Durchstich erregt uns seltsamerweise feierliche Empfindungen. Die Passagiere werden still, im plötzlichen Schatten der gelben Wände. Wir blicken schweigend zwischen den ungeheuren, braungelben Schnittflächen über uns und suchen den Streifen Himmelsblau, der schmal und farbig in unseren gelben Abgrund herableuchtet.

Kleine, taumelnde, braun-graue Raubvögel scheinen in den Sandlöchern dieser Wände heimisch, ja, der Farbe nach, von ihnen geboren zu sein. Eine Krähe, wahrscheinlich von unserm Dampfer aufgestört, strebt, ängstlich gegen die Wände schlagend, an die Oberfläche der Erde hinauf. Nun bin ich nicht mehr der späte Pilger durch Griechenland, sondern eher Sindbad der Seefahrer, und einige Türken, vorn an der Spitze des rauschenden Schiffes, jeder mit seinem roten Fez längs der gelblichen Ockerschichten gegen den Lichtstreif des Ausganges hingeführt, befestigen diese Illusion.

Der Golf von Korinth tut sich auf. Aber während wir noch zwischen nahen und flachen Ufern hingleiten, denn wir haben die weite Fläche des Golfes noch nicht erreicht, werden wir an einem kleinen Zigeunerlager vorübergeführt und sehen, auf einer Art Landungssteg, zerlumpte Kinder der, wie es scheint, auf ein Fährboot wartenden Bande mit wilden Sprüngen das Schiff begrüßen.

Nach einiger Zeit, während wir immer zur Linken das neue Korinth, die weite, mit Gerstenfeldern bestandene Fläche des einstigen alten, das von dem gewaltigen Felsen Akrokorinth drohend beschattet wurde und die bergigen Küsten des Peloponnes vor Augen hatten, eröffnet sich zur Rechten eine Bucht mit den schneebedeckten Gipfeln des Helikon. Eine Stunde und länger bleibt er nun, immer ein wenig rechts von der Fahrtrichtung, sichtbar, hinter niedrigen, nackten Bergen, die vorgelagert sind. Die Luft war bis hierher schwül und still, nun aber fällt ein kühler Wind von den Höhen des Heiligen Berges herab und in einige Segel, die leicht und hurtig vor ihm her über das blaue Wasser des Golfes vorüberschweben.

Aller Schönheit geht Heiligung voraus. Nur das Geheiligte in der Menschennatur konnte göttlich werden, und die Vergötterung der Natur ging hervor aus der Kraft zu heiligen, die zugleich auch Mutter der Schönheit ist. Wir haben heut eine Wissenschaft von der Natur, die leider nicht von einem heiligen Tempelbezirk umschlossen ist.

Immerhin ist sie, und Wissenschaft überhaupt, eine gemeinsame Sache der Nation, ja der Menschheit geworden. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist schließlich und endlich ein gemeinsames Werk. Dagegen bleiben die reinen Kräfte der Phantasie heute ungenützt und profaniert, statt daß sie am großen sausenden Webstuhl der Zeit gemeinsam der Gottheit lebendiges Kleid wie einstmals wirkten.

Und deshalb, weil die Kräfte der Phantasie heut vereinzelt und zersplittert sind und keine gemäße Umwelt (das heißt: keinen Mythos) vorfinden, außer jenem, wie ihn eben das kurze Einzelleben der Einzelkraft hervorbringen kann, so ist für den Spätgeborenen der Eintritt in diese unendliche, wohlgegründete Mythenwelt zugleich so beflügelnd, befreiend und wahrhaft wohltätig.

Sollte man nicht einer gewissen, nur persönlichen Erkenntnis ohne Verantwortung nachhängen dürfen, die den gleichen Vorgang, der jemals etwas wie eine Tragödie oder Komödie schuf, als Ursprung des ganzen Götterolymps, als Ursprung des gesamten, jenem angenäherten Kreises von Heroen und Helden sieht? Wo sollte man jemals zu dergleichen den Mut gewinnen, wenn nicht auf einem Schiffe im Golf von Korinth, im Angesichte des Helikon? Warum hätte sonst Pan getanzt, als Pindar geboren worden war? und welche Freude muß unter den Göttern des Olymps, von Zeus bis zu Hephaistos und Aidoneus hinunter, ausgebrochen sein, als Homer und mit ihm die Götterwelt aufs neue geboren wurde.

Die ersten Gestalten des ersten Dramas, das je im Haupte des Menschen gespielt wurde, waren „ich" und „du". Je differenzierter das Menschenhirn, um so differenzierter wurde das Drama! um so reicher auch an Gestalten wurde es und auch um so mannigfaltiger, besonders deshalb, weil im Drama eine Gestalt nur durch das, was sie von den übrigen unterscheidend absetzt, bestehen kann. Das Drama ist Kampf und ist Harmonie zugleich, und mit der Menge seiner Gestalten wächst auch der Reichtum seiner Bewegungen: und also, in steter Bewegung Gestalten erschaffend, in Tanz und Kampf miteinander treibend, wuchs auch das große Götterdrama im Menschenhirn, zu einer Selbständigkeit, zu einer glänzenden Schönheit und Kraft empor, die jahrtausendelang ihren Ursprung verleugnete.

Polytheismus und Monotheismus schließen einander nicht aus. Wir haben es in der Welt mit zahllosen Formen der Gottheit zu tun, und jenseit der Welt mit der göttlichen Einheit. Diese eine, ungeteilte Gottheit ist nur noch ahnungsweise wahrnehmbar. Sie bleibt ohne jede Vorstellbarkeit. Vorstellbarkeit ist aber das wesentliche Glück menschlicher Erkenntnis, dem darum Polytheismus mehr entspricht. Wir leben in einer Welt der Vorstellungen, oder wir leben nicht mehr in unserer Welt. Kurz: wir können irdische Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen, hinter allem wissen.

Wir wollen sehen, fühlen, schmecken und riechen, disharmonisch harmonisch das ganze Drama der Demiurgen, mit seinen olympischen und plutonischen Darstellern. Im „Christentum“ macht der Sohn Gottes einen verunglückten Besuch in dieser Welt, bevor er sie aufgibt und also zertrümmert. Wir aber wollen sie nicht aufgeben, unsere Mutter, der wir verdanken, was wir sind, und wir bleiben im Kampf, verehren die kämpfenden Götter, die menschennahen; freilich vergessen wir auch den menschenfernen, den Gott des ewigen Friedens nicht.

Ein kalter Gebirgswind empfängt uns bei der Einfahrt in die Bucht von Galaxidhi, den alten Krisäischen Meerbusen, und überraschenderweise scheint es mir, als liefe unser Schiff in einen Fjord und wir befänden uns in Norwegen, statt in Griechenland. Beim Anblick der Nadelwälder, von denen die steile Flanke der Kiona bedeckt ist, erfüllt mich das ganze starke und gesunde Bergglück, das mir eingeboren ist.

Es zieht mich nach den Gipfeln der waldreichen Kiona hinauf, wohin ich die angestrengten Blicke meiner Augen aussende, als vermöchte ich dort noch heut einen gottselig begeisterten Schwarm rasender Bacchen zwischen den Stämmen aufzustöbern. Es liegt in mir eine Kraft der Zeitlosigkeit, die es mir, besonders in solchen Augenblicken, möglich macht, das Leben als eine große Gegenwart zu empfinden: und deshalb starre ich immer noch forschend hinauf, als ob nicht Tausende von Jahren seit dem letzten Auszug bacchischer Schwärme vergangen wären, und es klingt in mir ununterbrochen:

Dahin leite mich, Bromios, der die bacchischen
Chöre führt!

Da sind Chariten, Liebe da,
Da dürfen frei die Bacchen Feste feiern.

Wer hält es sich immer gegenwärtig, daß die Griechen ein Bergvolk gewesen sind? Während wir uns Ithea nähern, tiefer und tiefer in einen ernsten Gebirgskessel eingleitend, erlebe ich diese Tatsache innerlich mit besonderer Deutlichkeit. Die Luft gewinnt an erfrischender Stärke. Die Formen der Gipfel stehen im tiefen und kalten Blau des Himmels kalt und klar, und jetzt erstrahlt uns zur Rechten, hoch erhaben über der in abendlichen Schatten dämmernden Bucht, hinter gewaltig vorgelagerten, dunkel zerklüfteten, kahlen Felsmassen, ein schneebedecktes parnassisches Gipfelbereich.

Nun, wo die Sonne hinter der Kiona versunken ist und chthonische Nebel langsam aus den tiefen Flächen der Felsentäler, Terrassen und Risse verdüsternd aufsteigen, steht der Höhenstreif des heiligen Berges Parnaß noch in einem unwandelbar makellosen und göttlichen Licht. Mehr und mehr, indes das Schiff bereits seinen Lauf verlangsamt hat, erdrückt mich eine fast übergewaltige Feierlichkeit.

Man fühlt zugleich, daß man hier nicht mehr im Oberflächenbereich der griechischen Seele ist, sondern den Ursprüngen nahe kommt, nahe kommt in dem Maße, als man sich dem Kern der griechischen Landschaft annähert.

Man findet sich hier einer großen Natur gegenübergestellt, die nordische Rauheit und nordischen Ernst mit der Weichheit und Süße des Südens vereinigt, die hier und dort ringsumher beschneite Berggipfel in den nahen Höhenäther gehoben hat, deren Flanken bis zur Fläche des südlichen Golfes herabreichen, bis an die Krisäische Talsohle, die in gleicher Ebene, einen einzigen, weitgedehnten Ölwald tragend, den Grund des Tales von Krisa erfüllt. Man fühlt, man nähert sich hier den Urmächten, die sich den erschlossenen Sinnen eines Bergvolks, nicht anders wie das Wasser der Felsenquellen, die Frucht des Ölbaums oder des Weinstocks, darboten, so daß der Mensch, gleichwie zwischen Bergen und Bäumen, zwischen Abgründen und Felswänden, zwischen Schafen und Ziegen seiner Herden oder im Kampf, zwischen Raubtieren, auch allüberall unter Göttern, über Göttern und zwischen göttlichen Mächten stand.

Wir steigen, angelangt in Ithea, in einen Wagen, vor den drei Pferde gespannt sind. Die Fahrt beginnt, und wir werden durch Felder grüner Gerste in das Tal von Krisa hineingeführt. Im Getreide tauchen hie und da Ölbäume auf, und mehr und mehr, bis sie zu Hainen zusammentreten und wir zu beiden Seiten der staubigen Straße von Olivenwäldern begleitet sind. Im Halblicht unter den Wipfeln liegen quadratisch begrenzte Wasserflächen. Nicht selten steigt ein gewaltiger Baum daraus empor, scheinbar mit seinem Stamme in einem glattpolierten Spiegel aus dunklem Silber wurzelnd, einem Spiegel, der einen zweiten Olivenbaum, einen rötlichen Abendhimmel und einen anderen, nicht minder strahlenden Parnassischen Gipfel zeigt.

Bauern, die aus den Feldern heimwärts nach den Wohnungen im Gebirge streben, werden von uns im Dämmer der Waldstraße überholt. Es scheint ein in mancher Beziehung veredelter deutscher Schlag zu sein, so überaus vertraut in Haltung, Gang und Humor, in den Proportionen des Körpers, sowie des Angesichts, mit dem blonden Haar und dem blauen Blick, wirken auf mich die Trupps der Landleute. Wir lassen zur Linken ein eilig wanderndes und mit einer dunklen Genossin plauderndes, blondes Mädchen zurück. Sie ist frisch und derb und germanisch kernhaft. Die Art ihres übermütigen Grußes ist zugleich wild, verwegen, ungezogen und treuherzig. Sie würde sich von der jungen und schönen deutschen Bauernmagd, wie ich sie auf den Gütern meiner Heimat gesehen habe, nicht unterscheiden, wenn sie nicht doch ein wenig geschmeidiger und wenn sie nicht eine Tochter aus Hellas wäre.

Und ich gedenke der Pythia.

Religiöses Empfinden hat seine tiefsten Wurzeln in der Natur; und sofern Kultur nicht dazu führt, mit diesem Wurzelsystem stärker, tiefer und weiter verzweigt in die Natur zu dringen, ist sie Feindin der Religion. In diesem großen und zugleich urgesunden Bereich des nahen, großen Mysteriums denkt man nicht an die Götterbilder der Blütezeit, sondern höchstens an primitive Holzbilder, jene Symbole, die, durch Alter geheiligt, der Gottheit menschliche Proportionen nicht aufzwangen. Man gedenkt einer Zeit, wo der Mensch mit allen starken, unverbildeten Sinnen noch gleichsam voll ins Geheimnis hinein geboren war: in das Geheimnis, von dem er sich Zeit seines Lebens durchaus umgeben fand und das zu enthüllen er niemals wünschte.

Nicht der Weltweise war der Ersehnte oder Willkommene unter den Menschen jener Zeit, außer wenn er sich gleich dem Jäger oder dem Hirten — der wahre Hirt ist Jäger zugleich! — zur ach so wenig naiven Verehrung eines Idoles, einer beliebigen Rätselerscheinung, der nur im Rätsel belebten Natur, verstand, sondern ersehnt und willkommen war immer wieder nur das Leben, das tiefere Leben, das den Rausch erzeugende Rätsel.

Immer jedoch ist der Mensch dem Menschen Träger und Verkünder der tiefsten

Rätsel zugleich gewesen und so ward das Rätsel stets am höchsten verehrt, wenn es sich durch den Menschen verkündigte, die Gottheit, die durch den Menschen spricht. Und um so höher ward es unter jenen Menschen verehrt, ward die Gottheit verehrt, je mehr sie den schlichten Mann, das gewöhnliche Weib aus dem Hirten- und Jägervolke gewaltsam vor aller Augen umbildete, so daß es von Grund auf verändert, von einem Gott oder Dämon beherrscht, als Rätsel erschien.

Ein so verändertes Wesen war vor urdenklichen Zeiten die erste bäurische Pythia, und sie erschien in den Händen des bogenführenden Jägers und Rinderherden besitzenden Hirten, in den Händen des Jäger- und Hirtengottes Apollon willenlos. Den Willen des Menschen zerbrach der Gott, wie man ein Schloß zerbrechen muß, das die Tür eines fremden Hauses verschließt, will man als Herrscher und Herr in dieses eintreten; und nicht der menschliche Wille, sondern gleichsam die Knechtschaft im göttlichen, nicht Vernunft, sondern Wahnsinn besaß vor den Menschen damals allein die Staunen und Schauder verbreitende Autorität.

Die Pferde beginnen bergan zu klimmen. Mehr und mehr, während wir aus den dunklen Olivenwäldern emportauchen, verdichtet sich um uns die Dämmerung. Die Luft ist warm und bewegungslos. Es ist eine Art tierischer Wärme in der Luft, die aus dem Erdboden, aus den Steinblöcken um uns her, ja überall her zu dunsten scheint. Überall klettern Ziegenherden. Ziegenherden kreuzen den Weg oder trollen ihn mit Geläut zu Tal. Ich fühle auf einmal, wie hier das Hirten- und Jägerleben nicht mehr nur als Idyll zu begreifen ist. In dieser brütenden Atmosphäre, wie sie über den schwarzen Olivenwäldern der Tiefe, in dem weiten, gewaltig zerklüfteten Abgrund zwischen den Wällen schroffer Gebirge steht, wird mein Blut überdies zu einem seltsamen Fieber erregt, und es ist mir, als könne aus dieser buhlerisch warmen, stehenden Luft die Frucht des Lebens unmittelbar hervorgehen. Das Geheimnis ist ringsum nahe um mich. Fast bang empfinde ich seine Berührungen. Es ist, als trennte — sagen wir von den „Müttern“! nur eine dünne Wand oder als läge das ganze Geheimnis, in dem wir schlummern, in einem zurückgehaltenen, göttlichen Atemzug, dessen leisestes Flüstern uns eine Erkenntnis eröffnen könnte, die über die Kraft des Menschen geht.

Ich habe in diesem Augenblick mehr als je zu bedauern, daß mir der musikalische Ausdruck verschlossen ist, denn alles um mich wird mehr und mehr zu einer einzigen, großen, stummen Musik. Das am tiefsten Stumme ist es, was der erhabensten Sprache bedarf, um sich auszudrücken. Allmählich verbreitet sich jenes magische Leuchten in der Natur, das alles vor Eintritt völliger Dunkelheit noch einmal in traumhafter Weise verklärt. Aber Worte besagen nichts, und ich würde, mit der wahrhaft dionysischen Kunst begabt, nach Worten nicht ringen müssen.

Ich empfinde inmitten dieser grenzenlos spielenden Schönheit, die von einem grunderhabenen düsteren Glanze gesättigt ist, immer eine fast schmerzhafte Spannung, als ob ich mich einem redenden Brunnen, einem Urbrunnen aller chthonischen Weisheit gleichsam annäherte, der, wiederum einem Urmunde gleich, unmittelbar aus der Seele der Erde geöffnet sein würde.

Niemals, außer in Träumen, habe ich Farben gesehen, so wie hier auf dem Marktplatze von Chryso, in dessen Nähe das alte Krisa zu denken ist. In diesem Bergstädtchen werden unsere Zugtiere getränkt. In Eimern holt man das Wasser aus dem nahen städtischen Brunnen, der im vollen, magischen Licht des Abends sich, aus dem Felsen rauschend, in sein steinernes Becken stürzt. Hier drängen sich griechische Mädchen, Männer und Maultiere, während im Schatten des Hauses gegenüber würdige Bauern und Hirten beim Weine von den Lasten des Tages ausruhen. Alles dieses wirkt feierlich schattenhaft. Es ist, als bestünde in dem Menschengedränge des kleinen Platzes die geheiligte Übereinkunft, die innere Sammlung der delphischen Pilger nicht durch laute Worte zu stören.

Unter den schweigsam Trinkenden, die uns mit Würde beobachten und ganz ohne Zudringlichkeit, fällt manche edle Erscheinung auf. Von einem Weißbart vermag ich mein Auge lange nicht abzuwenden. Er ist der geborene Edelmann. Die Haltung des schlanken Greises, der seine eigene Schönheit durchaus zu schätzen weiß, ist durchdrungen von einem Anstand, der eingeboren ist. Aus seinem Antlitz sprechen Güte und Menschlichkeit: ich sehe in ihm das Gegenbild aller Barbarei. An diesem Hirten legt jede Wendung des Hauptes, jede gelassene Bewegung des Armes von edler Herkunft Zeugnis ab: von einer Jahrtausende alten, verfeinerten Hirtenwürde! denn wo wäre die Freiheit der Haltung, die stolze Gewohnheit des Selbstgenügens, die Würde des Menschen vor dem Tier, weniger gestört, als im Hirtenberuf.

Es ist, nachdem wir die Stadt verlassen haben und weiter die steilen Kehren aufwärts dringen, als sänke sich von allen Seiten, dichter und dichter, Finsternis über das Geheimnis, dem wir entgegenziehen, schützend herein. Es ist wie eine Art Unschlüssigkeit in der Natur, als deren bevorzugtes Kind sich der gläubige Grieche fühlen muß, die sich mir aber dahin umdeutet, als sollte erst durch die volle Erkenntnis einengender Finsternis der volle Durst zum Orakelbrunnen erzeugt werden.

Noch immer ist die stehende Wärme auch in der fast völligen Dunkelheit verbreitet um mich. Der Himmel hat rötlich zuckende Sterne enthüllt, aber der Blick ist von nun an beengt und eingeschlossen. Die große Empfindung der Götternähe weicht einer gewissen heimlich schleichenden Spukhaftigkeit, und so will ich nun auch eine Vorstellung dieser spukhaften Art aus dem Erlebnis der unvergleichlichen Stunden festhalten.

Mehrmals und immer wieder kam es mir

vor, als stiege der Schatten eines einzelnen Mannes mit uns nach dem gleichen Ziele hinan, und zwar auf einem Fußsteige immer die Kehren der großen Straße abschneidend. Kamen wir bis an die Kreuzungsstelle heran, so schien es, als sei er schon vorüber, oder er war zurückgeblieben und stieg weit unten, schattenhaft über die Böschung der tieferen Straßenschlinge herauf. Auch jetzt unterliege ich wieder dem Zwang dieser Vorstellung.

Es ist unumgänglich, daß ein bis ins tiefste religiös erregter, christlich erzogener Mensch, auch wenn er das innere Auge abwendet, gleichsam mittels des peripherischen Sehens doch immer auf die Gestalt des Heilands treffen muß: und dies war mir und ist mir noch jetzt jener Schatten. Etwas wie Unruhe, etwas wie Hast und Besorgnis scheint ihn den gleichen Weg zu treiben, und etwas, wie der gleiche, immer noch ungestillte Durst.

Und ist nicht auch er wiederum ein Hirt? Sah er sich selbst nicht am liebsten unter dem Bilde des Hirten? Sehen ihn nicht die Völker als Hirten? Und verehren ihn nicht die prunkhaften Hohenpriester von heut, mit dem Symbole des Hirtenstabes in der Hand, als göttlichen Hirten, als Hirtengott?

Heut, am frühen Morgen aus meiner Herberge tretend, befinde ich mich auf der sonnigen Dorfstraße eines alpinen Dörfchens. Wenn ich die Straße nach rechts entlang blicke, wo sie, nach mäßiger Steigung, in einiger Ferne abbricht oder in den weißlichen, heißen und wolkenlosen Himmel auszulaufen scheint, so bemerke ich die Spitze eines entfernteren Schneeberges, der sie überragt.

Die Straße läuft meist dicht am Abhang hin. Von ihrem Rande ermesse ich die gewaltige Tiefe eines schluchtartigen Tales, mit steilen Felswänden gegenüber. Die grauen Steinmassen sind durch Thymiansträucher dunkel gefleckt.

Der Grund der Schlucht scheint ein Bachbett zu sein, und wie sich Wasser von seiner hochgelegenen Quelle herniederwindet, bis es am Ende der verbreiterten Schlucht in den weiten See eines größeren Tales tritt, ergießen sich hier, gleichsam wie Wogen aus dunklem Silber, Olivenwaldungen in die Tiefe, wo sie die Fülle des ölreichen Tales von Krisa aufnimmt.

Es ist eine durchaus nur schlichte und ganz gesunde alpine Wonne, die mich erfüllt, jener Zustand des bergluftseligen Müßigganges, in dem man so gern das Morgenidyll dörflichen Lebens beobachtet.

Hähne und Tauben machen das übliche Morgenkonzert. Es wird in der Nähe ein Pferd gestriegelt. Beladene Maultiere trappen vorüber. Alles ist von jener erfrischenden Nüchternheit, die wiederum die gesunde Poesie des Morgens ist.

Kastri heißt das Dorf, in dem wir sind und genächtigt haben. Einige Schritte auf der mit grellstem Lichte blendenden Landstraße um einen Felsenvorsprung herum, und der heilige Tempelbezirk von Delphi soll sich enthüllen.

In diesem Felsenvorsprung, den wir nun erreichen, sind die offenen Höhlen ehemaliger Felsgräber. Nahe dabei haben Wäscherinnen ihren Kessel über ein aromatisches Thymianfeuer gestellt, das uns mit Schwaden erquickenden Weihrauchs umquillt. Schwalben schrillen an uns vorüber, Fliegen summen, irgendwoher dringt das Hungergeschrei junger Nestvögel, und die Sonne scheint, triumphierend gleichsam, bis in die letzten Winkel der leeren Gräber hinein.

Eine zahlreiche Herde schöner Schafe begegnet uns, und minutenlang umgibt uns das freudige Älpergeräusch ihrer Glocken. Ich beobachte eine dicke Glockenform mit tiefem Klang, von der man sagt, daß sie antikem Vorbild entspreche. Inmitten der Herde bewegt sich der dienende Hirt und ein herrenhaft-heiter wandelnder Mann in der knappen, vorwiegend blauen Tracht der Landleute.

Dieser Mann erscheint zugleich jung und alt: insofern jung, als er schlank und elastisch ist, insofern alt, als ein breiter, vollkommen weißer Bart sein Gesicht umrahmt. Doch es ist die Jugend, die in diesem Manne triumphiert: das beweist sein schalkhaft blitzendes Auge, beweist der freie, übermütige Anstand der ganzen Persönlichkeit, eine Art behaglich fröhlichen Stolzes, der weiß, daß er unwiderstehlich fasziniert.

Als Staub und Geläut uns am stärksten umgeben, bemerken wir, wie dieser schöne und glückliche Mann, der übrigens seine Jagdbüchse über der Schulter trägt, den langen Stab aus der Hand seines Hirten nimmt. Gleich darauf tritt er uns entgegen und bietet uns, wirklich aus heiterem Himmel, eben denselben Stab als Gastgeschenk.

Die Wendung des Weges ist erreicht. Die Straße zieht sich in einem weiten Bogen eng unter mächtigen roten Felswänden hin, und der erste Blick in dieses schluchtartige, delphische Tal sucht vergeblich nach einer geeigneten Stätte für menschliche Ansiedelung. Von den roten, senkrecht starrenden Riesenmauern der Phädriaden ist ein Böschungsgebiet abgebröckelt, das steil und scheinbar unzugänglich über uns liegt. Überall in den Alpen trifft man ähnliche Schutt- und Geröllhalden, auf denen man, ebenso wie hier, höchstens weidende Ziegen klettern sieht. Selten bemerkt man dort, etwa in Gestalt einer besonders ärmlichen Hütte, Spuren menschlicher Ansiedelung, während hier der unwahrscheinliche Baugrund für ein Gewirr von Tempeln, tempelartigen Schatzhäusern, von Priesterwohnungen, von Theater und Stadion, sowie von zahllosen Bildern aus Stein und Erz zu denken ist.

Wir schreiten die weiße Straße langsam fort. Wir scheuchen eine anderthalb Fuß lange, grüne Eidechse, die den Weg, ein Wölkchen Staub vor uns aufregend, überquert. Ein Esel, klein, mit einem Berge von Ginster bepackt, begegnet uns: es heißt, daß die Bauern aus Ginster Körbe zur Aufbewahrung für Käse flechten. Ein Maultier schleppt eine Last von bunten Decken gegen Kastri heran, begleitet von einer

Handelsfrau, die während des Gehens nicht unterläßt, von dem Wocken aus Ziegenhaar fleißig denselben Faden zu spinnen, aus dem jene Decken gewoben sind.

Immer die steile Böschung des delphischen Tempelbezirks vor Augen, drängt sich mir der Gedanke auf, daß alle die einstigen Priester des Apoll sowohl als die des Dionysos, alle diese Tempel, Theater und Schatzhäuser von ehemals, alle diese zahllosen Säulen und Statuen den Ziegen und einer gewissen Ziegenhirtin gefolgt und nachgeklettert sind.

Das Hirtenleben ist in den meisten Fällen ein Leben der Einsamkeit. Es begünstigt also alle Kräfte visionärer Träumerei. Ruhe der äußeren Sinne und Müßiggang erzeugen die Welt der Einbildung, und es würde auch heut nicht schwer halten, etwa in den Irrenhäusern der Schweiz ländliche Mädchen zu finden, die, befangen in einem religiösen Wahn, von ähnlichen Dingen überzeugt sind, von ähnlichen Dingen „mit rasendem Munde“ sprechen, als die erste Seherin, die

Sibylle oder ihre Nachfolgerin zu Delphi, tat. Diese hielten sich etwa für die angetraute Gattin Apolls, oder für seine Schwester, oder erklärten sich für Töchter von ihm.

Wir klettern die steile Straße innerhalb des Tempelbezirkes empor. Überall zwischen den Fundamenten ehemaliger Tempel, Schatzhäuser, Altäre und Statuen blüht die Kamille in großen Büschen, ebenso wie in Eleusis und auf der Akropolis. Die Steine der alten und steilen Straße sind glatt, und mit Mühe nur dringen wir, ohne rückwärts zu gleiten, hinan.

Nicht weit von dem Felsenvorsprung, den man den Stein der Sibylle nennt, ruhe ich aus. In heiß duftenden Büscheln der Kamille, zwischen die ich mich niedergelassen habe, tönt ununterbrochen Bienengesumm. Wer möchte an dieser Stelle mit Fug behaupten wollen, daß ihm die ungeheure Vergangenheit dieser steilen Felslehne in allem Besonderen gegenwärtig sei. Der chthonische Quell, jene, verwirrende Dämpfe ausströmende Felsspalte, die Corethas entdeckte, quillt, wie es heißt, nicht mehr, und schon zur Zeit des großen Periegeten hatten die Dämonen das Orakel verlassen. Werden sie jemals wiederkehren? Und wird, wie es heißt, wenn sie wiederkehren, das Orakel gleich einem lange ungenutzten Instrument göttlichen Ausdrucks aufs neue erschallen?

Die architektonischen Trümmer umher erregen mir einstweilen nur geringe Aufmerksamkeit. Die Kunst inmitten dieser gewaltigen Felsmassen hatte wohl immer, nur im Vergleich mit ihnen, Pygmäencharakter. Durchaus überragend in wilder, unbeirrbarer Majestät bleibt hier die Natur, und wenn sie auch mit Langmut oder auf Göttergebot die Siedelungen der menschlichen Ameise duldet, die sich, nicht ohne Verwegenheit, hier einnistete, so bleibt die Gewalt ihrer Ruhe, die Gewalt ihrer Sprache, die überragende Macht ihres Daseins, das unter allem, hinter allem, über und in allem Gegenwärtige.

Man denkt an Apoll, man denkt an

Dionysos, aber an ihre Bilder aus Stein und Erz denkt man in dieser Umgebung nicht: eher wiederum an gewisse Idole, die uralten Holzbilder, deren keines leider auf uns gekommen ist. Man sieht die Götter da und dort, leuchtend, unmaterialisch, visionär, hauptsächlich aber empfindet man sie in der Kraft ihrer Wirkungen. Hier bleiben die Götter das, was unsichtbar gegenwärtig ist: und so bevölkern sie, bevölkern unsichtbare Dämonen die Natur.

Ist wirklich der chthonische Quell versiegt? Haben die Dämonen wirklich die Orakel verlassen? Sind gar die meisten von ihnen tot, wie es heißt, daß der große Pan gestorben ist? Und ist wirklich der große Pan gestorben?

Ich glaube, daß eher jeder andere Quell des vorchristlichen Lebensalters verschüttet ist als der pythische und glaube, daß der große Pan nicht gestorben ist: nicht aus Schwäche des Alters und ebensowenig unter den jahrtausendelangen Verfluchungen einer christlichen Klerisei. Und hier, zwischen diesen sonnebeschienenen Trümmern, ist mir das ganze totgeglaubte Mysterium, sind mir Dämonen und Götter samt dem totgesagten Pan gegenwärtig.

Noch heut sind unter den „vielen Strömen, die unsere Erde nach oben sendet“, viele, die in den Seelen der Menschen eine Verwirrung und Begeisterung hervorrufen, wie in dem Hirten Corethas jener, der in Delphi zutage trat, auch wenn wir dieser Begeisterung wenig achten und die tiefen Weihen nicht mehr allgemein machen wollen, die mit dem heiligen Rausch verbunden sind.

Dieser Parnaß und diese seine roten Schluchten sind Quellgebiet: Quellgebiet natürlicher Wasserströme und Quellgebiet jenes unversiegbaren, silbernen Stromes der Griechenseele, wie er durch die Jahrtausende fließt. Es ist ein anderer Reiz und Geist, der die Quellen, ein anderer, der den Lasten und Wimpel tragenden Strom umgibt. Seltsam, wie der Ursprung des Stromes und seine Wiege dem urewig Alten am nächsten ist: das ewig Alte der ewigen Jugend. Man kann solche Quellgebiete nicht einmal mit Fug allein griechisch nennen, denn sie sind meist, im Gegensatz zu den Strömen, die sie nähren, namenlos.

Gegenüber, jenseit des Taleinschnitts, tönen von der Felswand, dem Ruf des Hornes von Uri nicht unähnlich, gewaltige Laute eines Dudelsacks, hervorgerufen von Hirten, die unerkennbar mit ihren Ziegen in den Felsen umhersteigen. Diese gesegneten Quellgebiete waren und sind noch heute von Hirten umwohnt. Platon nennt die Seele einen Baum, dessen Wurzeln im Haupte des Menschen sind und der von dort aus mit Stamm, Asten und Blättern sich in das Bereich des Himmels ausdehnt. Ich betrachte die Welt der Sinne als einen Teil der Seele und zugleich ihr Wurzelgebiet, und verlege in das menschliche Hirn einen metaphysischen Keim, aus dem dann der Baum des Himmels mit Stamm, Ästen, Blättern, Blüten und Früchten empordringt.

Nun scheint es mir, daß die Sinne des Jägers, die Sinne des Hirten, die Sinne des Jägerhirten, sagen wir, die feinsten und edelsten Wurzeln sind und daß ein Hirten- und Jägerleben auf Berghöhen der reichste Boden für solche Wurzeln, und also die beste Ernährung für den metaphysischen Keim im Menschen ist.

Zwischen den Trümmern des steilen Tempelbezirks von Delphi umherzusteigen, erfordert einige Mühe und Anstrengung. Am höchsten von allen Baulichkeiten lag wohl das Stadion; ein wenig tiefer, doch mit seinen obersten Sitzen an die unzugängliche Felswand stoßend, ist das Theater dem Felsgrunde abgetrotzt.

Der Eindruck der natürlichen Szenerie, die es umgibt, ist drohend und großartig. Ich empfinde eine Art beengender Bangigkeit in dieser übergewaltigen Nähe der Natur, dieser geharnischten, roten Felsbastionen, die den furchtbarsten Ernst blutiger Schauspiele von den Menschen zu fordern scheinen.

In das Innere dieser Felsmassen scheint übrigens ein dämonisches Leben hineingebannt. Sie wiederholen, in die tiefe Stille über den rötlichen Sitzreihen, die Stimmen unsichtbarer Kinder weit unten im Tal, sie lassen gespenstige Herdenglocken, wie in einem hallenden Saale, durch sich hin läuten und geben die klangvolle Stimme des fernen Hirten aus der Nähe und geläutert zurück. Aus ihrem Inneren dringt Hundegebell, und ein fernes und schwaches Dröhnen, aus dem Tale von Krisa her, erregt in ihr einen klangvoll breiten, feierlich musikalischen Widerhall.

Das ununterbrochene, mitten im heißen Lichte des Mittags gleichsam nächtliche Rauschen der kastalischen Wasser dringt aus der Schlucht der Phädriaden herauf.

Die Götter waren grausame Zuschauer. Unter den Schauspielen, die man zu ihrer Ehre — man spielte für Götter und vor Göttern, und die griechischen Zuschauer auf den Sitzreihen trieben, mit schaudernder Seele gegenwärtig, Gottesdienst! — unter den Schauspielen, sage ich, waren die, die von Blute trieften, den Göttern vor allen anderen heilig und angenehm. Wenn zu Beginn der großen Opferhandlung, die das Schauspiel der Griechen ist, das schwarze Blut des Bocks in die Opfergefäße schoß, so wurde dadurch das spätere höhere, wenn auch nur scheinbare Menschenopfer nur vorbereitet: das Menschenopfer, das die blutige Wurzel der Tragödie ist.

Blutdunst stieg von der Bühne, von der Orchestra in den brausenden Krater der schaudernden Menge und über sie in die olympischen Reihen blutlüsterner Götterschemen hinauf.

Anders wie im Theater von Athen, tiefer und grausamer und mit größerer Macht, offenbart sich hier, in der felsigten Pytho, unter der Glut des Tagesgestirns, das Tragische, und zwar als die schaudernde Anerkennung unabirrbarer Blutbeschlüsse der Schicksalsmächte: keine wahre Tragödie ohne den Mord, der zugleich wieder jene Schuld des Lebens ist, ohne die sich das Leben nicht fortsetzt, ja, der zugleich immer Schuld und Sühne ist.

Gleich einem zweiten Corethas brechen mir überall in dem großen parnassischen Seelengebiet — und so auch in der Tiefe des roten Steinkraters, darin ich mich eben befinde! — neue chthonische Quellen auf. Es sind jene Urbrunnen, deren Zuflüsse unerschöpflich sind und die noch heute die Seelen der Menschen mit Leben speisen: derjenige aber unter ihnen, der dem inneren Auge der Seele und gleicherweise dem leiblichen Auge vor allen anderen sichtbar und mystisch ist, bleibt immer der springende Brunnen des Bluts.

Ich fühle sehr wohl, welche Gefahren auf den Pilger in solchen parnassischen Brunnengebieten lauern, und vergesse nicht, daß die Dünste aller chthonischen Quellen von einem furchtbaren Wahnsinn schwanger sind. Oft treten sie über dünnen Schichten mürben Grundes ans Tageslicht, unter denen glühende Abgründe lauern. Der Tanz der Musen auf den parnassischen Gipfeln geschah, da sie Göttinnen waren, mit leichten, die Erde nicht belastenden Füßen: das ihnen Verbürgte nimmt uns die Schwere des Körpers die Schwere des Menschenschicksals nicht.

Auch aus der Tiefe des Blutbrunnens unter mir stieg dumpfer, betäubender Wahnsinn auf. Indem man die grausame Forderung des sonst wohltätigen Gottes im Bocksopfer sinnbildlich darstellte, und im darauffolgenden, höheren Sinnbild gotterfüllter dramatischer Kunst, gaben die Felsen den furchtbaren Schrei des Menschenopfers unter der Hand des Rächers, den dumpfen Fall der rächenden Axt, die Chorklänge der Angst, der Drohung, der schrecklichen Bangigkeit, der wilden Verzweiflung und des jubelnden Bluttriumphes zurück.

Es kann nicht geleugnet werden, Tragödie heißt: Feindschaft, Verfolgung, Haß und

Liebe als Lebenswut! Tragödie heißt: Angst, Not, Gefahr, Pein, Qual, Marter, heißt Tücke, Verbrechen, Niedertracht, heißt Mord, Blutgier, Blutschande, Schlächterei — wobei die Blutschande nur gewaltsam in das Bereich des Grausens gesteigert ist. Eine wahre Tragödie sehen hieß, beinahe zu Stein erstarrt, das Angesicht der Medusa erblicken, es hieß das Entsetzen vorwegnehmen, wie es das Leben heimlich immer, selbst für den Günstling des Glücks, in Bereitschaft hat. Der Schrecken herrschte in diesem offenen Theaterraum, und wenn ich bedenke, wie Musik das Wesen einfacher Worte, irgend eines Liedes, erregend erschließt, so fühle ich bei dem Gedanken an die begleitenden Tänze und Klänge der Chöre zu dieser Mordhandlung eisige Schauder im Gebein. Ich stelle mir vor, daß aus dem vieltausendköpfigen Griechengewimmel dieses Halbtrichters zuweilen ein einziger, furchtbarer Hilfeschrei der Furcht, der Angst, des Entsetzens, gräßlich betäubend zum Himmel der Götter aufsteigen mußte, damit der grausamste Druck, die grausamste Spannung sich nicht in unrettbaren Wahnsinn überschlug.

Man muß es sich eingestehen, das ganze Bereich eines Tempelbezirks, und so auch diese delphische Böschung, ist blutgetränkt. An vielen Altären vollzog sich vor dem versammelten Volk die heilige Schlächterei. Die Priester waren vollkommene Schlächter, und das Röcheln sterbender Opfertiere war ihnen die gewöhnlichste und ganz vertraute Musik. Die Jammertöne der Schlachtopfer machten die Luft erzittern und weckten das Echo zwischen den Tempeln und um die Statuen her: sie drangen bis ins Innere der Schatzhäuser und in die Gespräche der Philosophen hinein.

Der Qualm der Altäre, auf denen die Ziege, das Schaf mit der Wolle verbrannt wurde, wirbelte quellend an den roten Felsen hinauf, und ich stelle mir vor, daß dieser Qualm, sich zerteilend, das Tal überdeckte und so die Sonne verfinsterte. Der Opferpriester, mit Blut besudelt, der einem Zyklopen gleich das geschlachtete Tier zerstückte und ihm das Herz aus dem Leibe riß, war dem Volk ein gewöhnlicher Anblick. Er umgoß den ganzen Altar mit Blut. Diese ganze Schlachthausromantik in solchen heiligen Bezirken ist schrecklich und widerlich, und doch ist es immer vor allem der süßliche Dampf des Bluts, der die Fliegen, die Götter des Himmels, die Menge der Menschen, ja sogar die Schatten des Hades anzieht.

In alledem verrät sich mir wiederum der Hirtenursprung der Götter, ihrer Priester und ihres Gottesdienstes, denn das Blutmysterium mußte sich den Jägerhirten zuerst aufschließen und dem Hirten mehr als dem Jäger in ihm, wenn er, friedlich, friedlich von ihm gehütete, zahme Tiere abschlachtete, zuerst das Grausen und hernach den festlichen Schmaus genoß.

Wir sind den steilen Abhang des delphischen Tempelbezirks bis an den obersten Rand emporgeklommen. Ich bin erstaunt, hier, wo aus dem scheinbar Unzugänglichen die rote unzugängliche Felswand sich erhebt, auf eine schöne, eingeschlossene Fläche zu stoßen, hier oben, gleichsam in der Gegend der Adlernester, zwischen Felsenklippen, auf ein Stadion.

Es ist still. Es ist vollkommen still und einsam hier. Das schöne Oblong der Rennbahn, eingeschlossen von den roten Steinen der Sitzreihen, ist mit zarten Gräsern bedeckt. Inmitten dieser verlassenen Wiese hat sich eine Regenlache gebildet, darin man die roten Umfassungsmauern des Felsendomes, mit vielen gelben Blumenbüscheln widergespiegelt sieht.

Ist nicht das Stadion dann am schönsten, wenn der Lärm der Ringer und Renner, wenn die Menge der Zuschauer es verlassen hat? Ich glaube, daß der göttliche Priester Apolls, Plutarch, oft, wie ich jetzt, im leeren Stadion der einzige Zuschauer war und den Gesichten und Stimmen der Stille lauschte.

Es sind Gesichte von Jugend und Glanz, Gesichte der Kraft, Kühnheit und Ehrbegier, es sind Stimmen gottbegeisterter Sänger, die unter sich wetteifernd den Sieger oder den Gott preisen. Es ist der herrlichste Teil der griechischen Phantasmagorie, die hier für den nicht erloschen ist, der gekommen ist, Gesichte zu sehen und Stimmen zu hören.

Die schrecklichen Dünste des Blutbrunnens drangen nicht bis in dieses Bereich, ebensowenig das Todesröcheln der Menschen- und Tieropfer. Hier herrschte das Lachen, hier herrschte die freie, von Erdenschwere befreite, kraftvolle Heiterkeit.

Nur im Stadion, und ganz besonders in dem zu Delphi, das über allen Tempeln und allen Altären des Götterbezirks erhaben ist, atmet man jene leichte, reine und himmlische Luft, die unseren Heroen die Brust mit Begeisterung füllte. Der Schrei und Ruf, der von hier aus über die Welt erscholl, war weder der Ruf des Hirten, der seine Herde lockt, noch war es der wilde Jagdruf des Jägers: es war weder ein Racheschrei noch ein Todesschrei, sondern es war der wild glückselige Schrei und Begeisterungsruf des Lebens.

Mit diesem göttlichen Siegesruf der lebendigen Menschenbrust begrüßte der Grieche den Griechen über die Fjorde und Fjelle seines herrlichen Berglands hinweg, dieses Jauchzen erscholl von Spielplatz zu Spielplatz: von Delphi hinüber nach Korinth, von Korinth nach Argos, von Argos bis Sparta, von Sparta hinüber nach Olympia, von dort gen Athen und umgekehrt.

Ich glaube, nur vom Stadion aus erschließt sich die Griechenseele in alledem, was ihr edelster Ruhm und Reichtum ist; von hier aus gesehen, entwickelt sie ihre reinsten Tugenden. Was wäre die Welt des Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympischen Ölzweig und Siegerbinde? eben das gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darstellen.

Es wird mir nicht leicht, diesen schwebenden und versteckten Spielplatz zwischen parnassischen Klippen zu verlassen, der so wundervoll einsam und wie für Meditationen geschaffen ist. Hier findet sich der sinnende Geist gleichsam in einen nährenden Glanz versenkt, und der Reichtum dessen, was in ihn strömt, kann in seiner Überfülle kaum bewahrt und behalten sein.

Man müßte vom Spiel reden. Man müßte das eigene Denken der Kinder- und Jünglingsjahre heraufrufen und jener Wegeswendung sich erinnern, wo man in eine mißmutige und freudlose Welt einzubiegen gezwungen war, die das Spiel, die höchste Gabe der Götter, verpönt. Man könnte hervorheben, daß bei uns mehr Kinder gemordet werden, als jemals in irgendeinem Bethlehem von irgendeinem Herodes gemordet worden sind: denn man läßt nie das Kind bei uns groß werden, man tötet das Kind im Kinde schon, geschweige, daß man es im Jüngling und Manne leben ließe.

Nackt wurde der Sieger, der Athlet oder Läufer dargestellt, und ehe Praxiteles, ehe Skopas seine Statuen bildete, entstanden ihre Urbilder hier in Stadion. Hier ist für die Schönheit und den Adel der griechischen Seele, für Schönheit und Adel des Körpers der Muttergrund. Hier wurde das schon Geschaffene umgeschaffen, das Umgeschaffene zum ewigen Beispiel und auch als Ansporn für höhere Artung in Erz oder Marmor dargestellt. Hier hatte die Bildung ihre Bildstätte, wenn anders Bildung das Werk eines Bildners ist.

Wer je sein Ohr an die Wände jener Werkstatt gelegt hat, deren Meister den Namen Goethe trug, der wird erkennen, daß nicht nur Wagner, der Famulus, den Menschen mit Göttersinn und Menschenhand zu bilden und hervorzurufen versuchte: alles Sinnen, Grübeln, Wirken, Dichten und Trachten des Meisters war eben demselben Endzweck rastlos untertan. Und wer nicht in jedweder Bildung seines Geistes und seiner Hände das glühende Ringen nach Inkarnation des neuen und höheren Menschen spürt, der hat den Magier nicht verstanden.

Es ist bekannt, wie gewissen griechischen Weisen, und so dem Lykurg! Bildung ein Bilden im lebendigen Fleische, nicht animalisch unbewußt, sondern bewußt „mit Göttersinn und Menschenhand“ bedeutete. Was wäre ein Arzt, der seine Kranken bekleidet sieht, und was ein Erzieher, dem jener Leib samt dem Geiste, dem er höhere Bildung zu geben beabsichtigt, nicht nackt vor der Seele stünde? Aus dem Grunde der Stadien sproßten, nackt, die athletischen Stämme einer göttlichen Saat des Geistes hervor. Und hier, auf dem Boden des delphischen Stadions, gebrauche ich nun zum ersten Male in diesen Aufzeichnungen das Wort Kultur: nämlich als eine fleischliche Bildung zu kraftvoll gefestigter, heiterer, heldenhaft freier Menschlichkeit.

Zwei Vögel, unsern Zeisigen ähnlich, stürzen sich plötzlich aus irgend einem Schlupfloch der Felsen quirlend herab und löschen den Durst aus dem Spiegel der Lache vor mir im Stadion. Ihr piepsendes Spiel weckt Widerhall, und das winzige Leben, der sorglose, dünne Lärm der kleinen Geschöpfe, die niemand stört, offenbaren erst gleichsam das Schicksal dieser Stätte in seiner ganzen Verwunschenheit.

Während ich auf die grüne Erde hinstarre und der Füße jener zahllosen Läufer und Kämpfer gedenke, aller jener göttergleichen, jugendlich kraftvoll schönen Hellenen, die sie erdröhnen machten, vernehme ich wiederum aus den Felsen den gewaltigen Widerhall von Geräuschen, die mir verborgen sind. Aus irgend einem Grunde erhebe ich mich, rufe laut und erhalte ein sechsfaches mächtiges Echo: sechsfach schallt der Name des delphischen Gottes, des Python-Besiegers, aus dem Inneren der Berge zurück.

Ich bin allein. Die dämonische Antwort der alten parnassischen Wände hat bewirkt, daß mich die Kraft der Vergangenheit mit ihren triumphierenden Gegenwarts-Schauern durchdringt und erfaßt und daß ich etwas wie ein Bad von Glanz und Feuer empfinde. Beinahe zitternd horche ich in die neu hereingesunkene, fast noch tiefere Stille hier oben hinein.

Der Morgen ist frisch. Wir schrieben den ersten Mai ins Fremdenbuch. Vor der Türe des Gasthauses warten schäbige Esel und Maultiere, die uns nach Hossios Lucas bringen sollen. Ins Freie Abtretend, beginne ich mit letzten Blicken Abschied zu nehmen. Ich begrüße die Kiona, den weißen Gipfel des Korax-Gebirges, dort, wo die Dorfstraße, wie es scheint, in den Luftraum verläuft. Ich begrüße drei kleine Mädchen, die, trödelnd, ebenso viele Schäfchen vor sich her treiben, begrüße sie mit einer ihnen unverständlichen Herzlichkeit. Eines der hübschen Kinder küßt mir zum Dank für ein kleines, unerbetenes Geschenk die Hand.

Wir lassen die Mäuler voranklingeln. Wieder schreiten wir an den Felsen vorüber, mit den Höhlungen leerer Gräber darin, und wieder erschließt sich dem Auge die steinigte Böschung des delphischen Tempelbezirks. Wer alles dieses tiefer begreifen wollte, müßte mehr als ein flüchtiger Wanderer sein. Immerhin sind mir auch hier die Steine nicht stumm gewesen.

Wir haben den Grund von Delphi, der Stadt, die unterhalb unseres Weges lag, über allerlei Mauern und Treppchen kletternd, durchstreift, und während wir jetzt unsere Reise fortsetzen, zieht uns das Leuchten der Tempeltrümmer, zwischen tausendjährigen Ölbäumen, zieht uns der weiße Marmor umgestürzter Säulen an. An den kastalischen Wassern nehmen wir wiederum einen kleinen Aufenthalt. Ich habe mich auf einen großen Felsblock niedergelassen, in der wundervoll hallenden und rauschenden Kluft, den Felsenbassins jenes alten Brunnen- und Baderaums gegenüber, wo die delphischen Pilger von einst sich reinigten.

Ein Tempelchen, mit Nischen der Nymphen, war grottenartig in die Felswand gestellt.

Heut sind die Bachläufe arg verunreinigt, die Wasserbecken mit Schlamm gefüllt. Oben durch die feuchte und kalte Klamm fliegen lange Turmschwalben und jagen einander mit raubvogelartigem, zwitscherndem Pfiff.

Wir wiegen uns nun bereits eine gute Weile auf unseren Maultieren. Der Weinstock, das Gewächs des Dionysos, begleitet uns in wohlgepflegten, wohlgeordneten Feldern die parnassischen Höhen hinan. Immer wieder begegnen uns wollige Herden mit ihren Hirten. Ich bemerke plötzlich den mir von gestern bekannten stattlichen Weißbart auf dem Bauche im Grase liegend am Straßenrand und empfinde mit ihm, was sein leise ironisches, überlegen lachendes Antlitz zum Ausdruck bringt. Hinter dem Patriarchen steigen seine Herden zwischen Rainen, Steinen und saftigen Gräsern umher und füllen die Luft mit der Glockenmusik seines reichen Besitzes. Die Sonne strahlt, der Tag wird heiß.

Schon im Altertum wurden solche Wege wie diese auf Mäulern zurückgelegt. So wird auch das Um und An einer Bergreise, an Rufen, Geräuschen und Empfindungen, nicht anders gewesen sein, als es heute ist. Maultiere haben die Eigentümlichkeit, am liebsten nicht in der Mitte des Weges, sondern immer womöglich an steilen Rändern zu schreiten: was dem ungewohnten Reiter zuweilen natürlich Schwindel erregt. Allmählich gewinne ich im Vertrauen auf das sich mehr und mehr entfaltende Klettertalent meines Reittieres eine gewisse, schwindelfreie Sorglosigkeit. Immer wilder und einsamer wird die Berggegend, bis hinter Arachova die Einöde, das heißt die parnassische Höhenzone beginnt. Von der gesamten südlichen Flora ist nichts übrig geblieben. Der letzte Weinstock, der letzte Feigenbaum, die letzte Olive liegt hinter uns. Nun aber tut sich ein weiter und grüner Gebirgssattel vor uns auf, von jener gesunden, alpinen Schönheit, die ebenso heimatlich, als über alles erquickend ist.

Der weite Paß, mit flach geschweifter, beinahe ebener Grundfläche, ist Weideland: das heißt, ein saftiger Wiesenplan, auf dem der Huf des schreitenden Maultiers lautlos wird und der Pfad sich verliert. Das helle, ruhige Grün dieser schönen Alm ist eine tiefe Wohltat für Auge und Herz, und der starke, düster-trotzige Föhrenstand, der die steile Flanke einer nahen Bergwand hinaufklettert, fordert heraus, ihm nachzutun. Ich weiß nicht, was in dieser Landschaft so fremdartig sein sollte, daß man es nicht in den deutschen Alpengebirgen, um diese oder jene Sennhütte her, ebenso antreffen könnte, und doch würde der gesunde Jodler des einsamen Sennen hier einen Zauber vernichten, der unaussprechlich ist.

Das hurtige Glöckchen des Maultieres klingelt am Rand einer teichartig weit verbreiteten Wasserlache dahin, die, in den hellen Smaragd der Bergwiese eingefügt, den blauen Abgrund des griechischen Himmels, die ernste Wand der wetterharten Apolloföhren, und das hastende, kleine Vögelchen in einem ruhigen Spiegel wiedergibt.

Über die Art, wie für den, der sich einmal in das Innere des Mythos hineinbegeben hat, jeder neue sinnliche Eindruck wiederum ganz unlöslich mit diesem Mythos verbunden wird und ihn zu einer fast überzeugenden Wahrheit und Gegenwart steigert, möchte manches zu sagen sein. Es beträfe nicht nur den Prozeß eines gläubigen Wiedererweckens, sondern jenen, durch den die menschliche Schöpfung der Welt überhaupt entstanden ist, es beträfe das Wesen jener zeugenden Kraft, die im dichtenden Genius eines Volkes lebendig ist und darin sich die Seele des Volkes verklärt.

Plötzlich taucht in der panisch beinahe beängstigenden, nordischen Vision von Bergeinsamkeit die wilde Gestalt eines bärtigen Hirten auf, der uns in schneller Gangart, fünf schwarze Böcke vor sich hertreibend, von jenseit, über die grüne Matte entgegenkommt. Die schönen Tiere, die von gleicher Größe und, wie gesagt, schwarz wie Teufel sind, machen den überraschendsten Eindruck. Noch niemals sah ich ein so unwahrscheinliches Fünfgespann. Wer wollte da, wenn eine auserlesene Koppel solcher Böcke, wie zum Opfer geführt, ihm entgegenkommt, und zwar über einen parnassischen Weidegrund, die Nähe des Gottes ableugnen, der einst durch Zeus in die Gestalt eines Bockes verwandelt ward, um ihn vor Heres Rache zu schützen, und dem diese Höhen geheiligt sind.

Wie diese Tiere einhertrotten, unwillig, durch den rauhen Treiber mehr gestört als in Angst versetzt, mit dem böse funkelnden Blick beobachtend, jeder mit seinem zottligen Bart, jeder unter der Last und gewundenen Krönung eines gewaltigen Hörnerpaares, scheinen sie selber inkarnierte Dämonen zu sein, und in wessen Seele nur etwas von dem alten Urväter-Hirten-Drama noch rumort, der fühlt in diesem klassischen Tier einen wahrhaft dämonischen Ausdruck zeugender Kräfte, dem es leider auch seinen Blocksberg-Verruf in der verderbten Weltanschauung der christlichen Zeit zu verdanken hat.

Wir besteigen nach kurzer Rast unsere Maultiere, die wiederum mager, schäbig und scheinbar kraftlos, wie zu Anfang der Reise dastehen. Das unscheinbare Äußere dieser Tiere täuscht uns nicht mehr über den Grad ihrer Zähigkeit.

Zur Linken haben wir nun eine rötlich graue, senkrechte Wand parnassischer Felsmassen, deren Rand einen Gießbach aus großer Höhe herabschüttet. Es ist ein lautloser Wasserfall, der, ehe er noch den Talgrund erreicht, in Schleiern verweht.

Die Maultiere müssen neben dem Lauf

eines ausgetrockneten Felsenflußbettes abwärts klettern und erweisen, mehr und mehr erstaunlich für uns, ihre wundervolle Geschicklichkeit. Man würde vielleicht von diesen Felstälern sagen können, daß sie Einöden sind, wenn ihre zitternde, leuchtende und balsamische Luft nicht überall von den wasserartig glucksenden Lauten zahlloser Herdengeläute erfüllt wäre.

Der Paris artige Knabe, der vorhin, während wir Rast hielten, mit zwitschernden Lauten unsere Aufmerksamkeit beanspruchte, war ein Hirt. Hoch auf der Spitze eines vereinzelten Felskegels, der an der Kreuzungsstelle einiger Hochtäler sich erhebt, steht, gegen den Himmel scharf abgegrenzt, wiederum ein romantisch drapierter Ziegenhirt, mit dem landesüblichen Hirtenstabe. Sofern uns ein Mensch begegnet, ist es ein Hirt, sofern unser Auge in der felsigten Wildnis Menschengestalt zu unterscheiden vermag, unterscheidet es auch ringsum sogleich ein Gewimmel von Schafen oder Tymian rupfenden Ziegen.

In einem Engpaß, durch den wir müssen, hat sich ein Strom von dicker, wandelnder Wolle gestaut, der sich, wohl oder übel, vor den Hufen des langsam schreitenden Maultiers teilen muß. Der Reiter streift mit den Sohlen über die braunen Vliese hin, nachdem die Leitböcke ihre gewaltigen, tiefgetönten Glocken antiker Form, feurig glotzend, ungnädig prustend, vorüber getragen haben.

Diese steinigten Hochtäler, zwischen Parnaß und Helikon, erklingen — nicht von Kirchengeläut! — aber sie sind beständig und überall durchzittert vom Klange der Herdenglocken. Sie sind von einer Musik erfüllt, die das überall glucksende, rinnende, plätschernde Element einer echten parnassischen Quelle ist. Ob nicht vielleicht die Glocke unter dem Halse des weidenden Tieres, die Mutter der Glocke im Turme der Kirche ist, die ja, ins Geistige übertragen, den Parallelismus zum Hirtenleben nirgend verleugnen will? Dann wäre es von besonderem Reiz, den appollinischen Klang zu empfinden, den alten parnassischen Weideklang, der in dem Gedröhne städtischer Sonntagsglocken enthalten sein müßte.

Im Klangelement dieser parnassischen Quelle, dieses Jungbrunnens, bade ich. Es beschleicht mich eine Bezauberung. Ich fühle Appollon unter den Hirten und zwar in schlichter Menschengestalt, als Schäferknecht, wie wir sagen würden, so, wie er die Herden des Laomedon und Admetos hütete. Ich sehe ihn, wie er in dieser Gestalt jede gewöhnliche Arbeit des Hirten verrichten muß, dabei gelegentlich Mäuse vertilgt und den Eidechsen nachstellt. Ich sehe ihn weiter, wie er, ähnlich mir, in der lieblich monotonen Musik dieser Täler gleichsam aufgelöst und versunken ist und wie es ihm endlich, besser als mir, gelingt, die Chariten auf seine Hand zu nehmen. Chariten, musische Instrumente tragend, auf der Hand, war er zu Delphi dargestellt.

Vorsichtig schreitet mein Reittier über eine große Schildkröte, die von den Treibern nicht beachtet wird; ich lasse sie aufheben und die lachenden Aggogiaten reichen mir das, zwischen gewaltigen Schildpattschalen, lebhaft protestierende Tier. Ich sehe an den Mienen der Leute, daß die Schildkröte unter ihnen sich der Popularität eines allbeliebten Komikers zu erfreuen hat, eines lustigen Rats, über den man lacht, sobald er erscheint und bevor er den Mund öffnet. In das Vergnügen der Leute mischt sich dabei eine leise Verlegenheit, wie sie den ernsten Landmann unverkennbar überschleicht, der auf den Holzbänken einer Jahrmarktsbude sein Entzücken über die albernen Späße des Hanswurst nicht zu verbergen vermag. Auch fühlt man heraus, wie das schöne Tier nicht minder geringschätzt, ja verachtet ist, als beliebt: eine Verachtung, eine Geringschätzung, die in seinem friedlichen Wesen und seiner Hilflosigkeit gegenüber den Menschen, trotz seines doppelten Panzers, ihren Ursprung hat.

„Als er sie sah, da lacht er alsbald und sagte die Worte:
Du glückbringendes Zeichen, ich schmähe dich nicht, sei willkommen.
Freudegeberin heil! Gesellin des Tanzes und Schmauses."

„Als er sie sah, da lacht er alsbald!" nämlich Hermes, der Gott, vor Zeiten. Ganz so ergreift unsere kleine Reisegesellschaft beim Anblick des klassischen Tieres unwiderstehliche Heiterkeit.

Wir ziehen weiter, nachdem wir das alte homerische Lachen, das Lachen des Gottes, zu Ende gelacht haben. Aber wir töten nicht, wie Hermes, das Tier, sondern nehmen es lebend unter unseren Gepäckstücken mit. Ich denke darüber nach, wie wohl die Leier ausgesehen und wie wohl geklungen hat, die Hermes aus dem Panzer der Schildkröte und aus Schafsdärmen bildete und die in den Händen Apolls ihren Himmel und Erde durchhallenden Ruhm gewann.

Aber wir sind nun in sengenden Gluten des Mittagslichts zu einem wirklichen, reichlich Wasser spendenden parnassischen Brunnen gelangt, aus dem die Tiere und Treiber gierig trinken. Dicke Strahlen köstlichen Wassers stürzen aus ihrer gemauerten Fassung hervor und rauschend und brausend in das steinerne Becken hinein. Es ist wie ein Reichtum, der sich hier ausschüttet, der nirgends so, als in einem heißen und wasserarmen Lande empfunden wird.

Wir ruhen aus in dem wohligen Lärm und dem kühlen Gestäube des lebenspendenden Elementes.

Das Kloster Hossios Lukas bietet uns Quartier für die Nacht. Vom behäbigen Prior empfangen, geleitet von dienstfertigen Mönchen, treten wir, durch ein kleines Vorgärtchen, ohne Treppen zu steigen, ins Haus. Gleich linker Hand ist ein Zimmer, das uns überwiesen wird. Auf den gebrechlichen Holzaltan des Zimmerchens tretend, blicken wir in den tiefen Klosterhof und zugleich über die Dächer der Mönchskasernen in das vollkommen einsame, wilde Hochtal hinaus.

Eng und nur wenig Hofraum lassend, sind die Klostergebäude in, wie es scheint, geschlossenem Kreis um eine alte byzantinische Kirche gestellt, die sie zugleich beschützen und liebevoll einschließen. Das Hauptportal der Kirche liegt schräg in der Tiefe unter uns. Wir können mit den nahen Wipfeln alter Zypressen Zwiesprache halten, die seit Jahrhunderten Wächter vor diesem Eingang sind.

Der Prior wünscht uns die Kirche zu zeigen, die innen ein trauriges Bild der Verarmung ist. Reste von Mosaiken machen wenig Eindruck auf mich, desto mehr ein Geldschrank, der, an sich befremdlich in diesem geweihten Raum, zugleich ein wunderlicher Kontrast zu seinem kahlen, ausgepoverten Zustand ist.

Dem Prior geht ein jugendlich schöner Mönch mit weiblicher Haartracht an die Hand. Er öffnet Truhen und Krypten mit rostigen Schlüsseln. Das Auge des jungen Mönches verfolgt uns unablässig mit bohrendem Blick. Als wir jetzt wiederum auf dem Balkon unseres Zimmers sind, taucht er auf einem nahen Altane neugierig auf.

Während über den Dächern und in der Wildnis draußen noch Helle des sinkenden Tages verbreitet ist, liegt der Hof unter uns bereits in nächtlicher Dämmerung. Ich horche minutenlang in die wundervolle Stille hinunter, die durch das Geplätscher eines lebendigen Brunnens nur noch tiefer und friedlicher wird. Mit einem Male ist es, als sei die Seele dieser alten winkligen Gottesburg aus tausendjährigem Schlummer erwacht. Arme werden hereingelassen und es wird von den Brüdern unterm Klosterportale ziemlich geräuschvoll Brot verteilt.

Nach einigem Rufen, Treppengehen und Türenschließen tritt wieder die alte verwunschene Stille ein, mit den einsamen Lauten des Röhrenbrunnens. Dann klappert die dicke Bernsteinkette des freundlichen Priors unten im Hof. Man hört genau, wie er sein Spielwerk gewohnheitsgemäß bearbeitet, das heißt die Bernsteinkugeln ununterbrochen durch die Finger gleiten läßt und gegeneinander schiebt.

Ich gehe zur Ruhe, im Ohre feierlich summenden Meßgesang, der schwach aus dem Innern der Kirche dringt.

Der Aufbruch von Hossios Lukas geschieht unter vielen freundlichen Worten und Blicken der Mönche, die um uns versammelt sind. Ich komme eben von einer schönen Terrasse des Klosters zurück, die, inmitten der steinigten Ödenei, von alten, vollbelaubten Platanen beschattet ist. Terrassen für den Gemüsebau setzten sich in die Tiefe fort und hie und da sind dem Felsenschutt des verlassenen Tales Wiesen und Ackerstreifen abgerungen. Ich sah die kleinen „Mädchen für alles“ der älteren Brüder und Patres mit Besen und Wassereimern in lebhafter Tätigkeit, die Patres selber, wie sie rotkarrierte Betten auf ihren morschen Balkonen ausbreiteten. Die kleinen

„Mädchen für alles“ sind junge Lehrlinge, deren schönes, langes Haar, wie das von Mädchen, im Nacken zu einem Knoten aufgenommen ist. Es ist ein wolkenlos heiterer Morgen mit einer frühlingshaften Wonne der Luft, die göttlich ist und die in jedem Auge wiederleuchtet. Noch klingt mir der Gruß des Bruders Küper sein frisches Καλιμερα im Ohr, womit er mich grüßte, als ich unten am Brunnen vorüberging, wo er trällernd ein Weinfaß reinigte. Es war ein Gruß, der ebenfalls von dem frischen Glück dieses Morgens widerklang.

Kaum hat unsere kleinere Karawane sich nur ein wenig, zwischen Gebüschen von Steineichen hintrottend, aus dem Bereich des Klosteridylls entfernt und schon umgibt uns wieder das alte ewige Hirtenidyll. Ich unterscheide mit einem Blick vier einzelne Schafherden, deren Geläute herüberdringt, und plötzlich erscheinen, Wölfen gleich, gewaltige Schäferhunde über uns an der Wegböschung. Man scheucht sie mit großen Steinen zurück.

Wir biegen nach einem längeren Ritt in ein abwärts führendes, enges Tal, das, wie es scheint, recht eigentlich das Dionysische ist. Wir müssen zunächst durch eine gedrängte Herde schwarzer Ziegen förmlich hindurchschwimmen, unter denen sich prächtige Böcke auszeichnen, jenen ähnlich, die ich auf der Höhe des Passes sah. Und wie ich die Blicke über die steinigten Talwände forschend ausschicke, sehe ich sie mit schwarzen Ziegen, wie mit überall hängenden, kletternden, kleinen schwarzen Dämonen bedeckt.

Der Eingang des schwärzlich wimmelnden Tales wird von dem vollen Glanz des Parnasses beherrscht, der aber endlich dem Auge entschwindet, je weiter wir in das Tal hinabdringen: das Tal der Dämonen, das Tal des Dionysos und des Pan, das immer mehr und mehr von gleichmäßig schwarzen Ziegen wimmelt. Wohl eine

Viertelstunde lang und länger ziehen wir mitten durch die Herden dahin, die zu beiden Seiten unseres gestrüppreichen Pfades schnauben, Steineichenblätter abrupfen und hie und da leise meckern dazu. Überall raschelt, reißt, stampft und prustet es zwischen den Felsen, in den Gebüschen: da und dort wird ein Glöckchen geschlenkert. Mitunter kommen wir in ein ganzes Glockenkonzert hinein, dessen Lärm das gesprochene Wort verschlingt.

Ich habe, auf meinem Maultier hängend, Augenblicke, wo mir dies alles nicht mehr wirklich ist. Ein alter Knecht und Geschichtenerzähler fällt mir ein, der mir in ländlichen Winterabenden ähnliche Bilder als Visionen geschildert hat. Er war ein Trinker, und als solcher ja auch verknüpft mit Dionysos. In seinen Delirien sah er die Welt, je nachdem, von schwarzen Ziegen oder Katzen erfüllt, wobei er von alpdruckartiger Angst gepeinigt wurde.

Der Schritt des Maultiers, die Glocke des Maultiers, allüberall das Eindringen dieser fremden Welt, dazu die ungewöhnliche Lichtfülle, die Existenz in freier Luft, Ermüdung des Körpers durch ungewöhnliche Reisestrapazen, jagen auch mir einen Anflug von Angst ins Blut. Ich habe vielleicht eine Vision und es ist mir manchmal, als müsse ich diese zahllosen schwarzen Ziegen vor meinen Augen wegwischen, denen mein Blick nicht entgehen kann.

Ein weites Quertal nimmt uns auf und wie ein Spuk liegt nun die Vision der schwarzglänzenden Ziegen hinter mir. Wir überholen einen reisenden Kaufmann, dessen Maultier von einem kleinen Jungen getrieben wird. So schön und vollständig, wie nie zuvor, steht der Parnaß, von dem wir bereits Abschied genommen hatten, vor uns aufgerichtet: ein breiter silberner Wall mit weißen Gipfeln. Ich gewinne den Eindruck, der appollinisch strahlende Glanz strömt in das Tal, das der Berg beherrscht.

Wir reisen nun schon seit einiger Zeit durch die Ebene hin. Neben flacheren

Felsgebieten und einem verzweigten Flußbett, das mit Gebüschen bewachsen ist, breiten sich Flächen grüner Saat, über denen klangreich die Lerche zittert.

Es ist faszinierend, zu sehen, wie der Parnaß nun wiederum diese Ebene überragt. Auf breitester Basis ruhend, baut sich der göttliche Berg aus eitel Glanz in majestätischer Schönheit auf. Hier wird es deutlich, wie die bezwingende Gegenwart solcher Höhen göttlichen Ruhm vor den Menschen, die sie umwohnen, durchsetzen und behaupten muß. Ich empfinde nicht anders, als stammte der trillernde Rausch des Lerchengeschmetters, das leuchtende Grün der Saaten, der zitternde Glanz der Luft von diesem geheiligten Berge ab und nähre sich nur von seinem Glanze.

Oftmals wende ich mich auf meinem Maultier nach der verlassenen Felsenwelt der Hirten und Herden zurück, während sich über mir Parnaß und Helikon mit dem Glanz ihrer silbernen Helme über die weite Ebene grüßen. Flössen doch alle

Quellen dieser heiligsten Berge wieder reichlich voll und frisch in die abgestorbenen Gebiete der europäischen Seele hinein! Möchte das starre Leuchten dieser olympischen Vision wiederum in sie hineinwachsen und den übelriechenden Dunst verzehren, mit dem sie, wie ein schlecht gelüftetes Zimmer, beladen ist.

Nun sitze ich, von der glühenden Sonne nicht ganz geschützt, unterm Vordach einer Weinschenke. Parnassische Hirten und Hirtenhunde umgeben mich, unter den wettergebräunten Männern sind blonde Köpfe, deren antiker Schnitt unverkennbar ist. Der kühne Blick verrät dionysisches Feuer im Blut. Der Bartwuchs, ohne gepflegt zu sein, ähnelt sich in Form, Dichte und Kräuselung durchaus gewissen antiken Plastiken, die Helden oder Halbgötter darstellen.

Ich teile die Reste meiner Mahlzeit mit einem weißen, gewaltigen Schäferhund. Und nachdem wir einen Blick auf den schmerzvoll grinsenden Löwen von Cheronea geworfen, ist der parnassische Hirtentraum zu Ende geträumt. Doch nein, an der kleinen Haltestelle der Eisenbahn, die wir erreicht haben, und die von einem Sumpfe voll quakender Frösche umgeben ist, finden wir ein gefesseltes schwarzes Lamm. Es hat, mit dem Rücken nach unten, am Sattel eines Maultieres hängend, eine Reise von zehn Stunden, durch die Hochtäler des Parnaß, von Delphi her, im Sonnenbrande zurückgelegt. Es trägt den Ausdruck hoffnungsloser Fügung im Angesicht. Sein Eigentümer ist jener Kaufmann, den wir überholten, und dessen Maultier ein Knabe trieb. Er wird um sein Osterlamm beneidet und Bahnbeamte treten hinzu, fühlen es ab nach Preis und Gewicht und Fettgehalt. Schließlich legt man das arme, unsäglich leidende, schwarze parnassische Lamm, mit zusammengebundenen Füßen dicht an die Geleise, damit es leicht zu verladen ist. Ich sehe noch, wie es an seinen Fesseln reißt und verzweifelt emporzuspringen versucht, als die Maschine herandonnert und gewaltig an ihm vorüberdröhnt.

Wir haben Athen verlassen, um über Korinth, Mykene, Argos und andere klassischen Plätze schließlich nach Sparta zu gelangen. Am Nachmittag ist Korinth erreicht, nach längerer Bahnfahrt, die uns nun schon bekannte Bilder wiederum vor die Augen geführt hat, darunter flüchtige und doch warme Eindrücke von Eleusis, Megara, dem schönen Isthmus und der Eginetischen Bucht.

Ein Wagen führt uns unweit vom Rande des Golfes, dem Fuße von Akrokorinth entgegen, einer drohenden Felsmasse, die von den Resten roher Befestigungen verunziert ist.

Über den Golf herüber weht eine frische, fast nordische Luft, aus der Gegend des Helikon, dessen leuchtender Gipfel schemenhaft sichtbar bleibt. Der Wagen rollt auf schlechten Feldwegen zwischen grünen Saaten dahin.

Der korinthische Knabe hatte für Körper und Geist einen weiten, unsäglich mannigfaltigen Tummelplatz. Den furchtbarsten

Burgfelsen über sich, schwamm er im Lärm und Getriebe einer Hafenstadt, die im weiten Kreise von grünen oder nackten Hügeln umgeben war. Überall erlangte sein Blick die geheiligten Höhen der Götter- und Hirtenwelt, die wiederum bis in das Herz der Stadt hineinreichte. Für Wanderungen oder Fahrten taten sich Peloponnes und Isthmus auf und auf diesem herrlichen Erdenfleck genoß er die gleichsam geborgene Schönheit eines südlichen Alpensees und auch die grenzenlose Wonne des freieren Meeres.

Wir besteigen Pferde, und diese erkletterten nun mühsam den Felsen von Akrokorinth, der mehr und mehr, je weiter wir an ihm hinaufkriechen, wie eine verdammte Stätte erscheint: ein düsteres Tor durch einen Ring von Befestigungsmauern, führt in ein ödes Felsenbereich.

Wir sind — die Pferde haben wir vor dem ersten Tore zurückgelassen! — einer zweiten Ringmauer gegenübergestellt, die abermals ein Tor durchbricht. Eilig klimmen wir weiter aufwärts: eine weißliche Sonne hat sich schon nahe bis an den Horizont herabgesenkt. Kalter Bergwind fegt durch ein zweites ungeheures Trümmerbereich, und wir finden uns vor dem engsten jener Mauerringe, die den Gipfel des Festungsberges einschließen. Diesen Gipfel erkletterten wir nun durch ein drittes Tor. Es ist eine Wüstenei, ein Steinchaos. Fremd und schon halb und halb in Schatten gesunken, liegt die gewaltige Bergwelt des Peloponnes unter uns. Wir eilen, aus dieser entsetzlichen Zwingburg durch die Trümmerhöfe wieder hinabzukommen. Wirkliches Grauen, wirkliche Angst tritt uns an.

Nach den geheiligten Hügeln und Bergen, deren Bereich ich in den letzten Wochen betrat oder wenigstens mit dem Blick erreichte, ist dies der erste, der unter einem unabwendbaren Fluch verödet scheint.

Seltsam wie das bange Gefühl, was der nahende Abend einflößt mit dem kleinen

Kreis sonderbar banger Phantasiegestalten in Einstimmung ist, die für mich, seitdem ich ein bewußteres Leben führe, mit dem Namen Korinth verbunden sind. Schon vor etwa achtundzwanzig Jahren, während einer kurzen akademischen Studienzeit, drängten sich mir die rätselvollen Gestalten des Periander, seiner Gattin Melissa und des Lykophron, seines Sohnes, auf. Ich darf wohl sagen, daß die Tragödie dieser drei Menschen in ihrer unsäglich bittersüßen Schwermut all die Jahre meine Seele beschäftigt hat.

Periander! Melissa! Lykophron!

Periander, auf dem Burgfelsen hausend, Tyrann von Korinth, allmählich ähnlich wie Saul, ähnlich wie der spartanische König Pausanias, in einen finsteren Wahnsinn versinkend. Leidend an jenem unausbleiblichen Schicksal großer Herrschernaturen, die nach erreichtem Ziel von jenen Dämonen verfolgt werden, die ihnen dahin lockend vorangeschritten. Er hatte die Einwohnerschaft Korinths von den furchtbaren Felsen herunter terrorisiert und dezimiert. Er hatte Lyside, die Tochter des Tyrannen Prokles, geheiratet, der zu Epidaurus saß. Die Gattin, zärtlich von ihm Melissa genannt, ward später von ihm aus unbekannten Gründen heimlich ermordet: zum wenigsten wurde ihr Tod Periandern zur Last gelegt. Prokles, Lysidens Vater, ließ eines Tages vor den beiden inzwischen herangewachsenen Enkeln, Kypselos und Lykophron, den Söhnen Melissens und Perianders, Worte fallen, die besonders dem Lykophron eine Ahnung von dem Verbrechen des Vaters aufgehen ließen, und diese Ahnung bewirkte nach und nach zwischen Sohn und Vater den tiefsten Zerfall.

Der große Britte hat die Tragödie eines Sohnes geschrieben, dessen Mutter am Morde ihres Gatten, seines Vaters, beteiligt war. Er hat die psychologischen Möglichkeiten, die in dem Vorwurf liegen, nicht bis zu jeder Tiefe erschöpft. Wie denn ein solcher Gegenstand seinem Wesen nach überhaupt unerschöpflich ist, derart zwar, daß er sich selber in immer neuen Formen, aus immer neuen Tiefen manifestieren kann. Vielleicht ist das Problem Periander Lykophron noch rätselvoller und furchtbarer, als es das Rätsel Hamlets und seiner Mutter ist. Dabei hat dieser göttliche Jüngling Lykophron mit dem Dänenprinzen Ähnlichkeit . . . man könnte ihn als den korinthischen, ja den griechischen Hamlet bezeichnen.

Gleichwohl war in seiner Natur ein Zug von finstrer Entschlossenheit.

Während Periander in der wesentlichen Vereinsamung der Herrschbegier — denn der Herrschende will allein herrschen und wenn er auch andere Herrscher dulden muß, so erreicht er doch die Trennung von allen, das Alleinsein, immer gewiß. Er gräbt sich meistens jeden gemütischen Zufluß der Seele ab, wodurch sie denn, wie ein Baum bei Dürre, qualvoll langsam zugrunde geht.

Also während Periander, sagte ich, vereinsamt, als Herrscher von Korinth, in seinem Palast auf dem öden Burgfelsen, mit den Dämonen und mit dem Schatten Melissens rang, hatte sich Lykophron nicht nur von ihm abgekehrt, sondern von Grund aus alles und jedes, außer das Leben! was er ihm zu verdanken hatte — alles und jedes, was ihm durch Geburt an Glanz und Prunk mit dem Vater gemeinsam war, dermaßen gründlich von sich getan, daß er, obdachlos und verwahrlost, in den Hallen und Gassen des reichen Korinth umherlungernd, von irgendeinem anderen Bettler nicht mehr zu unterscheiden war.

Hier noch wurde er aber von dem allmächtigen Vater mit rücksichtsloser Strenge verfolgt, dann wieder mit leidenschaftlicher Vaterliebe; doch weder Härte noch Zärtlichkeit vermochten den qualvollen Trotz der vergifteten Liebe abzuschwächen.

Die Tat des Periander wurde mit dem Schicksale dieses Lykophron zum Doppelmord: zum Morde der Gattin und des Sohnes. Und hierin liegt die Eigenart der Tragik, die in der Brust Perianders wütete, daß er einen geliebten und bewunderten Sohn, das köstlichste Gut seines späteren Lebens, plötzlich und unerwartet durch den Fluch seiner häßlichen Tat vernichtet fand. Damit war ihm vielleicht der einzige Zustrom seines Gemütes abgeschnitten und das Herz des alternden Mannes ward von dem Grauen der großen Leere, der großen Öde umschränkt.

Ich bin überzeugt, daß tiefe Zwiste unter nahen Verwandten unter die grauenvollsten Phänomene der menschlichen Psyche zu rechnen sind. In solchen Kämpfen kann es geschehen, daß glühende Zuneigung und glühender Haß parallel laufen — daß Liebe und Haß in jedem der Kämpfenden gleichzeitig und von gleicher Stärke sind: das bedingt die ausgesuchten Qualen und die Endlosigkeit solcher Gegensätze. Liebe verewigt sie, Haß allein würde sie schnell zum Austrag bringen. Was könnte im übrigen furchtbarer sein, als es die Fremdheit derer, die sich kennen, ist?

Periander sendete Boten an das Totenorakel am Acheron, um irgendeine Frage, die ihn quälte, durch den Schatten Melissens beantwortet zu sehen. Melissa dagegen beklagte sich, statt Antwort zu geben und erklärte, sie friere, denn man habe bei der Bestattung ihre Kleider nicht mit verbrannt.

Als die Boten heimkehrten, hierher nach Korinth, konnte Periander nicht daran zweifeln, daß wirklich der Schatten Melissens zu ihnen geredet hatte, denn sie brachten in rätselhaften Worten die Andeutung eines Geheimnisses, dessen einziger Hüter Periander zu sein glaubte.

Durch dieses Geheimnis wurde ein perverses Verbrechen des Gatten verdeckt, der seine Gattin nicht allein getötet, sondern noch im Leichnam mißbraucht hatte: eine finstere Tat, die das schreckliche Wesen des Tyrannen gleichsam mit einem höllischen Strahle der Liebe verklärt.

Er ließ nun in einem Anfall schwerer Gewissensangst die Weiber Korinths, wie zum Fest in den Tempel der Hera berufen. Dort rissen seine Landsknechte ihnen gewaltsam Zierat und Festkleider ab und diese wurden zu Ehren Melissens, und um ihren Schatten zu versöhnen, in später Totenfeier verbrannt.

Periander, Melissa, Lykophron. Es hat immer wieder, während beinahe dreier Jahrzehnte, Tage gegeben, wo ich diese Namen lebendig in mir, ja oft auf der Zunge trug. Sie waren es auch, die, Sehnsucht erweckend, vor mir her schwebten, als ich das erstemal den Anker gehoben hatte, um hierher zu ziehen. Auch während der kleinen Schiffsreise jüngst, durch den Golf von Korinth, hat mein Mund zuweilen diese drei Namen lautlos geformt, nicht minder oft auf der Fahrt nach Akrokorinth. Und hier, im fröstelnden Schauder heftiger Windstöße, auf dem gespenstischen Gipfel des Burgfelsens, habe ich im kraftlosen Licht einer bleichen Sonne, die unterging, die fröstelnden Schatten Perianders, Melissens und Lykophrons dicht um mich gespürt.

Unten, im Dämmer der Rückfahrt, während die Feldgeister über der in Gerstenhalmen wogenden Gräberstätte des alten Korinth sich zu regen beginnen, zuckt im Rädergeroll der nächtlichen Fahrt ein und das andere Bild der lärmenden alten Stadt vor der Seele auf. Mitunter ist alles plötzlich von einer so tosenden Gegenwart, daß ich Geschwätz und Geschrei des Marktes um mich zu hören glaubte, und alles dieses mit dem Anblick weiter abgelegener Felder verquickt, die sich rings um den übermächtig hineingelagerten, finsteren Gewalttäterfelsen wie Leichentücher weit umherbreiten.

Und ohne daß dieser tote Dämmer, dieses ewig teilnahmlose Gegenwartsbild verändert wird, sehe ich die Lohe der Totenfeier Melissens nächtlich hervorbrechen und fühle das Fieber, das die leidenschaftliche Kraft des großen Periander auf die Bewohner der geknechteten Stadt überträgt. Der Heratempel ist vom Geschrei der Weiber erfüllt, denen die Bravi die Kleider vom Leibe reißen, die Gassen vom Geschrei jener anderen, die nackt und beraubt entkommen sind. Nicht weit vom Tempel, den Blick in den rötlichen Schein der Feuersbrunst mit einem starren Lächeln gerichtet, steht Lykophron: durch Schmerz und die Wollust der Selbstkasteiung fast irrsinnig, das Antlitz durch Hunger und innere Wut verzerrt, aber in diesem Augenblick nicht nur vom Wiederscheine des Feuers, sondern von einem bösen Triumphe verklärt. Rings lärmen und brüllen die Leute um ihn: es ist durch Verordnung Perianders aufs strengste verboten, ihn anzureden.

Als aber am folgenden Tage Periander selbst dies zu tun unternimmt, erhält er von seinem Sohne nur diese Antwort: man wird dich in Strafe nehmen, weil du mit Lykophron gesprochen hast.

Gegen zwölf Uhr mittags, nachdem wir am Morgen Korinth verlassen haben, befinde ich mich in einer Herberge, von der aus man die argivische Ebene übersieht. Sie ist begrenzt von gewaltigen peloponnesischen Bergzügen und augenblicklich durchbraust von einem heißen Wind, der in der blendenden Helle des Mittags die Saatfelder wogen macht.

Der Raum, in dem die Kuriere das Frühstück auftragen, hat den gestampften Boden einer Lehmtenne. Er ist zugleich Kaufladen und Weinausschank. Es riecht nach Kattun. Blaue Kattune sind in den Wandregalen aufgestapelt. Dank den Kurieren, die in Athen eine Korporation bilden, herrscht in den Herbergen, die sie bevorzugen, eine gewisse Sauberkeit.

Ich bin vor die Tür des kleinen Wirtshauses getreten. Die von den Bergen Arkadiens eingeschlossene Ebene ist noch immer durchbraust von Sturm und steht noch immer in weißer Glut. In weißlich blendendem Dunst liegt der Himmel über uns. Die Burg von Argos, Larissa, ist in der Talferne sichtbar, der Boden des Tals ist in weite Gewände abgegrenzt, die teils von wogender Gerste bedeckt, teils unbestellt und die trockene rote Scholle zeigend, daliegen.

Diese Landschaft erscheint auf den ersten Blick ein wenig kahl, ein wenig nüchtern in ihrer Weiträumigkeit. Ich bin nicht geneigt, sie als Heimat jener blutigen Schatten anzusprechen, die unter den Namen Agamemnon, Klytämnestra, Tyest und Orestes ruhelos durch die Jahrtausende wandern. Ihre Heimat war im Haupte des Äschylos und des Sophokles.

Die Gestalten der großen Tragödiendichter der Alten sind von einem Element des Grauens getragen und in ihm zu körperlosen Schatten aufgelöst. Es ist in ihnen etwas von den Qualen abgeschiedener Seelen enthalten, die durch die unwiderstehliche Macht einer Totenbeschwörung, zu einer verhaßten Existenz im Lichte gezwungen sind. Auf diese Weise wecken sie die Empfindung in uns, als stünden sie unter einem Fluch, der ihnen aber, so lange sie noch als Menschen unter Menschen ihr Leben lebten, nicht anhaftete. Der schlichte Eindruck einer realen landschaftlichen Natur bei Tageslicht widerlegt jeden Fluch und zwingt der bis zum Zerreißen überspannten Seele den Segen natürlicher Maße auf.

Den Tragikern bleibt in dieser Beziehung Homer vollkommen gesondert gegenübergestellt. Seine Dichtungen sind keine Totenbeschwörungen. Über seinen Gedichten ist nirgend das Haupt der Medusa aufgehängt. Gleicht das Gedicht des Tragikers einem Klagegesang — seines gleicht überall einem Lobgesang, und wenn das Kunstwerk des Tragikers von dem Element der Klage, wie von seinem Lebensblute durchdrungen ist, so ist das Gedicht Homers eine einzige Vibration der Lobpreisung. Die dichtende Klage und heimliche Anklage und das dichtende Lob, wer kann mir sagen, welches von beiden göttlicher ist?

Die Tragödie ist immer eine Art Höllenzwang. Die Schatten werden mit Hilfe von Blut gelockt, gewaltsam eingefangen und brutal, als ob sie nicht Schatten wären, durch Schauspieler ins reale Leben gestellt: da müssen sie nun nichts anderes als ihre Verbrechen, ihre Niederlagen, ihre Schande und ihre Bestrafungen öffentlich darstellen. Hierin verfährt man mit ihnen erbarmungslos.

Seit Beginn meiner Reise liegt mir eine wundervolle Stelle der Odyssee im Sinn. Der Sonnengott, dem man seine geliebte Rinderherde getötet hat, klagt die Frevler, die es getan haben, die Genossen des Odysseus, im Kreise der Götter an und droht, er werde, sofern man ihn nicht an den Tälern räche, fortan nicht mehr den Lebenden, sondern den Toten leuchten:

„Büßen die Frevler mir nicht vollgütige Buße des Raubes:
Steig' ich hinab in Aïdes Reich, und leuchte den Toten!"

Wer wollte diese erhabenste und zugleich herrlichste Drohung in ihren überwältigenden Aspekten nicht empfinden. Es ist nicht mehr und nicht weniger als der ganze Inhalt eines künftigen Welt-Epos, dessen Dante geboren werden wird. Aber wenn nicht mit der ganzen apollinischen

Lichtgewalt, so doch mit einem Strahle davon erscheinen die Gestalten Homers beglückt und sind damit aus dem Abgrund der Toten zu neuem Leben geweckt worden und es ist nicht einzusehen, warum der Gott nicht auch dem dramatischen Dichter einen von seinen Strahlen leihen sollte. Ist doch das Dramatische und das Epische niemals rein getrennt, ebensowenig wie die Tendenzen der Zeit und des Ortes. Und wer wüßte nicht, wie das Epos Homers zugleich auch das gewaltigste Drama und Mutter zahlloser späterer Dramen ist.

Wenn wir einen Durchbruch des apollinischen Glanzes in die Bereiche des Hades als möglich erachteten, so möchte ich die Tragödie, cum grano salis, mit einem Durchbruch der unterirdischen Mächte, oder mit einem Vorstoß dieser Mächte ins Licht vergleichen. Ich meine damit die Tragödie seit Äschylos, von dem es heißt, daß er es gewesen ist, der den Erinnyen Schlangen ins Haar geflochten hat.

Nehmen wir an, die Tragödie habe dem

gleichen Instinkt gedient, wie das Menschenopfer. Dann trat allerdings an Stelle der blutigen Handlung der unblutige Schein. Trotzdem in Wahrheit aber Menschenblut nicht vergossen wurde, hatte die bange und schreckliche Wirkung an Macht gewonnen und sich vertieft: derart, daß erst jetzt eine chthonische Wolke gewaltsam lastend und verdüsternd in den olympischen Äther stieg, deren grauenerregende Formen mit den homerischen Lichtgewölken olympischen Ursprungs rangen, und schließlich den ganzen Olymp der Griechen verdüsterten.

Wir brechen auf, um die Trümmer von Mykene und die unterirdischen Bauten zu sehen, die man Schatzhäuser nennt. Ich bin durchaus homerisch gestimmt, wie denn mein ganzes Wesen dem Homerischen huldigt, auch wenn ich nicht des wundervollen Schatzes gedenken müßte, der im Museum zu Athen geborgen liegt und der aus den Gräbern von Mykene gehoben ist. Wo ist das Blutlicht, mit dem Aschylos und Sophokles durch die Jahrhunderte rückwärts diese Stätte beleuchteten? Es ist von der Sonne Homers getilgt. Und ich sehe in diesem Augenblick die Greueltaten der Klytämnestra, des Ägist und des Orest höchstens mit den Augen des Menelaos in Sparta an, als er dem jugendlichen Telemach, der gekommen ist, nach Odysseus, seinem Vater, zu forschen, davon erzählt.

„Aber indessen erschlug mir meinen Bruder ein Anderer
Heimlich mit Meuchelmord durch die List des heillosen Weibes . . .
Dennoch, wie sehr ich auch trauere, bewein' ich alle nicht so sehr
Als den einen . . .“

womit er Odysseus — nicht einmal Agamemnon! — meint, den lange Vermißten.

Wer, der die kerngesunde Königsidylle jenes Besuches liest, den Telemach in Sparta abstattet, könnte dagegen des Glaubens sein, daß der erprobte Held, Mann und Bruder sich sophokleischen Blutträumen überlassen hätte? Zumal, wenn er sagt:

„Laßt uns also des Grams und unserer Tränen vergessen“

oder wenn Helena bei ihm ruhte, noch immer: „Die Schönste unter den Weibern.“

Das Löwentor, der mykenaische Schutthügel und die Hügel ringsum sind von Sonne durchglüht und von Sturm umbraust. Überall füllt Duft von Thymian und Myrrhen die Luft. Ganz Griechenland duftet jetzt von Thymian und Majoran. In den Kalksteintrümmern der alten Stadt schreien Eulen einander zu, wach und lebhaft, trotz hellblendender Sonne. Weiß wie Schlacke liegt Trümmerstück an Trümmerstück.

Die Burg hat eine raubnestartige Anlage: in Hügeln versteckt und von höheren felsigen Bergen gedeckt, übersah sie das ganze rossenährende Argos. Zur Seite hatte sie eine wilde Kluft, die jeden Zugang verhinderte.

Es ist von eigentümlichem Reiz, sich nach den mykenaischen Gräberfunden in dieser Umgebung ein Leben in Üppigkeit und

Luxus vorzustellen: Männer und Frauen, die sich schnürten, und besonders Frauen, deren Toiletten an Glanz und Raffinement der Toilette einer spanischen Tänzerin, die in einem pariser Theater tanzt, gleichgekommen sind. Aber schließlich ist es wieder Homer, der überall den Sinn für Komfort und Luxus entwickelt und nie vergißt, Bäder, duftende Betten, reinliches Linnen, hohe und hallende Säle, Schmuck und Schönheit der Weiber, ja sogar den Wohlgeschmack des Getränks und der Speisen gebührend zu würdigen.

Die unterirdischen Kuppelbauten, die Pausanias Schatzhäuser nennt, sind ihrer eigentlichen Bestimmung nach noch heute ein Rätsel. Sie waren bekannt, wie es scheint, durch das ganze griechische Altertum und wahrscheinlich, so weit sie frei lagen, wie noch heute, erfüllt von Bienengesumm. Das „Schatzhaus des Atreus", ist vollkommen freigelegt. Die weiche, sausende Chormusik der kleinen honigmachenden Priesterinnen der Demeter, die den unterirdischen Bau erfüllt, verbreitet mystische Feierlichkeit. Sie scheinen im Halblicht der hohen Kuppel umherzutaumeln. Sie fliegen, an den unbestrittenen Besitz dieser Räume gewöhnt, gegen die Köpfe der Eintretenden. Ihr sonorer Flug bewegt sich mit Gehen und Kommen in eine niedrige Nebenkammer, die sehr wohl eine Grabkammer sein könnte. Aber die Menge der Schatzhäuser würde durch eine Bestimmung als unterirdische Tempelgräber, für Totenopfer und Totenkult, nicht erklärt. Ich stelle mir aber gern inmitten dieses sogenannten Artreusschatzhauses einen Altar vor und das Feuer darauf, das den Raum erleuchtet und lärmend belebt und dessen Rauch durch die kleine runde Öffnung der Kuppel abzieht und oben scheinbar aus der Erde selber hervordringt.

Drei Schimmel ziehen unsern Wagen im Galopp durch die Vorstädte von Tripolitza in die arkadische Landschaft hinaus.

Der wolkenlose Himmel ist über weite Ackerflächen gespannt, auf denen Reihen bunter, griechischer Landleute arbeiten. Der Tag wird heiß. Die Luft ist erfüllt von Froschgequak.

Nun, nach einer längeren Fahrt durch kleine Ortschaften, verlassen wir die Ebene von Thegea. Die schöne Landstraße steigt bergan, und statt der Felder haben wir rötlich-graue Massen kahlen Gesteins zur Rechten und Linken, die spärlich mit Thymiansträuchern bewachsen sind. Es beginnt damit ein Arkadien, das mehr einer Wüstenei, als dem Paradiese ähnlich sieht. Nach einiger Zeit ist in der Höhe ein Dorf zu sehen, mit einigen langen, dünn belaubten Pappeln, die das Auge hungrig begrüßt. Nur wenig lösen sich die Häuser der Ortschaft von ihrem steinigten Hintergrund, der mit schmalen Gartenstreifen rötlicher Erde durchsetzt ist.

Die Spitzen des Parnon werden zur Linken sichtbar, auf denen der Schnee zu schwinden beginnt. Ein kühler Wind setzt ein und erquickt inmitten dieser arkadischen Wüste.

Ich hatte hier einen womöglich noch größeren Reichtum an Herden zu sehen gehofft, als zwischen Parnaß und Helikon: aber auf weitgedehnten, endlosen Trümmerhalden und auf der Landstraße begegnet nur selten Herde und Hirt. Die Gegend ist arm und ausgestorben, die ehemals das waldreiche Paradies der Jäger und Hirten gewesen ist.

Die Straße wendet sich auf einer freien Paßhöhe rechts und tritt in das Gebiet von Lakonika. Der Taygetos liegt nun breit und mächtig mit weißen Gipfeln vor uns da.

Aus einer ärmlichen Schenke ertönt Gesang. Und zwar ist es eine Musik, die an das Kommersbuchtreiben deutscher Studentenkneipen erinnert. Die Stimmen gehören Gymnasiallehrern aus Sparta an, die, noch im Osterferien-Rausch, fröhlich dorthin zurückreisen.

Es erscheinen jetzt Äcker, Gartenflächen, Wiesen und Bäume oasenartig. Die Erde zwischen Felsen und Bäumen ist rot, und hier und da stehen rötliche Wasserlachen.

Der Parnon verschwindet und taucht wieder auf. Die Gegend gewinnt, nachdem wir die Paßhöhe überschritten haben, an Großartigkeit. Einige der vielen steinigten Hochtäler, die man übersieht, zeigen Baumwuchs inselartig in ihrer Tiefe. Es ist mir, so lange mein Auge durch diese uferlosen, kochenden Wüsteneien schweift, als ob ich das traurig-nackte, ausgetrocknete Griechenland mit einem Mantel grüner Nadelwälder bedecken müßte, und meine Träumereien führen Armeen tätiger Menschen hierher, die, vom sorglich gepflegten Saatkamp aus, in geduldiger Arbeit Arkadien aufforsten. Mit tiefem Respekt gedenke ich der zähen Kraft und Tüchtigkeit jener Männer und Frauen meiner engeren Heimat, auch derer mit krummgezogenem Rücken, die den Forst ernähren, mehr wie sie der Forst ernährt, und mit Staunen vergegenwärtige ich die Schöpferkraft, die in der harten Faust der Arbeit liegt.

Wir halten Rast. Die Herberge ist an eine Krümmung der Bergstraße gestellt. Unter uns liegt ein weites Tal, das der Taygetos mit einer Kette von Schneegipfeln mächtig beherrscht. Der Himmel glüht in einer fast weißen Glut. Hügelige Abhänge in der Nähe, von Olivenhainen bestanden, erscheinen ausgebrannt.

Unsere Herberge hat etwas Japanisches. Das Schilfdach über der schwankenden Veranda, auf der wir stehen, ist durch dünne Stangen gestützt. Unten klingeln die müden Pferde mit ihren Halsglöckchen. Die trinkfrohen Lehrer aus Sparta haben uns eingeholt und sitzen lärmend unten im Gastzimmer. Wir werden in ein oberes Zimmer geführt, dessen Dielen dünn wie Oblaten sind. Durch fingerbreite Fugen zwischen den Brettern können wir zu den Lehrern hinabblicken. Der Kurier trägt ein Frühstück auf. Indessen schwelgen die Augen und ruhen zugleich im jungen Blättergrün eines Pappelbaums, der, vom heißen Winde bewegt, jenseits der Straße schwankt und rauscht.

Nachdem wir gegessen haben, ruhen wir auf der Veranda aus. Bei jedem Schritt, den wir etwa tun, schaukelt die ganze Herberge. Zwei Schwalben sitzen nahe bei mir unter dem Schilfdach auf der Geländerstange. Überall um uns ist lebhaftes Fliegengesumm.

Wir haben vor etwa einer Stunde das Kahni verlassen, wo uns die Lehrer aus Sparta eingeholt hatten. Ihr Einspännerwägelchen stand, als wir abfuhren, vor der Tür und wartete auf die indessen lustig zechenden Gäste. Sonderbar, wie in diesem heißen, stillen und menschenleeren Lande die brave Turnerfidelitas anmutete, die immer wieder in einem gewaltigen Rundgesang gipfelte!

Die Straße beginnt sich stärker zu senken. Wir fahren weite Schlingen und Bogen an tiefen Abstürzen hin, die aber jetzt den Blick in eine immer reicher ausgestaltete Tiefe ziehen. Wir nähern uns der Gegend von Sparta, dem schönen Tal des Eurotas an.

Es ist eine wundervolle Fahrt, durch immer reicher mit Wein, Feigenbäumen und Orangenhainen bestandene Abhänge. Ziegen klettern zur Linken über uns und zur Rechten unter uns. Lieblich gelegene Ansiedelungen mit weißem Gemäuer mehren sich, bis wir endlich das flache Aderngeflecht des Eurotas und zugleich die weite Talsohle überblicken können.

Fast wie Vögel senken wir uns aus gewaltiger Höhe auf das moderne Sparta herab, das, mit weißen Häusern, aus Olivenhainen, Orangengärten und Laubbäumen, weiß heraufleuchtet. Es ist mir dabei, als beginne das strenge und gleichsam erzene Wort Sparta, sich in eine entzückende, ungeahnte südliche Vision aufzulösen. Eine augenblendende Vision von Glanz und Duft.

Ich kann nicht glauben, daß irgendein Land an landschaftlichen Reizen und in der Harmonie solcher Reize mit dem griechischen wetteifern könnte. Es zeigt den überraschendsten Wechsel an Formen und überall eine bestrickende Wohnlichkeit. Man begreift sogleich, daß auch dieses Tal von Sparta eine festgeschlossene Heimat ist, mit der die Bewohner, ähnlich wie mit einem Zimmer, einem Hause verwachsen mußten.

Ich möchte behaupten, daß der Reichtum der griechischen Seele zum Teil eine Folge des eigenartigen Reichtums der griechischen Muttererde ist. Wobei ich von dem landschaftlichen Sinn der Alten den allerhöchsten Begriff habe. Natürlich nicht einem landschaftlichen Sinn in der Weise moderner Malerei, sondern als einer Art Empfindsamkeit, die eine Seele immer wieder zum unbewußten Reflex der Landschaft macht.

Zweifellos war die Phantasie im Geiste des Menschen die erste und lange Zeit alleinige Herrscherin, aber das im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten feste Relief des Heimatsbodens blieb in einem gewissen Sinne ihr Tummelplatz. Was an bewegten Gestalten von ihr mit diesem Boden verbunden wurde, das hatte dieser Boden auch miterzeugt.

Das unbewußte Wirken des Geistes, im Kinde so wie im Greise, ist immer wesentlich künstlerisch, und Bildnertrieb ist eine allgemein verbreitete Eigenschaft, auch wo er sich nie dem äußeren Auge sichtbar kundgibt. Auch der Naivste unter den Menschen wohnt in einer Welt, an deren Entstehung er den hauptsächlichsten Anteil hat und die zu ergründen ebenso reizvoll sein würde, als es die Bereisung irgendeines unentdeckten Gebietes von Tibet ist. Unter diesen Naivsten aber ist wiederum keiner, der nicht das Beste, was er geschaffen hat, mit Hilfe des kleinen Stückchens Heimat geschaffen hätte, dahinein er geboren ist.

Ich befinde mich im Garten eines kleinen Privathauses zu Sparta. Vor etwa einer Stunde sind wir hier angelangt. Ich habe mich beeilt, aus dem dürftigen Zimmerchen das man uns angewiesen hat, wieder ins Freie zu gelangen. Es war eine sogenannte gute Stube, und es fehlte darin nicht einmal das Makartbukett.

Irgendwie, ich weiß zunächst nicht wodurch, bin ich in diesem Grasegarten an längst vergangene Tage erinnert. Eindrücke meines frühen Jünglingsalters steigen auf. Ich vergesse minutenlang, daß die verwilderte Rasenfläche unter meinen Füßen der Boden von Sparta ist. Dann kommt es mir vor, als wandle ich in jenem kleinen Obstgarten, der an das Gutshaus meines Onkels stieß, und etwas vom Tanze der nackten Mädchen Spartas und erster Liebe ginge mir durch den Kopf.

Es ist aber wirklich ein Garten in Sparta und nicht das Gehöft meiner guten Verwandten, wo ich jetzt bin. In der nahen Gartenzisterne quakt ein spartanischer Frosch, ich schreite an einer spartanischen Weißdornhecke hin und spartanische Sperlinge lärmen.

Auf der Konsole des Nußbaumspiegels, dessen sich das Quartier meiner Gastfreunde rühmen kann, fand ich unter anderen Photographien auch ein Bild, — das Bild eines hübschen, ländlichen Mädchens! — das mir sogleich ins Auge fiel. Sie mag wohl längst gestorben sein oder ist etwa vor dreißig Jahren jung gewesen, um jene Zeit, als auch das Mädchen, an das ich mich jetzt erinnern muß, siebzehnjährig durch Garten, Hof und Haus meiner schlesischen Anverwandten schritt.

Die Bergwand des Taygetos ist zum Greifen nahe. Die Sonne versinkt soeben hinter die hohe Kammlinie und beinahe das ganze Tal des Eurotas ist in Schatten gelegt. Die Landschaft ringsum ist zu dieser Stunde zugleich heroisch und anheimelnd.

Plötzlich finde ich mich mit lebhaftem Griechisch angeredet. Ein Mann hat mich zwischen Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern entdeckt, ist herzugetreten und setzt voraus, daß ich Griechisch verstehe. Kurze Zeit bin ich hilflos gegen seine neuspartanische Zudringlichkeit, dann aber wird im Giebel unseres Häuschens — das übrigens, windschief, wie es ist, von außen betrachtet unbewohnbar scheint — ein Fenster geöffnet, und das schöne Mädchen, die schöne Spartanerin, noch ganz so jung, wie das Bild sie zeigte, lehnt sich heraus.

Der Mann von der Straße wird nun durch eine tiefe, sonore Frauenstimme zurecht-, das heißt aus dem Garten gewiesen, und ich habe, mit gebundener Zunge, Antlitz und Blick der hübschen Spartanerin über mir.

„Gott grüß euch schönes Jungfräulein
„Wo bind ich mein Rößlein hin? —
„Nimm du dein Rößlein beim Zügel, beim Zaum,
„Binds an den Feigenbaum.“

Der irrationale Wunsch und Zwang, eine Stätte wie die des alten Sparta zu sehen, erklärt sich zwar nicht durch den Namen Lykurg, aber doch ist es vor allem der Genius dieses Namens, der Genius, dessen Wirken eine so unvergleichliche Folge hatte, den man in dieser Landschaft sucht. Man konnte nicht hoffen oder erwarten wollen, hier irgendein Jugendidyll, auch nur in Erinnerung, sich erneuern zu sehen: dennoch nimmt mich, statt jeder historischen

Träumerei, eine solche Erinnerung jetzt in Besitz.

Nicht zweimal schwimmst du durch die gleiche Welle, sagt Heraklit, und es ist nicht dieselbe, die um mich und durch mich flutet, als jene Frühlingswoge, durch die ich vor Jahren geschwommen bin: aber es ist doch auch wieder etwas von ewiger Wiederkehr in ihr.

Ich sage mir, daß Lykurg wiederum nichts weiter, als ein großer Hirte, ein großer Schäfer gewesen ist, der den Nachwuchs seines Volkes in „Herde" teilte. Daß seine Gedanken in der Hauptsache sehr entschlossene Züchtergedanken gewesen sind, wie sie aus den Erfahrungen eines Hirtenlebens sich ergeben und zwar mit Notwendigkeit. Lykurg, der trotzdem mit Delphi Verbindung hatte, war überwiegend ein Mann der kalten Vernunft, gesteh ich mir, und wußte, wie keiner außer ihm, das zeitliche Leben vom ewigen und ihre Zwecke rein zu sondern. Allein durch alle diese Erwägungen vermag ich meine Seele nicht von dem spartanischen Ebenbilde meiner ländlichen Jugendliebe abzuwenden.

Jungens, nicht anders wie Jungens sind, gucken über den Zaun, der hier allerdings von dem krebsscherenartig, stachlig-grünen Gerank der Agave gebildet ist. Sie sind neugierig, werfen Steine in blühende Obstbäume, suchen etwas für ihre Tatkraft, stören mich. Der gleiche Fall veranlaßte mich vor Jahren, an einem denkwürdigen Tage, aus begreiflichen Gründen zu vergeblicher Heftigkeit, dagegen gelang es dem deutschen Urbilde der Spartanerin, das damals neben mir durch den Grasegarten schritt, die Knaben mit wenigen gütigen Worten zu bewegen, von ihren Störungen abzulassen.

Nun ist das schöne Mädchen im Garten erschienen. Ich grüße sie und werde dann magisch in die gleiche Richtung gezogen, die sie eingeschlagen hat, und durch dasselbe Pförtchen im Heckenzaun, durch das sie verschwunden ist.

Ich stehe auf einer kleinen begrasten Halbinsel hinter dem Garten, um die der starke Bergbach eilig sein klares und rauschendes Wasser trägt. Es kommt, eisfrisch, vom Taygetus. Kaum fünf Schritt von mir entfernt haben Zigeuner ihr Zelt aufgeschlagen. Der Vater steht in guterhaltener kretensischer Tracht, mit ruhiger Würde, pfeiferauchend, am Bachesrand. Die Mutter, von zwei Kindern umspielt, hockt an der Erde und schnitzelt Gemüse für die Abendsuppe zurecht, die allbereits über einem bescheidenen Feuerchen brodelt. Zwischen den braunen, halbnackten Kindern springt ein zähnefletschendes Äffchen umher: Dies alles, besonders das kleine Äffchen, wird mit kindlicher Freude bewundert von meiner Dorfschönen.

Ich sehe nun, sie ist kräftig gebaut und jünger, als ich nach dem Bilde, nach der Erscheinung am Fenster und nach den Lauten ihrer Stimme geurteilt hatte, wahrscheinlich nicht über fünfzehn Jahre alt. Sie erinnert mich an den derben Schlag der

Deutsch-Schweizerin. Die Zigeunermutter hat, sobald sie meiner ansichtig wurde, ihrem singenden, springenden Lausetöchterchen das Tamburin zugeworfen, womit es sich augenblicklich klirrend vor mir im Tanze zu drehen beginnt. In der Freude darüber trifft sich mein Blick mit dem der jungen Spartanerin.

Inzwischen ist alles um uns her mehr und mehr in abendliche Schatten gesunken. Die Glocke einer nahen Kirche wird angeschlagen. Gebrüll von Rindern dringt von den dämmrigen Weideflächen am Fuß des Taygetus. Das ganze Gebirge ist nur noch eine einzige, ungeheure, blauschwarze Schattenwand, die, scheinbar ganz nahe, den Bach zu meinen Füßen zu speisen scheint, dessen Wasser blauschwarz und rauschend, wie flüssiger Schatten heranwandelt.

Grillen zirpen. Ein märchenhaftes Leuchten ist in der Luft. Kalte und warme Strömungen machen die Blätter der Pappeln und Weiden flüstern, die, zu ernsten, ja feierlichen Gruppen gesellt, die Ränder des breiten Baches begleiten.

Es ist ein Uhr nachts, aber in der Mondeshelle draußen herrscht trotzdem dämonischer Lärm. Hühner und Hähne piepsen und krähen laut, Hunde kläffen und heulen ununterbrochen. Mitunter klingt es wie Stimmen von Kindern, die mit lautem Geschrei lustig und doch auch gespenstisch ihr nächtliches Spiel treiben. In der Gartenzisterne quakt oder trillert immer der gleiche Frosch.

Die alten Spartaner befolgten jahrhundertelang eine Züchtungsmoral. Es hat den Anschein, als wenn die Moral des Lykurg in einem größeren Umfang noch einmal aufleben wollte. Dann würde sein kühnes und vereinzeltes Experiment, mit allen seinen bisherigen Folgen vielleicht nur der bescheidene Anfang einer gewaltigen Umgestaltung des ganzen Menschengeschlechtes sein.

Wenn etwas vorüber ist, so ist es am

Ende für unsere Vorstellungskraft gleichgültig, ob es gestern geschah, oder vor mehr als zweitausend Jahren, besonders, wenn es menschlich voll begreifliche Dinge sind. Ob also die spartanischen Mädchen gestern nackt auf der Wiese getanzt haben, damit die Jünglinge ihre Zuchtwahl treffen konnten, oder vor dreitausend Jahren, ist einerlei. Ich nehme an, es sei gestern gewesen. Ich nehme an, daß man noch gestern hier die Willenskraft, den persönlichen Mut, die Disziplin, Gewandtheit, Körperstärke und jedwede Form der Abhärtung vor allem gepflegt und gewürdigt hat. Und daß meinethalben die Epheben noch heute Nacht im Heiligtum des Phöbus, draußen auf den dämmrigen Wiesen, wo ich sie nicht sehe, wie unsre Zigeuner dem Monde, einen Hund opfern.

Ihr Gesetzgeber war Lykurg, ihr Ideal Herakles. Die Standbilder beider Heroen standen auf beiden Brücken, die über den Wassergraben zum Spielplatz bei den Platanen führten. Leider ging es auf eine sinnlose Weise roh, mit Treten, Beißen und Augenausbohren, bei diesen Ephebenkämpfen zu.

Immer noch herrscht im Mondschein draußen derselbe dämonische Höllenlärm. Durch Ort, Stunde, Mondschein und Reiseermüdung aufgeregt, bevölkert sich meine Phantasie mit einer Menge wechselnder Vorstellungen, gleichsam einem altspartanischen Gespenster- und Kirchhofspuk. Bald sehe ich zappelnde Säuglinge im Taygetus ausgesetzt, bald löffle ich selbst bei der gemeinsamen öffentlichen Männermahlzeit die greuliche, schwarze Suppe ein, bald bin ich gleichzeitig dort, wo ein Ephebe zu Ehren der Artemis nackt im Tempel gegeißelt wird und sehe auf dem entfernten Stadion Odysseus mit den ersten Freiern der jungfräulichen Penelope wettlaufen.

Zaudern ist, wie es scheint, schon damals eine Schwäche des edlen Weibes gewesen: ich führe auch die Mißwirtschaft der Freier, im Hause des Gatten, auf sie zurück.

Ikarios, der Vater Penelopes, wollte sie aus dem Elternhause in Sparta nicht mit Odysseus ziehen lassen und folgte dem Paare, als es nun doch nicht zurückzuhalten war, im Wagen nach. Dem Odysseus aber, der das Herz seines Weibes noch auf der Reise schwankend sah, ist, nach einem Bericht des Pausanias, die Geduld gerissen, und er hat kurzer Hand seinem Weibe an einer gewissen Stelle des Weges zur Wahl gestellt: entweder nun entschlossen mit ihm nach Ithaka, oder mit ihrem Vater und einem Abschied für immer wieder nach Sparta heimzureisen.

Der Spuk der Nacht ist dem Lichte des Tages gewichen. Unten im Garten grasen Ziegen und eine Kuh. Das Zigeunermädchen sucht nach irgend etwas die Hecken ab. Man hört drei- oder viermal die Pauke der Zigeuner anschlagen. Es ist kein Tropfen Tau gefallen in der Nacht. Ich schreite trockenen Fußes durchs hohe Gras.

Der Zigeuner und seine Frau hocken

auf Decken vor ihrem Zelt. Er hat den roten Schal des Kretensers bereits um die Hüften und schmaucht behaglich, indes die zerlumpte Gattin Knöpfe an seiner geöffneten Weste, mit Zwirn und Nadel, sorgsam festmacht. Der Bergfluß rauscht um die Lagerstatt.

Herr Allan I. B. Wace, Pembroke College, Cambridge, hat die Freundlichkeit, uns im kleinen Museum von Sparta mit Erklärungen an die Hand zu gehen. Er geleitet uns durch ausgedehnte Olivenhaine, trotz brennender Sonnenglut, zur Ausgrabungsstätte am Eurotas. Zu hunderten, ja zu tausenden werden hier in den Fundamenten eines Athenatempels Figürchen nach Art unserer Bleisoldaten aufgefunden. Diese Figürchen, von denen viele zutage lagen, so daß die spartanischen Kinder mit ihnen spielten, verrieten das unterirdische Heiligtum.

Gegen Mittag besteigen wir Maultiere, nicht ohne Mühe, weil diese spartanischen Mulis besonders tückisch sind. Die schöne Tochter unseres Gastfreundes, die uns noch gestern abend, mit tremolierender Stimme etwas zur Laute sang, lehnt im Fenster der kleinen Baracke, nicht sehr weit über uns, und beobachtet die Vorbereitungen für unsere Abreise mit kalter Bequemlichkeit. Das hübsche, naive Kind von gestern, dessen Gegenwart mir die Erinnerung eines zarten Jugendidylls erneuern konnte, ist nur noch eine träge, unempfindliche Südländerin.

Ich erinnere mich — und schon ist dieses Gestern wieder Erinnerung! — Wie mir die Kleine nochmals im Garten begegnete, mir ins Gesicht sah und mich anlachte, mit einer offenen Lustigkeit, die keine Schranke mehr übrig läßt. Nun aber blickt sie über mich fort, als ob sie mich nie gesehen hätte, mit vollendeter Gleichgültigkeit.

Wir frühstücken gegen ein Uhr mittags im Hofe eines byzantinischen Klosters — einer Halbruine unter Ruinen! — an den steilen Abhängen der Ruinenstätte Mistra.

Der quadratische Hof ist an drei Seiten von Säulengängen umgeben. Sie tragen eine zweite, offene Galerie. Die vierte Seite des Hofes ist nur durch eine niedrige Mauer vom Abgrund getrennt und eröffnet einen unvergleichlichen Blick in die Ferne und Tiefe des Eurotastales hinab.

Den kurzen Ritt von Sparta herauf haben wir unter brennender Sonne zurückgelegt. Hier ist es kühl. Eine Zypresse, uralt, ragt jenseits der niedrigen Mauer auf. Sie hat ihre Wurzeln hart am Rande der Tiefe eingeschlagen. Ich suche den Lauf des Eurotas und erkenne ihn an seiner Begleitung hoher und frischgrüner Pappeln. Ich verfolge ihn bis zu dem Ort, wo das heutige Sparta liegt: mit seinen weißen Häusern in Olivenwäldern, unter Laubbäumen halb versteckt.

Dieses mächtige, überaus glanzvolle südliche Tal, mit den fruchtreichen Ebenen seiner Grundfläche, widerspricht dem strengen

Begriff des Spartanertums. Es ist vielmehr von einer großgearteten Lieblichkeit und scheint zu sorglosem Lebensgenusse einzuladen.

Herr Adamantios Adamantiu, Ephor der Denkmäler des Mittelalters in Mistra, stellt sich uns vor und hat die Freundlichkeit, seine Begleitung durch die Ruinen anzutragen. Seine Mutter und er bewohnen einige kleine Räume eben des selben ausgestorbenen Klosters, in dem wir jetzt sind.

Oben, auf einer der Galerien, hat sich ein lustiger Kreis gebildet. Es sind die gleichen, lebenslustigen Pädagogen, denen wir bereits auf dem Wege nach Sparta mehrmals begegnet sind. Sie befinden sich noch immer im Enthusiasmus des Weins und singen unermüdlich griechische, italienische, ja sogar deutsche Trinklieder.

Ich kann nicht sagen, daß dieser Studentenlärm nach deutschem Muster, mir an dieser Stätte besonders willkommen ist, und doch muß ich lachen, als einer der fröhlichen Zecher, ein älterer Herr, im weinselig-rauhen Sologesang ausführlich darlegt, daß er weder Herzog, Kaiser noch Papst, sondern, lieber als alles, Sultan sein möchte.

Der lebenslustige Sänger, spartanischer Gymnasialprofessor, spricht mich unten im Hofe an. Er macht mir die Freude, zu erklären, ich sei ihm seit lange kein Unbekannter, was mir begreiflicherweise hier, an dem entlegenen Abhange des Taygetus, seltsam zu hören ist.

Die Herren Lehrer haben Abschied genommen und sich entfernt. Herr Adamantios Adamantiu hat mittels eines altertümlichen Schlüssels ein unscheinbares Pförtchen geöffnet und wir sind, durch einen Schritt, aus dem hellen Säulengang in Dunkelheit und zugleich in ein liebliches Märchen versetzt.

Der blumige Dämmer des kleinen geheiligten Raumes, in den wir getreten sind, ist erfüllt von dem Summen vieler Bienen. Es scheint, die kleinen heidnischen Priesterinnen verwalten seit lange in dieser verlassenen Kirche Christi allein den Gottesdienst. Allmählich treten Gold und bunte Farben der Mosaiken mehr und mehr aus der Dunkelheit. Die kleine Kanzel, halbrund und graziös, erscheint, mit einer bemalten Hand verziert, die eine zierliche, bunte Taube, das Symbol des heiligen Geistes, hält.

Dieses enge, byzantinische Gotteshaus ist zugleich im zartesten Sinne bezaubernd und ehrwürdig. Man findet sich nach dem derben Schmollistreiben der Herren Lehrer ganz unvermutet plötzlich in ein unterirdisches Wunder der Schehrazade versetzt, gleichsam in eine liebliche Gruft, eine blumige Kammer des Paradieses, abgeschieden von dem rauhen Treiben irdischer Wirklichkeit.

Herr Adamantios Adamantiu, der Ephor, liebt die ihm anvertrauten Ruinen mit Hingebung, und was mich betrifft, so empfinde ich schmerzlich in diesem Augenblick, daß ich mich schon im nächsten von dem reinen Vergnügen dieses Anblicks trennen muß.

Reichtum und Fülle köstlichen Schmucks wird hier vollkommener Ausdruck des Traulichsten, Ausdruck der Einfalt und einer blumigen Religiosität. Das byzantinische Täubchen am Rande der Kanzel verkörpert ebensowohl einen häuslichen, als den heiligen Geist.

Es scheint, daß Herr Adamantios Adamantiu keinen heißeren Wunsch im Herzen trägt, als dauernd diese Ruinen zu hüten: und ich bin überrascht, im Laufe der Unterhaltung wahrzunehmen, wie sehr verwandt der Geist des lauteren Mannes mit jenem ist, der dieses Kirchlein schuf und erfüllt.

Mit leuchtenden Augen erklärt er mir, daß ich, glücklicher als der große Goethe, diese Stätten mit leiblichen Augen sehen kann, wo Faust und Helena sich gefunden haben.

In dieses Heiligtum gehört keine Orgel noch Bachsche Fuge hinein, sondern durchaus nur das Summen der Bienen, die von den zahllosen Blüten der bunten Mosaiken Nektar für ihre Waben zu ernten scheinen.

Sparta und Helena scheinen einander auszuschließen. Was sollte ein Gemeinwesen mit der Schönheit als Selbstzweck beginnen, wo man den Wert eines Suppenkoches höher als den eines Harfenspielers einschätzte? Was hätte Helena mit der spartanischen Strenge, Härte, Roheit, Nüchternheit und Tugendboldigkeit etwa gemein?

Ein junger Spartaner rief, als man beim Gastmahl eine Lyra herbeibrachte: Solche Tändeleien treiben sei nicht lakonisch. Wer möchte nun, da Helena und die Leier Homers nicht zu trennen sind, behaupten wollen, daß Sparta Helenen eine wirkliche Heimat sein konnte?

Herr Adamantios Adamantiu geleitet uns stundenlang auf mühsamen Fußpfaden durch die fränkisch-byzantinisch-türkische Trümmerstadt, die erst im Jahre 1834 durch Ibrahim Pascha zerstört worden ist. Das alte Mistra war an die schwindelerregenden Felswände des Taygetus wie eine Ansiedlung von Paradiesvogelnestern festgeklebt.

Einzelne Kirchen werden durch wenige Arbeiter unter Aufsicht des Herrn Ephoren sorgsam, Stein um Stein, wieder hergestellt: Baudenkmäler von größter Zartheit und Lieblichkeit, deren Zerstörung durch die Türken einen unendlich beklagenswerten Verlust bedeutet.

Überall von den Innenwänden der Tempel spricht uns das Zierliche, Köstliche, Höfische an, in dem sich der Farbenreichtum des Orients mit dem zarten Kultus der Freude des deutschen Minnesanges durchdrungen zu haben scheint. Die Reste herrlicher Mosaiken, soweit sie der Brand und die Spieße der Türken übriggelassen haben, scheinen, auch wenn sie heilige Gegenstände behandeln, nur immer die Themen: Ritterdienst, Frauendienst, Gottesdienst durcheinanderzuflechten.

Mittels eines nassen Schwammes bringt der Herr Ephor, auf einer Leiter stehend, eigenhändig die erblindeten Mosaiken zu einem flüchtigen Leuchten im alten Glanz.

„Ein innerer Burghof, umgeben von

reichen, phantastischen Gebäuden des Mittelalters“ ist der Schauplatz, in dem Helena sich gefangen fühlt, bevor ihr Faust, im zweiten Teil des gleichgenannten Gedichts, in ritterlicher Hoftracht des Mittelalters entgegentritt. Und mehr als einmal umgibt mich hier das Urbild jener geheiligten Szenerie, darinn sich die Vermählung des unruhig suchenden deutschen Genius mit dem weiblichen Idealbild griechischer Schönheit vollzog.

Herr Adamantios Adamantiu, der etwa dreißig Jahre alt und von zarter Gesundheit ist, stellt uns auf einer der Galerien des Klosterhofes seiner würdigen Mutter vor. Diese beiden lieben Menschen und Gastfreunde wollen uns, wie es scheint, nicht mehr fortlassen. Die Mutter bietet meiner Reisegefährtin für die Nacht ihr eigenes Lager an, ihr Sohn dagegen das seine mir.

Von seinem Zimmerchen aus überblickt man die ganze Weite und Tiefe des Eurotastales, bis zu den weißen Gipfeln des Parnon, die hineinleuchten: das Zimmer selber aber ist klein, und enthält nichts weiter als ein kleines Regal für Bücher, Tisch, Stuhl und Feldbettstelle, dazu im Winkel ein ewiges Lämpchen unter einem griechisch-katholischen Gnadenbild. Natürlich, daß in einem verlassenen Kloster die Fenster undicht, die Wände schlecht verputzt — und daß in den rohen Bretterdielen klaffende Fugen sind.

Ganz Sohnesliebe, ganz Vaterlandsliebe und ganz von seinem besonderen Beruf erfüllt: der Pflege jener vaterländischen Altertümer! bringt Herr Adamantios Adamantiu in weltentsagender Tätigkeit seine jungen Jahre zu und beklagt es, daß manche seiner Mitbürger so leicht die mütterliche Scholle aufgeben mögen, die ihrer Kinder so sehr bedarf.

Der hingebungsvolle Geist dieses jungen Griechen erweckt in meiner Seele wärmste Bewunderung und ich rechne die Begegnung mit ihm zu den schönsten Ereignissen meiner bisherigen Reise durch Griechenland. Wie er unverdrossen und mit reinster Geduld Werkstück um Werkstück aus dem Schutt der Verwüstung zu sammeln sucht, um in mühsamen Jahren hier und da etwas Weniges liebevoll wieder herzustellen, von der ganzen, beinahe in einem Augenblicke vernichteten, unersetzlichen Herrlichkeit, das legt von einem Idealismus ohnegleichen Zeugnis ab.

Wir nehmen Abschied von unsern Wirten, um noch vor Einbruch der Nacht den Ritt bis Tripi zu tun: Tripi am Eingang jener mächtigen Schlucht, die sich in die Tiefe des Taygetus fortsetzt, den wir übersteigen wollen.

Unsere Maultiere fangen wie Ziegen oder Gemsen zu klettern an: bald geht es fast lotrecht in die Höhe, bald ebenso lotrecht wieder hinab, so daß ich mitunter die Überzeugung habe, unsere Tiere hätten den eigensinnigen Vorsatz gefaßt, um jeden Preis auf dem Kopfe zu stehen. Wenn man, mit den Blicken vorauseilend, als Unerfahrener die drohenden Schwierigkeiten des Weges im Geiste zu überwinden sucht, so glaubt man mitunter verzagen zu sollen, denn es eröffnet sich scheinbar nur selten für ein Weiterkommen die Möglichkeit.

Aber das Maultier nimmt mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit jedes Hindernis: über Böschungen rutschen wir an steinige Bäche hinunter und jenseits des Wassers klettern wir wieder empor. In einem Bachbett steigen wir lange Zeit von einem kantigen Block zum andern bergan und zwar bereits von der Dunkelheit überrascht, bis wir das Wasser am Ausgang der Langada in dem steilen Tale von Tripi rauschen hören. Über eine Geröllhalde geht es alsdann in gefährlicher Eile hinab, bis wir, die Lichter von Tripi vor Augen, auf einer breiten, gesicherten Straße geborgen sind.

Gegen vier Uhr des Morgens wecken mich die Nachtigallen von Tripi. Ich glaube, daß alle Singvögel der ganzen Welt den Aufgang der Sonne mit einem kurzen Konzert begrüßen. Zweifellos ist dies Gottesdienst.

Unser Haus ist in schwindelerregender Höhe über der Talwand erbaut. Wir haben in einem Raume übernachtet, der drei Wände von Glas ohne Vorhänge hat. Büsche reichen bis zu den Fenstern. Mächtige Wipfel alter Laubbäume sind unter uns und bekleiden die steilen Wände der Schlucht.

Während das einsame Licht zunimmt, schlagen die Nachtigallen lauter aus dem Abgrund herauf. Nach einiger Zeit beginnen alle Hähne des Dorfes einen lauten Sturm, der die Nachtigallen sofort verstummen macht.

Auf einem Felsen, scheinbar unzugänglich, inmitten der Schlucht, erscheint die Kirche von Tripi im Morgenlicht. Die Pfade von Tripi, die ganze Anlage dieses Ortes sind ebenso malerisch wie halsbrecherisch.

Die Maultiere klettern schwindelerregende Pfade. Sie halten sich meistens am Rande der Abgründe. Die Langada beginnt großartig, aber kahl und baumlos. Die Gesteinmassen des Bachbettes, auf dem Grunde der gewaltigen Schlucht, liegen bleich, verwaschen und trocken da. Das Tal ist tot. Kein Vogellaut, kein Wasserrauschen!

Indem wir ein wenig höher gelangen, zeigt sich geringe Vegetation. Einige Vögel beginnen zu piepsen. Nach einiger Zeit fällt uns der Ruf eines Kuckucks ins Ohr.

Weiter oben erschließt sich ein Tal, auf dessen Sohle lebendiges Wasser rauscht. Wir steigen in dieses Tal, das eigentlich eine Schlucht ist, hinunter. Die Abhänge sind von Ziegenherden belebt. Eng in die Felswände eingeschlossen, schallen die Herdenglocken laut.

Bis hierher war es, trotz der Frühe, ziemlich heiß. Nun werden wir von erquickenden Winden begrüßt. Erfrischt von der gleichen Strömung der Luft, winken die grünen Wedel der Steineichen von den Felsspitzen. Plötzlich haben wir nickende Büsche überall. Efeuranken klettern wohl hundert Meter und höher die Steinwand hinauf.

Immer wasserreicher erscheinen die Höhen, in die wir aufdringen. Mehrmals werden reißende Bäche überquert. Eine erste, gewaltige Kiefer, grüßt vom Abhange. Anemonen, blendend rote, zeigen sich. Kleine Trupps zarter Alpenveilchen. Aus Seitenschachten stürzen klare Wasser über den Weg und ergießen sich in das Sammelbett des größeren Baches.

Wir halten die erste Rast, etwa 2300 Meter hoch im Taygetus, unter einem blühenden Kirschbaum vor der Herberge, genannt zur kleinen Himmelsmutter. Der Bergstrom rauscht. Kirschblüten fallen auf uns herunter. Wir haben herrliche Abhänge gegenüber, die mit starken Aleppokiefern bewaldet sind.

Es ist köstlich hier, entzückend der Blick durch die tiefgesenkten Blütenzweige in die ebenso wilde als wonnige Bergwelt hinein.

Man fühlt hier oben das unbestrittene Reich der göttlichen Jägerin Artemis, die in Lakonien vielfach verehrt wurde. Hier ist für ein freies, seliges Jägerleben noch heut der eigentlich arkadische Tummelplatz. Hier oben fanden auch Opfer statt. Und zwar jene selben Sonnenopfer, die bei den alten Germanen üblich gewesen sind und bei denen die Spartiaten, nicht anders wie unsere Vorfahren, Pferde schlachteten.

Wir haben den Hochpaß überstiegen und nach einem ermüdenden Ritt, meist steil bergab, das Dörfchen Lada erreicht. Ein Bergstrom hat die steinige Straße der Ortschaft mit seinen stürzenden Wellen überschwemmt und niemand denkt daran, ihn in sein Bett zurückzuleiten. Mit Ausnahme eines kleinen Bezirks um die Ansiedelungen Ladas, ist das weite Tal eine einzige Steinwüste.

Träge, fast unwillig, öffnet auf das

Klopfen unseres Führers eine derbe, blonde, noch nicht zwanzigjährige Bäuerin die Tür zur Herberge. Ein Ferkel wühlt zwischen Tisch und Bank, in einem finsteren, kellerartigen Raum, dessen Hintergrund ein Lager mit gewaltigen Fässern ausfüllt. In einer hölzernen Schlachtermulde auf dem Tische schläft ein neugeborenes Kind.

Die Jachten der Königin von England und des Königs von Griechenland liegen im Hafen zur Abfahrt bereit. Eben hat sich die „Galata“ des Norddeutschen Lloyd in Bewegung gesetzt, die uns nach Konstantinopel führen soll. Die Häuser des Pyräus stehen im weißen Licht.

Athen ist das Licht, das Auge, das Herz, das Haupt, die atmende Brust, die Blüte von Griechenland: heute des neuen, wie einst des alten! Ich empfand das lebhaft, trotz aller großen Landschaftseindrücke meiner peloponnesischen Fahrt, als ich nach ununterbrochener Reise von Kalamata wieder hier anlangte. Athen ist durch seine Lage geschaffen, und Griechenland ohne Athen wäre niemals geworden, was es war und was es uns ist. Der freie, attische Götterflug hat den freien attischen Geistesflug hervorgerufen.

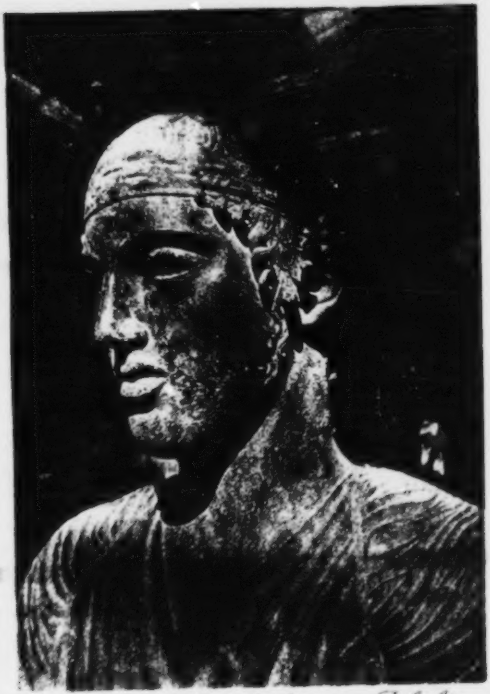
Indem wir, Abschied nehmend, die Küste zur Linken, hingleiten, vorüber an dem kleinen Hafen Munichia, vorbei an den Siedelungen von Neu-Pharleron, steigt noch einmal das ganze attische Wunder vor uns auf.

Dieser Hymettos, dieser Pentele, dieser Lykabettos, dieser Fels der Akropolis sind keine Zufälligkeit. Alles dieses trägt den Adel seiner Bestimmung im Angesicht.

Wir trinken gierig den Hauch des herrlichen Götterlandes, solange er noch herüberdringt und saugen uns mit den Blicken in seine silberne Anmut fest, bis alles unseren Augen entschwindet.

Ende

Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Kopf des Wagenlenkers aus Delphi
(Originalaufnahme)

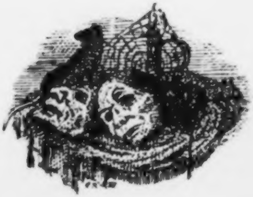
Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Die Ratten

Berliner Tragikomödie

von

Gerhart Hauptmann



S. Fiſcher / Verlag
Berlin
1911

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung, vorbehalten.
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuſkript.
Copyright 1911 S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

Perſonen:

Harro Haſſenreuter, ehemaliger Theaterdirektor
Seine Frau
Walburga, ſeine Tochter
Paſtor Spitta
Erich Spitta, Kandidat der Theologie, ſein Sohn
Alice Rütterbuſch, Schauſpielerin
Nathanael Jettel, Hofſchauſpieler
Käferſtein }
Dr. Kegel } Schüler Haſſenreuters
John, Maurerpolier
Frau John
Bruno Mechelke, ihr Bruder
Pauline Piperkarcka, Dienſtmädchen
Frau Sidonie Knobbe
Selma, ihre Tochter
Quaquaro, Hausmeiſter
Frau Kielbacke
Schutzmann Schierke
Zwei Säuglinge

Staatsbibliothek München

Erſter Akt

Im Dachgeſchoß einer ehemaligen Kavalleriekaſerne zu Berlin. Ein fenſterloſes Zimmer, das ſein Licht von einer brennenden Lampe erhält, die von der Mitte der Decke über einen runden Tiſch herunterhängt. In die Hinterwand mündet ein gerader Gang, der den Raum mit der Entreetür verbindet: einer eiſenbeſchlagenen Tür mit einer primitiven Schelle, die der Eintritt Begehrende von außen durch einen Drahtzug in Bewegung ſetzt. Eine Tür in der Wand links ſchließt ein Nebengemach ab. An der Wand rechts führt eine Treppe auf den Dachboden.

Auf dieſem Dachboden, ſowie in den ſichtbaren Räumlichkeiten, hat der Ex-Theaterdirektor Harro Haſſenreuter ſeinen Theaterfundus untergebracht.

Man kann, bei dem ungewiſſen Licht, in Zweifel ſein, ob man ſich in der Rüſtkammer eines alten Schloſſes, in einem Antiquitätenmagazin oder bei einem Maskenverleiher befindet.

Zu beiden Seiten des Ganges ſind auf Ständern Helme und Bruſtharniſche Pappenheimiſcher Küraſſiere aufgeſtellt, ebenſo in je einer Reihe an der rechten und linken Wand des vorderen Raums. Die Dachbodentreppe ſteht zwiſchen zwei Geharniſchten. Die Decke darüber ſchließt die übliche Bodenklappe ab.

Ein Stehpult iſt vorn links an die Wand gerückt. Tinte, Federn, alte Geſchäftsbücher und ein Kontorbock, ſowie einige Stühle mit hohen Lehnen um den runden Mitteltiſch laſſen erkennen, daß der Raum zu Bureauzwecken dienen muß. Waſſerflaſche mit Gläſern auf dem Tiſch und einige Photographien über dem Stehpult. Die Photographien zeigen Direktor Haſſenreuter als Karl Moor, ſowie in verſchiedenen anderen Rollen.

Einer der Pappenheimiſchen Küraſſiere trägt einen ungeheuren Lorbeerkranz um den Nacken gehängt, mit einer

Schleiſe, deren Enden in goldenen Lettern die Worte tragen: „Unſerem genialen Direktor Haſſenreuter! Die dankbaren Mitglieder.“ Eine Serie mächtiger, roter Schleiſen trägt nur die Aufſchrift: „Dem genialen Karl Moor ... Dem unvergleichlichen, unvergeßlichen Karl Moor ... uſw. uſw.

Der Raum iſt nach Möglichkeit zu Magazinzwecken ausgenutzt. Wo irgend angängig, hängen an Kleiderhaken deutſche, ſpaniſche und engliſche Koſtümſtücke aus verſchiedenen Jahrhunderten. Man ſieht ſchwediſche Reiterſtiefel, ſpaniſche Degen und deutſche Flamberge.

Die Tür links hat die Aufſchrift: „Bibliothek.“

Das ganze Gemach zeigt eine maleriſche Unordnung. Alte Scharteken und Waffen, Pokale, Becher uſw. liegen umher.

Es iſt eines Sonntags, Ende Mai.

Frau John, über Mitte der Dreißig hinaus, und das blutjunge Dienſtmädchen Piperkarcka ſitzen am Mitteltiſch. Die John, den Oberkörper weit über den Tiſch gelehnt, redet lebhaft auf das Dienſtmädchen ein. Die Piperkarcka, dienſtmädchenhaft aufgedonnert, mit Jackett, Hut und Schirm, ſitzt aufrecht. Ihr hübſches, rundes Lärvchen iſt verweint. Ihre Geſtalt zeigt Spuren noch nicht vollendeter Mutterſchaft. Sie malt mit der Schirmſpitze auf der Diele.

Frau John

Na ja doch! Freilich! Ick ſag't ja, Pauline.

Die Piperkarcka

Nu ja. Ick will nu alſo Schlachtenſee oder Halenſee. Muß jehn un muß nachſehn, ob ick ihm treffe! —

Sie trocknet ihre Tränen und will ſich erheben.

Frau John

verhindert die Piperkarcka am Aufſtehen.

Pauline! Um Jottes Willen, bloß det nich! Det nich, um keenen Preis von de Welt. Det macht Skandal, koſt Jeld und bringt niſcht. Wat woll'n Se woll, und wo Se noch in den Zuſtande ſind! dem ſchlechten Halunken noch weiter nachloſen!?

Die Piperkarcka

Denn ſoll meine Wirtin heute ſoll warten umſonſt verjeblich auf mir. Ick ſpring im Landwehrkanal und verſaufe.

Frau John

Pauline! Warum denn? warum denn, Pauline? Jeben Se Obacht, heren Se jetzt bloß um Jotteswillen 'n janz'n eenziges ... bloß ma 'n janzen kleenen Ochenblick uf mir, und paſſen Se dadruf uf, wat ick Ihn vorſtelle! Det wiſſen Se doch, ick hab et Ihn doch bei de Normaluhr, wo ick an Alexanderplatz aus de Marchthalle bin jekomm, jleich anjeſehn und hab et Ihn uf'n Kopp druf jeſacht. Wat hab ick jeſacht? Jeld, hab ick Ihn uf'n Kopp druf jefragt, jeld, kleenet Aas, er will niſcht von wiſſen! — Det jeht hier vielen, det jeht hier allen, det jeht hier vielen Millionen Mächens ſo! Und denn hab ick jeſacht ... wat hab ick jeſacht? komm, hab ick jeſacht, ick will dir helfen.

Die Piperkarcka

Zu Hauſe darf ick mir nu janz natürlich nich blicken laſſen, wie ick verändert bin. Mutter ſchreit doch auf's erſten Blick! Vater haut mir Kopf an die Wand und ſchmeißt mir Straße. Jeld hab ick nu ebenfalls och weiter nu weiter keens nich! als wie Stücker zwei Jeldſtücke, was ick mich Jackettfutter einjenäht. Hätte mich, ſchlechter Menſch nich Mark nich Pfennig übrig gelaſſen.

Frau John

Freilein, mein Mann iſt Mauerpolier. Freilein: wenn Se bloß wollten Obacht jehn . . . jehn Se doch um Jotteswillen Obacht, wat ick Ihn for Vorſchläge unterbreiten tu. Freilein, denn is doch uns beede jeholfen. Ihn is jeholfen und ſo desſelbijen jleichen och mir. Außerden is Pauln, wat mein Mann is, jeholfen, wo ſterbensjerne een Kindeken will, weil det uns doch unſer eenziget, unſer Adelbertchen, an de Bräune jeſtorben is. Ihr Kind hat et jut wie'n eechnet Kind. Denn kenn Se jehn Ihrem Schatz wieder uffſuchen, kenn wieder in'n Dienſt, kenn wieder bei Ihre Eltern jehn, det Kind hat et jut und keen Menſch uf die janze Welt nich braucht wat von wiſſen.

Die Piperkarcka

I jrade! Ick ſtürze mir Landwehrkanal! — (ſie ſteht auf.) — Ick ſchreibe Zettel, ick laſſe Zettel in mein Jackett zurück: du haſt mit deine verfluchte Schlechtigſeit deine Pauline im Waſſer jetrieben! dann ſetze vollen Namen Alois Theophil Brunner, Inſtrumentenmacher zu. Denn ſoll er ſehn, wie er mit ſein Mord auf Jewiſſen man meinswegen fertig wird.

Frau John

Warten Se, Freilein, ick muß erſt uffſchließen.

Frau John ſtellt ſich, als wolle ſie die Piperkarcka hinausbegleiten.

Noch bevor beide Frauen den Gang erreichen, tritt Bruno Mechelke langſam forſchend aus der Tür links und bleibt ſtehen. Bruno Mechelke iſt eher klein, als groß, hat einen kurzen Stiernacken und athletiſche Schultern. Niedrige, weichende Stirn, bürſtenförmiges Haar, kleiner runder Schädel, brutales Geſicht mit eingeriſſenem und vernarbtem linken Naſenflügel. Die Haltung des etwa neunzehnjährigen Menſchen iſt vornübergebeugt. Große, plumpe Hände hängen an langen, muskulöſen Armen. Die Pupillen ſeiner Augen ſind ſchwarz, klein und ſtechend. Er baſtelt an einer Mauſefalle herum.

Bruno

pfeift ſeiner Schweſter wie einem Hunde.

Frau John

Ick komme jleich, Bruno. Wat wiſte denn?

Bruno

ſcheinbar in die Falle vertieft.

Ick denke, ick ſoll hier Fallen uffſtellen.

Frau John

Haſte dem Speck denn rinjemacht? — (zur Piperkarda) — 'T is bloß mein Bruder. Erſchrecken ſich nicht, Freilein.

Bruno

wie vorher.

Ick ha heute dem Kaiſa Wilhem jeſehn, Jette. Ick war mit de Wachparade jejang.

Frau John

zur Piperkarda, die durch Brunos Erſcheinung angſtvoll gebannt iſt.

Et is bloß mein Bruder, bleiben Se man. — (zu Bruno) — Junge, wie ſiehſt du bloß wieder aus? Det Freilein muß ſich ja von dich Angſt kriejen.

Bruno

wie vorher. Ohne aufzublicken.

Schuberle buberle, ick bin 'n Jeſpenſt.

Frau John

Mach uf'n Boden und ſtell deine Mauſefallen.

Bruno

wie vorher. Tritt langſam an den Tiſch.

Jawoll, det is och man wieder ſo'n Jeſchäft zum Vahungern. Wenn ick mit Streichhölzer handeln du, denn ha ick wahrhaftig mehr Pinke von.

Die Piperkarcka

Atje, Frau John.

Frau John

wütend auf den Bruder los.

Wiſte woll jehn und wiſt mir in Frieden laſſen.

Bruno

geduckt.

Hab dir man nich. Ick jeh ja ſchonn.

Er zieht ſich folgſam wieder in das anſtoßende Zimmer zurück, deſſen Tür Frau John reſolut hinter ihm ſchließt.

Die Piperkarcka

Den mecht ick Tierjarten Jrunewald nich bejejnen. Bei Nacht nich und nich ma bei Dage nich.

Frau John

Jnade Jott, wo ick Brunon hetze und der ma hinter een hinter is.

Die Piperkarcka

Atje. Hier jefällt mir nich. Wenn mich wieder ſprechen wollen, lieber Bank bei Waſſerkunſt Kreuzberg, Frau John.

Frau John

Pauline, ick ha Brunon mit Sorje un Kummer Tag un Nacht jroßjebracht. Ihr Kindeken hat et noch zwanzigmal beſſer. Alſo Pauline, wenn et jeboren is, nehm ick det Kind un, bei meine in Jott vaſtorbene Eltern, wo ick an Totenſonntag immer noch und keen Menſch mich zurückhält nach Rüdersdorf jeh und Lichter uf beede Jräber anſteche: det kleene Wurm ſoll et madich jut habn, wie et beſſer keen jeborener Prinz und keene jeborene Prinzeſſin haben tut.

Die Piperkarcka

Ick jeh, mit meine letzten Pfennig kaufen mir Vitriol — trefft wen trefft! — un jießen dem Weibsbild, wo mit ihm jeht — trefft wen trefft! ... mitten in Jeſicht! trefft wen trefft! brennt ihm janze verfluchte hübſche Viſage kaput! Mir jleich! Brennt ihm Bart kaput! Brennt ihm Augen kaput! wenn er mit andres Frauenzimmer jeht. Trefft wen trefft! Hat mir betrogen! zu Jrunde jerichtet! hat mir Jeld jeraubt! hat mich Ehre jeraubt! hat mich verfluchtiger Hund verführt, verlaſſen, belogen, betrogen, in Elend jeſtoßen! Trefft wen trefft! Soll blind ſein! Naſe ſoll wegjefreſſen ſein! ſoll jar nich mehr überhaupt auf Erde ſein!

Frau John

Freilein Pauline, bei meine ewige Seligkeit, von Stund an, wo det kleene Wurm erſtma uf de Welt is ... von den Augenblick an! ... det ſoll et haben, als wenn et, ick weeß nich wo! in Samt und Seide jeboren wär. Bloß jutes Zutrauen! und, det Se „ja" ſachen! — Ick habe mir allens ausjedacht. Et jeht zu machen, Pauline, et jeht, et jeht ſach ick Ihn! Und weder 'n Dokter, noch Polizei, noch Ihre Wirtin merkt wat von. — Und denn kriegen Se erſt ma hundertunddreiundzwanzig Mark, wat ick mir von det Reinmachen hier beim Direkter Haſſenreuter abjeſpart habe, ausjezahlt.

Die Piperkarcka

Denn lieber bei die Jeburt erwürgen! verkaufen nich!

Frau John

Wer redet denn von verkofen, Pauline?

Die Piperkarcka

Wat hab ick Oktober vorijen Jahr bis heutijen Tag for Himmelsangſt ausjeſtanden. Bräutijam ſteßt mir fort! Mietsfrau ſteßt mir fort. Schlafbodenſtelle is mich jekindigt. Wat du ick denn, daß man mir ſo verachtet und von die Leute verflucht un ausſtoßen muß?

Frau John

Det ſach ick ja, det kommt, weil der Deibel unſern Herrn Chriſtus Heiland noch immer ieber is.

Ohne bemerkt zu werden iſt, baſtelnd wie vorher, Bruno geräuſchlos wiederum in die Tür getreten.

Bruno

ſagt in eigentümlicher Weiſe, ſcharf, aber wie nebenbei.

Lampen!

Die Piperkarcka

Der Menſch erſchrickt mir. Laſſen mir fort.

Frau John

geht heftig auf Bruno los.

Willſt du woll jehn wo de hinjehörſt! Ick ha dir jeſacht, ick wer' dir rufen.

Bruno

wie vorher.

Na Jette, ick ha doch bloß Lampen jeſacht.

Frau John

Biſte verrickt? Wat heeſt denn det: Lampen? —

Bruno

Na, klinkt et denn nich an de Einjangstir?

Frau John

erſchrickt, horcht, hält die Piperkarcka zurück, die im Begriff iſt, davon zu gehen.

Pſt, Freilein! Halt! Warten Se man noch 'n Ogenblick.

Bruno ſchnitzelt weiter. Die beiden Frauen horchen.

Frau John

leiſe, angſtvoll, zu Bruno.

Ick her niſcht.

Bruno

Du ollet vatrockentes Kichenſpinde, denn ſchaff da man beſſare Lauſcha an.

Frau John

Det wär in det janze Vierteljahr det erſtema, det der Direkter kommt, wenn Sonntag is.

Bruno

Wenn der Theatafritze kommt, kann a mir meinswejen jleich angaſchieren.

Frau John

heftig.

Quatſch nich!

Bruno

grinſend zur Piperkarcka.

Jlobens et, Freilein, ik ha bei Zirkus Schumann 'n dummen Aujuſt ſein Eſel dreimal rum die Maneſche jebracht. Det mach ik allens! Jk wer' mir woll furchten.

Die Piperkarcka

ſcheint die phantaſtiſche Sonderbarkeit der Umgebung erſt jetzt zu bemerken, erſchrocken, ſtark beunruhigt.

Joſef Maria, wo bin ik denn?

Frau John

Wer kann denn det ſind?

Bruno

Da Direkta nich, Jette. Det is eha 'ne Tülle, wo elejante Trittlinge hat.

Frau John

Freilein, jehn Se man zwee Minuten, ſein ſo jut, hier uf 'n Oberboden. 'S kommt eener, kann ſind, der bloß wat wiſſen will.

In ihrer zunehmenden Angſt tut die Piperkarcka das Verlangte. Sie klettert über die Treppe auf den Oberboden, deſſen Klappe geöffnet iſt. Frau John hat ſich ſo geſtellt, daß im Notfalle die Piperkarcka gegen die Entreetür gedeckt iſt. Die Piperkarcka verſchwindet. Frau John und Bruno bleiben allein.

Bruno

Wat wiſte denn mit die barmherzige Schweſter?

Frau John

Det jeht dir niſcht an, verſtehſte mich.

Bruno

Ick frage ja man, weil det de vor det Mächen ſo ängſtlich 'ne Wand machen duſt. Sonſt is et mich doch wahaftig Pomade.

Frau John

Det ſoll dir och immer Pomade ſind.

Bruno

Danke Komma, denn kann ick woll abtippeln.

Frau John

Lump, weeſt du woll, wat du mir ſchuldig biſt?

Bruno

pomadig.

Wat regſte dir denn uf? Wo ſtoß ick dir denn? Wat wiſte? Ick muß jetzt zu meine Braut. Mir ſchläfert. Vorichte Nacht hab ick unter Sträucher in Tierjarten platt jemacht. Und juterletzt is Kohlmarcht bei mich. — (Er kehrt ſeine Hoſentaſchen um.) — Foljedeſſen muß ick jehn 'n Stück Brod verdienen.

Frau John

Hier jeblieben! — und nich von de Stelle! — oder du kriſt und wenn det de jaulſt wie 'n kleener Hund, kriſte nimmermehr wenn't bloß 'n Pfennich is, kriſt de von mich! Bruno, du jehſt uf ſchlechte Weche.

Bruno

Ick wer' woll immer jejen de janze Welt … noch wat! … wer' ick der Potsdammer ſind. Soll ick etwa nich jehn, wo ick ſcheen bei Hulda'n zu leben kriege? — (Er zieht eine ſchmutzige Brieftaſche.) — Nich ma 'n dreckigen Pfandſchein ha ick mehr in de Plattmullje drin. Wat wiſte von mich, un denn laß mir abſchrenken.

Frau John

Von dir? Wat ick will? For wat wärſt du woll nitze? Du biſt zu niſcht weiter nitze, als det eene Schweſter, wo nich richtig in Koppe is, mit ſo'n Lump un Tagedieb Mitleid hat.

Bruno

Kann ſind, det de in Koppe manchmal nich richtig biſt.

Frau John

Unſer Vater hat oft zu mich jeſacht, wo du ſchonn mit fünf, ſechs Jahre alt ſchlechte Dinge jetrieben haſt, det mit dir in Leben keen Staat weiter nich zu machen is un det ick dir ſollte loſen laſſen. Un mein Mann, wo richtig un orntlich is ... vor ſo'n juten Mann: du darfſt dir nich blicken laſſen.

Bruno

Jewiß doch, det weeß ick ja allens, Jette! Aber ſo eenfach ſchiebt ſich det nu eemal nu eben nich. Wat wiſte? Ick weeß, ick bin mit 'n Aſt uf'n Puckel, wenn det'n och det'n keener ſieht, un nich in Zangzuzih uf de Welt jekomm. Ick muß ſehn un mir mit mein Aſt mang mang helfen. Na jut ſo! wat wiſte? von wechen de Ratten brauchſt du mir nich. Du wiſt bloß wat mit die Dohle vertuſſen.

Frau John

die Fauſt drohend unter Brunos Naſe.

Verrat du een eenziget kleenet Sterbenswort: denn mach ick dir kalt. Denn biſt du 'ne Leiche!

Bruno

Na weeßte, vaſtehſte, ick mache mir dinne. — (Er ſteigt die Treppe hinauf.) — Womeglich komm ick, mir niſcht dir niſcht, noch ma in Schokoladenkaſten rin. — *Er verſchwindet durch die Bodenklappe. Frau John löſcht eilig die Lampe und tappt ſich zur Bibliothekstür. Sie* geht in die Bibliothek, ſchließt aber die Tür hinter ſich nicht ganz.

Die Geräuſche eines verroſteten Schloſſes und Schlüſſels, der darin umgedreht wurde, ſind vernehmlich geweſen. Ein leichter Schritt kommt nun den Gang herauf. Vorübergehend war der Berliner Straßenlärm, auch Kindergeſchrei aus den Hausfluren vernehmlich geworden. Leierkaſtenmuſik vom Hof herauf.

Mit ſcheuen Bewegungen erſcheint Walburga Haſſenreuter. Das Mädchen iſt noch nicht ſechzehn Jahre alt und ſieht hübſch und unſchuldig aus. Sonnenſchirm, fußfreies helles Sommerkleidchen.

Walburga

ſtutzt, horcht, ſagt dann ängſtlich.

Papa! — Iſt ſchon jemand hier oben? — Papa! Papa! — (Sie horcht lange geſpannt und ſagt dann): — Es riecht ja hier ſo nach Petroleum! — (Sie findet Streichhölzer, entzündet eines davon, will die Lampe anſtecken und verbrennt ſich an dem noch heißen Zylinder.) — Au! — Donnerwetter, wer iſt denn hier? —

Sie hat aufgeſchrien und will fortlaufen.

Frau John erſcheint wieder.

Frau John

I, Freilein Walburga, wer wird denn jleich Lärm machen! Sein Se man friedlich! Det bin ja bloß ick.

Walburga

Gott, hab ich aber einen ganz entſetzlichen Schreck bekommen, Frau John.

Frau John

Weshalb denn, Freilein? Wat ſuchen Se denn heit an Sonntag hier?

Walburga

Hand auf dem Herzen.

Mir ſteht noch immer das Herz ganz ſtill, Frau John.

Frau John

Wat hat's denn, Freilein Walburga? Wer ängſtigt Se denn? Sie miſſen det doch von Ihren Herrn Vater wiſſen, det ick Sonntag und Wochentag hier oben mang die Kiſten und Kaſten zu tun habe, mit Staub abbürſten und Motten auskloppen. In drei, vier Wochen, wenn ick jlicklich mit die zwölf- oder achtzehnhundert Theaterlumpen eemal 'rum bin und fertig bin, fängt et doch immer wieder von friſchen an.

Walburga

Ich hab' mich erſchrocken, weil ſich der Lampenzylinder noch ganz heiß anfaßte, Frau John.

Frau John

Nu ja, de Lampe hat ebent jebrannt un ick hab ſe vor eene halbe Minute ausjepuſtet. — (Sie hebt den Zylinder ab.) — Mir brennt et nich! Ick hab harte Hände! — (Sie zündet das Docht auf.) — Na, nu wird Licht! Nu hab ick ſe wieder anjeſtochen. Wat is nu Jefährliches los? Ick ſehe niſcht.

Walburga

Hu, Sie ſehen ja aus wie ein Geiſt, Frau John.

Frau John

Wie ſoll ick ausſehn?

Walburga

Das iſt, wenn man ſo aus der prallen Sonne ins Finſtere kommt . . . in dieſe muffigen Kammern hinein, da iſt man wie von Geſpenſtern umgeben.

Frau John

Na, kleenet Jeſpenſt, weshalb kommen Se denn? — Sind Se alleene oder is noch jemand? — Kommt am Ende Papa noch nach?

Walburga

Nein! Papa iſt heute zu einer wichtigen Audienz nach Potsdam hinaus.

Frau John

Und wat ſuchen denn alſo Sie nu woll hier?

Walburga

Ich? Ich bin einfach ſpazieren geweſen.

Frau John

Na, denn ſehn Se man wieder, det Se fortkomm. In Papa'n ſeine Rumpelkammer ſcheint keene Pfingſtſonne nich.

Walburga

Sie ſollten auch, ſo grau wie Sie ausſehen, mal lieber 'raus an die Sonne gehn.

Frau John

I, Sonne is bloß for feine Leite! Wenn ick man alle Tache meine paar Pfund Staub und Dreck uf de Lunge krieje. — Jeh man, Kindken, ick muß an de Arbeet! — mehr brauch ick nich: ick lebe von Müllſtob und Mottenpulver. —

Sie huſtet.

Walburga

ängſtlich.

Sie brauchen Papa nicht ſagen, daß ich hier oben geweſen bin.

Frau John

Ick? Ick habe woll ſonſt niſcht beſſeret zu tun.

Walburga

ſcheinbar leichthin.

Und ſollte Herr Spitta nach mir fragen ...

Frau John

Wer?

Walburga

Der junge Herr, der bei uns im Hauſe Privatſtunde gibt ...

Frau John

Na, und?

Walburga

Sind Sie ſo freundlich und ſagen Sie ihm, daß ich hier geweſen aber gleich wieder gegangen bin.

Frau John

Alſo Herrn Spitta ſoll ick et ſagen, Papa'n nich?

Walburga

unwillkürlich.

Um Gottes willen nicht, liebſte Frau John.

Frau John

Na wacht du, wacht! Jib du bloß man Obacht. Manch eene hat ausjeſehn, wie du, und is aus die Jejend jekomm wie du, wo nachher in de Drajonerſtraße in Rinnſteen oder jar in de Barnimſtraße hinter ſchwedſche Jardinen zujrunde jejangen is.

Walburga

Sie werden doch damit nicht ſagen wollen, Frau John, oder glauben wollen, daß in meiner Beziehung zu Herrn Spitta etwas Unerlaubtes oder Ungehöriges iſt?

Frau John

in höchſtem Schreck.

Mund zu! — Et hat jemand dem Schlüſſel im Schloß jeſtochen.

Walburga

Auslöſchen!

Frau John

bläſt ſchnell die Lampe aus.

Walburga

Papa!

Frau John

— Freilein, ruf uf'n Oberboden.

Sie und Walburga verſchwinden über die Treppe durch den Bodenverſchlag, der verſchloſſen wird.

Zwei Herren, der Direktor Harro Haſſenreuter und der Hofſchauſpieler Nathanael Jettel, erſcheinen durch die Flurtür im Gange. Der Direktor iſt mittelgroß, glattraſiert, fünfzig Jahre alt. Er pflegt große Schritte zu nehmen und bekundet ein lebhaftes Temperament. Sein Geſichtsſchnitt iſt edel, das Auge von kühnem Ausdruck. Sein Betragen iſt laut. Sein Weſen überhaupt durchaus feurig. Er trägt einen hellen Sommerüberzieher, den Zylinder nach hinten gerückt und übrigens Frackanzug und Lackſchuhe. Der leger geöffnete Paletot enthüllt eine mit Ordensſternen überdeckte Bruſt. — Hofſchauſpieler Jettel trägt unter dem leichteſten Sommerüberzieher einen weißen Flanellanzug. Er hat einen Strohhut nebſt elegantem Stock in der linken Hand, gelbe Schuhe an den Füßen. Er iſt ebenfalls glattraſiert und über die fünfzig alt.

Direktor Haſſenreuter

ruft.

John! — Frau John! — Ja, das ſind nun hier meine Katakomben, lieber Jettel! Sic transit gloria mundi! Hier hab ich nun alles, mutatis mutandis, untergebracht, was von meiner ganzen Theaterherrlichkeit übrig geblieben iſt: alte Scharteken! alte Lappen und Lumpen! — John! John! Sie iſt hier geweſen, denn der Lampenzylinder iſt heiß! — (Er zündet mit einem Streichholz die Lampe an.) — Fiat lux pereat mundus! So! Jetzt können Sie mein Motten-, Ratten- und Flohparadies bei Lichte beſehen.

Nathanael Jettel

Haben Sie alſo meine Karte bekommen, beſter Direktor?

Direktor Haſſenreuter

Frau John! — Ich werde mal ſehn, ob ſie auf dem Boden iſt. — (Er ſteigt ſehr gewandt die Treppe hinauf und rüttelt an der Bodenklappe.) — Verſchloſſen! Den Schlüſſel hat die Kanaille natürlich am Schürzenband. — (Er pocht wütend mit der Fauſt gegen die Klappe.) — John! John!

Nathanael Jettel

etwas ungeduldig.

Direktor, geht es nicht ohne die John?

Direktor Haſſenreuter

Was? Glauben Sie, daß ich Ihnen den miſerablen Lappen, den Sie gerade da für Ihr Gaſtſpiel brauchen, aus meinen dreihundert Kiſten und Kaſten, ohne die

John, im Frack und mit ſämtlichen Orden, ſo wie ich vom Prinzen komme, ſelber herausſuchen kann.

Nathanael Jettel

Erlauben Sie mal! In Lappen abſolviere ich meine Gaſtreiſen nicht.

Direktor Haſſenreuter

Menſch, ſpielen Sie doch in Unterhoſen! meinethalben! Mich ſtört das nicht! Nur vergeſſen Sie nicht, wer vor Ihnen ſteht. Deshalb, wenn der Hofſchauſpieler Jettel — na wenn ſchon! — gnädigſt zu pfeifen geruhen, ſpringt der Direktor Harro Haſſenreuter noch lange nicht. Sapristi! wenn irgendein Komödiant einen ſchäbigen Turban oder zwei alte Tranſtiefel braucht, muß ſich ein pater familias, ein Familienvater den einzigen Sonntagnachmittag unter den Seinen abknapſen? Soll womöglich wie 'n Tackel auf allen Vieren in alle Bodenwinkel hinein? Nein, Freundchen, da müßt Ihr Euch andere ausſuchen.

Nathanael Jettel
ſehr ruhig.

Könnten Sie mir nicht ſagen, Direktor, wer Ihnen in Gottes Namen auf die Krawatte getreten hat?

Direktor Haſſenreuter

Mein Junge, ich habe noch vor kaum einer Stunde die Beine unterm Tiſch eines Prinzen gehabt: post hoc, ergo propter hoc! — Ich ſetze mich Ihretwegen in einen verfluchten Omnibus und kutſche in dieſe verfluchte Gegend ... wenn Sie meine Gefälligkeit nicht zu würdigen wiſſen: ſcheren Sie ſich!

Nathanael Jettel

Sie haben mich auf vier Uhr hierher beſtellt. Sie haben mich eine volle geſchlagene Stunde in dieſer entſetzlichen Mietskaſerne, auf dieſem lieblichen Korridore unter dem Kinderpöbel warten laſſen ... Ich habe gewartet, Ihnen nicht den geringſten Vorwurf gemacht! und jetzt ſind Sie geſchmackvoll genug, mich als eine Art Spucknapf zu betrachten ...

Direktor Haſſenreuter

Mein Junge ...

Nathanael Jettel

In's Teufels Namen, der bin ich nicht! Eher mache ich Sie zu meinem Hanswurſt und laſſe Sie für ſechs Groſchen Purzelbaum ſchießen!

Er nimmt entrüſtet Hut und Stock und geht.

Direktor Haſſenreuter

ſtutzt, bricht dann in ein tolles Gelächter aus und ſchreit hinter Jettel her:

Machen Sie ſich nicht lächerlich! — Und übrigens bin ich kein Maskenverleiher.

Man hört die Flurtür ins Schloß knallen.

Direktor Haſſenreuter

zieht die Uhr.

— Rindvieh verdammtes! — Schafskopf verfluchter! — Ein Segen, daß das Rindvieh, verdammte, gegangen iſt!

Er ſteckt die Uhr ein, zieht ſie gleich darauf wiederum und lauſcht. Hierauf geht er unruhig hin und her, bleibt ſtehen, blickt in den Zylinderhut, deſſen Inneres einen Spiegel enthält, und kämmt ſich ſorgfältig. Er tritt an den Mitteltiſch und öffnet einige von den Briefſchaften, die dort gehäuft liegen. Dazu ſingt er trällernd:

„O Straßburg, o Straßburg,
du wunderſchöne Stadt.“

Abermals ſieht er nach der Uhr. Plötzlich geht die Türſchelle über ſeinem Kopf.

Direktor Haſſenreuter

Auf die Minute! Was doch die Dinger, wenn es drauf ankommt, pünktlich ſind!

Er eilt und öffnet die Flurtür, jemand laut und fröhlich begrüßend. Die Trompetentöne ſeiner Stimme werden bald von glöckchenartigem Lachen einer weiblichen akkompagniert. Sehr bald erſcheint der Direktor wieder, von einer eleganten jungen Dame begleitet, Alice Rütterbuſch.

Direktor Haſſenreuter

Alice! Kleine Alice! Komm erſt mal näher, kleine Alice! Komm mal ans Licht! Ich muß doch ſehen, ob du noch dieſelbe kleine, ſchockſcharmante, tolle Alice aus den beſten Tagen meiner reichsländiſchen Direktionsperiode biſt!? Mädel, ich hab' dich ja gehen gelehrt! ich hab deine erſten Schritte gegängelt ... das

Sprechen! Du ſagteſt ja immer Cheef ſtatt Chef! Ha ha ha! Hoffentlich haſt du das nicht vergeſſen.

Alice Rütterbuſch

Schaun's Direktor, Sie glauben doch net, daß i undankbar bin?

Direktor Haſſenreuter

nimmt ihr den Schleier ab.

Mädel, du biſt ja noch jünger geworden!

Alice Rütterbuſch

hochrot, beglückt.

Da müßt einer auch gehörig daher lügen, wenn einer behaupten wollt, daß du dich zum Nachteil verändert haſt. Aber weißt, arg finſter haſt's bei dir oben und a biſſel — Harro, wenns d' mechſt a Fenſter aufmachen! — ſo a biſſel a ſchwere Luft.

Direktor Haſſenreuter

Pillycock ſaß auf Pillycocks Berg!
„Doch Mäuſ' und Ratten und ſolch Getier
Aß Thoms ſieben Jahr lang für und für."

Im Ernſt, ich hab' finſtere und ſchwere Zeiten durchgemacht! Du wirſt ja ſchließlich, trotzdem ich dir lieber nichts geſchrieben habe, liebe Alice, davon unterrichtet ſein.

Alice Rütterbuſch

Das war aber net grad, weißt, ſehr freindſchaftlich, daß d' mir auf alle die ſauberen und langen Brief kein Wörtel geantwort' haſt.

Direktor Haſſenreuter

Wozu, ha ha ha, einem kleinen Mädchen antworten, wenn man genug mit ſich ſelber zu tun hat und in keiner Beziehung was nützen kann? Seſſa! E nihilo nihil fit! Das heißt auf Deutſch: aus nichts kann nichts werden! Motten und Staub! Staub und Motten! ha ha ha! Das iſt alles, was ich von meiner deutſchen Kulturarbeit an der weſtlichen Grenze geerntet habe.

Alice Rütterbuſch

Du haſt alſo den Fundus net an den Direktor Kurz abgetreten.

Direktor Haſſenreuter

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt.“ Nein, meine Kleine, ich habe den Fundus nicht in Straßburg gelaſſen! Dieſer ehemalige Kellner, Kneipwirt und Pächter von anrüchigen Tanzlokalen, der mein Nachfolger wurde ... dieſer Kretin, dieſer bête imbécil, wollte den Fundus nicht! — Seſſa, den Fundus hab' ich nicht dort gelaſſen: dafür aber vierzigtauſend Mark ſauerverdientes Geld, von Gaſtſpielreiſen aus meiner Mimenzeit! außerdem fünfzigtauſend Mark zugebrachtes Vermögen meiner braven Frau. Seſſa! — Übrigens, daß ich den Fundus behielt, war ein Glück für mich. — Da! — Ha ha ha! Dieſe Kerle hier ... — (er berührt einige der Geharniſchten) — du kennſt ſie doch? ...

Alice Rütterbuſch

I kenn' doch meine Pappenheimer.

Direktor Haſſenreuter

Nun alſo: dieſe Pappenheimſchen Kerle hier, und was drum und dran baumelt, haben den alten Lumpenſammler und Maskenverleiher Harro Eberhard Haſſenreuter nach ſeiner Hedſchra tatſächlich über Waſſer gehalten! — Aber reden wir lieber von heiteren Dingen: ich habe mit Vergnügen aus der Zeitung erſehen, daß du von Exzellenz für Berlin engagiert werden wirſt.

Alice Rütterbuſch

I mach mir nix draus! I möcht lieber bei dir ſpielen, und das mußt mir verſprechen, wanns du wieder eine Direktion ibernehmen tuſt ... das verſprichſt mir, daß i augenblickli kontraktbrüchig werden kann! — (Der Direktor bricht in Lachen aus.) — I hab mi drei Jahre lang gnua auf die Provinzſchmieren rumgeärgert. Berlin mag i net! und a Hoftheater ſchon lang net. Jeſſas die Leit! das Komödieſpielen! — Weißt, i g'hör zum Fundus, i hab immer bloß daher g'hört! —

Sie nimmt unter den Pappenheimern Aufſtellung.

Direktor Haſſenreuter

Ha ha ha ha! Alſo komm, du getreuer Pappenheimer.

Er öffnet die Arme weit, ſie fliegt hinein, und beide begrüßen einander mit einigen lange anhaltenden Küſſen.

Alice Rütterbuſch

Geh Harro, jetzt ſagſt mir: was macht deine Frau?

Direktor Haſſenreuter

Thereſe geht's gut, außer daß ſie trotz Kummer und Sorgen von Tag zu Tag dicker wird. — Mädel, Mädel, wie du dufteſt! — (Er drückt ſie an ſich.) — Weißt du auch, daß du teufelsmäßig gefährlich biſt?

Alice Rütterbuſch

Meinſt, daß i blöd bin? Freili bin i gefährlich.

Direktor Haſſenreuter

Sakra!

Alice Rütterbuſch

Meinſt, i ſollt mir in der ſchönen Gegend, drei Stiegen hoch, unter an muffigen Dach, mit dir a Rendezvous geben, wann ich net wißt, daß das für uns zwei, ans wie's andere, gefährlich is. Ibrigens hab' i ja, Gott ſei Dank, weil i halt immer a Glück haben muß, wann i ſchon amal auf Schleichwegen geh, auf der Treppen den Nathanael Jettel troffen, bin dem Herrn Hofſchauſpieler bei ei'm Haar direkt in die Arme g'rannt. Wird ſchon ſorgen, daß das nicht unter uns bleibt, daß i di b'ſucht hab.

Direktor Haſſenreuter

Ich muß das Datum verſchrieben haben: der Menſch behauptet, ha ha ha, ich hätte ihn ganz ausdrücklich für heut nachmittag herbeſtellt.

Alice Rütterbuſch

Das war aber net etwa die einzige Baſſermannſche Geſtalt, der i auf die ſechs Treppenabſätz begegnet bin, und was mir die lieben kleinen Kinderln, die auf die Stufen rumkugeln, nachgeſchrien haben, das is dermaßen unparlamentariſch, das is von ſolche Kröten, noch net drei Käſ' hoch ſind, ſchon die allergrößte Gemeinheit, die mir noch vorkommen is.

Direktor Haſſenreuter

lacht, wird dann ernſt.

Ja, ſiehſt du: daran gewöhnt man ſich: was ſo hier in dieſem alten Kaſten mit ſchmutzigen Unterröcken die Treppe fegt und überhaupt ſchleicht, kriecht, ächzt, ſeufzt, ſchwitzt, ſchreit, flucht, lallt, hämmert, hobelt, ſtichelt, ſtiehlt, treppauf treppab allerhand dunkle Gewerbe treibt, was hier an lichtſcheuem Volke niſtet, Zither klimpert, Harmonika ſpielt — was hier an Not, Hunger, Elend exiſtiert und an laſterhaftem Lebenswandel geleiſtet wird, das iſt auf keine Kuhhaut zu ſchreiben. Und dein alter Direktor, last not least, rennt, ächzt, ſeufzt, ſchwitzt, ſchreit und flucht, ha ha ha, wie der Berliner ſagt, immer mitten mang mit. Ha ha ha, Mädel, mir iſt es recht dreckig gegangen.

Alice Rütterbuſch

Weißt ibrigens, wen i, wie i grad auf den Bahnhof Zoologiſcher Garten zuſteuer, troffen hab? Den alten guten Fürſt Statthalter hab i troffen. Und ſixt, unverfroren wie i amal bin, bin i zwanzig Minuten lang neben ihm hergſchwenkt und hab ihn in an langen Diskurs verwickelt und, auf Ehre, Harro, wie ich dir ſag, ſo is es buchſtäblich tatſächlich g'ſchegn. Auf'n Reitweg is plötzlich Majeſtät mit großer Suite vorübergritten. I denk, i verſink! Und hat übers ganze Geſicht gelacht und Durchlaucht ſo mit dem Finger gedroht. Aber g'freit hab i mi, das kannſt mir glauben. Aber jetzt kommt d'Hauptſach. Jetzt paß auf. — Ob i mi freun tät, hat mi Durchlaucht plötzli g'fragt, und ob i wieder nach Straßburg mecht, wann der Direkter Haſſenreuter das Theater tät wieder übernehmen. Na weißt: beinah hab i an Sprung getan!

Direktor Haſſenreuter

Er wirft ſeinen Überzieher ab und ſteht in ſeinen Orden da.

Du haſt wahrſcheinlich bemerken müſſen, daß die kleine Durchlaucht vorzüglich gefrühſtückt hat. Seſſa! Wir haben zuſammen gefrühſtückt. Wir haben ein exquiſites kleines Herrenfrühſtück beim Prinzen Ruprecht draußen in Potsdam gehabt. Ich leugne nicht, daß ſich vielleicht eine Wendung zum Guten im miſerablen Geſchicke deines Freundes vorbereitet.

Alice Rütterbuſch

Liebſter, wie a Staatsmann, wie a Geſandter, ſiehſt du ja aus.

Direktor Haſſenreuter

Ah, du kennſt dieſe Bruſt voll hoher und höchſter Orden noch nicht!? Klärchen und Egmont! Hier magſt du dich ſatt trinken! —

Neue Umarmung.

Carpe diem! genieße den Tag! Sekt, kleine Naive, ſteht allerdings auf dem jetzigen Repertoire deines alten Direktors, Erweckers und Freundes nicht! — (Er öffnet eine Truhe und entnimmt ihr eine Flaſche Wein.) — Aber dieſer Stiftswein iſt auch nicht von Pappe! — (Er zieht den Korken. Die Türſchelle geht.) — Was? — Pſt! — Wer hat denn die ungeheure Dreiſtigkeit, am Sonntag nachmittag hier anzuklingeln? — (Es klingelt ſtärker.) — Kleine, zieh dich doch mal in die Bibliothek zurück. — (Alice eilt in die Bibliothek ab. Es klingelt wieder.) — Donnerwetter noch mal, der Kerl iſt ja irrſinnig. — (Er eilt nach der Tür.) — Gedulden Sie ſich oder ſcheren Sie ſich! — (Man hört ihn die Tür öffnen.) — Wer? Wie? „Ich bin's, Fräulein Walburga?" Was? Fräulein Walburga bin ich nicht. Ich bin nicht die Tochter! Ich bin der Vater! Ach, Sie ſind's, Herr Spitta! Gehorſamer Diener, ich bin der Vater! Ich bin der Vater! Was wünſchen Sie denn?

Im Gange erſcheint wiederum der Direktor, geleitet von Erich Spitta, einem einundzwanzigjährigen jungen Menſchen, der Brille und Zwicker trägt und übrigens ſcharfe und nicht unbedeutende Züge hat. Spitta gilt als Kandidat der Theologie und iſt entſprechend gekleidet. Er hält ſich nicht gerade, und ſeiner Körperentwicklung iſt die Studierſtube und mangelhafte Ernährung anzumerken.

Direktor Haſſenreuter

Wollten Sie meiner Tochter Walburga hier auf dem Speicher Privatſtunde geben?

Spitta

Ich fuhr im Pferdebahnwagen vorüber und glaubte wirklich, ich hätte Fräulein Walburga unten durch das Portal in's Haus eilen ſehen.

Direktor Haſſenreuter

Gar keine Ahnung, mein lieber Spitta. Meine Tochter Walburga iſt augenblicklich mit ihrer Mutter in der engliſchen Kirche, ich glaube, zu einem liturgiſchen Gottesdienſt.

Spitta

Dann verzeihen Sie vielmals, wenn ich geſtört habe. Ich nahm mir die Freiheit, heraufzukommen, weil ich mir ſagte: eine Begleitung in dieſer Gegend, vielleicht auf dem Rückwege nach dem Weſten, wäre Fräulein Walburga am Ende nicht unangenehm.

Direktor Haſſenreuter

Wohl, wohl, aber ſie iſt nicht hier, beſter Spitta. Ich bedauere ſehr. Ich ſelber bin nur zufällig hier: der Poſt wegen! und ich habe auch leider andere dringende Sachen vor. — Wünſchen Sie ſonſt was, mein guter Spitta?

Spitta putzt ſeinen Kneifer und gibt Zeichen von Verlegenheit.

Spitta

Man gewöhnt ſich nicht gleich an die Dunkelheit.

Direktor Haſſenreuter

Sie benötigen vielleicht Ihr Stundengeld. Schade: ich habe leider die Gewohnheit, nur mit einem Notpfennig in der Weſtentaſche auf die Straße zu gehn. Ich muß Sie ſchon bitten, ſich zu gedulden, bis ich wieder in meiner Wohnung bin.

Spitta

Hat durchaus keine Eile, Herr Direktor.

Direktor Haſſenreuter

Ja, das ſagen Sie ſo: aber ich bin ein gehetztes Wild, guter Spitta ...

Spitta

Und doch möchte ich, da ich dieſes Zuſammentreffen wirklich als eine Art höherer Fügung anſehen muß, um eine Minute Ihrer koſtbaren Zeit bitten. Dürfte ich, kurz, eine Frage tun?

Direktor Haſſenreuter

mit den Augen auf der Uhr, die er gezogen hat.

Genau eine Minute. Die Uhr in der Hand, beſter Spitta.

Spitta

Frage und Antwort wird, denk' ich, kaum von ſo langer Dauer ſein.

Direktor Haſſenreuter

Alſo los!

Spitta

Habe ich wohl Talent zum Schauſpieler?

Direktor Haſſenreuter

Um Gottes willen, Menſch, ſind Sie denn irrſinnig? — Verzeihen Sie, beſter Herr Kandidat, wenn ich in einem ſolchen Fall bis zur Unhöflichkeit außer dem Häuschen bin. Es heißt zwar natura non facit saltus, aber Sie haben da einen unnatürlichen Sprung gemacht. Da muß ich mal erſt zu Atem kommen. Und nun Schluß davon! Denn glauben Sie mir, wenn wir beide jetzt über dieſe Frage zu diskutieren anfangen, ſo würden wir in drei bis vier Wochen, ſagen wir Jahren, darüber noch nicht zum Schluß gekommen ſein.

Sie ſind doch Theologe, mein Beſter, und ſtammen aus einem Paſtorhaus: wie kommen Sie denn auf ſolche Gedanken? wo Sie doch Konnexionen haben und Ihnen die Wege zu einer behaglichen Exiſtenz geebnet ſind.

Spitta

Ja, das iſt eine lange innere Geſchichte, eine lange Geſchichte ſchwerer innerer Kämpfe, Herr Direktor, die allerdings bis zu dieſer Stunde nur mir bekannt und alſo abſolutes Geheimnis geweſen ſind. Da hat mich das Glück in Ihr Haus geführt und von dieſem Augenblick an fühlte ich, wie ich dem wahren Ziel meines Lebens näher und näher kam.

Direktor Haſſenreuter
mit peinlicher Ungeduld.

Das ehrt mich. Das ehrt mich und meine Familie! — (Er legt ihm die Hände auf die Schulter.) — Dennoch muß ich Ihnen jetzt die ganz inſtändige Bitte vortragen, von der Erörterung dieſer Angelegenheit im Augenblicke abzuſehen. Meine Geſchäfte ſind unaufſchieblich.

Spitta

Dann möchte ich nur noch ſo viel hinzuſetzen, damit Sie wiſſen, daß ich abſolut feſt entſchloſſen bin.

Direktor Haſſenreuter

Aber mein lieber Herr Kandidat: wer hat Ihnen denn dieſe Raupen in den Kopf geſetzt? Ich habe mich über Sie gefreut. Habe Sie ſchon im Geiſt Ihres friedlichen Pfarrhauſes wegen beneidet. Gewiſſen literariſchen Ambitionen, die einem hier in der Großſtadt anfliegen, habe ich keinen Wert beigelegt. Das iſt nur ſo nebenbei und verliert ſich zweifellos wieder bei ihm, dachte ich mir! — Menſch, und nun wollen Sie Komödiant werden? Kurz: Gnade Gott, wenn ich Ihr Vater wär! Ich würde Sie bei Waſſer und Brot einſperren und Sie nicht eher herauslaſſen, als bis Ihnen jede Erinnerung an dieſe Torheit entſchwunden wäre. Dixi! und nun adieu, guter Spitta.

Spitta

Einſperren oder irgendeine andere Gewaltmaßregel würde bei mir durchaus nichts helfen, fürcht ich.

Direktor Haſſenreuter

Aber Menſch: Sie wollen Schauſpieler werden? Mit Ihrer ſchiefen Haltung, mit Ihrer Brille und vor allem mit Ihrem heiſeren und ſcharfen Organ geht das doch nicht.

Spitta

Wenn es im Leben ſolche Käuze gibt, wie ich, warum ſoll es nicht auch auf der Bühne ſolche Käuze geben? Und ich bin der Anſicht, ein wohlklingendes Organ, womöglich verbunden mit der Schiller-Goethiſch-Weimariſchen Schule der Unnatur, iſt eher ſchädlich, als förderlich. Die Frage iſt nur: würden Sie mich, wie ich nun einmal bin, als Schüler annehmen?

Direktor Haſſenreuter

zieht haſtig ſeinen Sommerpaletot über.

Nein! denn erſtens iſt meine Schule auch nur eine Schule Schilleriſch-Goethiſch-Weimariſcher Unnatur! Zweitens könnte ich es vor Ihrem Herrn Vater nicht verantworten! Und drittens zanken wir uns ſo ſchon genug, jedesmal nach den Privatſtunden, die Sie in meinem Hauſe geben, beim Abendbrot. Das würde dann bis zur Prügelei ausarten. Und nun Spitta: ich muß auf die Pferdebahn.

Spitta

Mein Vater iſt bereits informiert. Ich habe ihm in einem zwölf Seiten langen Brief Punkt für Punkt die Geſchichte meiner inneren Wandlung eröffnet …

Direktor Haſſenreuter

Sicherlich wird der alte Herr äußerſt davon geſchmeichelt ſein! Menſch und nun kommen Sie mit mir, ich werde ſonſt wahnſinnig.

Der Direktor zieht Spitta gewaltſam mit ſich fort und hinaus. Man hört die Tür ins Schloß fallen.

Es wird ſtill bis auf das ununterbrochene Rauſchen Berlins, das nun lauter hervortritt. Nun wird die Bodenklappe geöffnet und Walburga Haſſenreuter ſteigt in wahnſinniger Haſt, gefolgt von Frau John, die Treppe herunter.

Frau John

flüſternd, heftig.

Wat is denn? Et is doch jar niſcht jeſchehn.

Walburga

Frau John, ich ſchreie! Ich muß gleich losſchreien! — Um Gottes willen, ich kann gar nicht an mich halten, Frau John.

Frau John

Taſchentuch mang die Zähne, Mächen! — Et is ja jar niſcht! Wat haſte dir denn?

Walburga

zähneklappernd, ihr Röcheln gewaltſam bezwingend.

Ich bin ja des Todes ... ich bin ja des Todes erſchrocken, Frau John!

Frau John

Wenn ick man wißte, for wat du erſchrocken biſt?

Walburga

Haben Sie nicht dieſen ſchrecklichen Menſchen geſehn?

Frau John

Wat is denn da ſchrecklich? Det is doch mein Bruder! wo mich manchmal bei Papans ſeine Sachen ausloppen helfen dut.

Walburga

Und das Mädchen, was mit dem Rücken am Schornſtein ſitzt und wimmert.

Frau John

Det is deine Mutter nich anders jejangen, eh det du zur Welt jekommen biſt.

Walburga

Ich bin hin. Ich bin tot, wenn Papa wiederkommt.

Frau John

Na denn ſieh, det de fortkommſt, und fackel nich lange.

Frau John begleitet die entſetzte Walburga den Gang hinunter und läßt ſie hinaus. Dann kommt ſie wieder.

Frau John

Det Mächen weeß, Jott ſei Dank, von hellichten Dache niſcht.

Sie nimmt die entkorkte Weinflaſche, gießt einen der Römer voll und nimmt ihn mit auf den Boden, wo ſie verſchwindet. Kaum iſt das Zimmer leer, ſo erſcheint der Direktor wieder.

Direktor Haſſenreuter

noch an der Tür, ſingend.

„Komm herab, o Madonna Thereſa!“ — (Er ruft.) — Alice! — (Noch immer an der Tür.) — Komm mal! Hilf mir mal die eiſerne Stange mit dem doppelten Schloß vor die Tür legen. — Alice! — (Er kommt nach vorn.) — Wer jetzt noch unſere Sonntagsruhe zu ſtören wagt: anathema sit! — Heda! Kobold! Wo ſteckſt du, Alice? — (Er wird auf die Weinflaſche aufmerkſam und hebt ſie in die Höhe.) — Was? — Halb leer? — Schlingel! — (Man hört eine hübſche weibliche Singſtimme hinter der Bibliothekstür ſich in Koloraturen ergehen.) — Ha ha ha ha! Himmel! ſie hat ſich ſchon einen Schwips angetrunken.

Zweiter Akt

Die Wohnung der Frau John im zweiten Stock des gleichen Hauſes, in deſſen Dachgeſchoß der Fundus des Direktors Haſſenreuter untergebracht iſt: ein weitläufiges, ziemlich hohes, graugetünchtes Zimmer, das ſeine frühere Beſtimmung als Kaſernenraum verrät. Die Hinterwand enthält eine zweiflügelige Tür nach dem Flur. Über ihr iſt eine Schelle angebracht, die von außen an einem Draht gezogen werden kann. Rechts von der Tür beginnt eine etwas mehr als mannshohe Tapetenwand, die geradlinig nach vorn geht, hier einen rechten Winkel macht und wiederum geradlinig mit der rechten Seitenwand verbunden iſt. So iſt eine Art von Verſchlag abgeteilt, über den einige Schrankgeſimſe hervorragen, und der das Schlafzimmer der Familie iſt.

Tritt man durch die Flurtüre ein, ſo hat man zur Linken ein Sofa, überzogen mit Wachsleinwand. Es iſt mit der Rücklehne an die Tapetenwand geſchoben. Dieſe iſt über dem Sofa mit kleinen Familienbildchen geſchmückt: Maurerpolier John als Soldat, John und Frau als Brautpaar uſw. Vor dem Sofa ſteht ein ovaler Tiſch, mit einer verblichenen Baumwolldecke. Man muß von der Tür aus an Tiſch und Sofa vorübergehen, um den Zugang zum Schlafraum zu erreichen. Dieſer iſt mit dem Sofa an einer Wand und mit einem Vorhang aus buntem Kattun verſchloſſen.

An der nach vorn gekehrten Schmalwand des Verſchlages ſteht ein freundlich ausgeſtatteter Küchenſchrank. Rechts davon, an der wirklichen Wand, der Herd. Wie denn der hier verfügbare kleine Raum vornehmlich zu Küchen- und Wirtſchaftszwecken dienen muß.

Ein etwa auf dem Sofa Sitzender blickt gerade gegen die linke Zimmerwand und zu den beiden großen Fenſtern hinaus. Am vorderen Fenſter iſt ein ſaubergehobeltes Brett als eine Art Arbeitstiſch angebracht. Hier liegen zuſammengerollte Kartons (Baupläne), Pauſen, Zollſtock, Zirkel, Winkelmaß uſw. Am hinteren Fenſter ein Fenſtertritt, darauf ein Stuhl und ein Tiſchchen mit Gläſern. Die Fenſter haben keine Gardinen, ſind aber einige Fuß hoch mit buntem Kattun beſpannt.

Das ganze Gelaß, deſſen dürftige Einrichtung ein alter Lehnſtuhl aus Rohr und eine Anzahl von Holzſtühlen vervollſtändigt, macht übrigens einen ſauberen und gepflegten Eindruck, wie man es bei kinderloſen Ehepaaren des öfteren trifft.

Es iſt gegen fünf Uhr am Nachmittag, Ende Mai. Die warme Sonne ſcheint durch die Fenſter.

Maurerpolier John, ein vierzigjähriger, bärtiger, gutmütig ausſehender Mann, ſteht behaglich am vorderen Fenſtertiſch und macht ſich Notizen aus den Bauplänen.

Frau John ſitzt mit einer Näharbeit auf dem Fenſtertritt des anderen Fenſters. Sie iſt ſehr bleich, hat etwas Weiches und Leidendes an ſich, zugleich aber einen Ausdruck tiefer Zufriedenheit, der nur zuweilen von einem flüchtigen Blick der Unruhe und der lauernden Angſt unterbrochen wird. An ihrer Seite ſteht ein Kinderwagen (ſauber, neu und nett), darin ein Säugling gebettet iſt.

John
beſcheiden.

Mutter, wie wär det, wenn ick det Fenſter 'n Ritzen ufmachen däte und ick machte mir dann 'n bißken de Pipe an?

Frau John

Mußte denn rauchen? ſonſt laß et man lieber.

John

I, ick muß ja nich, Mutter! Ick mechte bloß jern!

Aber laß man! 'N Priem, Mutter, tut et am Ende in ſelbijenjleichen och.

Er präpariert ſich mit behaglicher Umſtändlichkeit einen neuen Priem.

Frau John

nach einigem Stillſchweigen.

Wat? Du mußt noch ma hin uft Standesamt?

John

Det hat er jeſacht, det ick noch ma hin müßte und janz jenau anjeben ... det ick det müßte janz jenau anjeben Ort und Stunde, wo det Kindchen jeboren is.

Frau John

Nadel am Mund.

Warum haſte denn det nich anjejeben?

John

Weeß ick et denn? Ick weeß et doch nich.

Frau John

Det weeßte nich?

John

Bin ick dabei jeweſen?

Frau John

Na, wenn de mir hier in meine Berliner Wohnung ſitzen läßt und lichſt det janze jeſchlagene Jahr in Altona, kommſt hechſtens ma monatlich mir beſuchen:

wat wiſte denn wiſſen, wat in deine Behauſung vorjehn dut.

John

Wo ſoll ick nich jehn, wo der Meeſter de mehrſchte Arbeet hat? Ick jeh dorthin, wo ick ſchen verdiene.

Frau John

Ick ha et dir doch in Briefe jeſchrieben, det unſer Jungeken hier in de Wohnung jeboren is.

John

Det weeß ick. Det hab ick ihm och jeſacht! Det is doch janz natierlich, hab ick jeſacht, det et in meine Wohnung jeboren is. Da hat er jeſacht: det is jar nich natierlich! Na denn, ſach ick, mag et meinswegen uf'n Oberboden bei de Ratten und Mäuſe jeweſen ſind! So kreppte ick mir, weil er doch ſachte, det et womeglich jar nich ſollte in meine eijene Wohnung ſind jeweſen. Denn ſchrie er: wat ſind det for Redensarten! Wat? ſag ick: ick bin for Lohn un Brot! for Redensarten Herr Standesbeamter bin ick nich! Un nu ſollte ick Tag und Stunde anjeben ...

Frau John

Ick hab et dir doch ſojar jenau uf'n Zettel jeſchrieben, Paul.

John

Wenn eener jekreppt is, denn is er verjeßlich. Ick jloobe, wenn er mir hätte jefracht: ſind Sie Paul John, der Mauerpolier? ick hätte jeantwort: ick weeß et nich. Na, nu war ick doch 'n bißken verjnügt jeweſen un hatte mit Fritzen eenen jekippt! denn war noch Schubert und Schindlerkarl zujekomm! denn hieß et: ick muß nun 'ne Lage jeben, weil ick doch Vater jeworden bin! — Na! un die Brieder wollten mir och nich loslaſſen un warteten unten an de Tür von't Standesamt. Un nu dachte ick, det ſe unten ſtehen! und wo er mir frachte an welchen Dache det meine Frau entbunden is, denn wußte ick niſcht un mußte laut loslachen.

Frau John

Häſte man nachher jetrunken, Paul, un häſte vorher beſorcht, wat netig is.

John

Det ſachſte ſo? Aber wenn du uf deine ollen Dache noch ſo 'ne Zicken machſt! denn wa ick verjnügt! denn freut ick mir, Mutter.

Frau John

Nu jehſte und ſachſt bein Standesamt, det dein Kindeken an fünfundzwanzigſten Mai von deine Ehefrau in deine Wohnung jeboren is.

John

War et denn nich an ſechsundzwanzigſten? Ick ha nämlich ſchlankweg dem ſechsundzwanzigſten Mai jeſacht! denn hieß et, weil er doch merkte, det ick an Ende nich ſo janz ſicher war: ſtimmt's denn is jut! ſonſt komm Se wieder.

Frau John

I, denn laß et man wie et is.

Die Tür wird geöffnet und Selma Knobbe ſchiebt einen elenden Kinderwagen herein, der im traurigſten Gegenſatz zu dem der Frau John ſteht, darin liegt, in jämmerlichſten Lumpen, ebenfalls ein Säugling.

Frau John

Nee nee Selma, mit det kranke Kind bei uns in de Stube rieber, det jing woll vordem, nu jeht det nich.

Selma

Et keucht ſo ville mit ſein Huſten. Drieben bei uns wird zu ville jeroocht, Frau John.

Frau John

Ick ha dir jeſacht, Selma, du kannſt immer komm, ma Milch un ma Brot holen. Aber wo hier mein Adelbertchen womechlich mit Auszehrung oder derjleichen anfliejen dut, laß du det arme Wurm drieben bei ſeine feine Mama drieben.

Selma

weinerlich.

Mutter is jeſtern und heut nich zu Hauſe jekomm. Ick kann nachts nich ſchlafen mit det Kind. Helfjottchen quarrt de janze Nacht iber. Ick muß doch ma ſchlafen. Ick ſpring zum Fenſter 'raus, oder ick laß Helfjottchen mitten uf de Straße und nehme Reißaus, det mir keen Poliziſt nich mehr finden kann.

John

betrachtet das fremde Kind.

Sieht beſe aus! Mutter nimm dich ma mit det Häufchen Unglick 'n bißken an.

Frau John

reſolut, drängt Selma mit dem Kinderwagen hinaus.

Marſch, fort aus der Stube. Det jeht nich, Paul. Wer Eegnet hat, kann ſich mit Fremde nich abjeben. Soll de Knobben ſehn, wo ſe bleiben dut. Wat anders is Selma! Du kannſt immer rieber komm. Du kannſt dir hier och hernach 'n bißken uf's Ohr lechen.

Selma mit dem Kinderwagen ab. Frau John verſchließt die Tür hinter ihr.

John

Haſt dir doch frieher mit die Knobbeſchen Rotznäſen immer bekümmert!

Frau John

Det vaſtehſte nich. Det ſich Adelbertchen wemechlich mit ſchlimme Ochen un Krämpfe von een andret anſtecken dut.

John

Det mag ſind. Bloß nenn ihm nich Adelbertchen, Mutter. Det dut nich jut, 'n Kind 'n ſelbichten Namen zu jeben, wie een andret, det mit acht Dache, unjedoft, mit Dot abjejang'n is. Det laß man! davon ha' ick Manſchetten, Mutter.

Es wird an die Tür geklopft. John will öffnen.

Frau John

Wat denn?

John

Ne, Jette, 't will eener rin.

Frau John

dreht haſtig den Schlüſſel herum.

Ick wer' mir woll, wo ick marode bin, von alle Welt ieberlofen laſſen. — (Sie horcht und ruft dann): — Ick kann nich ufmachen: wat wollen Se denn?

Eine Frauenſtimme

aber tief und männlich.

Ich bin Frau Direktor Haſſenreuter.

Frau John

überraſcht.

Ach Jott nee! — (Sie öffnet die Tür.) — Nehm Se 't nich iebel, Frau Direkter! Ick ha ja nich ma jewußt, wer 't is.

Frau Direktor Haſſenreuter iſt nun, gefolgt von Walburga, eingetreten. Sie iſt eine koloſſale, aſthmatiſche Dame, älter als fünfzig. Walburga iſt ein wenig unſcheinbarer gekleidet als im erſten Akt. Sie trägt ein ziemlich umfangreiches Paket.

Frau Direktor Haſſenreuter

Guten Tag, Frau John! Ich wollte doch nun — obgleich mir das Treppenſteigen ſchwer wird ... wollte doch nun mal ſehen, wie's nach dem frohen Ereignis ... ja ... Ereignis mit Ihnen beſchaffen iſt.

Frau John

Et jeht mir, Jott ſei Dank, wieder ſo hallweche, Frau Direkter.

Frau Direktor Haſſenreuter

— Das iſt doch wahrſcheinlich Ihr Mann, Frau John? Das muß man ſagen ... muß man ſagen — daß Ihre liebe Frau — ſich in der langen Wartezeit niemals beklagt und immer ... immer fröhlich und guter Dinge — ihre Arbeit oben bei meinem Mann im Theatermagazin verrichtet hat.

John

Det is och. Se hat ihr mächtig jefreit, Frau Direkter.

Frau Direktor Haſſenreuter

Nun, da wird man wohl auch ... da wird Ihre Frau wohl die Freude haben — Sie öfters ... öfters als wie bisher — zu Hauſe zu ſehn.

Frau John

Ick ha'n juten Mann, Frau Direkter, wo ſorjen dut und ſolide is. Und deshalb, weil Paul auswärts uf Arbeet jeht, denn hat er mir längſt nich ſitzen laſſen. Aber for ſo 'n Mann, wo 'n Bruder ſchon 'n Jungen von zwölf in de Unteroffiziersſchule hat ... det is och keen Leben, ohne Kinder! denn kricht er Jedanken! denn macht er in Hamburg ſchenet Jeld! denn is alle Dache Jelejenheet, un denn will er fort nach Amerika auswandern.

John

I, Jette, det war ja man bloß ſo 'n Jedanke.

Frau John

Sehn Se, det is mit uns kleene Leite ... det is 'n ſauer verdientes Durchkommen, wo unſereens hat, aber jedennoch ... — (Sie fährt John ſchnell mit der Hand durchs Haar.) — Wenn och eener mehr is un Sorchen mehr ſin — ſehn Se, det Waſſer läuft ihm de Backen runter! — denn freut er ſich.

John

Det is, wir haben ſchon vor drei Jahre 'n Jungchen jehabt, und det is mit acht Dache einjejang.

Frau Direktor Haſſenreuter

Das hat mir mein Mann ... mein Mann bereits ... hat mir mein Mann bereits geſagt — wie ſehr Sie ſich —

um den Sohn gegrämt haben. Sie wiſſen ja ... wiſſen ja, wie mein braver Mann — Aug' und Herz ... Herz und Auge für alles hat. Und wenn es ſich gar ... gar um Leute handelt — die um ihn ſind und ihm Dienſte leiſten — da iſt alles Gute ... und Schlimme ... alles Gute und Schlimme ... was ihnen zuſtößt ... zuſtößt, ſo, als wär' es ihm ſelbſt paſſiert.

Frau John

klopft John auf die Schulter.

Jck ſeh ihm noch, wie er mit det kleene Kinderſärgiken uf beede Knie dazumal in Kinderleichenwachen jeſeſſen hat. Det durfte d'r Dotenjräber nich anrihren.

John

wiſcht ſich Waſſer aus den Augen.

Det war och ſo. Det jing och nich.

Frau Direktor Haſſenreuter

Denken Sie ... denken Sie, heute mittag bei Tiſch — mußten wir ... mußten wir plötzlich Wein trinken. Wein! wo Leitungswaſſer in den letzten Jahren ... Karaffen mit Leitungswaſſer — unſer einziges ... einziges Getränk bei Tiſche iſt. Liebe Kinder, ſagte mein Mann. — Er iſt, wie Sie wiſſen, elf oder zwölf Tage in den Elſaß verreiſt geweſen! ... Alſo ich trinke, ſagte mein Mann, auf meine gute, brave Frau John, weil ... rief er mit ſeiner ſchönen Stimme! ... weil ſie ein ſichtbares Zeichen dafür iſt, daß unſerem Herrgott ... Herrgott der Schrei eines Mutterherzens nicht gleichgültig iſt. — Und da haben wir auf Sie angeſtoßen! — So! — Und nun bringe ich ... bringe ich Ihnen hier im ganz beſonderen ... ganz beſonderen Auftrage meines Mannes einen ſogenannten Soxhlet-Kinder-Milchapparat. — Walburga, du magſt den Keſſel mal auspacken.

Direktor Haſſenreuter tritt ohne Umſtände durch die nur angelehnte Flurtür herein. Er trägt Zylinder, Sommerpaletot, Handſchuhe, ſpaniſches Rohr mit Silbergriff, im ganzen die etwas abgeſchabte Garnitur des Wochentags. Er ſpricht haſtig und faſt ohne Pauſen.

Direktor Haſſenreuter

ſich den Schweiß von der Stirn wiſchend.

Heiß! Berlin macht heiß, meine Herrſchaften! In Petersburg iſt die Cholera! Sie haben meinen Schülern Spitta und Käferſtein gegenüber geklagt, daß Ihr Kindchen nicht zunehmen will, Frau John. Eigentlich iſt es ja ein Verfallsſymptom unſerer Zeit, daß die meiſten Mütter ihre Kinder ſelber zu nähren nicht mehr fähig oder nicht willens ſind. Sie haben ſchon einmal einen Jungen am Brechdurchfall eingebüßt, Mutter John. Hilft alles nichts: wir müſſen hier deutſch reden! Damit Sie nun diesmal nicht wieder Pech haben und nicht etwa gar in die Scheren von allerlei alten Baſen fallen, deren gute Ratſchläge meiſtens für Säuglinge tödlich ſind, hat Ihnen meine Frau auf meine Veranlaſſung dieſen Milchkochapparat mitgebracht. Ich habe damit meine ganze kleine Geſellſchaft, auch die Walburga, großgezogen ... Sapriſti! da ſieht man ja auch mal wieder den Herrn John! Bravo! der Kaiſer braucht Soldaten! und Sie hatten einen Stammhalter nötig, Herr John! Gratuliere Ihnen von ganzem Herzen.

Er ſchüttelt John kräftig die Hand.

Frau Direktor Haſſenreuter

am Kinderwagen.

Wieviel ... wieviel hat es gewogen bei der Geburt?

Frau John

Et hat jenau acht Pfund und zehn Jramm jewogen.

Direktor Haſſenreuter

jovial, laut und lärmig.

Ha ha ha, ſtrammes Produkt! Acht Pfund zehn Gramm friſches deutſchnationales Menſchenfleiſch.

Frau Direktor Haſſenreuter

Die Augen! das Näschen! der ganze Vater! — Das Kerlchen iſt Ihnen wirklich ... wirklich wie aus dem Geſicht geſchnitten, Herr John.

Direktor Haſſenreuter

Sie werden den Bengel doch hoffentlich in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche aufnehmen laſſen.

Frau John

glücklich und gewichtig.

Det wird richtig in de Parochialkirche, richtig am Taufſtein, richtig von Jeiſtlichen wird et jetauft.

Direktor Haſſenreuter

Seſſa! Und welche ſind ſeine Taufnamen?

Frau John

Det hat natierlich, wie Männer nu eemal ſind, 'n langet Jerede abjeſetzt. Ick dachte „Bruno"! Det will er nich.

Direktor Haſſenreuter

Aber Bruno iſt doch kein übler Name.

John

Det mag immer ſind, det Bruno weiter keen iebler Name is. Da will ick mir weiter drieber nich ausdricken.

Frau John

Wat ſachſte nich, det ick 'n Bruder habe, wo Bruno heeſt und wo zwölf Jahre jinger is: und jeht manchmal 'n bißken uf leichte Weche. Det is bloß de Verführung! Der Junge is jut! Det jloobſte nich!

John

bekommt einen roten Kopf.

Jette ... Du weeßt, wat det mit Brunon for 'n Kreuz jeweſen is! — Wat wiſte?! Soll unſer Jungeken ſo 'n Patron krichen? — Et is 'n Patron! Aber eener, ick kann et nich ändern ... eener, wo unter polizeiliche Ufſicht is.

Direktor Haſſenreuter

lachend.

Um's Himmels willen, dann ſuchen Sie ihm einen anderen Patron!

John

Jott ſoll mir bewahren ... ick ha mir bei Brunon anjenommen, in de Maſchinſchloſſerei Stellung verſchafft, niſcht davon jehat, als Arjer un Schande! Jott ſoll bewahren, det er womeglich kommt un mein Jungeken anfaſſen dut! — (Er krampft die Fauſt.) — denn Jette ... denn kennt ick nich for mir jut ſachen.

Frau John

Immerzu doch, Paul. Bruno kommt ja nich! — So viel kann ick dir aber jewißlich ſachen, det mein Bruder mich in die ſchweren Stunden redlich beiſeite jeweſen is.

John

Warum haſte mir nich laſſen kommen, Jette?

Frau John

So 'n Mann, wo Angſt hat, mocht ick nich.

Direktor Haſſenreuter

Sind Sie nicht Bismarckverehrer, John?

John

kratzt ſich hinter den Ohren.

Det kann ick nu ſo jenau nich ſachen: aber, wat meine Jenoſſen in't Mauerjewerbe ſind, die ſind et nich.

Direktor Haſſenreuter

Dann habt Ihr kein deutſches Herz im Leibe! Ich habe meinen älteſten Sohn, der bei der Kaiſerlichen Marine iſt, Otto genannt! Und glauben Sie mir, — (er weiſt auf das Kindchen) — dieſe neue künftige Generation wird wiſſen, was ſie dem Schmiede der deutſchen Einheit, dem gewaltigen Heros, ſchuldig iſt. — (Er nimmt den Blechkeſſel des Milchapparates, den Walburga ausgepackt hat, in die Hände und hebt ihn hoch.) — Alſo, die ganze Geſchichte mit dieſem Milchapparat iſt kinderleicht: das ganze Geſtell mit ſämtlichen Flaſchen — jede Flaſche zunächſt ein Drittel mit Milch und zwei Drittel mit Waſſer gefüllt! — wird in dieſen Keſſel mit kochendem Waſſer geſtellt. Auf dieſe Weiſe, wenn man das Waſſer im Keſſel anderthalb Stunde lang auf dem Siedegrade hält, wird der Inhalt der Flaſchen keimfrei gemacht: die Chemiker nennen das ſteriliſieren.

John

Jette, bei de Frau Mauermeeſter ihre Milch, womit ſie die Zwillinge ufziehen dut, wird et och ſterililililililiſiert.

Die Schüler des Direktors Haſſenreuter, Käferſtein und Dr. Kegel, zwei junge Leute im Alter zwiſchen zwanzig und fünfundzwanzig, haben angeklopft und die Tür geöffnet.

Direktor Haſſenreuter

der ſeine Schüler bemerkt hat.

Geduld, meine Herren, ich komme gleich. Ich arbeite hier einſtweilen noch im Fache der Säuglingsernährung und Kinderfürſorge.

Käferſtein

ausgeſprochener Kopf, große Naſe, bleich, ernſter Geſichtsausdruck, bartlos, ein immer ſchalkhafter Zug um den Mund. Mit Grabesſtimme, weich, zurückhaltend.

Wir ſind nämlich die drei Könige aus dem Morgenlande.

Direktor Haſſenreuter

der noch immer den Milchkochapparat hoch in den Händen hält.

Was ſind Sie?

Käferſtein

wie vorher.

Wir wollen das Kindelein grüßen.

Direktor Haſſenreuter

Ha ha ha ha! Wenn Sie ſchon Könige aus dem Morgenlande ſind, meine Herren, dann fehlt doch, ſoweit ich ſehn kann, der dritte.

Käferſtein

Der dritte iſt unſer neuer Mitſchüler auf dem Felde dramaturgiſcher Tätigkeit, Kandidat der Theologie Erich Spitta, der durch einen geſellſchaftspſychologiſchen Zwiſchenfall einſtweilen noch Ecke Blumen- und Wallnertheaterſtraße feſtgehalten iſt.

Dr. Kegel

Wir machten uns eiligſt aus dem Staube.

Direktor Haſſenreuter

Sehen Sie, es ſteht ein Stern über Ihrem Hauſe, Frau John! — Aber ſagen Sie mal, hat ſich etwa unſer braver Kurpfuſcher Spitta wieder mal öffentlich an die Heilung ſogenannter ſozialer Schäden gemacht? Ha ha ha ha! Semper idem! das iſt ja ein wahres Kreuz mit dem Menſchen.

Käferſtein

Es war ein Auflauf, und da hat er wohl, wie es ſcheint, in der Volksmenge eine Freundin wieder erkannt.

Direktor Haſſenreuter

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach würde der junge Spitta viel beſſer zum Sanitätsgehilfen oder zum Heilsarmeeoffizier geeignet ſein. Aber ſo iſt es: der Menſch wird Schauſpieler.

Frau Direktor Haſſenreuter

Der Lehrer der Kinder, Herr Spitta, wird Schauſpieler?

Direktor Haſſenreuter

Wenn du erlaubſt, Mama, hat er mir die Eröffnung gemacht. — Aber nun, wenn Sie Weihrauch und Myrrhen bringen, packen Sie aus, lieber Käferſtein. Sie ſehen, Ihr Direktor iſt vielſeitig. Bald verhelfe ich meinen Schülern, die ihr nach dem Inhalt der Brüſte der Muſen durſtig ſeid, zu geiſtiger Nahrung, nutrimentum spiritus! bald . . .

Käferſtein

klappert mit einer Sparkaſſe.

Nun, ich ſtelle alſo das Ding, es iſt eine feuerſichere Sparkaſſe, hier neben die Equipage des jungen Herrn Maurerpolier, mit dem Wunſche, daß er es mindeſtens mal bis zum Regierungsbaumeiſter bringen möge.

John

hat Schnapsgläschen auf den Tiſch geſtellt, nimmt und entkorkt eine unangebrochene Likörflaſche.

Na, nu muß ick det Danziger Joldwaſſer ufmachen.

Direktor Haſſenreuter

Wer da hat, Sie ſehen, dem wird gegeben, Frau John.

John

während er eingießt.

Det is nich jeſacht, det for Mauerpolier John ſein Kind nich jeſorcht wäre, meine Herrn! Aber ick rechen et mir an, meine Herrn. — (*Frau Direktor und Walburga ausgenommen, ergreifen alle die Gläſer.*) — Wohlſein! — Mutter, nu komm, wir wolln och ma anſtoßen.

Es geſchieht, ſie trinken.

Direktor Haſſenreuter

im Ton der Rüge.

Mama, du mußt ſelbſtverſtändlich mittrinken.

John

nachdem er getrunken hat, aufgeräumt.

Ick jeh nu och nich mehr nach Hamburg hin. D'r Meeſter mag ma 'n andern hinſchicken. Ick zerſle mir ſchonn mit 'n Meeſter deswechen drei Dache rum. Ick muß mir nu wieder jleich mein Hut nehmen, hat mir wieder ma jejen ſechs uf's Büro beſtellt! Wenn er nich will, denn laßt er't bleiben: det jeht nich, det 'n Familienvater immer un ewich wech von ſeine Familie is. Ick ha 'n Kollegen . . . et koſt mir een Wort, da wer' ick, wo ſe de Fundamente lechen, bei't neue Reichstagsjebäude einjeſtellt. Zwölf Jahre bin ick bei meinen Meeſter! Et kann ja och ma wo anders ſind.

Direktor Haſſenreuter

klopft John ebenfalls auf die Schulter.

Seſſa! ganz Ihrer Anſicht, Herr Maurerpolier. Unſer Familienleben iſt eine Sache, die man uns mit Geld und guten Worten nicht abkaufen kann.

Kandidat Erich Spitta tritt ein. Sein Hut iſt beſchmutzt, ſein Anzug trägt Schmutzflecken. Er iſt ohne Schlips. Er ſieht bleich und erregt aus und ſäubert mit dem Taſchentuch ſeine Hände.

Spitta

Verzeihung. Könnte ich mich bei Ihnen mal eben 'n bißchen ſäubern, Frau John?

Direktor Haſſenreuter

Ha ha ha! Um Gottes willen, was haben Sie denn angebahnt, guter Spitta?

Spitta

Ich habe nur eine Dame nach Hauſe begleitet, Herr Direktor, weiter nichts.

Direktor Haſſenreuter

der an einem allgemeinen Lachausbruch ob der Worte Spittas teilgenommen hat.

Na hören Sie mal an! Und da ſetzen Sie noch hinzu: weiter nichts? Und verkünden es offen vor allen Leuten?

Spitta

verblüfft.

Wieſo nicht? Es handelte ſich um eine gutgekleidete Dame, die ich hier im Hauſe auf der Treppe ſchon öfters geſehen hatte, und die leider auf der Straße verunglückt iſt.

Direktor Haſſenreuter

Ach, was Sie ſagen: erzählen Sie mal, beſter Spitta. Augenſcheinlich hat die Dame Ihnen Flecke auf den Anzug und Schrammen auf die Hände gemacht.

Spitta

Ach nein. Das war wohl höchſtens der Janhagel. Die Dame erlitt einen Anfall. Ein Schutzmann griff ſie dabei ſo ungeſchickt, daß ſie auf den Straßendamm, und zwar dicht vor einem Paar Omnibuspferde niederfiel. Ich konnte das abſolut nicht mit anſehen, obgleich der Samariterdienſt auf der Straße im allgemeinen, wie ich zugebe, unter der Würde gutgekleideter Leute iſt.

Frau John ſchiebt den Kinderwagen hinter den Verſchlag und kommt wieder mit einem Waſchbecken voll Waſſer, das ſie auf einen Stuhl ſetzt.

Direktor Haſſenreuter

Gehörte die Dame vielleicht jener internationalen guten Geſellſchaft an, die man je nachdem nur reglementiert oder auch kaſerniert.

Spitta

Das war mir in dieſem Falle ebenſo gleichgültig, wie ich ſagen muß, Herr Direktor, wie dem Omnibusgaul, der ſeinen linken Vorderhuf geſchlagene fünf, ſechs oder acht Minuten lang, um die Frau nicht zu treten, die unter ihm lag, in der Schwebe gehalten hat. — (Spitta erhält eine Lachſalve zur Antwort.) — Sie lachen! Für mich iſt das Verhalten des Gauls nicht lächerlich. Ich konnte ganz gut verſtehen, daß einige Leute ihm Bravo zuriefen, Beifall klatſchten, andre eine Bäckerei ſtürmten und Semmeln herausholten, womit ſie ihn fütterten.

Frau John

fanatiſch.

I, hätt' er man feſte zujetreten! — (**Die Bemerkung der John läßt wieder allgemeines Gelächter aus.**) — Und ieberhaupt, wat die Knobben is: die jehört öffentlich uf 'n Schandarmenmarkt, öffentlich uf de Bank jeſchnallt und jehörig mit Riemen durchjefuchtelt! Stockhiebe det det Blut man ſo ſpritzt.

Spitta

Ich habe mir niemals eingebildet, daß das ſogenannte Mittelalter eine überwundene Sache iſt. Es iſt noch nicht lange her. Man hat eine Witwe Mayer noch im Jahre achtzehnhundertundſiebenunddreißig hier in Berlin, auf dem Hausvogteiplatz, von untenherauf geradebrecht. — (Er zieht Scherben einer Brille hervor.) — Übrigens muß ich ſofort zum Optiker.

John
zu Spitta.

Entſchuldijen Se man. Se haben die feine Dame doch hier am Flur jejenieber rinjebracht? Na ja! Det hat Mutter ja jleich jemerkt, det det keen andrer Menſch wie de Knobben jeweſen is, wo bekannt for is, det ſe Mädel mit zwölf uf de Jaſſe ſchickt, ſelber fortbleibt, trinkt und allerhand Kundſchaft hat, um Kinder nich kümmert und wo berauſcht is und ufwachen dut, allens mit Fäuſte und Schirme durchprijelt.

Direktor Haſſenreuter
ſich raffend und beſinnend.

Allons, meine Herren, wir müſſen zum Unterricht. Es fehlt uns ſchon eine Viertelſtunde. Meine Zeit iſt gemeſſen. Unſer Stundenſchluß muß leider heute ganz pünktlich ſein. Komm Mama. Auf Wiederſehn, meine Herrſchaften.

Der Direktor gibt ſeiner Frau den Arm und geht, gefolgt von Käferſtein, und Dr. Kegel ab. Auch John nimmt ſeinen Kalabreſer.

John

zu ſeiner Frau.

Adje, ick muß och zum Meeſter hin.

Auch John geht.

Spitta

Könnten Sie mir mal einen Schlips leihen?

Frau John

Jck will mal ſehn, wat ſich bei Paul in de Schublade vorfinden duht. — (Sie öffnet den Tiſchſchub und verfärbt ſich.) — Jeſus! — (Sie nimmt ein durch ein buntes Band zuſammengehaltenes Büſchelchen Kinderhaar aus der Schublade.) — Da hab ick ja 'n Büſchelſchen Haar jeſunden, wo mein Jungeken, wo mein Adelbertchen ſchon in Sarch mit Vaters Papierſchere abjeſchnitten is. — (Tiefe, kummervolle Traurigkeit zieht plötzlich über ihr Geſicht, das ſich aber ebenſo plötzlich wieder aufhellt.) — Un nu liecht et doch wieder in Kinderwagen! — (Sie geht mit eigentümlicher Fröhlichkeit, das Haarbüſchel in der Hand, den jungen Leuten vorweiſend, zur Tür des Verſchlages, wo der Kinderwagen, zwei Drittel ſichtbar, ſich befindet. Dort angelangt, hält ſie das Haarbüſchel an das Kinderköpfchen.) — Na nu kommt mal, kommt mal! — (Sie winkt mit ſeltſamer Heimlichkeit Walburga und Spitta, die auch neben ſie an den Kinderwagen treten.) — Seht mal det Häarchen und det! — ? ob det nich detſelbiche … ob det nich janz und jänzlich een und datſelbiche Häarchen is.

Spitta

Richtig! Bis auf die kleinſte Nuance, Frau John.

Frau John

Jut ſo! jut ſo! mehr wollt ick nich!

Sie, mit dem Kinde, verſchwindet hinter dem Verſchlag.

Walburga

Findeſt du nicht, Erich, daß das Betragen der John eigentümlich iſt?

Spitta

faßt Walburgas Hände und küßt ſie ſcheu und inbrünſtig.

Ich weiß nicht, weiß nicht — ... oder ich zähle heut nicht mit, weil ich alles von vornherein ſubjektiv düſter gefärbt ſehe. Haſt du den Brief bekommen?

Walburga

Jawohl. Aber ich konnte nicht herausfinden, warum du ſo lange nicht bei uns geweſen biſt.

Spitta

Verzeih, Walburga, ich konnte nicht kommen.

Walburga

Warum nicht?

Spitta

Weil ich innerlich zu zerriſſen bin.

Walburga

Du willſt Schauſpieler werden? Iſt's wahr? Du willſt umſatteln?

Spitta

Was ſchließlich noch mal aus mir wird, ſteht bei Gott! Nur niemals ein Paſtor! niemals ein Landpfarrer!

Walburga

Du, ich habe mir laſſen die Karten legen.

Spitta

Das iſt Unſinn, Walburga. Das ſollſt du nicht.

Walburga

Ich ſchwöre dir, Erich, es iſt kein Unſinn. Sie hat mir geſagt, ich hätte einen heimlichen Bräutigam, und der ſei Schauſpieler. Natürlich hab' ich ſie ausgelacht und gleich darauf ſagt Mama, du wirſt Schauſpieler.

Spitta

Tatſächlich?

Walburga

Tatſächlich! Und dann hat mir die Kartenlegerin noch geſagt, wir würden durch einen Beſuch viel Not haben.

Spitta

Mein Vater kommt nach Berlin, Walburga, und das iſt allerdings wahr, daß uns der alte Herr etwas zu ſchaffen machen wird. — Vater weiß das nicht, aber ich bin mit ihm innerlich längſt zerfallen, auch ohne dieſe Briefe, die mir hier in der Taſche brennen und mit denen er meine Beichte beantwortet hat.

Walburga

Über unſerm verunglückten Rendezvous hat wirklich ein böſer, neidiſcher, giftiger Stern geſchwebt. Wie habe ich meinen Papa bewundert! Aber ſeit jenem Sonntag werde ich aller Augenblick rot für ihn, und ſo ſehr ich mir Mühe gebe, ich kann ihm ſeitdem nicht mehr gerade und frei ins Auge ſehn.

Spitta

Haſt du mit deinem Papa auch Differenzen gehabt?

Walburga

Ach, wenn es bloß das wäre! Ich war ſtolz auf Papa! Und jetzt muß ich zittern, wenn du es wüßteſt, ob du uns überhaupt noch achten kannſt.

Spitta

Ich und verachten! Ich wüßte nicht, was mir weniger zukäme, gutes Kind. Sieh mal: ich will mit Offenheit gleich mal vorangehn. Eine ſechs Jahr ältere Schweſter von mir war Erzieherin, und zwar in einem adligen Hauſe. Da iſt etwas paſſiert . . . und als ſie im Elternhaus Zuflucht ſuchte, ſtieß mein chriſtlicher Vater ſie vor die Tür. Er dachte wohl: Jeſus hätte nicht anders gehandelt! Da iſt meine Schweſter allmählich geſunken, und nächſtens werden wir beide mal nach dem kleinen ſogenannten Selbſtmörderfriedhof bei Schildhorn gehn, wo ſie ſchließlich gelandet iſt.

Walburga

umarmt Spitta.

Armer Erich, davon haſt du ja nie ein Wort geſagt.

Spitta

Das iſt eben nun anders: ich ſpreche davon. Ich werde auch hier mit Papa davon ſprechen und wenn es darüber zum Bruche kommt. — Du wunderſt dich immer, wenn ich erregt werde, und wenn ich mich manchmal nicht halten kann, wo ich ſehe, wie irgendein armer Schlucker mit Füßen geſtoßen wird, oder wenn der Mob etwa eine arme Dirne mißhandelt. Ich habe dann manchmal Halluzinationen und glaube am hellichten Tage Geſpenſter, ja meine leibhaftige Schweſter wiederzuſehn.

Pauline Piperkarcka, ebenſo wie früher gekleidet, tritt ein. Ihr Geſichtchen erſcheint bleicher und hübſcher geworden.

Die Piperkarcka

Jun Morchen.

Frau John

hinter dem Verſchlage.

Wer iſt denn da?

Die Piperkarcka

Pauline, Frau John.

Frau John

Pauline? — Ick kenne keene Pauline.

Die Piperkarcka

Pauline Piperkarcka, Frau John.

Frau John

Wer? — Denn wachten Se man 'ne Minute, Pauline.

Walburga

Adieu, Frau John.

Frau John

erſcheint vor dem Verſchlage, ſchließt ſorgfältig den Vorhang hinter ſich.

Jawoll! Ick ha mit det Freilein wat zu verabreden. Seht ma, det ihr 'naus uf de Straße kommt.

Spitta und Walburga ſchnell ab. Frau John ſchließt die Tür hinter beiden.

Frau John

Sie ſind et, Pauline? Wat wollen Se denn?

Die Piperkarcka

Wat werde wollen? Et hat mir herjetrieben. Habe nich länger warten können. Muß ſehn, wie ſteht.

Frau John

Wat denn? Wat ſoll denn ſtehn, Pauline?

Die Piperkarcka

mit etwas ſchlechtem Gewiſſen.

Na, ob jeſund is, ob jut in Stand.

Frau John

Wat ſoll denn jeſund? wat ſoll denn in Stande ſind?

Die Piperkarcka

Dat ſollen woll wiſſen von janz alleine.

Frau John

Wat ſoll ick denn von alleene wiſſen?

Die Piperkarcka

Ob Kind auch nich zujeſtoßen is.

Frau John

Wat for'n Kind? Un wat zujeſtoßen? Reden Se deitſch! Se blubbern ja man keen eenziget richtiget deitſches Wort aus de Freſſe raus.

Die Piperkarcka

Wenn ick nur ſagen, was wahr is, Frau John.

Frau John

Na wat denn?

Die Piperkarcka

Mein Kind ...

Frau John

haut ihr eine gewaltige Backpfeife.

... Det ſache nochmal, un denn kriſte ſo lange den Schuh um de Ohren, bis et dir vorkommt, det du 'ne

Mutter von Drillinge biſt. Nu raus! Un nu laß dir nich wieder blicken!

Die Piperkarcka

will fort. Rüttelt an der Tür, die aber verſchloſſen iſt.

Hat mir jeſchlagen, zu Hilfe, zu Hilfe! Brauche mir nich jefallen zu laſſen! — (weinend) — Aufmachen! Hat mir mißhandelt, Frau John!

Frau John

vollkommen umgewandelt, umarmt Pauline, ſie ſo zurückhaltend.

Pauline, um Jottet willen, Pauline! Ick weeß nich, wat in mir jefahren hat! Sein Se man jut, ick leiſte ja Abbitte! Wat ſoll ick tun? Pauline, ſoll ick fußfällig uf de Knie, Pauline, Pauline! Abbitte tun?

Die Piperkarcka

Was haben mir ins Jeſicht jeſchlagen? Ick jehe zu Wache und zeigen an, det mir hier ins Jeſicht jeſchlagen hat. Ick zeigen an, ick gehen zu Wache.

Frau John

hält ihr Geſicht hin.

Da! hauſte mir wieder in't Jeſicht! denn is et jut! denn is et verjlichen.

Die Piperkarcka

Ick jehe zu Wache . . .

Frau John

Denn is et verjlichen. Ick ſache, Mächen, denn is et, Mächen, ſag ick, akkurat mit de Wage verjlichen! Wat wiſte nu, Mächen? Nu jeradezu.

Die Piperkarcka

Wat ſoll mich nützen, wenn Backe jeſchwollen is.

Frau John

haut ſich ſelbſt ein Backenſtreich.

Da! Meine Backe is och jeſchwollen. Mächen, hau zu, und jeniere dir nich. — Un denn komm, denn raus, watte uf 'n Herzen haſt. Ick will mittlerweile ... ick koche inzwiſchen for Sie und for mir, Freilein Pauline, 'n rechten juten Bohnenkaffee, Jott weeß et, und keene Zichorientunke.

Die Piperkarcka

weicher.

Warum ſin denn auf einmal ſo niederträchtig und jrob zu mich armes Mächen, Frau John?

Frau John

Det is et! det mecht ick alleene wiſſen! Komm Se, Pauline, ſetzen ſich. So! Scheenecken ſag ick! Setzen ſich! Scheen, det Se mich ma beſuchen komm! Wat ha ick von meine Mutter deswechen ſchon for Schmiſſe jekricht, ick bin doch aus Brickenberch jebürtig! weil ick mir manchmal ja nich jekannt habe. Die hat mehr wie eemal zu mich jeſacht: Mädel paß uf: du machſt dir ma unglücklich. Det kann och ſin, det ſe recht haben dut. Wie jeht's, Pauline, wat machen Se denn?

Die Piperkarcka

legt Scheine und Silbergeld, die Handvoll, ohne zu zählen, auf den Tiſch.

Hier is det Jeld: ick brauchen ihm nicht.

Frau John

Ick weeß doch von keenen Jelde, Pauline.

Die Piperkarcka

Oh, werden woll janz jut wiſſen von Jeld! Et hat mir jebrannt. Et war mich wie Schlange unter Kopfkiſſen . . .

Frau John

I wo denn . . .?

Die Piperkarcka

Is vorjekrochen, wo ick müde bin einjeſchlafen. Hat mir jepeinigt, hat mir umringt! hat mir jequetſcht, wo ick habe laut aufjeſchrien und meine Wirtin hat mir jefunden, wo ick faſt abjeſtorben, längelang auf Diele jelegen bin.

Frau John

Laſſen Se det man jut ſind, Pauline! — Trinken Se erſt ma 'n kleenen Schnaps! — (Sie gießt ihr Kognak ein.) — Un dann eſſen Se erſt ma 'n Happen-Pappen: mein Mann hat jeſtern Jeburtstag jehat.

Sie holt einen Streußelkuchen, von dem ſie Streifen ſchneidet.

Die Piperkarcka

I wo denn, ick mag nich eſſen, Frau John.

Frau John

Det ſtärkt, det dut jut, det muſſen Se eſſen! Aber ick muß mir doch freuen, Pauline, det Se doch wieder mit Ihre jute Natur bei Ihre Kräfte jekommen ſin.

Die Piperkarcka

Nu will ick et aber mal ſehn, Frau John.

Frau John

Wat denn, Pauline? Wat woll'n Se denn ſehn?

Die Piperkarcka

Hätt' ick laufen jekonnt, wär' ick früher jekomm. Das will jetzt ſehn, warum jekommen bin.

Frau John, deren faſt kriechende Freundlichkeiten von angſtvoll bebenden Lippen gekommen ſind, erbleicht auf eine unheilverkündende Weiſe und ſchweigt. Sie geht nach dem Küchenſchrank, reißt die Kaffeemühle heraus und ſchüttet heftig Kaffeebohnen hinein. Sie ſetzt ſich, quetſcht die Kaffeemühle energiſch zwiſchen die Knie, faßt die Kurbel und ſtarrt mit einem verzehrenden Ausdruck namenloſen Haſſes zur Piperkarcka hinüber.

Frau John

So? — Ach! — Wat wißte ſehen? — Wat wißte nu jetzt uf eemal ſehn? — Det, det wat te haſt mit deine zwee Hände erwürchen jewollt.

Die Piperkarcka

Ick? —

Frau John

Wißte noch liechen? Ick werde dir anzeigen.

Die Piperkarcka

Nu haben mir aber jenug jequält und bis auf't Blut jemartert, Frau John. Mir nachjeſtellt! mir Schritt und Tritt nich Ruhe jelaſſen. Bis haben Kind auf Oberboden auf Haufen alter Lumpen zu Welt jebracht. Mich Hoffnung jemacht, mich ſchlechten Spitzbubenjungen Angſt jemacht. Mich Karten jelegt von wegen mein Bräutigam un weiterjehetzt, bis bin wie verrückt jeworden.

Frau John

Det biſt du och noch! Jawoll: du biſt janz und jar verrückt! Wat, ick hab dir jequält? Wat hab ick? Ick habe dir aus 'n Rinnſtein jeleſen! Ick hab dir jeholt bei Schneejeſtöber, bei de Normaluhr, wo de haſt mit verzweifelte Ochen — un wie de haſt ausjeſehen! — hintern Lanternanzünder herjeſtarrt. Jawoll: denn ha ick dir nachjeſtellt, det dir der Schutzmann, det dir der jrüne Wagen, det dir der Deibel nich hat holen jekonnt!

Ick habe dir keene Ruhe jelaſſen, ick ha dir jemartert, bis det de nich ſollſt mit dein Kind unterm Herzen in't Waſſer jehn. — (Äfft ihr nach.) — Ick jeh im Landwehrkanal, Mutter John! Ick erwürche det Kind! Ick erſteche det Wurm mit meine Hutnadel! Ick jeh, ick lauf, wo der Lump von Vater ſitzen un Zither ſpielen dut, mitten in't Lokal, und ſchmeiß ihn det tote Kind vor die Fiße. Det haſte jeſacht, ſo haſte jeſprochen, ſo jing et den lieben langen Dach, un manchmal de halbe Nacht noch dazu, bis ick dir hab hier ins Bette jebracht un ſo lange jeſtreichelt, det de biſt endlich einjeſchlafen un biſt mittags um zwölf, wie die Glocken von alle Kirchen jeläut't haben, an andern Dache erſt wieder ufjewacht. Jawoll, ſo ha ick dir angſt jemacht, wieder Hoffnung jemacht, ſo ha ick dir keene Ruhe jelaſſen! Haſte det allens verjeſſen! wat?

Die Piperkarcka

Aber et is doch mein Kind, Mutter John . . .

Frau John

ſchreit.

Denn hol et dir aus'n Landwehrkanale!

Sie ſpringt auf, läuft umher und nimmt bald dieſen, bald jenen Gegenſtand in die Hand, um ihn ſogleich wieder wegzuwerfen.

Die Piperkarcka

Soll ick mein Kind nich ma ſehen dürfen?

Frau John

Spring in't Waſſer un ſuch et! denn haſte et! Weeß Jott, ick halte dir nu weiter nich.

Die Piperkarcka

Jut! Mejen mich ſchlajen, mejen mir prügeln, mejen mir ſchmeißen Waſſerflaſche an Kopp: eh' nich weiß wo Kind is, eh' nich haben mit Augen jeſehn, bringen mich keiner und niemand von Stelle fort.

Frau John

einlenkend.

Pauline, ick ha et in Flege jejeben!

Die Piperkarcka

Lieche! Ick hör et doch ſchmatzen, wo et janz jenau hintern Vorhang is! — (Das Kind hinter dem Tapetenverſchlag beginnt zu ſchreien. Die Piperkarcka eilt auf den Vorhang zu, dabei nicht ohne falſche Note, ein wenig pathetiſch weinerlich rufend): — Weine nicht, armes, armes Jungchen, jutes Mutterchen kommen ſchon!

Frau John

faſt von Sinnen, iſt vor den Eingang geſprungen, den ſie der Piperkarcka verſtellt.

Die Piperkarcka

ohnmächtig wimmernd, mit geballten Fäuſten.

Soll mir jetzt zu mein Kinde reinlaſſen.

Frau John
furchtbar verändert.

Sieh mir ma an, Mächen! Mächen, ſieh mir ma in't Jeſicht! — Jlobſt du, det mit eene, die ausſieht wie ich ... det mit mir noch zu ſpaßen is? — (Die Piperkarcka hat wimmernd Platz genommen.) — Setz dir! flenne! wimmere! bis dir, ick weß nich wat ... jammere, bis det dir die Jurjel verſchwollen is! det, wenn de hier rin willſt — denn biſt du tot oder ick bin tot — un denn is och det Jungchen nich mehr am Leben!

Die Piperkarcka
erhebt ſich entſchloſſen.

Denn jeben acht, was jeſchehen, Frau John.

Frau John
wiederum einlenkend.

Pauline, die Sache is zwiſchen uns richtig un abjemacht. Wat wollen Se ſich mit det Kindchen behängen, wo jetzt mein Kindeken und in beſte Hände jeborjen is? Wat wollen Se denn mit det Kindeken uffſtellen? Jehn Se zu Ihren Breitijan! da ſollen Se woll mit den Beſſeres zu tun haben als Kinderjeſchrei, Kinderſorchen und Kimmernis.

Die Piperkarcka

Erſt recht! Nu jerade! Nu muß er mir heiraten! — Haben alle ... hat Frau Kielbacke, als ick mir muſſen haben behandeln laſſen, zu mich jeſacht. Soll nich nachjeben! Muß mir heiraten. Auch Standesbeamte gab mich Rat. Hat jeſacht, janz wütend, als ick haben erzählt, wohin jekrochen un habe Kind auf Dachboden Welt jebracht ... ſchreit janz wütend: ick muß nich nachlaſſen. Hat jeſacht: arme jeſchundene Kreatur zu mich, Taſche jejriffen, Taler zwei Jroſchen Jeld jeſchenkt. Jut! laſſe mir weiter nich ein, Frau John. Adje! Bin bloß jekommen, ſowieſo, daß morjen nachmittag fünf zu Hauſe ſind. Warum? weil morjen einjeſetzter Pfleger von Jemeinde nachſehn kommt. Ick werde mir weiter hier noch rumärgern.

Frau John

ſtarr, entgeiſtert.

Wat? du haſt et jemeld uf't Standesamt?

Die Piperkarcka

Etwa nich? Ick ſoll woll Jefängnis komm?

Frau John

Wat haſt du jemeldet beim Standesbeamten?

Die Piperkarcka

Sonſt janiſcht, als det mit Knaben niederjekommen bin. Ick hab mir jeſchämt, o Jott! bin über un über rot jeworden! Mir is, ick ſink jleich in de Erde rin.

Frau John

So! — Wenn de dir ſo jeſchämt haſt, Mächen, warum haſte's denn aber anjezeigt?

Die Piperkarcka

Weil mich meine Wirtin und och Frau Kielbacke, wo mich hinjeführt hat, mich partout nich Ruhe jejeben.

Frau John

So! — Denn wiſſen ſe't alſo uf't Standesamt?

Die Piperkarcka

Na ja, det muſſen ſe wiſſen, Frau John.

Frau John

... Aber ha ick dir dat nich einjeſchärft ...? ...

Die Piperkarcka

Det muß man melden! Soll ick denn abjeführt Unterſuchung und Plötzenſee geſteckt?

Frau John

Ick ha doch jeſacht: ick jeh et anmelden.

Die Piperkarcka

Habe jleich bei Standesbeamte jefracht. Is keene jekommen hat anjemeldt.

Frau John

Un wat haſte nu alſo anjejeben?

Die Piperkarcka

Daß Aloiſius Theophil heißen ſoll un daß bei Sie, Frau John, in Pflege is.

Frau John

Un morjen will eener nachſehn komm?

Die Piperkarcka

Det is een Herr von de Vormundſchaft. Was is denn weiter? Nun ſin doch ruhig un ſin vernünftig. Haben mich wirklich vorher Schrecken in alle Jlieder jejagt.

Frau John

abweſend.

Nu freilich: det is nu nich mehr zu ändern. Det is ja nu och in Jottesnamen nu jroß weiter niſcht.

Die Piperkarcka

Gelt, un kann nu mein Kindchen auch ſehn, Frau John.

Frau John

Heute nich! Morjen, morjen, Pauline.

Die Piperkarcka

Warum nich heut?

Frau John

Weil det det Beſchreien nich jut dut, Pauline! Alſo morjen, um Uhre fünfen nachmittag?

Die Piperkarcka

Steht jeſchrieben, ſagt mir Wirtin, daß Herr von die Stadt, Uhren fünfen morjen nachſehn kommt.

Frau John

indem ſie die Piperkarcka hinausſchiebt und ſelbſt mit hinausgeht, im Tone der Abweſenheit.

Jut ſo. Laß er man kommen, Mächen.

Frau John iſt einen Augenblick auf den Flur hinausgetreten und kommt ohne die Piperkarcka wieder herein. Sie iſt ſeltſam verändert und geiſtesabweſend. Sie tut einige haſtige Schritte gegen die Verſchlagstür, ſteht jedoch plötzlich wieder ſtill mit einem Geſichtsausdruck vergeblichen Nachſinnens. Dieſes Grübeln unterbricht ſie, heftig gegen das Fenſter zu eilend. Hier wendet ſie ſich und wieder erſcheint der hilfloſe Ausdruck ſchwerer Bewußtloſigkeit. Langſam, wie eine Nachtwandlerin, tritt ſie an den Tiſch und läßt ſich daran nieder, das Kinn in die Hand ſtützend. Nun erſcheint Selma Knobbe in der Tür.

Selma

Mutter ſchläft, Frau John. Ick ha ſolchen Hunger. Kann ick 'n Happen Brot kriejen?

Frau John erhebt ſich mechaniſch und ſchneidet ein Stück von einem Laib Brot, wie unter dem Einfluß einer Suggeſtion.

Selma

der die Verfaſſung der Frau auffällt.

Ick bin's! — Wat is denn? — Schneiden ſich man bloß nich etwa mit Brotmeſſer.

Frau John

mit trockenem Röcheln, das ſie mehr und mehr überwältigt, indem ſie Brot und Brotmeſſer willenlos auf den Tiſch gleiten läßt.

Angſt! — Sorje! — Da wißt Ihr niſcht von!

Sie zittert und ſucht einen Halt, um nicht umzuſinken.

Dritter Akt

Alles wie im erſten Akt. Die Lampe brennt. Auf dem Gange ſchwaches Ampellicht.

Direktor Haſſenreuter gibt ſeinen drei Schülern, Spitta, Dr. Kegel und Käferſtein, dramatiſchen Unterricht. Er ſelbſt ſitzt am Tiſch, öffnet fortgeſetzt Briefe und ſchlägt ſkandierend mit dem Falzbein auf den Tiſch. Vorn ſtehen auf der einen Seite Kegel und Käferſtein, auf der anderen Spitta einander als beide Chöre der Braut von Meſſina gegenüber. Ihre Füße befinden ſich innerhalb eines Schemas aufgeſtellt, das mit Kreide auf den Fußboden gezeichnet iſt und dieſen in die vierundſechzig Felder des Schachbretts einteilt. Auf dem Kontorbock am Stehpult ſitzt Walburga, in ein großes Kontobuch eintragend. Im Hintergrund, wartend, ſteht der Vizewirt oder Hausmeiſter Quaquaro, ein vierzigjähriger, vierſchrötiger Menſch, der Inhaber eines wandernden Zirkus und, als Athlet, Hauptmitglied desſelben ſein könnte. Seine Sprache iſt tenorhaft guttural. Er trägt Schlafſchuhe. Die Beinkleider durch einen geſtickten Gürtel gehalten. Ein offenes Hemd, nicht unſauber, ein leichtes Jackett und die Mütze in der Hand.

Dr. Kegel und Käferſtein

mit gewaltiger Pathetik.

„Dich begrüß ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich, meiner Herrſcher
Fürſtliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach.
Tief in der Scheide“ . . .

Direktor Haſſenreuter
ſchreit wütend.

Pauſe! Punkt! Punkt! Pauſe! Punkt! Sie drehen doch keinen Leierkaſten! Der Chor aus der Braut von Meſſina iſt doch kein Leierkaſtenſtück! „Dich begrüß ich in Ehrfurcht“ nochmal von Anfang an, meine Herren! „Dich begrüß ich in Ehrfurcht, prangende Halle!“ Etwa ſo, meine Herren! „Tief in der Scheide ruhe das Schwert.“ Punktum! „Herrliches Dach“ wollt' ich ſagen: punktum! Meinethalben fahren Sie fort.

Dr. Kegel und Käferſtein

„Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert,
Vor den Toren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaarigtes Scheuſal.
Denn ...

Direktor Haſſenreuter
wie vorher.

Halt! Wiſſen Sie nicht, was ein Punkt bedeutet, meine Herren? Haben Sie denn keine Elementarkenntniſſe? „Schlangenhaarigtes Scheuſal.“ Punkt! Denken Sie ſich einen Pfahl eingerammt: halt! Punkt! Alles iſt totenſtille! als wenn Sie gar nicht mehr in der Welt wären, Käferſtein! Und dann raus mit der Poſaunenſtimme aus der Bruſt! Halt! Um Gottes willen nicht liſpeln! — „Denn ...“ weiter! los!

Dr. Kegel und Käferſtein

„Denn des gaſtlichen Hauſes
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn ...“

Direktor Haſſenreuter
ſpringt auf, brüllt, läuft umher.

Eid, Eid, Eid, Eid!! Halt! Wiſſen Sie nicht, was ein Eid iſt, Käferſtein? „Hütet der Eid!! — der Erinnyen Sohn.“ Der Eid iſt der Erinnyen Sohn, Dr. Kegel! Stimme heben! Tot! Das Publikum, bis zum letzten Logenſchließer, iſt eine einzige Gänſehaut! Schauer durchrieſelt alle Gebeine! Paſſen Sie auf: „Denn des Hauſes Schwelle hütet der Eid!!! — der Erinnyen Sohn, der furchtbarſte unter den Göttern der Hölle!“ — — Nicht wiederholen, weiter im Text! Sie können ſich aber jedenfalls merken, daß ein Eid und ein Münchner Bierrettich zwei verſchiedene Dinge ſind.

Spitta
deklamiert.

„Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen ...“

Direktor Haſſenreuter

Halt! — (Er läuft zu Spitta und biegt an ſeinen Armen und Beinen herum, um eine gewünſchte tragiſche Poſe zu erzielen.) — Erſtlich fehlt die ſtatuariſche Haltung, mein lieber Spitta. Die Würde einer tragiſchen Perſon iſt bei Ihnen auf keine Weiſe ausgedrückt. Dann ſind Sie nicht, wie ich ausdrücklich verlangt habe, von Feld I D mit dem rechten Fuß auf II C getreten! Endlich wartet Herr Quaquaro: unterbrechen wir einen Augenblick! — (Er wendet ſich an Quaquaro.) — So, jetzt ſteh' ich zu Dienſten, Herr Vizewirt! das heißt, ich habe Sie bitten laſſen, weil mir leider, wie ſich bei der Inventur herausſtellt, mehrere Kiſten mit Koſtümen abhanden gekommen, mit andern Worten geſtohlen ſind. Bevor ich nun meine Anzeige mache, wozu ich natürlich entſchloſſen bin, wollte ich erſt mal Ihren Rat hören. Um ſo mehr, da ſich auch ſonſt noch etwas, wie ſoll ich ſagen, eine ſonderbare Beſcherung, ſtatt der verlornen Kleiderkiſten, in einem Winkel des Bodens angefunden hat: ein Fund, um Virchow zu benachrichtigen. Erſtlich ein blaukariertes Plumeau, wahrhaft prähiſtoriſch, und eine unausſprechliche Scherbe, deren Beſtimmung im ganzen harmlos, aber ebenfalls unausſprechlich iſt.

Quaquaro

Herr Direkter, ick kann ja ma oben ſteigen.

Direktor Haſſenreuter

Tun Sie das. Sie finden oben Frau John, die durch den Fund eigentlich noch mehr wie ich ſelbſt beunruhigt iſt. Dieſe drei Herren, die meine Schüler ſind, laſſen es ſich partout nicht ausreden, daß da oben etwas wie eine Mordgeſchichte vorgefallen iſt. Aber bitte: wir wollen keinen Skandal ſchlagen.

Käferſtein

Wenn bei meiner Mutter in Schneidemühl im Laden irgend etwas abhanden kam, hieß es immer, das hätten die Ratten gefreſſen. Und wirklich, was man in dieſem Hauſe von Ratten und Mäuſen ſieht — auf der Treppe hätt' ich beinahe eine totgetreten! — warum ſollten Kiſten und Theatergarderobe, Seide ſchmeckt ſüß! nicht ebenfalls von ihnen vertilgt worden ſein?

Direktor Haſſenreuter

Geſchenkt, geſchenkt! Alle weiteren Schnittwarenladen-Phantaſien, ha ha ha ho! ſind Ihnen geſchenkt, beſter Käferſtein. Es fehlt nur noch, daß Sie uns Ihre Geſpenſtergeſchichten nochmals auftiſchen, vom Kavalleriſten Sorgenfrei, der ſich nach Ihrer Behauptung ſeinerzeit, als das Haus noch Reiterkaſerne war, mit Sporen und Schleppſäbel auf meinem Boden erhangen hat. Und daß Sie den noch in Verdacht nehmen.

Käferſtein

Sie können den Nagel noch ſehn, Herr Direktor.

Quaquaro

Det wird in janzen Hauſe rum erzählt von den Soldat, namens Sorjenfrei, der ſich irgendwo hier oben in Dachſtuhl mit 'ne Schlinge jeendigt hat.

Käferſtein

Die Tiſchlersfrau auf dem Hof und eine Mäntelnäherin aus dem zweiten Stock haben ihn wiederholt bei hellichtem Tage aus dem Dachfenſter nicken und militäriſch ſtramm heruntergrüßen geſehn.

Quaquaro

Een Unteroffizier hat dem Soldaten Sorjenfrei ja woll eene Dunſtkiepe jenannt und 'n aus Feez eene 'rinjelangt. Det hat ſich der Dämlack zu Herzen jenomm.

Direktor Haſſenreuter

Ha ha ha! Militärmißhandlungen und Geiſtergeſchichten! Dieſe Verquickung iſt originell, aber zur Sache gehört ſie nicht. Ich nehme an, der Diebſtahl oder was ſonſt in Frage kommt, iſt während jener elf oder zwölf Tage vor ſich gegangen, als ich in Geſchäften im Elſaß geweſen bin. Alſo ſehen Sie ſich die Geſchichte mal an und, bitte, Sie werden mir nachher Beſcheid ſagen!

Der Direktor wendet ſich ſeinen Schülern zu. Quaquaro ſteigt über die Bodentreppe und verſchwindet in der Bodenluke.

Direktor Haſſenreuter

Allright, beſter Spitta: ſchießen Sie los.

Spitta

rezitiert nur ſinngemäß und ohne Pathos.

„Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen,
Zu dem Kampf iſt die Fauſt geballt,
Denn ich ſehe das Haupt der Meduſen,
Meines Feindes verhaßte Geſtalt.

Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Mute?
Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts,
Und der waltende Gottesfriede."

Direktor Haſſenreuter

hat ſich niedergelaſſen und lauſcht, den Kopf in die Hand geſtützt, voll Ergebenheit. Erſt einige Sekunden, nachdem Spitta geendet hat, blickt er wie zu ſich kommend auf.

Sind Sie fertig, Spitta?! — Ich danke ſehr! — Sehen Sie, lieber Spitta, ich bin nun Ihnen gegenüber wieder mal in die allerverzwickteſte Lage geraten: entweder, ich ſage Ihnen frech ins Geſicht, daß ich Ihre Vortragsart ſchön finde — und dann habe ich mich der allerniederträchtigſten Lüge ſchuldig gemacht! oder ich ſage, ich finde ſie ſcheußlich, und dann haben wir wieder den ſchönſten Krach.

Spitta

erbleichend.

Ja, alles Geſtelzte, alles Rhetoriſche liegt mir nicht. Deshalb bin ich ja von der Theologie abgeſprungen, weil mir der Predigerton zuwider iſt.

Direktor Haſſenreuter

Da wollen Sie wohl die tragiſchen Chöre wie der Gerichtsſchreiber ein Gerichtsprotokoll oder wie der Kellner die Speiſekarte herunterhaſpeln?

Spitta

Ich liebe überhaupt den ganzen ſonoren Bombaſt der Braut von Meſſina nicht.

Direktor Haſſenreuter

Sagen Sie das nochmal, lieber Spitta.

Spitta

Es iſt nicht zu ändern, Herr Direktor: unſre Begriffe von dramatiſcher Kunſt divergieren in mancher Beziehung total.

Direktor Haſſenreuter

Menſch, Ihr Geſicht in dieſem Augenblick iſt ja geradezu ein Monogramm des Größenwahns und der Dreiſtigkeit. Pardon! aber jetzt ſind Sie mein Schüler und nicht mehr mein Hauslehrer! Ich! und Sie!? Sie blutiger Anfänger! Sie und Schiller! Friedrich Schiller! Ich habe Ihnen ſchon zehnmal geſagt, daß Ihr pueriles bißchen Kunſtanſchauung nichts weiter als eine Paraphraſe des Willens zum Blödſinn iſt.

Spitta

Das müßte mir erſt bewieſen werden.

Direktor Haſſenreuter

Sie beweiſen es ſelbſt, wenn Sie den Mund auftun! — Sie leugnen die Kunſt des Sprechens, das Organ, und wollen die Kunſt des organloſen Quäkens dafür einſetzen! Sie leugnen die Handlung im Drama und behaupten, daß ſie ein wertloſes Akzidenz, eine Sache für Gründlinge iſt. Sie negieren die poetiſche Gerechtigkeit, Schuld und Sühne, die Sie als pöbelhafte Erfindung bezeichnen: eine Tatſache, wodurch die ſittliche Weltordnung durch Euer Hochwohlgeboren gelehrten und verkehrten Verſtand aufgehoben iſt. Von den Höhen der Menſchheit wiſſen Sie nichts. Sie haben neulich behauptet, daß unter Umſtänden ein Barbier oder eine Reinmachefrau aus der Mulackſtraße ebenſogut ein Objekt der Tragödie ſein könnte als Lady Macbeth und König Lear.

Spitta

bleich, putzt ſeine Brille.

Vor der Kunſt wie vor dem Geſetz ſind alle Menſchen gleich, Herr Direktor.

Direktor Haſſenreuter

So? Ach!? Wo haben Sie dieſen hübſchen Gemeinplatz her?

Spitta

unbeirrt.

Dieſer Satz iſt mir zur zweiten Natur geworden. Ich befinde mich dabei vielleicht mit Schiller und Guſtav Freytag, aber keinesfalls mit Leſſing und Diderot im Gegenſatz. Ich habe die letzten zwei Semeſter mit dem Studium dieſer wahrhaft großen Dramaturgen zugebracht, und der geſtelzte franzöſiſche Pſeudoklaſſizismus bleibt mir durch ſie endgültig totgeſchlagen, ſowohl in der Dichtkunſt als in den grenzenlos läppiſchen ſpäteren Goetheſchen Schauſpielervorſchriften, die durch und durch mumifizierter Unſinn ſind.

Direktor Haſſenreuter

So!

Spitta

Und wenn ſich das deutſche Theater erholen will, ſo muß es auf den jungen Schiller, den jungen Goethe des Götz und immer wieder auf Gotthold Ephraim Leſſing zurückgreifen: dort ſtehen Sätze, die der Fülle der Kunſt und dem Reichtum des Lebens angepaßt, die der Natur gewachſen ſind.

Direktor Haſſenreuter

Walburga! Ich glaube, Herr Spitta verwechſelt mich. Herr Spitta, Sie wollen Privatſtunden halten. Bitte, zieh dich doch mit Herrn Spitta zur Privatſtunde in die Bibliothek zurück! — Wenn die menſchliche Arroganz und beſonders die der jungen Leute kriſtalliſiert werden könnte, die Menſchheit würde darunter wie eine Ameiſe unter den Granitmaſſen eines Urgebirges begraben ſein.

Spitta

Ich würde dadurch aber nicht widerlegt werden.

Direktor Haſſenreuter

Menſch! Ich habe nicht nur zwei Semeſter königliche Bibliothek hinter mir, ſondern ich bin ein ergrauter

Praktiker und ich ſage Ihnen, daß der Goetheſche Schauſpielerkatechismus A und O meiner künſtleriſchen Überzeugung iſt. Paßt Ihnen das nicht, ſo ſuchen Sie ſich einen anderen Lehrmeiſter.

Spitta

unbeirrt.

Goethe ſetzte ſich mit ſeinen ſenilen Schauſpielerregeln, meiner Anſicht nach, zu ſich ſelbſt und zu ſeiner eigenen Natur in kleinlichſten Gegenſatz. Und was ſoll man ſagen, wenn er dekretiert: jede ſpielende Perſon, gleichviel welchen Charakter ſie darſtellen ſoll — wörtlich! — müſſe etwas Menſchenfreſſerartiges in der Phyſiognomie zeigen — wörtlich! — wodurch man ſogleich an ein hohes Trauerſpiel erinnert werde. —

Käferſtein und Kegel verſuchen Menſchenfreſſerphyſiognomien.

Direktor Haſſenreuter

Ziehen Sie doch das Notizbuch, mein guter Spitta, und ſchreiben Sie, bitte, hinein, daß Direktor Haſſenreuter ein Eſel iſt! Schiller ein Eſel! Goethe ein Eſel! natürlich auch Ariſtoteles — (er fängt plötzlich wie toll zu lachen an) — und, ha ha ha! ein gewiſſer Spitta ein Nachtwächter!

Spitta

Es freut mich, Herr Direktor, daß Sie doch wenigſtens wieder bei guter Laune ſind.

Direktor Haſſenreuter

Nein, Teufel, ich bin bei ſehr ſchlechter Laune! Sie ſind ein Symptom. Alſo nehmen Sie ſich nicht etwa wichtig! — Sie ſind eine Ratte! aber dieſe Ratten fangen auf dem Gebiete der Politik — Rattenplage! — unſer herrliches neues geeinigtes Deutſches Reich zu unterminieren an. Sie betrügen uns um den Lohn unſerer Mühe! und im Garten der deutſchen Kunſt — Rattenplage! — freſſen ſie die Wurzeln des Baumes des Idealismus ab: ſie wollen die Krone durchaus in den Dreck reißen. — In den Staub, in den Staub, in den Staub mit euch!

Käferſtein und Dr. Kegel wollen ernſt bleiben, brechen indeſſen bald in lautes Gelächter aus, in das der Direktor hineingeriſſen wird. Walburga macht große Augen. Spitta behält ſeinen Ernſt.

Nun ſteigt Frau John über die Leiter vom Boden herunter, nach einiger Zeit folgt ihr Quaquaro, der Vizewirt.

Direktor Haſſenreuter

bemerkt Frau John, weiſt heftig mit beiden Armen auf ſie, wie wenn er eine Entdeckung gemacht hätte.

Da kommt Ihre tragiſche Muſe, Spitta.

Frau John

die ſich unter dem Gelächter des Direktors, Kegels und Käferſteins genähert hat, verdutzt.

Wat ha ick denn an mir, Herr Direkter?

Direktor Haſſenreuter

Alles Gute und Schöne, beſte Frau John! Danken Sie Gott, wenn Ihr ſtilles, eingezogenes, friedliches Leben Sie zur tragiſchen Heldin ungeeignet macht. — Aber ſagen Sie, haben Sie etwa Geſpenſter geſehen?

Frau John

mit unnatürlicher Bläſſe.

J, weshalb denn nu det?

Direktor Haſſenreuter

Etwa gar wieder den famoſen Soldaten Sorgenfrei, der dort oben als Deſerteur ins beſſere Jenſeits ſeine Militärkarriere beſchloſſen hat?

Frau John

J, wenn't 'n lebendicher Menſch wär, det kennte ſind: vor tote Jeiſter furcht ick mir nich.

Direktor Haſſenreuter

Na, wie war's, Herr Quaquaro, unter den Bleidächern?

Quaquaro

der einen ſchwediſchen Reiterſtiefel mitbringt.

Ick habe mir allens jut umjeſehen un bin zur Iberzeijung jekomm, det mindeſtens obdachloſes Jeſindel oben, durch wat for'n Zujang weeß ick noch nich, jenächtigt hat. Un denn hab ick det hier in Stiefel jefunden. —

Er zieht aus dem Reiterſtiefel ein Kinderfläſchchen mit Gummipfropfen, halb mit Milch gefüllt.

Frau John

Det erklärt ſich: ick ha oben zu'n rechten jeſehn und ha Adelbertchen bei mich jehat. — Ick bin an die janze Jeſchichte unſchuldig!

Direktor Haſſenreuter

Das Gegenteil hat wohl auch niemand behauptet, Frau John.

Frau John

Wo Adelbertchen zur Welt kam ... wo Adelbertchen jeſtorben war ... der ſoll ma komm und ſoll mir ſachen, wat eene richtiche Mutter is ... aber nu muß ick fort, Herr Direkter ... Nu kann ick zweer Tage och drei nich oben komm. Atje! ick muß ma bißken mit Adelbertchen bei meine Schwächern zeichen uf Sommerfriſche. —

Sie trottet durch die Flurtür ab.

Direktor Haſſenreuter

Was hat ſie da durcheinander gefaſelt?

Quaquaro

Schon wo ſe det erſte Kindeken hatte, nu jar nachdem, wie et jeſtorben is, wa eene Schraube los bei die John. Seit ſe nu jar det Zweete hat, wackeln zweee. Hinjejen, deswechen, rechnen kann ſe. Die hat manchen juten Jroſchen bei ſchene Prozente uf Fänder ausjeborcht.

Direktor Haſſenreuter

Was ſoll ich nun als Beſtohlener tun?

Quaquaro

Det kommt druf an, wo Verdacht hin is.

Direktor Haſſenreuter

In dieſem Hauſe? — Sagen Sie ſelbſt, Herr Quaquaro ...

Quaquaro

Det is ja nu wahr, aber et is nu doch och ſo weit, det nächſtens bißken jeſäubert wird. De Witwe Knobbe mit ihren Anhang wird rausjeſchmiſſen! Und denn is eene Blaſe uf Flijel B, wo Schutzmann Schierke mir hat jeſacht, det ſich ſchwere Jungen mang mang befinden: wo de Polizei nächſtens ausheben wird.

Direktor Haſſenreuter

Irgendwo hier im Hauſe iſt doch ein Geſangverein. Ich höre wenigſtens manchmal wirklich hübſche Männerſtimmen „Deutſchland, Deutſchland über alles", „Wer hat dich, du ſchöner Wald", „In einem kühlen Grunde" und dergleichen abſingen.

Quaquaro

Det ſind ſe! det ſind ſe! die ſingen ſo jut wie de blaue Zwiebel! det ſind ſe, jewiß! Wo man ſingt, da laß dir jeruhig nieder, heeßt et zwar, aber det wollt ick keenen raten ... Ick wage mir och man mit mein Prinz, wat meine Bulldogge is, mang die feine Jeſellſchaft rin. Immer anzeichen, anzeichen, Herr Direkter.

Quaquaro geht ab.

Direktor Haſſenreuter

Sein Auge blitzt Kaution. Sein Wort heiſcht Preußiſch-Kurant. Seine Fauſt bedeutet Kündigung. Wer um Ultimo nicht von ihm träumt, kann von Glück ſagen. Wer von ihm träumt, der brüllt nach Hilfe. Ein ſcheußlicher, ſchmalziger Kerl! aber ohne ihn bekämen die Pächter dieſer Staatsbaracke die Miete nicht, und der Militärfiskus könnte die Pacht in den Rauchfang ſchreiben. — (Die Türſchelle geht.) — Das iſt Fräulein Alice Rütterbuſch! die junge Naive, die ich leider bei dem Hangen und Bangen auf die Entſcheidung der Straßburger Stadtväter mir noch immer kontraktlich nicht ſichern kann. Nach meiner Ernennung, zu der Gott mir helfe, wird ihr Engagement meine erſte direktoriale Handlung ſein. — Walburga und Spitta, marſch auf den Oberboden. Zählt die ſechs Kiſten durch, wo der Vermerk Journaliſten ſteht, daß wir im geeigneten Augenblick mit der Inventur fertig ſind. — (Zu Käferſtein und Dr. Kegel) — Sie mögen derweil in die Bibliothek treten.

Er geht, um die Flurtür zu öffnen.

Walburga und Spitta verſchwinden eilig und ſehr bereitwillig auf den Oberboden. Käferſtein und Kegel gehen in die Bibliothek.

Direktor Haſſenreuter
im Hintergrund.

Bitte, kommen Sie nur herein, meine Gnädige! Pardon! Bitte ſehr um Pardon, mein Herr! Ich erwartete eine Dame ... ich erwartete eine junge Dame ... Aber bitte, treten Sie doch herein.

Der Direktor kommt mit Paſtor Spitta wieder nach vorn. Paſtor Spitta, ſechzig Jahre alt, iſt ein etwas verbauerter kleiner Landpfarrer. Man könnte ihn ebenſogut für einen Feldmeſſer oder kleinen Gutsbeſitzer nehmen. Er iſt von kräftiger Erſcheinung, kurznackig, wohlgenährt und hat ein etwas zuſammengequetſchtes, breites Luthergeſicht. Er trägt Schlapphut, Brille, Stock, einen Lodenmantel überm Arm; ungeſchlachte Stiefel und die Verfaſſung ſeiner übrigen Kleidung zeigt, daß ſie an Wetter und Wind ſchon ſeit lange gewöhnt ſind.

Paſtor Spitta

Wiſſen Sie, wer ich bin, Herr Direktor?

Direktor Haſſenreuter

Nicht durchaus beſtimmt, aber ...

Paſtor Spitta

Wagen Sie's nur daraufhin, Herr Direktor: nennen Sie mich bis auf weiteres Paſtor Spitta aus Schwoiz in der Uckermark, deſſen Sohn Erich Spitta, jawohl, in Ihrer Familie als Hauslehrer oder ſo ähnlich, tätig geweſen iſt. Erich Spitta: das iſt mein Sohn. Das ſag' ich mit ſchwerer Bekümmernis.

Direktor Haſſenreuter

Zunächſt freue ich mich, Sie begrüßen zu können. Ich möchte Sie aber im gleichen Atem bitten, Herr Paſtor, des bewußten Seitenſprunges wegen, den Ihr

Sohn Erich ſich leiſtet, nicht allzu bekümmert, nicht allzu beſorgt zu ſein.

Paſtor Spitta

O ich bin ſehr beſorgt. Ich bin ſehr bekümmert! — (Er ſieht ſich mit großem Intereſſe, auf einem Stuhl ſitzend, in dem ſeltſamen Raume um.) — Es iſt ſchwer zu ſagen, äußerſt ſchwer begreiflich zu machen, bis zu welchem hohen Grade ich bekümmert bin. Aber verzeihen Sie eine Frage, Verehrteſter: ich war im Zeughaus. — (Er berührt mit dem Stock einen der Pappenheimſchen Küraſſiere.) — Was ſind das für Rüſtungen?

Direktor Haſſenreuter

Das ſind Pappenheimſche Küraſſiere.

Paſtor Spitta

Ah ah, ich ſtellte mir Schiller ganz anders vor! — (Sich ſammelnd.) — O dieſes Berlin! Es verwirrt mich ganz! Sie ſehen in mir einen Mann, Herr Direktor, der nicht nur bekümmert, nicht nur durch dieſes Sodom Berlin im Innerſten aufgewühlt, ſondern geradezu durch die Tat ſeines Sohnes gebrochen iſt.

Direktor Haſſenreuter

Eine Tat? Welche Tat?

Paſtor Spitta

Das fragen Sie noch? Der Sohn eines redlichen Mannes und . . . und . . . Schauſpieler.

Direktor Haſſenreuter

gereckt, mit Haltung.

Mein Herr, ich billige den Entſchluß Ihres Sohnes nicht. Aber ich ſelbſt, der ich, hony soit qui mal y pense, der Sohn eines redlichen Mannes und ſelber, will ich hoffen, ein Mann von Ehre bin, ich, wie ich hier ſtehe, ich war ſelbſt Schauſpieler und habe noch vor kaum ſechs Wochen bei einem Lutherfeſtſpiel in Merſeburg .... ich bin Kulturkämpfer! nicht nur als Regiſſeur, ſondern auch als Schauſpieler meinen Fuß auf die weltbedeutenden Bretter geſtellt. In bezug auf bürgerliche Ehre und vom Standpunkt der allgemeinen Ehrenhaftigkeit dürfte alſo, nach meinen Begriffen wenigſtens, der Entſchluß Ihres Herrn Sohnes nicht zu beanſtanden ſein. Aber es iſt ein ſchwerer Beruf, und man muß auch außerdem dazu ſehr viel Talent haben. Auch geb' ich zu: für ſchwache Charaktere iſt es ein Beruf, der beſonders gefährlich iſt. Und ſchließlich habe ich ſelbſt die ungeheure Mühſal meines Standes ſo bis auf die Nagelprobe kennen gelernt, daß ich jeden davor behüten möchte. Deshalb gebe ich meinen Töchtern Ohrfeigen, ſobald auch nur der leiſeſte Gedanke zur Bühne zu gehen ſich geltend macht, und eh' ich ſie an einen Mimen verheiratete, würde ich jeder von ihnen einen Stein um den Hals hängen und ſie ertränken im Meer, wo es am tiefſten iſt.

Paſtor Spitta

Ich wollte niemand zu nahe treten. Ich gebe auch zu, ich habe als ſchlichter Landpfarrer von alledem keine

Vorſtellung. Aber denken Sie ſich einen Vater an, eben einen ſolchen armen Landpfarrer, der ſeine Pfennige mühſam zuſammenkratzt, um ſeinem Sohne das Studium zu ermöglichen. Denken Sie, daß dieſer Sohn kurz vor ſeinem Examen ſteht und daß Vater und Mutter — ich hab eine kranke Frau zu Haus! — mit Schmerzen oder mit Sehnſucht, wie Sie wollen, auf den Augenblick warten, jawohl, wo er in irgendeiner Pfarre ſeiner Beſtimmung von der Kanzel die Probepredigt halten wird. Und nun kommt dieſer Brief! der Junge iſt wahnſinnig. —

Die Erregung des Paſtors iſt nicht gerade geſpielt, aber beherrſcht. Das Zittern, womit er nach ſeinem Briefe in die Bruſttaſche greift und ihn dem Direktor hinhält, iſt nicht ganz überzeugend.

Direktor Haſſenreuter

Junge Leute ſuchen. Allzuſehr dürfen wir uns nicht wundern, wenn eine Kriſe im Leben eines jungen Mannes zuweilen nicht zu vermeiden iſt.

Paſtor Spitta

Nun, dieſe Kriſe war zu vermeiden. Sie werden aus dieſem Briefe unſchwer erkennen, wer verantwortlich für den verderblichen Umſchwung in der Seele eines ſo jungen, braven und immer durchaus gehorſamen Menſchen zu machen iſt. Ich hätte ihn nie ſollen nach Berlin ſchicken. Jawohl: die ſogenannte wiſſenſchaftliche Theologie, die mit allen heidniſchen Philoſophen liebäugelt, und die uns den lieben Herrgott in Rauch, den Herrn und Heiland in Luft verwandeln will, die mache ich für den ſchweren Fehltritt meines Kindes verantwortlich. Und nun kommen dazu die anderen Verführungen: Herr Direktor, ich habe Dinge geſehen, wovon zu ſprechen mir ganz unmöglich iſt! Hier habe ich Zettel in allen Taſchen: Elite-Ball! Feſche Damenbedienung! und ſo fort. Ich gehe bald ein Uhr nachts ganz ruhig durch die Paſſage zwiſchen Linden und Friedrichſtraße, ſchmeißt ſich ein ſcheußlicher Kerl an mich an, halbwüchſig und fragt mit einer ſchmierigen, ſcheuen Dreiſtigkeit: ob der Herr vielleicht etwas Pikantes will? Und nun dieſe Schaufenſter, wo neben den Bildern der hohen und Allerhöchſten Herrſchaften nackte Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, kurz die anſtößigſten Nuditäten zu ſehen ſind! Und dann dieſer Korſo, dieſer Korſo! wo die geſchminkte, aufgedonnerte Sünde die Bürgersfrau vom Bürgerſteig auf die Straße drängt! Das iſt einfach Weltuntergang, Herr Direktor!

Direktor Haſſenreuter

Ach Herr Paſtor, die Welt! die geht nicht unter! nicht wegen der Nuditäten und ebenſowenig der heimlichen Sünde wegen, die Nachts durch die Straßen ſchleicht. Sie wird mich und wahrſcheinlich das ganz ſkurile Menſcheitsintermezzo noch überleben.

Paſtor Spitta

Was dieſe jungen Leute vom rechten Wege ablenkt, iſt das böſe Beiſpiel, iſt die Gelegenheit.

Direktor Haſſenreuter

Mit Erlaubnis, Herr Paſtor: ich habe eigentlich eine Neigung zum Leichtſinn in Ihrem Sohne niemals bemerkt. Er hat einen Zug zur Literatur, und er iſt nicht der erſte Paſtorenſohn — Leſſing, Herder etcetera, der in den Weg der Literatur und Poeterei eingebogen iſt. Möglicherweiſe hat er ſchon Stücke im Schubfach liegen. Allerdings muß ich ſagen: die Anſichten, die Ihr Herr Sohn auch auf dem Felde der Literatur vertritt, ſind ſelbſt für mich mitunter beängſtigend.

Paſtor Spitta

Das iſt ja furchtbar! das iſt ja entſetzlich! und geht über meine ſchlimmſten Befürchtungen weit hinaus. Und ſo ſind mir die Augen denn aufgegangen. — Mein Herr, ich habe acht Kinder gehabt, von denen Erich unſre ſchönſte Hoffnung, ſeine nächſtälteſte Schweſter unſre ſchwerſte Prüfung von Gott bedeutete und die nun, dem Anſchein nach, beide von der gleichen verruchten Stadt als Opfer gefordert worden ſind. Das Mädchen war früh entwickelt, war ſchön! — doch — Jetzt muß ich zu etwas anderem kommen. — Ich bin ſeit drei Tagen in Berlin und habe Erich noch nicht geſehen. Als ich ihn heute aufſuchen wollte, war er in ſeiner Wohnung nicht anweſend. Ich habe eine Weile gewartet und mich natürlich dabei in ſeiner Behauſung umgeſehen. Nun: betrachten Sie dieſes Bild, Herr Direktor!

Er hat eine kleine Photographie, indem er Erichs Brief zurücklegt, aus der Brieftaſche genommen und hält ſie dem Direktor unter die Augen.

Direktor Haſſenreuter
nimmt und betrachtet das Bild, bald wie ein Kurzſichtiger, bald wie ein Weitſichtiger, ſtutzt.

Wieſo?

Paſtor Spitta

An dem albernen Lärvchen liegt weiter nichts. Aber leſen Sie bitte die Unterſchrift.

Direktor Haſſenreuter

Wo?

Paſtor Spitta
lieſt.

„Ihrem einzigen Liebſten, ſeine Walburga.“

Direktor Haſſenreuter

Erlauben Sie mal! — Was heißt das, Herr Paſtor?

Paſtor Spitta

Irgendein Nähmädchen heißt das! Wenn nicht gar irgendeine obſkure Kellnerin!

Direktor Haſſenreuter
ſehr bleich.

Hm. — (Steckt das Bild ein.) — Ich werde das Bild behalten, Herr Paſtor.

Paſtor Spitta

In ſolchem Schmutz wälzt ſich dieſer Sohn. Und nun denken Sie ſich in meine Lage: mit welchen Gefühlen, mit welcher Stirn ſoll ich künftig vor meiner Gemeinde auf der Kanzel ſtehn......?

Direktor Haſſenreuter

Donnerwetter, was geht mich das an, Herr Paſtor! Was habe ich mit Ihrem Sprengel, mit Ihren verlorenen Söhnen und Töchtern und dergleichen zu tun? (Er zieht wieder die Photographie.) — Und übrigens, was dieſes kernige, tüchtige Mädchen betrifft, „Kellnerin und dergleichen“, ſo irren Sie ſich! Weiter ſage ich nichts! Alles weitere wird ſich finden, Herr Paſtor. Adieu.

Paſtor Spitta

Ich geſtehe frei, ich begreife Sie nicht. Wahrſcheinlich iſt das der Ton, der in Ihren Kreiſen der übliche iſt. Ich gehe und werde Sie nicht mehr beläſtigen. Aber ich habe als Vater das Recht vor Gott, Sie, Herr Direktor, zu verpflichten: verweigern Sie künftig, oder ich werde Mittel und Wege zu finden wiſſen, meinem verblendeten Sohne dieſen ſogenannten dramatiſchen Unterricht!

Direktor Haſſenreuter

Nicht nur das, Herr Paſtor: ſondern ich werde ihm ganz direkt den Stuhl vor die Tür ſetzen.

Er geleitet den Paſtor hinaus, ſchlägt die Tür zu und kommt ohne ihn wieder.

Direktor Haſſenreuter
ſchleudert die Arme in die Luft.

Hier kann man nur ſagen: Neandertaler! — (Er ſtürmt die Bodentreppe hinauf.) — Spitta, Walburga, kommt mal herab.

Walburga und Spitta kommen.

Direktor Haſſenreuter

zu Walburga, die ihn fragend anſieht.

Geh auf deinen Kontorbock. Setz dich auf deinen humoriſtiſchen Körperteil! — Na, und Sie, lieber Spitta, was wollen Sie noch?

Spitta

Sie hatten gerufen, Herr Direktor.

Direktor Haſſenreuter

Gut. Sehen Sie mir ins Angeſicht!

Spitta

Bitte.

Er tut es.

Direktor Haſſenreuter

Ihr macht einen dumm! Aber mich ſollt ihr nicht dumm machen! Still! — Kein Wort! Ich hätte mich von Ihnen eines anderen verſehen, als eines ſo exemplariſchen Beweiſes von Undankbarkeit! — Still! — Im übrigen war ein Herr hier! er fürchtet ſich! Vorwärts! Gehen Sie ihm nach! — Begleiten Sie ihn auf die Straße hinunter. Suchen Sie ihm begreiflich zu machen, daß ich nicht Euer Schuhputzer bin.

Spitta

zuckt die Achſeln, nimmt ſeinen Hut, geht ab.

Direktor Haſſenreuter

ſchreitet energiſch auf Walburga zu und zieht ſie am Ohr.

Und du meine Liebe, du bekommſt Ohrfeigen, wenn du mit dieſem Schlingel von verkrachtem Theologen noch jemals ohne meine Erlaubnis zwei Worte ſprichſt.

Walburga

Au au, Papa.

Direktor Haſſenreuter

Dieſer Wicht, der mit Vorliebe ſchafsdumme Geſichter macht, als ob er kein Wäſſerchen trüben könnte, und dem ich den Zutritt in mein Haus zu eröffnen ſo unvorſichtig war, iſt leider ein Menſch, hinter deſſen Maske die unverſchämteſte Frechheit lauert. Ich und mein Haus, wir dienen dem Geiſte der Wohlanſtändigkeit. Willſt du den Schild unſerer Ehre beflecken, etwa wie die Schweſter von dieſem Burſchen, die zur Schande ihrer Eltern, wie es ſcheint, in Gaſſe und Goſſe geendigt iſt?

Walburga

Über Erich bin ich nicht deiner Anſicht, Papa.

Direktor Haſſenreuter

Was?! Nun jedenfalls kennſt du meine Anſicht! und weißt, einen Appell gegen meine Anſichten gibt es nicht! Du gibſt ihm den Laufpaß oder ſiehſt ſelber zu, wo du außerhalb deines Elternhauſes mit deinem ehr- und pflichtvergeſſenen lockeren Lebenswandel durchkommen wirſt! Dann fort mit dir! von ſolchen Töchtern mag ich nichts wiſſen!

Walburga
bleich, finſter.

Du ſagſt ja immer Papa, du haſt dir deinen Weg auch ohne deine Eltern ſelbſtändig ſuchen müſſen.

Direktor Haſſenreuter

Du biſt kein Mann.

Walburga

Gewiß nicht. Aber denke doch mal an Alice Rütterbuſch.

Vater und Tochter ſehen einander feſt in die Augen.

Direktor Haſſenreuter

Wieſo? — Biſt du heiß? was? oder biſt du irrſinnig? — (Er lenkt ab, merklich aus dem Konzept und pocht an die Bibliothek.) — Wo blieben wir ſtehen? Setzen Sie ein.

Kegel und Käferſtein erſcheinen.

Kegel, Käferſtein
deklamieren.

„Weiſere Faſſung
ziemet dem Alter.
Ich, der Vernünftige
grüße zuerſt.“

Geführt von Spitta erſcheint die Piperkarcka, ſtraßenmäßig gekleidet, und Frau Kielbacke, die einen Säugling im Steckkiſſen trägt.

Direktor Haſſenreuter

Was wollen Sie? Mit was für Weibsleuten überlaufen Sie mich?

Spitta

Es iſt nicht meine Schuld, Herr Direktor, die Frauen wollten zu Ihnen hinein.

Frau Kielbacke

Nee. Wir wollen man bloß Frau Mauerpolier John ſprechen.

Die Piperkarcka

Iſt doch immer bei Sie hier oben, Frau John?!

Direktor Haſſenreuter

Ja! Aber ich fange an zu bedauern, daß das ſo iſt, und wünſchte jedenfalls, daß ſie ihre privaten Empfänge nicht hier bei mir, ſondern unten bei ſich erledigt. Sonſt richte ich nächſtens vor der Tür Selbſtſchüſſe oder Fußangeln ein. — Wo fehlt's Ihnen eigentlich, beſter Spitta? Sie müſſen jetzt ſchon die Gnade haben und dieſe Damen nach unten zurechtweiſen.

Die Piperkarcka

Unten in ihre Wohnung war nich zu finden, Frau John.

Direktor Haſſenreuter

Hier oben bei uns iſt ſie auch nicht zu finden.

Frau Kielbacke

Det junge Freilein hat nämlich ihr Söhneken bei die Frau Mauerpolier John in Flege jehat.

Direktor Haſſenreuter

Freut mich! Ohne Umſtände los! Retten Sie mich, Käferſtein.

Frau Kielbacke

Nun is 'n Herr von de Stadt als wie vormundſchaftswechen, nachſehn jekomm: wie't ſteht mit det Kind und det jut verſorcht und in Stande is. Und denn is er, denn ſind wir bei Frau John mitſamt den Herrn ſind wir rinjejang. Denn ſtand det Kind und 'n Zettel bei, det Frau John hier oben uf Arbeet is.

Direktor Haſſenreuter

Wo iſt das Kind in Pflege geweſen?

Frau Kielbacke

Bei de Frau Mauerpolier John.

Direktor Haſſenreuter

ungeduldig.

Das iſt vollkommen blödſinnig! Das iſt unrichtig! — Hätten Sie doch lieber den alten humorvollen Herrn begleitet, dem ich Sie nachgeſendet habe, Spitta, ſtatt mir dieſe Damen hier auf den Hals zu ziehn.

Spitta

Ich ſuchte den Herrn, aber er war ſchon verſchwunden.

Direktor Haſſenreuter

Die Damen ſcheinen mir nicht zu trauen. Sagen Sie ihnen doch, meine Herren, daß Frau John kein Kind in Pflege hat, und daß ſie alſo bezüglich des Namens im Irrtum ſind.

Käferſtein

Ich ſoll Ihnen ſagen, meine Damen, daß Sie wahrſcheinlich bezüglich des Namens im Irrtum ſind.

Die Piperkarcka
heftig, verweint.

Hat Kindchen in Flege! Hat mein Kindchen in Flege jehabt. Is Herr von die Stadt jekommen, hat jeſacht, daß Kindchen in ſchlechte Hände, verwahrloſt is. Hat mich mein Kindeken zujrunde jerichtet.

Direktor Haſſenreuter

Sie müſſen unbedingt, meine Damen, bezüglich des Namens der Frau, von der Sie reden, im Irrtum ſein. Frau Maurerpolier John hat kein Kind in Pflege.

Die Piperkarcka

Hat mein Kindchen in Klauen jehabt, hat verhungern laſſen, zujrunde jerichtet! Will ſehn Frau John. Will auf Kopf drauſſagen! Soll mich jeſund machen kleines

Kind! Muß vor Jericht! Herr hat jeſacht, muſſen jehn an Jerichtſtelle anzeichen.

Direktor Haſſenreuter

Ich bitte Sie, ſich nicht aufzuregen. Tatſache iſt: Sie irren ſich! Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, meine Damen, daß Frau John ein Kindchen in Pflege hat?

Die Piperkarcka

Weil ick ihr ſelbſt überjeben habe.

Direktor Haſſenreuter

Frau John hat aber doch ihr eigenes Kind, mit dem ſie, wie mir jetzt einfällt, auf Beſuch zu der Schweſter ihres Gatten zu gehen beabſichtigte.

Die Piperkarcka

Hat kein Kind. Janz und jar nich, Frau John. Ick jeh unten auf Polizeibureau. Hat jelogen, betrogen. Hat kein Kind. Hat mich mein Aloischen zujrunde jerichtet.

Direktor Haſſenreuter

Bei Gott, meine Damen, Sie irren ſich.

Die Piperkarcka

Glaubt mich kein Menſch, daß ich Kindchen jehabt habe. Hat mich mein Bräutijam Brief jeſchrieben, daß nich wahr is, daß ſchlechtes, verlogenes Frauenzimmer bin. — (Sie berührt das Tragbettchen.) — Is mein! will nachweiſen vor Jericht! Will ſchwören bei heilige Mutter Jottes.

Direktor Haſſenreuter

Decken Sie doch mal auf, das Kind. — (Es geſchieht. Direktor Haſſenreuter betrachtet den Säugling aufmerkſam.) — Hm! Die Sache wird ſich bald aufklären, ſicherlich! — Erſtens ... ich kenne Frau John! — hätte Frau John dieſen Säugling in Pflege gehabt, er könnte ganz unmöglich ſo ausſehn! ganz einfach, weil Frau John, ſoweit Kinder in Frage kommen, das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Die Piperkarcka

Will ſprechen Frau John. Weiter ſagen nichts. Brauche mir nicht vor alle Welt aufdecken. Alles will haarklein vor Jericht will ausſagen, Tag, Stunde, auch janz jenau Ort, wo jeboren is! Jlauben mir: ſollten wohl Augen aufreißen.

Direktor Haſſenreuter

Sie meinen alſo, mein Fräulein, wenn ich Sie recht verſtehe, die Frau John beſitze kein eigenes Kind, und das, was dafür gegolten hat, wäre das Ihre.

Die Piperkarcka

Schlag Blitz mich nieder, wenn nich ſo is.

Direktor Haſſenreuter

Und dies hier ſei eben das ſtrittige Kind? Gott möge Sie diesmal nicht beim Wort nehmen! — Nämlich, wie Sie mich ſehen, ich bin der Direktor Haſſenreuter, und ich habe perſönlich das Kind meiner Aufwartefrau, der Frau John, drei- oder viermal in Händen gehabt. Ich hab' es ſogar auf der Wage gewogen. Es wiegt über acht Pfund. Dieſes arme Wurm hier dürfte noch nicht zwei Kilo wiegen. Auf Grund dieſes Umſtandes verſichere ich Ihnen, dies hier iſt in der Tat nicht das Kind der Frau John. Es mag richtig ſein, daß es das Ihre iſt. Ich könnte das ſchlechterdings nicht bezweifeln. Das Kind der Frau John aber kenne ich und bin ſicher, daß es mit dieſem durchaus nicht identiſch iſt.

Frau Kielbacke

reſpektvoll.

Nee nee, det muß wahr ſind: et is nich identiſch.

Die Piperkarcka

Det Kindken is janz jenug identiſch, wenn och bißchen ſchlecht jenährt und ſchwächlich is. Det is janz richtig hier mit det Kind! Will Eid ſchwören, daß richtig identiſch is.

Direktor Haſſenreuter

Ich bin ſprachlos. — (Zu den Schülern.) — Unſer Unterricht ſteht heute unter einem feindlichen Stern, werte Jünglinge! Ich weiß nicht wieſo, aber der Irrtum der Damen beſchäftigt mich. — (Zu den Frauen.) — Sie werden ſich in der Tür geirrt haben.

Frau Kielbacke

Ick ha ſelbſt mit det Freilein und mit den Herrn von die Vormundſchaft det Kindeken aus die Stube mit Schild Frau Mauerpolier John uf'n Hausflur jeholt. Frau John war nich da und Mauerpolier John iſt in Altona abweſend.

Schutzmann Schierke kommt, behäbig und gemütlich.

Direktor Haſſenreuter

Ah, da iſt ja Herr Schierke! Was wünſchen Sie denn?

Schierke

Herr Direkter, ick habe erfahren, det zwee Frauensleute hier oben jeflichtet ſind.

Direktor Haſſenreuter

Zwei Frauen ſind hier. Aber wieſo denn geflüchtet?

Frau Kielbacke

Wir ſind nich jeflichtet.

Direktor Haſſenreuter

Sie fragten nach meiner Aufwärterin.

Schierke

Erlauben Se, det ich ſe och mal wat frache.

Direktor Haſſenreuter

Bitte.

Die Piperkarcka

Laß er man frachen. Deswechen kann ruhig ſint.

Schierke

zur Frau Kielbacke.

Wie heißen Sie?

Frau Kielbacke

Ick bin Frau Kielbacke.

Schierke

Woll von det Landeskindererziehungsheim. Wo wohnen Sie?

Frau Kielbacke

In de Linienſtraße neun.

Schierke

Iſt das Ihr Kind, was Sie bei ſich haben?

Frau Kielbacke

Det is Freilein von Piperkarcka ihr Kind.

Schierke

zur Piperkarcka.

Ihr Name?

Die Piperkarcka

Paula von Piperkarcka aus Skorzenin.

Schierke

Die Frau will behaupten, das wäre Ihr Kind. Wollen Sie das alſo auch behaupten?

Die Piperkarcka

Herr Schutzmann, ick muß erjebenſt um Schutz bitten, weil hier unrechtmäßigerweiſe verdächtigt bin. Is Herr von die Stadt mit mich hier jeweſen. Haben mein Kind aus Stube Frau John, wo in Flege jeweſen, rausjeholt ...

Schierke

mit durchbohrendem Blick.

Et kann och die Tire jejenüber bei de Reſtaurateurswitwe Knobbe jeweſen ſind. Wer weeß, wat Sie mit det Kindeken vorhaben, wovon Sie abjeſandt und beſtochen ſind. 'N jutes Jewiſſen haben Se nich. Jenommen un denn hier rufjeſchlichen, weil det die rechtmäßige Mutter, Witwe Knobbe, wo beſtohlen is, Treppen und Jänge abſuchen, und weil ſchräg jejenüber Polizeiwache is.

Die Piperkarcka

Is mich janz jleichgiltig Polizeiwache, bin ...

Direktor Haſſenreuter

Sie ſind widerlegt, meine beſte Perſon! Wollen Sie denn das gar nicht begreifen? Sie ſagen, unſere John hätte kein Kind. Sie ſagen, wollen Sie bitte gefälligſt aufpaſſen, Sie hätten Ihr Kind, das angeblich für das von Frau John gegolten habe, aus Frau Johns Zimmer herausgeholt! Nun alſo: wir alle hier kennen Frau Johns Kind und das, was Sie da haben, iſt ein anderes! Verſtanden?! Was Sie behaupten alſo, kann, nach Adam Rieſe unter gar keinen Umſtänden zutreffend ſein! — Übrigens wär mir's jetzt lieb, Herr Schierke, Sie nehmen die Damen mit ſich fort, und ich könnte hier meinen Unterricht fortſetzen.

Schierke

Ja, denn kommen wir bloß mang die Knobben mit ihren Anhang rin. Nämlich das Kind iſt jeſtohlen worden.

Die Piperkarcka

Aber nich von mich. Is jeraubt von Frau John.

Schierke

Schon jut! — (Unbeirrt zum Direktor.) — Und es ſoll ja, wie't beeßt, von Vaters Seite, blaublütig ſind. Die Knobbe meent ja, et is 'n Komplott von Feinde, weil man ihr die Rente un womeglich Kadettenerziehung in 'ne jewiſſe Jejend nich jennen dut. — (Es wird mit Fäuſten an die Tür geſchlagen.) — Det is de Knobbe. Da is ſe ſchonn.

Direktor Haſſenreuter

Herr Schierke, Sie ſind mir verantwortlich: dringen die Leute bei mir ein und erleide ich eine Schädigung, ſo wende ich mich an den Polizeipräſidenten: ich bin mit Herrn Maddei gut bekannt. Keine Furcht, liebe Kinder, ihr ſeid meine Kronzeugen.

Schierke

an der Tür.

Draußen jeblieben! Hier rin kommen Se nich.

Ein kleiner Janhagel heult auf.

Die Piperkarcka

Soll ſchreien, was will, bloß mein Kindchen nich nah kommen.

Direktor Haſſenreuter

Es iſt beſſer ſo. Treten Sie einſtweilen hier in die Bibliothek hinein. — (Er bringt die Piperkarcka, die Kielbacke und das Kind in die Bibliothek.) — Und jetzt, Herr Schierke, wollen wir meinethalben dieſe Megäre da draußen herein laſſen.

Schierke

der die Tür ein wenig öffnet.

So! Aber bloß de Knobben! Komm Se mal rin.

Frau Sidonie Knobbe erſcheint. Sie iſt eine hohe, abgezehrte Erſcheinung mit ſtark ramponierter modiſcher Sommertoilette. Ihr Geſicht trägt die Stigmata der Straße, zeugt aber übrigens nicht von ſchlechter Abkunft. Ihre Allüren ſind merkwürdig damenhaft. Sie redet mit Affektation, ihre Augen deuten auf Alkohol und Morphium.

Frau Knobbe

indem ſie hereingeſegelt kommt.

Es iſt keine Urſache zur Beſorgnis, Herr Direktor. Vorwiegend ſind es kleine Jungens und kleine Mädchen, da ich kinderlieb bin, wie Sie wiſſen, die mit mir gekommen ſind. Verzeihen Sie gütigſt, wenn ich hier eindringe. Eines der Kinder ſagte mir, es hätten ſich zwei Frauen mit meinem Söhnchen zu Ihnen heraufgeſchlichen. Ich ſuche mein Söhnchen, genannt Helfgott Gundofried, da es tatſächlich aus meiner Wohnung verſchwunden iſt. Ich möchte Sie aber nicht inkommodieren.

Schierke

Darum wollt' ick och janz jehorſamſt bitten, verſtehn Se mich.

Frau Knobbe

dieſe Worte mit hochmütiger Kopfbewegung übergehend.

Ich habe unten im Hof zu meinem Leidweſen einen gewiſſen Lärm erregt. Man überblickt von da aus die Fenſter, und ich habe mich bei den Leuten erkundigt, bei der armen Zigarrenarbeiterin im zweiten Stock, bei der kleinen ſchwindſüchtigen Näherin am Fenſter im dritten Stock, ob meine Selma mit meinem Söhnchen etwa bei ihnen iſt. Es liegt mir fern, Skandal zu erregen. — Sie müſſen wiſſen, Herr Direktor — ich weiß ſehr wohl, daß ich hier unter den Augen eines Mannes von Bedeutung, ja, eines berühmten Mannes bin! — Sie müſſen wiſſen, ich bin, was Helfgott Gundofried angeht, gezwungen, auf meiner Hut zu ſein! — (Mit ſchwankender Stimme, das Taſchentuch zuweilen an die Augen führend.) — Ich bin eine arme, vom Schickſal verfolgte Frau, mein Herr, die geſunken iſt und die beſſere Tage geſehen hat. Aber ich will Sie damit nicht langweilen. Ich werde verfolgt! man will mir die letzte Hoffnung nun auch rauben.

Schierke

Sagen Se kurz, wat Se wünſchen. Sputen Se ſich.

Frau Knobbe
wie vorher.

Nicht genug: man hat mich veranlaßt, hat mich gezwungen, meinen ehrlichen Namen abzulegen. Ich habe dann in Paris gelebt und ſchließlich einen brutalen Menſchen geheiratet, den Pächter von einem ſüddeutſchen Schützenhaus, weil ich den blöden Gedanken hatte, in meinen Angelegenheiten dadurch gebeſſert zu ſein. O dieſe Schurken von Männern, Herr Direktor!!

Schierke

Det fihrt zu weit. Menagieren Se ſich.

Frau Knobbe

Es freut mich, daß ich Gelegenheit finde, endlich mal wieder einem Manne von Bildung und Geiſt in die Augen zu ſehn. Mein Herr, ich könnte Ihnen eine Geſchichte vortragen ... im Volksmund heiße ich hier die „Gräfin“, und Gott iſt mein Zeuge, in meiner frühen Jugend war ich nicht weit entfernt davon! Eine Zeitlang war ich auch Schauſpielerin! Wie ſagte ich: eine Geſchichte vortragen aus meinem Leben, aus meiner Vergangenheit, die den Vorzug hat, nicht erfunden zu ſein.

Schierke

Na wer weeß och.

Frau Knobbe

mit Emphaſe.

Mein Elend iſt nicht erfunden. Trotzdem es erfunden klingt, wenn ich ſage, wie ich eines Nachts im tiefſten Abgrunde meiner Schande einen Vetter, einen Jugendgeſpielen, der jetzt Garderittmeiſter iſt, nachts auf der Straße traf. Er lebt oberirdiſch, ich unterirdiſch, ſeit mich mein adelſtolzer Herr Vater verſtieß, nachdem ich als junges Ding einen Fall getan hatte. O Sie ahnen nicht, welcher Stumpfſinn, welche Roheit, welche Gemeinheit in meinen Kreiſen üblich iſt. Ich bin ein zertretener Wurm, Herr Direkter, und doch, dorthin, nach dieſem glänzenden Elend, ſehne ich mich nicht eine Sekunde zurück.

Schierke

Nun woll'n wir jefälligſt zur Sache kommen.

Direktor Haſſenreuter

Bitte, Herr Schierke, mich intereſſiert das! unterbrechen Sie zunächſt mal die Dame nicht — (zur

Knobbe) — Sie hatten von Ihrem Vetter geſprochen. Sagten Sie nicht, daß er Garderittmeiſter iſt?

Frau Knobbe

Er war in Zivil. Er iſt Garderittmeiſter. Er erkannte mich, und wir feierten ſchmerzlich ſelige Stunden alter Erinnerung. In ſeiner Begleitung befand ſich — ich nenne den Namen nicht! — ein blutjunger Leutnant. Kerlchen wie Milch und Blut, aber zart und ſchwermütig. Herr Direktor, ich habe die Scham verlernt! man hat mich neulich ſogar aus einer Kirche herausgewieſen: warum ſoll eine ſo zertretene, entehrte, verlaſſene, mehrmals vorbeſtrafte Perſon vor Ihnen nicht offen bekennen, daß er der Vater meines Helfgott Gundofried geworden iſt.

Direktor Haſſenreuter

Des Kindes, das Ihnen entwendet wurde?

Frau Knobbe

Wie die Leute ſagen. Es kann ja ſein! ich ſelbſt, obgleich meine Feinde mächtig ſind und jedwedes Mittel in der Hand haben, ich bin noch nicht ganz überzeugt davon. Vielleicht iſt es aber doch ein Komplott, von den Eltern des Vaters angezettelt, Menſchen, die, Sie würden erſtaunen, Träger eines der älteſten und berühmteſten Namens und Geſchlechtes ſind. Adieu! Herr Direktor, was Sie auch von mir hören ſollten, denken Sie nicht, mein beſſeres Fühlen iſt in dem

Sumpfe total erſtickt, in den ich mich ſtürzen muß. Ich brauche den Sumpf, wo ich gleich und gleich mit dem Abſchaum der Menſchheit bin. Da, hier — (ſie weiſt ihren nackten Arm vor) — vergeſſen! Betäubung! Ich verſchaffe es mir mittels Chloral, mittels Morphium! Ich finde es in den menſchlichen Abgründen. Warum nicht? wem bin ich verantwortlich? Einſt wurde meine geliebte Mama meinetwegen von meinem Vater heruntergemacht! Die Bonne bekam meinetwegen Krampfanfälle! Mademoiſelle und eine engliſche Miß riſſen ſich, weil jede behauptete, daß ich ſie mehr liebte, in der Wut gegenſeitig die Chignons vom Kopf. Jetzt ...

Schierke

Sage ick Ihnen, jetzt hören Se uf: wir kenn hier Leute nich Freiheit berauben. — (Er öffnet die Bibliothekstür.) — Jetzt ſagen Se, ob det hier Ihr Kindeken is.

Zuerſt tritt die Piperkarcka mit haßerfüllten Augen, Frau Knobbe anſtarrend, aus der Tür. Die Kielbacke mit dem Kinde folgt. Schierke nimmt das Tuch von dem Kindchen.

Die Piperkarcka

Was wollen von mich? Was kommen mir nachſetzen? Bin ick Zijeuner? Sollen wohl Kinder ſtehlen in Häuſer jehn? Was? Sind nich geſcheit! Werden mich ſchön hüten! Hab' ſelber für mich und mein Kind kaum Eſſen jenug! Wer 'rumjehn, wer fremde Kinder aufleſen und jroß füttern, wo eijnes mir ſchon jenug Kummer und Arjer macht.

Frau Knobbe

glotzt, ſieht ſich fragend und hilfeſuchend um. Holt dann ſchnell ein Flakon aus der Taſche und gießt den Inhalt auf ihr Schnupftuch. Das Schnupftuch führt ſie dann an Mund und Naſe und ſaugt den Duft des Parfüms, um nicht ohnmächtig zu werden. Hierauf glotzt ſie wie vorher.

Direktor Haſſenreuter

Ja warum ſprechen Sie nicht, Frau Knobbe? Das Mädchen behauptet, daß ſie ſelbſt und nicht Sie, Frau Knobbe, Mutter des kleinen Kindes iſt.

Frau Knobbe

erhebt den Schirm, um damit zu ſchlagen. Man fällt ihr in den Arm.

Schierke

Det jibt's nich! Det is hier nich Kindererziehung! Det machen Se, wenn Se unter ſich in de Kinderſtube alleene ſind! -- Die Hauptſache bleibt, wen jehert hier det Kind? — Und nu ... und jetzt ... Frau verwitwete Knobbe, ieberlechen Se ſich, det Se hier reenſte Wahrheit ſachen! So! Is et Ihret? oder 'n fremdet Kind?

Frau Knobbe

bricht los.

Ich ſchwöre bei der heiligen Mutter Gottes, bei Jeſus Chriſtus, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, daß ich Mutter von dieſem Kinde bin.

Die Piperkarcka

Und ick ſchwöre bei heilije Mutter Jottes . . .

Direktor Haſſenreuter

Halt, Fräulein, retten Sie Ihre Seele! — Es mag meinethalben ein Fall von den allerverwickeltſten Umſtänden ſein! Sie ſchwören dabei vielleicht vollſtändig gutgläubig, aber Sie werden mir das gewiß zugeben: jede von Ihnen könnte zwar die Mutter von Zwillingen ſein — ein Kind mit zwei Müttern iſt nicht zu denken!

Walburga

die unverwandt und ſtarr, gleich Frau Knobbe, aus der Nähe das Kind betrachtet.

Papa! Papa! So ſieh doch mal erſt das Kind.

Frau Kielbacke

weinerlich, entſetzt.

Ja, det Kindeken ſtirbt ſchon jlob ick, ſeit ick hier drin im Zimmer jeweſen bin.

Schierke

Wat?

Direktor Haſſenreuter

Wie? — (Er tritt energiſch näher und betrachtet einige Zeit ebenfalls das Kind.) — Das Kindchen iſt tot! Das iſt ohne Frage! — Hier iſt ohne Zweifel einer geweſen, unſichtbar, der über das unbeteiligte arme, kleine Streitobjekt ein wahrhaft ſalomoniſches Urteil geſprochen hat.

Die Piperkarcka

verſteht nicht.

Wat jiebt denn?

Schierke

Ruhe! — Komm Sie mit.

Frau Knobbe ſcheint die Sprache verloren zu haben. Sie ſteckt ihr Taſchentuch in den Mund. Tief in ihrer Bruſt röchelt es. Schierke, die Kielbacke mit dem toten Kinde, gefolgt von Frau Knobbe und der Piperkarcka ab. Man hört Gemurmel auf dem Flur.

Der Direktor kommt wieder, nachdem er hinter den Abgehenden die Tür verſchloſſen hat.

Direktor Haſſenreuter

Sic sunt fata hominum. Erfinden Sie ſo was mal, guter Spitta.

Vierter Akt

Die Wohnung des Maurerpoliers John, wie im zweiten Akt. Es iſt früh gegen acht Uhr Sonntags.

Maurerpolier John befindet ſich unſichtbar hinter dem Verſchlage. Man kann aus ſeinem Planſchen und Pruſten entnehmen, daß er bei der Morgenwäſche iſt. Quaquaro iſt eben eingetreten und hat die Klinke der Flurtür in der Hand.

Quaquaro

Sache ma, is deine Frau zu Hauſe, Paul?

John

hinterm Verſchlag.

Noch nich, Emil. Meine Frau is mit den Jungen bei meine verheirate Schweſter in Hangelsberg. Will aber heut morchen noch wiederkomm. — (John erſcheint, ſich abtrocknend, in der Tür des Verſchlages.) Schen juten Morchen, Emil.

Quaquaro

Morchen, Paul.

John

Na wat jibt et Neies? Jck bin vor 'ne halbe Stunde erſt von de Bahn aus Hamburch jekomm.

Quaquaro

Jck ſah dir ins Haus jehn un Treppe ruffſteichen.

John

aufgeräumt.

Na ja, Emil, du biſt eben ſo 'n richticher Zerberus.

Quaquaro

Sache ma, Paul: wie lange is deine Frau mit det Kleene in Hangelsberg?

John

J, det muß ſo um die acht Dache ſo rum ſind, Emil. Wiſte wat von ehr? Miete hat ſe doch woll richtich abjeführt. Jbrigens kann ick jleich kindigen, Emil. Denn et is nu ſo weit: wir ziehn an erſchten Oktober. Jck ha Muttern nu endlich breit jekricht, det wir aus det olle wacklige Staatsjebäude raus und in 'ne beßre Jejend ziehn.

Quaquaro

Nach Altona wiſte nu nich mehr zurick?

John

Nee! bleibe in Lande und nähre dir redlich! Jck jeh nich mehr auswärts! Nich in die Hand! — Schon erſtlich: immer uf Schlafſtelle rumdricken! und denn och: jinger wird eener nich! De Mächens wolln och all nich mehr recht mehr ſo anbeißen ... Nee nee, et is jut ſo, det ma det ewiche Wanderleben zu Ende is.

Quaquaro

Deine Frau hat et jut anjeſchlachen, Paul.

John

gut gelaunt.

Na, junge Ehe, wo ebent erſt Kindchen jekomm is!? Ick ha zum Meeſter jeſacht: ick bin jung verheirat! Denn hat er jefracht, ob meine erſchte Frau jeſtorben is? O konträr! Janz in't Jejenteil, hab' ick jeantwort: die is ſo lebendig und quietſchfidel, die hat ſojar noch 'ne quietſchfidelen kleenen Berliner zujekricht! — Wie ick heute Morchen, Berlin—Hamburg—Stendal—Ülzen zum letztenmal uf'n Lehrter Bahnhof mit mein janzes Zeug aus de vierte Klaſſe jeſtiegen bin, hab' ick 'n lieben Jott, der Deibel hol mir! ſo alt wie ick bin, mit een Seufzer jedankt. Er wird ihm wohl bei den Lärm uf'n Lehrter nich jehert haben.

Quaquaro

Haſte jehert, Paul, det drieben de Knobbe ihr Jüngſtes och wieder mit Det abjejang is?

John

Nee! Wie ſoll ick da von wat jehert haben. Aber wenn et det is, denn is et doch jut, Emil. Als ick det Wurm vor acht Dache jeſehn habe, wo Krämpfe hatte und Selma jekomm is und ick und Mutter haben ihm noch'n Löffel Zuckerwaſſer injejoſſen, da war et doch ſchon reichlich reif for't Himmelreich.

Quaquaro

Sache ma, haſte denn von die Umſtände jar nich jehert, wie und wo det Kindchen zu Dode jekomm is?

John

Nee! — (Er zieht eine lange Tabakspfeife hinter dem Sofa hervor.) — Wart ma! ick brenne mir erſt ma 'ne Pipe an. Nee! wo ſoll ick da von wat jehert haben.

Quaquaro

Ick verwunder mir aber doch, det deine Frau dir niſcht von jeſchrieben hat.

John

J, mit Jette und mit die Knobbekinder is det, ſeit det mir 'n eegnet Kind haben, bei Muttern uf eema wie abjeſchnappt.

Quaquaro

lauernd.

Deine Frau wollte ja doch immer brennend jerne 'n Sohn haben.

John

Na det is och! Meenſte woll etwa, ick nich? For wat rackert eens denn? For wat ſchind ick mir denn? Det is doch wat anders, wenn 'n ſcheenet rundet Stück Jeld for'n eijnen Sohn oder for Schweſterkinder ufjeſpart bleiben dut.

Quaquaro

Weeſte denn nich, det 'n fremdet Mächen jekomm is, Paul, und hat behauptet, det det Kind von de Knobbe jar nich ihr eechnet, ſondern det Kind von det fremde Mächen jeweſen is?

John

Nanu? De Knobben und Kinderſtehlen? Wenn't Mutter wär! aber de Knobben doch nich. Sach ma, Emil, wat is denn det for 'ne Jeſchichte.

Quaquaro

Na, nu, d'r eene ſagt ſo, d'r andre ſagt ſo. De Knobben ſagt, det von een Komplott mit Detektivs aus jewiſſe Kreiſe det kleene Balch nachjeſtellt worden is. Un det is nu ja och richtig janz feſtjeſtellt: et war det Kind von de Knobben jeweſen! — Kannſt du mich irgendeenen Wink jeben, wo de letzten Dache dein Schwager is?

John

Meenſte dem Schlachtermeeſter in Hangelsberg?

Quaquaro

J nee, durchaus nich wat der Mann von deine Schweſter, ſondern von deine Frau der Bruder is.

John

Da meenſt du Brunon?

Quaquaro

Jewiß doch.

John

Na, noch wat, da kimmere ick mir noch wat eber drum, ob de Hunde noch immer bei Prellſteine jehn. Von Brunon will ick weiter niſcht wiſſen.

Quaquaro

Her mich ma zu, Paul. Arjer dir nich. Nämlich uf Polizeiſtelle is bekannt, det Bruno mit det polniſche Mächen, wo uf det Kindeken Anſpruch machen wollte, jleich neulich hier vor de Haustür und dann och an eene jewiſſe Stelle von de Uferſtraße, wo de Jerber de Felle wegſchwimmen, jemeinſam jeſichtet is. Nu is det Mächen janz jänzlich verſchwunden. Weiter wat Näheres weeß ick nu freilich nich! Bloß det ſe von Polizei wechen det Mächen ſuchen.

John

ſtellt entſchloſſen die lange Pfeife weg, die er ſich angeſteckt hatte.

Ick weeß nich, ick ha keen Juſto heut morchen! — Ick weeß nich, wat in mir jefahren hat, ick war ſo verjnügt wie'n Eckenſteher. Uf eemal is mich ſo kodderig zumut, det ick an liebſten jleich wieder nach Hamburg mechte un jar niſcht weiter heren und ſehn! — Wat kommſt de denn mir, Emil, mit ſo 'ne Jeſchichten?

Quaquaro

Ick wollte dir man bloß bißken ufklären, wat inzwiſchen, wo ja du un wohl ja och deine Frau auswärts jeweſen is, in deine Behauſung jeſchehn is.

John

In meine Behauſung?

Quaquaro

Det is ja! Jawoll! Selma hatte ja, heeßt et, det Knobbeſche Jungchen in Kinderwachen hier rieberjeſchoben, wo et det fremde Frauenzimmer mit ihre Begleitung aus deine Wohnung jenommen und wechjetragen hat. Oben bei de Kammedienſpieler is ſe ja dann noch jlicklich jeſtellt worden.

John

Wat is ſe?

Quaquaro

Und da haben ſich och de Knobbe un det fremde Mächen ieber det tote Kind bei de Haare jekricht.

John

Wenn ick man wißte, wat mir det ſoll, Emil, wo doch alle Ochenblicke hier mit Frauenzimmer een Jewürge is. Laß ſe man kampeln! Mir is det jleichjiltig! Nämlich, Emil, wenn da nich ſonſt wat dahinter is!?

Quaquaro

Deshalb komm ick ja, Paul! Et is wat dahinter! Det Mächen hat nämlich mehrmals vor Zeuchen ausjeſacht: erſtlich, det Wurm von de Knobbe, det wär ihr Kind und det hätt' ſe ausdricklich bei deine Frau, Paul, in de Flege jejeben.

John

ſtutzt, lacht befreit.

Der pickt et! der is woll ma nich janz unwohl jeworden!

Erich Spitta kommt.

Spitta

Guten Morgen, Herr John.

John

Juten Morchen, Herr Spitta. — (Zu Quaquaro, der noch in der geöffneten Tür ſteht.) — 'S jut, Emil! Ick wer mir wiſſen zu richten nach.

Quaquaro ab.

John

fährt fort.

Nu ſehn Se ma ſo 'n Männeken, Herr Spitta! Mit een Fuß ſteht er in't Jefängnis, mit 'n andern is er Liebkind beim Bezirkskommiſſar uf't Polizeibüro! un denn jeht er bei ehrliche Leute rumſchnüffeln.

Spitta

Hat Fräulein Walburga Haſſenreuter nach mir gefragt, Herr John?

John

Bis jetzt noch nich. Nee, det ick nich wüßte! — (Er öffnet die Flurtür.) — Selma! — Entſchuldjen Se mir ma 'n Ojenblick. — Selma! — Ick muß ma det Mächen wat aushorchen.

Selma Knobbe kommt.

Selma

noch in der Tür.

Wat is?

John

Mach ma de Tir zu, komm ma 'n bißken 'rin! Un nu ſach mal, Mächen, wat det hier in de Stube mit dein kleenet verſtorbenet Briderchen und mit det fremde Weibsbild jeweſen is.

Selma

die, mit merkbar ſchlechtem Gewiſſen, lauernd näher getreten iſt, jetzt ſehr wortgewandt.

Ick hatte den Kinderwachen hier rieber jeſchoben. Ihre Frau war nicht da und da dacht ick, det hier drieben, wo doch det Briderken ſowieſo krank war und immer ſchrie, det hier drieben bei Sie mehr Ruhe is. Nu kam een Herr un kam eene Dame un noch 'ne Frau kam uf eemal hier rin. Und denn ha'm ſe det Kindeken hier aus 'n Wachen raus, friſche Wäſche jewickelt un mit fortjenomm.

John

Und denn hat die Dame jeſacht, et wär ihr Kind und ſe hätt' et bei Muttern, als wie det meine Olle is, hätt' ſe's, ſagt ſe, in Flege jejeben?

Selma

lügt.

I, jar keene Ahnung, da wißt ick wat von.

John

ſchlägt auf den Tiſch.

Na zum Kreuzdonnerwetter, det wär ja och bledſinnig.

Spitta

Erlauben Sie mal, das hat ſie geſagt: wenn nämlich von dem Vorfall zwiſchen den beiden Frauen oben bei Direktor Haſſenreuter die Rede iſt.

John

Det haben Se mit anjeſehn, Herr Spitta, wo de Knobben und de andere um det Würmchen jezerjelt hat?

Spitta

Allerdings. Das hab' ich mit angeſehn.

Selma

Weiter kann ick niſcht ſachen, und wenn mir och Schutzmann Schierke und meinswechen der lange Polizeileitnam janzem zwee Stunden und länger verhören dut. Ick weeß eben niſcht. Ick kann eben niſcht ſachen.

John

'N Polizeileitnam hat dir ausjefracht?

Selma

knutſcht.

Se wollen doch Maman in Kaſten bringen, weil et Leute anjezeicht un jelogen haben, det unſer Kindeken vahungert is.

John

Ach! ſo! — Na Selma, jeh, laß ma 'n Kaffee durchlofen.

Selma begibt ſich an den Herd, wo ſie den Kaffee für John zubereitet. John ſelbſt geht an den Arbeitstiſch, nimmt den Zirkel und zieht dann mit der Schiene einige Linien.

Spitta
mit Überwindung.

Eigentlich hoffte ich Ihre Frau hier zu treffen, Herr John. Mir hat jemand geſagt, Ihre Frau hätte gegen Sicherheit mitunter kleine Beträge an Studenten geliehen. Ich bin nämlich in Verlegenheit.

John

Det mag ſind. Aber det is Mutterns Sache, Herr Spitta.

Spitta

Ganz offen geſagt, wenn ich bis heute abend kein Geld ſchaffe, werden meine paar Bücher und Habſeligkeiten von meiner Zimmerwirtin mit Beſchlag belegt und man ſetzt mich eigentlich auf die Straße.

John

Ick denke Ihr Vater iſt Paſter, Herr Spitta.

Spitta

Das iſt er. Aber gerade deshalb, und weil ich ſelber nicht Paſtor werden mag, habe ich geſtern abend einen furchtbaren Krach mit meinem Vater gehabt. Ich werde von ihm keinen Pfennig mehr annehmen.

John
arbeitend.

Det jeſchieht Vatern recht, wenn ick verhungern tu oder 'n Hals breche.

Spitta

Ein Menſch wie ich, wird nicht verhungern, Herr John. Geh ich aber zugrunde, ſo iſt mir's auch gleichgültig.

John

Det jlobt eener nich, wat unter euch Studenten for ausjehungerte arme Luderſch ſind. Aber keener will wat Reelles anfaſſen. — (Ferner Donner. John blickt durchs Fenſter.) — Heute wird ſchwule. Et donnert ſchon.

Spitta

Von mir dürfen Sie das nicht ſagen, Herr John, daß ich etwas Reelles nicht anfaſſen möchte: Stunden geben! für Geſchäfte Adreſſen ſchreiben! Ich habe das alles ſchon durchgemacht und damit, wie mit manchem anderen Verſuch, nicht nur Tage ſondern auch Nächte um die Ohren geſchlagen. Dabei hab' ich gebüffelt und Bücher gewälzt.

John

Menſch, jeh nach Hamburg und laß dir als Maurer inſtellen! Wie ick ſo alt war wie Sie, ha ick in Altona in Akkord ſchon bis zwelf Mark täglich verdient.

Spitta

Das mag ſein. Aber ich bin Geiſtesarbeiter.

John

Det kennt man.

Spitta

So?! Mir ſcheint nicht, daß Sie das kennen, Herr John. Vergeſſen Sie aber bitte nicht: Ihre Herrn Bebel und Liebknecht ſind auch Geiſtesarbeiter.

John

Na jut! Denn komm Se! denn wollen wir man wenigſtens frühſtücken. Allens ſieht ſich janz anderſch an, wenn det eener 'n Happenpappen jefrühſtückt hat. Se haben woll noch nich jefrühſtückt, Herr Spitta?

Spitta

Nein, offen geſtanden, heute noch nicht.

John

Na denn machen Se man det Se wat Warmes in Leib kriechen.

Spitta

Das hat Zeit.

John

I nee, Se ſehen ſehr vakatert aus. Und ick ha och die Nacht uf de Bahn jelejen. — (Zu Selma, die ein

Leinwandſäckchen mit Semmeln hereingeholt hat.) — Bring ma ſchnell noch 'ne Taſſe ran.

Er hat breit auf dem Sofa Platz genommen, tunkt Semmel ein und trinkt Kaffee.

Spitta

der noch nicht Platz nimmt.

Eine Sommernacht bringt man doch lieber im Freien zu, wenn man im übrigen doch nicht ſchlafen kann. Und ich habe nicht eine Minute geſchlafen.

John

Dem wollt ick ma ſehn, der in Dalles is und jut ſchlafen kann! Wer in Dalles is, hat och in Freien de meeſte Jeſellſchaft. — (Er vergißt plötzlich zu kauen.) — Komm ma her, Selma, ſache nochma janz jenau, wie det mit det fremde Mächen und det fremde Kind, det ſe hier aus de Stube jeholt hat, jeweſen is.

Selma

Ick weeß nich, det frächt mich 'n jeder, frächt mir Mama jetzt 'n lieben langen Dach! ob ick Brunon Mechelke jeſehn habe! ob ick wiſſen ſoll, wer oben uf'n Boden bei de Kammedienſpieler Kleider jeſtohlen hat! Wenn det ſo fortjeht ...

John

energiſch.

Mächen, wat haſte nich Lärm jeſchlagen, wie der Herr und det Freilein dir dein Brüderken aus'n Wachen jenommen hat?

Selma

Jeſchieht ihm ja niſcht, dacht ick! kriſt ma reene Wäſche.

John

faßt Selma beim Handgelenk.

Na nu komm ma mit, wollen ma rieber bei deine Mutter jehn.

John mit Selma an der Hand ab.

Sobald John verſchwunden iſt, fällt Spitta über das Frühſtück her. Bald darauf erſcheint Walburga. Sie iſt in großer Eile und ſehr aufgeregt.

Walburga

Biſt du allein?

Spitta

Augenblicklich ja. Guten Morgen, Walburga.

Walburga

Komm ich zu ſpät? Ich habe mich ja nur mit der allergrößten Schlauheit, mit der allergrößten Entſchloſſenheit, mit der allergrößten Rückſichtsloſigkeit, komme was wolle, von Hauſe losgemacht. Meine jüngere Schweſter hat mir die Tür vertreten. Das Dienſtmädchen! Ich ſagte aber zu Mama, wenn ſie mich nicht durch das Entree hinausließen, ſo möchten ſie nur die Fenſter vergittern: ſonſt würde ich drei Stock hoch durchs Fenſter direkt auf die Straße gehn.

Ich fliege. Ich bin mehr tot wie lebendig. Aber ich bin zum letzten bereit. Wie war es mit deinem Vater, Erich?

Spitta

Wir ſind auseinander. Er meinte, ich würde Treber freſſen wie weiland der verlorene Sohn, und ich möchte mir ja nicht einfallen laſſen, als Luftſpringer oder Kunſtreiter, wie er ſich auszudrücken beliebt, jemals wieder die Schwelle des Vaterhauſes betreten zu wollen. Für Geſindel öffne ſich ſeine Haustür nicht. Ich werd's verwinden! Nur meine arme gute Mutter bedaure ich. — Du kannſt dir nicht denken, mit welchem abgrundtiefen Haß ein ſolcher Mann gegen alles und alles, was mit dem Theater zuſammenhängt, geladen iſt! Der ſchrecklichſte Fluch iſt ihm nicht ſtark genug. Ein Schauſpieler iſt in ſeinen Augen von vornherein der allerverächtlichſte, ſchlechteſte Lumpenhund, der ſich denken läßt.

Walburga

Ich habe auch nun herausgekriegt, wie Papa dahintergekommen iſt.

Spitta

Mein Vater hat ihm dein Bild gegeben.

Walburga

Erich, Erich, wenn du wüßteſt, mit welchen ſchrecklichen, mit welchen grauenvollen Ausdrücken mich Papa in der Wut überſchüttet hat, und ich mußte zu allem ſtillſchweigen. Ich hätte ihm etwas ſagen können, das hätte ihn vielleicht mit ſeinen Tiraden von hoher Moral ſtumm und hilflos vor mir gemacht. Beinahe wollt' ich es auch: doch ich ſchämte mich ſo entſetzlich für ihn! Meine Zunge verſagte! Ich konnte nicht, Erich! Mama mußte ſchließlich dazwiſchentreten. Er hat mich geſchlagen. Er hat mich acht oder neun Stunden lang in den finſteren Alkoven eingeſperrt, um meinen Trotz zu brechen, wie er ſagt, Erich. Nun, das gelingt ihm nicht, Erich! Er bricht ihn nicht.

Spitta

nimmt Walburga in den Arm.

Du Brave! du Tapfere! Siehſt du, jetzt weiß ich erſt, was ich an dir beſitze! weiß ich erſt, was für ein Schatz du eigentlich biſt. — (heiß) — Und wie ſchön du ausſiehſt, Walburga.

Walburga

Nicht! Nicht! — Ich vertraue dir, Erich, weiter iſt es doch nichts.

Spitta

Und du ſollſt dich nicht täuſchen, ſüße Walburga. Sieh mal, ein Menſch wie ich, in dem es gärt und der was Beſonderes, Dunkles, Großes will, was er einſtweilen noch nicht recht deutlich machen kann, hat mit zwanzig Jahren die ganze Welt gegen ſich und iſt aller Welt läſtig und lächerlich. Aber glaub' mir: einſt wird das anders werden. In uns liegen die Keime. Der Boden lockert ſich ſchon! Wir ſind, wenn auch noch unterirdiſch, die künftige Ernte! Wir ſind die Zukunft! Die Zeit muß kommen, da wird die ganze weite, ſchöne Welt unſer ſein.

Walburga

Sprich weiter, Erich, das iſt mir ſo wohltätig.

Spitta

Walburga, ich habe geſtern abend meinem Vater auch von der Leber weg die Anklage des Verbrechens an meiner Schweſter ins Geſicht geſchleudert. Das hat den Bruch unheilbar gemacht. Er ſagte verſtockt: von einer Tochter, wie der von mir geſchilderten, wiſſe er nichts. Sie exiſtiere in ſeiner Seele nicht und, wie es den Anſchein habe, werde auch bald ſein Sohn dort nicht mehr exiſtieren. O dieſe Chriſten! O dieſe Diener des guten Hirten, der das verlorene Schaf doppelt zärtlich in ſeine Arme nahm! O du lieber Heiland, wie ſind deine Worte verkehrt, deine ewigen Lehren in ihr Gegenteil umgefälſcht worden. Aber als ich heut nacht bei Donnerrollen und Wetterleuchten auf einer Bank im Tiergarten ſaß und gewiſſe Berliner Hyänen um mich herumſchlichen, da fühlte ich die ruheloſe und zertretene Seele meiner Schweſter neben mir. Wie oft mag ſie ſelbſt im Leben Nächte hindurch obdachlos auf ſolchen Bänken und vielleicht auf derſelben Tiergartenbank geſeſſen haben, um in ihrer Verlaſſenheit, Ausgeſtoßenheit und Entwürdigung darüber nachzudenken, wie triefend von Menſchenliebe, triefend von Chriſtentum zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt dieſe allerchriſtlichſte Welt ſich manifeſtiert. Aber was ſie auch dachte, ich denke ſo: Die arme Dirne, die Sünderin, die vor neunundneunzig Gerechten geht, die von dem Drucke der Sünde der Welt belaſtet iſt, die arme Ausſätzige und ihre fürchterliche Anklage ſoll in meinem Inneren lebendig ſein! Und alles Elend, allen Jammer der Gemißhandelten und Entrechteten werfen wir mit in die Flamme hinein! Und ſo ſoll die Schweſter leben, Walburga, und ſoll Herrlicheres wirken vor Gott durch das Ethos, das meine Seele beflügelt, als die ganze kalte, herzlos böſe Moralpfafferei der Welt nicht vermag.

Walburga

Du warſt die Nacht im Tiergarten, Erich? Deshalb ſind deine Finger noch ſo eiskalt, und du ſiehſt ſo entſetzlich müde aus. Erich, du mußt mein Portemonnaie nehmen! Erich! nein bitte, du mußt! Ich verſichere dich! Was mein iſt, iſt dein! Sonſt liebſt du mich nicht, Erich! Erich, du darbſt! Wenn du meine paar Groſchen nicht nimmſt, verweigere ich zu Hauſe jede Nahrung! bei Gott, ich tu's! bis du vernünftig wirſt.

Spitta

würgt Tränen hinunter. Muß ſich ſetzen.

Ich bin nur nervös. Ich bin abgeſpannt.

Walburga

ſteckt ihr Portemonnaie in ſeine Hoſentaſche.

Nun ſieh mal, Erich, deshalb habe ich dich eigentlich hier zu Frau John beſtellt. Zu allem Unglück bekomme ich geſtern noch hier dieſe gerichtliche Vorladung.

Spitta

betrachtet ein Schriftſtück, das ſie ihm gereicht hat.

Du? Und weshalb denn das, ſag' mal, Walburga.

Walburga

Ich bin mir ſicher, daß es mit den geſtohlenen Sachen auf dem Oberboden zuſammenhängt. Aber es macht mich furchtbar unruhig. Wenn Papa das erfährt ... ja, was tu ich dann?

Frau John, das Kind auf dem Arm, ſtraßenmäßig angezogen, ſehr gehetzt, ſehr verſtaubt, kommt herein.

Frau John

erſchrocken, mißtrauiſch, halblaut.

Nu? Wat wollt ihr hier? Is Paul ſchon zu Hauſe? Ick war eben ma 'n bißken mit det Kindken uf de Jaſſe jejangn.

Sie trägt das Kind hinter den Verſchlag.

Walburga

Bitte, Erich, ſprich doch mal über meine Vorladung mit Frau John.

Frau John

Paul is ja zu Hauſe, da liejen ja ſeine Sachen.

Spitta

Fräulein Haſſenreuter wollte Sie gern mal ſprechen. Sie hat nämlich, wahrſcheinlich wegen der geſtohlenen Sachen, Sie wiſſen ja, auf dem Oberboden, eine gerichtliche Vorladung.

Frau John

tritt aus dem Verſchlage.

Wat? Eene Vorladung ham Sie jekricht, Freulein Walburga? Na, denn nehm ſich in Obacht! Jck ſpaße nich! un phantaſieren Se womeglich von ſchwarzen Mann.

Spitta

Was Sie da ſagen, Frau John, iſt unverſtändlich.

Frau John

zur häuslichen Beſchäftigung übergehend.

Habt ihr jehert, det draußen in eene Laubenkolonie vor't Halleſche Tor der Blitz heute morchen Mann, Frau und 'n Mächen von ſieben unter eene hohe Pappel erſchlagen hat?

Spitta

Nein, Frau John.

Frau John

Et pladdert ſchon wieder.

Man hört, wie ein Regenſchauer niedergeht.

Walburga

ängſtlich.

Komm Erich, wir wollen trotzdem ins Freie gehn.

Frau John

lauter und lauter werdend.

Und wiſſen Se wat: ick habe die Frau kurz vorher noch jeſprochen, wo nachher von Blitze erſchlachen is. Die hat jeſacht — nu hern Se ma zu, Herr Spitta .... een dotet Kindeken, det man in Kinderwachen legt und raus in die warme Sonne rickt — det muß aber Sommerſonne und Mittagsſonne ſind, Herr Spitta! — det zieht Atem! det ſchreit! det is wieder lebendig! — Det jloben Se nich? wat? det ha ick mit meine Ochen jeſehn.

Sie geht in eigentümlicher Weiſe im Kreiſe herum, ohne ſcheinbar mehr etwas von der Gegenwart der beiden jungen Leute zu wiſſen.

Walburga

Du, die John iſt unheimlich, komm!

Frau John

noch lauter.

Det jloben Se nich, det det wieder lebendig is? Denn kann Mutter kommen und nehmen. Denn muß et jleich Bruſt kriejen.

Spitta

Adieu, Frau John.

Frau John

noch lauter.

Bringt, ſeltſam aufgeregt, die beiden jungen Leute bis zur Tür.

Sie jloben det nich! Det is aber heilig ſo, Herr Spitta.

Spitta und Walburga ab.

Frau John

hält die Tür in der Hand, ruft noch auf den Flur hinaus.

Wer det nich jlobt, der weeß von det janze Jeheimnis, wo ick entdeckt habe, niſcht.

Maurerpolier John ſteht in der Tür und tritt gleich darauf ein.

John

J, da biſt du ja, Mutter! Schen willkomm! Von wat for'n Jeheimnis ſprichſt du denn?

Frau John

wie aufwachend, faßt ſich an den Kopf.

Ick? — Ha ick denn von 'n Jeheimnis jeſprochen?

John

Na ick denke doch, wenn ick nich ſchwerherig bin. Biſte nu 'n Jeiſt oder biſtes wirklich?

Frau John

befremdet, ängſtlich.

Woſo ſoll ick 'n Jeiſt ſind?

John

ſchlägt ſeine Frau gutmütig auf den Rücken.

Jette, beiß mir man nich. Jck freu mir ja reichlich deswechen, det de nu wieder mit dein Patenjeſchenk bei mich biſt! — (Er geht hinter den Verſchlag.) — Et ſieht aber 'n bißken miſerich aus, Jette.

Frau John

Et vertrug de Milch nich. Det kommt, weil draußen uf'n Lande de Kühe ſchon jrienet Futter kriejen. Hier von de vereinichte Molkerei ha ick wieder welche, wo trocken jefüttert is.

John

erſcheint wieder.

Jck ſag's ja, was biſte erſt mit det Kind uf de Bahn und raus aus de Stadt jeturnt! Jck ſpreche, die Stadt is an allerjeſindſten.

Frau John

Nu bleib ick och wieder zu Hauſe, Paul.

John

Jn Altona, Jette, is och nu allet in't reene jebracht. Jejen Mittag treff' ick mit Karln zuſamm, und denn will er mir ſachen, wenn ick beim neuen Meeſter antreten kann! — Hör ma: ick ha och wat mitjebracht.

Er ſchüttelt eine kleine Kinderklapper, die er aus der Hoſentaſche nimmt.

Frau John

Wat denn?

John

Det Leben wird in de Kinderſtube, weil et doch in Berlin manchma immer 'n bißken zu ſtille is! — Horch ma, wie't kräht. — (Man hört das Kindchen allerlei vergnügte Geräuſche machen.) — Nee Mutter, wenn ſo 'n Kindeken kräht, dafor jeb ick Amerika.

Frau John

Haſte ſchonn jemand jeſprochen, Paul?

John

Nee! — Ick ha hechſtens heut morchen Quaquaron jeſprochen.

Frau John

ſcheu, geſpannt.

Nu? und?

John

I, laß man, jar niſcht, et war weiter niſcht.

Frau John

wie vorher.

Wat hat er jeſacht?

John

Wat ſoll er jeſacht haben? — Na, wenn de ſchon keene Ruhe jeben duſt — wat ſoll det nitzen an Sonntag morchen? — er hat mir ma wieder nach Brunon jefracht.

Frau John

haſtig, bleich.

Wat ſoll denn Bruno wieder jemacht haben?

John

Jar niſcht! — Hier, komm und trink 'n Schluck Kaffee, Jette, und ärjer dir nich! — Wat kannſt de dafür, wenn eener ſo 'n ſauberet Brüderken hat? — Wat brauchen wir uns um andre bekimmern?

Frau John

Det mecht ick wiſſen, wat ſo 'ne olle dußliche Dromlade, wo 'n janzen Tag ſpionieren dut, immer von Brunon zu quaſſeln hat.

John

Jette, mit Brunon laß mir in Frieden! — — — Sieh ma ... i wat denn? ... lieber nich! ... Aber wenn ick da wieder wat ſollte von ſachen: det ſoll mir nich wundern, wo mit Bruno ma jelejentlich in Jefängnishof, haſte nich jeſehn! ma'n ſchnellet Ende is. — **(Frau John läßt ſich am Tiſch nieder, wird grau im Geſicht, ſtützt ſich auf beide Ellenbogen und atmet ſchwer.)** — Vielleicht och nich! nimm et dir man nich jleich ſo zu Herzen! — — Wat macht denn de Schweſter?

Frau John

Ick weeß et nich.

John

Na ick denke, de biſt bei ſe draußen jeweſen.

Frau John

ſieht ihn geiſtesabweſend an.

Wo bin ick jeweſen?

John

Siehſte woll, Jette, det is mit euch Weiber! de ſchudderſt ja! kein Arzt und kein Doktor wiſte nich hinjehn! womeglich det de noch nachträglich zum Liechen kommſt. Det is wenn eens die Natur vernachläſſigt.

Frau John

fällt ihrem Mann um den Hals.

Paul, du wiſt mir verlaſſen! Jott in Himmel, Paul, ſach et! ſach et bloß, tu mir nich hinters Licht fihren! Sach et! Fihr mir nich hinters Licht.

John

Wat is mit dich heute los, Henerjette?

Frau John

plötzlich verändert.

Hör man nich druf, Paul, wat ick ſo herſchwatze. Ick ha wieder die Nacht keene Ruhe jehat! Und denn war ick früh uf, und denn is et nich anders, als wie det ick 'n bißken von Kräfte bin.

John

Denn leg dir man lang und ruh dir 'n bißken. — (**Frau John wirft ſich lang auf das Sofa und ſtarrt gegen die Decke.**) — Kannſt dir dann och ma 'n bißken kämmen, Jette! — — Uf de Bahn war et wohl ſehr ſtaubig jeweſen, det de ſo ieber und ieber mit Sand injepulvert biſt? — — — (**Frau John antwortet nicht, ſie ſtarrt gegen die Decke.**) — Ick muß ma det Bengelchen 'n bißken an't Licht holen.

Er begibt ſich hinter den Verſchlag.

Frau John

Wie lange ſind wir verheirat, Paul?

John

Die Kinderklapper geht hinterm Verſchlag, dann:

Det war achtzehnhundertundzweeundſiebzig, jleich wie ick bin aus'n Kriege jekomm.

Frau John

Nich, denn kamſt de zu Vater hin? — und denn haſt de in Poſitur jeſtanden? — und denn haſt de't eiſerne Kreuz an de linke Bruſt jehat.

John

erſcheint, das Kind im Steckkiſſen auf dem Arme, die Kinderklapper ſchwingend. Er ſagt luſtig:

Jawoll! det ha ick och heute noch, Mutter! Und wenn de't ſehn willſt, denn ſteck ick's mir an.

Frau John

noch immer lang ausgeſtreckt.

Und denn kamſt de zu mich, und denn haſt de jeſacht: ick ſollte nich immer ſo fleißig ... nich immer ſo hin und her, treppuf, treppab ... ick ſollte ma 'n bißken pomadich ſind.

John

Det ſach ick ſo jut och heute noch, Jette.

Frau John

Und denn haſte mir mit dein Schnurrbart jekitzelt und haſt mir links hinter't Ohr jeküßt! — Und denn ...

John

Denn ſind wir wohl einig jeworden? —

Frau John

Denn ha ick jelacht und ha mir nach und nach, apee apee von oben bis unten in alle Uniformknöppe abjeſpiejelt. Und da ha ick noch anders ausjeſehn! — Und denn haſte jeſacht ...

John

I Mutter, de kannſt dir wahrhaftig ſehn laſſen, det jlobt eener nich, wat du for'n Jedächtnis haſt.

Frau John

Und denn haſte jeſacht: wenn ick nu bald 'n Jungen krieje, der ſoll och ma „mit Jott für Kenig und Vaterland“ und „Wacht am Rhein“ hinter de Fahne her zu Felde ziehn.

John

ſingt, über das Kindchen, zur Klapper.

„Er blickt hinauf in Himmels Aun
wo Heldenväter niederſchaun:
zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!“ …

Nu ha ick ſo'n Kerlchen, und nu bin ick wahrhaftig jar nich ſo wilde druf, det ick ihm mechte womeglich als Kanonenfutter in Krieg ſchicken.

Er geht mit dem Kindchen in den Verſchlag.

Frau John

wie vorher.

Paulicken, Paulicken, det allens is hundert Jahre her!

John

kommt, ohne das Kind, wieder aus dem Verſchlag.

Janz ſo lange woll doch nich, Jette.

Frau John

Sach ma, wie wär det? du nähmſt mir mit und jingſt mit mich und mein Kindeken jingſt du fort nach Amerika?

John

Na nu her ma, Jette: wat is mit dich? Wat is det? Bin ick denn hier von Jeſpenſter umjeben? Du weeßt, det ick uf'n Bau, und wenn de Arbeeter mit Klamotten ibereinander her ſind, ieberhaupt mir nich ufrege und, wat ſe mir nennen, Paul is immer jemitlich, bin! Aber nu: wat is det? De Sonne ſcheint! et is hellichter Tag! ick weeß nich: ſehen kann ick et nich! Det kichert, det wiſpert, det kommt jeſchlichen! und wenn ick nach jreiſe, denn is et niſcht. Nu will ick ma wiſſen, wat an die Jeſchichte mit det fremde Mächen hier in de Stube Wahret is.

Frau John

Paul, du haſt jehert, det Freilein is ieberhaupt jar nich mehr wiederjekomm. Da draus kannſt de ſehn ...

John

Det ſachſt de zu mich mit blaue Lippen und machſt Augen, wie wennſte jerädert biſt.

Frau John
verändert.

Jawoll! Wat läßte mir jahrelang alleene, Paul? wo ick in mein Käfiche ſitzen muß und keen Menſch nich is, mir ma auszuſprechen. Manch liebet Mal hab' ick hier jeſeſſen und jefracht, warum det ick immer rackern du? warum det mir abdarbe, Jroſchens mühſam zuſammenſcharre, dein Verdienſt jut anleche und wie ick uf jede Art wat zuzuverdien mir abjrübeln du. Warum denn? Det ſoll allens for fremde Leite ſind? Paul, du haſt mir zujrunde jerichtet!

Sie legt den Kopf auf den Tiſch und bricht in Schluchzen aus.

In dieſem Augenblick iſt, katzenartig leiſe, Bruno Mechelke eingetreten. Er hat ſeine Sonntagskluft an, hat Flieder an der Mütze und einen großen Fliederzweig in der Hand. John trommelt ans Fenſter und bemerkt ihn nicht.

Frau John

hat Bruno wie eine Geiſtererſcheinung nach und nach ins Auge gefaßt.

Bruno, biſt du's?

Bruno

der blitzſchnell den Maurerpolier erkannt hat, leiſe.

Na jewiß doch, Jette.

Frau John

Wo kommſt de denn her? Wat wiſte denn?

Bruno

Na, ick habe de Nacht durchjeſcherbelt, Jette. Det ſiehſte doch, det ick bei jute Laune bin.

John

hat Bruno bis jetzt unverwandt angeſehen, wobei eine gefährliche Bläſſe ſein Geſicht überzogen hat. Jetzt geht er langſam zu einem kleinen Schrank und zieht einen alten Kommißrevolver hervor, den er ladet. Dies wird von Frau John nicht beobachtet.

Du! — Hör ma! — Nu will ick dir ma wat ſachen! — Wat, wat de vielleicht verjeſſen haſt — det de weiter nu keene Ausrede haſt, wenn ick det Dinges hier uf dir abdricke! — Du Lump! Unter Menſchen jeherſt du nich! Ick ha dir jeſacht, det ick dir niederknalle, det war vorichten Herbſt, wo du mich jemals wieder uf meine Schwelle unter de Auchen trittſt — Nu jeh! ſonſt kracht et! — Haſt de verſtanden?

Bruno

Vor deine Mucksſpritze furcht ick mir nich.

Frau John

die bemerkt, daß John, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, den Revolver langſam gegen Bruno erhebt.

Denn mach mir dot, Paul! Et is mein Bruder!

Sie iſt John in den Arm gefallen, ſo daß ſein Revolver gegen ſie gerichtet iſt.

John

ſieht ſie lange an, ſcheint zu erwachen, wird anderen Sinnes.

Jut! — (Er legt den Revolver wieder ſorgfältig in das Schränkchen.) — Haſt och recht, Jette! — Pfui Deibel, Jette, det dein Name och in de Freſſe von ſo 'n Schubiack is! — Jut! — Det Pulver wär och zu ſchade! — Det Dinges hat Blut von zwee franzeſche Reiter jekoſt! Zwee Helden! — Nu ſoll et am Ende Dreck ſaufen.

Bruno

Det kann immer ſind, det Dreck ... in dein Schädel iſt! Und wenn du nich jerade, det de bei meine Schweſter uf Schlafſtelle wärſcht, denn hätt' ick dir woll ma wat Luft jemacht, Rotzjunge, det de häſt vierzehn Dache 't Loofen jekricht.

John

gewaltſam ruhig.

Sach noch ma, Jette, det det dein Bruder is.

Frau John

Paul, jeh man, ick wer' ihm ſchon wieder fortſchaffen! Det weeßt de doch, det ick et nu ma doch nich ändern kann, det Bruno von mich der Bruder is.

John

Na, denn bin ick hier iebrig, denn ſchnäbelt euch man. — (Er iſt fertig gekleidet und ſchickt ſich zum Gehen an. Dicht bei Bruno ſteht er ſtill.) — Schuft! du haſt deinem Vater im Jrabe jeärgert! Deine Schweſter hätte dir ſollen hinterm Zaune in Jraben verhungern laſſen, ſtatt jroßjezogen, und det eenen Lumpenkanaille mehr uf de Erde is. In eene halbe Stunde komm ick zurück! aber nich alleene! Ick komm mit'n Wachmeeſter!

John geht durch die Flurtür ab, ſeinen Kalabreſer aufſtülpend.

Bruno wendet ſich, ſowie John hinaus iſt, und ſpuckt ihm nach, gegen die Eingangstür.

Bruno

Wenn ick dir ma in de Wuhlheide hätte.

Frau John

Woſo kommſte nu, Bruno? Sache, wat is!

Bruno

Pinke mußte mich jeben, ſonſt jeb ick verſchütt, Jette.

Frau John

verſchließt und verriegelt die Flurtür.

Wacht ma, ick ſchließe die Diere zu! — Nanu, wat is? — Wo kommſte her? Wo biſte jeweſen?

Bruno

Jetanzt ha ick, Jette, de halbe Nacht, und denn wa' ick 'n bißken jejen Morchenjrauen in't Jrüne jejang.

Frau John

Hat dir Quaquaro ſehn reinkomm, Bruno? Denn nimm dir in Obacht, det de nich in de Falle ſitzt.

Bruno

J Jott bewahre. Ick bin ieber'n Hof, denn bei mein Freind durch'n Knochenkeller und hernach ieber'n Oberboden rinjekomm.

Frau John

Na? Und wat is nu jeweſen, Bruno?

Bruno

Buddel nich, Jette. Jieb Reiſejeld! Ick jeb verſchütt, oder ick muß abtippeln.

Frau John

Und wat haſte nu mit det Mächen jemacht?

Bruno

I, et hat Rat jejeben, Jette!

Frau John

Wat heeßt det?

Bruno

Ick ha ihr ſoweit wenigſtens bißken jefiege jemacht.

Frau John

Und det ſe nich wiederkommt is nu ſicher!

Bruno

Jawoll! Det ſe nu nochma kommt, jlob ick nich! Aber det wa keen leichtet Stick Arbeet, Jette. Du haſt mich mit deine verdammte Pillenkrajerei — ick ha Durſcht, Jette, jieb mich zu ſaufen, Jette! ... haſt du mir kochend heeß jemacht.

Er trinkt eine Waſſerflaſche leer.

Frau John

Se haben dir vor de Diere jeſehn mit det Mächen.

Bruno

Ick ha mir mit Artur verabred, Jette. Von mich wollt ſe niſcht wiſſen. Denn is Artur in feine Kluft anjetänzelt jekomm und hat ihr och richtig verſchleppt in Bolljongeller. Det hat ſe jejlobt, uf dem Leim is ſe jekrochen, det ihr Breitjam dort warten tut!

Er trällert und tänzelt krampfhaft.

Unſer janzet Leben lang
von det eene Riſtorang
in det andre Riſtorang

Frau John

Na und denn?

Bruno

Denn wollt ſe fort, weil Adolf jeſacht hat, det ihr Breitjam jejangen is! Denn ha ick wollen ihr noch 'n Stickchen bejleiten, Artur und Adolf ſind mitjejang. Denn ſind wir bei Kalinich in de Hinterſtube injefallen, und denn is ſe ja och von den vielen Nippen an Groch und Schnäpſe molum jeworn. Und denn hat ſe in'n Bullenwinkel bei eene jenächtigt, wo Arturn ſeine Jeliebte is. Den nächſten Dach ſind wir immer zwee drei Jungs hinterher jeweſen, nich losjelaſſen, immer von friſchen Quinten jemacht, und in de Schublade is et ja nu och luſtig zujejang.

Die Kirchenglocken des Sonntagmorgens beginnen zu läuten.

Bruno

fährt fort.

Aber 't Jeld is futſch. Ick brauche Märker und Pfenniche, Jette.

Frau John

kramt nach Geld.

Wieviel mußte haben?

Bruno
lauſcht den Glocken.

Wat denn?

Frau John

Jeld!

Bruno

Der olle Verkümmler unten in Knochenkeller meent, det ick an liebſten muß ieber de ruſſiſche Jrenze jehn! — Her ma, Jette, de Jlocken läuten.

Frau John

Weshalb mußte denn ieber de Jrenze jehn?

Bruno

Nimm ma 'n naſſes Handtuch, Jette, un du och 'n bißken Eſſig druf. Ick weeß nich, wat mich det Naſenbluten janze Nacht ſchon jeärjert hat.

Er drückt ſein Taſchentuch an die Naſe.

Frau John
holt ein Handtuch, atmet krampfhaft.

Wer hat dir an Handjelenk ſo 'ne Striemen jekratzt, Bruno?

Bruno
lauſcht den Glocken.

Heute morchen halb viere hätt' ſe det Jlockenläuten noch heren jekonnt.

Frau John

O Jeſus, mein Heiland, det is ja nich wahr! det kann ja nich menſchenmeglich ſein! Det ha ick dir nich jeheeßen, Bruno! Bruno! ick muß mir ſetzen, Bruno. — (Sie tut es.) — Det hat ja Vater noch uf'n Sterbebette zu mich vorausjeſacht.

Bruno

Mit Brunon is nich zu ſpaßen, Jette. Wenn de zu Minnan hinjehſt, denn ſache, det ick ma och uf ſowat vaſtehe und det mit Karln und Fritzen det Jehänſel 'n Ende hat.

Frau John

Bruno, wenn ſe dir aber feſtſetzen.

Bruno

Na jut, denn mache ick Bammelmann, und denn ha'm ſe uf Charité wieder ma wat zum Sezieren.

Frau John

gibt ihm Geld.

Det is ja nich wahr! Wat haſt du jetan, Bruno?

Bruno

Du biſt 'ne olle vadrehte Perſon, Jette. — (Er faßt ſie nicht ohne Gemütsanwandlung.) — Ihr ſagt immer, det ick zu jar niſcht nitze bin, aber wenn't jar nich mehr jeht, denn braucht ihr mir, Jette.

Frau John

Na und wie denn? Haſte den Mächen jedroht, det ſe ſoll nich mehr blicken laſſen? — Det haſte jeſollt, Bruno. Haſte det nich?

Bruno

De halbe Nacht hab' ick mit ihr jetanzt. Nu ſind wir uf de Straße jejang. Denn war 'n Herr mitjekomm, vaſtehſte! Und wie det ick jeſacht habe, det ick von meinswechen mit die Dame 'n Hihnchen zu pflicken habe und 'n Schneiderring aus de Buckſen jezogen, hat er natierlich Reißaus jenomm. — Nu ha ick zu ihr jeſacht: ängſten ſich nich, Freilein! wo jutwillig ſind und wo keen Lärm ſchlachen, und nie nich mehr bei meine Schweſter nachfrachen nach ihr Kind, ſoll allet janz jitlich in juten vereinigt ſind! Und denn is ſe mit mich jejondelt 'n Stickſken.

Frau John

Na und?

Bruno

Na und? — Und da wollte ſe nich! — Und da fuhr ſe mit eemal nach meine Jurjel, det ick denke ... wie 'n Beller, der toll jeworden is! und hat noch Saft in de Knochen jehabt ... det ick jleich denke, det ick ſoll alle werden! Na, und da ... da war ick nu och 'n bißken friſch — und denn war et — denn war et halt ſo jekomm.

Frau John

in Grauen verſunken.

Um welche Zeit war et?

Bruno

So 'rum zwiſchen vier und drei. Der Mond hat 'n jroßen Hof jehat. Uf'n Zimmerplatz hinter de Planken is een Luder von Hund immer rufjeſprung und anjeſchlagen. Denn dreppelte et und denn is 'n Jewitter niederjejang.

Frau John

verändert, gefaßt.

'S jut! Nu jeh! Die verdient et nich beſſer.

Bruno

Atje! Na nu ſehn wa uns ville Jahre nich.

Frau John

Wo wiſte denn hin?

Bruno

Erſt muß ick ma Stunde zweee längelang uf'n Ricken liechen. Ick och! Ick jeh zu Fritzen, wo eene Kammer in't olle Polizeijefängnis jejenieber de Fiſcherbrücke zu Miete hat. Dort bin ick ſicher. Wo Uffſtoß is, kannſte mich Nachrich zukomm laſſen.

Frau John

Wiſte det Kindeken nochma ankieken?

Bruno

zittert.

Nee.

Frau John

Warum nich?

Bruno

Nee Jette, in dieſen Leben nich! Atje Jette! — Wacht ma Jette: hier is noch 'n Hufeiſen! — (Er legt ein Hufeiſen auf den Tiſch.) — Det ha ick jefunden! Det bringt Glick! Ick brauche ihm nich.

Bruno Mechelke, katzenartig, wie er gekommen, ab. Frau John blickt mit entſetzt aufgeriſſenen Augen nach der Stelle, wo er verſchwunden iſt, wankt dann einige Schritte zurück, preßt die wie zum Gebet verkrampften Hände gegen den Mund und ſinkt in ſich zuſammen, immer mit dem vergeblichen Verſuch, Gebetsworte gegen den Himmel zu richten.

Frau John

Ick bin keen Merder! ick bin keen Merder! det wollt ick nich!

Fünfter Akt

Zimmer bei Johns.

Frau John liegt ſchlafend auf dem Sofa. Walburga und Spitta treten vom Flur her ein. Man vernimmt von der Straße herauf laute Militärmuſik.

Spitta

Es iſt niemand hier.

Walburga

Frau John! Doch Erich! Hier liegt ja Frau John.

Spitta

mit Walburga an das Sofa tretend.

Schläft ſie? Wahrhaftig. Das begreife einer, wie man bei dieſem Lärm ſchlafen kann. —

Die Militärmuſik iſt verklungen.

Walburga

Ach Erich, pſt! dieſe Frau iſt mir grauſenvoll. Verſtehſt du denn übrigens, weshalb unten am Eingang Polizeipoſten ſtehn und weshalb ſie uns nicht auf die Straße laſſen? Ich hab' eine ſolche furchtbare Angſt, daß man womöglich arretiert wird und mit zur Wache muß.

Spitta

Aber gar keine Idee! Du ſiehſt ja Geſpenſter, Walburga.

Walburga

Als der Mann in Zivil auf dich zutrat und uns anblickte und du ihn fragteſt, wer er ſei und er ſeine Legitimationsmarke aus der Taſche nahm, wahrhaftig, da fing ſich Treppe und Flur auf einmal um mich im Kreiſe zu drehen an.

Spitta

Sie ſuchen einen Verbrecher, Walburga. Das iſt eben eine ſogenannte Razzia, eine Art Keſſeltreiben auf Menſchen, wie die Kriminalpolizei ſie zuweilen veranſtalten muß.

Walburga

Und außerdem kannſt du mir glauben, Erich, ich habe Papa'ns Stimme gehört, der laut mit jemand geredet hat.

Spitta

Du biſt nervös. Du kannſt dich getäuſcht haben.

Walburga

die John ſpricht im Schlaf, Walburga erſchrickt.

Horch mal, die John.

Spitta

Große Schweißtropfen ſtehen ihr auf der Stirn. Komm mal, ſieh mal das alte roſtige Hufeiſen, das ſie mit beiden Händen umklammert hat.

Walburga

horcht und erſchrickt wieder.

Papa!

Spitta

Ich verſtehe dich nicht. Laß ihn doch kommen, Walburga. Die Hauptſache iſt, daß man weiß, was man will und daß man ein reines Gewiſſen hat. Ich bin bereit. Ich erſehne die Ausſprache.

Es wird laut an die Tür geklopft.

Spitta

feſt.

Herein!

Frau Direktor Haſſenreuter erſcheint, mehr als ſonſt außer Atem. Über ihr Geſicht geht ein Ausdruck der Befreiung, als ſie ihrer Tochter anſichtig wird.

Frau Direktor Haſſenreuter

Gott ſei gelobt! Da ſeid ihr ja, Kinder. — (Walburga fliegt zitternd in ihre Arme.) — Mädel, wie du deine alte Mutter geängſtet haſt! —

Längeres Atmen und Stillſchweigen.

Walburga

Verzeih, Mama: ich konnte nicht anders.

Frau Direktor Haſſenreuter

Nein! Solche Briefe mit ſolchen Gedanken ſchreibt man an eine Mutter nicht. Beſonders an eine Mutter wie mich nicht, Walburga! Haſt du Seelensnöte, ſo weißt du auch, daß du mich noch immer mit Rat und Tat dir zur Seite haſt. Ich bin kein Unmenſch und auch früher mal jung geweſen. Aber ins Waſſer ſpringen … ins Waſſer ſpringen und ſo dergleichen, mit ſolchen Drohungen ſpielt man nicht. Ich habe doch hoffentlich recht, Herr Spitta. Und nun auf der Stelle … wie ſeht ihr denn aus? — auf der Stelle kommt mit mir beide nach Hauſe mit! — Was hat denn Frau John?

Walburga

Ja hilf uns! ſteh uns bei! nimm uns mit, Mama! Ich bin ſo froh, daß du da biſt. Ich hab' plötzlich eine ſo lähmende Angſt gehabt.

Frau Direktor Haſſenreuter

Alſo kommt, das wäre noch ſchöner, daß man ſich von Ihnen, Herr Spitta, und dieſem Kinde ſolcher verzweifelter Torheiten zu gewärtigen hat. Man hat Mut in Ihren Jahren! Man verfällt nicht auf Ausflüchte, wenn alles nicht gleich nach dem Schnürchen geht, bei denen man nur — man lebt ja nur einmal! — zu verlieren und nichts zu gewinnen hat.

Spitta

O ich habe Mut! Ich denke auch nicht daran, etwa als Lebensmüder feige zu endigen! außer wenn mir Walburga verweigert wird. Dann freilich iſt mein Entſchluß gefaßt! Daß ich vorläufig arm bin und meine Suppe hie und da in der Volksküche eſſen muß, untergräbt meinen Glauben an mich und eine beſſere Zukunft nicht. Auch Walburga iſt ſicherlich überzeugt, es muß ein Tag kommen, der uns für alle trüben und ſchweren Stunden entſchädigt.

Frau Direktor Haſſenreuter

Das Leben iſt lang. Und ihr ſeid heut noch Kinder. Es iſt vielleicht nicht ſo ſchlimm, wenn ein Student oder Kandidat in der Volksküche eſſen muß. Für Walburga als Ehefrau wäre das ärger. Und ich möchte doch für euch beide hoffen, daß da erſt etwas vorher wie ein eigner Herd mit dem nötigen Holz und der nötigen Kohle und ſo weiter geſchaffen wird. Im übrigen habe ich bei Papa eine Art Waffenſtillſtand für euch ausgewirkt. Es war nicht leicht und wäre vielleicht unmöglich geweſen, wenn nicht die Morgenpoſt ſeine definitive Ernennung und Wahl zum Direktor in Straßburg gebracht hätte.

Walburga

freudig.

Mama! ach Mama! das iſt ja ein Sonnenblick.

Frau John

hat ſich mit einem Ruck emporgerichtet.

Bruno!

Frau Direktor Haſſenreuter

entſchuldigend.

Wir haben Sie aufgeweckt, Frau John.

Frau John

Is Bruno wech?

Frau Direktor Haſſenreuter

Wer? Welcher Bruno?

Frau John

Na Bruno! Kenn Se denn Brunon nich?

Frau Direktor Haſſenreuter

Richtig, ſo heißt ja Ihr jüngerer Bruder.

Frau John

Ha ick jeſchlafen?

Spitta

Feſt! Aber Sie haben eben im Schlaf laut aufgeſchrien, Frau John.

Frau John

Ham Se jeſehn, Herr Spitta, wo Jungs in Hof ... ham Se jeſehn, wo Jungs in Hof Adelbertchen ſein Jräbken jeſteenicht ham? Aber ick war zwiſchen, wat? und ha rechts und links jar nich ſchlecht Maulſchellen ausjeteilt.

Frau Direktor Haſſenreuter

Demnach haben Sie alſo von Ihrem erſten verſtorbenen Kindchen geträumt, Frau John?

Frau John

Nee nee, det war wahr, ick ha nich jetraumt, Frau Direktor. Und denn jing ick mit Adelbertchen, jing ick bein Standesbeamten hin.

Frau Direktor Haſſenreuter

Aber wenn Adelbertchen nicht mehr am Leben iſt ... wie können Sie denn ...

Frau John

J, wenn een Kindchen meinswechen jeboren is, denn is et jedennoch noch in de Mutter, und wenn et meinswechen jeſtorben is, denn is et immer noch in de Mutter. Ham Se den Hund jehert hintern Plankenzaun? Der Mond hat'n jroßen Hof jehat! Bruno, du jehſt uf ſchlechte Weche.

Frau Direktor Haſſenreuter

rüttelt Frau John.

Wachen Sie auf, gute Frau! Frau John! Frau John! Sie ſind krank! Ihr Mann ſoll mit Ihnen zum Arzte gehen.

Frau John

Bruno, du jehſt uf ſchlechte Weche. — (Die Glocken beginnen wieder zu läuten.) — Sind det de Jlocken? —

Frau Direktor Haſſenreuter

Der Gottesdienſt iſt zu Ende, Frau John.

Frau John
erwacht völlig, ſtarrt um ſich.

Warum wach ick denn uf? Warum habt ihr mir denn in Schlaf nich mit de Axt iebern Kopp jehaut? — — — — — — Wat ha ick jeſacht? Pſt! Bloß zu niemand een Sterbenswort, Frau Direktor. —

Sie iſt aufgeſprungen und ordnet ihr Haar mit vielen Haarnadeln.

Der Direktor erſcheint durch die Flurtür.

Direktor Haſſenreuter
ſtutzt beim Anblick der Seinigen.

Sieh da, ſieh da Timotheus, die Kraniche des Ibikus! — Sagten Sie nicht, es wohne hier ganz in der Nähe ein Spediteur, Frau John? — (zu Walburga.) — Jawohl, mein Kind: während du in deinem jugendlichen Leichtſinn auf dein Vergnügen und wieder auf dein Vergnügen denkſt, iſt dein Papa ſchon wieder drei Stunden lang in Geſchäften herumgelaufen. — (zu Spitta.) — Sie würden es nicht ſo eilig haben, junger Mann, eine Familie zu begründen, wenn Sie auch nur die geringſte Ahnung davon hätten, wie ſchwer es iſt, es durchzuſetzen, von Tag zu Tag mit Weib und Kind wenigſtens nicht ohne das elende und verſchimmelte bißchen täglichen Brotes dazuſtehn. Möge das Schickſal jeden davor bewahren, ſich eines Tages mittellos in die Suburra Berlins geſchleudert zu finden, um mit andern Verzweifelten, Bruſt an Bruſt, in unterirdiſchen Löchern und Röhren, um das nackte Leben für ſich und die Seinen zu ringen. Gratuliert mir! In acht Tagen ſind wir in Straßburg. — (Frau Direktor, Walburga und Spitta drücken ihm die Hand.) — Alles übrige findet ſich.

Frau Direktor Haſſenreuter

Papa, du haſt wirklich für uns, und zwar ohne dir etwas zu vergeben, die Jahre einen heroiſchen Kampf gekämpft.

Direktor Haſſenreuter

Wie bei Schiffbruch, wenn der Kampf um die Balken im Waſſer beginnt. Meine edlen Koſtüme, gemacht, um die Träume der Dichter zu veranſchaulichen, in welchen Laſterhöhlen, auf welchen ſchwitzenden Leibern haben ſie nicht, odi profanum vulgus! damit nur der Groſchen Leihgebühr im Kaſten klang, ihre Nächte zugebracht. Seſſa! Wenden wir uns zu heiteren Bildern. Der Rollwagen, alias Theſpiskarren iſt ſchon angeſchirrt, um den Transport unſrer Penaten in hoffentlich glücklichere Gefilde zu bewerkſtelligen. — (plötzlich zu Spitta.) — Und daß ihr beide nicht etwa aus ſogenannter Verzweiflung irreparable Dummheiten macht, darauf verlang ich Ihr Ehrenwort, werter Herr Spitta. Zur Kompenſation verſpreche ich Ihnen jeder wirklich vernünftigen Äußerung Ihrerſeits gegenüber nicht taub zu ſein. — Im übrigen komme ich zu Frau John: erſtlich weil Schutzleute in den Eingängen niemanden auf die Straße laſſen, ferner, weil ich gerne von Ihnen wiſſen will, weshalb ein

Mann wie ich, gerade in dieſem Augenblick, wo ſeine Wimpel wieder flattern, Gegenſtand einer niederträchtigen Zeitungskampagne geworden iſt.

Frau Direktor Haſſenreuter

Lieber Harro, Frau John verſteht dich nicht.

Direktor Haſſenreuter

Dann wollen wir alſo ab ovo anfangen. Hier habe ich Briefe, — (er zeigt einen Stoß Briefſchaften) — eins, zwei, drei, fünf, zirka ein Dutzend Stück! Darin wird mir in boshafter Weiſe von Unbekannten zu einem Ereignis gratuliert, das angeblich oben auf meinem Magazinboden vor ſich gegangen iſt. Ich würde die Sache nicht beachten, wenn nicht gleichzeitig dieſe Lokalnotiz, wonach in der Bodenkammer eines Maskenverleihers, sic! ... eines Maskenverleihers in der Vorſtadt ein neugeborenes Kindchen gefunden worden iſt! ... Ich ſage, wenn dieſe Lokalnotiz mich nicht ſtutzig machte. Zweifellos handelt ſich's hier um eine Verwechſelung. Dennoch mag ich die Sache nicht auf mir ſitzen laſſen. Beſonders da dieſer Lümmel von einem Reporter von dem Herrn Maskenverleiher auch noch als einem verkrachten Schmierendirektor ſpricht. Lies Mama: Adebar beim Maskenverleiher. Der Kerl bekommt Ohrfeigen! Heut abend ſoll meine Ernennung in Straßburg durch die Zeitungen gehn und gleichzeitig werde ich urbi et orbi als humoriſtiſcher Biſſen ausgeliefert. Als ob man nicht wüßte, daß von allen Flüchen der Fluch der Lächerlichkeit der ſchlimmſte iſt.

Frau John

An Hauseingang ſtehn Schutzleute, Herr Direktor?

Direktor Haſſenreuter

Ja! Und zwar ſo, daß ſogar das Kinderbegräbnis der Witfrau Knobbe ins Stocken gekommen iſt. Man läßt ſogar den kleinen Sarg mit dem greulichen Kerl von der Pietät, der ihn trägt, nicht in den Wagen hinaus.

Frau John

Wat wär' denn det for'n Kinderbejängnis?

Direktor Haſſenreuter

Wiſſen Sie das nicht? Das Söhnchen der Knobbe, das auf eine myſteriöſe Weiſe von zwei fremden Weibsbildern zu mir heraufgebracht wurde und förmlich unter meinen Augen, wahrſcheinlich an Entkräftung geſtorben iſt. A propos ...

Frau John

Det Kind von de Knobbe is jeſtorben?

Direktor Haſſenreuter

A propos, Frau John, wollt' ich ſagen, Sie ſollten doch eigentlich wiſſen, wie die Sache mit den beiden übergeſchnappten Frauensperſonen, die ſich des Kindchens bemächtigt hatten, ſchließlich verlaufen iſt?

Frau John

Nu ſachen Se, is det nich Jottes Finger, det ſe womöglich nich Adelbertchen erwiſcht haben und det nich mein Adelbertchen mit Dot abjejang is?

Direktor Haſſenreuter

Wieſo? Dieſe Logik verſtehe ich nicht. Dagegen habe ich mich ſchon gefragt, ob nicht die wirren Reden des polniſchen Mädchens, der Kleiderdiebſtahl auf meinem Boden und das Milchfläſchchen, das Quaquaro im Stiefel herunterbrachte, irgendwie mit der Zeitungsnotiz zuſammenzubringen ſind.

Frau John

Da mang, Herr Direkter, is jar keen Zuſammenhang. Haben Se Pauln jeſehn, Herr Direkter?

Direktor Haſſenreuter

Paul? Ach ſo: Ihren Mann! jawohl! und zwar, wenn ich recht geſehen habe, im Geſpräch mit dem fetten Kriminalinſpektor Puppe, der wegen des Diebſtahls auch ſchon mal bei mir geweſen iſt.

Maurerpolier John tritt ein.

John

Na Jette, ha ick nu recht? Det is ſchnell jekomm.

Frau John

Wat denn?

John

Soll ick mich tauſend Marcht verdien, wo mit Anſchläche von Polizeipräſidium an de Litfaßſäulen als Belohnung for Denungſiation is bekannt jejeben?

Frau John

Woſo denn?

John

Weeßte denn nich, det det janze Manöver mit Schutzleute und Jeheimpoliziſten Brunos wechen in Jange is?

Frau John

Wie denn? Wo denn? Wat denn? Warum denn in Jange?

John

Det Kinderbejängnis is ſiſtiert und zwee Burſchen von de Leidtrajenden, wat richtig duſte Kunden ſind, feſtjenomm! jawoll! Det is nu ſo weit, Herr Direktor! Ick bin nu'n Mann, wo mit eene Frau verkuppelt is, wo een Bruder hat, wo hinterher ſind, mit Rejierungsräte und Mordkommiſſion, weil er draußen, nich weit von de Spree unter een Fliederſtrauch eene hat umjebracht.

Direktor Haſſenreuter

Aber werter Herr John: das mag Gott verhüten.

Frau John

Det is jelochen! Mein Bruder tut ſo wat nich.

John

I, det is det Neieſte, Jette. Herr Direkter, ick ha neilich ſchonn jeſacht, wat det for'ne Sorte Bruder is. — (Er bemerkt und nimmt einen Fliederſtrauch vom Tiſch.) — Sehen Se ma det hier! Det Unjeheuer is hier jeweſen. Wo wiederkommt, bin ick der erſchte, wo ihm, Hände und Füße jebunden, an der Jerechtigkeet ausliefern dut.

Er ſucht den Raum ab.

Frau John

Mach du Roßnäſen wat weeß von Jerechtigkeet. Jerechtigkeet is noch nich ma oben in Himmel. Keen Menſch nich war hier! Und det bisken Flieder ha ick von Hangelsberg mitjebracht, wo'n jroßer Strauch hinter'n Hauſe bei deine Schweſter is.

John

Du warſt ja jar nich bei meine Schweſter, Jette. Det hat mich Quaquaro ja ebent jeſacht! det ham ſe uf Polizei ja feſtjeſtellt. Se ham dir jeſehn bei de Spree in de Anlachen . . .

Frau John

Lieche!

John

Und och in de Laubenkolonie wo du in 'ne Laube jenächtigt haſt.

Frau John

Wat? Kommſt du in dein eechnet Haus allens kurz und kleen demolieren?

John

Jut ſo! recht ſo! det ſo weit jekommen is. Nu is det mit uns weiter keen Verſtecken! Det ha ick allens vorausjewußt.

Direktor Haſſenreuter

mit Spannung.

Hat ſich das polniſche Mädchen wieder gezeigt, das neulich wie eine Löwin um das Knobbeſche Kindchen geſtritten hat?

John

Eben det is et. Det ham ſe heut morchen dot jefunden. Und det ſach ick ſo hin, ohne det mir de Zunge in Maule abſterben tut: det Mächen hat Bruno Mechelke ums Leben jebracht.

Direktor Haſſenreuter

ſchnell.

Dann iſt es wohl ſeine Geliebte geweſen.

John

Fragen Se Muttern! Det weeß ick nich! Det war meine Angſt, deshalb bin ick ſchonn lieber jar nich zu Hauſe jekomm, det mein eechnet Weib mit ſo'ne Jeſellſchaft behaftet is und hat keene Kraft nich abzuſchütteln.

Direktor Haſſenreuter

Kommt Kinder!

John

Warum denn? Immer bleiben Se man.

Frau John

De brauchſt nich jehn und Fenſter ufreißen und alle Welt uf de Jaſſe ſchrein! Det is ſchlimm jenug, wenn uns Schickſal mit ſo'n Unjlück jetroffen hat. Plärr! aber dann ſiehſte mir bald nich mehr wieder.

John

Jerade! Nu jerade! Ick rufe wer't wiſſen will von de Jaſſe, von Flur, dem Tiſchler vom Hof, de Jungs, de Mächens, wo in de Konfirmationsſtunde jehn, die ruf ick rin und erzähle, wie weit eene Frau mit ihre Affenliebe zu ihren Lump von Bruder jekommen is.

Direktor Haſſenreuter

Dieſe hübſche junge Perſon, die das Kind beanſpruchte, iſt heute tatſächlich tot, Herr John?

John

Kann ſind, det ſe hibſch is, ick weeß et nich, ob ſe hibſch oder häßlich jeweſen is. Aber det ſe in Schauhaus liecht, det is ſicher.

Frau John

Ick weeß et, wat ſe jeweſen is! Een ſchlechtet jemeinet Weibſtick is et jeweſen! Wo mit Kerle hat abjejeben und von een Tiroler, der niſcht hat von wiſſen jewollt, hat Kind jehat! Det hat ſe an liebſten in Mutterleibe ſchon umjebracht. Denn is ſe 't holen jekomm mit de Kielbacke, wo als Engelmacherſche ſchon ma anderthalb Jahre Plötzenſee abjeſeſſen hat. Ob ſe mit Brunon och wat jehabt hat, wo ſoll ick det wiſſen? Kann ſind, kann och nich ſind! Und wat ſoll mir det allens ieberhaupt anjehn, wat Bruno meinswechen verbrochen hat.

Direktor Haſſenreuter

Alſo haben Sie doch das Mädchen gekannt, Frau John.

Frau John

Woſo? ick ha jar nich jekannt, Herr Direkter! Ick ſache bloß, wat'n jeder, wie'n jeder von det Mächen jeäußert hat.

Direktor Haſſenreuter

Sie ſind eine ehrenhafte Frau, Sie ein ehrenhafter Mann, Herr John. Die Sache mit Ihrem mißratenen Schwager und Bruder iſt ſchließlich etwas, was meinethalben eine furchtbare Tatſache iſt, aber Ihr Familienleben doch im Grunde nicht ernſtlich erſchüttert ... aber bleiben Sie ehrlich ...

John

Nich in de Hand! In ſo'ne Nähe, bei ſolchet Jeſindel bleib ick nich. — (Er ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch, klopft an die Wände, ſtampft auf den Fußboden.) — Horchen Se ma, wie det knackt, wie Putz hinter de Tapete runterjeſchoddert kommt! Allens is hier morſch! Allens faulet Holz! Allens unterminiert, von Unjeziefer, von Ratten und Mäuſe zerfreſſen! — (Er wippt auf der Diele.) — Allens ſchwankt! Allens kann jeden Ojenblick bis in Keller durchbrechen. — (Er öffnet die Tür.) — Selma! Selma! — Hier mach ick mir fort, eh' det allens een Schutthaufen drunter und drieber zuſammenbricht.

Frau John

Wat wißte mit Selma?

John

Selma nimmt det Kind und ick reiſe mit Selman und det Kind und bringe mein Kind zu meine Schweſter.

Frau John

Denn ſoßte Beſcheid kriechen! Verſuch det man!

John

Soll mein Kind in ſo'ne Umjebung jroßwachſen, womeglich det ma wie Bruno ieber Dächer jehetzt und det och ma womeglich in Zuchthaus endet?

Frau John
ſchreit ihn an.

Det is jar nich dein Kind! Vaſtehſte mich?

John

So? Det wolln wir ma ſehn, ob een rechtlicher Mann nich Herr ſollte ſind ieber ſein eechnet Kind, wo Mutter nich bei Verſtande is und in de Hände von Mordjeſindel. Det will ick ma ſehn, wer in Rechte is un wer ſtärker is! Selma!

Frau John

Ick ſchrei! ick reiße det Fenſter uf! Frau Direkter, ſe wollen eene Mutter ihr Kind rauben! Det is mein Recht, det ick Mutter von mein Kindeken bin! Det is doch mein Recht? Ha ick nich recht, Frau Direkter? Se umzingeln mir! Se wollen mir mein Recht verſetzen! Soll mir det nich jeheren, wat ick vor Wegwurf ufjeleſen, wo vor Tod in Lumpen jelechen hat und wo ick ha mihſam erſcht miſſen reiben und kneten, bis bisken Atem jeholt und langſam lebendig geworden is? Wo ick nich war, det wäre ſchonn vor drei Wochen längſt in de Erde verſcharrt jeweſen.

Direktor Haſſenreuter

Herr John, zwiſchen Eheleuten den Schiedsmann ſpielen iſt meine Sache im allgemeinen nicht. Dazu iſt dies Geſchäft zu undankbar und man macht dabei meiſtens böſe Erfahrungen. Sie ſollten aber in Ihrem zweifellos mit Recht verwundeten Ehrgefühl ſich nicht zu Übereilungen hinreißen laſſen. Denn ſchließlich iſt doch Ihre Frau für die Tat ihres Bruders nicht verantwortlich. Laſſen Sie ihr das Kind! Machen Sie nicht das Unglück ſchlimmer durch eine überflüſſige Härte, die Ihre Frau aufs empfindlichſte kränken muß.

Frau John

Paul, det Kind is aus meinen Leibe jeſchnitten! Det Kind is mit meinen Blute erkoſt. Nich jenug, alle Welt is hinter mich her und will et mich abjagen! Nu kommſt och du noch und machſt et nich anders, det is der Dank! als wenn det ick ringsum von hungrige Welfe umjeben bin. Mir kannſte dot machen! mein Kindeken ſoßte nich anfaſſen.

John

Ick komme zu Hauſe, Herr Direkter! Ick bin heut morchen erſt mit mein ganzes Zeug quietſchverjnügt von de Bahn jekomm! Hamburg, Altona, allens abjebrochen. Wenn och Verdienſt jeringer is, dachte ick, wißt lieber bei deine Familie ſind! Bißken Kind uf'n Arm nehmen! Bißken Kind uf'n Knie nehmen! Det war unjefähr ſo meine Inbildung ...

Frau John

Paul! Hier Paul! — (Sie tritt ihm ganz nahe.) — Reiß mir det Herz aus'n Leibe! —

Sie ſtarrt ihn lange an, dann läuft ſie in den Verſchlag, wo man ſie laut weinen hört.

Selma kommt vom Flur. Sie trägt Trauerkleidung und einen kleinen Grabkranz in der Hand.

Selma

Wat ſoll ick? Se ham mir jeruft, Herr John.

John

Zieh dir an, Selma. Frach deine Mutter, ob det de kannſt mit mir jehn zu meine Schweſter nach Hangelsberg. Kannſt dir'n Jroſchen Jeld bei verdienen. Nimmſt mein Kindeken uf'n Arm und bejleiteſt mir.

Selma

Nee! det Kind faß ick nu nich mehr an, Herr John.

John

Woſo nich?

Selma

Nee, ick furcht mir, Herr John. Ick ha ſo'ne Angſt, ſo hat mir Mama und Polizeileutnam anjeſchrien.

Frau John

erſcheint.

I, weshalb ham ſe dir anjeſchrien?

Selma

heult los.

Schutzmann Schierke hat mich ſojar eene runterjehaut.

Frau John

I, dem wer' ick nochma ... det ſoll der nochma verſuchen.

Selma

Wat ſoll ick denn wiſſen, warum mich det polſche Mächen hat mein Brüderken wegjenomm. Hätt ick jewußt, det mein Brüderken ſterben ſoll, ick hätt' ihr ja lieber an Hals jeſprung. Nu ſteht Jundofriedchen in Särjiken uf de Treppe. Ick jlobe, Mama hat Krämpfe jekricht und liecht bei Quaquaron hinten in Alkoven. Mir wolln ſe in Firſorche ſchaffen, Frau John. —

Sie flennt.

Frau John

Denn freu' dir! Schlimmer kann et nich komm, als et bei dich zu Hauſe is.

Selma

Ick komm vor Jericht! womeglich wer' Moabit jeſchafft.

Frau John

Woſo det?

Selma

Weil ick ſoll haben det Kindeken, wat det polſche Freilein jeboren hat, von Oberboden runter bei Sie, Frau John, in de Wohnung jetrachen.

Direktor Haſſenreuter

Alſo iſt tatſächlich oben ein Kindchen geboren worden?

Selma

Jewiß.

Direktor Haſſenreuter

Auf welchem Boden?

Selma

Na, bei de Kamedienſpieler doch! Wat jeht det mich an? Wat ſoll ick von wiſſen? Ick kann bloß ſachen ...

Frau John

Nu mach det de fortkommſt! Selma, du haſt'n reenet Jewiſſen! Wat de Leute quaſſeln, kimmert dir nich.

Selma

Ick will ja och niſcht verraten, Frau John.

John

packt Selma, die fortlaufen will, und hält ſie feſt.

Et wird nich jejang! et wird herjekomm! — Wahrheet! Ick verrate niſcht, haſt du jeſacht: det ham Se doch och jehert, Frau Direkter? Hat Herr Spitta und hat det Freilein jehert! — Wahrheet! — Bevor ick nich weeß, wat mit Bruno und ſeine Jeliebte is und wo ihr womeglich det Kindchen habt wechjeſchafft, det is mich ejal, kommſt du nich von de Stelle!

Frau John

Paul, ick ſchwere vor Jott, wechjeſchafft ha ick et nich.

John

Na, und? ... Raus wat du weeßt, Mächen! Det ha ick ſchon lange jemerkt, det zwiſchen dich und meine

Frau een jeheimet Jeſtecke is. Det Zwinkern und Anplinkern is jetzt verjebliche Mihe. Is det Kind tot oder lebt et noch?

Selma

Nee, det Kind is lebendich, Herr John.

Direktor Haſſenreuter

Was du unter deine Schürze oder ſonſtwie hier haſt heruntergebracht?

John

Wenn et dot is, denn rechne druf, denn wirſt du wie Bruno een Kopp kürzer jemacht.

Selma

Ick ſach't ja: det Kindeken is lebendich.

Direktor Haſſenreuter

Ich denke, du haſt gar kein Kind vom Boden heruntergebracht?

John

Und von die janze Jeſchichte, Mutter, wißt du niſcht wiſſen? — (Frau John ſieht ihn ſtarr an, Selma blickt hilflos und verwirrt auf Frau John). — Mutter, du haſt det Kindchen von Brunon und die polſche Perſon beiſeite jeſchafft und denn wo ſe jekomm is, haſte det Würmiken von de Knobbe unterjeſchoben.

Walburga

ſehr bleich, mit Überwindung.

Sagen Sie mal, Frau John, was iſt denn an jenem Tage geſchehen, wo ich dummerweiſe, als Papa kam, mit Ihnen auf den Boden geflüchtet bin? Ich will dir das ſpäter erklären, Papa. Damals habe ich, wie mir nach und nach deutlich geworden iſt, das polniſche Mädchen und zwar erſt mit Frau John und dann mit ihrem Bruder zuſammengeſehn.

Direktor Haſſenreuter

Du, Walburga?

Walburga

Ja, Papa. Bei dir war damals Alice Rütterbuſch und ich hatte mich mit Erich verabredet, der dann auch, aber ohne mich zu treffen, denn ich blieb verſteckt, zu dir gekommen iſt.

Direktor Haſſenreuter

Ich kann mich deſſen nicht mehr erinnern.

Frau Direktor Haſſenreuter

zum Direktor.

Das Mädel hat um dieſer Sache willen, Papa, wirklich ſchon ſchlafloſe Nächte gehabt.

Direktor Haſſenreuter

Wenn Ihnen an dem Rate eines ehemaligen Juriſten, der durchs Referendarexamen gepurzelt und dann erſt zur Kunſt abgeſprungen iſt ... wenn Ihnen an dem Rat eines ſolchen Mannes irgendwie etwas liegt, ſo laſſen Sie ſich jetzt ſagen, Frau John, daß in Ihrem Fall ganz rückſichtsloſe Offenheit die beſte Verteidigung iſt.

John

Jette, wo habt ihr dem Kindeken hinjeſchafft? Kriminalinſpektor hat mich jeſacht, det fällt mir jetzt in, det ſe nach det Kind von de dote Perſon ſuchen. Jette, um Jottet Himmelswillen! mag ſind wat will, bloß det du dir nich in Verdacht kommen duſt, det du um Folchen von Liederlichkeit von dein Bruder womeglich aus de Welt zu ſchaffen, dir an det Neujeborne vergriffen haſt.

Frau John

lacht.

Ick? und mir an Adelbertchen vergreifen, Paul.

John

Hier redet keener von Adelbertchen — (zu Selma) — Ick dreh dir den Hals um oder du ſachſt, wo det Kleene von Brunon und det polſche Mächen — uf de Stelle! — jeblieben is.

Selma

Et is doch bei Sie in Verſchlage, Herr John.

John

Wo is et, Jette?

Frau John

Det ſach ick nich. —

Das Kind beginnt zu ſchreien.

John

zu Selma.

Wahrheet! oder ick iberliefer dir uf de Polizei, vaſtehſt de! ſiehſte dem Strick! an Hände und Fieße zuſammenjebunden.

Selma

in höchſter Angſt, unwillkürlich.

Et ſchreit doch! Se kenn doch det Kindeken janz jut, Herr John.

John

Ick? —

Er ſieht verſtändnislos erſt Selma, dann den Direktor an. Ihn durchblitzt eine Ahnung, als er ſeine Frau ins Auge faßt. Er glaubt zu begreifen und gerät ins Wanken.

Frau John

Laß dir von ſo'ne niederträchtiche Lieche nich umjarnen, Paul. Det is allens von ihre feine Mutter aus Rache bloß mit det Mächen anjeſtellt! Paul, wat duſt du mir denn ſo ankieken?

Selma

Det is Jemeenheet, det Se mich nu och noch wolln ſchlecht machen, Mutter John. Dann wer' ick mir hieten, noch Blatt vorn Mund nehmen. Wiſſen janz jut, det ick ha det Kindchen von det Freilein runterjetragen und ha bei Ihn hier in friſch jemachte Bettchen jelegt. Det kann ick beſchwören! det will ick beeidigen!

Frau John

Liecke! Du ſagſt, det mein Kind nich mein Kindeken is?

Selma

Sie haben iberhaupt jar keen Kind nich jehat, Frau John.

Frau John

umklammert Johns Knie.

Det is ja nich wahr.

John

Laß mich in Ruh! beſchmutze mir nich, Henerjette.

Frau John

Paul, ick konnte nich anders, ick mußte det tun. Ick war ſelber betrochen, denn hat ick dir in Brief nach Hamburg Beſcheed jeſacht. Denn warſte vajnügt, und denn mocht ick nich mehr zurick und denn dacht ick, et muß ſind! Et kann och uf andere Weiſe ſind, und denn ...

John

unheimlich ruhig.

Laß mir man iberlechen, Jette. — (*Er geht an eine Kommode, zieht einen Schub auf und ſchleudert allerlei Kinderwäſche und Kinderkleidungsſtücke, die er daraus nimmt,* mitten in die Stube.) — Verſteht eener det, wat ſe Woche um Woche, Monat um Monat, janze Tage und halbe Nächte lang mit blutige Finger jeſtichelt hat?

Frau John

ſammelt in wahnſinniger Haſt die Wäſche und Kleidungsſtücke auf und verſteckt ſie ſorgfältig im Tiſchſchub oder wo ſonſt.

Paul det nich! Allens kannſte dun! aber reiß mich nich Fetzen von nackten Leibe!

John

hält inne, faßt ſich an die Stirn, ſinkt auf einen Stuhl.

Wenn det wahr is, Mutter, da ſchäm ick mir ja in Abjrund rin. —

Er kriecht in ſich zuſammen, legt die Arme über den Kopf und verbirgt ſein Geſicht. Es tritt eine Stille ein.

Direktor Haſſenreuter

Wie konnten Sie ſich nur auf einen ſolchen Weg des Irrtums und des Betruges drängen laſſen, Frau John? Sie haben ſich ja verſtrickt auf das allerfurchtbarſte! Kommt Kinder! Wir können hier leider nichts weiter tun.

John

ſteht auf.

Nehm Se mir man mit, Herr Direkter.

Frau John

Jeh! immer jeh! ick brauche dir nich!

John

wendet ſich, kalt.

Alſo det Kind haſte dich beſchafft und wie Mutter hat wieder haben jewollt, haſt ſe laſſen von Brunon umbringen?

Frau John

Du biſt nich mein Mann! Wat ſoll det heeßen? Du biſt von de Polizei jekoft! Du haſt Jeld jekricht, mir an't Meſſer zu liefern! Jeh Paul! du biſt jar keen Menſch! Du biſt eener wo Jift in de Ochen, und Hauer wie Welfe hat! Immer pfeif, det ſe kommen und det ſe mir feſtnehmen! Immer zu doch! Nu ſeh' ick dir, wie det du biſt! Ick verachte dir bis zun Jüngſten Dache.

Frau John will durch die Tür davonlaufen. Da erſcheinen Schutzmann Schierke und Quaquaro.

Schierke

Halt! Aus die Stube raus kommt keener nich.

John

Immer komm rin, Emil! Herr Schutzmann, immer komm Se ruhig rin. Et is allens in Ordnung! Allens is richtich.

Quaquaro

Reg dir nich uf, Paul, dir betrifft et ja nich.

John

mit aufſteigendem Jähzorn.

Haſt du jelacht, Emil?

Quaquaro

I, Menſchenskind! Herr Schierke ſoll bloß det Kleene per Droſchke in't Waiſenhaus wechſchaffen.

Schierke

Jawoll. So is et. Wo ſteckt det Kind?

John

Soll ick wiſſen, wo jedet ausgeſtoppte Balch von Lumpenſpeicher, womit olle Hexen mit Beſen Fets treiben, an Ende hinjekomm is? Paßt ma uf Schornſtein uf, det ſe nich oben rausfliechen.

Frau John

Paul!! — Nu ſoll et nich leben! Nu jerade! Nu och nich! Nu brauch et nich leben! Nu muß et mit mich mit unter de Erde komm.

Frau John war blitzſchnell hinter den Verſchlag gelaufen. Sie kommt mit dem Kinde wieder und will mit ihm zur Tür hinaus. Der Direktor und Spitta werfen ſich der Verzweifelten entgegen, in der Abſicht, das Kind zu retten.

Direktor Haſſenreuter

Halt! Hier greife ich ein! Hier bin ich zuſtändig! Wem das Knäblein hier auch immer gehören mag — um ſo ſchlimmer, wenn ſeine Mutter ermordet iſt! — es iſt in meinem Fundus geboren! Vorwärts, Spitta! Kämpfen Sie, Spitta! Hier ſind Ihre Eigenſchaften am Platz! Vorwärts! Vorſicht! So! Bravo! Als wär' es das Jeſuskind! Bravo! Sie ſelber ſind frei, Frau

John! Wir halten Sie nicht. Sie brauchen uns nur das Jungchen hier laſſen.

Frau John ſtürzt hinaus.

Schierke

Hier jeblieben!

Frau Direktor Haſſenreuter

Die Frau iſt verzweifelt! Aufhalten! Feſthalten!

John

plötzlich verändert.

Jebt uf Muttern acht! Mutter! Ufhalten! Feſthalten! — Mutter! Mutter!

Selma, Schierke und John eilen Frau John nach. Spitta, der Direktor, Frau Direktor und Walburga ſind um das Kind bemüht, das auf den Tiſch gebettet wird.

Direktor Haſſenreuter

der das Kind ſorgfältig auf den Tiſch bettet.

Meinethalben mag dieſe entſetzliche Frau doch verzweifelt ſein! Deshalb braucht ſie das Kind nicht zugrunde richten.

Frau Direktor Haſſenreuter

Aber liebſter Papa, das merkt man doch, daß dieſe Frau ihre Liebe, närriſch bis zum Wahnſinn, gerade an dieſen Säugling geheftet hat. Unbedachtſame harte Worte, Papa, können die unglückſelige Perſon in den Tod treiben.

Direktor Haſſenreuter

Harte Worte habe ich nicht gebraucht, Mama.

Spitta

Mir ſagt ein ganz beſtimmtes Gefühl: erſt jetzt hat das Kind ſeine Mutter verloren.

Quaquaro

Det ſtimmt. Vater is nich, will niſcht von wiſſen, hat jeſtern in de Haſenheide mit eene Karuſſellbeſitzerswitwe Hochzeit jemacht! Mutter war liederlich! Und bei de Kielbacken, wo Kinder in Fleje hat, ſterben von's Dutzend mehrſchtens zehn. Nu is et ſo weit: det jeht jetzt och zujrunde.

Direktor Haſſenreuter

Sofern es nämlich bei dem Vater dort oben, der alles ſieht, nicht anders beſchloſſen iſt.

Quaquaro

Meen Se Pauln? den Mauerpolier! Nu nicht mehr! dem kenn' ick! wo der uf'n Ehrenpunkt kitzlich is.

Frau Direktor Haſſenreuter

Wie das Kindchen da liegt! es iſt unbegreiflich. Feine Leinwand! Spitzen ſogar! Schmuck und friſch wie ein Püppchen. Es wendet ſich einem das Herz um, zu denken, wie es ſo plötzlich zu einer von aller Welt verlaſſenen Waiſe geworden iſt.

Spitta

Wäre ich Richter in Iſrael ...

Direktor Haſſenreuter

Sie würden der John ein Denkmal ſetzen! Mag ſein, daß in dieſen verkrochenen Kämpfen und Schickſalen manches heroiſch und manches verborgen Verdienſtliche iſt. Aber Kohlhaas von Kohlhaaſenbrück konnte da mit ſeinem Gerechtigkeitswahnſinn auch nicht durchkommen. Treiben wir praktiſches Chriſtentum! Vielleicht können wir uns des Kindchens annehmen.

Quaquaro

Laſſen Se da bloß de Finger von!

Direktor Haſſenreuter

Warum?

Quaquaro

Außer det Se Jeld wollen los werden und uf de Quengeleien und Scherereien mit de Armenverwaltung, mit Polizei und Jericht womechlich happich ſind.

Direktor Haſſenreuter

Dazu hätte ich allerdings keine Zeit übrig.

Spitta

Finden Sie nicht, daß hier ein wahrhaft tragiſches Verhängnis wirkſam geweſen iſt?

Direktor Haſſenreuter

Die Tragik iſt nicht an Stände gebunden. Ich habe Ihnen das ſtets geſagt.

Selma, atemlos, öffnet die Flurtür.

Selma

Herr John, Herr John, Herr Mauerpolier.

Frau Direktor Haſſenreuter

Herr John iſt nicht hier. Was willſt du denn, Selma?

Selma

Herr John. Se ſolln uf de Straße kommn.

Direktor Haſſenreuter

Nur Ruhe, Ruhe. Was gibt's denn, Selma?

Selma

atemlos.

Ihre Frau ... Ihre Frau ... Janze Straße ſteht voll ... Omnibus, Pferdebahnwagen is jar keen Durchkommen ... Arme ausjeſtreckt ... Ihre Frau liecht lang uf Jeſichte unten.

Frau Direktor Haſſenreuter

Was iſt denn geſchehen?

Selma

Herrjott, Herrjott in Himmel, Mutter John hat ſich umjebracht.

Ende.

Gerhart Hauptmanns Geſammelte Werke

in ſechs Bänden

---

1. Bd.: Soziale Dramen: Einleitung / Vor Sonnenaufgang / Die Weber / Der Biberpelz / Der rote Hahn.

2. Bd.: Soziale Dramen und Proſa: Fuhrmann Henſchel / Roſe Bernd / Bahnwärter Thiel / Der Apoſtel.

3. Bd.: Familiendramen: Das Friedensfeſt / Einſame Menſchen / Kollege Crampton Michael Kramer.

4. Bd.: Märchendramen: Hanneles Himmelfahrt Die verſunkene Glocke / Der arme Heinrich.

5. Bd.: Hiſtoriſche Dramen: Florian Geyer.

6. Bd.: Märchendramen und Fragmentariſches: Elga / Schluck und Jau / Und Pippa tanzt / Helios / Das Hirtenlied.

In einer alten Frakturſchrift auf beſtem Papier ſorgfältig gedruckt. Titel und Einband von E. R. Weiß. Preis geheftet 24 Mark, in Halbpergament gebunden 30 Mark, in Ganzpergament gebunden 36 Mark.

Gerhart Hauptmanns Werke in Einzelausgaben

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. 18. Auflage.
Das Friedensfeſt. Bühnendichtung. 7. Auflage.
Einſame Menſchen. Drama. 24. Auflage.
De Waber. Schauſpiel. (Originalausgabe.) 2. Auflage.
Die Weber. Schauſpiel. (Übertragung.) 40. Auflage.
Kollege Crampton. Komödie. 8. Auflage.
Bahnwärter Thiel — Der Apoſtel. Novelliſtiſche Studien. 8. Auflage.
Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. 14. Auflage.
Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung. 20. Auflage.
Florian Geyer. 9. Auflage.
Die verſunkene Glocke. Ein deutſches Märchendrama. 75. Auflage.
Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. (Originalausg.) 16. Aufl.
Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel. (Übertragung.) 16. Aufl.
Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf. 10. Auflage.
Michael Kramer. Drama. 10. Auflage.
Der rote Hahn. Tragikomödie. 8. Auflage.
Der arme Heinrich. Eine deutſche Sage. 23. Auflage.
Roſe Bernd. Schauſpiel. 16. Auflage.
Elga. 7. Auflage.
Und Pippa tanzt! Ein Glashüttenmärchen. 10. Auflage.
Die Jungfern vom Biſchofsberg. Luſtſpiel. 4. Auflage.
Kaiſer Karls Geiſel. Ein Legendenſpiel. 6. Auflage.
Griſelda. 6. Auflage.
Griechiſcher Frühling. 7. Auflage.
Der Narr in Chriſto Emanuel Quint. Roman. 16. Aufl.

Druck der Spamerſchen
Buchdruckerei in Leipzig

Meinem zwölfjährigen Sohn Benvenuto

gewidmet

Lohengrin

Ullſtein-Jugend-Bücher

Bisher erſchienen:

Ludwig Fulda, Aladdin und die Wunderlampe
Gerhart Hauptmann, Lohengrin
Walter Bloem, Das Ende der großen Armee
Felix Salten, Kaiſer Max der letzte Ritter
Rudolf Herzog, Siegfried der Held
Rudolf Herzog, Der Nibelungen Fahrt ins Hunnenland
Georg Engel, Kapitän Spieker und ſein Schiffsjunge
Paul Oskar Höcker, Der Sohn des Soldatenkönigs
Fedor von Zobeltitz, Der Kampf um Troja
E. von Wolzogen, Münchhauſens Abenteuer
Guſtav Falke, Die neidiſchen Schweſtern
Otto Ernſt, Gulliver in Liliput

Jeder Band, reich illuſtriert, 1 Mark

Die Sammlung wird fortgeſetzt

Lohengrin

Von

Gerhart Hauptmann

Mit Bildern von Ferdinand Staeger

Verlag von Ullſtein & Co, Berlin 1913

Copyright 1912 by Ullstein & Co

1. Kapitel

Unter Glockengeläut und Volksjubel geſchah die Hochzeit Parſivals und Blancheflours. Als ein beſiegter, irrender Ritter, ſein ſchwarzes Roß am Zügel führend, war Parſival in der Hauptſtadt Blancheflours eingezogen, und nun war er ihr Gatte und König geworden. Welche Irrfahrten er bis dahin durchgemacht hatte, iſt in der beſonderen Geſchichte Parſivals aufgezeichnet, auch daß er und warum er ſeine Gattin ſchon am Morgen nach der feierlichen Hochzeit heimlich verließ.

Dreiviertel Jahre nach dem Verſchwinden Parſivals gebar Blancheflour ihren einzigen Sohn Lohengrin.

Der witwenhafte Ernſt, der ihr eigen war, hinderte nicht, daß der junge Prinz und Nachkomme Parſivals mit allem Glück der Jugend geſättigt ſeine Kinderjahre verleben durfte. So war Lohengrin bald zu einem ſchlanken glücklichen Knaben geworden, deſſen gläubige Heiterkeit unbeſieglich ſchien. Der blonde Knabe, der Stadt und Reich mit Bürgern und Untertanen ſeiner Mutter zu ſeinen Füßen ſah, ward gleichſam von allen auf Händen getragen. Das erhöhte natürlich den Zuſtand ſeiner Glückſeligkeit, der auch immer wieder in den trüben Dämmer, der das Herz ſeiner Mutter erfüllte, hineinſtrahlte. Güte und Kraft waren vermählt in dem Knaben und noch mehr in dem Jüngling Lohengrin, deſſen Schönheit ſo blendend war, daß man nach dem geheimnisvollen Verſchwinden ſeines Vaters geradezu von göttlicher Herkunft munkelte.

Blanchefleur, die nach Parſivals Verſchwinden in ihrem Sohne das Einzige ſah, was ſie im Leben feſthalten konnte, hatte ihn mit den vorzüglichſten Lehrern umgeben und zu ſeinem Umgang nicht nur die edelſten Sproſſen ſeiner Altersſtufe aus dem Adel des Landes ausgewählt, ſondern auch junge Prieſter und Philoſophen, ſo daß der Jüngling im Bereiche der ſieben freien Künſte ebenſo meiſterlich ausgebildet, als im Reiten und Fechten war.

Überdies ward Lohengrin aus dem unerſchöpflichen Reichtum ſeiner Mutter jeder nur halb geäußerte Wunſch erfüllt, trotzdem er an Wünſchen faſt noch reicher, als ſeine Mutter an irdiſchen Gütern war.

Er liebte die Jagd, er liebte den Glanz, er baute ſich hie und da im Lande romantiſche Burgen und Luſtſchlöſſer, die er mit köſtlichen Gärten umgab und abwechſelnd mit ſeinem großen Gefolge beſuchte. Er feierte Feſte, hielt weltberühmte Tourniere ab, während ſeine Mutter in der Stille der Bibliothek mit einem Araber über den Gralsbüchern grübelte.

Blancheflour vertiefte ſich unter Leitung eines Arabers in das Studium vom heiligen Gral, hauptſächlich um den Weg dorthin zu ergründen und ihren verlorenen Gatten wiederzuſehen. Aber weil es der Gral geweſen war, der, ſtärker als ſie, ihren Gatten und früher Gornemant an ſich gezogen hatte, betrachtete ſie ſeine Segnungen mit Sehnſucht ſowohl als mit Bitterkeit und mit einer Ehrfurcht, die, wenn ſie an Lohengrin dachte, der nackten kahlen Furcht zum verwechſeln ähnlich ſah.

So hatte ſie einen geheimen, ſtrengen Befehl an jedermann ausgehen laſſen, der mit Lohengrin in Berührung kam, daß er bei Strafe des Köpfens oder Hängens niemals vom heiligen Grale ſprechen, ja auch nur ſeinen Namen erwähnen dürfte. Ebenſo blieb der Teil der Bibliothek, wo die Gralsbücher aufgeſtapelt lagen, imme rvor dem Prinzen verſchloſſen, auch dann, wenn die Königin mit dem Araber in dieſem Raume ihre Studien trieb.

Blancheflour war für Lohengrin nicht nur die Mutter, ſondern er ſah in ihr eine Heilige. Der ſanfte, doch tiefe Schmerz, der ihr Weſen durchtränkte, auch wenn ſie lächelte, galt dem Knaben, dem Jüngling, dem jungen Manne als Zeichen tiefſter Weisheit und des tiefſten Wiſſens, das in der Welt zu erlangen iſt.

Der Prinz, der weiße arabiſche Pferde zu reiten liebte, zog nie auf die Jagd, ohne daß er durch ſeine ſilbernen Jagdhörner die Mutter beim Auszug begrüßen ließ. Bei jeder Tafel erhob er ſich feierſich, wenn er das erſte Glas Wein an die Lippen ſetzte und trank es auf ſeiner erhabenen Frau Mutter Wohl. Es war bezaubernd, wie er, an lich der gewinnendſte Mann, ſeiner Königin Mutter begegnete, wie er mit edelſtem Anſtand und kindlicher Devotion behutſam die lange weiße Hand Blancheflours an die Lippen nahm, jene Hand, die einſt der Vater Parſival in glühendſter Liebe geküßt hatte. Nie trug Lohengrin andere Farben, als die ſeiner Mutter, grün und weiß, beim Tournier, und niemals, auch dann nicht, wenn fremde Königinnen zugegen waren, verneigte er ſich auf dem Tornierplatz eher vor jemand anderem, als vor ihr. Er ſagte laut, ſeiner Mutter ein einziges Lächeln abzugewinnen, bedeute ihm mehr als der Beſitz von aller Könige Land und die Gunſt aller Königstöchter der Erde.

Was Wunder, wenn er nur lachend den Kopf ſchüttelte, als ſeine Mutter ihm die Notwendigkeit, ein Weib zu nehmen, vorſtellte. Nein, er wollte nicht heiraten. Und er heiratete nicht.

Lohengrin hatte die Anmut und ſanfte Selbſtherrlichkeit ſolcher Prinzen, die ohne einen Vater, der ſie in Schatten ſtellt, aufgewachſen ſind. Erſt als er im zwölften Jahre war, fing er an, ſich über ſeinen Vater, den er nicht einmal dem Namen nach kannte, heimlich Gedanken zu machen. Er würde den Namen Parſival ohne Zweifel längſt erfahren haben, wenn nicht der Wille der allgeliebten

Aus Lohengrins frohen Kindertagen

Königin Blancheflour es verhindert hätte. Sie wollte den Sohn auf keine Weiſe in das dunkle Schickſal des verſchollenen Gatten verwickelt ſehen.

Nach Art eines guten Sohnes trat Lohengrin eines Tages mit der gewohnten, ehrerbietigen Herzlichkeit in die Frauengemächer der Mutter ein. Er wollte die Fragen, die ihn beſchäftigten, von niemand als ihr beantwortet wiſſen.

Die Mutter ſagte: Du haſt ein Recht nach deinem Vater und ſeinem Schickſal zu fragen, Lohengrin, und ſo muß es wohl ſcheinen, als habe ich, als Mutter, nicht das Recht dir eine Auskunft zu verweigern. Gerade aber, weil ich deine Mutter bin, tu ich das.

Aber Blancheflour verbeſſerte ſich. Du weißt es, fing ſie von neuem an, daß ich dir gegen deinen klaren und ausgeſprochenen Wunſch nichts zu verweigern imſtande bin. Deshalb bitte ich dich, nimm deine Fragen aus freiem Willen zurück, verzichte, um meiner beſſeren Einſicht Willen, auf ihre Beantwortung.

Lohengrin, der die Hand ſeiner Mutter während ſie ſprach, zärtlich gehalten hatte, kniete nieder und legte ſie an die Stirn, womit er ſeinen herzlich freien Gehorſam ausdrückte. Was du mir zu verſchweigen wünſcheſt, hohe Frau Mutter, ſagte er, danach will ich nicht fragen. Dein Schweigen ſoll mir ſo wert und werter als aller anderen Menſchen Antwort ſein.

Nun aber ſagte die in heimlicher Angſt um das Glück ihres Sohnes erbebende Königin Blancheflour: willſt du mir ein Verſprechen geben? Jedes, gab er zur Antwort, was du von mir verlangſt, Mutter Königin! So gelobe mir, ſagte ſie wiederum, niemals und niemand nach deinem Vater und niemals und niemand nach dem geheimnisvollen Gegenſtand zu fragen, in deſſen Studium ich hinter den Mauern unſerer Bibliothek verſunken bin. Ich gelobe es! ſagte, ſich tief verneigend, der Knabe.

Unzweifelhaft war dem Prinzen durch dieſe Vorſicht der Mutter und durch den ritterlichen

Gehorſam, der es ihm ganz unmöglich machte, je ſein Gelübde zu verletzen, der ſchöne, freie und ſorgloſe Wuchs ſeiner Knaben- und Jünglingsjahre erhalten geblieben.

2. Kapitel

Eines Tages befand ſich Prinz Lohengrin auf der Falkenjagd. Tagelang war er zu Pferde mit vielen Falken in großer Geſellſchaft durchs Land geritten. Man hatte ſo einen entlegenen See erreicht, bei deſſen Anblick Lohengrin äußerte, er komme ihm vor, wie der Styx, das iſt jener Strom der Unterwelt, über den der Totenfährmann abgeſchiedene Seelen ins Reich der Schatten hinüberrudert.

Kaum daß der junge Prinz dieſen Gedanken ausgedrückt hatte, ſo ſchien ihn ein Nachen mitten im See zu beſtätigen, in dem ſich die hohe, unbewegte Geſtalt eines Anglers abzeichnete.

„Der dort könnte wahrhaftig Charon ſein,“ ſagte Lohengrin, „und der See ſieht nicht anders aus, als hätten ihn Tränen ſtatt Himmelsregen gebildet.“

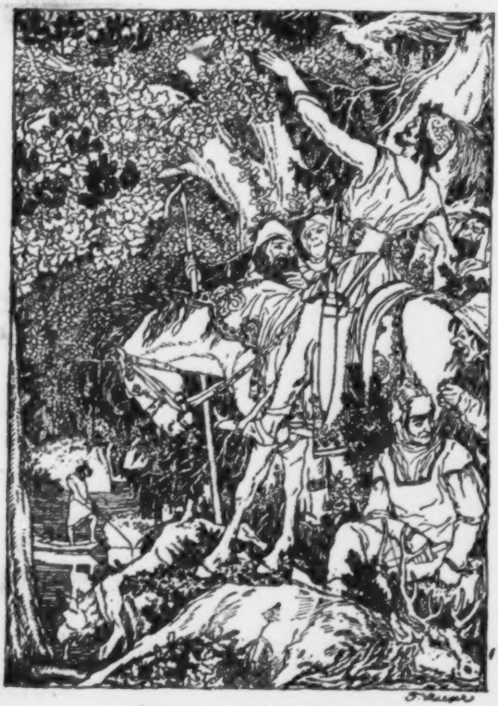
Als er dieſe Betrachtung anſtellte, hatte der ſchöne Mann und Jagdherr — er war damals fünfundzwanzig Jahre alt — den weißen Lieblingsfalken [illegible] der Fauſt und ſein weißes arabiſches Pferd unter ſich: zugleich aber kam eine Wildtaube aus der Gegend, wo eben die Sonne blutig unterging, über den See herangeflogen. „Lieber Täubrich,“ ſagte da in einer Anwandlung frevlen Übermutes Lohengrin, „für dich ſoll dieſer See nun wahrhaft und wirklich den Styx bedeuten.“ Damit nahm er dem Falken die Kappe ab, warf ihn hoch, und in kurzer Zeit, als der Kampf in der Luft entſchieden war, fiel die ermordete Taube aus großer Höhe und zwar, wie man deutlich ſah, in den Nachen des angelnden Fiſchers hinein.

Über den ſonderbaren Zufall ſuchten die Herren des Gefolges mit lautem Lachen hinwegzukommen. Man erwartete lärmend den langſam herwärts treibenden Kahn, der, wie es ſchien, ſich ohne das Ruder des Anglers den Ufern näherte. Sowie der Nachen zwiſchen dem Schilf zum Stillſtand kam, war es, als habe ein eiſiger Hauch die Flamme der Freude unter den Wartenden ausgeblaſen.

Der Fiſcher ſagte: Hier haſt du dein blutendes Opfer, Prinz Lohengrin! Du töteſt den Schwachen, Parſival pflegte den Starken zu töten. Er ſchoß den Sperber, du haſt die Taube ums Leben gebracht.

Da war nun zum großen Entſetzen des Gefolges der Name Parſival vor den Ohren des Prinzen genannt worden.

Ein Jeder erſchrak, denn die gute Königin Blancheflour hatte auch dieſe Verfehlung mit Todesſtrafe belegt. Aber man ließ den Fiſcher unbehelligt davonrudern. Schien es doch, als habe der Prinz die Worte des Mannes überhört, und man würde zudem nicht recht gewußt haben, wie man die Gefangennahme des Fremden



Lohengrin tötet die Taube

begründen ſollte, ohne Lohengrin das Geheimnis ganz zu enthüllen, deſſen bergender Vorhang ja erſt kaum merklich gelüftet war.

Allein die Rätſelworte des Fiſchers hatten ſich in die Seele des Prinzen eingebrannt und alle eigentümlichen Umſtände, die den Tod der Taube begleitet hatten. Von da ab kam es zuweilen vor, daß den Prinzen das ſchmerzverzehrte Antlitz des Anglers nach frohen Gelagen im Traume ängſtete. Gern hätte er nun mit ſeinen Gedanken und Zweifeln, die ihm das wunderliche Erlebnis erregt hatten, bei der Mutter Belehrung geſucht. Aber er fühlte zu wohl, wie nahe ihm die Gefahr gekommen war, das Blancheflour gegebene Verſprechen zu verletzen, das ihm die Frage nach ſeiner Herkunft, das heißt nach ſeinem Vater, verbot.

So ſtarb eines Tages Blancheflour, ohne ihr irdiſches Schweigen gebrochen zu haben, und ging in das größere Schweigen des Todes ein.

Bald nach ihrem Hingang hatte der neue König ein Geſpräch mit dem alten Araber, der ſeiner Mutter bei ihren geheimnisvollen Studien nicht von der Seite gewichen war.

Die erhabene Frau Königin, deren ſterbliche Hülle heut im Dom auf dem Katafalk meinem Volke gezeigt wird, war viel zu jung für den Tod, ſagte Lohengrin.

Dagegen der Araber:

Sie iſt an einer alten verheimlichten Wunde geſtorben.

Wer hat ihr die Wunde geſchlagen?, fragte Lohengrin.

Einer, ſagte der Araber, der, wie mir die Planeten verraten haben, heut noch irrend die Welt durchſchweift.

Den will ich ſuchen und ſtrafen, ſagte Lohengrin, der meiner Mutter die unheilbare Wunde geſchlagen hat.

Davor muß ich dich warnen, ſagte der Araber.

Aber Lohengrin fügte hinzu: ich will es halten wie Parſival.

Woher weißt du den Namen deines Vaters? fragte der Araber.

Ich weiß nur, ſagte der junge König, daß ſein Wahlſpruch geweſen iſt: dem Starken ein Trutz, dem Schwachen ein Schutz.

Die Glocken des Doms und alle übrigen Kirchen läuteten, als man Blancheflour zur Erde beſtattete. Lohengrin, in ſilberner Rüſtung, auf dem Haupt einen Helm in Form eines ſilbernen Schwanes tragend, ritt hinter dem Sarge her, der, nach der Zeit-Sitte, offen war. Er hatte die Farben der Verſtorbenen, grün und weiß, angelegt, die er ſo oft, der Mutter zu Ehren, beim ritterlichen Spiele getragen hatte. Da geſchah es, daß er, das Auge durch Tränenſtröme verſchleiert, dennoch, als der Leichenzug durch das Stadttor hindurch ins Freie gelangte, zur Seite der Straße ein angebundenes ſchwarzes Roß und einen daneben ſtehenden Ritter gewahrte, den er in ſeinem Schmerze nicht weiter beachtete. Hätte er Sinne für etwas anderes als den Schmerz um die Tote gehabt, ſo hätte ihm der Mann, das Roß und die Rüſtung auffallen müſſen.

Die Geſtalt des Mannes war ſehnig, ſein Auge voll Glut, ſein Haar ergraut, er trug auf dem Schilde eine Taube, ſein Helm war als Falke gebildet, und beim näheren Hinſehen hätte man auf dem Schildrande das Wort Herzeleide entziffern können. Auf dem Bruſtharniſch war ein Schiffer mit einer Angel angebracht. Waffen und Rüſtungsſtücke, ſowie der Ritter ſelbſt, waren merkbar durch Wetter und Wind mitgenommen.

Dieſer Ritter war niemand anderes als der noch immer irrende, nach dem Grale ſuchende Parſival, den ſein dunkles Geſchick gerade in einem Augenblick hergeführt hatte, wo man ſeine von ihm verlaſſene Gattin begrub. Noch trug er die Rüſtung Gornemants, die er übernommen hatte und deren genaue Beſchreibung in der Chronik des Hauſes zu finden war. Aber auch dieſe Chronik war ſorgfältig im Auftrage der Königin Blancheflour ihrem Sohne verborgen worden.

Trotzdem würde vielleicht der ſchmerzliche Augenblick zu einer Erkennung zwiſchen Vater und Sohn geführt haben, da der fremde Ritter nahe daran war, ſich durch einen Ausbruch ungeheurer Qual zu verraten. Allein der Schmerz war zu groß, er lähmte ihn. Und was nun noch geſchah, entzog ſich den Blicken Lohengrins, der, verſunken in Trauer, dem wächſernen Bilde im Sarge nachfolgte.

Im Zuge der Trauernden ging auch der Araber. Ihm hatte ſich plötzlich der unerkannte Parſival zugeſellt. Beide hatten nun ein Geſpräch, worin der gelehrte Araber, der in der Kenntnis der Gralsbibliothek und in der Wiſſenſchaft der Sterne nicht ſeinesgleichen beſaß, bewies, daß er den fremden Ritter ſogleich erkannt hatte.

Ich ſehe dir an, ſagte er zu Parſival, du haſt den Weg zum Gral nicht gefunden. Was mich betrifft, ich bin heute hundertunddreißig Jahre alt, älter als mir die Sterndeuter vorausſagten, und wenn Blancheflour noch ein Jahr gelebt hätte, ſo hätte ich ſie mit verbundenen Augen den Weg zum Gral zu führen gewußt. Denn, mußt du wiſſen, ſie grübelte ſeit du fort biſt nur immer über den Weg zum Gral, leider nicht aus dem reinen Grunde, das heilige Wunder des Herrn zu finden, ſondern, armer Parſival, um dich wiederzuſehen. Ich wußte es aus den Planeten, aber ich habe es Blancheflour nie geſagt, du würdeſt am dritten Tage nach ihrem Tode, ohne den Gral gefunden zu haben, zurückkehren.

Parſival fragte: Wer iſt der Ritter im ſilbernen Harniſch, mit dem ſilbernen Schwan auf dem Helm, der ähnlich dem Sonnengott auf ſchneeweißem Pferd hinter dem Sarge herreitet?

Das iſt Lohengrin, ſagte der Araber, iſt dein Sohn! Aber ich rate dir ab dich vor ihm erkennen zu geben. Er hat das gütigſte Herz in der Bruſt und alle Welt liebt ihn und trägt ihn auf Händen. Nur einen haßt er und ſucht er als ärgſten Feind: den, der ſeiner Mutter die unheilbare Wunde geſchlagen hat.

„Das bin ich," Parſival, trat aus dem Kondukt und ließ das weinende Volk in endloſem Zuge, hinter dem Sarge der guten Königin her, zu Grabe ſchreiten. Da alles weinte, fiel es nicht auf, daß Parſival ebenfalls in Tränen gebadet war.

Parſival hatte einſt ſeine Mutter verlaſſen, um die Welt zu bekämpfen. Als er zurückkam, fand er die Mutter nicht mehr. Er verließ den Gral, den er nicht erkannte, als er an ihm vorübergetragen wurde, und als er erkannt hatte oder wenigſtens ahnte, was er war, vermochte er ihn nicht wiederzufinden. Um ihn zu finden, verließ er ſein junges Weib Blancheflour und verſcherzte ein irdiſches Königreich; denn als er zurückkam, fand er auch ſein Weib nicht mehr, und ſeinen eigenen, ihm fremden Sohn, mußte er meiden, wie ſeinen Feind. So trat er denn wiederum aus dem Zuge heraus, ſtieg auf ſein Roß und ritt von dannen.

Als die Königin Blancheflour zur Erde beſtattet war, glaubte man allgemein, der neue

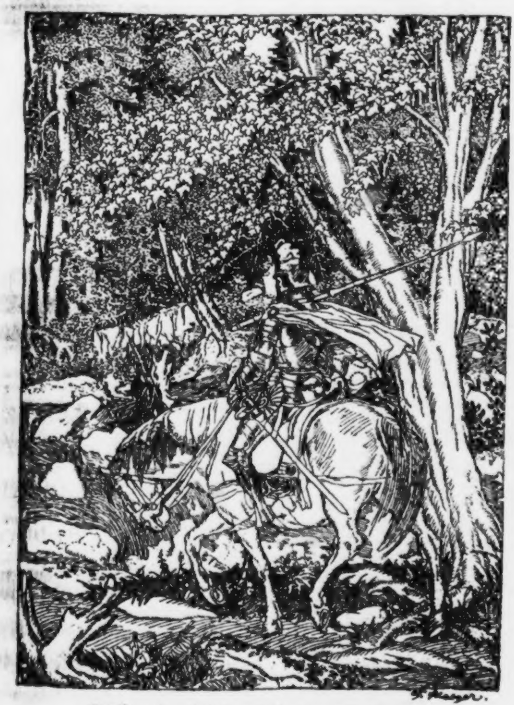
König werde nun auf eine noch glänzendere Weiſe als vordem Hof halten. Allein, ſiehe da, man täuſchte ſich. Die Thronbeſteigung hatte noch in der vorgeſchriebenen, pomphaften Form ſtattgefunden, bald danach entließ man den größten Teil der Hofbeamten und der Dienerſchaft. Auch die Jägerei wurde eingeſchränkt, ſo daß man ſelbſt in den Kreiſen der Eingeweihten durchaus nicht mehr wußte, was man von dem jungen Herrſcher erwarten, glauben und hoffen ſollte. Staunen und Betrübnis war daher allgemein, als man eines Tages erfuhr, Lohengrin habe eine Regentſchaft eingeſetzt und treibe irrende Ritterſchaft oder habe die Reiſe ins heilige Land, zum Grabe des Herrn Jeſus angetreten. Es war gerade das, was man zuallerletzt von dieſem lebensfrohen Manne und Prinzen erwartet hatte.

Bald danach wurde ein fahrender Held unter dem Namen Ritter Hilfreich berühmt, der einen Schwan als Helmzier führte und deſſen Schild die Inſchrift:

„Dem Starken ein Trutz
Dem Schwachen ein Schutz"

trug. Und wo er erſchien, ſchön, ſtark und gewappnet wie ein Erzengel, jauchzte das niedere, bedrückte, in Arbeit und Not faſt erſtickende Volk ihm zu, während die Starken, Harten und Ungerechten ihn heimlich verhöhnten und bitter haßten. Dieſer Ritter war Lohengrin.

Die Worte des Fiſchers hatten auf eine faſt zauberhafte Weiſe in ſeinem Herzen Wurzel geſchlagen. Alle Mühſeligen und Beladenen liefen ihm zu, als ob er der neue Heiland wäre, und manchen Tyrannen hatte der Ritter mit dem Schwan aus dem Sattel geworfen. Nicht ſelten zog er, das Roß am Zügel führend, zu Fuße durch irgend ein Stadttor ein, während ein kranker Bettler im Sattel hockte. Zuweilen war es ein Weib, zuweilen ein ländlicher Arbeitsmann, zuweilen ein Kind, deſſen Bedürftigkeit ihn angezogen, deſſen Klagen er vernommen oder deſſen Wunden er verbunden hatte. Zu vielen Malen hatte er



Lohengrin zieht aus Parſival zu ſuchen

nicht verſchmäht, in die allerniedrigſten Hütten der Armut mit ſeiner ſilbernen Rüſtung hineinzukriechen. Soweit ſeine mitgebrachte Barſchaft ausreichte, hatte er Gold mit vollen Händen ausgeteilt und bitterſte Not auf jede mögliche Weiſe gelindert, ja er war in Gefängniſſe eingedrungen und hatte viele unter denen von Entehrung, Kerker und Todesſtrafe befreit, die eine blinde Gerechtigkeit zu Unrecht verurteilt hatte.

Er hatte, der Stimme ſeines Herzens und noch mehr der Stimme des Blutes folgend, eine ähnliche Wallfahrt wie ſein Vater angetreten.

3. Kapitel

Eines Abends kam Ritter Hilfreich unter dem Jubel des armen Volkes in eine Stadt geritten. Man ſchrie Hoſianna, warf Blumen und grüne Zweige auf ſeinen Weg, und einige abergläubiſche Weiber gingen ſo weit, ſich vor ſein Roß zu werfen, damit es über ſie hinwegſchreite. Sie glaubten dadurch von ihren unheilbaren Übeln geheilt zu werden.

In der Nähe des Hafens redete Lohengrin einen armen Laſtträger an, damit er ihm durch das Gewirr der Gaſſen einen gewiſſen Weg weiſe. Kein Wunder, wenn der Alte, der irgendein ſchweres Gewicht auf dem Rücken trug, wie geblendet die Hand über beiden Augen zu dem ſtrahlenden Schwanenritter aufblickte. Dieſer ſagte: Ermanne dich, lieber Alter, vergiß nicht zu antworten, bedenke, daß ich ein fremder, irrender Ritter bin.

Der Alte zitterte ſehr, als er dem Fragenden antwortete: Wenn du ein irrender Ritter biſt, ſagte der Laſtträger, und du fragſt keinen anderen nach dem Wege, den du gehen ſollteſt als mich, ſo helfe mir Gott, daß ich dich zurecht weiſe: ſuche nie nach dem, der deiner Mutter die heimliche Wunde geſchlagen hat.

Ich danke für deinen Rat, alter Vater, ſagte mit herzlicher Güte Lohengrin, ohne zu wiſſen, daß er in Wahrheit mit Parſival, ſeinem Vater, redete. Dieſer fuhr fort: Zum Zeichen der Verſöhnung und des Friedens, ſteige vom Roß, brich das Brot mit mir und laß dir etwas erzählen vom heiligen Gral und vom Parſival.

Lohengrin glaubte anfangs, irgendein Unglück habe den alten Laſtträger um den Verſtand gebracht; als er ihn aber den Namen Parſival und den des heiligen Gral erwähnen hörte, beſchloß er, dem alten, gebrechlichen Manne zu willfahren. Er hob ihn aufs Roß und leitete dieſes am Zügel bis an die Tür der elenden Bretterhütte, wo dieſer arme Lazarus mit ihm das Abendmahl zu nehmen gedachte.

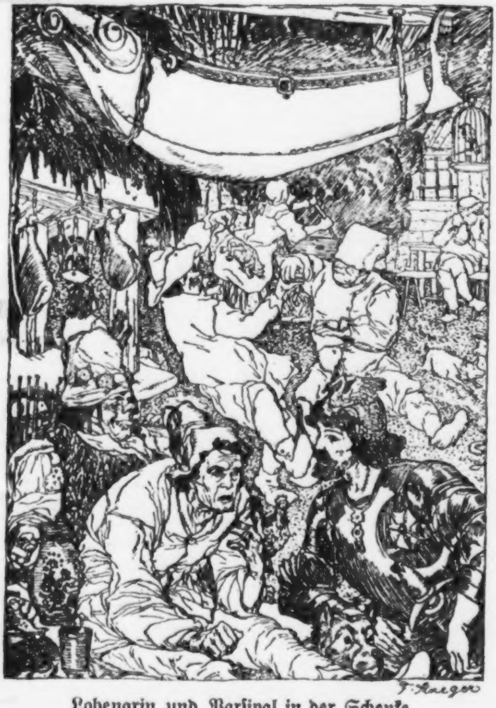
So ſaß nun Parſival auf dem milchweißen Streitroß ſeines geliebten Sohnes Lohengrin, ohne daß jener es ahnte, wer er war. Was Wunder, daß er unaufhaltſam ſalzige Tränen heimlicher Freude weinte.

Während des Eſſens war der glänzende, gottgeliebte Paladin, mit ſeinem unerkannten Vater in einem Bretterſchuppen untergekommen. Als ſie das Brot miteinander brachen und den erſten Schluck aus einem gemeinſamen Kelche tranken, hörten ſie beide Glockenlaut und wußten ſofort, wie dieſer Klang von keinem der ſtädtiſchen Dome herſtammte. Da wußte der alte Laſtträger Parſival, wie nun die Gnade, die Liebe und die Verſöhnung gekommen war. Und er begann ſeine eigenen Irrfahrten, als wären es die eines anderen, zu erzählen.

Er ſprach von Herzeleiden, der Mutter Parſivals. Er nannte ſie, gleichſam vom Geiſt erleuchtet, die Allmutter. Auch Blancheflour wäre, ebenſo wie Parſival, von Herzeleidens Geſchlecht geweſen. Er ſchloß: Auch du und ich, wir ſind von Herzeleidens Geſchlecht, lieber Sohn.

Nun erfuhr der Ritter auch die näheren Schickſale Parſivals. Wie er auszog, die Mutter an ſeinem Vater zu rächen. Er erfuhr vom Gral, den Parſival fand und wieder verlor, von Gornemant und dem Gralskönig, dem kranken Amfortas, der Parſivals Vater und alſo Lohengrins Großvater war. Ihm wurde eröffnet, was Parſival mit einem Fiſcher und mit einem ſchwarzen Ritter erlebt hatte, Vermummungen ſeines Vaters, durch die er verſucht hatte, ihn auf den rechten Weg zu leiten.

Jetzt iſt meine Stunde gekommen, ſagte der Laſtträger, indem er auf eine eigentümliche und prophetiſche Weiſe ſprach. Herzeleide habe auch ihn erzogen, und nun erſt habe ihre Erziehung den



Lohengrin und Parſival in der Schenke

Abſchluß erreicht. Er ſprach noch viele wunderliche Dinge, wie: Herzeleide Herzeleide, überall, ſprach von einem Reich Salvaterre, wo er hin wollte und um deſſen Grenzen Herzeleide bis zum Tage der großen endlichen Wiederkehr des Heilandes ruhelos ſchwärmen müſſe. Er ſprach von der Gralsburg, ihren Paladinen und ihrem heimlichen Dom und dem Strom des Lebens, dem Blute des Lebens, das ihn durchrauſche, und ſo fort.

Es waren viele andere Laſtträger da, und ſie lachten laut, als der Alte ſeine Erzählung beendet hatte. Sie meinten, er wäre ein alter Narr, und wenn ſein Unſinn ihn ſtärker befalle, ſo nenne er ſich gar ſelber den Parſival.

Lohengrin dankte dem alten Manne, ohne in ihm den Vater zu erkennen oder ihn merken zu laſſen, wie tief ihn ſeine Eröffnung traf und welchen Widerſtreit ſie in ihm geweckt hatte. Er ritt davon, er ritt aus der Stadt in die Einſamkeit. Es war gerade Herbſt, und er fand im Stadtforſt eine Laubhütte, in der er die klare

Mondnacht zubrachte. Der fauſtgroß glänzende Venusſtern, vor der Sonne her, und das Morgenrot erweckten ihn. Er hatte einen Traum gehabt von lauter gewaltigem Glockenläuten und Glockenläuten. Nicht anders, als hätte ſich Himmel und Abgrund zu einem gewaltigen Feſte zuſammengetan. Und während er nun, mit offenen Augen, neben ſich die Silberrüſtung, im goldenen Herbſtlaube ſaß, hörte er wirklich und noch um vieles verſtärkt den allgemeinen, mächtig dröhnenden Glockenlaut. Und plötzlich wurde ihm, gleichſam mit dem Nahen der Sonne, ſonnenklar, daß Parſival ſein Vater geweſen, und wie er fortan davon ablaſſen werde, den zu ſuchen, der Blancheflour die tödliche Wunde geſchlagen hatte.

Da ſtand er auf von einer unbegreiflichen Sehnſucht getrieben, um in der Stadt den alten Laſtträger aufzuſuchen. Zu ſeinem Schmerze fand er ihn nicht und erfuhr etwas Wunderliches, ja Wunderbares, was ſich mit ihm ereignet hatte.

Er habe, hieß es, heute, beim Nahen des Morgenrots ein Boot losgemacht und ſei damit in den Hafen und alsdann um das Vorgebirge gerudert, das jenen vor dem offenen Meere ſchützt. Man habe ihm nachgeblickt, gewinkt und geſchrien, aber es ſei nicht gelungen, den Schiffer von ſeiner waghalſigen Fahrt in die hochgehende See abzuhalten. Dort warte ſeiner, wie man ſagte, der ſichere Tod.

Ritter Lohengrin bezog eine Herberge. Er hatte die Abſicht gehabt, den armen Laſtträger mit ſich und zugleich die Laſten von ſeinen Schultern zu nehmen. Der närriſche Weiſe ſollte fortan am Königshof wie ſein eigener Vater gehalten ſein. Nun, da er ſo überraſchenderweiſe verſchwunden war, faßte den Ritter Beſtürzung und Trauer an und Reue darüber, daß er nicht ſchon am Abend vorher ſich des alten Geſchichtenerzählers bemächtigt hatte. Wenigſtens wollte er nun auf die immerhin mögliche Rückkehr des verwegenen und törichten Schiffers warten und ſei es auch tage- ja wochenlang.

Jede der vierzig Nächte, die Lohengrin in der Herberge zubrachte, träumte er ſeinen Glockentraum. Und wenn er wachte, ſo konnte er auch dann die ſchwingenden Klänge im Ohr nicht los werden, das feierlich große Mahnen der erzenen Zunge, die ihn bald vom Meere her, bald aus der Tiefe des Landes zu rufen ſchien. Und am vierzigſten Morgen, nach der vierzigſten Nacht, ſtieg er aufs Roß, um in der vermeintlichen Richtung des Klanges davonzureiten.

Immer dem Klange nach, war er mehrere Tagereiſen den Strom hinauf über eine weite Ebene ins Innere des Landes gelangt und endlich in einen Wald, wo ihn der Abend und die Dunkelheit überraſchte. Die große Richtung ſeiner Fahrt war ihm auch jetzt nicht zweifelhaft, denn er wurde durch immer die gleichen Schallwellen auch im Finſtern magiſch vorwärtsgezogen. Er war weder müde, noch war er ſchwach, noch hungerte ihn, außer nach einer Speiſe der Seele, die er mit der Idee des Grals verbunden hatte: denn er war nun, nicht anders als Parſival, zum Gralsſucher geworden.

Gegen Mitternacht traf er auf ein Licht und erkannte das Waldkirchlein eines Einſiedlers. Der Eremit, der unter dem Kreuz ſeine nächtliche Andacht verrichtet hatte, bot dem Ritter ein Nachtlager an. Er ſagte zu ihm: dein Nahen iſt mir von der Gralsburg verkündet worden. Amfortas und Herzeleide ſind von ihren Wunden geheilt. Parſival iſt auf der Gralsburg angekommen. Er trägt die Krone, er trägt das Zepter von Salvaterre, das iſt das Grals-Königreich. Er hat lange geirrt, nun iſt er am Ziele.

In dieſer Nacht wurde Lohengrin in das Geheimnis des Grals durch den Eremiten eingeweiht. Es iſt das Kriſtallgefäß, ſagte der Einſiedler, das jene Speiſe enthält, von der der Heiland geſagt hat: wer ſie iſſet, wird nimmermehr hungern! — Und ein Getränk, von dem der Heiland zur Samariterin ſagte, die ihm zu trinken gab: wenn du wüßteſt, wes Geiſtes Kind ich bin, du bäteſt mich und ich gäbe dir lebendiges Waſſer zu trinken, wer aber dieſes Waſſer trinkt, den dürſtet forthin nicht mehr.

In dieſer Nacht erhielt Lohengrin auch die Beſtätigung, daß Parſival wirklich ſein Vater geweſen war, und auch von dem Geheimnis des Fiſchers und dem des Laſtträgers wurde von dem Eremiten der Schleier genommen. Der Fiſcher war Parſivals Vater Amfortas geweſen, und als er zu Lohengrin die Worte geſprochen hatte: „Du töteſt den Schwachen, Parſival hat den Starken getötet!“ irrte, wie der Einſiedler ſagte, Parſival noch, nach dem Grale ſuchend, umher. Und eben der Laſtträger, ſchloß der Einſiedler, iſt niemand anders als Parſival, dein Vater, geweſen.

Dich hat der ſanfte Adel deiner Natur, erklärte weiter der Einſiedel ſeinem Gaſte, vor allzu großem Wirrſal und allzu großen Schmerzen bewahrt. Du rannteſt in deiner Jugend nicht mit dumpfer Wut, wie Parſival, gegen jeden dunklen Vorhang an, um dich alsbald hineinzuverwickeln. Deshalb ſpiegelt dein Silberharniſch Himmel und Erde fleckenlos. Heftiges Wollen entſpringt aus heftigen Leiden. Da du nicht gelitten haſt, heftig wie Parſival, furchtbar wie Amfortas, dein Großvater, ſo hat auch dein Wille dich nicht zu immer wilderen Kämpfen und Leiden vorwärtsgeriſſen. Du biſt hier und du hörſt die Glocken des Gral, und wonach du nicht ſuchteſt, was du nicht wollteſt, ward dir entſchleiert: das Geheimnis der Mutter, das Geheimnis des Vaters, Herzeleidens Geheimnis und des Amfortas und zuletzt das Geheimnis des Grals.

Lohengrin ſagte, er fühle, wie er ſich Salvaterre nähere. Der Einſiedel ſagte: Du biſt des rechten Weges gewiß. Der Ritter fuhr fort: Ich will eine Pilgerfahrt zu Herzeleidens und meines Vaters in Trümmer geſunkener Hütte antreten! Du kannſt nicht irren, ſagte der Einſiedel, weil du durch Mitleid zur Erkenntnis geführt worden biſt.

Immer dem Klange nachgehend fand Lohengrin am anderen Tage einen Schutthaufen, der einſt

Herzeleidens Hütte geweſen war. Er ſtellte hier Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Irdiſchen und über die Vergänglichkeit alles deſſen an, was ſcheinbar unverwelklich geblüht hatte. Dann kniete er nieder am Rande der kleinen Wüſtenei verkohlter Balken, um ſich in die Schickſale ſeines Vaters zu vertiefen, alle Wandlungen, die er hatte durchmachen müſſen, bevor er nun glorifiziert worden war. Als er aufſtehen wollte, entdeckte er eine runde, verkohlte Münze, die in der Aſche ſichtbar ward. Sie trug auf der einen Seite die Inſchrift: Sequere deum! und auf der anderen dieſe: Fata viam inveniunt! Das Erſte will ſagen: Folge Gott! und das Zweite: Schickſale weiſen Dir den Weg.

Als Lohengrin ſeine Andacht verrichtet hatte, zog er weiter, immer umgeben von Glockenklang, und erreichte den See Herzeleidens, der ſich einſam wie immer und trübſelig wie ein Becken voll Tränen vor ihm ausdehnte. Es war der gleiche, wo ſein Falke die Taube geſchlagen hatte. Wiederum war es Abend geworden. Während aber das Licht der Sonne im Untergehen ſich purpurn ſpiegelte, kam ein märchenhaftes Gefährt lautlos über das Waſſer herangeſchwommen: ein Kahn ohne Ruder, beſchlagen mit Silber und Edelſtein, der von einem Schwan an goldenen Ketten gezogen wurde. Das Läuten aber nahm zu und ward ſo ſtark, daß ſich der Wald ringsum wie von einem Sturme bog.

Nachdem der Schwan ſeinen koſtbaren Nachen bis dicht ans Ufer, vor die Füße des ſilbernen Schwanenritters, gebracht hatte, ſtieg dieſer in das herrliche Fahrzeug ein, das von dem ſtolzen Vogel wieder zurück ins tiefe Waſſer gerudert wurde. Die Nacht begann, aber die Gegend ward durch das Feuer der Juwelen des Nachens erhellt, und es war köſtlich und zauberiſch zu ſehen, wie ſich der Glanz des Schwanes, der Glanz des Kahns und das Silber des ruhig und feierlich aufgerichteten, neuerwählten Gralsritters im Waſſer ſpiegelte.

Die ganze himmliſche Feerie ſchwebte langſam über den See und alsdann durch die Mündung eines Stromes, der ſein Waſſer mit dem des Sees vereinigte. Hier landete der Schwan, als es eine Weile flußaufwärts gegangen war, nach einer Reiſe, deren Dauer Lohengrin nicht beſtimmen konnte: waren ihm tauſend Jahre vorübergezogen wie ein Augenblick, oder hatte ein Augenblick den Inhalt von tauſend Jahren erhalten?

Am Ufer erwartete eine Schar von Gralsrittern Lohengrin. Der alte Gornemant war ihr Anführer. Seltſamerweiſe: der neue Gralsritter kannte ihn.

Und Gornemant ſagte: Mein Junge, wie biſt du doch ſchön geworden. Alles dieſes war wie ein Traum, der die Mauern durchleuchtet und die Blindheit aufhebt, die unſer irdiſches Daſein beengt. Niemals hatte Lohengrin ſeinen Großonkel Gornemant, niemals im Leben Gornemant mit Augen Lohengrin geſehen, und doch ſchienen ſie ſich von Ewigkeit her zu kennen.

Die Montſalvatſch, ſagte Gornemant, iſt nicht des allmächtigen Gottes Burg, und Salvaterre iſt nicht der Himmel. Wir verwalten den Gral, wir bewohnen ein Zwiſchenreich, gleicherweiſe mit Himmel und Erde verbunden. Die Vögel ſangen, Rehe und Leoparden lagen friedlich nebeneinander in Wieſe und Wald, und Gornemant wies dies alles dem jungen Ritter. Dies alles bewirkt der Frieden des Grals und das heilige Zepter deines Vaters Parſival.

4. Kapitel

Als Volk und Regent in der Reſidenzſtadt Lohengrins ein Jahr lang vergeblich auf die Rückkunſt des jungen Königs gewartet hatten, hielten die Anverwandten des Herrſcherhauſes den erſten Familienrat.

Von dem Vertreter der nun erbberechtigten Nebenlinie wurde geltend gemacht, wie der Drang zum Abenteurerleben, der ſchon Gornemant in die Fremde getrieben habe, durch das Blut Ritter Parſivals noch verſchärft worden und in Lohengrin, wider alles Erwarten, in einem Augenblick zum Durchbruch gekommen ſei, wo man die größten Hoffnungen auf ihn geſetzt habe. Ebenſowenig wie Gornemant und wie Parſival werde er jemals wiederkehren.

Immerhin wartete man noch drei Jahre, bevor man einen Regenten der neuen Linie auf Lebenszeit einſetzte. Den Titel König nahm er indeſſen aus Angſt vor der Rache des wiederkehrenden Lohengrin noch nicht an. Wie leicht konnte er ſonſt für einen Uſurpator gehalten und dem Scharfrichter überantwortet werden. Der Regent aber nannte ſich Telramund

Telramund hatte bisher im Verborgenen gelebt und kannte Lohengrin nur von Hörenſagen. Seine Familie, die ſchon die weibliche Erbfolge bei Gelegenheit der Thronbeſteigung Blancheflours bekämpft hatte und unterlegen war, hatte bisher ihre Zeit auf ihren entlegenen Gütern mit Gift- und Galleſchwitzen zugebracht, ohne daß ihr jemals einer ihrer gehäſſigen Anſchläge auf die verwitwete Königin Blancheflour und Lohengrin ihren „geckenhaft eitlen Sohn" anders als zum eigenen Schaden ausgeſchlagen wäre. Telramund war von finſtrem Gemüt und ſeine Regentſchaft durch Taten der Hoffart und hämiſchen Grauſamkeit ausgezeichnet.

Er nannte den verſchollenen Parſival einen Narren und Abenteurer, Lohengrin einen weibiſchen Gecken, die tote Blancheflour ein weinerliches und verrücktes altes Weib und alle drei ein Kleeblatt, wo ein Blättchen des anderen würdig geweſen wäre. Das Königtum, ſagte er, das man ihnen zugeſchrieben habe, ſei angemaßt. Telramund hatte den gelehrten Araber aus der Bibliothek gejagt, ſamt allen gelehrten Doktoren, die darin arbeiteten, weil er ſelber nicht leſen konnte und der Anſicht war, Bücher, die er nur alte Scharteken nannte, brächten die Menſchen um ihren Verſtand.

Als Telramund ſich zum König machte, im ſechſten Jahre, nachdem Lohengrin verſchwunden war, ließ er auf dem Markte der Stadt einen rieſigen Haufen Bücher zuſammenſchleppen und unter dem Jauchzen des Volkes in Brand ſtecken. Bei dieſer Gelegenheit gingen auch die meiſten Bücher, die das Geheimnis des Grals behandeln, leider in Flammen auf. Telramund entbehrte indeſſen nicht des Mutes und einer düſteren Ritterlichkeit. Nicht nur die Arme ſeiner Henker waren gefürchtet im Land, ſondern beinahe noch mehr er ſelbſt und ſein eigener Arm. Im letzten Jahre, bevor er ſich ſelbſt die Krone aufſetzte, gab es keinen weit und breit, der ihm beim ritterlichen Turniere ſtandhalten konnte, und in blutigen Zweikämpfen hatte er ohne Gnade einer Menge gefürchteter Gegner den ſporenklirrenden Fuß auf den Nacken geſetzt. Telramund gab keinen Pardon, und jeder mußte unfehlbar ſterben, den er beſiegt hatte.

Vielleicht war Telramund deshalb ſo hochfahrend, weil er innerlich furchtſam war, und deshalb ſo leicht zu beleidigen, weil er kein gutes Gewiſſen hatte. Er ſah jeden Menſchen mit einem ſchielenden Blicke an, weil er Grund hatte, jedem zu mißtrauen. Da ihn niemand liebte, ſo gab er allen den offenkundigſten Haß zurück.

Elſe, die verwaiſte Tochter des Herzogs von Limburg und Brabant, war eine reiche Erbin, auf die Telramund ſchon im erſten Jahre ſeines Königtums mit dem Gedanken einer Ehe ſein Auge richtete. Die ſchöne junge Dame war, ähnlich wie früher Blancheflour, beinahe noch Kind, zur Herrſchaft gelangt. Sie zählte, als Telramund ihren Hof beſuchte, kaum ſiebzehn Jahre. Sie ſelber und alle übrigen merkten es wohl, was der hagere, hochgewachſene, ſchwarzbärtige König für eine geheime Abſicht hatte. Aber niemandem, und am allerwenigſten der jungen Herzogin Elſe, war er angenehm. Es kam hinzu, daß man allgemein die Rechtmäßigkeit ſeines Königtums bezweifelte.

Telramund merkte nicht oder wollte nicht merken, mit welchen Empfindungen man ſeine Ankunft und ſein Bleiben am Brabanter Hofe betrachtete. Die Umgebung der jungen Herzogin beſchränkte ſich, ihm gegenüber, auf die allerunumgänglichſte Höflichkeit. Allein der gefährliche Abenteurer wich und wankte nicht, ſelbſt dann nicht, als es der letzte Stiefelputzer im herzoglichen Palaſte merken mußte, daß er ein ungern geſehener, läſtigfallender Fremder war.

Freilich, ganz offen gegen ihn mit der Sprache herauszurücken, wagte man nicht; denn man ſpürte recht wohl den Willen von Eiſen in Telramund, man ſpürte den höchſt gefährlichen Mann, deſſen feſten Entſchluß nur der Tod zu brechen vermochte. Dies erkannte auch Elſe von Brabant, und wenn ſie es nicht erkannt hätte, ſo würden es ihr die beſorgten Worte und Mienen ihrer Räte be wieſen haben.

Die ſchöne Herzogin, die Sorgen und Leiden bis dahin ernſtlich noch nicht kennen gelernt hatte, durchlebte nun Wochen und Monate, in denen ihr heiterer Jugendhimmel ſich nach und nach zu einer gewitterſchwangeren Nacht verfinſtert hatte. Niemanden fürchtete ſie und haßte ſie ſo, wie den König Telramund, der ſie in täglicher Gegenwart mit dem unentrinnbaren Blick einer Schlange feſſelte. Er ſchien ihr ein Zauberer, ſchien ihr der Böſe ſelber zu ſein, der mit Gott weiß wem um ihre Seele gewürfelt habe und ſie nun in die ewige Verdammnis abholen wolle.

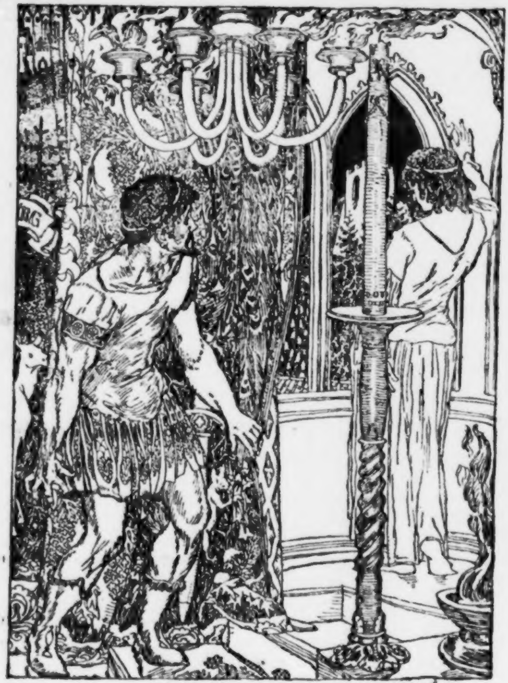
Man riet ihr, äußerlich freundlich mit ihm zu ſein. Aber ſie zitterte und verriet ihre Furcht, ſo oft er ſich ihr mit kriechender Miene annäherte. Immerhin ſprach ſie öfters mit ihm und mehr, weil ſie erkannte, daß höchſtens ſie ſelbſt die Kraft beſaß, ihm ſeinen Entſchluß zu verleiden.

Nach Monaten war aber jedes Mittel umſonſt verſucht, und Telramund war der gleiche geblieben.

Sie ſagte, ſie werde niemals heiraten. Er lächelte kriechend und glaubte ihr nicht. Sie bekannte offen, ſie liebe ihn nicht. Das werde ſich finden, ſagte der König. Sie ward heftig und rief, ſie haſſe ihn. Wenn es Euch Freude macht, ſagte er, haßt mich, ich fürchte den Haß junger Weiber nicht. Sie drohte, ſie werde ins Kloſter gehen. Er ſagte: dann müßte ich eine Nonne heiraten. Die Arme bat ihn, ſie flehte ihn an, von ihr abzulaſſen. Kurz, es blieb an dieſem harten Felſen nichts unverſucht und nichts vermochte ihn um Haaresbreite vom Fleck zu rücken.

Da er den Räten zu verſtehen gab, er werde, wenn man ihm Elſe verweigere, Brabant und Limburg mit Krieg überziehn, ſo ſah man kein Mittel, wie man ſich ſeiner entledigen könnte. Schließlich aber miſchten ſich andere, benachbarte Herrſcher ein und bedeuteten Telramund, daß ſein Betragen mißfällig ſei und, falls er nicht heimzöge, einen allgemeinen Aufſtand zu Gunſten der jungen, bedrängten Herzogin herbeiführen könnte. Da aber zeigte ſich die niedrige und verbrecheriſche Seele Telramunds; denn nun log er mit dreiſter Stirn, daß die ſchöne Herzogin ihm die Ehe verſprochen habe.

Durch dieſe Gemeinheit war Telramund in den Augen der Wiſſenden zum Schurken geſtempelt. Aber die Fernerſtehenden konnten nicht wiſſen, wie ſeine Behauptung von Anfang bis Ende erlogen war. Die junge Herzogin konnte den Ritter durch falſche Reden an ſich gezogen und ſeinen guten Glauben betrogen haben. Telramund wußte ſehr wohl, wie ſehr er durch ſeine Schurkerei den



Elſa und Telramund

Ruf der jungen Herzogin ſchädigte, von deren makelloſer Tugend er durchdrungen war. Eine ſolche Handlungsweiſe kann nur von einem niederträchtigen Schurken ausgeübt werden.

Die junge Herzogin geriet denn auch in einen verzweiflungsvollen Zuſtand hinein, als ihr die letzte Ausflucht des Schurken bekannt wurde.

Die Entrüſtung, beſonders unter der jungen Ritterſchaft, war allgemein. Aber der Sturm beſchwichtigte ſich, als der gefürchtete Telramund ſich zu einem ſogenannten Gottesgericht bereit erklärte. Dies war ein Zweikampf auf Leben und Tod, den er mit jedem einzugehen wünſchte, der ihn öffentlich einer Lüge zu zeihen wagen würde.

Für dieſes Gottesgericht ward alsbald ein Tag angeſetzt. Alle die Großen des Landes, das Volk und die Könige in den Ländern ringsum, beſtanden darauf, daß es ſtattfinde. Man wollte die junge Herzogin von dem auf ihr laſtenden Verdachte gereinigt oder als Gattin ihres gerechten Anklägers ſehen. Wenn Telramund ſiegte und nicht anderen Sinnes geworden war, ſo hatte er zugleich das Recht auf die Hand Elſes von Brabant erworben.

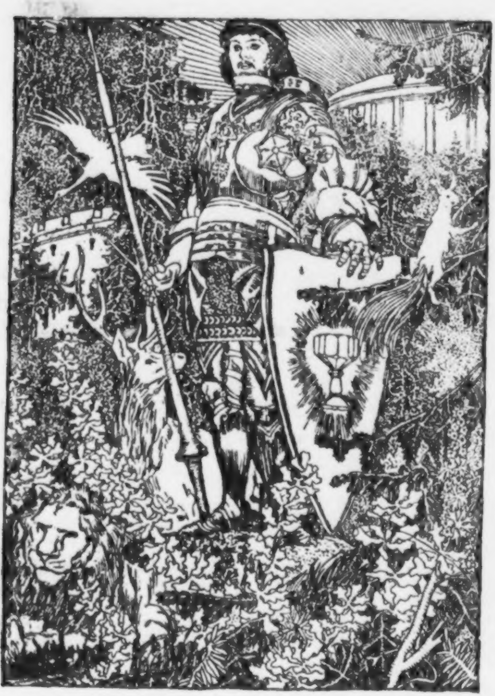
5. Kapitel

Salvaterre iſt ein Zwiſchenreich. Es liegt gleichſam zwiſchen Himmel und Erde. Innerhalb ſeiner Grenzen iſt es gelungen, zum Teil jenen Frieden zu verwirklichen, der ſonſt nur im Himmel zu Hauſe iſt. Das beweiſen die zahmen Raubtiere im Bereiche der Burg des Grals, die ihrer wilden Natur vergeſſend, friedlich neben den von Natur friedlichen Tieren wohnen, das beweiſen die Ritter, die innerhalb des heiligen Bezirks niemals von ihren Waffen Gebrauch machen.

Aber Salvaterre iſt keineswegs die Stätte der ewigen Seligkeit, wenn auch die Wogen des Erlöſungsglückes aus den Himmeln hineinſchlagen. Auch die Wogen der irdiſchen Not und des irdiſchen Jammers ſchlagen über die Grenzen hinein, das beweiſt die Wunde, an der Amfortas der Gralkönig ſelber gelitten hatte, und die nicht heilen wollte, bevor Parſival ſeine irdiſche Schmerzenswallfahrt abgeſchloſſen hatte und bis Parſival im Gralkönigtum ſeines Vaters Amfortas' Nachfolger ward. Und die Ritter des Gral trugen zwar ihre Rüſtung und ihre Waffen innerhalb des Gralsbezirkes nur als ein glanzvolles Symbol ihres Gottesſtreitertums, aber ſie waren gehalten, die Grenzen von Salvaterre gegen die böſen Mächte der Herrſchgier der Welt zu verteidigen. Hier an den Grenzen blitzte faſt ununterbrochen das Schwert, und man war auch darauf bedacht, Schritt um Schritt die Marke des heiligen Landes weiter und weiter in die Gebiete des böſen Feindes hinauszuſchieben.

Neben dem Dienſte des Grals und dem Dienſte des Friedens gab es in Salvaterre auch einen Dienſt des heiligen Kriegs. Er war nicht leicht, war unter ſtrenge Regeln gebracht, und die Kämpfer, die körperlich nicht unſterblich waren, mußten jederzeit, vom Gralskönig aufgefordert, wie Jeſus Chriſtus ihr Leben einſetzen. Neben der Glocke, die in der Rieſenkuppel des Gralsdomes hing und die immer, ſo oft das Wunder des heiligen Speers und der Schüſſel Joſef von Arimathias ſich erneuerte, von ſelbſt zu dröhnen begann, gab es eine Glocke, die niemand ſah und niemand jemals geſehen hatte, weil ſie ihre Tonwogen aus dem Inneren der Erde emporſandte. Dieſe Stimme der Not erſcholl nicht nur, wenn unter den Menſchen teure Zeit, Hungersnot, Peſt oder Krieg im Anzuge war, oder wenn alle dieſe Schrecken hunderttauſende arme Opfer forderten, ſondern die Seele eines gequälten Kindes, einer Waiſe, die ihren Peinigern gegenüber keine Hilfe beſaß, genügte mitunter, um die Glocke im Innern der Erde gewaltig in Bewegung zu ſetzen.

Feierlich wiederholte ſich Tag für Tag in der Gralsburg das Abendmahl, in dem der König mit den elf Herzögen vom Gral die Tafelrunde bildete. Gralskönig war jetzt Parſival, jener arme Laſtträger,



Ein Gralsritter als Hüter der Gralsburg

der ſeinem, ihn damals nicht erkennenden, Sohn Lohengrin die Wunder des Grals eröffnet und den Jüngling jetzt in die Gralsgemeinſchaft gezogen hatte. Der Sitz des Königs war nicht erhöht, aber der Platz zu ſeiner Rechten, der dreizehnte in der Runde frei gelaſſen. Auf dieſem Platz ſtand ein aus purem Golde getriebener, mit Edelſteinen beſetzter Stuhl, über dem eine goldene Taube an einer goldenen, mit Edelſteinen ebenfalls reich verzierten Kette hing. Dieſer Platz war dem Heiland der Welt, bei ſeiner endlichen Wiederkunft, die man ſtündlich erwarten konnte, vorbehalten. Zur Rechten des leeren, göttlichen Stuhles, ſaß Amfortas, der Vater Parſivals, den dieſer geſund gemacht hatte und im Königtum abgelöſt. Zur Linken Parſivals wiederum ſaß Gornemant. Lohengrin hatte ſeinen Sitz von ſeinem Vater und König drei Plätze und vier Plätze von Amfortas entfernt angewieſen erhalten. Alle Glieder der Tafelrunde liebten und verehrten einander mit Herzlichkeit, aber der Jüngſte unter ihnen, der Schwanenritter, war zu ihrer aller Liebling erhoben worden.

Wie immer, ſetzten ſich eines Abends die Herren zum Mahl, nachdem ſie feierlich aller derer gedacht hatten, denen ſie zur Zeit ihres groben, irdiſchen Wandels wehe getan hatten und die, ohne das Zwiſchenreich zu berühren, ins Jenſeits erlöſt worden waren: ſo Herzeleide, ſo Blancheflour. Zu dieſen Mahlzeiten wurde keineswegs der blutende Speer oder der Gral ins Zimmer getragen; denn durch dieſe Symbole und ihre Wunderkraft wurde nur die Seele geheiligt und mit heiliger Speiſe genährt. Wenn die Runde tafelte, war jedesmal die Meſſe des heiligen Grals im Dom vorangegangen. Die Nahrung der Männer aber beſtand aus Milch, Brot und Früchten, wie ſie die Herde, das Feld und der Garten gab. Es fehlte der Wein. Man trank neben der Milch nur klares Quellwaſſer. Man hatte gegeſſen und getrunken und ſich von der unendlichen Güte des Weltheilands unterhalten. Da plötzlich ſchien die Grundfeſte der Burg Montſalvatſch wie durch unterirdiſchen Donner erſchüttert, und das ganze Gebäude fing dermaßen zu beben an, daß man ſeinen Einſturz fürchtete. Parſival aber erhob ſich nicht, wie die erbleichende Tafelrunde erwartet hatte, ſondern legte nur ſeine gefalteten Hände und ſeine Stirn im Gebet auf den Tiſch, was ihm die anderen ſchweigend nachmachten.

Von da ab dauerte das Erdbeben die ganze Nacht und am Morgen noch einige Stunden lang, ſo daß ganz Salvaterre davon erſchüttert wurde. Gegen Mittag aber des folgenden Tages ließ König Parſival die geſamte Ritterſchaft des Grals gegen alle Gewohnheit zuſammenrufen und gab Befehl, die große Gralsmeſſe im Dome zu celebrieren.

Unter der gewaltigen, inneren Muſik der Domkuppel beim Brauſen der Gralsglocke und beim Rollen und Donner der unterirdiſchen Glocke der fordernden Gerechtigkeit, ward die kriſtallene Schüſſel des Grals und der blutende Speer in

Prozeſſion zum Altar getragen. Dieſe Reliquien waren bei der Kreuzigung Jeſu Chriſti gebraucht und durch Joſef von Arimathia mit in den Norden von Europa gebracht worden. Als die Zeremonie vorüber war und der Gralskönig durch Berührung der Gegenſtände ſich neu geheiligt hatte, winkte er von den Stufen des Altars mit der Hand und begann mit lauter Stimme zu reden:

Gott hat mir eröffnet, ſagte Parſival, daß ich meinen lieben Sohn, Lohengrin, aus den Grenzen von Salvaterre in die Welt ſenden muß, damit er dem Schwachen gegen den Starken beiſtehe und ein irdiſches Schickſal auf ſich nehme, bevor er aufs neue mit uns an der Tafelrunde von Montſalvatſch der Zukunft des Heilandes wartet. Kaum aber daß Parſival das geſagt hatte und auf die Frage an Lohengrin, ob er bereit ſei, zu gehen, „Ja, wie, wann und wohin du willſt!“ zur Antwort erhalten hatte, ward es ſtill und zugleich mit der Gralsglocke war der Lärm des unterirdiſchen Donners verſtummt, ſo daß in den Schauern einer plötzlich vorhandenen Grabesruhe nur die laute Klage Aller, um Lohengrins nahes Scheiden, gehört wurde.

Es war aber Elſe von Brabants beſcheidenes, in der Stille verrichtetes Gebet geweſen, das Salvaterre ſo gewaltig erſchüttert hatte. Sie hatte den Himmel angefleht, er möge den ſchicken und müſſe es ein Engel des Himmels ſein, der Telramunds Lügen und ſeine freche Gier öffentlich im Gottesgericht entkräfte.

6. Kapitel

Zu Antwerpen, der Reſidenzſtadt Elſes von Brabant, war der Tag des Gottesgerichtes herbeigekommen, der über das Geſchick der ſchönen und jungen Herzogin von Brabant und Limburg entſcheiden ſollte. Der große Turnierplatz am Ufer der Schelde war für einen ganz beſonders großen Zulauf von Menſchen hergerichtet worden. Aber die neuen Tribünen ſelbſt genügten nicht, und meilenweit bedeckte das Volk die Ebene. Die Schelde war von dichtbeſetzten Schiffen ſchwarz, als die Stunde kam, wo Telramund ſeine Anklage wider die Landesfürſtin mit dem Schwerte beweiſen ſollte.

Herzogin Elſe hatte die ganze Nacht im Gebet zu Gott gefleht, daß ſich ein Ritter und Retter ſinden möge, der Telramund und ſeine Verleumdung zugleich in den Staub zu werfen willig und fähig ſei. Und bei dem Gedanken, ein ſolcher Ritter und Retter werde auftreten, ſchwoll ihr Herz bereits gegen dieſen vor Dankbarkeit. Bevor er erſchien, war er für ſie mit allem Glanze der Jugend und Schönheit umgeben, und ihre ſehnſuchtsvolle Erwartung verbreitete die Glorie eines Cherubs um ihn.

Iſt es richtig, daß Gottes Hilfe am nächſten iſt, wenn die Not ihren höchſten Gipfel erreicht, ſo mußte im Falle Elſes Gottes Hilfe wohl nahe ſein. Hatten ſich doch bis jetzt Kämpfer, die auf Tod und Leben mit Telramund in die Schranken zu reiten willens waren, nicht angemeldet. Dieſer furchtbare Menſch hatte ſchon einige der Großen des Landes, die ihn, der Wahrheit gemäß, ins Geſicht einen niederträchtigen Schurken genannt hatten, lange vor dem Tage des Gottesgerichts in den Staub gelegt und dem ewigen Schweigen überantwortet.

Der Augenblick kam, wo der Sitte nach Herzogin Elſe mit ihrem großen Gefolge unter einem Baldachin Platz nehmen mußte, um dem Kampfe perſönlich beizuwohnen. Sie war ſehr blaß, ſie hatte ihr Antlitz mit Schleiern verhüllt, weil ſie vor der Menge des Volkes ihr Unglück und ihre Tränen nicht preisgeben wollte. Aber der Herzog von Cleve zwang ſie, die Schleier abzutun und ihr Antlitz der unüberſehbaren Menge preiszugeben. Sie habe keinen Grund, ſagte er, furchtſam zu ſein, wenn ſie ein reines Gewiſſen habe. Und wenn ihr Gewiſſen belaſtet ſei, ſo müſſe ſie erſt recht durch zur Schau getragenen Stolz den Schein des Rechts zu wahren wiſſen.

Alle Welt liebte und verehrte die junge Herzogin. Sie war gewöhnt, überall, wo ſie ſich öffentlich zeigte, vom Jubel des Volkes umwogt zu ſein. Als ſie indeſſen jetzt auf dem Turnierplatz erſchienen war, hatte ſie nicht das leiſeſte Zeichen der Freude oder des Beifalls aus der dumpferbrauſenden Menge wahrgenommen. Nun man ihr liebliches, märchenſchönes Antlitz wieder erblicken konnte, kam Bewegung in die Menge der Zuſchauer. Aber es iſt eine ſonderbare Tatſache, daß eine große Menſchenmaſſe, die auf ein blutiges Schauſpiel wartet, zwar bereit iſt, den Sieger auf Händen im Triumph davonzutragen, aber faſt noch gieriger darauf brennt, den Beſiegten eigenhändig zu ſteinigen: Wobei die Schönheit des Opfers, ſein bisheriges beneidetes Glück die grauſame Wolluſt der Vernichtungsraſerei nur noch ſteigert.

Der Herzog von Cleve ſagte zu ſeiner Nichte Elſe von Brabant: Wenn Telramund ſiegt, wirſt du vor niemand, Weib oder Mann, Kind oder Greis, Fürſt oder Laſtträger in dieſer ganzen ungeheuren Menſchenmenge Gnade finden. — Ich weiß es, ſagte die Herzogin. — Dann, fuhr er fort, fehlt nur noch, daß Telramund vor aller Welt ſein Viſier öffnet und mit weithin ſchallender Stimme öffentlich auf eine Hand, wie die deine, verzichtet. Dann werde Nonne und laß dich einmauern.

Es war nicht anders, als wenn ſich ein Sturm auf dem Meere erhöbe, ſo ſchwoll das Gebrauſe der Menſchenmenge, als Telramund in die Schranken ritt. Die lange, zähe Reckengeſtalt, ſaß auf einem breiten, ſchwarzen, brabantiſchen Roß und war von oben bis unten ſchwarz gepanzert. Er ſchien der Tod, der furchtbare Unüberwindliche ſelber zu ſein, und jedermann bedauerte den, der ſich mit ihm in den ungleichen Kampf einlaſſen würde. Wie ein ſchwarzer Berg ſtanden Reiter und Roß aufgepflanzt, der ſchwere Gaul, wie ein Leichenwagen, mit ſchwarzem Tuch verhangen. Oder wie ein mächtiger Katafalk, ein Sarg, den der grauſige Tod nur als Pferd benutzte. Unter alledem ſteckte Telramund, der ſich freute, als er bemerkte, welches Grauſen, hier, am lichten Frühlingsmorgen von ihm ausgehend, ſich unter der blutbegierigen Menge verbreitete.

Jetzt wurde durch vier Herolde an vier Enden der Bahn und nach vier Himmelsrichtungen die Klage Telramunds, der Gegenſtand des Gottesgerichtes, ausgeſchrieen. Es wurde geſagt und dreimal nacheinander geſagt, wie derjenige Kämpe jetzt zu erſcheinen und in die Schranke zu reiten habe, der Telramund einer Lüge zeihe. Die halbe Stunde nach dem erſten Ausruf jedoch verſtrich, ohne daß ſich zu dem ſchwarzen vermummten Berg in der Stechbahn ein anderer, ähnlicher Berg geſellt hätte. Als nach dem zweiten Ausruf wiederum eine Zeit vergeblichen Wartens verſtrichen war, ſchien es Elſen, der Herzogin, als wenn ihr ein Henker die Halsſchlinge mehr und mehr zuzöge. Wie jemand, der zu ſterben glaubt, verhüllte ſie ſich.

Da ſagte der Herzog von Cleve zu ihr: Wenn nun der dritte Ausruf ebenſo lange vorüber iſt, ſo mußt du dich auf eine höchſt ſonderbare, allgemeine Ehrenbezeugung gefaßt machen. Du wirſt einen Hagel oder einen Regen erleben, der von der ſonſtigen Art des Hagels oder Regens einigermaßen unterſchieden iſt. Aber denke nur nicht an Manna-Regen. Auch an die Wachteln bei dem Auszug der Kinder Iſrael in der Wüſte denke nicht. Auch kommt dieſer Hagel und Regen nicht ſenkrecht vom Himmel, ſondern wagerecht, oder ſchräg von der Erde heraufgeflogen. Kurz, ich fürchte, wir werden hernach einen Handel mit faulem Obſt und Käſe, Brocken von Brot und fettiger Wurſt und dergleichen eröffnen können.

Und zum dritten Male riefen die Herolde nach lautem Trompetengeſchmetter den Ruf zum Kampf in alle vier Winde hinaus.

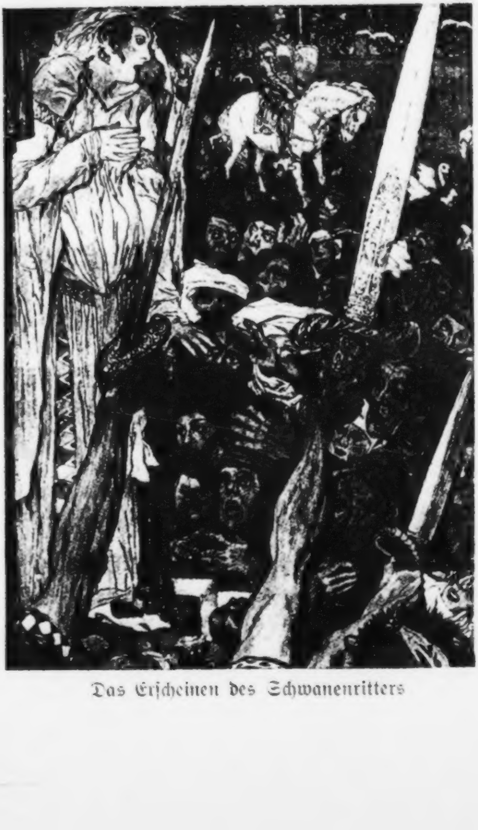
Bis dieſen Augenblick hatte die Aufmerkſamkeit der Menge ſich nur zwiſchen der Herzogin und dem regungsloſen Sargreiter auf der Turnierbahn geteilt. Jetzt kam ein Geräuſch von der Schelde her, das alle Augen und Ohren dorthin lenkte. Und dieſes Geräuſch ſchwoll nach und nach zu einem jubelbrauſenden Sturme auf. Noch wußte man nicht, worum es ſich handelte. Aber man ſah, wie die von Menſchen ſchwarzen Schiffsverdecke im Strom in Bewegung geraten waren und jedermann mit Hüten, Tüchern, Schleiern und Händen wie wahnwitzig in den Strom hinabwinkte. Da brach beinahe auf den Tribünen der Stechbahn eine Panik aus und binnen kurzem waren aus der wimmelnden Menſchenmenge nur noch wenige auf dem gähnenden Holzgerippe der Bänke des Amphitheaters zurückgeblieben. Wolken von Menſchen, wie vom Winde gegen den Strom getrieben, wälzten ſich draußen über die Ebene, ſo daß die ſchwarze Vermummung in der Arena, ja der ganze Turnierplatz, bald wie nach vollendetem Schauſpiel vereinſamt ſchien.

Da ſagte der Herzog von Cleve zu Elſe: Was iſt denn los? Die Leute ſind wahnwitzig. Aber ein Bote kam gelaufen, der, als ob er einen unerſchöpflichen Atem und einen unerſchöpflichen Vorrat ein und desſelben Wortes loswerden wollte, in einemfort: Mirakel! Mirakel! Mirakel! rief.

Und wirklich, was auf der Schelde zu ſehen war, konnte nicht wohl anders bezeichnet werden. Auf einer breiten und flachen Fähre, die ein Schwan vom Meere aus gegen den Strom aufwärts zog, kam ein in Silber gepanzerter Ritter zu Pferde herangeſchwommen. In ſeinem Helm, der von edelſter Arbeit war und einen Schwan darſtellte, blitzte das Frühlingslicht. Es funkelte von den ſilbernen Schuppen des Panzers, der die hohe Reckengeſtalt umkleidete, eine Geſtalt, deren ruhiger Adel auf alle Männer und Frauen einen hinreißenden Eindruck machte.

Unter dem Jubel des Volkes zog der Schwan die Barke ans Land, und nachdem das milchweiße Roß ſie, unter der Laſt des ſilberklirrenden Ritters, mit leichtem Sprunge verlaſſen hatte, kam es, mit roſigen Hufen prüfend, durchs ſeichte Waſſer geſchritten, bis es auf blumigem Anger ſtand. Da war für den Ritter ein ſchweres Durchkommen, denn Wogen von ſchreienden, winkenden, Heil und Willkommen rufenden Menſchen umbrandeten ihn. Lohengrin, nach dem Gebote des Grals, kam mit offenem Viſier, und ſo machte ſein mildes von der Sonne gebräuntes Antlitz, mit dem weißlich-blonden Spitzbart und den blonden, buſchigen Augenbrauen über meerblauen Augen, daß ihm die Herzen aller zuflogen. Da war nicht einer, dem er nicht ſchon jetzt als ein vom Himmel geſendeter Retter der Frauenehre Elſes und als der Sieger im Gottesgericht erſchien. Und nun ſtaute ſich alſo die Sintflutwoge des Volks und kam brauſend gegen den Turnierplatz zurückgeflutet. Man erkannte, wie doch eigentlich die durch Telramunds Behauptung ſo bitter verunglimpfte Herzogin aller Liebling war. Man erkannte es an der Wucht und Gewalt, womit der eiſige Bann über den Seelen der Menge zerſprengt und von der Liebe des Volkes in hohen Wogen durchbrochen wurde.

Setze dich, ſagte der Herzog von Cleve zu Elſe, die heftig mit dem Schleier winkend, ihrer vor Freude und Hoffnung nicht mehr mächtig, aufgeſprungen war. Aber ſie ſagte: Verſchont mich mit Euren guten Lehren, Herr Herzog. Ich lege auf eine Vormundſchaft wenig Wert, die nicht fähig iſt, die beleidigte Ehre ihres Mündels nötigenfalls mit dem Schwert zu verteidigen.



Das Erſcheinen des Schwanenritters

Telramund war unter ſeiner Vermummung inzwiſchen nicht aus dem Staunen herausgekommen. Nachdem er zuerſt recht wohl bemerkt hatte, daß die Menge von ſeiner drohenden Majeſtät eingeſchüchtert worden war und ſeine Partei ergriffen hatte, machte ihn jetzt ihr offenkundiger, unvermittelter Abfall, faſſungslos und er knirſchte das Wort „feige Kanaillen!“ durch die Zähne. Er gehörte zu jenen tapferen Leuten, die ihre Pläne mit einiger Ruhe nüchtern durchrechnen und die es nicht begreifen können, wenn eine höhere Fügung ihren vermeintlich ſicheren und gerechten Gewinn zunichte macht.

Volksgunſt trägt, Volkshaß erſchlägt. Wie im Triumph ward der ſilberne Kämpe, gleichſam in einem Meer der Begeiſterung, herangetragen. Schon haben mich dieſe wankelmütigen Maſſen verraten, knirſcht Telramund, und um eines beliebigen Herrchens willen dem Tod überantwortet. Aber ich denke, ſo ſchloß er die Überlegung, die Entſcheidung liegt nicht in hunderttauſend Bier-

und Schnapsgurgeln, ſondern in meiner eigenen Hand.

Er blickte auf und traf auf die Glanzgeſtalt Lohengrins ihm gegenüber. Da mußte er ſich geſtehen, daß in dem lächelnd grüßenden Gegner Kraft und Sanftmut auf eine wunderbare Weiſe vereinigt war. Und wenn er an Elſe dachte und ſich ſelber mit ſeinem Rivalen verglich, ſo krümmte ſich ſeine getretene Eitelkeit und es gab für ſeinen Stolz keinen Balſam. Vergeblich aber ſuchte er in den treuherzig blickenden, offenen Augen des Gegners nach einem Zucken von jenem Gift, das ihn ſelbſt bis zum Rand mit Mordwut anfüllte. Es befremdete und beunruhigte ihn, daß der Schwanenritter von dem blutigen Sinn des Spiels ſcheinbar gar keine Ahnung hatte: denn wie hätte er ſonſt wohl, mit tiefer Neigung des Helmes, einem weißgekleideten, kleinen Mädchen, an der Brüſtung der Tribüne, lachend eine rote Pomeranze vom Pferd herunter gereicht. Dies konnte ein Ausdruck der Geringſchätzung für den ſchwarzen Koloß und alſo eine Herausforderung des Gegners ſein, aber dazu war in dem harmloſen Vorgang zu viel ungeſuchte Anmut und Selbſtverſtändlichkeit. Er machte die Menge von Beifall auftoben. Erſtaunt ſah der ſilberne Ritter ſich um und brachte augenſcheinlich die ungeheuere Huldigung nicht mit ſich, ſeiner Pomeranze, noch dem kleinen weißgekleideten Kinde in Zuſammenhang. Immerhin war es eine frevelhafte Gleichgültigkeit und unverſchämte Furchtloſigkeit, dachte Telramund, einem Feinde, wie er ſelbſt, gegenüber, und ſo zitterte er vor Begier und Kampfeswut dem Trompetengeſchmetter des Herolds entgegen, das den blutigen Strauß eröffnen ſollte.

Endlich ſtanden die Kämpfer einander turniergerecht gegenüber. Und nun erkannte Telramund an der Inſchrift des Schildes, den ſein Gegner trug, daß er ihn ſchon einmal im tiefen Walde aufgeſucht, ihn bekämpft hatte und ihm unterlegen war.

Die Inſchrift lautete:

Dem Starken ein Trutz,
Dem Schwachen ein Schutz.

Er war alſo kein anderer, als Ritter Hilfreich, in deſſen Vermummung er den verſchollenen Lohengrin vermutete. Da fühlte Telramund, wie die Hand des nahen Todes eiskalt über ſeinen Rücken glitt, und daß er den einzigen ihm wahrhaft furchtbaren Gegner gefunden hatte.

Nun aber ſtellte ſich zum Befremden der Menge ein Herold und erklärte im Auftrag des Schwanenritters, daß dieſer ein geharniſchter Bote des Friedens ſei und Telramund im Namen Gottes erſuchen laſſe, ſich ſelbſt durch Reue und Geſtändnis der Schuld zu ehren. Dieſer Entſchluß, ſo hieß es, werde Blutvergießen verhindern und ihm vor aller Welt zur Ehre gerechnet werden.

Kaum hatte der Herold dies geſprochen, als ſich die Menge, wetterwendiſch, von Lohengrin abwandte, weil ſie fürchtete, ſie ſolle um ein blutiges Schauſpiel gebracht werden. Man gab ſich den Anſchein, als glaube man in dem Schwanenritter nichts anderes, als einen feigen, geckenhaften Schauſpieler vor ſich zu haben. Man ſchrie: Feigheit! Feigheit! Schlag ihn nieder! Renn ihn über den Haufen, Telramund! Rufe, die dieſem eine Wut und Verwegenheit der Verzweifelung einflößten. Er ließ durch ſeinen Herold erklären: Er lehne den knabenhaften Vorſchlag des Ritters von der Flaumfeder mit Entrüſtung und Verachtung ab. Eine Erklärung, die ihm Stürme des Beifalls einbrachte.

In Schauern der neuerwachten Hoffnung und dann wieder der Spannung wegen des endlichen Ausgangs, war inzwiſchen Herzogin Elſe gleichſam mehrere Tode geſtorben. Auch ſie war ein wenig enttäuſcht, als es ſo ausſah, als wenn ihr Ritter den unvermeidlichen Kampf umgehen wollte. Kaum aber verhallte in der Luft, aus dem Munde des Herolds, Telramunds beißend bittere neue Herausforderung, als der ſilberne Ritter, zugleich mit dem ſchwarzen, ruhig den gehörigen Abſtand nahm, das Viſier verſchloß und blitzſchnell, wie ein

Knäuel von Licht und Glanz, gegen die ſchwarze Vermummung anprallte.

Das ganze Ereignis war ſo ſchnell gekommen und vorübergegangen, daß die meiſten der Zuſchauer glaubten, der Kampf habe noch nicht angefangen, obgleich er bereits entſchieden war. Denn Telramund hatte einen ebenſo jämmerlichen, als furchtbaren Fall getan und zappelte hilflos auf der Erde. Es gelang ihm dann noch mit Mühe, halbknieend, das Schwert zu ziehen, als ſich der ſilberne Ritter vom Pferde geſchwungen hatte und mit großen Schritten auf ihn zuſtürmte. Und nun zeigte ſich, wie auch in dieſem Ritter Hilfreich, der den ſanften Schwan zur Helmzier gewählt hatte, der dumpfe und blinde Jähzorn ſeines Vaters Parſival auflodern konnte. Der Gralsritter riß dem Verleumder den Helm vom Haupt, das Schwert aus der Fauſt und ſchlug ihn mit der gepanzerten Rechten nieder, mit furchtbarem Laut, wie wenn man ein Tier mit der Axt erſchlägt. Die Weiber kreiſchten und wurden ohnmächtig. Die ſilberne

Rüſtung des Schwanenritters war, wie bei einer häßlichen Schlächterei, von Blut gefärbt, das ſeinem Opfer ſtoßweis aus Mund und Naſe ſtürzte.

7. Kapitel

Nachdem das Gottesgericht entſchieden war, wurde der Ritter im Triumph in den herzoglichen Palaſt geleitet, wo ihm eine Flucht von Zimmern zur Wohnung angewieſen ward. Eine Anzahl von Dienern warteten ihm auf, er wurde des Panzers entledigt und dann vor allen Dingen ins Bad geführt. Einige Stunden brachte der Sieger damit zu, in heißen Dämpfen oder heißer, trockener Luft zu liegen, in kühlen Waſſer-Baſſins herumzuſchwimmen, kalte Brauſen über ſich ergehen zu laſſen und ähnliches mehr. Man knetete ihn, man trocknete ihn. In reinliches Linnen gewickelt legte man ihn auf ein weiches Lager, damit er vom Mord und von den Strapazen des Kampfes ausruhe.

Erſt am folgenden Tage ward er der jungen Herzogin vorgeſtellt.

Der Herzog von Cleve und andere Große hatten ſich bereits vergeblich nach Namen und Herkunft des Schwanenritters erkundigen laſſen. Als Lohengrin eine ähnliche Frage in den ſchönen Augen Herzogin Elſens zu erkennen glaubte, ſagte er nach einer tiefen Verbeugung dieſes zu ihr:

Ich gehöre einem geheimen, ritterlichen Orden an, deſſen Aufgabe es iſt, zum mindeſten die ſchwerſten Ungerechtigkeiten in der Welt nach Möglichkeit zu verhüten. Gern würde ich euch meinen Namen ſagen, aber da der Großmeiſter unſeres Ordens es verbietet, darf ich es nicht.

Darauf antwortete ihm die lieblich errötende junge Herzogin: Herr Ritter, Ihr habt ſo Großes für mich getan, daß es wohl mehr als undankbar wäre, wenn ich mich mit Eurer Erklärung nicht begnügen wollte... Der Herzog von Cleve aber warf ein: Aber meine liebe, durchlauchtigſte Nichte, ſo einſach ſind dieſe unerledigten Fragen nicht aus der Welt zu ſchaffen... der Ritter muß...

Aber da blitzten Elſes Augen und ſie ſagte in einem ganz neuen Ton, ebenſo kurz als unwiderſprechlich: Mit Verlaub, Herr Oheim, nichts mehr davon!

Hierauf bat ſie den Ritter um ſeinen Arm, um mit ihm in den großen Bankettſaal zu ſchreiten, wo alles für eine große Tafelei, zu Ehren des Retters, hergerichtet war.

Lohengrin ſaß bei Tiſche neben ihr, und unter dem Lärm der Tiſchmuſik wurde im Laufe des Feſtes immer wieder aufs neue ſeine und der ſchönen von ihm erretteten, jungen Herzogin Geſundheit ausgebracht.

Warum eßt Ihr ſo wenig und überhaupt weder Fleiſch noch Fiſch und trinkt keinen Wein, Herr Ritter? fragte die Herzogin Lohengrin. Ich habe ein ziemlich ſtrenges, vierzehntägiges Faſten einzuhalten, ſagte der Ritter, bevor ich von dem Blut der Gewalttat gereinigt bin. Aus dieſen und anderen Gründen, fuhr er fort, muß ich Euch nach der Tafel um Urlaub bitten. —

Müßt Ihr uns ſchon verlaſſen? Das würde mir ganz unendlich wehe tun, ſagte da ganz unwillkürlich die junge Herzogin.

Und Lohengrin mußte ihr verſprechen, er werde nach vierzehn Tagen wiederkehren und keinesfalls in die Verborgenheit ſeines geheimnisvollen Ritterordens zurücktreten, ehe er nochmals ſeinen Abſchied von ihr genommen habe.

Dann ritt er fort und zwar zu dem Einſiedler.

Was führt deine Heiligkeit in die niedere Hütte deines Knechtes? ſagte der Eremit zu Lohengrin. Ich bin ein elender Erdenwurm, und du biſt der Glorie des heiligen Grals teilhaftig geworden.— Ich möchte in deiner Zelle mit Gott dem Herrn im Gebete ringen, ſagte Lohengrin. Das wird dem engen Heiligtum meines Herzens, ſagte der Einſiedler, zum ewigen Ruhm gedeihen, und er beeilte ſich, die kleine kahle Gebetszelle für den Aufenthalt des gefeierten Gralsritters herzurichten. Ich habe, fuhr der alte Klausner, indem er das Laub von den Bänken kehrte, zu reden fort, wie du ſiehſt mein Heiligtum mit Cypreſſen umgeben. Es ſind ihrer vier, die erſte habe ich Herzeleide, die zweite Amfortas, die dritte habe ich Parſival, die vierte nach dir genannt. Sie ſollen das Andenken derer wachhalten, die nacheinander zur Zeit ihrer irdiſchen Wallfahrt bei mir anklopften.

Zwei Tage und Nächte blieb der Gralsritter verſchloſſen in ſeiner Zelle mit Gott allein, um vor ihm ſeine durch allerlei Umſtände in Zweifel verwickelte Seele auszuſchütten. Er habe, ſagte er, allezeit den Schwachen gegen den Starken gedient, ſei aber ſchließlich wider alles Verdienſt in die Gemeinſchaft des Grales erhoben worden. Nun habe der König des Grals ihn wiederum in die Welt geſandt und er ſei im Dienſte des Grales zum Vollſtrecker eines Todesurteils, zum Mörder geworden. Dieſe Tat, ſagte er, habe ſeine bis dahin freie und beflügelte Seele ſchwer wie Blei gemacht. Sie ſei von Schuld und Sünde belaſtet. Trotzdem aber ſei es ihm nicht ſo dringlich und eilig, wie er geglaubt habe, in das Bereich der Segnung und Sühnung des heiligen Grals zurückzugelangen. Er klage ſich an, denn er ſei in einem gewiſſen Sinne dem unverbrüchlichen Gralsgelübde untreu geworden. Die einige Liebe zum Gral und nur zum Gral ſei nicht mehr oder wenigſtens ſei ein Teil davon abgeſpalten. Wenn er jetzt den Weg zum Grale zurückgehen ſolle, würde er, ſo bekannte er Gott, wie ſein Vater Parſival in die Irre gehen. Gewiß, er könne durch ein beſtimmtes Zeichen den heiligen Schwan und die Fähre herbeirufen. Käme jedoch der Schwan, und er, Lohengrin, zöge mit ihm im Boot dahin, ſo käme ihm das nicht anders vor, als ob man ihn als Gefangenen fortſchleppe. Kurz, er beſäße ſein Herz nicht mehr, das er durch einen unbegreiflichen Zauber an die ſchöne Herzogin Elſe von Brabant verloren habe.

Ich habe ſie gerettet, ſagte er, und in weſſen Hut ſoll ich die Wehrloſe nun zurücklaſſen. Ich fühle, ſie und keine andere iſt der Schwan, deſſen

Zeichen ich von jeher ahnungsvoll als Helmzier geführt habe.

Und Lohengrin weinte bitterlich.

Als nach einiger Zeit der Gralsritter vor die Zelle trat und von ungefähr den Baum berührte, den der Einſiedelmann zum Andenken Herzeleidens gepflanzt hatte, da war es, als ſeufze der Baum:

Denk, daß die Welt
verſpricht, nicht hält.
Brich ab dein Zelt!
Vergiß die Welt,
du Gottesheld.

Aber als der Ritter gedankenvoll die Zweige des anderen Cypreſſenbaumes anfaßte, den der Eremit zu Ehren des Amfortas gepflanzt hatte, da tönte der Baum:

Du Helde jung!
Erdenweh ſchafft Läuterung.

Zugleich aber war irgendein kleiner Gegenſtand auf die Erde gefallen. Der Gralsritter beugte ſich und erkannte die alte Münze, die er in der Aſche von Herzeleidens Hütte gefunden hatte und ſeitdem als Talisman mit ſich trug. Sequere deum! und Fata viam inveniunt: dieſe beziehungsreichen Inſchriften wurden ihm in einem ſo wichtigen Augenblick zu Gemüte geführt und zwar dadurch, daß ſich die Münze, ſeit er ſie trug, zum erſten Mal von ihrem goldenen Kettlein gelöſt hatte. Nun trat er zum dritten, dem Andenken Parſivals geweihten Baum, den der Wind eben ſtark bewegte, und ſobald er ihn anfaßte, kam Gornemant gelaſſen und ernſt durch den Wald geritten. Was dieſe beiden Diener des Grals dann miteinander geſprochen haben, gehört in die geheimen Schriften von Montſalvatſch und Salvaterre hinein. Nur ſo viel iſt wichtig: Gornemant brachte die Einwilligung zur Vermählung Lohengrins vom Gralskönig. Nur eine Bedingung ward geſtellt, die dahin lautete, daß die künftige Gattin das Verſprechen ablegen müſſe, Lohengrin niemals nach ſeinem Vater und nach ſeiner Herkunft zu fragen.

Eine Stunde ſpäter kam Elſe von Brabant auf weißem Zelter mit vielen Herren und Damen nach der Einſiedelei geritten. Die Damen ſtiegen von den Pferden und bildeten einen Reigen um Lohengrin und er wurde mit Blumenketten umwunden. Bei der Rückkehr ins Schloß hatten ſich Elſe und ihr Ritter auf ihren Pferden gemeinſam etwas vom Weg verirrt und von der Geſellſchaft abgeſondert. Der Wald wurde dichter, ſie mußten abſteigen, aber Gott ſei Dank ſchien der Mond, und es näherte ſich eine laue Nacht.

Da war es kein Wunder, wenn beide ſich ihre heiße Liebe bekannten. Aber eingedenk der Befehle des Gralkönigs mußte Lohengrin ſeiner jungen Braut alſogleich die eine und einzige Bedingung ihres Glückes mitteilen. Da ſah ſie ihn voller unendlicher Liebe und voll des tiefſten Vertrauens an und war bereit, auf jede Bedingung einzugehen. „Du verlierſt mich ſofort auf immer, wenn du jemals nach meinem Vater und meiner Herkunft fragſt." Sie küßte ihn und ſchwor tauſendmal unter Küſſen, daß ſie das nie und nimmermehr tun werde. Und darauf gab ſie hernach noch ihrem Geliebten in feierlich feſter Weiſe die Hand.

Mit dieſem Augenblick war Lohengrin gleichſam in die Welt hineingeſtorben. Er hatte das dunkle Gefühl, früher ein Leben gelebt zu haben, aber wie und was es für eines geweſen, war ihm entſchwunden. Sein zweckloſes Nachgrübeln erregte ihm keinerlei Bitterkeit. Er dachte nur höchſt beluſtigt, er müſſe da einen ganzen Schober von Dingen und Ereigniſſen im Gedächtnis eingebüßt haben. Wirklich wußte er von nun an nichts mehr von ſeiner Mutter Blancheflour, noch von dem Araber, noch von dem Fiſcher, noch von dem Laſtträger, noch von Parſival, noch von dem See und dem Aſchenhaufen Herzeleidens und weder etwas von Amfortas, von Gornemant, noch überhaupt vom heiligen Grale, ja, er hatte den eigenen Namen vergeſſen.

Am nächſten Morgen zeigte Herzogin Elſe ihren Retter und Bräutigam dem verſammelten, jubelnden Volke vom Balkon ihres Palaſtes aus.

8. Kapitel

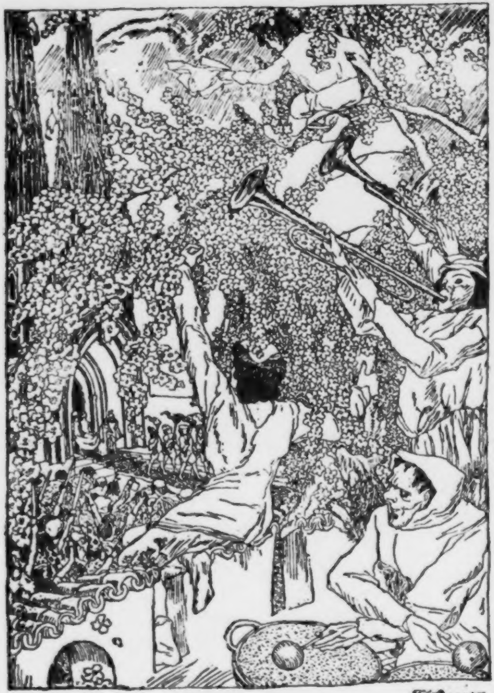
Ritter Hilfreich, wie Lohengrin von Elſe genannt wurde, und Elſe, Herzogin von Brabant, waren mit großem Pomp im Dome zu Antwerpen getraut worden. Die Feſtlichkeiten des ſogenannten Beilagers dauerten vierzehn Tage lang. Während dieſer Zeit floß aus den Brunnenröhren der Stadt roter und weißer Wein und ganze unzerſtückelte Ochſen wurden auf den öffentlichen Plätzen über gewaltigen, brennenden Scheiterhaufen zur Bewirtung der Menge gebraten. Aber für Lohengrin und ſeine Gattin fing die ſelige Zeit erſt eigentlich nach dem Ende der Feſtlichkeiten an, da ſie einander nun erſt ungeſtört beſitzen konnten. Sie galten damals von Anfang an und auf viele Jahre hinaus für das ſchönſte und zugleich für das glücklichſte Ehepaar. Brabant und Limburg waren nie von einem ſo milden und weiſen Regenten wie Lohengrin regiert worden. Laut Übereinkunft fielen die Länder Telramunds ebenfalls Elſen zur Sühne anheim.

Dieſe Vereinbarung war vor Beginn des gerichtlichen Zweikampfs für den Fall getroffen worden, daß Gottes Stimme gegen Telramund entſchied. Lohengrin hätte nun eigentlich in dem Königreich Blancheflours ſein verlaſſenes Erbe wieder erkennen ſollen, aber es war ihm in keinem Augenblick anzumerken, daß irgendwelche Erinnerung den Bann des Vergeſſens durchleuchtete, der über ſein Inneres verhängt worden war.

Aber Lohengrin erfuhr von der üblen Mißwirtſchaft, die Telramund getrieben hatte, und brachte den betroffenen Ländern durch milde Geſetze und Hebung von Handel und Wandel den alten Wohlſtand und Blancheflours glückliche Zeiten zurück.

Nach Jahresfriſt ſchenkte Herzogin Elſe ihrem Gatten den erſten Sohn und wieder nach Jahresfriſt eine Tochter und ſchließlich wurde durch ein drittes Kind, einen Sohn, das Kleeblatt vollzählig. Die Freude im ganzen Lande war groß, aber das Elternglück des Ehepaars ohne Grenzen.

Obgleich nun Lohengrin ſein früheres Leben ganz vergeſſen hatte, ſo war er doch in ſeinem Weſen der Gleiche geblieben und verfiel unvermerkt in eben dieſelbe Lebensart, die er in einer langen und glücklichen Prinzenjugend geführt hatte. Er baute Schlöſſer, wo ein beſonders ſchöner Platz ihn entzückt hatte. Er ritt mit Elſen zur Falkenjagd. Er liebte ritterliche Tänze und Ballſpiele, für die er in den herzoglichen Gärten ſchöne, weite kurzgeſchorene Wieſen anlegen ließ. Er liebte Geſang und Lautenſpiel, und man hörte die Weiſen des Minneſangs, ſo oft der glückliche Fürſt, Mann und Vater mit den Seinen zu Tiſche ſaß. Ja, er hielt ſich ſelbſt einen Schreiber, um ihm zuweilen eine Tageweiſe oder ein Tanzlied diktieren zu können. Die berühmteſten Minneſänger fanden in ſeinen Schlöſſern jederzeit eine unbeſchränkte



Lohengrins Hochzeit

Gaſtlichkeit, und er hielt ſie in Ehren, als wären es Könige. Man müſſe das tun, ſagte er, weil ſie die Freude predigten.

Zuweilen freilich hatte Herzog Lohengrin etwa auch einen Anfall plötzlicher Schwermut durchzukämpfen. Da kam es vor, daß er ſein Weib durch rätſelhaft abgeriſſene Worte ängſtete. Wenn ſie ihn küßte und den finſteren Schatten von ſeiner Stirne zu ſtreichen verſuchte, ſo fragte er etwa: Woher? und wohin? Und er wußte nicht, was er gerade durch dieſe Fragen in Elſen für eine gefährliche Frage aufweckte. Das kam daher, weil ſelbſt die Erinnerung an den Pakt in ihm ausgelöſcht worden war, den er bei der Verlobung mit ihr geſchloſſen hatte.

Aber nie geriet dieſer Vertrag und ihr Verſprechen bei Elſe ſelbſt in Vergeſſenheit. Mit tiefer Beſorgnis ſah ſie jedesmal des Gatten, in ihrem glücklichen Leben nicht begründete, grübleriſche Traurigkeit. Dann war es natürlich, daß ſie ihm helfen, ihm beiſtehen, ihn erheitern wollte. Dazu fehlte ihr dann die Kenntnis ſeiner Vergangenheit. Sie hörte ihn manchmal im Traum mehrmals das ſelbe Wort: Wahn! Wahn! Wahn! ausſprechen. Auch mitten in einem Feſtgelage unter den Klängen der Harfen, ſagte er ihr mitunter dies Wort ins Ohr, während ſie mit den Bechern anſtießen. Geliebter, was bedeutet dies Wort, das du immer ſagſt? und warum ſagſt du es immer? fragte ihn dann die Herzogin. Was ſoll dies Wort? es kann einen ängſtigen.

Einſt im Winter hatte das Ehepaar in einem alten melancholiſchen Schloſſe auf einer Inſel im Zuider See ſeinen Aufenthalt und nicht weit davon war ein Kloſter der Karthäuſer. Die Mönche, die weiße Kutten trugen und kein weibliches Weſen über die Schwelle ihres Kloſters kommen laſſen durften, hielten ein ſtrenges Schweigegebot.

Da hatte der Ritter Lohengrin eines Tages, mit Bezug darauf, ſeinem Schreiber ein nicht gerade allzu fröhlich lautendes Gedicht in die Feder diktiert:

Die Kloſteruhr.

Die Kloſteruhr der Schweigenden ſpricht:
mit Klang und Beben
zerrinnt das Leben!
oder zerrinnt das Leben nicht?

Die da ſchweigen
in Kloſtermauern
hoffen zu dauern,
wie würden ſie ſonſt ſich beugen, ſich neigen
und ein Leben vertrauern?
ein Leben verſchweigen,
ſich nur vor dem Künftigen ſchweigend neigen?
Oder iſt es ein Zwieſprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüſtern, am Ende ein Schreien,
womit ſie das unerbetene Leben
zurückgeben?
Wie Vögel mit ſchmerzenden Flügeln ſchweben,
verwundet von Raubtierkrallen,

zugleich ſich heben und fallen? —
Iſt es Flucht? iſt es Todesmut? —
O, weiße Schweiger,
die Kloſteruhr rückt den Zeiger.
Die Zeit verrinnt. Es verrinnt euer Blut:
durch Kloſtermauern fühlt man es tropfen
und eure Herzen an Steinen verklopfen.
Mit gelber Haut, überwacht, überweint,
ſchlürft ihr durch den Käfig des Heiles,
wund von der Wunde des Gnadenpfeiles,
im dumpfigen Zuchthauſe Gottes vereint,
um in heiſeren Wahnſinnsgeſängen
wirre Seelen ans Licht zu drängen.
Draußen im Lichte brauſt das Meer.
Wogen und Wolken wandern ſchwer:
wandeln ſchwer und trübe einher.
Da ſind keine Mauern
und doch auch hier nur Schweigen und Trauern?
oder auch hier ein Zwieſprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüſtern, am Ende ein Schreien

über den leuchtenden Wüſteneien,
ſie von dem Fluche des Scheins zu befreien?
Sind Wogen und Winde marternde Fragen
und niemand will ihnen Antwort ſagen?
oder müſſen ſie nutzlos flehen,
zu vergehen?
oder iſt es ein trübes Trauern,
daß ſie vergehen und nicht dauern?
hoffen ſie noch? und warten ſie nur?
Horch, die Glocke der Kloſteruhr!

Dieſes Gedicht, deſſen Inhalt die Herzogin nicht verſtehen konnte und das ſie deshalb beſonders beunruhigte, veranlaßte ſie, nacheinander einen gelehrten frommen Biſchof, einen Paduaniſchen Arzt und einen Mönch jenes Kloſters, deſſen Nähe das kleine Poem verſchuldet hatte, heranzuziehen. Der Mönch hatte als Teufelsbanner eine große Berühmtheit erlangt. Die drei Männer, über die vermutliche Urſache dieſer verworrenen Zeilen befragt, äußerten ſehr verſchiedene Anſichten. Der

Biſchof verhehlte nicht, oder deutete wenigſtens an, daß ſeiner Meinung nach dieſes Poem des Herzogs Hilfreich von Brabant vielleicht ein wenig nach Ketzerei rieche. Er wolle nicht ſagen, es liege darin eine Ketzerei, aber man könne es dieſem und jenem einfältigen Menſchen nicht verdenken, wenn er den Irrtum beginge, etwas dergleichen darin zu ſehen. Er verhehlte nicht eine Menge wunderlicher Gerüchte, die begreiflicherweiſe im Volke umliefen, da ja vieles, vom erſten Erſcheinen des Schwanenritters an, unaufgeklärt geblieben ſei und den Verdacht der Zauberei in beſchränkten Gemütern nicht ganz ausſchließe.

Der Biſchof ſchloß: An eurer Stelle, Frau Herzogin, würde ich eine Gelegenheit herbeizuführen ſuchen, um von eurem Gatten ein offenes Geſtändnis über ſeinen Namen und ſeine Herkunft zu erhalten. Solange dieſe Dinge im Dunkel ſind, wird man auch die frechen Stimmen im Land nicht zum Schweigen bringen, die immer wieder ſich zu ſagen erdreiſten, daß der Schwanenritter im Bunde mit Dämonen und von ungetauften Eltern gezeugt und erzogen ſei.

Der Paduaniſche Arzt ſprach, als er das Gedicht geleſen hatte, vielerlei von feuchter und trockener Complexion, ſchrieb Rezepte, verordnete heißen Wein, Abreibungen und Blutegel und legte die Verſicherung ab, wenn der Herzog Hilfreich dieſen Verordnungen nachlebe, werde ſo etwas gewiß nicht wieder vorkommen.

Der Karthäuſer aber ſagte kurz: er zweifele durchaus nicht daran, daß der Herzog an gewiſſen Anfechtungen zu leiden habe und ſei bereit, mit den Mitteln der Religion dem Dämon zu Leibe zu gehen, der ihn beängſtige.

Aber Gott ſei Dank machte die Herzogin Elſe von den Ratſchlägen der drei Herren keinen Gebrauch. Der Frühling kam und die Seele des Herzogs war von ſelbſt wieder heiter geworden. Würde ſie anders gehandelt haben, ſie hätte ſchon jetzt das Glück ihrer Ehe in die ſchwerſte Gefahr gebracht. Und dieſes Glück war im Lande ſprichwörtlich. Herzog

Hilfreich hatte ſeiner Gattin gegenüber überall jene Ritterlichkeit, die ihn ſchon ſeiner Mutter Blancheflour gegenüber ausgezeichnet hatte: nur daß dieſe liebenswürdige Güte noch wärmer und noch unermüdlicher geworden war. Frau Elſe wußte ſehr wohl, wie ſie den ſchönſten, ſtärkſten und gütigſten Mann, den die Welt zu jener Zeit beſaß, ihr eigen nannte. Und er wiederum ſah in ſeiner Frau das ſchönſte Weib und außer ihr nicht eine, die im Vergleich nicht tief ins Dunkel zurücktreten mußte. Vielleicht war ein ſolches Glück zu fleckenlos, um von Dauer zu ſein. Und ſchon waren die Mächte am Werk, denen jedes wirkliche Glück am Ende zum Opfer fällt.

9. Kapitel

Wenn Herzogin Elſe der Meinung geweſen war, die Angelegenheit, die ſie den Ratgebern vorgetragen hatte, ſei nun für dieſe aus der Welt geſchafft, weil ſie ihren Rat nicht mehr in Anſpruch nahm, irrte ſie ſich. Das Tuſcheln, Fragen und Vermuten, das die Herkunft des Herzogs Hilfreich betraf, war nun erſt in allen Kreiſen des Volkes recht in Schwung gekommen. Nicht zum wenigſten taten dazu die Verwandten des von Lohengrin erſchlagenen und gerichteten Telramund, die einen ihres Geſchlechts unter den Mitgliedern der ſogenannten Heiligen Inquiſition hatten, deſſen gehäſſige Wühlerei ſchließlich den Zuſammenbruch des Glückes dieſer muſtergültigen Ehe bewirkte. Die heilige Inquiſition iſt heute Gott ſei

Dank abgeſchafft. Sie war ein ſogenanntes geiſtliches Gericht neben dem weltlichen und verbrannte ſonderbarerweiſe hunderttauſende von armen, unſchuldigen Menſchen, angeblich weil ſie in die Gewalt des Satans geraten wären.

Herzog Hilfreich war auf der Jagd abweſend, als eines Tages geheime Abgeordnete der Inquiſition, darunter der Verwandte des toten Telramund, bei der Herzogin eintraten. Sie hatte gerade im ſchönſten Gemach des Schloſſes ihren jüngſten Knaben vom Arm herunter in die ſeidenen Betten der Wiege gelegt. Die drei Herren der Inquiſition waren in lange dunkle geiſtliche Kleider gehüllt, hatten Käppis auf ihren Glatzen, aber man ſah um ihre weißen Häupter nicht die Spur eines Heiligenſcheins. Menſchengeſichter haben nicht ſelten eine gewiſſe Tierähnlichkeit, und dieſe hier ſahen alten, halbgerupften, blutgierigen Aasgeiern nicht unähnlich.

Sie nahten ſich der Herzogin mit gewinnender Herzlichkeit. Es wäre doch gut, meinten ſie, wenn man das unbotmäßige Geziſchel im Volk aus der Welt ſchaffte. Herzog Hilfreich ſei gewiß einer der gläubigſten Chriſten der Chriſtenheit, aber man müſſe einen Aufſtand im Lande befürchten, ſofern er nicht ſeine edle und chriſtliche Herkunft vor aller Welt nachwieſe.

Herzogin Elſe entrüſtete ſich. Unſer herrliches Land iſt nie ſo gediehen, ſagte ſie, wie unter Herzog Hilfreichs Hand. Handel und Schiffahrt blühen auf, der Bauer wird reich und der Arbeitsmann hat zweierlei Fleiſch, zweierlei Fiſch und zweierlei Gemüſe zu Tiſch. Das, ſagten die Inquiſitoren, ſind Dinge, die nur den ſündigen Leib betreffen. Sie ſagten: der ſündige Leib iſt ein Madenſack! wobei ihre Augen zu winzigen, weißen Punkten wurden. Niemals, meinte heftig die Herzogin, habe ich einen geſunden Leib mit einem Sack voll Maden vergleichen können. — Als ſie das ſagte, blickten die Inquiſitoren einander mit weißen Augen an, auf eine Art, die wahrhaftig nichts Gutes weisſagte.

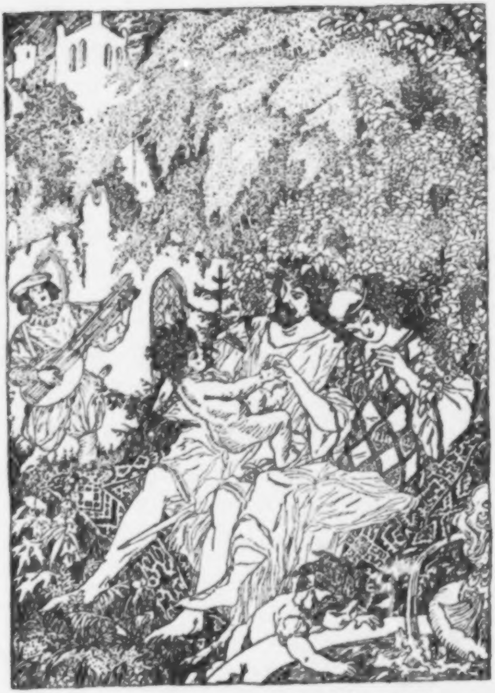
Was Wunder, nachdem ſie gegangen waren, hatte die Herzogin Angſt bekommen. Kein Menſch, ja nicht einmal ein regierender Fürſt war damals ſicher vor den Krallen der Inquiſitions-Geier. Wie leicht konnten ſie offen oder verſteckt ihrem Herzog Hilfreich ans Leben gehen, wenn es ihm nicht gelang, ſeine edle und ritterliche Herkunft nachzuweiſen.

Dieſe Sorgen niſteten ſich nun immer tiefer ein in der Seele der Herzogin, wodurch das heitere Glück ihrer Mienen mehr und mehr verdüſtert wurde.

Eines Tages war Herzog Hilfreich im Hausgewand heiter ins Zimmer getreten. Er hatte auf ſeinem Nacken den älteſten Prinzen ſitzen, die kleine Prinzeſſin auf dem linken, den jüngeren Prinzen auf dem rechten Arm und ſagte luſtig: Elſe, Elſe, befreie mich gefälligſt von deiner rebelliſchen Nachkommenſchaft. Dieſes junge Volk ſcheint mich für eine hölzerne Kletterſtange zu halten. Aber Elſe antwortete nicht. Da ward er verdutzt, blickte die Gattin forſchend an und mußte bemerken, daß ſie geweint hatte.

Nachdem Herzog Hilfreich die Kinder den Wärterinnen übergeben hatte, die bereit ſtanden, und dieſe mit den Kleinen davongegangen waren, fragte er ſeine Frau, warum ſie geweint hätte. Obgleich ſie es ihm nun nicht ſagen wollte und anfänglich über ſeine Frage mit einem Lachen hinwegzukommen ſuchte, konnte ſie doch den Beſuch, den ſie empfangen hatte, nicht verheimlichen. Der Herzog war ein Gegner der Inquiſition, die er in ſeinem Lande nur ungern duldete. Er wußte aber, daß dieſe Körperſchaft überaus mächtig war und ihm natürlicherweiſe ebenſowenig wohlwollte. Empört und voll böſer Ahnung wünſchte der Herzog zu wiſſen, womit es dieſen alten Ketzerriechern gelungen war, das heitere Gemüt ſeiner Frau zu verdüſtern.

Nach vielen ausweichenden Reden, immer von ihrem Gatten zu einer beſtimmten Antwort gedrängt, ſagte endlich Herzogin Elſe:



Lohengrins Familienglück

Wir wollen vergeſſen, was dieſe Leute geredet haben, denn ich bin überzeugt, wir beſitzen Macht genug, ihren Ränken auszuweichen. Ich kenne dich, und das iſt mir genug. Und wenn alle Welt von jemand unausſprechliche Dinge munkeln ſollte, den ich kenne wie dich, ſo hätte das keine Bedeutung für mich. Was munkeln ſie aber? fragte der Herzog. — Lieber, antwortete Elſe, es trübe dir keinen Augenblick. Schließlich iſt es doch nur lächerlich, wenn ſie in einem einfachen, weißen Schwan Zauberei wittern. — Ah, ſie verdächtigen mich wegen der Helmzier, die ich trage, der Zauberei. Und es iſt doch nur eine Helmzier, die ich als Symbol deiner Reinheit und Unſchuld angelegt habe. — Nicht allein deiner Helmzier wegen, verzeih mein Lieb, erwiderte Elſe, regt ſich der allgemeine Verdacht, ſondern jenes lebendigen Schwanes wegen, der, als du zu meiner Rettung erſchienſt, vor deinem Schifflein geſchwommen iſt. Da griff ſich der Herzog an die Stirn und ſagte: Was ſprichſt du da, meine liebe Elſe von Brabant? Ich kann dich da wirklich nicht verſtehen. Ein Schwan auf der Schelde bedeutet nichts. Und wenn der Zufall einen vor meine Barke gebracht hat, als ich übers Waſſer kam, welcher Hansnarr wollte da Zauberei riechen? — Haſt du denn ganz vergeſſen, mein Geliebter, ſagte Elſe, wie du im Bereich des jubelnden Volkes erſchienen biſt und daß dein Schiff von einem Schwane an Blumenketten gezogen wurde? — Der Herzog nahm Elſe in ſeinen Arm. Kind, ſagte er, es iſt kein Wunder, wenn du bei deiner damaligen Not mich wie eine Art gottgeſandten Märchenprinzen, von einem Schwane gezogen, geſehen haſt! — Aber die Herzogin wollte ſich die augenſcheinliche Wahrheit nicht ableugnen laſſen, und ohne Abſicht, eigentlich nur in der oberflächlichen Lebhaftigkeit des Geſprächs, entfuhr ihr das Wort: ſo weißt du wohl auch nicht mehr, daß du uns deinen Namen, deine Herkunft und deinen Stand verheimlicht haſt? — Oh weh, ſagte er, du haſt recht! ich hatte das wahr und wahrhaftig in all der Zeit, die zwiſchen damals und heute liegt, ganz vergeſſen. Nun fällt es mir aber mit einem bleiernen Druck ins Gehirn. Denn, Königin meines Herzens, Elſe, glaube mir, ſelbſt wenn man mich jetzt auf die Folter legte, ich wüßte nicht mehr, wie ich heiße, wer mein Vater und meine Mutter war und woher ich gekommen bin! — Laß es dich nicht beängſten, ſagte Elſe, ich kenne dich, wie ich dich kenne! du biſt, der du biſt! Frage dich ſelbſt ſo wenig, als ich dich jemals nach Namen und Herkunft fragen werde. Allerdings mußt du wiſſen: wir beide ſind eins, ein Leib und eine Seele, Geliebter. Und was du geheim hältſt, würde in meiner Seele ebenſowohl verborgen ſein. — Elſe, was hätte ich dir zu verbergen? ſagte, noch immer nutzlos grübelnd, der Herzog. Der Gattin aber ſchien dieſe Außerung bei dem großen Geheimnis, das ihr verborgen war, als etwas Befremdliches, nicht Begreifliches. Sie ſagte: dies eine mußt du doch beſtehen laſſen, daß ich leider dein Vertrauen nicht in allem und jedem gewonnen habe: anders würde dein Name und deine Herkunft vielleicht für das Volk, nicht aber für mich, ein Rätſel geblieben ſein. Es liegt mir fern, dich darnach zu fragen. Aber ich muß dir geſtehen, ich habe in manchen Augenblicken inſtändig und glühend gehofft, du werdeſt den letzten Schatten mit einem offenen Worte hinwegnehmen, der manchmal über den reinen Sonnenglanz unſeres Glückes dahinhuſchte. — Es würde mir nicht gelingen, ſagte der Ritter, da mir meine Vergangenheit ſo wenig wie einem Toten erinnerlich iſt. Frage mich und ich werde dir ſagen, was ich weiß, offen und wahr, und ohne jeden Rückhalt, verſichre ich dich. Gott weiß es, ich will gerade dir nicht ein Winkelchen meines Innern verborgen halten. —

Geliebter, ſagte da Elſe, ich wußte es, ich kenne dich. Nicht umſonſt iſt unſere Liebe mit allen Seligkeiten des Himmels beglückt worden. Du haſt recht: nichts Trennendes, noch ſo gering, ſoll das freie Hin- und Herfluten unſerer Seelen beeinträchtigen. Und alſo, da du es wünſcheſt, ſo frage ich dich, aber nur mit ganz leiſer, flüſternder

Stimme ins Ohr: wer biſt du, Geliebter, wie nennſt du dich?

Jetzt verging eine kleine Spanne Zeit, indeſſen es ausſah, als wenn der Herzog wüchſe und zugleich aus einem langen Schlafe aufwache. Dann blickte er Elſe auf eine Weiſe an, als habe er etwas ganz anderes in weiter, weiter Ferne hinter ihr ins Auge gefaßt. Er ſagte: ich heiße Lohengrin! und langſam im Saale auf und ab ſchreitend, erzählte er Elſe von ſeiner Jugend, ſeiner Mutter Blancheflour und ſeinem erhabenen Vater, dem Gralskönig Parſival. Die Herzogin hörte ihm zu und ſie wußte nicht, wie ſie alle dieſe Dinge verſtehen und deuten ſollte.

Aber etwas Feierliches, etwas Fremdes, etwas Unnahbares wehte ſie von der Geſtalt des ſchreitenden Mannes an, das ſie niemals bisher gefühlt hatte. Der Saal ſchien zu ärmlich, das Schloß zu eng, das Dach zu niedrig für ihn. Eine törichte Furcht ergriff ſie, er könne mitten durch die Wände davon ſchreiten. Als er lange geſprochen hatte, blickte er die, die bisher ſein Weib geweſen war, mit einem warmen, gütigen, aber doch entfremdeten Blicke an, der Elſen einen Schrei der Beſtürzung entpreßte. Sie umklammerte ſeinen Hals, als wenn ſie ihn halten und zugleich etwas unabwendbar Geſchehenes wieder auslöſchen, wieder zurücknehmen könnte.

Am Abend nach dieſem Geſpräch bezog der Herzog Gemächer, die in einem anderen Flügel des Schloſſes und nicht in der Nähe der Zimmer ſeiner Gemahlin lagen. Dieſe begriff ſein fremdes, in ſich geſunkenes, neues Weſen ebenſowenig, als ſie ſeine Erzählung glauben oder begreifen konnte. Sicherlich iſt er kein ſchwarzer Magier, dachte ſie, aber ſein Geiſt iſt vielleicht von einem ſolchen verwirrt und getrübt worden. Sie verwünſchte den Fluch der üblen Nachrede, die Verleumdung, den Beſuch des Großinquiſitors und ſeiner Räte, der ſie zu ihrer unbedachten Frage veranlaßt hatte. Sie hoffte aber, ihr Gatte werde ihr am nächſten Morgen wieder in alter Weiſe und klaren Geiſtes begegnen. Daran, daß er ſie verlaſſen könnte, dachte ſie nicht.

Die folgenden Tage ſchienen ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Der Herzog ging den Regierungsgeſchäften nach, beſuchte Elſen, ſprach mit den Kindern, ſaß an der linken Seite der Herzogin mit einem Kreiſe geladener Gäſte zu Tiſch und ſprach nicht mehr, weder von ſich, ſeinem Namen und ſeiner Herkunft, noch überhaupt von der Frage, die Elſe getan hatte. Dennoch merkte dieſe, wenn auch ſonſt niemand außer ihr, daß die Frage zum Verhängnis ihrer Liebe geworden war.

Herzog Hilfreich wurde in den nun folgenden Wochen aber auf eine beſorgniserregende Weiſe düſter, ungeſellig und grübleriſch. Er ſchloß ſich ein, und dann ſchien es, als ob er mit unſichtbaren Mächten Zwieſprache halte. Vergebens pochte die weinende Herzogin: er bedeutete ihr, ſie müſſe ihn um Gottes und Chriſti Willen allein laſſen. Aber ſie ließ nicht nach, und eines Tages brachte ſie ihre Kinder vor die Tür, die ſich Tag und Nacht nicht geöffnet hatte, ſie mußten mit ihren Händchen dawider ſchlagend immer wieder Papa Papa! rufen. Da ſtürzte der Herzog weinend heraus und nahm ſeine Kinder in die Arme.

10. Kapitel

Trotzdem ward die alte, rückhaltloſe und innig ſorgloſe Liebe zwiſchen dem Herzog und ſeiner Gattin nicht wieder hergeſtellt. Und eines Tages erklärte Lohengrin, daß der Ruf des Grales unzweideutig an ihn ergangen ſei, nach Salvaterre zurückzukehren. Die Herzogin aber verſuchte, ihm dieſen Gedanken, als wäre er nur eine Einbildung, mit der ganzen Beredſamkeit ihrer Herzensangſt aus der Seele zu nehmen. Sie ſagte: du biſt in der Tat Ritter Lohengrin. Deine Mutter war Blancheflour, und dein Vater Parſival iſt verſchollen. Lange gingeſt du, bekannt als Schwanenritter, durch die Welt auf Wegen irrender Ritterſchaft. Überall haſt du Gutes getan, dem Schwachen wider den Starken beigeſtanden und zu Recht geholfen. Alles Übrige iſt ein böſer Zauber der Phantaſie, iſt Einbildung. Elſe, du irrſt, ſagte Lohengrin. Du ſiehſt in mir einen Paladin des Grals, der in die Welt der Schmerzen geſendet wurde. Ich gehöre nicht mir, ich gehöre nicht dir. Ich gehöre dem Gral. Wiſſe, mir ward die Zeit, kurz oder lang, bis zu der Frage, die nun von deinen Lippen gekommen iſt, freigegeben. Sie hat mich in alle Süßigkeiten und alle Bitterniſſe der Welt getaucht. Ich kehre nun wie einſt Amfortas mit einer heimlichen und unheilbaren Wunde in die Gralsburg zurück. Elſe, bevor ich dazu entſchloſſen war, habe ich einen langen Kampf beſtanden. Zum zweiten Male beſuchte mich geſtern Nacht der alte würdige Gornemant, um mich davor zu warnen, den dritten Gralsruf zu überhören, wie ich den erſten und zweiten überhört hätte. Ja, ich war nahe daran, das Land Salvaterre, den Gral und meinen Vater Parſival zu verleugnen, um ganz dir und der Welt anzugehören. Gornemant aber riet mir wieder und wieder, treu zu ſein. Wenn du nicht treu biſt, ſagte der alte Gornemant, ſo wirſt du ſpäter den Weg, der dir jetzt offen ſteht, vergeblich ſuchen. Du wirſt ihn ſuchen, denn du biſt im Grunde, wie dein Vater Parſival auf Erden ruhelos. Gornemant aber hat Wahrheit geſprochen. Deshalb füge dich, Elſe, faſſe dich, und ſchicke dich wie du kannſt in das Unvermeidliche.

Alle Gegengründe Elſes, ſo viel ſie deren auch vorzubringen wußte, blieben wirkungslos. Aber ihr Schmerz gab ihr auch viele bittere, vorwurfsvolle Worte ein, womit ſie den Gatten jedoch nur nutzlos und bitter kränkte. Warum kamſt du zu mir? warum überließeſt du mich nicht dem Schurken Telramund, als ich nicht wußte, was Liebe war, was Glück bedeutete, anſtatt mich nun in das hundertfache Entbehren, das tauſendfache Elend und Leiden mit meinen Kindern hinabzuſtoßen?

Wer könnte leugnen, daß in ſolchen Anklagen eine gewiſſe Wahrheit lag, und wie hätte Lohengrin dieſe Wahrheit verkennen ſollen, da er die gleichen Klagen gegen ſein eignes Geſchick und ſeine grauſame Führung richtete.

Um ihren Gatten zu zerſtreuen und womöglich auf and're Gedanken zu bringen, hatte die Herzogin ſeinen Geburtstag zum Anlaß eines ganz beſonders herrlichen Feſtes gewählt, das im ganzen Lande gefeiert wurde. Es war ihre Abſicht, vor aller Welt zu zeigen, wie ſehr ſie dem Herzog in Verehrung und Liebe verbunden war und zugleich die Viper der heimlich züngelnden Verleumdung mit einem Streiche niederzuſchlagen. Aber die Magen Telramunds und ihre Helfershelfer wußten ſich auch dieſen Umſtand zu Nutze zu machen und regten den Pöbel auf, ſo daß in der Menge haßerfüllte Schmährufe gegen den Herzog laut wurden, die mißtönend in die allgemeine Freude hineinklangen.

Nachdem bis in die dritte Stunde des Nachmittags in ununterbrochener Reihe die Zahl der Gratulanten an dem herzoglichen Ehepaar vorübergezogen war, hatte man ſich in dem ungeheuren Bankettſaal des Schloſſes zur Tafel niedergelaſſen. Muſik erſcholl und in allen Städten des Landes, auf allen Straßen und Märkten, wurde zu gleicher Zeit von fahrenden Sängern Herzog Hilfreichs rettende Tat an Elſe und ſeine milde und gute Regierung beſungen.

Nicht lange, ſo trat auch auf einem erhöhten Standort, beim Bankett, der erſte Minneſänger auf, der unter dem allgemeinen Schweigen der Gäſte Ritter Hilfreichs berühmten Sieg über den Schurken Telramund beſang. Da geſchah das Unerhörte, daß am Schluß ſeines Liedes, und nachdem der Sänger geendet hatte, neben brauſendem Beifall ſich ein lautes Hohngelächter bemerklich machte. Auf dieſe unverſchämte Weiſe widerſprach ein Teil der Gäſte dem Lobe, das dem Herzog geſpendet wurde.

Ein zweiter Sänger erſchien, der die Liebe von Mann und Weib und das Lob der Ehe Herzog Hilfreichs mit Elſen zum Gegenſtand ſeines Gedichtes gewählt hatte. Die Feinde im Saal wagten ſich zwar, bei dem allgemeinen Jubel, der ſchließlich dem Sänger geſpendet wurde, zunächſt nicht hervor mit ihrer Mißbilligung, aber ein Greis erhob ſich, den jedermann als den gefürchteten Groß-Inquiſitor, den Oberſten der Ketzerrichter erkannte. Es trat alsbald eine grabesartige Stille ein, es war, als wenn der Tod mit den Zähnen klappere.

Inzwiſchen hatte ſich der hagere und greiſe Würdenträger mit dem Geierhals und dem Geiergeſicht zur Predigt angeſchickt, deren Langes und Kurzes etwa ſo lautete:

Die irdiſche Liebe ſei kein heiliger Gegenſtand und die weltliche Poeſie, die ſie preiſe, ſei ebenfalls unheilig. Wenn er dies ſage, ſo ſei noch viel zu wenig damit geſagt: denn was unheilig ſei, das ſei wider Gott und gehöre der Welt und alſo der Sünde. Er ſagte: die Welt ſei ein Sündenpfuhl. Ein Pfuhl bedeute aber ſoviel als eine ſchmutzige Lache. Wer dieſen Pfuhl, dieſe ſchmutzige Lache als etwas Reines und Hohes preiſe, der beſchmutze und entehre ſich ſelbſt und könne das auch nur aus der Macht des Fürſten der Hölle und in ſeinem Auftrag tun.

Bis hierher war der Groß-Inquiſitor gekommen, als allgemeiner Lärm ſeine Worte zum Schweigen brachte. Es fehlte nicht viel und die große Mehrzahl der Gäſte wäre, in ihrer Entrüſtung über die Worte des Greiſes, dieſem mit dem Schwerte zu Leibe gegangen. Sie ſahen darin mit Recht nichts anderes, als eine rohe Beleidigung ihres Herzogs und ihrer Frau Herzogin.

Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht Herzog Hilfreich ſich jetzt erhoben und die gefährlichen Wogen beſchwichtigt hätte. Er ſagte, und zwar in einem feierlichen, faſt prieſterlichen Ton: Friede! Der Friede Gottes ſei mit euch allen! Und er fuhr fort: Was der Groß-Inquiſitor von irdiſcher und von himmliſcher Liebe geſprochen hat, und alles, was den Streit angeht, den die Welt ſeit tauſend Jahren deswegen führt: welches die beſſere? welches die ſchlechtere ſei?, iſt deren Sache, die in der engen und niederen Sphäre der Welt gebunden ſind. Was mich betrifft, ſo iſt meines Bleibens nicht in dieſer Welt. Hier war ich ein König, in jener Welt, die mich zurückfordert, bin ich ein Diener, nicht mehr. Aber die Könige hier ſind verglichen mit den Dienern des Gral nur Knechte zu nennen. Ich bin kein Zauberer, wie man es dem kleinen Haufen von Ameiſen, der mich ſeinen Herzog nennt, einredet. Nicht deshalb, weil ich in einem von einem Schwane gezogenen Nachen erſchien, nicht deshalb, weil ich den plumpen Schurken Telramund von der Erde tilgte. Ich betreibe weder weiße Magie noch ſchwarze Magie. Und er rief plötzlich: Bringt mir die goldene Harfe!

Als Lohengrin dieſe Worte geſprochen hatte, wurde von oben her eine überirdiſch ſüße und feierliche Muſik gehört. Finger von Meiſtern ſchienen über goldene Saiten vieler Inſtrumente zu gleiten. Es ward, als wenn die Seele der alldurchdringenden Gottheit in ſich zu muſizieren anfing und in endlos wechſelnden Harmonien redete.

Und dieſe Muſik war von ſolcher Art, daß ſie Ritter Lohengrins Feinde verſteinte, in die Herzen der Übrigen aber wie ein feuriger Zauber drang und mit einem ſeligen Glanze, ja mit einer Art beſtürzter Begeiſterung, in hunderten von verzückten Blicken lag.

Inmitten dieſes Getöns wurde von vier, Alle um Haupteslänge überragenden Männergeſtalten, in ſchwarzen Mänteln (auf denen ſich, in Gold geſtickt, eine Taube befand), eine köſtliche Harfe hereingetragen.

Der Körper des göttlichen Inſtruments beſtand gleichſam in der Form eines ſilbernen Schwanes, der die goldenen Saiten der Harfe mit dem edelgewundenen Halſe straffte. Dieſe Harfe wurde von den vier Trägern, Rittern von Salvaterre, vor Lohengrin niedergeſtellt. Dieſer faßte ſie feſt und griff in die Saiten, bis, den Saal mit wundervollen, feſten und ſchwebenden Klängen erfüllend, dieſe rätſelhafte Weiſe aus ſeinem Innern drang:

Ich wohne an einem breiten Strom.
Ich wohne in einem hohen Dom.
Der breite Strom fließt durch den Dom.

Und breiter immer wird der Strom,
und höher immer wölbt der Dom.
Der Strom fließt endlos durch den Dom.

Im Nachen ſchwimm ich auf dem Strom:
d'rin ſpiegelt ſich ein zweiter Dom:
Ich tauche nieder in den Dom —

und tauche wieder aus dem Strom
geflügelt in den obern Dom:
Muſik durchrauſchet voll den Dom.

Und Well auf Welle bringt der Strom.
Und alles wogt und klingt im Dom:
und dröhnt und bebet laut im Dom.

Du weißt nicht: biſt nur du der Strom?
Biſt, was da rauſcht und brauſt im Dom?
Am Ende biſt du ſelbſt der Dom.

Schwer zu ſagen, in welcher Weiſe durch den ganzen Vorgang, durch den Klang und Geſang, das Gewimmel der Gäſte erregt und bewegt wurde. Sie ſpürten wohl, wie hier auch eine myſtiſche Antwort auf die Frage nach der Herkunft ihres Herzogs gegeben war. Aber ſie merkten zugleich, dies war erſt der Anfang der kommenden Wunder. Wurde doch Lohengrin von den vier unbekannten Rittern jetzt die ſilberne Schwanenrüſtung angelegt, darinnen er hoch und gewaltig, nicht anders als ein himmliſcher Cherub, blitzte und funkelte. Der Glanz des Bankettſaals, der Glanz der mit Edelſteinen bedeckten Kronen der Herzoginnen und Fürſtinnen, erblich vor ihm. Alles, vorher ſo feſtlich und prunkvoll, ſchien zu einem armſeligen Gewimmel geworden.

Lohengrin ſagte:

Ich ſcheide von euch. Mein Vater heißt Parſival und iſt der König vom Salvaterre. Die Boten, die mich gerüſtet haben, die Klänge, die euch ins Ohr gedrungen ſind, bringen euch einen Hauch von dort. Wollt ihr wiſſen, wo Salvaterre iſt, ſo fraget einen Sterbenden, der von ſeinem letzten Traum erwacht! Fraget das kranke Kind des Laſtträgers im Manſardenſtübchen, das mit großen, ſehnſuchtsvollen Augen in die ſchwindende Abendröte blickt! Fraget den Schiffer im Sturm auf hoher See, fraget den armen Schächer, den die Inquiſition an den Marterpfahl gebunden hat und den bereits die mordbegierigen Flammen umzüngeln.

Plötzlich erſcholl außerhalb des Palaſtes das Brauſen der ungeheuerſten Volksmenge. Dies Brauſen aber wurde ſo laut, daß man deutlich heiſer gerufene Worte wie: Schlagt ihm den Kopf ab! Hängt ihn! Kreuziget ihn! heraushören konnte. Tauſende ſchrieen, Tauſende brüllten: Steiniget! Steiniget!

Bei dieſen Schreien wurde die Herzogin ohnmächtig.

Der Groß-Inquiſitor aber hatte nun ſeine Faſſung wiedergefunden.

Ja, ſchrie er, hier iſt ein teufliſches Blendwerk im Gange, dem gegenüber das „Steiniget, Steiniget!“ ganz in der Ordnung iſt! — Er mußte es wiſſen, denn die Schreier waren, damit ſie ſchrieen, vorher von ihm beſtellt und bezahlt worden. — Auf und rettet die Seele der Herzogin! Rettet das Land vor dem Fluche Gottes! Rächt uns alle, die ein Incubus, ein Betrüger, ein Abenteurer, ein Diener des Höllenfürſten betrogen hat.

Seltſam: kaum noch waren die Herzen aller der herrlichen Märchen-Schönheit des ſtrahlenden Mannes zugewendet, und ſchon bemächtigte ſich Wankelmut der von Wein, Haß, Liebe, Klängen des Himmels und des Abgrunds berauſchten und verwirrten Schar. Die Empörung des Volkes wirkte anſteckend, und die Ohnmacht der Herzogin, die alle jetzt vergöttern gelernt hatten, obgleich ſie ſie früher Telramund ohne weiteres ausliefern wollten, erweckte den Anſchein, als wäre auch ſie von dem Gatten abgefallen. So erhob ſich aus der Mehrzahl der Kehlen der unbegreiflich wetterwendiſche Ruf: nieder, nieder mit ihm! Ein Wald von Schwertern wurde geſchwungen.

Aber plötzlich erblich jedes von trunkener Wut noch eben gerötete Angeſicht, und ein tötliches Schweigen herrſchte im Saal und draußen um den Palaſt, wo noch eben raſender Lärm die Luft durchtobt hatte. Woran es lag, wußte man anfangs nicht. Jedem aber, ſogar dem Groß-Inquiſitor, kam es vor, als ob er ſich ganz allein im Angeſicht des Todes befände. Was war es? Der Boden, die Wände des Saales bewegten ſich nicht, und doch bewegten ſich Boden und Grundfeſten. Die Erde ſchien nicht mehr feſt, ſie ſchien hohl zu ſein. Sie ſchien zu zucken. Ein kaum bemerkliches Schwanken entſtand und erzeugte allen eine grauenvolle Angſt und gleichzeitig Übelkeit. Dann dröhnten gewaltige Stöße von unten. Eine Stimme ſchrie plötzlich: Misericordia! Sie bebt, ſie bebt! Sie meinte: die Erde. Es war aber nur die unterirdiſche Gralsglocke, die in Schwung geriet und Lohengrins Not auf die Gralsburg meldete.

Da ward ſogleich der Saal und die Burg und der Raum ringsum von den Feinden und auch von den meiſten der Freunde, die alle angſtvoll die Flucht ergriffen, rein gefegt.

11. Kapitel

Allerlei Gerüchte des Vorgefallenen hatten inzwiſchen die Stadt erreicht, deren Bewohner, von den furchtbaren Erdbebenſtößen geängſtigt, wehklagend in den Straßen umherliefen. Häuſer waren zuſammengeſtürzt, Wetterhähne von den Kirchtürmen gefallen, aber vornehmlich bildete der Palaſt des Groß-Inquiſitors einen von einer Staub- und Rauchwolke überdeckten, brennenden Trümmerplatz. Noch immer erfüllte ein ſtehender, rötlicher Dunſt die Luft, ſo daß es den Meiſten ſchien, als ob man das Kommen des jüngſten Tages befürchten müßte.

Da aber erhob ſich ein Wind vom Meere her, der eine erquickende Friſche mit ſich brachte. Zugleich erſcholl aus weiter Ferne ein Freudenruf.

Kein Wunder, wenn alles nach der Richtung des Rufes in Bewegung geriet. Man gelangte zu den Ufern der Schelde, wo viele vor dem vermeintlichen Erdbeben in Zelten und allerhand ſchnell zuſammengefügten Behauſungen Schutz geſucht hatten. Auch die Handelsſchiffe und Boote im Strom waren von Flüchtenden angefüllt. Aber ſie alle befanden ſich in einem einzigen, großen Freudenrauſch, der deshalb ſo gewaltig war, weil er die entſetzlichſte Angſt und Bangigkeit plötzlich abgelöſt hatte.

Mirakel, Mirakel! ſchrie das Volk, nicht anders als dazumal, als Lohengrin auf dem Schwanenboot in der höchſten Not zur Errettung Elſens erſchienen war.

In Wahrheit war es wieder der Schwan und das Schwanenſchiff, das den Jubel entfeſſelte. Das liebliche ſchwimmende Vogelgeſpann kam blumenbekränzt, wie damals, ſtromaufwärts herangeſchaukelt. Das Schiffchen war leer und von dem Schnabel des weißen Schwans ging ein eigentümliches, klagendes Singen aus, das man, je näher er kam, um ſo deutlicher hörte. Bei denen, zu deren Ohren es drang, wurde der Jubel von unendlicher Wehmut abgelöſt, ſo daß Tränen aus ihren Augen floſſen und überall lautes Weinen gehört wurde.

Man begriff wie durch Zauber, daß der Schwan als ein Bote des Friedens kam, aber auch, daß er den mildeſten Herrſcher, Herzog Hilfreich, den Retter und Gatten Elſens, abholen kam und ihn für immer davonführen würde. Ein Jeder fühlte, dieſer Ausgang war unabänderlich. Die Leute ſchlugen an ihre Bruſt — leider zu ſpät, wie es meiſtens iſt! — und riefen: Wir ſind des Mannes nicht wert geweſen.

Die Gärten des herzoglichen Palaſtes reichten bis zur Schelde hinab. Ritter Lohengrin hatte ſich, nachdem der allgemeine Sturm vorüber war, mit ſeiner aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten Gemahlin in ſeine Gemächer zurückgezogen. Dort verbrachte er ſeine Zeit damit, Elſen und ſeinen

Kindern wortlos über die Scheitel zu ſtreichen. Es war ein Schweigen, über deſſen Bedeutung Herzogin Elſe ſich nicht mehr täuſchen konnte. Gewiſſe Augenblicke des Lebens, ſtumm und ſchickſalsſchwer, ſprechen eine gleichſam eiſerne Sprache, gegen die es keinerlei Ausflucht gibt.

Ich habe geſündigt, ich habe mein Verſprechen nicht gehalten, ſagte Elſe, aber du kannſt, du darfſt, wenn du mich und deine Kinder nicht töten willſt, nicht von mir gehen.

Ihr werdet nicht ſterben, ſagte der Gralsritter. Wäre ich nicht das, was ich bin, und ginge ich nicht dorthin zurück, woher ich geſandt wurde: die Liebe, die Schönheit, der wahre Adel der Welt würden bald ein Opfer häßlicher, hölliſcher Mächte geworden ſein. Ich gehe, um die Grenzen von Salvaterre immer weiter verbreiten zu helfen.

Der Gralsritter nahm aus einem Ebenholzkäſtchen vier Ringe aus Gold hervor, auf denen je eine goldene Taube mit dem Ölzweig gebildet war.

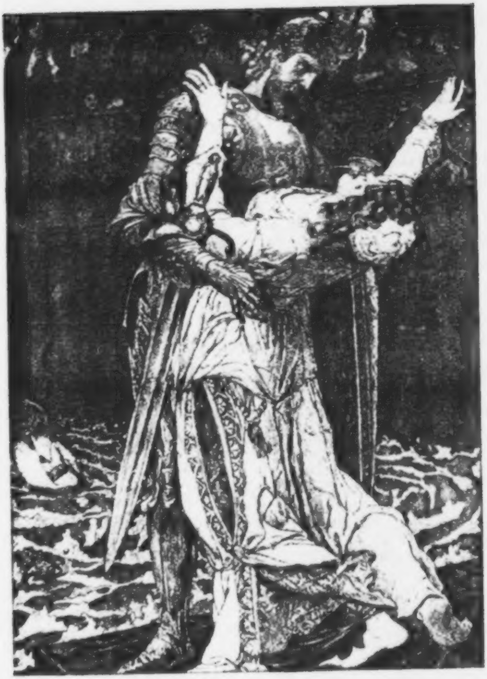
Er ſagte, indem er die Ringe der Reihe nach den Kindern und ſeiner Frau, jedem den ſeinen, an den Finger ſteckte: dies bedeutet die Taube Noahs, nicht mehr! Wir ſind über dieſes kleine Symbol des Friedens nur wenig hinausgekommen. Wir dürfen nicht glauben, daß ſich die Sintflut des Menſchenjammers bereits verlaufen hat. Eine Taube, ein Ölzweig, iſt alles, was wir einſtweilen von Gottes Güte und fernen Paradieſen beſitzen. Auch in Salvaterre herrſcht der Krieg, denn wozu hätten wir ſonſt den Harniſch Gottes angezogen und das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand. Traget die Ringe zu Gottes Gedächtnis.

Indeſſen er ſprach, drangen die Laute der Menge näher heran, die das Nahen des Schwanes auf dem Fluſſe begleiteten. Und plötzlich war, von den Kindern zuerſt, das märchenhafte Gefährt entdeckt worden.

Ihr Jubel weckte die Mutter aus ihrer tränenüberſtrömten Verſonnenheit, aber ſie wurde bleich wie der Tod und mußte ſich feſthalten, als ſie die Urſache des Freudenausbruchs ihrer Kleinen ebenfalls bemerkt hatte. Von tötlichem Schmerz getroffen, hing ſie gleich darauf an des Ritters Bruſt.

Das war nun ein ſchlimmer Gang, den die Herzogin, umgeben von ihren Kindern, durch die Gärten des Schloſſes hinunter zum Fluß, mit ihrem Geliebten ſchreiten mußte. Er hielt ſie, er ſtützte, er trug ſie mehr, als daß ſie aus eigenen Kräften gehen konnte. Sie wankte, ſie knickte in ſich ein. Ja, es war kläglich zu ſehen, wie ſie, dem Wahnſinn nahe, vor Jammer, ihrer ſchönen Füße nicht mächtig, ſtolperte.

Die Menge ſchwieg, die unten harrend, dieſes qualvollen Schauſpiels anſichtig ward. Und in dieſes Schweigen klang um das Schwanenboot eine Art rührender Harfenmuſik, in die ſich das Singen des Schwanes einmiſchte: Töne von einer unendlichen, hoffnungsloſen Traurigkeit. Schluchzen und ſtilles Weinen ward allgemein. Alle Vögel im Park hatten ihr Singen aufgegeben.



Lohengrin nimmt Abſchied von Elſa

Nur Lohengrin ſchritt, helleuchtend im ſilbernen Harniſch, wie ein Cherub ſtrahlend von Herrlichkeit. Sein Geſicht war ernſt, wie aus Marmor gemeißelt.

Es gab Leute, die erzählten nachher, ſie hätten geſehen, daß er aus einer verborgenen Wunde unter der linken Seite des Bruſtharniſches durch die ſilbernen Schuppen geblutet habe.

Sein Auge blitzte gleichſam von einer heiligen Furchtbarkeit, und es wurde von allen bemerkt, wie plötzlich Scharen ſchwarzer Unglücksvögel bei ſeinem Nahen erſchreckt und kreiſchend auf- und landeinwärts davonflogen.

Es ſchien, als habe ſich ein furchtbarer, ſtummer Schmerz der ganzen Natur mitgeteilt, als ſich das einſt ſo glückliche Paar zum letzten Kuß in den Armen lag. Man hörte weder ein Rauſchen des Laubes noch Rauſchen der Welle noch einen anderen Laut. Alles Leben ſchien bis in das Herz des ewigen Schöpfers hinein von der Qual dieſer Trennung ſtarr geworden. Es dauerte lange, eh' ein plötzlicher Riß wiederum aus den beiden, die minutenlang gleichſam nur ein Leib geweſen waren, zwei einander meidende Menſchen machte. Der Trennungsraum erweiterte ſich. Schon war der Gralsritter in das ſilberne Boot hineingeſtiegen. Schon ſchwankte das Boot und entfernte ſich, entfernte ſich von dem Schwane gezogen. Wunderlich war es zu ſehen, mit welchem Eifer, ſtolzgebogenen Halſes, der ſchöne Vogel mit ſeiner Laſt in den Strom hinein ruderte, der, gleichſam von ſolchem Eifer angeſteckt, das leuchtende, kleine Mirakel mit überraſchender Eile davon und dem Meer entgegen trug.

Nun aber brach das Volk an den Ufern in laute Verzweiflung aus.

Boote und Schiffe folgten nach. Man wollte den geliebten Herzog zurückhalten. Man rief: verlaß uns nicht, verlaß dein Volk nicht, Herzog Hilfreich! verlaß uns nicht, Lohengrin! Viele ſchrieen, ſie wollten den Groß-Inquiſitor aufhenken. Aber ſo viel ſie rannten und brüllten und lamentierten, bald wurden ſie atemlos und konnten neben dem ſchnellen Gange des Schiffchens nicht ſtandhalten. Es ſchwamm immer hurtig vom Strome getragen dem Meere zu.

Der Gralsritter ſtand, auf ſein Schwert geſtützt, und ſchien weder die Menſchen auf den Schiffen, die ihn begleiteten, noch die Menſchen an den Ufern zu beachten.

Dort, wo der Strom in das ſalzige Waſſer des Meeres fließt, rief man ihm zu, er möge umkehren, denn er müſſe unfehlbar mit ſeinem zerbrechlichen Fahrzeug draußen auf hoher See zu Grunde gehen. Aber der Ritter gab keine Antwort. Er ſchwamm ins Meer, er ſchaukelte, wurde hoch über breite Wellenberge hinausgehoben, von tiefen Wellentälern eingeſchluckt, immer ferner und kleiner auftauchend. Die Menſchen hatten wieder einmal den Adel, die Schönheit, die Güte, die Liebe aus ihrer Welt in die Wüſteneien der Mutternatur hinausgetrieben, in das wogende Bereich der Unendlichkeit, darin ſie aber, willsgott, ihrem Urſprung zuſteuern.

Viele unter den Leuten, die den Ritter mit dem Schwane über den Wogen verſchwinden ſahen, nannten ſein Unternehmen eine wahnwitzige Fahrt, wie ſie dereinſt die Fahrt des Laſtträgers, des von ſeiner Pilgerreiſe erlöſten Parſival, genannt hatten.

Ullſtein & Co

Berlin SW68

SaFe

Feſtſpiel

in deutſchen Reimen

von

Gerhart Hauptmann

1913

S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung, vorbehalten.
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuſkript.
Copyright 1913 S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

Zur Erinnerung an den Geiſt der Freiheitskriege der Jahre
achtzehnhundertunddreizehn, -vierzehn und -fünfzehn.
Aufgeführt bei der Jahrhundertfeier in Breslau
1913

Perſonen

Der Direktor
Philiſtiades
Die Pythia
Ein Knabe
Der Ritter
Friedrich der Große
Napoleon
Talleyrand
Hegel
Turnvater Jahn
Freiherr von Stein
Gneiſenau
Scharnhorſt
Heinrich von Kleiſt
Fichte
Blücher
Athene Deutſchland
Die Furie
Der Adler
Der Juriſt
John Bull

Jakobiner, Trommler, Weiber, Henker, Masken, Chor der Vögel, Franzöſiſche und preußiſche Soldaten und Offiziere, Marſchälle Napoleons, Mütter, Studenten, Volk

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Hinter einer Orcheſtra ſind drei ſtufenweiſe aufſteigende Bühnen gedacht. Die erſte Bühne iſt durch einen Vorhang geteilt. Wenn dieſer ſich öffnet, ſo iſt ein anderer Vorhang, der zugleich die zweite Bühne abſchließt, Hintergrund. Geht dieſer auseinander, ſo iſt die zweite, höhere Bühne ſichtbar, mit einem dritten Vorhang als Hintergrund, der, geöffnet, die dritte, oberſte Bühne enthüllt.

Vor den erſten Vorhang, ſchwarz und mit goldenen Sternen beſtickt, tritt der Direktor. Er trägt die hohe Mütze des Magiers und einen Talar, alles ebenfalls mit Himmelszeichen bedeckt. Er führt einen Zauberſtab.

Der Direktor

Nur ſelten tret ich ſelber auf die Bretter
des Welttheaters, das ich dirigiere.
Ich mache gutes, mache ſchlimmes Wetter,
gewiß, daß mich's perſönlich nicht geniere.
Doch auch der allerbeſte Apparat
kann nicht für ſtets vollkommen gelten.
Es bricht ein Rädchen, reißt ein Draht,

und dieſe beſte aller Welten,
die Welt des Scheins, zeigt eine Lücke,
wie die, darein ich jetzt mich drücke.
Mit einem Wort, der Mime, der ſonſt ſtets
zu dieſem Drama den Prolog geſprochen,
hat leider den Kontrakt gebrochen.
Es geht auch ohne ihn, ihr ſeht's!
wenn der Direktor nicht zu ſtolz iſt
und außerdem aus gutem Holz iſt.
Natürlich werd ich nicht wortwörtlich jetzt
euch den Prolog herunter leiern.
Ich hab ihn ſelber aufgeſetzt,
wie üblich bei dergleichen Feiern:
allein im Kopf hab ich ihn nicht!
Drum, da ich leichter komponiere,
als Komponiertes memoriere,
jetzt nur ein trockner Vorbericht.
Wie nennt man gleich das Stück? Das Ding iſt ſchwer.
Man kennt die Gattung hierzuland nicht mehr.
Etwa 'nen „Mimus“, mimiſche Hypotheſe?
Wie ſie Philiſtion, der Weltverächter
erſonnen, der geſtorben am Gelächter?
Doch wenn ich's in Gedanken überleſe
ſo find ich zwar die mimiſche Ironie,
doch eine mehr moderne Phantaſie.

Nun einerlei: ſo oder ſo benannt,
dies Werk lobt ſeines Autors Kopf und Hand:
und in Geſichten, bunt und wandelbar,
ſtellt's eines Erdteils Schickſalsſtunde dar.
Die Gaukelbühne heißt in dieſem Fall
Europa! Doch des Spieles Widerhall
verbreitet ſich auf beiden Hemiſphären.
Man ſoll dich, altes Fußgeſtelle, ehren.
(Er ſtampft mit dem Fuße auf die Bühne)
Denn was du ohne Einſturz ſchon erduldet,
dafür bleibt dein Direktor dir verſchuldet.

Aus dem Vorhang tritt Philiſtiades, ein ſchlanker Jüngling, nur wenig bekleidet, mit den Flügeln des Hermes an den Ferſen und an der Kopfbedeckung. Er wirft einen großen Ruckſack vor die Füße des Direktors.

Philiſtiades

Da bin ich wieder, alter Sternengreis,
und harre, deines Herrſcherwinks gewärtig.
Du biſt noch immer altersſteif und bärtig
ſchneeigten Scheitels, jahrmillionenweiß.
Du willſt bei tragiſcher Helden Todesröcheln,
was gilts? ich rate recht! in Wut und Streit
einmal, nach langer, langer Faſtenzeit,
dein leis ſardoniſch Kinderlächeln lächeln.

Ein Wink von dir: gleich öffn' ich meinen Ranzen
und laſſe alle deine Puppen tanzen.

Der Direktor

Mein Philiſtiades, erſt ſieh dich um!
da unten ſitzt ein Rieſenpublikum:
nicht mir, ihm, das in andachtsvollem Schweigen
neugierig harrt, magſt du die Puppen zeigen.
Sag ihm, mein Beſter, wie wir uns das Leben,
mit welchen Kräften, abzuſpiegeln ſtreben.
Verſchweig auch nichts, mein immer muntrer Sohn
von unſerer Organiſation,
auch daß wir uns an Zeit und Ort nichts kehren
und uns um Ariſtoteles nicht ſcheren:
Luft, Waſſer, Erde, alles iſt uns gleich.
Die Truppe iſt zu Haus in jedem Reich,
ſogar daheim noch über den drei Reichen:
des iſt der Stab in meiner Hand das Zeichen.

Philiſtiades

(Nach Bedarf Requiſiten und Puppen aus dem Ranzen ziehend und vorweiſend)

Unſer Theater kann groß und klein,
wie du's anſiehſt, ſo kann es ſein.
Hier zum Beiſpiel, handgroß, ein Ball:

er bedeutet die Erde, kreiſend im All!
Ihr habt ihn geſehen. Ich leg ihn beiſeite.
Gleich dehnt ſich die Erde ins Breite und Weite,
und ihr vernehmet der Sintflutgewäſſer
Brauſen und Rauſchen ſchon lauter und beſſer,
weitet den Blick von des Meeres Küſten
über fruchtbare Länder, Gebirge und Wüſten.
Deutlich erſcheinen die fünf Erdteile,
alsdann, Quadratmeile um Quadratmeile,
die großen Ströme, die großen Städte
die Häuſer, die Straßen, die Kabinette,
und wir erblicken das kleine Inſekt,
das in Häuſern und Kabinetten ſteckt.
Doch nein, es handelt ſich nicht um Ameiſen.
Laßt uns den Herrn der Erde preiſen.
Er nennt ſich den kleinen Gott der Welt
und mag ſich nennen, wie's ihm gefällt.
In nächſter Nähe wächſt er zum Rieſen:
man kann es zum Beiſpiel ſehen, an dieſen: —

(Er weiſt einige Püppchen vor)

Ihr lacht! Euch wird das Lachen vergehn,
bekommt ihr erſt ihre Taten zu ſehn.
Sie erſcheinen ſteif, doch ſie ſind beweglich
und ganz unſäglich unverträglich.

Ihr werdet euren Augen nicht trauen,
wie ſie einander erſchießen, erſtechen und über die Köpfe hauen —
ſich würgen, morden und maſſakrieren!
Es iſt manchmal um die Geduld zu verlieren.
Tatſächlich beruht das heutige Stück
Auf Blutbädern und Schlachtenmuſik,
grauſigen Simmelſammelſurien.
Dieſe Puppen hier ſind die nötigen Furien.
Auch haben wir hier die Donnermaſchine:
nun Donner und Blitz gehören zur Bühne!
Hier wären einige Götter und Genien:
zwar behelfen wir uns mit wenigen,
doch einige ihrer gebrauchen wir,
denn unſer Mimus ſpielt im Empire.
Zufällig greife ich aus der Fülle
ſoeben die delphiſche Sibylle,
Talleyrand, den Turnvater Jahn,
deutſche und engliſche Generäle,
einen Koſaken-Hetman, franzöſiſche Marſchälle.
Auge um Auge, Zahn um Zahn
iſt diesmal die allgemeine Parole,
und begegnen ſich ihrer zwei,
ſo traktieren ſie ſich mit Pulver und Blei
und kareſſieren einander mit der Piſtole.

Hier gibt es Muſiker, Philoſophen, Dichter,
geruhſame Bürger und Straßengelichter:
Puppen, genau nach dem Leben geſchnitzt,
jedwede blutet, wenn man ſie ritzt.

Der Direktor

Halt! nicht allzu übereilig.
Überſtürzungen ſind nicht kurzweilig.
Reich mir die Püppchen, einzeln, in Ruh,
und auch natürlich den Draht dazu.
Nehmen wir gleich mal dieſen Unband.
Dieſer Unband iſt Nelſon genannt.
Er iſt ein Schauſpieler für Partien,
die ſich auf offenem Meere vollziehen.
Solche Mitglieder haben wir nicht gar viele.
Er iſt ein Kerl im erhabenſten Stile.
Wir heißen ihn ſcherzhaft den Admiral.
Er ſtammt von da drüben überm Kanal.
Ein andres Püppchen: etwa das.
Wir nennen es ſchlechtweg den Marſchall Vorwärts.
Dieſe Puppe hat Kopf, Hand und Herz.
Iſt manchmal ein bißchen Bramarbas.
Aber man ſoll einem Haudegen
die Zunge nicht an die Strippe legen.
Eine Feuernatur! Ein brillanter Akteur.

Wißt ihr noch einen ſolchen, ſo bringt ihn her.
Nun kommt ein Artikel extra rar:
ein Preußenkönig, ein Kaiſer, ein Zar.
Doch ſind dieſe Püppchen höchſt diffizil.
Wir laſſen ſie lieber aus dem Spiel.
Bräche ſich eines von ihnen ein Bein,
meine Stellung würde erſchüttert ſein.
Hingegen iſt dieſes bedeutend robuſter,
ſozuſagen ein neueres Muſter.
Überhaupt dieſes Püppchen iſt phänomenal:
geheißen der kleine Kaporal!
Es iſt eigentlich einzig in ſeiner Art.
Ich ſchnitt es bei einer Südlandfahrt
aus dem Holze korſikaniſcher Steineichen.
Es trägt mein eigenes Künſtlerzeichen.
Es ſollte eigentlich etwas werden,
dergleichen noch nie geweſen auf Erden.
Aber ein alter, entlaſſner Theatermeiſter,
Pedro Carbonaro heißt er,
hat mir den Mechanismus verſtellt,
und ſo blieb es ein problematiſcher Held.
Es kam nach Marſeille und von da nach Paris,
wo ich dieſes Püppchen hauptſächlich tanzen ließ.
Und es tanzte ſo proper und ſo flink,
daß bald ganz Frankreich im Kreiſe ging.

Ja, ganz Europa geriet ins Tanzen.
Ihr erfahrt es ſogleich im großen und ganzen.
Es wackelten Zöpfe, Köpfe und Grenzpfähle,
Kirchtürme, Schilderhäuschen und Thronſäle.
Durcheinander purzelten Thrönchen und Krönchen
und allerlei hohe und niedre Perſönchen.
Nun aber war er kein bloßer Scharwenzer,
ſondern vielmehr ein Schwerttänzer.
Aber ſpäter tanzte er ſelbſt nicht mehr.
Er ſandte Schwerttänzer vor ſich her.
Die Welt vergißt dieſen Mimen nicht mehr.
Er mimte den großen Alexander
oder den großen Julius Cäſar,
nicht mehr wiſſend, ob er ein andrer war.
Seine Rollen kamen ihm durcheinander:
bald römiſcher Konſul, bald Karl der Große,
jetzt Attila, jetzt Hannibal:
er war dies und das, er war überall
Er liebte die imperatoriſche Poſe
Vor ſeiner Geſellſchaft zog ein Tambour,
der Trommler Mors! eine wilde Figur.
Er rührte zu dumpfem Wirbel die Schlägel
und alles folgte mit Kind und Kegel.
Sie liefen vom Morgen bis in die Nacht,
dann wurden ſie alle zur Ruhe gebracht.

Ihr ſeht aus allem, daß mein Artiſt
nicht von gewöhnlichem Schlage iſt.
Ich gab ihm Freiheit, zwanzig Jahr
zu ertränken das Erdreich in Blut und Gloire.
Er reiſte mit ſeiner eigenen Truppe.
Er war eine koloſſale Puppe.
Jede Bühne ward ihm zuletzt zu enge.
Er brachte die ganze Welt ins Gedränge.
Und ſchließlich kam ich ſelbſt in Gefahr,
obgleich ich doch ſein Direktor war.
Da ſetzte ich ihn auf die ſchwarze Liſte
und warf ihn zurück in die Puppenkiſte.
Es tat mir leid, doch es mußte geſchehn,
ſollte die Firma nicht untergehn.
Er hat ſich nun wacker ausgeruht.
Mag er heute getroſt wieder auftreten!
Tut er aber wieder nicht gut
und will, wie ein Strom, aus den Ufern treten,
ſo fliegt er, diesmal zu ewigem Raſten,
abermals in den Requiſitenkaſten.

Der Direktor hat einige Puppen, zuletzt die Napoleon Bonaparte darſtellende, vorgewieſen. Er gibt ſie jetzt an Philiſtiades zurück.

Philiſtiades

So iſt's. Er übertreibt mit keinem Wort.
Wen er nicht mag, den wirft er fort. —

Signor Balſamo, Graf Caglioſtro genannt,
iſt gegen ihn nur ein Dilettant! —
Groß-Cophta aller Logen und Orden,
verſteht er das Erſchaffen und Morden.
Er beſitzt die weiße und ſchwarze Magie
und eine allwiſſende Philoſophie.

Der Direktor

Genug, und ſchreiten wir nun zur Tat.
Ich hoffe das Spielzeug iſt parat.
Unſre Bühne iſt dieſes Gerüſt, nicht mehr!
Wir mimen ſozuſagen plein air.
Wir beginnen auf deutſche Weiſe myſtiſch
und enden quasi klaſſiziſtiſch.
„Hic Rhodus, hic salta“ heißt unſer Spruch.
Wir ſpielen ohne Kuliſſen und Buch.

Unſichtbar geſpielte Muſik.

Vorhänge ſind unſre einzige Liſt.
Ein geheiligter Trick, man muß ihn leiden:
Gott ſelber könnte ihn nicht vermeiden,
ſolange die Schöpfung iſt, wie ſie iſt.
Doch ihr werdet euch wundern, was wir leiſten:
ſucht eine Geſellſchaft weit und breit
von Seßhaften oder Weitgereiſten,

die unſerer ein Paroli beut.
Allein ſchon dieſe Muſik, dieſer Ton!
Schon hat man die ganze Revolution.
Der Kantor Bach in allen Ehren,
unſer Ariel ſoll ſich nicht minder bewähren.
Schon wittert man Jakobinermützen,
Straßenrevolten und Blutpfützen.
Man ſieht förmlich die raſende Carmagnole
und die gezückte Räuberpiſtole.
Hier waltet die allerbeſte Regie
und eine Danteſche Phantaſie.
Da iſt Habebald und Eilebeute!
Da ſind ſie! Da kommen ſchon unſere Leute.

Raſender Pariſer Pöbel der Revolutionszeit dringt in die Orcheſtra und von da zum Standort des Direktors und zu Philiſtiades.

Die Weiber

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

Der Direktor

(heftig)

Ihr kommt zu früh. Noch iſt's nicht Zeit.
Hinaus! Euer Stichwort iſt nicht gefallen!

Erſter Jakobiner

Schubiak! man wird dich niederknallen!

Der Direktor

Ich bin der Direktor!

Zweiter Jakobiner

Wer biſt Du?

Erſtes Weib

Wer?

Dritter Jakobiner

Hinaus! den Lehrling hinterher!
Infamer Drahtzieher! Menſchenſchinder!
Freiheit! Freiheit! Wir ſind ihre Kinder!
Der Teufel hol's! Wir ſind nicht Akteure!
Man kennt uns: wir ſind Septembriſeure!
Sengt, brennt, ſteckt das Theater in Brand!
Blut! Blut! nicht Pappe und Leinewand.

Man hat den Direktor und Philiſtiades hinter die Gardine geſtoßen. In der Orcheſtra entwickelt ſich mittlerweile ein Pariſer Straßenbild aus der Revolutionszeit. Der Pöbel tanzt die Carmagnole. Abgeſchlagene Köpfe werden auf Spießen umhergetragen. Von der erſten Bühne herab ſucht ſich der erſte Jakobiner Gehör zu verſchaffen. Es gelingt ihm nicht. Da erſcheint der Trommler Mors (der Tod als Tambour), tritt vor bis an den Bühnenrand und ſchlägt einen langen Wirbel. Darauf wird es ſtill.

Erſter Jakobiner

Heran! hier hätten wir Fuß gefaßt.
Hölle und Satan! Hier wird nicht geſpaßt.
Gütergemeinſchaft! Menſchenrechte!
Es gibt keine Herren! Wir ſind keine Knechte!
Volk, du biſt allein das Allmächtige!
Du biſt größer als Gott; du biſt ſelbſt der Gott!
außer dir kein rächender Zebaot.
Freſſe die Peſt alle Volksverächter!

Vierter Jakobiner

(ſtreckt blutbeſpritzte Arme in die Luft.)

Wer bin ich? Ich bin ein Septemberſchlächter.
Einſt bourboniſcher Kuchenbäcker,
jetzt ein Ariſtokraten-Abdecker.
Ich verſtehe mein Handwerk, habe das meine getan.

Er zeigt einen Dolch.

Dahier iſt mein Fangzahn,
damit hab' ich redlich gebiſſen,

Kaldaunen aus den Wänſten geriſſen.
Ich verdiene den Dank der Nation:
es lebe die Revolution!
Die Freiheit geriet in Bedrängniſſe,
da ſäuberten wir die Gefängniſſe
von der infamen Verſchwörerbrut.
Wir wateten in Verräterblut.
Offiziere, Prieſter und Ziviliſten,
Palaſt-Schmarutzer und Schweizer-Gardiſten,
wir ſtachen ſie ab, wie das Nutzvieh.
Mord dampfte die ganze Conciergerie.
Aber wir hatten auch unſeren Spaß.
Wer arbeitet verdient ſeinen Fraß.
Die Fürſtin Lamballe war ein guter Biſſen,
wir haben ſie buchſtäblich in Stücke zerriſſen.
Das aber kam erſt ganz zuletzt.
Erſt haben wir ihr gehörig zugeſetzt.
Sie hatte ja alle ſieben Sachen.
Das Gefängnis la Force hat gewackelt vor Lachen.

Erſter Jakobiner

Auch ich bin ein Septembriſeur.
Es lebe der Schrecken! Terreur! Terreur!
Ich griff in Leiber wie in Taſchen,
lebendig das zuckende Herz zu erhaſchen,

ich hielt's in der Fauſt wie eine Maus,
und biß hinein und ſchlürfte es aus.
Volk, ſo mußt du freſſen und ſaufen,
das iſt das wahre Sakrament,
das weder Kirche noch Pfaffen kennt.
Mit ſolcher Taufe mußt du dich taufen.
Vergeltung, Vergeltung an deinen Schindern!
Der Freiheit Sieg und all ihren Kindern!

Der Vorhang öffnet ſich. Man erblickt die Guillotine und Samſon, den Henker der Schreckenszeit, daneben, der ein abgeſchlagenes Haupt hochhält. Der Trommler Mors ſchlägt einen dumpfen Wirbel.

Die Volksmenge

(brüllt)

Das Veto! das Veto! hoch Louis Capet!

Erſte Stimme

Seht, das Veto macht eine Pfütze!

Zweite Stimme

Wo hat er die Jakobinermütze?

Dritte Stimme

He Samſon! Samſon! tut das weh?

Die Volksmenge

Vive la terreur! Der Tyrannenmord!

Der Vorhang bedeckt ſchnell wiederum die ganze Szene und zugleich den Straßenpöbel, der ſich auf der erſten Bühne befunden hat. Die Orcheſtra liegt jetzt im Dunkel und ſchweigend da. Allein ſichtbar iſt Philiſtiades vor dem Sternenvorhang.

Philiſtiades

Dies geſchah zu Paris, Place de la Concorde,
am dreiundzwanzigſten Januar
im ſiebzehnhundertunddreiundneunzigſten Jahr
nach Jeſu Chriſti Kreuzesnot.
Auch dieſer Tod war ein Märtyrertod.
Hier fiel ein Opfer der fiebernden Zeit
und gewann unter'm Fallbeil die Freiheit.
Der König ward zum Untertan
und wiederum zum König dann,
als er mit feſtem Heldentritt
zum Tode ſchritt, den Tod erlitt.

Kurz möcht' ich nur noch ſo viel ſagen:
der Rauswurf hat uns nichts verſchlagen,
mir nicht und nicht dem alten Herrn.

Ihr mögt euch des verſichert halten,
es bleibt in unſerm Haus beim alten,

jedwede Änderung liegt uns fern.
Ein bißchen rohe Ungebühr,
was tut das? die ertragen wir.
Ein jeder kehrt zuletzt im Stück
auf ſeinen rechten Platz zurück.
Wir haben das ſchon oft erlebt.
Der Geiſt, der über allem ſchwebt,
bleibt dennoch hinter allem mächtig,
und der Direktor, wohlbedächtig,
ſitzt lächelnd hinter ſeiner Wand
und hält die Fäden in der Hand.

Der Vorhang öffnet ſich, man erblickt im myſtiſchen Lichte die Pythia, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt, den Prophetenſtab in der Hand.

Die Pythia

Europa, du, dem Chriſtengotte untertan!
du, ſeit der Griechengötter Flucht mit Nacht bedeckt,
in deines Schickſals Abgrund blick' ich tief hinein
und fernehin vorſehend deiner Zukunft Weg.
Du zuckteſt oft und zuckſt auch jetzt in Blut
und Schmerzen auf, gleich einer Kreißenden,
denn immer iſt das Kind noch nicht geboren, das
du ſeit zweitauſend Jahren ſchon geboren wähnſt.

Europa, du noch immer Schwangre mit der Frucht
des Zeus, der dich in Stiergeſtalt trug durch das Meer,
du Heimatloſe, die gleich Jo umhergepeitſcht
als Kuh, von Herens Rache, nicht zur Ruhe kommt.
Wutſchäumend, blöd und ſinnlos brüllend, raſeſt du,
in eine Wolke ſchwarzer Bremſen eingehüllt,
die giftige Stacheln in dich ſenken, Tag und Nacht
in unermüdet gieriger Arbeit, dicht wie Staub.
Und wenn du einmal todesmatt und ſchweißbedeckt
zuſammenbrichſt, der fürchterlichen Quäler nicht
mehr achtend, und vor Müdigkeit nicht mehr den Sporn,
den tauſendfachen, den millionenfachen nicht
mehr fühlend: kommt entgegen dir ein junger Gott
im Traum, im halben kurzen Schlummer deiner Pein.
Und immer wähnſt du dann, auf kurze Zeit getäuſcht,
die grauenvolle Prüfungszeit ſei endlich aus.
Noch immer biſt du nicht entbunden, und die Laſt
des ungebornen Gottesſohnes trägſt du noch.
Noch nicht geboren iſt Europens Friedensfürſt,
nicht der Erlöſer, ob man viele Tempel auch
ihm ſchon geweiht: wer anderes ſagt, ſpricht lügenhaft,
Denn wäre dieſer Sohn des höchſten Gottes dort,
wo ſie ihm huldigen: Wie hätte Krampf und ſtille Wut
und Krankheit weiter ſo der Mutter Leib verſehrt
und die Schmerzbrüllende durch Stein und Dorn gehetzt.

Nein, dieſer Friedensfürſt, dem ſie Lob ſingen, er
hat immer nur des Krieges wilden Brand entfacht.
Und ſeine Diener ſannen ſolche Martern aus,
wie ſie kein Teufel je erdacht in Fleiſch und Blut!
Das graue Altertum kennt ſolche Qualen nicht.

Allein ich ſehe dämmern fern des Friedens Tag,
ſo ſehr die giftige Peſtilenz auch heute noch,
und finſtrer Wahnſinn, toben in Europens Blut.

Mehr und mehr, während die Seherin geſprochen hat, iſt Bewegung in die Orcheſtra gekommen. Bei zunehmendem Licht entſteht in der Menge ein Summen, ein Murmeln, vielſtimmiges Reden, zuletzt ein Brauſen, aus dem ſich ein allgemeiner Ruf erhebt. Unter den Klängen der Marſeillaiſe werden abgeſchlagene Köpfe auf den Spießen umhergetragen. Voran ſchreitet der Trommler Mors.

Die Menge

Vive la liberté! vive la république!

Erſter Jakobiner

Das iſt der Freiheit Hochzeitsmuſik!
Das getretene Volk und die Freiheit,
die feiern ihre Bluthochzeit.
Da, auf den Stangen, das ſind die Brautzeugen!

Seht, wie ſich die ſtolzen Köpfe beugen,
Es ſind vornehme Huren, Fürſten, Herr'n,
hoch aufgeſpießt, doch liegt ihnen Hochmut fern.

Erſtes Weib

(ſchreit zur Seherin hinauf)

He, Vogelſcheuche, was machſt du dort?
du ſtehſt uns zu hoch! troll dich! pack dich fort!

Zweites Weib

Deine alberne Fratze zerkratzt ich dir gerne!

Stimmen

An die Laterne! an die Laterne!

Erſtes Weib

Herunter mit ihr! Sie muß vor die Ausſchüſſe.
Sie iſt verdächtig! Nieder mit ihr!
eine Ariſtokratin! ein Vampyr!

Stimmen

Unter die Spieße, unter die Spieße!

Die Seherin

Legt eure Hand nicht an die heilige Seherin,
die Loxias begeiſtert, dem nichts dunkel iſt.

Ihr gärt in Blindheit, ſo wie Froſchlaich gärt im Teich.
Ich aber ſehe! ſehe euch und was euch frommt!
Freiheit? im Grabe! Gleichheit? — unten in der Gruft,
und Brüderlichkeit? — mit den Würmern der Verweſung!
die
nach euren häßlichen Kadavern lüſtern ſind.
Ihr ſeid nur Dung im Acker dieſer ſchweren Zeit.

Ein zwölfjähriger, ſchöner Knabe ſpringt aus dem Vorhang auf die erſte Bühne und beginnt dort in vollkommener Harmloſigkeit mit einem Kreiſel zu ſpielen, den er mit einer kleinen Peitſche treibt.

Die Pythia

Blickt her! Kennt ihr den Knaben? Nein ihr kennt ihn nicht! —
der luſtig ſeinen Kreiſel treibt mit Peitſchenſchlag?
Kennt ihr den Kreiſel, den er treibt? Ihr kennt ihn nicht:
Er iſt aus eurem blutigen Staub gebacken und er heißt:
die Welt! Die Welt von morgen, nicht die Welt von heut.

Der Pöbel ſteigt erheitert und neugierig die Stufen zur erſten Bühne hinan: Schließlich bricht er in Lachen aus.

Stimmen

Kommt, ſeht den Buben! ſeht den Bengel!
Ein echter Franzoſe! ſchön wie ein Engel!

Der Knabe

Ah bah, ich bin kein Franzoſ'! bin von Korſika!
Frankreich iſt meine Stiefmama.

Ein Weib

Ein verteufelter Balg, eine mutige Kröte.

Ein Septembriſeur

Was würdeſt du ſagen, wenn ich dich töte?

Der Knabe

Das ſähe dir klotzigem Rüpel gleich,
du biſt ſo mutig wie Frankreich
und ſo verlogen noch obendrein.
Ich bin ein Korſe, du biſt ein Schwein.

Brüllendes Gelächter der Menge.

Stimmen

Er hat es ihm ganz gehörig gegeben.

Der Septembriſeur

Er hat Mut! er hat Mut! Ich ſchenk ihm das Leben.
Warum aber nennſt du la France verlogen und feig?

Der Knabe

La France iſt ein träger, moraſtiger Teich!
wir Korſen ſind nur ein Fußbreit Land,

Knechtſchaft indes iſt nicht unſere Sache.
Ihr warſt in unſre Hütten den Brand,
aber wir haben die Blutrache.
Ihr ſetzet den Fuß auf unſeren Nacken,
ich werde euch bei der Gurgel packen,
ich werde euch bändigen und dreſſieren,
ihr ſollt mir in jeder Gangart parieren!
Blut ſollt ihr ſaufen nach Herzensluſt:
aber ich zapfe es euch aus der Bruſt!

Die Menge

(bricht aus)

L'Empereur! L'Empereur! Vive l'Empereur!

Stimmen

Der Junge verſteht den wahren Ton!
er iſt der Vollſtrecker der Revolution.
Hebt ihn hoch! Setzt ihn auf den Thron!

Der Knabe wird im Triumph mit „Vive l'Empereur!“ durch die Orcheſtra fortgetragen, über die ſich Dunkel legt. Vor dem nun wieder geſchloſſenen erſten Vorhang ſteht, allein beleuchtet, Philiſtiades.

Philiſtiades

Ihr ſeid verdutzt! dies macht euch ſtutzig.
Der ganze Vorfall iſt wirklich putzig.

Es iſt eine Art Genieblitz,
ſozuſagen ein weltgeſchichtlicher Witz.
Da war ein Knabe. Da war die Krapüle:
Sie hebt ihn als Kaiſer aus dem Gewühle.
Ein Faſtnachtshohn aus der Hefe der Goſſe,
ſo ſteht ſie da, dieſe Kaiſerpoſſe.
Ihr wißt ja, welches Prinzip ſie verhöhnt.
Sie hätten ebenſo gern Hund oder Katze gekrönt.
Aber dieſer Hohn war ſehr gefährlich.
Sie malten den Teufel an die Wand
und nachher kam er wirklich ins Land.
Da wurde er ihnen höchſt beſchwerlich.
Denn dieſer Junge war eben kein Vieh,
ſondern ein wirkliches Herrſchergenie.
Sie werden es merken hinterher
an den Kartätſchen des Vendémiaire.
Die werden ihnen die Köpfe abreißen
und ihnen des Knaben Sendung beweiſen.
Indem ich hier rede, ſchon fiel die Entſcheidung,
geſchah die kaiſerliche Einkleidung.
Schon ſalbt ihn der Papſt, zum eignen Verdruß,
mit dem Fläſchchen des heiligen Remigius.
Aber es kann ihm nichts helfen: er muß.
Da dieſer Knabe nicht zu ihm kam,
kam er ſelbſt nach Paris in die Notre Dame.

So wurde der lorbeergekrönte Diktator
in aller Form zum Imperator.
Karl der Große zu Aachen in der Krypte
mußte die Reichsinſignien herleihen,
mit ihnen den neuen Bruder weihen.
Er ſandt' ihm ſogar ſein Frankenſchwert
und hat ihn auch ſonſt geehrt und belehrt.
Da ergriff der neue Kaiſer der Franken
den alten fränkiſchen Reichsgedanken:
ein Gedanke umfaſſend und weit umgreifend,
doch leider das Unmögliche ſtreifend.
Jetzt aber zieh ich mich beſſer zurück.
Es beginnt eine neue Phaſe im Stück.

Die Orcheſtra, die wiederum hell geworden iſt, zeigt ein neues Bild. Der Pariſer Pöbel iſt verſchwunden. Statt ſeiner iſt ein Karnevalszug eingedrungen. Schalksnarren ziehen einen Wagen, auf dem ein rieſiger Faſtnachtspopanz thront: eine mit Stroh geſtopfte, lächerlich koſtümierte Puppe, die den Kaiſer des römiſchen Reichs deutſcher Nation im vollen Ornat, mit Zepter und Reichsapfel darſtellen ſoll. An der Spitze des Wagens hockt ein rieſiger, arg zerzauſter Adler, deſſen einer Ständer mit Ring und Kette gefeſſelt iſt. Um den Wagen her bewegt ſich ein Schwarm lärmender Masken: ſolche mit Kronen, ſolche mit Biſchofsmützen, ſolche mit Barett, Talar, rieſigen Tintenfäſſern und Gänſefedern. Eine Gruppe für ſich bildet eine Schar in Vogelmasken. Dem Zuge voran ſchreitet ein Herold, der das Symbol kaiſerlich-richterlicher Gewalt, das

„weltliche Schwert", auf einem Kiſſen trägt. Hinter dem Wagen ſchreiten die Inhaber der Erbämter, Truchſeß, Mundſchenk uſw. Neben dem Popanz auf dem Wagen ſteht ein eisgrauer Ritter.

Der Ritter

Packt euch! Beſchreit nit früh und ſpät
ſeine kaiſerlich-römiſche Majeſtät,
ſonſt nehm ich eurer ein Dutzend beim Wickel,
ihr Lärmer! und tue euch ab, wie Karnickel.

Der Schwarm antwortet mit Hohngelächter.

Erſte Kronenmaske

Das kennen wir ſchon, Ritter Knickebein.
Wer fürchtet ſich vor dem Holzſchwertlein!

Zweite Kronenmaske

Niemand! Doch kann er's nit einmal bewegen,
denn dazu müßt er ſich ſelbſt erſt regen.
Der Palatin iſt aber ſtockſteif.
Seine ganze Kunſt, ein bißchen Gekeif.

Der Ritter

Nit ſo vorlaut, mein alter Kronenſohn.
Hier ſitzt der Beherrſcher des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation.
Was haben Euch ſeine Gnaden geton?

Erſte Vogelmaske

Wir treiben ein bißchen Faſtnachtspoſſen
mit dem Geſpenſte Karls des Großen.
Lobſinget und preiſet den alten Fetzen,
an dem ſich Motten und Schaben ergötzen,
bevor wir ihn ins Muſeum ſetzen.

Der Ritter

Bricht man euch nit die Flügel, ſo fliegt ihr!
macht ihr die Schnäbel auf, ſo lügt ihr!
Dies iſt eine Krone, keine Schellenkappe!
Hier, Zepter und Schwert ſind auch nit von Pappe.
Wenn der Kaiſer ſich regt, ſo erbeben die Lande,
von der deutſchen See bis zum Mittelmeer:
ſein Wille herrſcht und keiner mehr,
und iſt Geſetz von Strand zu Strande.
Leugnet ihr ihn, ihr leugnet zugleich
das blühende, heilige, römiſche Reich.

Er ſtößt mit dem Fuß nach dem Adler, der in ſonderbarer Weiſe etwas aus dem Halſe würgt.

Sitz ſtille, du lauſiger Geſelle!

Einige Masken

(durcheinander)

Was tut er?

Erſte Vogelmaske

Ihn ekelt's, er bricht Gewölle!

Zweite Vogelmaske

Was er ſpeit, iſt Blut und Galle.

Alle

(außer den Vogelmasken, durcheinander)

Am beſten iſt's, wir machen ihn alle.

Der Adler wird von dem Ritter getreten, von Juriſten mit Tinte beſpritzt, von den Kronenmasken werden ihm Schwung- und Schwanzfedern ausgeriſſen. Die Narren ſchlagen ihn mit der Pritſche. Die Biſchofsmützen ſtoßen ihn mit Hirtenſtäben und ſengen ihn mit Lichtern. Er hüpft ſehr kläglich hin und her. Die Vögel brechen in ein Jammergekreiſch aus.

Der Adler

Verrat, Verrat! Verfluchte Tat!
Ich ward zum Hohn und Spott im Staat.
Man will mich hinkend und verſengt,
von Pfaffenwänſten arg bedrängt,
gerupft von Fürſten und Juriſten,
als Suppenfleiſch für Reichskanzliſten!
Und der dort ſitzt, ein Faſtnachtswiſch,

kraftlos und kindiſch,
kann mich weder ſchützen noch heilen,
noch mir die alte, freie Flugkraft mitteilen.
Schlimm entrann ich dem römiſchen Käfig,
aber die goldne Freiheit preis ich
trotz der ſchrecklichen Jahre, der dreißig!
Find ich ihn einmal oder träf' ich, –
denn ich bin doch der Vogel Phönix, –
den Dämon, an dem ich faſt verendet,
zerriß ich ihn mit den Fängen des Himmelskönigs.
Bis Gott mir den Befreier ſendet,
wird man zertreten das deutſche Mark!
Doch tretet's zu Quark, es bleibt doch ſtark.
Mein Leiden und meine Not ſind erblich,
trotzdem bleib ich ein Adler und unſterblich.

Vorn, gegenüber, wird eine geſchloſſene Sänfte herangetragen. Träger und Begleiter in Koſtümen der friderizianiſchen Zeit. Als der kleine Zug den Maskenzug erreicht hat, öffnet ſich die Tür der Sänfte, der alte Fritz ſteigt heraus und befreit, mit dem Krückſtock dreinſchlagend, den Adler von ſeinen Peinigern

Friedrich

Parbleu, Messieurs! Parbleu, Messieurs!
Treiben ihr immer noch ſolche Kareſſen?
Jck hatten in die Champs Elysées

die deutſche Misère beinahe vergeſſen.
Cet Aigle, hier auf dem römiſchen Karneval?
quelle infamie! quel grand scandale!
Dieſe Sachen werden mich bald zu bunt!
abt ihr noch immer keine neue Schmalkaldiſche Bund?
Als Leibwache pour cet oiseau céleste?
Laßt ihn in Ruhe, Hölle und Peſt!

Die Quäler ſind zurückgetreten. Der König ſteigt wieder in ſeine Sänfte. Alle Vogelmasken umgeben ſie mit lautem Geſchrei.

Chor der Vögel

(Geſang)

Vivat hoch der große König.
Geh nicht von uns, bleibe bei uns.
Und den deutſchen Aar befrei uns:
dieſen Notſchrei tauſendtönig
zu des Himmelsthrones Stufen,
wo du weileſt, hör uns rufen.

Der Geſang reißt ab. Der König ſteigt wieder aus der Sänfte und ſtampft mit dem Stock auf die Erde.

Friedrich

Niemand fängt von vorne an,
der das Seine ſchon getan,

Was nun kommt, iſt eure chose,
meiner Pflichten bin ich los.
Hab ich Deutſchland nicht gelehrt,
wie man ſtolz ſich ſelber ehrt?
Wie man ſeinen eignen Geiſt
aus dem Pflanzenſchlafe reißt?
wie man's macht, um unter Kutten
nicht zum Halbtier zu verbutten?
Wie man mit dem bloßen Schwert
den Gewiſſensknechtern wehrt?
Hätt' ich Deutſchland nicht geweckt,
wäre dieſer längſt verreckt!

Er berührt den Adler mit dem Krückſtock.

Und die römiſchen Prälaten
hätten ihn am Spieß gebraten.
Und ihr ſänget jetzt, auf Ehre,
ſtatt zu eures Königs Ruhm:
miserere! miserere! —
oder wäret kalt und ſtumm!

Der König verſchwindet in der Sänfte. Der Strohpopanz hebt ſeinen Arm und läßt ein gewaltiges Pergament aus der Hand fallen. Eine Juriſtenmaske nimmt es auf und tritt damit an den Schlag der Sänfte.

Der Juriſt

(in die Sänfte hineinſprechend)

Sire, ich bin der Doktor April.
Hört, was ich euch ſagen will.
Getroffen hat euch bereits der Bannſtrahl.
Doch der Herrſcher des römiſchen Karneval
tut euch hiermit auch noch in Acht,
weil euch der Bann nicht kirre gemacht.
Und zwar bis ihr euch anders reſolviert
und unſer Vergnügen nicht mehr geniert.

Der alte Fritz ſpringt abermals aus der Sänfte.

Friedrich

Monsieur, er haben auf Prügel Appetit.
Bon!

Er haut dem Juriſten eine Maulſchelle.

Da iſt mein pour le mérite!

(Indem er ſich umwendet und eine große Papierrolle aus der Sänfte nimmt)

Euch aber, Kindern von Adlergeblüt,
hiermit ein andres Pergamen für das deutſche Gemüt.

Stellt euch gefälligſt in Reih und Glied
und empfanget das deutſche Phönixlied.
Eigenhändig von mir verfaßt
während meiner elyſeeiſchen Raſt.

Er verſchwindet in die Sänfte und dieſe wird ſchnell fortgetragen. Die Vögel ſammeln ſich mit Geſchrei um das friderizianiſche Pergament und beginnen, ableſend, im Chor zu ſingen.

Die Vögel

Wahrlich jetzt kein Kind des Glücks,
nahſt du dich, gerupfter Aar,
doch dem Phönix-Hochaltar!
Wo ſich ſchon die Scheiter ſchichten,
deine Schande zu vernichten.
Pfaffen, Fürſten und ſo weiter
ſchleppen Schwefel, Pech und Scheiter,
rupfen dich von vorn und hinten,
wenig fehlt, dich gar zu ſchinden.
Niemand kann ſie alle nennen,
die dich ſtoßen, werfen, brennen.
Einſtens ſtark, unüberwindlich,
heute ſchwächlich, komiſch, kindlich.
Grenzenloſen Raums Bezwinger
ſchleppſt du Kett' und Kappe heute,
biſt ein Spaß für kleine Leute,

wirſt verhöhnt im Vogelzwinger.
Doch wie du auch hilflos hüpfſt,
Rieſenfederfächer lüpfſt,
kläglich ſchleifſt und erdgebunden,
bald biſt du genug geſchunden.
Wieder nach beſtandner Mauſer,
biſt du bald der Luftdurchbrauſer
und in machtgeſchwellten Zügen
wirſt du Raum und Zeit durchpflügen!
heute ruppig, nackt und räudig!
morgen ſonnenhoch und freudig.
Augen, ihr nahblinden Sterne:
ſeht, er bohrt ſie in die Ferne!
In den Weiten ſieht er's tagen,
hier mit Finſternis geſchlagen.

Der Zug ſetzt ſich, nach kurzem Verweilen, wieder in Bewegung. Plötzlich erſcheint der Trommler Mors vor dem Vorhang, am Rande der erſten Bühne. Maſkenlärm und Trommelwirbel gehen durcheinander. Da öffnen ſich die Vorhänge der erſten und zweiten Bühne, und man erblickt den Kaiſer Napoleon mit ſeinen Marſchällen, neben ihm Talleyrand. Der Kaiſer nimmt den Feldſtecher vom Auge.

Napoleon

Was lärmt denn dieſes Federvieh?

Talleyrand

Ich weiß nicht, was der Haufe ſchrie.

Napoleon

Panduren kenn ich und Koſaken.
Nie ſah ich ſolche Federjacken.
Es ſind nicht Juden, nicht Mosleminen,
nicht Mamelucken, noch Beduinen.
Was iſt's für ein Volk, wo brennen ihre Herdfeuer?
ich weiß nicht, ſie ſcheinen mir nicht geheuer.

Talleyrand

Auch mir iſt dieſe Geſellſchaft ſuſpekt.
Ich wüßte nicht, wo ſie ſich nährt und heckt.
Ich halte ſie für Schwarmgeiſter.
Der am meiſten Gerupfte iſt ihr Meiſter,
Miteſſer, unberechtigte Körnerpicker,
ſozuſagen Luftromantiker.
Hier im Lande der Denker und Dichter
gibt es, ſo ſagt man, viel ſolches Gelichter,
Leute ohne Aar und Halm,
das Vogelhirn erfüllt mit Qualm,
Sonderbündler, Eigenbrödler,
Nichtstuer, Zeitvertrödler,
ſchwer zu faſſen, ganz unberechenbar:

ſie bilden die ideale Gefahr.
Mir ſchwant, wir werden die Großen beſiegen,
aber dann mit dieſen Kleinen zu tun kriegen.
Der Bürger und Bauer wird uns gehorchen,
aber nicht Sperlinge, Spechte und Storchen.
Könige, Pfaffenwänſte und Ziviliſten,
aber nicht dieſe Idealiſten.
Wie ſoll man es machen, ſie zu ſiſtieren?
Man kann ihrer einige rupfen und röſten,
deſſen werden ſie ſich getröſten.
Die übrigen, trotzend unſeren Verboten,
bleiben die alten Luſtpatrioten.
Sie werden ſchweifen, ſie werden lärmen
in Nord und Süd in großen Schwärmen.
Sie werden piepſen in Weſt und Oſten
die ideologiſche Litanei:
daß nur ein einiges Deutſchland ſei,
ohne Zollplackereien und Grenzpfoſten.

Napoleon

Der Gedanke iſt gut: nur kommt's darauf an
wer ihn hat und wer ihn durchführen kann.
Ich denke dazu bin ich der Mann.
Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
eine Art Grenzpfahl-Niederreißer,

nicht wie jene dort etwa nur Guanoſcheißer!
aber jedenfalls auch ein Flügelſpreiter,
ein Durch-Sonnenhöhe-Gleiter.
Allerdings dabei ein Praktiker
und vor allen Dingen ein Taktiker.

Talleyrand

Bemerken Eure Majeſtät jene Gruppe
mit der ſtrohernen Kaiſerpuppe,
auf dem Wagen, der durch die Menge ſchwimmt?

Napoleon

Ich bin nicht für Kaiſerfarcen geſtimmt.

Talleyrand

Schade! Man könnte ſonſt wirklich raten:
ſtürzt dieſen ſtrohernen Potentaten
und nehmt die Stelle des Götzen ein.
Dann würde der Karneval aus ſein,
und es könnte ſich manches daraus ergeben.

Napoleon

Die Sache iſt gar nicht ſo uneben.
Der Anblick des Strohmanns iſt nicht äſthetiſch,
aber er ſcheint ein heiliger Fetiſch.

Man kann ihn zu eigenen Zwecken herrichten,
oder aber man kann ihn vernichten.
Aberglaube und Knechtſinn unterwirft ihm die Maſſen.
So kriecht man denn in den Moloch hinein,
oder man muß ihn beim Schopfe faſſen
und die Maſſen von ihm befrein.
Die Ratloſen wird man leicht mit einigen Leithammeln
um beliebige, neue Götter ſammeln.

Talleyrand

Wohl, wohl, Majeſtät erfaſſen jetzt ganz
dieſen geheiligten Mummenſchanz.
Sie haben da einen ſtrohernen Gegner,
einen Cäſar von Stroh, das iſt der Witz,
nach den beiden von Fleiſch, denen von Auſterlitz.
Zwar iſt auch dieſer kein Überlegner,
aber man darf ihn nicht unterſchätzen
und muß ihn, wie jene, in aller Form matt ſetzen.
Noch dröhnt die Welt vom Ruhm der Drei-Kaiſer-Schlacht.
Gut, wenn der Bürger auch wieder lacht!
und da hätten wir, unerwartete Segnung,
nun plötzlich dieſe Zwei-Kaiſer-Begegnung.
Der Allerjüngſte, der Allerälteſte,
der Allervollkommenſte, der Allerentſtellteſte!

Napoleon

Ich befehle, man ſoll den Popanz ſteinigen.
Dann laßt Grenadiere den Schauplatz reinigen.

Die Strohpuppe wird geſteinigt und zerriſſen. Franzöſiſche Grenadiere treiben alles aus der Orcheſtra.

Napoleon

Da kommt mir übrigens eine Idee.
Das Kaiſergeſpenſt iſt ja glücklich zerſchlagen.
Divide imperabis! Man ſoll die Fetzen nicht forttragen,
beſonders ſorgfältig die Inſignien ſammeln, —
Reichsapfel, Zepter, tutti quanti! —
Der Karneval geht doch sempre avanti.
Warum ſoll das Gemüſ' nicht im Louvre bammeln?
Ich habe es dann für alle Fälle,
beſonders, wenn ich das Kapitol wiederherſtelle,
und meinem Titel das Wörtchen Auguſtus zugeſelle.
Bis dahin braucht's ein Stück Arbeit.
Wie ſagt der Weiſe: alles hat ſeine Zeit.
Ich verwandle Europa in ein Kriegslager,
dies irae: ich beuge ſie ſchon, die Karthager.
Dieſe anmaßlichen Krämer auf ihren Flibuſtier-Inſeln,
ſie ſollen mir noch um die Füße winſeln.
Ich ſäubere die Meere von dieſen Piraten,

dieſen peſtilenzialiſchen, angelſächſiſchen Seeratten!
und müßt ich bis über den Scheitel in Blut waten.
Sie kaufen mir Gegner mit ihren Geldſäcken,
ich werde ſie ſelbſt in die Säcke ſtecken
und werde ſie in den Kanal verſenken.
Dort können ſie über ihren Bankrott nachdenken –
meinethalben einige tauſend Jahr! –
wie geſtern zu Auſterlitz Kaiſer und Zar.

Mittlerweile hat ein diſtingiertes deutſches Straßenpublikum die Orcheſtra eingenommen. Nun ſchließt ſich der Vorhang der zweiten Bühne und verbirgt Napoleon und ſeine Generäle. Auf der erſten Bühne aber erſcheint Hegel, der deutſche Philoſoph.

Hegel

Ihr ſaht dieſen Mann: einerlei, wie er heißt!
Ich ſehe in ihm den Weltgeiſt.
In ihm iſt die Weltſeele inkarniert,
die Göttin Vernunft, die ſich manifeſtiert.
Ich darf es ſagen aus Überzeugung,
mit demütig-ſtolzer Nackenbeugung:
meine Geſchichtsphiloſophie
ward durch ihn zur Prophetie!
dort ſtand die verkörperte Staatsidee
und auch der Geiſt, der ſie geboren.

Der Turnvater Jahn ſteigt die Stufen zur erſten Bühne herauf.

Turnvater Jahn

Er hörte das Gras wachſen und den Klee!
Denn warum? Er hat lange Ohren.

Erſter Bürger

(ruft aus dem Publikum)

Halt er den Schnabel, grober Flegel!
Inſultier er nicht den Weltweiſen, den Hegel!
Wie er's doziert, ſo iſt's beſtellt.

Turnvater Jahn

Jawohl, er iſt ein Phraſenheld.

Erſter Bürger

Er aber ein rechter Grobian.

Turnvater Jahn

Das ſtimmt: ich bin der Turnvater Jahn.
Echt grobianiſch, echt teutoniſch.
Dies ſage ich keineswegs ironiſch.
Dieſen Mann da, mit ſeiner Ideenfabrik,
den freſſe ich zum Frühſtück.
Aber nur mit dem nötigen Schwarzbrot und Schinken
und nicht ohne gehörig Rheinwein zu trinken.
Wo lebt denn der Mann? Wahrſcheinlich in Regionen,

wo die ſeligen Geiſter wohnen,
ſonſt könnt' er die Ferſe, die Deutſchland zertreten
in dreitauſendteufelsnamen doch nicht anbeten.
Soll mich doch der Satan bewahren,
in dieſen Hegelſchen Himmel zu fahren.
Statt mit ſolchen Hegeln zu ſegeln,
halt ich es lieber mit den Vögeln.
Verſchreibe mich lieber mit Haut und Haar
dem gerupften, deutſchen Aar.
Und meinethalben ein wenig verfrüht,
ſing ich ſozuſagen das Phönixlied.

Ein Crypto-Nichtgentleman

Man kennt das Lied! Man kennt es ſchon!
Es richtet ſich gegen Altar und Thron.

Turnvater Jahn
(ruft zurück)

Nehmt ihm den Hut vom Kopfe weg,
da findet ihr einen kahlen Fleck.
Achtung, ſeine geheime Gilde
führt wider Deutſchland nichts Gutes im Schilde.

Der Crypto-Nichtgentleman

Aufgepaßt, jetzt wird gelogen!
ich wittre, ich wittre Demagogen.

Turnvater Jahn

Ach was, mich läßt er ungeſchoren!
Iſt uns doch ein Retter geboren.
Freilich, das Kindlein iſt noch klein.
Ganz Deutſchland muß ſeine Amme ſein.
Es iſt geheißen: der deutſche Gedanke.

Zweiter Bürger

Ein Baſtard, für den ich mich bedanke.

Turnvater Jahn

Wird das Kindlein zum Mann, der Gedanke zur Tat
dann haben wir den neudeutſchen Nationalſtaat

Dritter Bürger

Merci! Wir danken für den Salat.

Freiherr von Stein ſteigt ebenfalls die Stufen zur erſten Bühne herauf und ſtellt ſich neben Jahn.

Freiherr von Stein

Ja ein Salat, da habt ihr recht,
iſt heut das Land der deutſchen Stämme.
Der Nation bekommt er ſchlecht.
Beſonders die galliſchen Hahnenkämme.
Hole der Teufel die Herren Köche,

die uns zerhacken und zerreißen,
damit uns die Fremden beſſer zerbeißen,
die uns zermörſern in unſerer Schwäche.
Hole der Teufel die Lakaien,
die uns ſervieren den Freſſern, den zweien.
Sie können die größten Biſſen vertragen,
der galliſche und der ruſſiſche Magen.
Sie verdauen uns wie einen Sperling
oder wie der Engländer ſeinen Weltplumpudding.
Denkt euch doch Frankreich ſo frikaſſiert
und England ſo kreuz und quer tranchiert.
Eine ſchöne Statue ſo zerſchlagen,
daß jeder Steinklopfer ſein Stück kann davontragen.
Soll Deutſchland widerſtehen der Zeit,
braucht's außen und innen Unteilbarkeit.

Der Weltbürger

Solche Opinionen ſind nicht die meinen.
Ich wollte lieber undeutſch erſcheinen,
als daß ich das Diadem, das juwelengeſchmückte,
auf Germaniens blondem Scheitel auch nur verrückte.
Ich liebe das vielfarb reiche Geſtrahle.
Jeder Stein eine fürſtliche Kapitale
eine Sonne höfiſchen Glanzes
und mehr für ſich, als im Ganzen ein Ganzes.

Gneiſenau

Und ob das Werkſtück noch ſo köſtlich
und die Faſſade noch ſo feſtlich,
ohne Grundriß, ohne Statik
bleibt das Ganze Tataratatik.

Er legt ſeine Hand auf die Schulter des Freiherrn von Stein.

Hier ſteht unſer Reichsbaumeiſter,
Reichsfreiherr von Stein, ſo heißt er:
gebt ihm Vollmacht, gebt ihm Werkleute
und den Bau beginnt er heute.
Ja als Grund und Eckſtein
baut der Stein ſich ſelber ein.
Oh hätten wir doch von ſolchen Steinen
Mandeln und Schocke, nicht nur einen.
Wüßt ich den Steinbruch, den ich meine,
ich würde Steinklopfer, klopfte Steine.
Wie ſäheſt du, deutſches Reichshaus,
errichtet von ſolchen Steinen aus.
Du wäreſt feſt, geräumig und licht,
ein wirkliches Architekturgedicht,
helle Zimmer, feſtliche Säle:
ein geſunder, ſtarker, heiterer Leib, für die ſtarke,
heitere Volksſeele.

Dritter Bürger

Nehmt doch den Öſterreicher beim Kragen.
Was hat uns der Öſterreicher zu ſagen.

Turnvater Jahn

Die Wahrheit! Der echte deutſche Mann
fängt mit dem deutſchen Herzen an.
Das hängt in dir noch tot, wie Blei,
deshalb erhebſt du ein leeres Geſchrei.

Der Crypto-Nichtgentleman

Man kennt ihn, dieſen Einheitsbau.
Die Fürſten werden euch was nieſen –
den Reichsfreiherrn aus Naſſau
an einem Feſtungstor aufſpießen!
Dieſer famoſe Einheitsſtaat,
zu deutſch der Ketzerdominat,
er wird die Herrſcher hoch ergötzen:
ich höre ſie ſchon die Säbel wetzen.

Freiherr von Stein

So werden wir bauen mit Schwert und Kelle
wie jene von der Wölfin Geſäugten
und von dem Kriegsgott Mars Gezeugten!

Der Crypto-Nichtgentleman

Jawohl, wie der Teufel und ſein Geſelle.

Freiherr von Stein

Doch weshalb ſollten die Monarchien
mit uns nicht am gleichen Strange ziehen?
Weshalb ſollten ſie nicht für Deutſchland glühen?
Denn keiner hat einen ſo hohen Stand,
daß höher nicht ſtünde das Vaterland.
Liebt er es nicht mehr als ſein Leben,
ſo iſt er an Adel dem nicht gleich,
der bereit iſt, ſein Leben zu geben,
zu verſpritzen ſein Blut für das einige Reich.
Der Tagelöhner, der das getan,
iſt dann in Wahrheit der fürſtliche Mann.

Vierter Bürger

Haha! Schon iſt der Kerl erledigt
mit ſeiner Jakobinerpredigt.
Daß dich! Ihr Unruhſtifter und Aufrührer,
Ideologen und Volksverführer!

Zweiter Bürger

Ein Nationalſtaat? Wir können verzichten!
oder ſollen wir etwa die göttliche Weltordnung zugrunde richten?
Die unantaſtbare, die unanrührbare?
Wer's verſucht, iſt ein Schuft oder Narre.

Scharnhorſt

(iſt neben Stein und Jahn getreten)

Ob auch verachtet und verlacht,
hier wird der deutſche Gedanke gedacht.
In unſerer alchimiſtiſchen Küche
wird erſchaffen die deutſche Pſyche.
In unſren Gewölben gießt man ſchon
den Normalpatrioten deutſcher Nation,
der mindeſtens ſoviel Nationalehre beſitzt,
als ſie jedem braven Engländer oder Franzoſen im Auge [blitzt.
Ferner ſind wir drauf und dran,
den ſogenannten beſchränkten Untertan
zu ſchmelzen, zu läutern, umzugießen.
Wir wollen ihn ſehen auf feſten Füßen:
den Bürger, den Bauer, den Arbeitsmann.
Statt ſie zu drücken und zu knicken,
wollen wir ihnen vielmehr das Rückgrat grade rücken!
Statt ſie zu beugen und zu knechten,
wollen wir ſie machen zu Aufrechten.
Dann bin ich gewiß, daß es uns gelingt,
ihnen einzuhämmern den deutſchen Inſtinkt.
Wir haben dann einen Wald von Helden,
nicht von alten Weibern, mit Reſpekt zu vermelden.
Wir haben Krieger, wie Sand am Meer.

Eine unüberwindliche Landwehr.
Ungeprügelt, ungeſchubriegelt,
von einer geheiligten, furchtbaren Pflicht beflügelt,
wird keiner zögern, ſein koſtbares Leben
für deutſche Größe hinzugeben. —
Auch arbeiten unſre Schmiede ſchon
an einem neudeutſchen Volkskaiſerthron!
nur hätten wir gern für dieſen Sitz
vielleicht einen neuen Altenfritz:
der müde war, Sklaven zu gebieten.
Wir könnten ihm dann freie Männer anbieten.
Freilich fehlt noch der Mann der Zeit,
der Zwingherr zur Deutſchheit,
markig genug, Volk und Fürſten zu beugen
und ihnen die Gaſſe der Freiheit zu zeigen.

Erſter Bürger

Freiheit! Da hätten wir ja den Speck.
Das kennt man. Man kennt ſchon die Apotheke.
Ihr macht Pariſer Teufelsdreck:
am beſten man ſtellte euch vor die Muskete.
Sie gehören in Kerkerzellen.
Fehlt nur noch Schiller mit Wilhelm Tellen,
der meuchlings den Geßler erſcheußt

und obrigkeitliches Blut vergeußt.
Und daß man am Ende den Schurken preiſt.

Heinrich von Kleiſt faßt Fuß neben Stein, Jahn und Scharnhorſt.

H. v. Kleiſt

Wer mich auf Tellens Armbruſt weiſt,
der hat erkannt mein tiefſtes Sinnen,
mein heimlich-düſtres Gedankenſpinnen.
Ich bin der Dichter Heinrich von Kleiſt.
Des Tellen Tat, des Geßlers Tod,
wär wohl am Ende ein Ende der Not.
Von Geburt bin ich preußiſcher Kriegs-Ariſtokrat.
Unſer König iſt ein Kunktator, ich will die Tat.
Zwar ſchrieb ich ein Stück: die Hermannsſchlacht.
Das war eine Tat: aber nur gedacht.
Damit kann ich mich nicht begnügen.
Meine Schläfen glühn, meine Pulſe fliegen.
Ich liege in einem brennenden Bette.
Nachts wecken mich Stimmen: rette, rette!
Rette uns vor dem Weltenknechter,
dem unbarmherzigen Menſchenverächter.
Aber da iſt kein Widerſtand,
außer das Meſſer in meiner Hand.
Mein Tag würde anbrechen,
könnt ich den Korſen niederſtechen.

Erſter Bürger

Ins Karzer mit allen Narren und Schwärmern,
malkontenten, gefährlichen Lärmern!
Erſt Verſeſchmied, dann Attentäter!
Erſt Winsler und Dusler, dann Hochverräter!

Turnvater Jahn

Unſrethalben erſtickt in eurer Verblendung:
wir aber, wir ſchwören zu unſrer Sendung.

Jahn, Scharnhorſt, Stein, Gneiſenau und Kleiſt erheben die Hände zum Schwur.

Stimmen
(aus der Orcheſtra)

Ein Rütliſchwur, eine Schillerſche Poeſie!
Eine höchſt bedrohliche Phantaſie.

John Bull mit einem Geldſack tritt aus dem Vorhang und bis vorn an die Bühne, Jahn, Scharnhorſt, Stein, Gneiſenau und Kleiſt verlaſſen ſie.

John Bull

Ich ſagen, es ſind nicht genug Gold im Spiel.
Hier haben ich engliſche Pound, ſehr viel.
Sehr viel engliſche Pound haben ich mitgebracht,

weil ich mir haben bei mir gedacht,
daß engliſche Pound deutſchen Mut macht.
Engliſche Pound machen auch Zwietracht,
haben ich ſo bei mir gedacht.
Aber davon ein andres Mal.
Ich ſeh, euch plagen der kleine Korporal,
Pſt! ſtill! wir wollen nicht ſein zu laut,
daß er nicht merkt und uns hinterrücks in die Pfanne haut.
Well, wir müſſen dem Wüterich ſetzen ein Damm.
The Prussians ſind alter Heldenſtamm!
Ihr haben auch ſehr brave Monarken,
wie zum Beiſpiel Auguſt den Starken.
Sie haben ſchon in Ur-Ur-Zeiten
mit unſere engliſche Pound ſehr gut gearbeiten.
Ihr werden euch deswegen nicht kränken,
wir ſind Merchants, is gar keine Rede von ſchenken.
Aber the Englishman, wir ſind Koloniſatoren.
Ihr ſaßt in der Sandbüchſe arm und verfroren.
Die Kreaturen vom Louvre ſprechen noch heute
von eure brave König als „König von arme Leute“.
Wer will leben in unſre verdammte Welt,
der muß nehmen überall ſein Stück Geld.
Wer hat ein Stück Schöpſenfleiſch verdauen,
der, Teufel, der können dann ordentlich um ſich hauen.
Aber wenn er nicht kriegen das Fleiſch zu ſchlucken,

dann kriegen er ſlauen Magen und Mucken.
Jetzt wollen ich mir in die Hände ſpucken
und meine ſchöne Guineen begucken.

Der Weltbürger
(iſt bequem aus der Orcheſtra heraufgeſtiegen und klopft John Bull auf die Schulter.)

Dürfte ich mir ganz untertänigſt zu fragen geſtatten,
möchte gern ganz gehorſamſt wiſſen,
warum Jhro Gnaden ſich ſo echauffiert hatten?
Haben Sie denn kein gutes Gewiſſen?
Jſt Jhnen irgend was Unvorhergeſehnes begegnet,
oder wie hat's Jhnen ſonſt in die Bude geregnet?

John Bull
Oh, es iſt bloß von wegen the Frenchman. Zwar
wir haben ihm eins verſetzt bei Trafalgar,
wo hat an Admiral Nelſon Seeſchlacht verloren,
und ſind worden viel Ships von Frenchman in Grund geboren.
But the Kaiser who is called Napoleon
hat immer noch die Opinion,
nicht wollen zu grüßen our Union Jack,
aber wir haben gemacht ihm, zu zeigen das Heck.
Jch haſſen ſehr blutig Napoleon,
weil er ſein Todfeind von Albion,
wie er iſt Todfeind von fridrizianiſches Reich.

Wir wollen ihn haſſen beide zugleich.
Ob ich blicke nach Luv und Lee
for ever good English muß bleiben die See
und for ever gut preußiſch, gut preußiſch Land.
Darauf geben mir, Bruder, old fellow, die Hand.
Hier haben mein Geld, wollen wir beide losſchlagen
und den Banditen ins Mausloch jagen.

Erſte Stimme
(aus der Orcheſtra)

Was redet der Kerl von überm Kanal?
Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

Zweite Stimme
(aus der Orcheſtra)

Was will der Kerl: wir gehen nicht auf den Speck!
Akten ſchreiben iſt mein Lebenszweck.
Was kümmern uns die Händel der Welt,
ſolange der Korporalſtock hält.

Dritte Stimme

Balgt euch da draußen, wie's euch beliebt,
ſolange es hier in Preußen Fidibuſſe und Tabakspfeifen gibt.

John Bull

O well, is a good thing Pfeifen und Tabak,
aber wundert mir ſehr, daß ihr jetzt haben dran Geſchmack

und nicht gebrauchen eure berühmte Korporalſtock
wider den verfluchte europeaniſche Vogel Rock,
der euch zerfetzten die ganze deutſche Landkarte —
ich meinen natürlich den Bonaparte! —
und verfinſtern den Himmel weit und breit.
Haben ich gedacht, daß ihr Deutſche ſeid.

Erſte Stimme
Noch beſſer. Deutſchland iſt uns ſpaniſch.
Man komme uns. Wir ſind friderizianiſch.
Potzblitz, wofür hätten wir ſeine Gamaſchen,
wollten wir fremde Wäſche waſchen.
Wir leben hier friedlich und bequem,
Deutſchland iſt uns unangenehm.

Der Weltbürger
In ganz gehorſamſter Devotion:
Sie ſprachen vom Kaiſer Napoleon.
Der Kriegsheld iſt ihnen nicht ſympathiſch.
Ich bin keineswegs demokratiſch,
doch ſagt man ſich, ohne viel Phantaſie,
dieſer Homme-Peuple iſt ſicher ein Weltgenie.
Nämlich: ich bin keine bête allemande,
ſondern vertrete die Bildung im Lande
und begrüße, avec permission, eine Tat,
die uns Mainz und Aachen gekoſtet hat,

Mainz, Aachen, Köln und Trier!
Nichts für Seifenſieder und Lichterzieher.
Je vous demande pardon, Monsieur.
Das linke Rheinufer iſt franzöſiſch!
bon! Wir ſagen einfach adieu.
Es war uns ja ſowieſo chineſiſch!
Und überdies: ich leſe am liebſten Voltaire,
die Theokratie iſt mir entſetzlich.
Wie flogen die Biſchofsmützen plötzlich
und hunderte Krummſtäbe hinterher.
Da hat der Mann der reinen Vernunft
dieſen Fledermäuſen mal gründlich aufgetrumpft.

John Bull

Solchen Schnickſchnack können ich never verſtehen.
Ich kennen nur England for ever und meine Guineen.
So fragen ich alſo zum letztenmal . . .?

Stimmen

(aus der Orcheſtra)

Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

John Bull mit ſeinem Geldſack verſchwindet hinter der Gardine. Eine Kriegsfurie raſt durch die Menge, zwei brennende Fackeln ſchwingend. Sie ſtürmt die Treppe hinauf zur erſten Bühne. Gleichzeitig hört man gedämpften Kanonendonner.

Die Furie

Krieg! Krieg! Ihr habt geſchlafen,
die Welt ſteht in Waffen.
Euer Erwachen kommt zu ſpät.
Eure Adler ſinken bei Jena und Auerſtädt.
Euer Feldherr iſt wie die Fliege im Teig!
genannt Herzog von Braunſchweig.
Eure Offiziere ſind Großmäuler und Ausreißer.
Eure Generäle Maulmacher und Klugſcheißer.
Schon hat Marſchall Lannes niedergerannt
euern ſtrahlenden Louis Ferdinand.
Er wollte ſich keinem Feinde ergeben:
Preußen verlor ſein Heldenleben.
Hört ihr den brummenden Schlachtengeſang
und das furchtbare En avant! En avant!
Seht ihr den feuerſpeienden Schrecken
und Preußenleichen den Raſen decken?
Hört ihr den Schnitter? Er mäht! Er mäht!
und den galliſchen Hahn, der Mord kräht?
Marmont, Davouſt wie ſie her wettern
und eure Cadres zuſammenſchmettern?
Das iſt die Sprache der korſiſchen Majeſtät,
eine Blutſprache, eine Blutrache,
er macht Preußen zu einer Blutlache.
Heißa, Murat und Bernadotte!

Ich ſehe Blutquelle auf Blutquelle
unter jedem Schritt der Marſchälle.
Betet, betet zu eurem Gotte.
Ihr erwacht zu ſpäte! erwacht zu ſpäte!
Hört ihr es jammern und klagen: Retraite, Retraite.
Das iſt die Retraite der guten alten Zeiten,
die feurige Reiter jetzt überreiten,
die Retraite der Ruheſeligen
vor dem neuen Leben, dem hunderttauſendkehligen!
die Retraite der Umnachteten
vor dem Licht der Vernunft, dem verachteten.
Krieg! Krieg! ich verkündige Preußens Untergang!
Ihr ſchlieft zu lang! Ihr ſchlieft zu lang!

Die Furie verſchwindet ſchreiend durch den Vorhang.

Der Weltbürger

Was zetert ſie Jena und Auerſtädt?
Tant de bruit pour une omelette.

Er ſteigt gemächlich in die Orcheſtra hinunter, die Hände auf dem Rücken.

Das Publikum
(murmelt durcheinander)

Was geht uns das an: Jena und Auerſtädt?
Tant de bruit pour une omelette.

Der Raum verdunkelt ſich, Philiſtiades, beleuchtet, ſteht auf der Rampe.

Philiſtiades

Ihr habt mich ſichtlich ganz vergeſſen.
Ich half dem Direktor unterdeſſen
den gewaltigen hiſtoriſchen Apparat zu lenken.
Ich mußte an tauſend Dinge denken.
Soeben ſank ein Staat um.
Natürlich durch ein höheres Fatum.
Freilich ſtarb auch das unglückſelige Land
am beſchränkten Untertanenverſtand,
denn der ergriff, eine Epidemie,
ſchließlich die allerhöchſte Ariſtokratie,
Dabei fühlten ſich alle altenfritzig —
und darin waren ſie wirklich witzig!
Denn ohne Zweifel erregt es Gelächter,
hält ſich für einen Apoll ein Nachtwächter!
Kurz es ward Nacht um den Preußenthron,
den Vollſtrecker der Reformation:
das war und iſt ſeine heilige Miſſion.
Und jenen John Bull, mit ſeinen Guineen,
den brauchte er gar nicht ſo ſcheel anſehen,
denn Preußen und Engeland,
das iſt Proteſtant und Proteſtant.
Das iſt die geſunde Zweiheit
der geſunden, geiſtigen Freiheit!
und wenn ſie das je vergeſſen,

ſo wird ſie der hölliſche Satan freſſen,
zum Frühſtück verſchlucken und verdauen
und die Gewiſſensfreiheit hat das Nachſchauen.
Lobt jemand die Revolution?
Hier iſt mehr: die ewige Reformation.
Darauf ſollten ſich Preußen und England vereidigen
und der Menſchheit heiligſte Güter verteidigen.
Euch Preußen, Volk oder Königen, ſei bewußt,
das bedeutſame Wort des berühmten Salluſt:
wir ſollen von dem nicht ſeitab ſchwanken,
dem wir Daſein und Größe verdanken.

Erſter Bürger

Je n'y comprends rien. Rien du tout.

Zweiter Bürger

Ich ſtehe wie vorm Scheuntor die Kuh.

Studenten, in ihrer Tracht, ſtellen ein Rednerpult auf die erſte Bühne.

Dritter Bürger

Was bringt man da heraus gezerrt?

Vierter Bürger

'ne Kanzel, ein Katheder.

Dritter Bürger

Heut ſchwadroniert ein jeder.
Es werden zu wenige eingeſperrt.

Philiſtiades

Hört, hört, hört!
Hört auf den Doktor hochgelehrt
vom philoſophiſchen Lehrſtuhle
unſrer neugegründeten preußiſchen Hochſchule.

Fünfter Bürger

Nous sommes Prussiens. Mais j'espère
il est ein franzöſiſcher Orateur.

Erſter Bürger

Vient-il de Paris? oder wo kommt er her?

Johann Gottlieb Fichte erſcheint im akademiſchen Talar.

Erſter Bürger

O mon dieu! ein ſimpler deutſcher Bär.

Philiſtiades

Er wird euch Germaniſtik vortragen
und allen Auslandsbetern und Frankomannen gründlich
Hört, hört, hört, was er ſpricht. [Beſcheid ſagen.
Er iſt ein gewaltges Kathederlicht.
Geboren in eines Bandwebers Kate,

Deutſchlands Genius ſtand zu Pate.
Sein Name iſt Johann Gottlieb Fichte!
Ein Stern erſter Größe der deutſchen Geiſtesgeſchichte.
Hoch Fichte! empfangt ihn mit Beifallsgeſchrei!
Er muß merken, daß er willkommen ſei.

Fichte

(am Pult, beginnt ſeine Rede)

Ich bin gewiß, ihr vernahmet ſchon
von meinen berühmten Reden an die undeutſche Nation.
Ich werde nun hier nochmals bemüht,
mein längſt bekanntes Kolleg zu leſen.
Wir müſſen geneſen vom fremden Weſen
zu unſerem deutſchen Geblüt und Gemüt.
Was iſt der Grundzug der Deutſchheit?
deutſchen Selbſtes Selbſtändigkeit.
Das hat mit Selbſtſucht nichts gemein.
Jeder Deutſche muß ganz Deutſchland ſein,
und ganz Deutſchland
ſtärke dem Deutſchen Herz und Hand.
Mit einem Worte das Kurze und Lange:
die Deutſchheit ſteht vor dem Untergange.
Das Elend der Fremdherrſchaft
zehrt unſer Mark, unſern Lebensſaft.
Armſeliges Volk der Dichter und Denker,

du biſt geſunken in Schmutz und Schmach,
ſeit dir der korſiſche Schlachtenlenker
die Zunge ausſchnitt und das Rückgrat brach.
Schande läßt ſich nicht hinweg denken und dichten.
Wo iſt ein Arzt, den Ehrloſen, Wehrloſen aufzurichten?
Oh du blinder, deutſcher Pfahlbürger,
fröhlich dienſt du mit Gut und Blut dem fremden Würger,
unter fremdem Panier gegen dein Mutterland.
Dein eignes Panier liegt zerfetzt auf dem Sand:
kaltherzig und feig warfeſt du's weg.
Das bleibt ein ewiger Schandfleck.
Dennoch mußt du waſchen, mit Tränen und Blut,
ſo ſauer dir's wird, ſo weh es tut. –
Deutſches Volk, du mußt werden wieder rein.
Ich ſehe ein Land bedeckt mit Gebein.
Felder, Felder voller Gebeine
voll Würmer, Verweſung und Unreine.
Und mir war als raunete Gottes Wort:
Menſchlein, Menſchlein,
wird dies Gebein, voll Gewürm und unrein
jemalen wieder lebendig ſein?
Herr! nein, nein, ſprach ich, nein.
Und Gott raunte fort:
Menſchlein, predige dieſem Gebein,
Gebein, du wirſt wieder lebendig ſein,

dich dehnen, dich ſtrecken,
mit Fleiſch, Flechſen und Haut bedecken.
Blut ſoll quillen,
Odem viele Lungen erfüllen.
Und wie mir der Herr geboten,
ſo predige ich dem Gebein, dem toten.
Da rauſchte es in den Feldern voller Gebeine,
begann zu keimen, zu ſteigen, zu ſchwellen,
Männer quollen herauf wie aus Quellen,
Frauenglieder von Elfenbeine.
Wie aus Wurzeln ſprießend ein ſehr groß Heer.
Ein wogenwerfendes Menſchenmeer,
ſtark, jedes Ufer zu überſchwemmen,
durch Brücke und Damm nicht mehr einzudämmen. –
Wird es mir je beſchieden ſein,
lebendig zu ſehen totes Gebein?
euch dort unten aus bleiernem Schlafe zu wecken?
euch Auslandsgecken
zu lehren, eure Mutter zu ehren?
Werdet ihr endlich die Fremde auskehren
und nicht mit den Pfennigen fremder Sprachen
das Gold eurer Mutterſprache blind machen?
nicht mit dem Edelmetall eurer Schächte
eintauſchen das Fremde, Billige, Schlechte?
Werdet ihr es endlich begreifen,

daß andere Völker ſich ſelber ſchleifen,
die deutſchen Geiſtes Wurzeln ausbrechen?
Werdet ihr endlich das Machtwort ſprechen?
Schlagen die große Reveille der Selbſtachtung
in die ſchmachvolle Todesumnachtung?

Erſter Bürger

Mein Herr Profeſſor, hüt er ſich vor dem Profoſſen.
Man hat den Buchhändler Palm erſchoſſen.
Kaiſer Napoleon wird ſich ſchwerlich genieren,
Euch, wie jenen, zu füſilieren,
für das Thema: Deutſchland in ſeiner Erniedrung.

Ein Trupp deutſcher Studenten ſtürmt mit gezogenen Rapieren in die Orcheſtra.

Erſter Student

(gegen den erſten Bürger)

Knecht! Knecht! Diene dir das zur Erwidrung.

Erſter Bürger

Du Bürſchchen, hinter den Ohren noch naß!
Einem hochehrſamen Bürger ſagſt du das?

Zweiter Student

Elender Philiſter, Pfahlbürger und Spießer,
rutſch Bauch nach Paris, du biſt ein Pariſer.

Erſter Bürger

Gut gut! Das iſt ein hübſches Getümmel!
Lernt ihr das auf den neuen Hochſchulen, ihr Lümmel?

Dritter Student

(haut ihm den Zylinder ein)

Scher er ſich in die Federpoſen
mit ſeinen franzöſiſchen Unterhoſen.

Zweiter Bürger

Da iſt man doch zum Proteſt verpflichtet.
Wird jetzt ein ſolches Gezücht gezüchtet,
unſere Jugend dermaßen verderbt und verführt,
dann iſt's Zeit, daß der ruhige Bürger ſich rührt.

Vierter Student

Das ſoll heißen: „friſch drauf los denunziert!
den Büttel heraus! jedem ein Schloß vor den Mund!
In die Kaſematten den deutſchen Hund.“

Dritter Bürger

Ich kenne dich, dein Herr Vater iſt
ein ehrſamer Handwerksmeiſter und guter Chriſt.
Es würde dir meines Dünkens geziemen
eine Tracht Prügel, mit ſeinem Knieriemen.

Vierter Bürger

Heut will ein jeder oben hinaus,
da werden denn ſolche Früchtchen draus:
Schlingel, die ſich unmäßig erdreiſten.
Schuſter bleib bei deinem Leiſten.

Vierter Student

Mein Leiſten würde dir wenig behagen,
dich müßt ich zuerſt darüber ſchlagen,
denn du haſt einen viel zu engen Hirnkaſten.

Dritter Bürger

Großmäulige, unreife Gymnaſiaſten.
Nehmt eure Fibel und geht in die Klaſſe.

Fünfter Student

Oh ihr Knechtſeelen! wie ich euch haſſe.
Unbewegliche, fühlloſe, träge Maſſe.
Ein dicker, ſchlammiger Moſt, ohne Gärung,
ohne Feuer und ohne Klärung
Kein Funke verfängt, kein Strahl durchdringt euch,
kein Geiſt, doch jeder Fußtritt bezwingt euch.

Fünfter Bürger

Was, Fritz, du hier? mein eigner Sohn?

Fünfter Student

Ich wünſche, wir wären weiter ſchon.
Ich ſäße mit Sporen und Schwert zu Pferde
oder düngte mit Blut die deutſche Erde.

Fünfter Bürger

Überſtiegenes Geſchwätz! puerile Narrheiten.

Dritter Bürger

Laßt ſie doch Steckenpferdchen reiten.
Gebt ihnen Pappſchilder und hölzerne Schwertlein,
Papierhelme und falſche Bärtlein.
Wird der Lärm zu groß in der Kinderſtuben:
der Kaiſer macht kurzen Prozeß mit Schulbuben.
Denn unſer allmächtiger Empereur
bleibt doch der beſte Profeſſeur.

Der alte Blücher, ſiebzigjährig, weißhaarig, drängt ſich durch die Studenten. Sie treten mit Ehrfurcht zurück, bilden eine Gaſſe und ſenken die Schläger.

Blücher

Euer Diskurs macht mich ſehr viel Spaß.
Parbleu! Hölle und Teufel! und noch was!
Vor mir iſt das alles Schnickſchnack.
einer krepiert gern in Freiheit,

der andre gern im Bedientenfrack.
Einer liebt die Treſſen, die Livree.
Der andere hat lieber die Liberté.
Einer ſchmarutzt lieber Trüffeln von ſilbernen Platten,
erſchlichen durch Liebedienerei.
Der andere frißt lieber Mäuſe und Ratten
und trägt den Nacken ſteif und frei.
Ich zum Beiſpiel, für meine Perſon,
ich rede gern einen deutſchen Ton.
Ich liebe den Mut. Ein Kerl ohne Courage —
Jungs! Pfui Teufel! da . . .
Mut hat nicht bloß ein roter Huſar,
er kann ſtecken in Bluſe und Talar.
Er kann ſtecken in Jungen und in Alten.
Ich hab ihn zum Beiſpiel bis heute behalten.
Aber einen jungen Schlingel, der ihn nicht hat,
den ſoll man erſäufen im Kattegat.
So liebe ich, Gebhart Leberecht Blücher,
mehr eure Rapiere, als eure Bücher.
Eure Herrn Väter, au contraire,
lieben Akten und Bücher mehr.
Was wär ich dagegen ohne dem Schwert?
keinen Schuß Pulver wäre ich wert.
Was hätt' ich zu Stargard ſollen ausfreſſen,
hätte ich nicht meinen Krötenſtecher beſeſſen?

Den habe ich jeder Fliege an der Wand
wenigſtens durch und durch gerannt,
um nicht vor Galle und Zorn zu erſticken.
Dem Korſen konnt' ich nicht auf der Leib rücken:
Deshalb, wie geſagt, maſſakrierte ich Fliegen und Wanzen
und gab ihnen Namen franzöſiſcher Generäle und deutſcher Hofſchranzen.
Und ſah ich mal einen großen Brummer,
da wuchs mir die Galle zugleich und der Kummer.
Ich nannt' ihn gewöhnlich Bonaparte
und gab ihm eins mit der Flachen auf die Schwarte!
und Jungs, potz Satan, nicht ohne Schwung,
mit Schilleriſcher Begeiſterung.
Kurz, Bengels, da hätt' ich mein Thema bei'm Kragen:
könnt' ich das von dem korſiſchen Böſewicht auch ſagen!
Mein Thema iſt nämlich, lang und kurz:
des Kaiſers Napoleon Höllenſturz.
Es ſitzt mir im Hirn, es hockt mir im Herzen
und nur der Sieg oder Tod kann es ausmerzen.
Es macht mich krank, es macht mich geſund
und ſchweißbegierig wie einen Hetzhund.
Ich kann nicht liegen, ich kann nicht ſtehen,
ohne mein Wild vor Augen zu ſehen.
Ich bin kein Heiliger, kein Prophete,
und doch liege ich Nacht für Nacht im Gebete

und bitte den Höchſten, Deutſchland zu wecken
und ſeine Rache durch mich zu vollſtrecken.
Da gibt es kein Aber und kein Wenn.
Ich zertrete den Mann, der uns zertreten.
Er wird verſchlucken den Fiſch mit den Gräten.
Ich raſte nicht: er verröchele denn.

Erſter Bürger

Wie geraten Exzellenz denn in ſolche Wut?

Blücher

Das, merk er wohl, das liegt im Blut.
Wenn man ihm um die Ohren ſchlägt,
ſo bleibt ſein Inneres unbewegt.
Brennt man den Hammel an der Stirn
bleibt unbewegt ſein dumpfes Hirn.
Legt man euch Zaum und Sattel an
ſo bläht ihr euch als Untertan.
Reißt euch der Sporn die Seiten blutig,
ſo kurbettiert ihr fromm und mutig.
Ein jeder Reiter iſt euch recht
und jeder beliebige Müllerknecht.
Euren Halfter kann ein jeder faſſen.
Ihr ſeid bereit, jedem Schinder das Fell zu laſſen.

Aber Leute wie ich und der Freiherr von Stein,
wir ſind ſchon lange nicht mehr vierbeinig:
Wir tragen den Kopf hoch oben, mein' ich,
und im allgemeinen ſoll es ſo ſein.
Vielleicht entſchließt ihr euch, werdet auch mal ſo adlig
und in Punkto Ehre, wie ich, untadlig.

Erſter Bürger

Dagegen hätte ich nichts, Exzellenz.
Meine untertänigſte Reverenz.
Vielleicht ſind Sie ſo ungeheuer gefällig
und werden an höchſter Stelle vorſtellig.
Iſt der Welteroberer einmal perdu,
dann ſing ich ganz gern Ihre Melodie.
Und haben Sie ihn zur Strecke gebracht
dann ändert ſich alles über Nacht,
dann werde ich mich gewiß nicht ſträuben
und etwa gar napoleoniſch bleiben.
Wie die Dinge jetzt liegen, werd' ich zuletzt
immer wieder ins Recht geſetzt.
Exzellenz machen eine verdutzte Miene.
Der Korſe beherrſcht eben noch die Weltbühne.
Das Rednerpult wird umgeſtürzt,
der Denker um einen Kopf gekürzt.

Zweiter Bürger

Sie packen ihn ſchon. Warte, du deutſcher Eſel!
Es wird dir gehn wie den Elfen von Weſel.

Ein Detachement franzöſiſcher Soldaten hat mittlerweile das Rednerpult umgeſtürzt und treibt Johann Gottlieb Fichte vor ſich her von der Bühne. Gleich darauf erklingt dumpfer Trommelwirbel.

Die zweite Bühne wird enthüllt. Man ſieht elf Huſarenoffiziere an einer Mauer zuſammengeſunken. Sie ſind ſtandrechtlich erſchoſſen worden. Die dazu kommandierte franzöſiſche Abteilung ſteht Gewehr bei Fuß.

Zwiſchen den Franzoſen und den Toten, im Hintergrund, ſteht mit dem Geſicht nach vorn der Trommler Mors. Sein Trommelwirbel ſchweigt und nun eröffnet ſich die dritte Bühne. Man erblickt wiederum Napoleon und ſeine Marſchälle.

Napoleon

Was bedeutet denn dieſe Füſillade?
Prächtige Leute! 's iſt jammerſchade.

Erſter franzöſiſcher Offizier

Elf gefangene Schillſche Offiziere.

Napoleon

Ah, die Leute des Schill, die ich nicht pardoniere!
Pardonierte ich ſolche Rebellen,
man würde mich ſelbſt an die Mauer ſtellen.

Solche Hitzköpfe muß man niederknallen.
Und der Major Schill ſelbſt?

Erſter Offizier

Iſt leider gefallen.
Im Straßenkampf, Majeſtät, zu Stralſund.

Napoleon

Ein preußiſcher tête carrée! Ein Ausbund!
Ein lächerlicher, höchſt alberner Draufgänger!
Mit ſolchen Zettelungen und Putſchen
ſoll mir Preußen den Buckel lang rutſchen.
Wahrhaftig, ſie wiſſen nicht, was ſie tun,
dieſe armen, zertretenen deutſchen Heloten,
die elend für Fürſten und Adel roboten,
alle zehn Jahre einmal im Topf ein zähes Huhn.
Ich mache ſie los von Dienſten und Laſten,
entwöhne ſie vom Schwitzen und Faſten,
befreie ſie von der Erbuntertänigkeit,
rette ſie aus der Beſtialität zur Menſchlichkeit,
und ſie danken es mir wie dieſe Huſaren.
Mögen ſie alſo zum Teufel fahren.
Bevor mein Stern regierte die Stunde,
erhielten ſie Stockprügel wie die Hunde.
Sie hatten Schwielen auf ihren Fellen

und geſchwollene Backen von Maulſchellen.
Von dreihundert Souveränitäten
wurden ſie in der Kelter zertreten.
Aber ich fand ſie nur noch als Treſter,
als kraftloſe, ausgetrocknete Reſter.
Wollen ſie jetzt etwa aufbegehren,
und den ſpaniſchen Tritt vorkehren?
Eher wird ein Franzoſ' zum Herero,
als ein deutſcher Hammel zu einem Torero.
Als was erſchien ich wohl dieſem Majore,
der ſich erhob wider die Trikolore?
Ich bin Herr von Italien und Holland,
von Oldenburg und Oſtfriesland,
der Hanſaſtädte und freien Reichsſtädte.
Auch das Preußiſch-Blau ſitzt auf meiner Palette.
Viermal ſchlug ich Öſterreich,
windelweich.
Überall diktiert ich der Welt meinen Willen
Und ſollte mich aufhalten bei ſolchen Schillen?
Erſpar' uns Gott ſolche Beſchämungen.
Uns bewegen ganz andere Unternehmungen.
Europa hat Grund zu zittern und zu raunen.
Bald ſetz ich die ganze Welt in Erſtaunen.
Nahe bevor ſteht die Nichtzuvermeidende,
das für Orient und Okzident Entſcheidende.

Morgen will ich halten die Herresſchau,
und übermorgen niederreißen den alten Weltbau.
Was iſt Europa: ein Ländlein!
Ein Gernegroß, ſogenanntes Kontinentlein!
Ein Erdteil? – nun ein Sandkorn iſt auch einer! –
In meinen Augen iſt es keiner.
Dort wo die Indier unter engliſcher Peitſche ſchwitzen,
muß die Spinne im Netz der Weltherrſchaft ſitzen.
Dorthin ſollen meine Adler vorſtoßen,
dort will ich vereinen die Macht Karls und Alexanders des
Großen.
Ja, die chineſiſche Mauer werde ich einreißen
und das Reich der Mitte dem meinen anſchweißen.
Das iſt durchaus kein Cäſarenwahn,
alle dieſe Dinge ſind leicht getan:
der Weg iſt viel kürzer bis dorthin,
als der, den ich bis hierher bereits gegangen bin.

Die zweite und dritte Bühne werden abgeſchloſſen. Auf der erſten erſcheint wiederum die Kriegsfurie.

Die Furie

(Fackel ſchwingend)

Krieg! Krieg! Ihr habt geſchlafen.
Die Welt ſteht in Waffen.

Kriegsbrand, Kriegsbrand
von Kap Finiſterre bis Samarkand.
Weh dir, weh dir, Rußland!
Du biſt in des neuen Cäſars Hand.
Er betritt den Thron über allen Thronen:
der Kaiſer, L'immortel empereur.
Seine immer donnernden Kanonen
fegen vor ihm die Erde leer.
Er winkt, und Könige bringen
ihm Kriegswagen, Kriegsroſſe und Schwertklingen.
Und was ſie ihm noch bringen,
das iſt mehr, das iſt mehr!
Ihrer Länder Mark iſt ſein Kriegsheer.
Italiens heißes Blut,
Spaniens Glut
iſt des Vernichtungsſtromes Flut.
Ihre feurigen Jünglinge ſenden
Deutſchland, Holland und Öſterreich!
Die Flut ſchwillt brauſend, bald birſt der Deich.
Adler ſteigen und ſchreien Gloire.
Hüte dich Zar, hüte dich Zar!
Sechsmalhunderttauſend Soldaten
werden zertreten deine Saaten.
Du wirſt ein Vaſall des Weltpotentaten.
Umleuchtet von ſeinen unſterblichen Sonnen,

die ihm gehorſam folgen wie Motten:
begonnene Schlacht, ſchon iſt ſie gewonnen.
Er vermag zu töten, vermag zu vergotten.
Vermöge geheimnisvoller Zeichen
erſchafft er Halbgötter oder Leichen.
Und wenn ſie verblutend die Erde bedecken,
ſo müſſen ſeine unſterblichen Sonnen das Blut auflecken.
Das ſind ſeine göttlichen, himmliſchen Hunde,
mit dem lechzenden Glutmunde.
Er hat ihrer ſtumme, bellende, beißende,
Völker und Länder in Fetzen zerreißende.
Ich verkündige Rußlands Untergang.
Ihr ſchlieft zu lang! Ihr ſchlieft zu lang!

Die Furie raſt davon. Die Orcheſtra hat in Dämmer gelegen.
Von dort her werden jetzt einige Stimmen vernehmlich.

Erſte Stimme

Er treibt die Welt wie einen Kreiſel!

Zweite Stimme

Gottesgeißel! Gottesgeißel!

Dritte Stimme

Blitzſchleuderer! Ägiserſchütterer!
Wolkenverſammler! Reichezerſplitterer!

Die obere Bühne enthüllt ſich. Man erblickt Napoleon, als Zeus, auf dem Thron, zu ſeinen Füßen den Adler. Es blitzt in ſeiner Hand. Ein furchtbarer Donnerſchlag rollt nach. Aber das Bild verblaßt in zunehmender Dunkelheit und allmählich eintretendem Schneeflockenfall. Während des Folgendem hört man Schlittengeläut.

Stimmen

(aus der Orcheſtra)

Duckt euch, duckt euch.
Es gewittert!
Die Bühne erzittert!
Es ſchlug ein. Aber wo?
Wo? wo? wo ſchlug es ein?
Es iſt ſtill, ganz ſtill!
So verhalten!
Es riecht nach Schwefel und Brand!
Hat ſich die Erde geſpalten?
Armes Deutſchland.
Was iſt das für ein Blutgequill?
Nein, es iſt Regen. Weh! Weh!
Es iſt kein Regen, iſt blutiger Schnee.
Horcht doch: was iſt das? Seufzer Sterbender!
Röcheln in Eis und Schnee Verderbender!
Abgeriſſene Glieder! Wunden! Lumpen!

Zähnefletſchende Leichen! Blutklumpen!
Hunde und Wölfe in Eingeweiden wühlend.
Tod aus ſteifen Kadavern ſchielend.

Es iſt heller geworden. Nur die erſte Bühne iſt noch unverhüllt. Dort ſitzen zwei preußiſche Unteroffiziere an einem grünen Tiſchchen bei der Lampe. Sie halten Gänſefedern und haben Skripturen vor ſich. Der Zutritt zu dieſer Bühne aus der Orcheſtra wird durch preußiſche Soldaten abgeſperrt, die mit vorgehaltenem Gewehr andrängende deutſche Mütter aller Stände zurückweiſen.

Erſte Mutter

Was iſt geſchehen? Was iſt geſchehen?
Blutregen fällt auf meine Hand.

Zweite Mutter

Ich will meinen Sohn wiederſehen.
Er zog mit dem Kaiſer nach Rußland.
Der König hat ihn nach Rußland geſandt.
Hier bleibe ich ſtehen unverwandt.
Warum hat ihn der König hingegeben,
für den Korſen zu laſſen ſein Leben.

Erſter Schreiber

Ma chère Madame, das wiſſen wir nicht.
Wir tun hier einfach unſre Pflicht.

Aber ich gebe ihr zu bedenken,
dreimalhunderttauſend junge Männer läßt ſich der Kaiſer jährlich von Frankreich ſchenken.
Soviel müſſen franzöſiſche Mütter ihm gebären
und bis zum Tage des Schlachtens ernähren.

Dritte Mutter

Wo iſt mein Sohn? Wo iſt mein Sohn?
Er zog mit dem Kaiſer Napoleon.
Ich empfahl ihn Gott, gab ihm Kuß und Segen.
Was ſoll nun der Blutregen?

Erſter Grenadier (Franzoſe)

Jck ſein ein Franzos. Wir ſein Menſchen Kamerad.
Ma mère aben auch ſu Kind ein Soldat.
In Frankreich ſchlafen ſchon viele Jahr
keine Mutter ſu Nacht vor Sorg und Gefahr.
Mon père est mort, vor längſt, in die Schlacht.
Hat mich einmal mit blutbeſpritzte Geſicht in Geſicht gelacht.
Mein Sohn, lerne ſterben: ſagte mon père.
Damals ſah ich ihn einmal und dann nicht mehr.

Dritte Mutter

Was geht mich das an, was er da ſagt?
Ich habe nach meinem Kinde gefragt.

Zweiter Schreiber

Wir tun hier unſre Soldatenpflicht.
Wo euer Kind iſt, wiſſen wir nicht.

Vierte Mutter

Soldatenpflicht hin, Soldatenpflicht her:
gebt mir meinen Sohn! Wo iſt er?
Ich ſah im Traum einen Strom und der war rot,
Darin ſchwamm mein Kind und das war tot.

Zweiter Grenadier

Frauchen, du mußt nicht ſo viel in Traumbüchern leſen.
Die grande armée iſt vernichtet, aber des Kaiſers Geſundheit iſt niemals beſſer geweſen.

Fünfte Mutter

Gebt unſre Söhne heraus, ihr Schufte.

Zweiter Grenadier

Halt deine Schnute, Megäre, verdufte!
Oder geh und fiſch in der Bereſine.
Vierzigtauſend Mutterſöhnchen
treiben darin, hineingefegt von Kanönchen:
arbeiten beſſer als jede Guillotine.
Vielleicht beißt dein Junge an,

verſuch's! Eines Bahrtuchs kannſt du dann freilich nicht entraten.
Was tut man mit einem krepierten Soldaten?

Sechſte Mutter

Wollt ihr uns noch verhöhnen, Kanaillen?

Erſter Schreiber

Was will man? Bataillen ſind Bataillen.

Erſte Mutter

Iſt vernichtet die große Armee,
ſo rufen wir Mütter Ach und Weh.
So rufen wir Mütter zehnfach Fluch!
Gott nimm's in dein Schuldbuch.
Daß Metzgergeſellen die, die wir gebaren,
hinwürgen zu Haufen, hinſchlachten zu Scharen!
Daß die Lieblinge unſrer Wiegen
als ſtinkendes Aas auf den Feldern liegen.

Zweiter Grenadier

(nimmt die erſte Mutter feſt, um ſie fortzuführen.)

Ich denke, ich tue recht, Herr Schreiber.

Erſter Schreiber

Jawohl, es ſind ſtaatsgefährliche Weiber.

Und dieſe beſonders: ſie mag hinter Schlöſſern und Riegeln
die ruhigen, braven, friedſamen Bürger aufwiegeln.

Univerſitätsdozenten, Studenten, Gymnaſiaſten, Jünglinge und Knaben aus allen Ständen haben ſich einen Weg durch die Weiber gebahnt und befreien die feſtgenommene erſte Mutter.

Erſter Student

(Theodor Körnern ähnlich)

Nein! dieſe Frau führt nicht fort!
ſeht ihr den Blutſchein: dort? dort?
Was iſt geſchehen?
Mütterchen Rußland liegt in Wehen!
Nein, ſie gebar, ſie gebar!
ein Kind mit freſſendem Flammenhaar!
Ein Kind wild und ingrimmig,
einen Sohn urmächtig und löwenſtimmig,
ſtärker als Könige, ſtärker als Kriegsheere!
Es heißt: die nationale Ehre!
Volksehre heißt es
und Knechtsketten zerreißt es!
Hinweg, Scherge, nimm deine Hand!
Dahier iſt Mütterchen Deutſchland!
Kennſt du ſie, ihr entarteter Sohn?

Sie gebar Dürer, Luther, Melanchthon,
ſie gebar den himmliſchen Laut unſrer Sprache,
nun ſoll ſie gebären den Gott der Rache!

Zweiter Student

Seht ihr den glühenden Fächer?
Mütterchen Rußland iſt ſein Urſächer.
Die gewaltige Frau
ließ verlodern in Brunſt Moskau:
bevor es trüge des Korſen Sohlen,
ſollte es erſt zu Aſche verkohlen.
Aber die Aſche ward zornige Glut
und rauchte von beizender Volkswut
und ſengte den Schritt des fremden Kaiſers
und machte zu Schanden das Lob des Siegpreiſers.
Da erkannte der Korſe eine Macht,
die ſtärker iſt als gewonnene Feldſchlacht.
Es iſt die Sprache der Mütter, der Mütter!
Sie war es, ſie redete im Gewitter.
Wie Donnerrollen von Wolke zu Wolke,
ſo redet auf einmal Volk zu Volke.
Und unſere Mutter hier verſteht
den Ruf der Schweſter, der ergeht.

Dritter Student

Mutter, Mutter, o klage nicht mehr.
Liegen deine Söhne erſchlagen,
ſo ſollſt du uns Übriggebliebene daran wagen:
die Brüder zu rächen, ein ſehr groß' Heer;
ſieh wie dort unten die Woge ſchwillt,
wie alles von Jugend und Mannheit quillt.
Das ſind nicht bezahlte Landsknechte,
ſondern jeden durchbrauſt dein Blut, das echte.
Dein Segen begleite uns mütterlich,
und wir brauſen ins Feld und ſiegen für dich.
Unſre nackten Leiber wird dein Segen
feſt machen im Freiheitskugelregen.
Kindesliebe wird uns feien,
wenn die Kanonen deines Schänders Tod und Verderben
ſpeien!
Nackt werfen wir uns in den Höllenrachen,
und du magſt jeden verleugnen als Baſtard,
der nicht ſtirbt feſt und hart,
der ſein Leben nicht von ſich wirft, mit Hohnlachen.
Denn es jubelt in uns von Todesluſt,
zu bieten dem Feinde Stirn und Bruſt.

Das von den Jünglingen befreite Weib wird zur nächſten Bühne emporgeführt, die ſich eröffnet hat. Die Geſtalt wächſt, ein

Bayerische Staatsbibliothek München

Schwall rotblonder Haare befreit ſich und rollt über ihre Schultern zur Erde. Auf der zweiten Bühne iſt ein Altar errichtet, den antike Prieſterinnen umgeben, aber auch einzelne Jünglingsgruppen, deren erſte von Stein, deren zweite von Scharnhorſt, deren dritte von Fichte, deren vierte von Jahn geführt iſt.

Die erſte Mutter

(etwa in halber Höh zur zweiten Bühne, ſteht ſtill und wendet ſich. Sie iſt in eine Erſcheinung von faſt übermenſchlicher Art umgewandelt)

(in verändertem Ton)

Steht auf, blaſt die Trompeten,
heraus die Musketen!
Ihr, die ich gebar aus meinem Schoß,
Ihr Kleinen, Unmündigen, werdet groß!
Ihr Väter und Mütter, Töchter und Jünglinge,
werdet freie Fechter, nicht Söldner und Dinglinge.
Sie opferten euch auf Feldern der Schande,
ich werfe euch hin dem Vaterlande.
Ihr wart dem Tyrannen willig und billig:
ich gebe euch billiger und freiwillig.
Ich ſchenke euch hin, ohne euch zu zählen.
Nun wählet die Freiheit, ohne zu wählen.
Wir ſind nicht von heute, wir ſind nicht von geſtern.
Man ſoll unſern alten Namen nicht läſtern:

uns allen, Schwaben, Bayern, Sachſen —
das deutſche Maul iſt uns allen gewachſen!
Preußen, Badenſer, Thüringer, Heſſen,
daß wir Brüder ſind, haben wir niemals vergeſſen!
Auch Lothringen und Elſaß
iſt Wein aus dem alten Mutterfaß.
Ich nährte euch alle an meiner Bruſt
in Luſt und Unluſt!
Vergeſſet Neid und Geſchwiſterſtreit:
ſeid einig und zeigt der Welt, wer ihr ſeid.

Freiherr von Stein

(iſt an die Sprecherin herangetreten)

Mütterchen, du haſt recht.
Was du ſagſt, klingt nicht ſchlecht.
Wart' ein wenig, erinnre dich mein:
ich bin dein Sohn, bin der Freiherr von Stein.
Deine Worte kommen mir aus dem Herzen.
Gewiß iſt, wir müſſen die Scharte ausmerzen.
Du warſt allzu langmütig, allzu kühl,
nun entdeckſt du dein heiliges Muttergefühl.
Das Eis iſt geborſten, um ſo beſſer!
Nun gibt es nur Kampf, nur Kampf bis auf's Meſſer!
Dämme nun aber deine Wutrufe

und ſteige mit uns von Stufe zu Stufe.
Dort entglimmt eine Flamme auf einem Altar,
der lange, lange erkaltet war.
Prieſterinnen in Trauer ringsum
hüten ein totes Heiligtum:
dahin laß dich emporführen,
das Hochamt, das neue, zu zelebrieren.
Sei Prieſterin und Göttin zugleich.
Wir ſind Deutſchland, nicht Frankreich.
Zwar machen wir dich zur deutſchen Athene:
aber ein ganzer Deutſcher, ein halber Hellene.
Das wird dir kein fremdes Tröpflein beimiſchen.
Du wurzelſt doch ganz und gar im Heimiſchen.
Doch es geht nicht anders, ſollſt du uns taugen,
mußt du nachts ſehen mit Eulenaugen,
und am Tag mit den meeresblauen
Himmel und Erde durch und durch ſchauen.
Auch ſonſt müſſen wir dich ein wenig umkleiden.
Habe die Gnade, es ruhig zu leiden.
Auf dem Haupte Athenens Goldhelmsfeuer,
ſollſt du ſein der deutſchen Einheit ewiges Elmsfeuer.
Hier die goldene Spitze am Speere
ſei das blitzende Wahrzeichen deutſcher Volksehre.
Und hier die Ägis ſollſt du erſchüttern,
als die gewaltigſte unter den Müttern,

wenn ſie mit Haß- und Neidgeſtänken
den reinen Lichtäther rings ertränken.
Dann ſcheuche die Ratten und die Mäuſe,
die Maulwürfe, Heuſchrecken, Fliegen und Läuſe,
und ſtärke die deutſchen Herakleſe, Achilleuſe und Odyſeuſe.
Sei ſtets die Erkennende, niemals die Trennende,
die Erwärmende, aber wenn's ſein muß die Brennende!
Sei die Liebende, ſelten die Haſſende,
aber wenn's ſein muß, die eiſerne Zufaſſende.

Man hat das Weib bis an die Stufen des Altars emporgeführt, dort ſteht es, nun als Pallas Athene gekleidet und gewappnet, hoch aufgerichtet da. Gewaltiger und begeiſterter Zuruf der Menge.

Athene Deutſchland

Ihr habt mich gewappnet, das iſt gut!
Erhoben zur Prieſterin und Göttinne.
Ich grüß euch unter'm Goldhut,
Ihr hochgeſinnten mit hohem Sinne:
junge Männer, Jünglinge, Knaben,
die mich geweckt und gewappnet haben.
Leuchtende Jugend, unverſiegliche Kraft,
Jünger der Kunſt und der Wiſſenſchaft,
Denker, Dichter, ſüßtönige Sänger,
des neuen Lebens Urſächer und Anfänger.

Tretet heran, Jungmann an Jungmann.
Daß ich einen jeden von euch zu Sieg oder Tod weihen kann.
Euren lorbeerumrauſchten Gedanken entſtiegen
muß ich eure Nacken zum Opfer umbiegen.
Ihr habt mir gegeben das neue Leben:
ich muß euch dafür dem Tode hingeben,
ich gebiete euch dreierlei:
macht Deutſchland von der Fremdherrſchaft frei!
Sorget daß Deutſchland einig ſei!
Und ſeid ſelber frei! Seid ſelber frei!

Sie hat zweien der Jünglinge in das lange blonde Haar gefaßt und ihre Köpfe, wie zum Opfer, über den Altar gebogen. Die Volksmenge bricht in Begeiſterung aus. Man hört durcheinander geſungen „Lützows wilde Jagd“, „Friſch auf zum fröhlichen Jagen“, „Was blaſen die Trompeter, Huſaren heraus“ u.ſ.w. u.ſ.w. Die ganze ſehr mächtige Szene verdunkelt ſich. Das Brauſen der Begeiſterung ebbt ab und die Geſänge verklingen. Zurück bleibt einzig, in myſtiſcher Beleuchtung hochaufgerichtet, Pallas Athene. Und auf der erſten Bühne Philiſtiades.

Philiſtiades

Ich komme euch ſchwerlich recht gelegen,
mitten hinein in den Freiheitswaffenſegen.
Aber was tut man gegen den Befehl des Direktors,

im Amte des einfachen Unterinſpektors.
Mir gefiel dieſer Aufſchwung ungeheuer:
ich liebe das plutoniſche und das olympiſche Urfeuer.
Gern hätte ich euch noch ſehen laſſen
den Vernichtungsweg der glühenden Lavamaſſen.
Als das mein Direktor erfuhr,
rief er: Kunſt iſt Abbreviatur.
Das Leben ergeht ſich in Weitſchweifigkeiten,
Kunſt muß ein Ende finden bei Zeiten.
Nun ja, es iſt wahr: das entſcheidende Wort iſt geſprochen:
unſre Heldenpuppe, der Korſe, zerbrochen.
Das Schlachtenglück wogte hin und her,
aber der Direktor ſtand hinter dem Korſen nicht mehr.
Er rang mit der rieſigen Übermacht
und gewann zum Beiſpiel die Lützener Schlacht:
warf Ruſſen und Preußen, York, Scharnhorſt und Blücher.
Er ſchlug ſie bei Bautzen noch fürchterlicher.
Er warf ſie bei Dresden, bei la Rothiere.
Aber bei Leipzig und Waterloo ſank er,
ſanken ſeine Adler und Fahnen,
erbleichte der Kamm des galliſchen Hahnen.

Er nimmt aus ſeinem Ruckſack ein Schiffsmodell und hält es hoch.

Hier halt ich ein Schiffchen, heißt Bellerophon!
Klopft man daran, gibts einen Schmerzenston.
Es trägt den großen Napoleon,
als Gefangenen des mächtigen Albion.
Es hält den Kurs in die große Leere,
nach dem ödeſten Felſen im öden Südmeere.
Und was da pulſt gegen ſeine Wanten,
das iſt das Herz, das wir alle kannten.
Und der furchtbare Wille, dem nichts widerſtand,
liegt jetzt zerbrochen hinter der Schiffswand.
Und ſicher wird Meile um Meile gemeſſen.
Sie ſchleppen ihn fort in das große Vergeſſen,
wo ſich auch der zäheſte Wille
nutzlos zermartert in der unendlichen Stille.
Dort wird er ſich vergeblich aufbäumen,
in den unendlichen, einſamen Räumen.
Schlaflos wird er ſich wälzen in ſeinen Ketten,
wie einſt ſeine Feinde in ihren Schmerzensbetten.

Er wendet ſich und ſcheint Athene Deutſchland erſt jetzt wieder zu bemerken.

Doch was erblick' ich, die Gottheit
iſt geblieben im Wandel der Zeit:
ſie hebt das gewappnete Haupt ins Licht.

Dieſen Coup des Direktors verſtehe ich nicht.
Denn, wenn ſie weiter ſo ſteht und ragt
ſo ſiegt zuletzt die heilige Klarheit.
Wo bleibt dann der Welt und meine Narrheit
vor dieſer gewappneten Mutter und Magd?
Mich durchſchauert ihr Glanz. Mich erſchüttert ihr Schweigen.
Beinahe möchte ich von der Bühne ſteigen.
Das Drama der Menſchheit beruht auf Verwirrungen.
Doch dieſes Schweigen löſt alle Irrungen.
Wenn ſie den Speer ſchleudert, ja nur ſpricht,
ſo trübt ſich ſchon das durchdringende Licht.
Man möchte ſagen, Taten verdummen.
Weisheit bedeutet das große Verſtummen.

Hinter Athene Deutſchland wird nach und nach auf der höchſten Bühne die Faſſade eines gotiſchen Domes ſichtbar. Überhaupt beginnt Athenens Helm, Schild und Speer immer ſtärker allgemeines Licht zu verbreiten.

Auch die Sonne, die himmliſche Tagesquelle
verbreitet ſchweigend ſchweigende Helle.
Ihre weckenden, nährenden Strahlen geben
liebeglühendes Erdenleben.
Sie lockt die Früchte aus Gräſern und Bäumen
und läßt die Auen in Blüten ſchäumen.

Und wunderlich: auch dieſe dort,
ſie bildet ſchweigend um und fort. –
Sie winkt empor zum heiligen Ort
hoch über'm finſtern Wahn des Krieges,
hoch über'm Taumel blutigen Sieges.

Athene Deutſchland

(während eine leiſe Sphärenmuſik durchſichtiger Klänge ertönt)

Welch reine Töne, neue Klänge hör ich nun,
da ſich aus blutger Nacht der reine Tag erhebt.
Die Reifen ſchmelzen, die ein Alp um mich geſchweißt,
und reich und leicht vermählt ſich mir das klare Licht.
Wie Nacht von meinem Helm und Schild und Schwerte
rinnt,
zum Hades, alſo trieft von meiner Seele auch
das Nächtliche und ſinkt hinab. Der blutige Spuk
zergeht. Noch ſchauernd von dem Bad traumſchwerer Nacht
betret' ich nun den reinen Gipfel des Olymps,
die klare Heimat ſelger Götter. Hoch hinaus
mich weitend in des lichten Äthers andres Bad.
Und alldurchdringend, mich durchdringend allzugleich,
erkenn ich meines Daſeins, meiner Waffen Sinn:
die Tat des Friedens iſt es, nicht die Tat des Kriegs.
Die Wohltat iſt es! Nimmermehr die Miſſetat!

Was andres aber iſt des Krieges nackter Mord?
So ruf ich euch denn auf, ihr eines anderen Krieges
Krieger! Ihr, nicht todbringend, Leben Schaffende.
Des heiligen Werkzeugs goldne Waffe ſchenkt ich euch,
die volle Frucht aus ſteinigem Grund zu ſchöpfen, und
ich machte euch zu Ringern mit dem Wahn. Ich hob
des blinden Haſſes Binde euch vom Auge los.
Ich machte euch zu Liebenden. Ich wies euch an,
Pfade zu treten mit des Friedens lieblichen
bekränzten Füßen. Breite Straßen lehrt ich euch
auswerfen für der Liebe Bruderſchritt. Ich hieß
die Kluft, die unverſöhnliche, verſtummen, und
die Trennende ſich fügen in das Brückenjoch.
Nun eint ſich über Klüfte hin ſo Menſch zu Menſch,
wie Volk zu Volk. Beladne Karawanen ziehn
köſtlich belaſtet, außer mit der Zwietracht Laſt.

In der Orcheſtra erſcheint der Anfang eines ſchön gegliederten Zuges, der alles umfaßt, was der Friede an Tätigkeiten und Segnungen enthält. Mit Bannern, Fahnen und bekränzten Werkzeugen ſchreitet der Handwerker neben dem Landmann, der Adlige neben dem Bürger, der Bergmann neben dem Schiffer und Fiſcher. Schöne Frauen aller Stände, aber beſonders Landmädchen ſind darunter, die Fruchtkörbe tragen, Getreidegarben uſw. Seine Krönung gleichſam bekommt der Zug durch große Männer aller Zeitalter; in porträtähnlichen Erſcheinungen ſieht man Künſtler, Dichter, Forſcher, Philoſophen, Muſiker und Erfinder. Auch einige

Herrſcher, die ſich um die echte Kultur ihrer Völker verdient gemacht haben. Bekränzte Knaben tragen bekränzte Namenstafeln hinter den auszuzeichnenden Erſcheinungen her.

Athene Deutſchland

Welch eine Schar erklimmt die Stufen jetzt zu mir herauf:
wie freundlich rauſchen ihre Banner mir
und wohlbekannt aus meines Tempels altem Dienſt.
Empor! Empor! Mir iſt, als würde ich erſt jetzt
zur Göttin! Und als wäre des Olympos Glanz
nur eine Leere, etwa eine andre Nacht.
Dort wo ich bin, und wo ihr zuſtrömt, iſt das Licht:
wir nie Getrennten, ſtets Geeinten, wiſſen nichts
von Krieg. Und alſo wohnt der Friede unter uns!
Nicht da, nicht dort und etwa nicht umringt von uns,
wie einer heiligen Schar, die einen Herrſcher ſchützt,
nein! Unſre Seelen ſind in ſeiner Seele eins!
Uns trennen Sprachen, trennen Strom und Meere nicht.
Nicht trennen Götter, noch der unbekannte Gott
die, denen aller Menſchen Heil am Herzen liegt.
Was trennt, iſt Irrtum, Irrtum, der allein den Haß
entfeſſelt, iſt Unwiſſenheit, iſt nackte Not
des Hungers! Nicht was Göttliches im Menſchen wohnt.
Denn dieſes Göttliche iſt Eros! Eros iſt
der Schaffende! der Schöpfer! Alles was da lebt

iſt Eros, ward aus Eros, wirkt in ihm und zeugt
ihn neu. Und Eros zeugt ſie immer neu, die Welt! –
Was iſt der Sinn des Auges ohne ihn? Nur er
entſchleiert Schönheit: dem Gehör, wie dem Geſicht,
ſo dem Geruch, wie dem Gefühl und nicht zuletzt
dem blitzbeſchwingten, die Unendlichkeit im Nu
durchmeſſenden Gedanken. Beſſre Diener haben Götter
nicht.
Und darum laßt uns Eros feiern! Darum gilt
der fleiſchgewordnen Liebe dieſes Feſt, die ſich
auswirkt im Geiſt! Und aus dem Geiſte wiederum
in Wort und Ton, in Bildnerei aus Erz und Stein,
in Maß und Ordnung, kurz in Tat und Tätigkeit.
Und alſo folgt mir in des deutſchen Domes Liebesnacht,
zu jenem Wunder, das untrüglich euch mein Wort
das heiligſte euch nennt, das uns beſchieden iſt.
Doch euch nicht brauch ich nennen, was ihr ſelber ja,
ein brennend Glück, in eures Herzens Herzen tragt.

Unter mächtigem Orgelklang und Glockenläuten, unter Vorantritt Athenens verſchwindet der Zug nach und nach im Innern des Domes. Die Vorhänge ſchließen ſich und vor den erſten tritt der Direktor.

Der Direktor

Ich war der Erſte, ich bin der Letzte,
bin der Anfängliche und der Abſchließende,

bin die Speiſe und der Genießende,
der Unbewegliche, nie zur Ruhe Geſetzte.
Ich bin der Laute und doch ganz verſchwiegen.
Verſchwiegner noch, als die dahinten liegen,
Menſchen, Götter und Maſchiniſten,
kurz die Puppen in meinen Puppenkiſten,
die allerdings nun wieder lange Zeit
auch glänzen werden durch Schweigſamkeit.
Doch wer kommt dort heraufgeſtiegen? Was?
Du da! Was biſt du für ein Eiſenfreſſer?

Blücher

(der ſäbelklirrend die Treppe heraufkommt)

Der Marſchall Vorwärts!

Der Direktor

Wer? Ich kenn' dich beſſer:
Marſch marſch in die Holzwolle, die Hobelſpäne, das Seegras.
Du biſt ein Püppchen meines Perſonals,
der Schatten eines toten Generals.

Blücher

Was war das für ein Friedensbimmelbammeln?
ich lebe noch!

Der Direktor

So, ſo, Monſieur?!

Blücher

Wir jehn nich nach Jedhſemane!
Trompete! Vorwärts! Bleſt zum Sammeln.
Wat ſoll mich denn dem Friedenstirili?
Ick bin for Infanterie und Kavallrie.

Der Direktor

In deine Kiſte!

Blücher

Wie? Was? Kiſte? Zieh!

Er hat den Degen gezückt.

Der Direktor

Du wackrer Graukopf lieg an deinem Ort.
Was leben bleiben ſoll, das ſei dein Wort.
Ich ſchenk es Deutſchland, brenn es in ſein Herz –
nicht deine Kriegsluſt, aber – dein: Vorwärts!!

Der alte Marſchall, vom Stab des Direktors berührt, ſinkt entſeelt nieder.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig.

Meinem zwölfjährigen Sohn Benvenuto

gewidmet

„Wie Kirſchen und Beeren behagen
„Muß man Kinder und Sperlinge fragen.“

Parſival

Parſival

Von

Gerhart Hauptmann

Mit Bildern von Ferdinand Staeger

Verlag von Ullſtein & Co, Berlin 1914

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung
vorbehalten. — Copyright 1913 by Ullſtein & Co

1. Kapitel

Parſivals Mutter hieß Herzeleide. Ich möchte niemand betrübt machen, aber ich glaube doch, daß man jeder Mutter, aber mindeſtens ſehr, ſehr vielen unter ihnen, dieſen Beinamen geben könnte. Wie Herzeleide ſonſt noch hieß und welchem Geſchlecht ſie angehörte, weiß man nicht. Einige ſagen, ihre Familie war ritterlich, andere nennen ſie eine Bäuerin, und dann wäre Parſival in ſeiner Jugend nichts mehr als ein gewöhnlicher Bauernjunge geweſen. Welcher Abkunft Parſival immer ſein mochte, er ſelbſt wußte es nicht, und ſeine

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Mutter, die es recht gut wiſſen konnte, verſchwieg es ihm. Sie hieß nicht umſonſt Herzeleide.

Seine frühen Kinderjahre verlebte Parſival ſehr glücklich, denn Herzeleide bewohnte eine kleine Hütte aus Stämmen, tief verborgen in Waldeinſamkeit, eine Hütte, die ihr, Gott weiß, wer? gezimmert hatte. Vielleicht hatte ſie Herzeleide ſelber errichtet, denn ſie wußte nicht nur den Spaten und die Rodehaue zu gebrauchen, ſondern auch die Axt, und überdies hatte Parſival niemals irgendeinen Menſchen außer ihr zu Geſicht bekommen. Herzeleide ſcheut keine Arbeit, war ihr Lieblingswort.

Parſival hatte ſeine Mutter ſehr lieb und war, wie geſagt, ſehr glücklich in ihrer Hut, trotzdem ſie nicht heiter war, nicht herzhaft lachen und nur höchſtens einmal den Mund zu einem ſchmerzlichen Lächeln verziehen konnte. Der friſche, geſunde Knabe, dachte nicht weiter darüber nach, ließ ſich ſein Eſſen ſchmecken, fühlte ſich geborgen, wenn er von ſeiner Mutter zu Bett gebracht worden war, und hatte am Tage das Kraut- und Blumengärtlein am Haus, die Waldlichtung und die grüne Wildnis ringsum zu einem herrlichen Tummelplatz.

Die erſten zwölf oder dreizehn oder gar vierzehn Jahre ſeines Lebens brachte Parſival mit Kinderſpielen hin. Jedes Kind weiß, was ſpielen bedeutet, und daß es ſo ziemlich das Köſtlichſte auf der Erde iſt. Was die Erwachſenen angeht, ſo ſind leider viele von ihnen auf dieſem Gebiet ganz unwiſſend geworden. Dieſer und jener unter den Großen, der Spielen recht wohl zu würdigen weiß, hat ſich aber auch ſchon über den tieferen Sinn des Spielens Gedanken gemacht: es iſt eine Tätigkeit, die uns niemand befiehlt und niemand beſchränkt, die des groben Nutzens entbehrt und die vielleicht deshalb durch und durch Freude iſt.

Parſival war ein ſtarker Junge. Seine Luſt war der Sonnenſchein, Waldblumen, Vögel, das Klettern auf Bäume, die Holzäpfel, die Wildtaubenneſter, der Schnee, der Sturm! nicht zu vergeſſen das kleine und große Wild, das den Wald bewohnte und das er bereits im neunten und zehnten Jahr mit Liſt und Mut zu verfolgen begann. Ein ſolcher Verkehr mit der Natur iſt geeignet, das Blut geſund, das Auge feſt und weitblickend, die Knochen hart und die Muskeln des Körpers widerſtandsfähig zu machen. Deshalb war es gut, daß keine frechen ſtädtiſchen Lümmels in ſeine Nähe kamen und ihn etwa mit Redensarten angriffen, denn er hätte ihnen entſetzlich mitgeſpielt.

Ihn zu verſpotten, wäre aus manchen Gründen nicht ſchwer geweſen. Ob es nun Herzeleidens, ſeiner Mutter, Abſicht geweſen war oder ob es die Umſtände gegen ihren Willen bewirkt hatten: der Knabe wußte von Gott und dem Teufel nichts, und wenn er überhaupt darüber nachgedacht hätte, ſo würde er angenommen haben, daß außer Herzeleide und ihm kein Menſch auf der Erde ſei und daß dieſe Erde einige Pfeilſchuß weit nach jeder Richtung, von der Blockhütte aus gerechnet, zu Ende wäre. Aber ſo iſt es nicht, wie ihr wißt.

Die Erde iſt überaus weitläuftig und von ſehr vielen Menſchen bewohnt, die nach Völkern geſchieden ſind und von denen jedes ſeine beſondere Sprache ſpricht und ſich auch ſonſt auf mancherlei Weiſe vom anderen unterſcheidet. Aus dieſen und anderen Gründen konnte der junge Knabe Parſival ſogar unter ſeinen Altersgenoſſen für töricht gelten, obgleich ſeine Torheit in Wirklichkeit nur Mangel an Erfahrung war.

Einen bärtigen Mann, dem er etwa begegnet wäre, hätte er vielleicht für ein wildes gefährliches Tier genommen, ein Biſchof in ſeinem Ornat würde ſo etwas wie ein großer, fremder Vogel für ihn geweſen ſein, aber er wäre nicht geflohen, ſondern ſowohl dem Manne, als dem Biſchof, furchtbar zu Leibe gegangen: denn ſeine Mutter hatte ihn mit Bogen und Pfeil vertraut gemacht und ihm auch ein Beil, das zur Streitaxt dienen konnte, in den Gürtel gegeben. Seltſamerweiſe lehrte die Mutter Parſival, daß die ganze Natur ihnen feindlich wäre, und daß man die einfachſten Dinge nur beſitzen könne, wenn man ſie mit der Waffe erobere und verteidige.

Solches würde der Knabe allerdings auch dann im Blute geſpürt haben, wenn es ihm ſeine Mutter nicht beſonders eröffnet hätte.

Parſival, der ebenſowenig leſen als ſchreiben konnte und dem ein Feldſtein im Walde, und etwa ein Buch, nichts weſentlich Verſchiedenes war, und den ein A-B-C-Schütz von der letzten Schulbank beſchämt hätte, beſaß eine breite Bruſt, das weittragende Auge des Raubvogels, Kampfluſt und Löwenmut. Dabei glich er dem Fuchſe in der Schärfe des Gehörs und der Feinheit der Witterung. Wenn er nachts durch den Wald ſchlich, entging ihm nichts. Er wußte jedes Geräuſch zu deuten, ſchon zu einer Zeit, wo es für ein gewöhnliches Menſchenohr noch nicht hörbar war. Seinem gewaltigen Mut entſprach eine ebenſolche Furcht, die ja auch den gewaltigſten Tieren eigen iſt und ſie davor bewahrt, unerwartet und wehrlos von einem Feind überfallen zu werden. Immer alſo war Parſival kampfbereit, und in der Kunſt, ſeine Axt zu ſchleudern oder ſonſt zu gebrauchen und ſeinen Pfeil auf hundert und mehr Schritte genau in den Punkt zu ſetzen, wo er ihn hin haben wollte, kam ihm niemand gleich: kein wirklicher Held, geſchweige ein A-B-C-Schütz von der letzten Bank in der Schule.

2. Kapitel

Herzeleide war eigentlich und im großen Ganzen von einer wortkargen und verſchloſſenen Art. Parſival hatte ſie ebenſowenig jemals lachen als weinen geſehen. Sie bezeigte gegen den Knaben keine beſondere Zärtlichkeit, aber er konnte nichts Unüberlegtes ausführen, ohne von ihrem Auge bewacht und behütet zu ſein. So war es geweſen, als er in ſeiner Unſchuld eine dicke Giftſchlange aufnehmen wollte — ſo, als er im Begriff war, in die Flammen eines Waldbrandes hineinzuſpringen, die er mit ihrem Kniſtern und Knacken für gefräßig-züngelnde Tiere hielt und mit dem Beile bekämpfen wollte. Es würde ſchwer halten, alle die gefährlichen Augenblicke kund zu tun, wo kindliche Unerfahrenheit Parſival in

Gefahr brachte und die Mutter ſein Leben bewahrte und rettete.

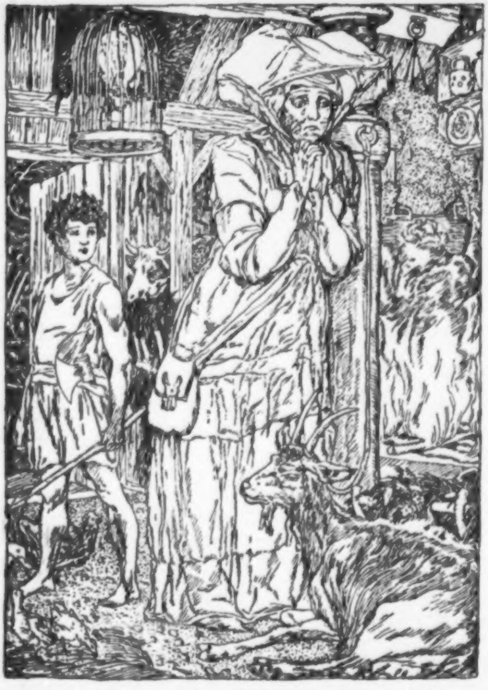
Eines Tages, während ein fürchterlicher Sturm durch den Wald raſte und mit lautem Krachen viele alte Baumrieſen, mit den Wurzeln ausgehoben, in die Lichtung ſchlugen, auf der Herzeleidens Blockhaus ſtand, war Parſival länger als ſonſt auf der Jagd geblieben. Er hatte mitten im wilden Tumult der gegeneinander ſchlagenden Wipfel und Stämme einen angeſchwollenen Bergbach aufwärts verfolgt und war in Höhen hinauf geſtiegen, die er ſelbſt mit den Ziegen der Mutter bisher nicht erreicht hatte. Weder ein Wolf, noch ein Elch, noch ein Bär hatte ihn diesmal mit ſich gelockt, ſondern es waren eher die jagenden Wolken am Himmel, die feuchte, ſtarke, toſende Luft und überdies etwas Allgemeines Unbeſtimmtes, was, ähnlich der aufgeregten und bewegten Natur, ihn aufwärts und vorwärts trieb. Der Bergbach, der ihm ſchäumend, mit wilden Sprüngen und ohrenbetäubendem Rauſchen entgegenſchoß, die tolle

Luft, die, ziſchend und heulend, Stämme knickte und über den Weg des Waſſers warf, ſchienen ihm zu gleicher Ungebundenheit aufzufordern. Ja, es kam eine Wildheit über ihn, ſo daß er ſchrie und ſich in einem Überſchwang von Kraft daran machte, tatſächlich Bäume zu entwurzeln. Er knickte Stämme, drehte ſie ab und warf ſie in die dahingaloppierenden Waſſer hinein. Parſival war alles andere eher als bösartig, aber Kräfte, die noch nicht ſchöpferiſch ſein können, müſſen ſich oft durch Zerſtörung Luft machen, und in dem großen, göttlichen Schöpfungsplane ſind überdies auch die zerſtörenden Kräfte ſchöpferiſch.

Oben auf dem Kamm baumloſer Felsrücken angelangt, zog es den Knaben, mit einer faſt unbezwinglichen Sehnſucht, jenſeits ins Unbekannte hinunter, und er würde ſicherlich weiter geſchritten und an dieſem Tage zum erſten Male nicht unter dem Dache ſeiner Mutter genächtigt haben, wenn ihn nicht plötzlich ein Ruf aus dem über den Berggrat ſchleppenden Nebeln erſchreckt und zur Heimkehr bewogen hätte. Er hatte den Schritt bereits rückwärts gemacht, als er ſich mit der Erklärung beſchwichtigte, er habe ſich durch den Ruf eines einſamen Raubvogels täuſchen laſſen. Immerhin hatte er ganz deutlich und klar das Wort: Herzeleide! in den Lüften gehört.

Sonderbar betrug ſich die Mutter, als Parſival diesmal nach Hauſe kam. Sie ſagte zwar nichts, aber der junge Knabe, der ſie mit einem rätſelhaften Schuldbewußtſein verſtohlen betrachtete, konnte bemerken, wie ſich Tauperlen von ihren Augenrändern ablöſten und lange Zeit immer eine nach der andern herunterfloß und das ernſte und harte Antlitz der Mutter förmlich badeten. Was war das? was bedeutete das? Es war neu, war unbegreiflich für ihn. Aber noch weit unbegreiflicher war es für Parſival, als auch er ſeine eigenen Wangen von Tränen gebadet fühlte und, mit dem Finger das eigene Auge berührend, erkannt hatte, daß es ebenfalls zu einer Quelle ſalzigen Waſſers geworden war. Geſtern, ſprach es in ihm, warſt du noch ganz von Stein, heut biſt du geſchmolzen worden.

Am folgenden Morgen ſagte Herzeleide zu Parſival: „Du kennſt die Kräuter, die giftig ſind, und du kennſt die Schlangen. Ich habe dich die Tiere des Waldes in Fallen und Schlingen fangen, fürchten und mit dem Speere oder Pfeile beſiegen gelehrt. Aber alle dieſe Feinde bedeuten nichts: es gibt Menſchen!“ Und jetzt begann Herzeleide zum erſten Mal ihren Sohn darüber aufzuklären, daß die Geſchlechter der Menſchen wie Sand am Meer über die Fläche der Erde verbreitet ſind und daß weder die Tiere der Erde noch die Menſchen einen zweiten Feind beſitzen, der ſo furchtbar iſt wie der Menſch. Der Kampf mit den Tieren, ſagte ſie, ſei Kinderſpiel. Die Grauſamkeit eines Tieres bedeute, verglichen mit der hohen Kunſt menſchlicher Grauſamkeit, Barmherzigkeit. Im menſchlichen Weſen, ſagte ſie, gibt es viele übertieriſche Eigenſchaften. Andere, die weit unter jeder Beſtie ſind. So gäbe es keine tieriſche, ſondern



Parſival ſieht zum erſten Male ſeiner Mutter Tränen nur eine menſchliche Niedertracht. Auf dieſe Weiſe fuhr Herzeleide fort gleichſam den giftigen und vergifteten Eiter einer alten verſteckten Wunde in die reine Seele des Kindes zu träufeln. Der Schluß ihrer Rede war: „Bleibe bei mir, meide die Menſchenwelt!“

3. Kapitel

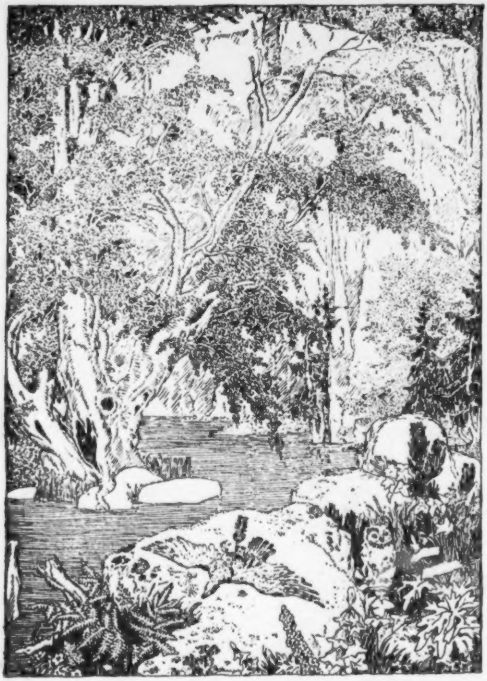
Fortan konnte der Sohn Herzeleidens nicht mehr wie früher in glücklicher Gedankenloſigkeit ſeine Tage zubringen. Er hatte erfahren, wie es außer ſeiner Mutter und ihm noch eine ſehr große Menge ebenſo geſtalteter Kreaturen auf der Erde gab und wie er dieſe als ſeine ſchlimmſten Feinde zu betrachten habe. Und wirklich, hatten ſie denn nicht ſeiner Mutter jene nicht verheilte Wunde zugefügt, deren Vorhandenſein er jetzt erſt erkannte? Was denn ſonſt konnte der Mutter jene Tränen entpreßt haben, die auch in ihm das Harte zerſchmolzen und mit einem unbegreiflichen Schmerz des Mitgefühls, auch ſeine Augen zum Überfließen gebracht hatten? Wenn er des Vergehens der Menſchen an ſeiner Mutter gedachte und deſſen, was die Mutter ſonſt von ihnen behauptet hatte, ſo fühlte er einen Haß gegen ſie, der ſich zuweilen zu einer Vernichtungswut gegen alles, was Menſch heißt, ſteigerte, inbegriffen ſogar ihn ſelbſt. „Warum, wenn die Menſchen nicht beſſer ſind, ſind ſie denn überhaupt vorhanden und wozu lebe ich, da ich nichts Beſſeres bin als ein Menſch?“ Hatte Parſival ſich in ſolche Gedanken eingeſponnen, ſo ſehnte er ſich nach einer Waffe, die handlicher und auch furchtbarer wäre, als ſein Beil — einer Waffe, geeignet, um mit ihr in die Welt zu ſtürmen und die Mutter an den Menſchen zu rächen.

Es wurde nun wieder Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Es wurde abermals Frühling, und immer grübelte Parſival über die unheilbare Wunde ſeiner Mutter und über die Menſchen nach, deren Vorhandenſein ihn, ſo oder ſo, teils im Haß, teils aus neuen, unbekannten Urſachen, mehr und mehr anlockte. Die Sehnſucht, unter Menſchen zu kommen, wuchs mit einer unwiderſtehlichen, ſchmerzhaften Kraft in ihm, und weder der Vogelfang, noch die Jagd, noch die Fiſcherei vermochten ihn von dem heißen Wunſche abzulenken, über den Kamm der Berge hinauszukommen, über den Wendepunkt, an dem jener Raubvogelſchrei: Herzeleide! ihn zur Umkehr bewogen hatte. Der arme Junge konnte nicht von dem Gedanken los, obgleich es ihm ganz unmöglich ſchien, ſeine alternde Mutter, deren einziger Freund und Beſchützer er war, in der Wildnis allein zu laſſen.

Es war eine ſehr geſunde und natürliche Kraft, die Parſival in die Weite zog, dennoch fühlte der Knabe ſich ſchuldbewußt und doppelt ſchuldig beim Anblick der Mutter. Was hatte ſie doch für einen kummervollen Blick, der ihn bis in die verſteckteſten Winkel ſeiner Seele zu prüfen ſchien!

Nun muß ich von einem Wunder berichten:

Es iſt eine rätſelhafte Erfahrung, die aber immer aufs neue beſtätigt wird, daß jede Hand gerade diejenige Waffe zur rechten Zeit finden muß, die ihr wie keine andere nützlich und handlich iſt. Das Wunder, was in einem ſolchen Falle geſchieht, bleibt ſtets gleich groß, auch wenn die Art, wie die rechte Hand im rechten Augenblick mit der rechten Waffe vereinigt wird, höchſt natürlich und ſelbſtverſtändlich anmutet. Im Falle des Knaben Parſival war ſie aber, ſchon äußerlich genommen, ungewöhnlich und wunderlich. Er kam hinzu, als eben am Rande eines Bergſees ein Falke auf eine Taube ſchoß, die verknäult mit dem Räuber zur Erde ſtürzte. Nachdem des Knaben Senne geſchwirrt und ein glücklicher Schuß die Bruſt des Falken durchbohrt hatte, bemerkte der Schütze, daß die verwundete Taube noch am Leben war. Sie lag an der Erde und ſchlug mit den Flügeln. Es iſt nicht zu leugnen, der Beruf eines Jägers iſt ein grauſamer, dennoch darf man ſagen, daß der echte Jäger zwar die Kunſt des Tötens betreibt, aber ſonſt zum Mitleid geneigt und keineswegs grauſam iſt. Der Sohn Herzeleidens trat hinzu, er wünſchte die Qualen des blutenden Täubchens abzukürzen. Aber aus irgendeinem Grunde unterließ er es dieſesmal, das Tierchen mit einem kurzen

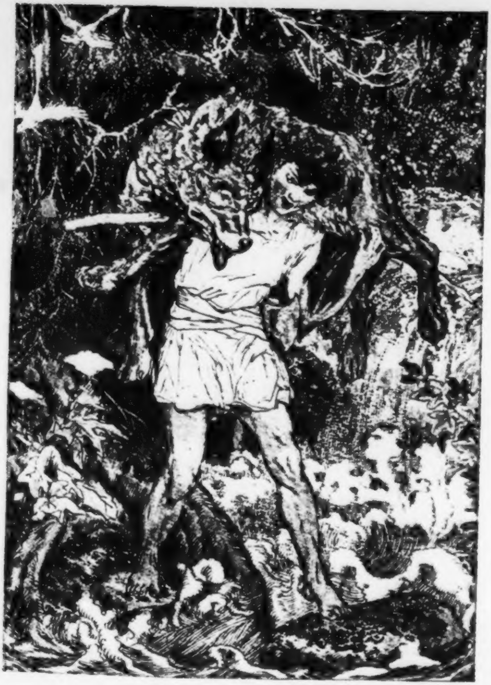


Parſival rettet eine Taube vor dem Sperber

Handgriff abzutun, und ſo behielt es das Köpfchen zwiſchen den Schultern. Stirb oder lebe! ſagte der Schütze laut, indem er das blutende Opfer ergriff und behutſam in ſeinem Arm bettete, mein Pfeil hat entſchieden, er wurde dein Retter. Ich will nicht grauſamer als das gefühlloſe Werkzeug ſein.

Mein Pfeil hat entſchieden, ſagte alſo Parſival, allein es war in ſeinem Innern ein unbegreiflicher Schauder wach geworden, als wäre hier von einer allgegenwärtigen unſichtbaren Macht, nicht aber von ihm, noch von ſeinem Pfeil, die wahre Entſcheidung getroffen worden. Wie unter dem Banne eines Zaubers ward er bewogen, am tiefergelegenen Waſſerrand das gierig trinkende Täubchen zu tränken, die Wunden zu kühlen und durch ein Bad in den klaren Seefluten ihm wohl zu tun.

Dies war geſchehen, als Parſival den Laut eines wilden Täuberichs von einer kleinen, mit Buchen beſtandenen Inſel her, vernahm, wo er natürlich das Neſt, aus dem die geſchlagene Taube entſtammen mochte, vermutete. Und flugs, wie unter einem unwiderſprechlichen Gebot war er bis unter die Arme mit der Abſicht ins tiefe Waſſer gegen das Inſelchen vorgedrungen, das Taubenweibchen zu ſeinem verlaſſenen, gurrenden Ringeltauber ins Neſt zu tun. Glücklich kam er ans Land, und da er ebenſogut, wie der braune Bär, den höchſten Baum zu erklettern vermochte, ſaß die arme Thieſe auch bald, eine Menge beſprenkelter kleiner Eier mit Blut überſtrömend, im Flaum ihres alten Neſtes drin. Als Parſival aus den höchſten Zweigen dieſer tauſendjährigen Buche heruntergeſtiegen war, hatte er ein Schwert gefunden. Zu ſeiner Entdeckung führte den Knaben ein aus der Tiefe des hohlen Stammes leuchtender Blutrubin. Er griff nach ihm, weil er den Stein für das Auge eines Waldkauzes halten mochte, merkte indeſſen ſogleich, daß er mit einem erzenen Handgriff verbunden war, der ſich in eine blanke und breite Klinge fortſetzte. Obgleich er ein Schwert bis dahin noch nicht geſehen hatte, wußte er doch, ſobald er es frei in Händen hatte, was es bedeutete und wozu es geeignet war und daß er nun mit dieſem blitzenden Fund in der Hand ſeine Ausfahrt in die Welt nicht mehr verzögern brauchte.



Der Knabe Parſival als Jäger

4. Kapitel

Als am folgenden Morgen Parſival wie gewöhnlich auf ſeiner moosduftenden Lagerſtätte im Blockhaus der Mutter erwachte, und dieſe ſchon am Herde beſchäftigt fand, ſprang er ſchnell auf die Beine und ſagte ihr, daß er ſie an der Welt und den Menſchen rächen müßte. Im erſten Schreck und in der Angſt, ihn zu verlieren, ſagte ſie, vielen Müttern nicht unähnlich, gerade etwas, was ſeinen Entſchluß doppelt heftig auflodern machte: er ſei ja wehrlos und waffenlos. Da konnte der Knabe ſich nicht enthalten, obgleich er ſich vorgenommen hatte, der Mutter den Schwertfund zu verheimlichen, er zog mit ſtolzem Triumph im Blick die breite, leuchtende Waffe unter den Tierfellen ſeines Lagers hervor. Ich muß dich verlaſſen, Mutter, ſagte er, weil ich ſo lange keine Ruhe mehr zu finden vermag als ich den nicht entdeckt und geſtraft habe, der dir deine unheilbare Wunde geſchlagen hat. Weinend gab Herzeleide zur Antwort: dieſe Wunde iſt nicht tödlich geweſen. Verläßt du mich, ſo ſchlägſt du mir eine viel größere Wunde, die tödlich iſt. Wenn du aber jenen treffen und beſtrafen ſollteſt, dem ich alle tiefſten Schmerzen meines einſamen Daſeins verdanke, ſo würdeſt du mich ſtatt eines, zehn qualvolle, langſame Tode ſterben laſſen. Aber Parſival nahm ſein Schwert, ſchritt über die Lichtung, biß ſeine Zähne aufeinander und ſah ſich nicht einmal um, als die Mutter ihm laut und flehend nachweinte.

Er wanderte mehrere Tage lang. Keine Stimme hatte ihm auf dem Bergkamm, wo er das erſte Mal ſeine Schritte gewendet hatte, ein warnendes „Herzeleide“ zugerufen. So wacker und kräftig er vorwärts ſchritt, die Welt war endlos und er mußte ſich wundern, warum er noch immer nicht ihren Rand erreichte. Wollte ihn der Gedanke an ſeine verlaſſene Mutter doch wieder rückwärts ziehen, ſo beſchwichtigte er ſein Herz und ſein Gewiſſen, indem er ſich immer wieder ſagte, er müſſe ſie rächen an den Menſchen und beſonders an dem, der ihr ſo viel zuleide getan. Nun lief er bereits den dritten Tag, hatte indeſſen, außer im Waſſer, ſein eigenes Spiegelbild, einen Menſchen noch nicht zu Geſicht bekommen.

Natürlich dachte er, es werde ſogleich, mit dem erſten von ihnen, der etwa auftauchte, einen blutigen Strauß abſetzen. Bei dieſer Vorausſicht miſchte ſich in den Haß gegen ſeinesgleichen Kampfluſt ein. Aber nicht nur der Vergeltungsgedanke, nicht nur die Kampfluſt, ſondern auch eine andere Luſt regte ſich in der Erwartung, Menſchen zu treffen. Es war eine Freude, die ihn beunruhigte und im Geiſte gleichſam vor ſeiner entfernten Mutter ſchamrot werden ließ. Am ſpäten Mittag des dritten Tages ſeiner Wanderſchaft hatte der Jüngling den Waldrand erreicht und erblickte, nicht weit davon in einer blumigen Wieſe, ein Zelt aus ſchöner in Purpur gefärbter Seide aufgeſchlagen. Da er, obgleich an Erſcheinung von Kraft und Adel, in bäuriſcher Einfalt herangewachſen und Furcht ihm eine fremde Sache geblieben war, ſo hatte er nicht das geringſte Bedenken, ohne weiteres in das Innere des Zeltes einzutreten.

Hier ſah er das erſte Menſchenkind.

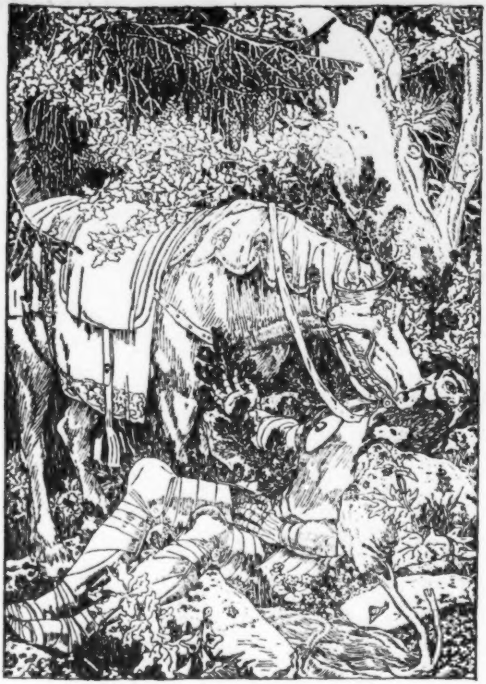
Da war nun freilich zunächſt mit dem Schwert in der Fauſt und mit dem Gedanken an Rache für Herzeleide nichts anzufangen. Denn was er hier zu Geſicht bekam, war, um es kurz herauszuſagen, ein ſchönes friedfertig blickendes Mägdelein. Parſival erkannte ſogleich, daß er es hier nicht mit ſeinesgleichen, ſondern mit einer viel jüngeren Schweſter ſeiner Mutter zu tun hatte. Es war kein Zweifel, allein ſchon darum, weil die junge Menſchin reichlich Herzeleidens Tränen vergoß. Das Mädchen erſchrak, als ſie den rauhen Waldmenſchen ſah, aber irgend etwas in ſeinem Blick ließ ſie Vertrauen faſſen. Sie wußte nicht, daß wieder, wie einſtmals mit den Tränen der Mutter, die Seele des jungen Abenteurers auch an ihren Tränen geſchmolzen war. Er begrüßte ſie und ſeine erſten Worte waren die Frage: wer der wäre, der ihr die heimliche Wunde geſchlagen habe. Da weinte ſie lauter, begann unter Schluchzen zu erzählen und Parſival hörte ihre ganze Geſchichte an.

Sie war von einem grauſamen Mann, einem räuberiſchen Ritter entführt worden, obgleich ſie ihr Jawort zur Ehe einem ſchönen, jungen Manne gegeben hatte, der nicht nur ihre Freude, ſondern auch die Freude ihrer alten Eltern geweſen war. Der rohe und grauenvolle Menſch, der unter der Ritterſchaft den Namen des Stolzen von der Haide trug, ſchleppte ſie gegen ihren Willen mit ſich und hatte jeden Verſuch, ſie zu befreien, zunichte gemacht. Ja, er hatte ſogar ihren Bräutigam im Zweikampf erſchlagen.

Wo iſt der ſtolze Herr von der Haide? fragte Parſival, denn gerade er iſt das Wild, das ich vor allem anderen ſuche.

Nicht lange, ſo kam der Stolze auf ſchwarzem Roß über die Heide herangebrauſt. Da war wirklich ein furchtbarer Menſch, wie ihn Parſival ſich gedacht hatte. Sein Bart war ſchwarz, er hing bis auf den Magen herab und war ihm ſogar in den Gürtel geſchlungen. Unter ſchwarzen Buſchen blitzten ſchwarze Augen hervor, voll düſterer Härte und einem verachtungsvollen Stolz, der nur durch den Tod zu beſiegen war. Er parierte den Gaul, der gewaltig wieherte, wobei es von Helm, Sporen und der Menge der Panzerringe ein lautes Geſchotter gab. Als der Stolze die Lippen öffnete, kamen durch das Gehege ſeiner ſtarken, elfenbeinernen Zähne nur dieſe grimmigen Worte hervor: Bauernflegel, was ſuchſt du hier? — Gerade ſo einen wie dich, ſagte Parſival, um Herzeleide an ihm zu rächen. Und wie zwei Löwen auf einmal, ſprang der Junge den Ritter an.

Der Kampf war ſchwer, aber der endliche Sieg blieb Parſival. Der Stolze lag am Waldrand erſchlagen. Er färbte die Gräſer und Gänſeblümchen



Der Tod des Herrn von der Haide

mit ſeinem rinnenden Blute rot. Als Parſival den Ritter von ſeinem Schwerte zerfleiſcht, dermaßen in ſeinem Blute liegen ſah, ſchauerte ihn vor dem, was er vollbracht hatte. Er ſagte ſich, daß er Herzeleide gerächt habe. Aber er wollte das Mädchen, die er von ihrem Peiniger befreit hatte, nicht wieder mit Augen ſehen. Deshalb ſchlug er ſich abſeits in die Wälder.

5. Kapitel

Einige Tage mochte Parſival nach ſeiner erſten Tat durch die Forſten gewandert ſein, bis ihn die Sehnſucht übermannte, zu Herzeleiden heimzukehren.

Der Geiſt des ſchwarzen, toten Ritters lag wie eine niederdrückende Laſt auf ihm und es war ihm, als könne ſie nur an der Bruſt der Mutter von ihm genommen werden. Seine Kampfesfreudigkeit war dahin, ſeine vorwärtsſtürmende Wanderluſt in ein zielloſes Irren ausgeartet. Nun aber, nachdem der Entſchluß, ans Herz der Mutter zurück zu flüchten, zum Durchbruch gekommen war, kam wieder friſches Leben in ihn. Dort wollte er die alten, unſchuldvollen und freien Tage wiederfinden.

Er lief, wie er nie gelaufen war. Es ſchien ihm, als habe er ſich nur bei ſeiner täglichen Jagd verſäumt. Er war etwa eingeſchlafen und hatte einen läſtigen, im Grunde aber bedeutungsloſen Traum gehabt. Jetzt fiel ihm ein, was die Mutter geſagt hatte: du ſchlägſt mir eine weit größere Wunde, wenn du gehſt, als die iſt, die mir der Unbekannte geſchlagen hat. Mutter, wollte er ſagen, wenn er fröhlichen Grußes bald wieder in die geliebte Blockhütte eintreten ſollte, ich habe geſündigt, indem ich von dir ging, ich will jetzt und immer bei dir bleiben. Da würde die Mutter ihn ſtreicheln, dachte er ſich, und würde auch die zu allertiefſt in ſeinem Inneren, wie ein böſer Schwaden, lagernde Angſt hinweglächeln, die mit der Erinnerung an das zuſammenhing, was die Mutter beim Abſchiede ſonſt noch geſagt hatte. Es waren die Worte: „Wenn du aber jenen treffen und beſtrafen ſollteſt, dem ich die allertiefſten Schmerzen meines einſamen Daſeins verdanke, ſo würdeſt du mich ſtatt eines, zehn qualvolle Tode ſterben laſſen“.

Nein! der Stolze von der Haide war ſicher nicht derſelbe geweſen.

Parſival hatte die Grenzhöhe überſtiegen und hatte vor Freude die Steine geküßt, wo ihn früher der Ruf Herzeleide aus den Lüften zur Umkehr bewogen hatte. Er ſprang mit den Sätzen einer Gemſe glückſelig die Hänge und Lehnen hinab. Jeder Baum, jedes Gras, jedes Farnkraut, jede Waldblume ſchien ihm hier bereits im Schoß ſeiner Mutter unter der liebenden Hand Herzeleidens zu gedeihen. Er gelangte zu jenem See, wo er vor kaum einer Woche die Taube vor dem Sperber gerettet hatte und als er den Baum erſtieg, in deſſen Zweigen der Wildtaubenhorſt geweſen war, hörte er Stimmen junger Vögel und ſah zu ſeiner Freude das Taubenpärchen geſund um ein Neſt voll hungriger Kinder herumfliegen. Er nahm ſein Schwert und ſenkte es wiederum tief in die Höhlung des Baumes hinein.

Als er dies vollbracht hatte, war ihm auf einmal um vieles leichter zu Sinn geworden. Er mußte nun, ſeiner Schätzung nach, nach wenigen hundert Schritten das Blockhaus erreichen, das er fortan nun nicht mehr verlaſſen wollte. Da wurde er plötzlich auf eine Menſchengeſtalt aufmerkſam, die man von oben durch die Baumzweige ſehen konnte und die, mit der Angel fiſchend, nicht weit vom Ufer des Sees in einem Nachen ſtand.

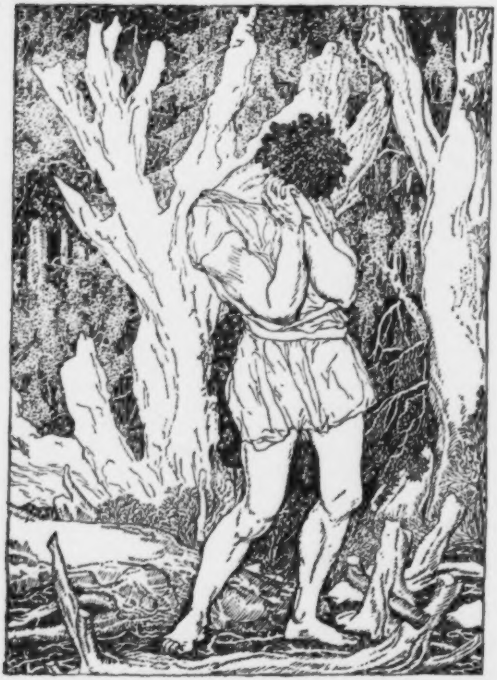
Nie hatte der Sohn Herzeleidens, wie wir ja wiſſen, an dieſem Ort einen Menſchen geſehen. Deshalb traute er ſeinen Augen nicht, ſtieg aus den Zweigen des Baums zur Erde nieder, und rief den ſeltſamen Angler mit lauter Stimme an.

Der Fiſcher, der ſich in ſeinem Geſchäft nicht ſtören ließ, ſchien zu glauben, Parſival ſei ein verirrter Wanderer, habe den Weg verloren und wolle ſich nun zurechtweiſen laſſen. Deshalb, den Anruf mit einer Frage beantwortend, wollte er wiſſen: wie Parſival eigentlich in dieſe Gegend gekommen ſei und wo er hinauswollte. — Ja, wo willſt du hinaus? und wie biſt du in dieſe Gegend gekommen, antwortete Parſival. Was mich anbelangt, ſo kannſt du wohl wiſſen: Wald und See und alles ringsum iſt meiner Mutter, iſt Herzeleidens Eigentum. — Die Welt iſt Herzeleidens Eigentum, ſagte der Fiſcher und warf die Angel herum, ſo daß der Köder nicht gar weit von dem Jüngling ins Waſſer fiel. Er wiederholte: die Welt iſt Herzeleidens Eigentum, Parſival! — Woher kennſt du mich? fragte der Junge. Der Fiſcher dagegen: das ſag' ich nicht! — Haſt du ſchon viele Fiſche gefangen? fragte Parſival weiter, eigentlich nur, um etwas zu fragen, weil es ihm bei der wunderlichen Geſellſchaft unheimlich ward. — Ich warte eigentlich nur auf einen einzigen Fiſch, gab der Fiſcher zurück, von dem ich nichts ſehnlicher wünſchte, als daß er an meiner Angel anbeißen möchte. — Dann warte, bis du ſchwarz wirſt, ſchloß in einem Anfall jugendlichen Übermuts Parſival: ich kann mich bei dir nicht verſäumen, denn meine Mutter wartet auf mich.

Er lief davon und hatte in kurzer Zeit die Lichtung mit dem Blockhauſe erreicht, das ihm jedoch, aus einiger Entfernung geſehen, irgendwie verändert ſchien. Sein Herz ſchlug wild, als er ſich zögernden Schrittes der alten, geliebten Wohnſtätte annäherte. Was war geſchehen? Parſival fiel aufs Geſicht und ward ohnmächtig.

Als er wieder erwachte, fand er das ſchreckliche Bild unverändert, deſſen Anblick ihn wie mit einem Hammerſchlage getroffen hatte. Die Hütte Herzeleidens, die Wiege und das Aſyl ſeiner Jugend, war vollſtändig ausgebrannt. Ja ſelbſt die ſchwarze Aſche war erkaltet und zeigte keinerlei Glut, ſoviel man darin herumwühlte. Wo war Herzeleide? Parſival durchſuchte ringsum den Wald und ſchrie mit lauter Stimme nach ihr.

Als er bis zum Einbruch der Nacht vergeblich nach ſeiner Mutter geſucht hatte, fiel ihm der ſeltſame Angler wieder ein, mit dem er Worte gewechſelt hatte, und ihm ſchoß der Gedanke durch den Sinn, daß jener vielleicht ihm etwas über den Verbleib ſeiner Mutter zu ſagen vermöchte. Hatte er nicht, wenn auch vielleicht ſpöttiſch, geäußert,



Parſivals Schmerz um die verlorene Mutter die ganze Welt ſei Herzeleidens Eigentum? — Er gelangte zum See und entdeckte zu ſeiner Freude den unentwegt angelnden Fiſchersmann, obgleich der Abend bereits herabdämmerte und ſich ſein Boot ziemlich weit vom Ufer gegen die Mitte des Sees entfernt hatte. Der Spiegel des Sees war ganz ſchwarz um dieſe Zeit, nur in der Tiefe ſchienen purpurne Zinnen einer verſunkenen Burg aufzuflammen.

Fiſcher ahoy! ſchrie Parſival. Ungerudert und ſteuerlos kam wie von ſelbſt der Nachen langſam gegen das Ufer getrieben. Parſivals Stimme fragte, wo Herzeleide ſei, und der Fiſcher, der auch jetzt immer nur nach der Angel blickte, ſagte etwa dieſes zu ihm:

Du wirſt Mühe haben, deine Mutter wieder zu finden. Ich könnte dir manches von ihr und ihrem Schickſal ſagen, aber, der Mund iſt mir verſiegelt, ſolange ich nicht den Fiſch, auf den es ankommt, gefangen habe. Immerhin gehe doch den See entlang und ſuche die Stelle, wo der breite Strom ſich in ihn ergießt. Wandere den Strom hinauf, bis du eine einſam gelegene gewiſſe Burg findeſt, dort poche an und es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß du bei ihren Bewohnern etwas über deine Mutter erkundeſt. — Parſival hatte nicht üble Luſt, vor Schmerz und Wut über die gewundenen Worte des Fiſchers ins Boot zu ſpringen, um ihm mit der Fauſt ſein Geheimnis abzunötigen. Sein Schmerz um die verlorene Mutter war grenzenlos, und er wußte nicht, wie er, ohne zu ſterben, die Sehnſucht und Qual um ſie weiter aushalten ſollte. Allein es ward jählings dunkel und Parſival ſah alsbald von Fiſcher und Boot nichts mehr.

6. Kapitel

Er ſtolperte nun in der Dunkelheit blindlings vorwärts, weil ihm nichts anderes übrig blieb, ſofern er noch etwas von ſeiner Mutter erfahren wollte, als die Burg zu ſuchen, von der ihm der Fiſcher geſprochen hatte. Es war eine bittere und furchtbare Nacht, die er da zu durchleben hatte. Er war erſtaunt, wie es möglich war, daß ein Menſch gleich ihm in ſolche Verwirrung der Not verſinken kann. Während dicke Finſternis ihm das Vordringen zeitweilig ganz unmöglich machte, geriet er mehrmals aus der Angſt der Verzweiflung heraus in eine Berſerkerwut, die ſich mit blutigen Fäuſten an Steinen und Baumſtämmen austobte.

Natürlich verſäumte er nicht, immer wieder den Namen Herzeleidens in die rauſchende Ödenei der

Wälder hineinzurufen, wo ihm dann manchmal ein ſchaurig höhnendes Echo entgegenkam, ein Echo, das ſeine Hilfloſigkeit, ſeine Angſt, ſeine Sehnſucht und ſchließlich auch ſeine Wut nur noch ſteigerte. Gegen wen er eigentlich dieſe Wut richten ſollte, wußte Parſival in dieſer Verfaſſung nicht. Er erſchien ſich wie ein Gefoppter, wie ein Betrogener. Man hatte ihn um das einzige, um das höchſte Gut geprellt, was die Erde für ihn beſeſſen hatte, aber wo der Betrüger, wo der Preller zu ſuchen war, hätte er nicht zu ſagen gewußt. Er ſtand nicht an, ſeine Mutter von der Luft, der Nacht, den Bäumen, den Felſen, von Waſſer und Erde, bei Strafe ſeiner ewigen Feindſchaft zurückzufordern.

Gegen Morgen erkannte Parſival, wie er ſich am Ufer eines mäßig breiten Stromes aufwärts bewegte. Der graue Dämmer der ſich verkündenden Sonne enthüllte Talwände, die ſich erweiterten oder ſteil und felſig an das Strombett herantraten. Je weiter er ging, um ſo unbekannter wurde ihm die Natur, und hätte er nicht eine zerriſſene Seele in ſich getragen, würde er am Ende geglaubt haben, im Paradieſe zu ſein.

Fremde Gewächſe, fremde Blumen, Bäume und Gräſer umgaben ihn. Große Aras und andere Papageien kamen in kleinen oder größeren Trupps, mit menſchlichen Stimmen redend, über die klaren und grünen Fluten des wandelnden Stromes herübergeflogen. Sie ſchwebten um ſeinen Kopf und es kam ihm vor, ſie begrüßten ihn. Einmal glaubte er ſagen zu hören: Knabe Parſival, dein Vater erwartet dich! und dachte lange darüber nach, was dies Wort wohl bedeuten möchte und was der „Vater", der ihn erwarten ſolle, am Ende für eine Art Vogel ſei. Aber nicht nur die Papageien waren zahm in dieſem Flußtale. Ruhende Hirſche mit ihren Hinden lagen wiederkäuend auf ſanften Wieſen, unter tauſendjährigen Steineichen. Äſende Antilopen, Tiere, die alle Anmut und jeden ſanften Adel des Friedens in ſich vereinten, traten furchtlos an den Wanderer heran und berührten ihn mit den feuchten Lefzen. Mannshohe Heide blühte ſchneeweiß und aus Gruppen dichter Lorbeergebüſche erklangen Kehlen verſteckter Singvögel, deren Töne von überirdiſcher Klarheit und Süße waren. In dieſe traumhaften, atemverhaltenden Wonnen klang plötzlich der ferne Laut eines Glöckchens herein, ein Laut, der alle Vögel ſogleich verſtummen oder ihren Flug unterbrechen machte und Antilopen wie Hirſche bewog, ſtill zu ſtehen, ja ſogar im Wiederkäuen innezuhalten. Mit langen Hälſen wandten ſie ſich einer purpurflammenden Stelle in der Ferne und Höhe des Tales zu, in eine Richtung, aus der jetzt der Strom im Morgenrot wie eine breite Straße purpurnen Blutes heranſtrömte. Auch Parſival konnte nicht anders, als ſich nach ebenderſelben Richtung hinzuwenden. Da erkannte er, daß der Rubinglanz von den Zinnen einer ſtolzen Burg herrührte, die nun ſicherlich keine andere, als die von ihm geſuchte war, jene, nach der ihn der Fiſcher gewieſen hatte.

Da hörte er unſichtbare Stimmen in den Lüften, die dieſes hymnenartige Lied ſangen:

Ich wohne an einem breiten Strom,
Ich wohne in einem hohen Dom,
Der breite Strom fließt durch den Dom.
Und breiter immer wird der Strom,
Und höher immer wölbt der Dom,
Der Strom fließt endlos durch den Dom.
Im Nachen ſchwimm ich auf dem Strom:
Drin ſpiegelt ſich ein zweiter Dom:
Ich tauche nieder in den Dom —
Und tauche wieder aus dem Strom
Geflügelt in den ober'n Dom:
Muſik durchrauſchet voll den Dom.
Und Well auf Welle bringt der Strom,
Und alles wogt und klingt im Dom:
Und dröhnt und bebet laut im Dom.
Du weißt nicht: biſt nur du der Strom?
Biſt, was da rauſcht und brauſt im Dom?
Am Ende biſt du ſelbſt der Dom.

Nicht lange danach war der Knabe am Tore der geheimnisvollen Burg angelangt, nachdem er eine Brücke aus reinſtem Kriſtall überſchritten hatte, die über den hier beſonders breiten, immer noch blutig wogenden Strom bis an die Schwelle der Burg geſchlagen war. Er pochte an und ward von einem freundlichen Pförtner mit langem, weißem Barte, willkommen geheißen. Beim Anblick dieſes neuen Menſchen und Mannes fiel Parſival ſogleich das bittere Urteil ſeiner Mutter über die Menſchen ein und er konnte ſich nicht entſchließen, die gütige Frage des Alten nach ſeinem Begehr anders als mit finſterem Grimm zu beantworten: Ihr habt meiner Mutter eine unheilbare Wunde geſchlagen, ſagte er, und wenn ihr ſie überdies geraubt habt und gefangen haltet, ſo nehmt euch in acht, denn ich werde ſie mit Gewalt befreien oder eure Burg an allen vier Ecken zugleich anzünden, ebenſo, wie ihr es mit der Blockhütte meiner Mutter getan habt.

Der Pförtner war eine hohe Geſtalt. Außer, daß ſein gütiger Ernſt ſich mit einer gewiſſen freundlichen Milde gleichſam noch mehr ſättigte, konnte man ihm eine Wirkung der trotzigen Worte nicht anmerken. Er ſagte nur, ganz einfach: Im Namen des heiligen Grals, tritt ein!

Was geht mich der Gral an, ſagte Parſival. Danach frage Gott, gab der Pförtner zurück. Wer iſt Gott, alter Weißbart? ich weiß es nicht! Der würdige Mann, der wohl zu bemerken, unter dem langen weißen Gewand ein ſilbernes Panzerhemde trug, über dies ein Schwert im breiten Goldgürtel, ſagte, ihn gleichſam verbeſſernd: Nenne mich Gornemant! Und er fuhr fort mit Feierlichkeit: Was du von Gott nicht weißt, das wirſt du durch Fragen nie erfahren. So lange du redeſt, Burſch, ſchweigt Gott und erſt, wenn du gelernt haſt, wahrhaft zu ſchweigen, wird Gott reden. Geh, der Burgherr erwartet dich. — Aber Parſival war nicht einzuſchüchtern. Er ſtieg im Gefolge eines anderen wie der Pförtner gekleideten Ritters, oder was er ſonſt war, eine breite Marmortreppe empor und redete laut, er werde ſeine Mutter, ſofern man ihr nun ein zwiefaches Leid angetan hätte, hundertfältig zu rächen wiſſen. Sein

Führer aber kreuzte nur die Hände auf der Bruſt, ſo oft er ihn anſprach, und verneigte ſich voller Demut vor ihm. Durch dieſe Handlung ward Parſival einigermaßen aus der Faſſung gebracht. Dazu kam der Anblick ſo vieler Treppen, Säle, Hallen und Söller der Burg, deren geſamter Bau ihn wie das Werk eines Zauberers anmutete. Durch Krypten ward er geführt, wo viele gedrehte Säulen aus ſchwarzem Marmor das Licht einer einzigen, blutigen Ampel ſpiegelten. Dabei ſagte der Führer: wir ſind hier in der Tiefe unter dem Strom! Er mußte ſich durch enge lichtloſe Gänge hinter dem Führer hertaſten, dann immer im Kreiſe herum, Stufe um Stufe endlos empor, gleichſam um den Stamm eines ſteinernen Rieſenbaums. Ein Pförtchen ging auf und er ſah eine ungeheure Kuppel über ſich, hoch und weit und von Golde gleißend, wie der arme Junge dergleichen nicht einmal in ſeinen Träumen erblickt hatte. Der ganze Raum, in dem er ſelbſt nur ſo etwas wie eine Ameiſe war, ſchien eine ſanfte

Muſik auszuſtrömen. Kein Wunder, wenn der gute Junge, Parſival, hier nicht ſogleich zu ſich kam und eine Weile ganz vergaß, wer er war und was er in dieſer Umgebung erfahren wollte.

Als er aus ſeinem Staunen erwachte, war er allein.

Aber er wurde ſogleich in erneutes Horchen, Schauen und Staunen hineingezogen. War dies er ſelbſt, was er ringsum fühlte, hörte und ſah? War es am Ende nur ſeine Seele, die ſich mit ſolchen Viſionen erfüllt hatte? War ſie, die Seele, der klingende Dom, den er in ſich trug? oder war er geſtorben und, ſelbſt nur eine klingende Welle der Luft, in allen dieſen beweglichen Wundern untergegangen?

Denn wahrlich, alles dies ſtand nur ſcheinbar feſt und ſchien vielmehr wie aus ätheriſchen Stoffen gebildet. Dieſe mächtige Kathedrale ſchien außerdem doppelt zu ſein und ihn ſchwindelte, wenn er durch den fließenden Spiegel des Bodens hinabblickend, den zweiten gewaltigen Dom erblickte, umgekehrt und wie eine abgrundtiefe Schale unter ihm.

In all dieſem Schwanken, Wogen und Klingen war aber eine Stimme verteilt, darin immer der Ruf „Herzeleide“ erzitterte. Der Name der Mutter von jener geheimnisvollen Bedeutung erfüllt, die ihn ſchon einmal zur Umkehr bewogen hatte.

Und, einem Blinden nicht unähnlich, tappte Parſival vorwärts. Flüchtige Bilder umgaben ihn, ſchnell entſtehend, um ſchnell zu verſchwinden. So glaubte er, aus einem weißen Stoffe gebildet, in lange Gewänder gehüllt, die Mutter zu ſehen, einen weißen Leichnam, dem Ermordeten, dem von der Haide gleich, über den Schoß gelegt.

Dies alles iſt Zauberei, dachte Parſival, nachdem er in einer ſchmerzlichen Freude des Wiederſehens ſeine Hände nach Herzeleiden ausgeſtreckt hatte und alles wie eine luftige Täuſchung zerronnen war.

Indem er noch dieſem Blendwerk nachdachte, traten, wie kleine Ameiſen, die erſten Geſtalten einer längeren Prozeſſion durch eine Seitenkapelle in die Kirche ein und Parſival wurde aufmerkſam. Der Führer, nun wieder auftauchend, ſagte ihm, daß ſich in dieſem Zuge von alten und jungen Männern auch der Burgherr befinde. Jeder trugen ſie eine weiße Tunika und das große, rote Kreuz, hineingewebt auf der Bruſt. Mit Eintritt der Prozeſſion hatte die feierliche innere Muſik des erhabenen Steingewölbes zugenommen. Der Führer ſagte: es iſt nicht Sitte, daß ein Fremder den Burgherrn anſpricht, Parſival, deshalb bitte ich dich, zu warten bis er ſelbſt das Wort an dich richten wird.

Der Zug kam näher und mit ihm einer, der auf einer Bahre getragen wurde und weit köſtlicher als die anderen gekleidet war. Allen wurde, unter einem ſeidenen Baldachin, ein wundervolles, kriſtallenes Gefäß vorangetragen, das aus ſich ſelber mit einem reinen und weißen Glanze zu leuchten ſchien. Man ſtand nicht ſtill und dem wartenden Jüngling kam es vor, er ſei von keinem der vielen, feierlich ſchreitenden Männer auch nur bemerkt worden.

Er wurde unruhig und ſein Führer beſchwichtigte ihn. In dieſem Augenblick ward ein Speer mit blutender Spitze vorbeigetragen. Die Waffe, von ihrem Träger geneigt, ließ aus ihrem geheimnisvollen Blutquell Tropfen um Tropfen in die leuchtende Schale träufeln. Dieſe hatte man endlich über die Stufen eines Altars hinangetragen und oben als Allerheiligſtes niedergeſtellt.

Natürlich erſchienen auch dieſe wunderbaren Vorgänge dem Knaben als das, was ſie waren, nämlich als unbegreiflich wunderbar. Allein unter ſo vielem Unerklärlichem ward es eine Art Rätſel, deſſen Löſung ihn für den Augenblick weniger anreizte. Der Schmerz um die Mutter brannte ihn, durch ihr Abbild, aus Nebel, war alle Sehnſucht des Sohnes wieder geweckt worden und der Anblick ſo vieler Menſchen und Männer brachte ihm die bitteren Worte Herzeleidens über das geſamte Menſchengeſchlecht wieder ins Gedächtnis zurück.

Er wollte gerade in harte Worte ausbrechen, als Gornemant ihn zur Ruhe verwies, weil, wie er ſagte, das Hochamt beginnen ſollte. Was konnte dies wohl bedeuten ſollen? dachte Parſival. Aber die Frage erſtarb in Trotz und Schmerz, bis die Handlung ſelbſt ihn mit Grauen erfüllte. Denn was nun in dieſer heimlichen und verzauberten Kirche geſchah, war ein fürchterliches Myſterium. Ein gellender Schrei wie von langſamer Marter und Mord zerriß den Raum. Es war, als wenn der blutende Speer langſam in die Bruſt eines lebenden Menſchen geſtoßen würde und als fülle man die Schale mit Blut, das aus der Seite des gefolterten Opfers ſprang. Parſival wollte ohne Beſinnen dazwiſchen ſpringen, denn er glaubte zu ſehen, daß kein anderer, als der Mann auf der Bahre ſo ſchrecklich gequält wurde. Aber Gornemant hielt ihn zurück, mit ruhigem aber feſtem Griff, der den Jüngling mit lähmender Kraft beſchwichtigte.

Ich kann hier meine Zeit nicht verlieren, ſagte da Parſival, während er noch vor Entſetzen zitterte.

Eure heimliche Kirche gefällt mir nicht. Ihr treibt hier Dinge, über die ich am liebſten, das Schwert in der Hand, mit euch abrechnen würde.

Gornemant fragte: Willſt du nicht erfahren, was es mit dem Opfer von Fleiſch und Blut für eine Bewandtnis hat? — Nein, ſagte der Knabe, das will ich mitnichten erfahren! ſagt mir, wo meine Mutter iſt und wer unſere Hütte in Aſche verwandelt hat.

Inzwiſchen kehrte der Zug, aber ohne die heiligen Gegenſtände, die kriſtallene Schüſſel und den blutenden Speer zurück. Dieſen, ſowie das Blutgefäß hatte man unter ritterlicher Bewachung auf dem Altar zurückgelaſſen. Der Burgherr aber, der ſonderbarerweiſe der köſtlich gekleidete, bleiche Mann auf der Bahre war, ließ dieſe von ihren Trägern abſetzen und ſprach den harrenden Knaben mit einer hohlen, ein wenig mühſamen, aber doch feſten Stimme an.

Wer biſt du?

Ich bin der Sohn Herzeleidens, ſagte Parſival.

Wer hat dich hierher gewieſen?

Ein Fiſcher, den ich im See Herzeleidens angelnd traf, ſagte Parſival.

Was war es, wonach der Fiſcher angelte?

Er redete Unſinn. Er ſagte, er müſſe den Fiſch, auf den es ankomme, angeln, bevor er mir etwas von meiner Mutter zu ſagen vermöchte! erwiderte trotzig Parſival.

Warum haſt du die Mutter verlaſſen?

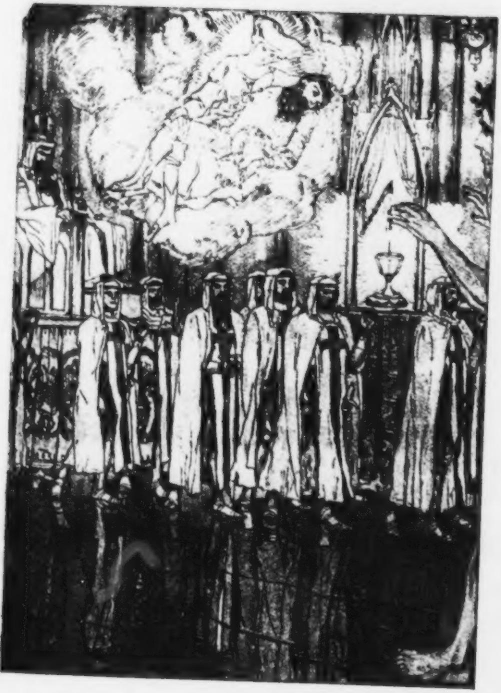
Der Jüngling antwortete:

Weil ich ſie an den Menſchen und beſonders an dem einen rächen wollte, der ihr eine geheime, unheilbare Wunde geſchlagen hat.

Der Burgherr fragte: Wer iſt das denn?

Ich weiß es nicht! ſagte Parſival.

Der Burgherr, der ein abgezehrtes und ſchmerzdurchwühltes Antlitz hatte, deſſen eingeſunkene Augen wie ſchwarze Diamanten funkelten, der Burgherr ſchwieg, um ſein merkbar klopfendes Herz und ſeine nach Atem ringende Bruſt zu be-



Im Gral

ſchwichtigen. Dann fuhr er fort: Sieh mir ins Auge, Knabe!

Das tat mit einem wilden und drohenden Blick Parſival.

Weißt du nun, wer ich bin?

Du biſt mein Feind! ſagte, der bitteren Worte ſeiner Mutter über die Menſchen gedenkend, Parſival.

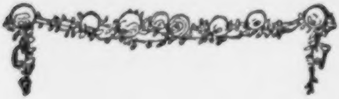
Siehe, antwortete jener darauf, indem er eine Bewegung machte, als wolle er den Hermelin ſeiner Königsgewänder zurückſtreifen — ſiehe, auch ich bin ein Mann, der mit einer unheilbaren Wunde behaftet iſt. Aber da auch ich meinen Brüdern und Schweſtern Wunden geſchlagen habe, ſo habe ich mich dem Dienſte des Verſöhners ergeben und ihm alle Rache anheimgeſtellt. Aber nur an mir ſelbſt, weil ich ſchuldig bin und Leiden verdiene. Ich habe keinen Feind in der Welt.

Das wundert mich, ſagte Parſival.

Der Burgherr darauf:

Haſt du noch niemandem Wunden geſchlagen?

Der Knabe verſtummte und konnte nicht antworten. Da rückte der Zug und war aus der Kirche verſchwunden, ehe der betroffene Parſival wiederum zur Beſinnung kam.



7. Kapitel

Gornemant und ein Trupp von jüngeren Rittern war es, der Parſival aus der Burg über die kriſtallene Brücke und weiter durch die verzauberte Landſchaft das Geleite gab. Der Knabe war bald kleinlaut, bald heftig und geriet zuweilen in Trauer, zuweilen in Wut, weil er weder die Mutter gefunden, noch etwas von ihr erfahren hatte. Oft, als man ſich weiter und weiter von der Burg entfernte, ſah er ſich um, weil irgend etwas Schweres, Neues, in ſeiner Seele zurückgeblieben war, das einem hier nicht leicht begreiflichen Abſchiedsweh recht ähnlich ſah. Der alte Gornemant ſchien das zu wiſſen, obgleich der Scheidende mit ziemlich verächtlichen und entrüſteten Worten über Burg und Burgherrn um ſich warf. Es geht nicht anders, erklärte er ernſt, ich muß dich bis an die Grenzmarke unſeres Gebietes mit meinen Genoſſen hingeleiten. Du biſt noch in eine Welt verbannt, die nicht unſere iſt. Gott ſei Dank, alter Schafskopf, ſagte, etwas gezwungen lachend, Parſival.

So iſt es recht, du gefällſt mir, ſagte Gornemant. Du haſt mich erkannt. An einem Lamm iſt nichts zu loben, als daß es geduldig iſt. Gönne mir dieſes Lob und ich bin zufrieden. Zum Dank dafür will ich dich nun mit einer kleinen Erinnerung ausſtatten, die dir vielleicht in Zukunft auf deinen Irrfahrten nicht ganz unnützlich iſt.

Dieſes war die Erinnerung, oder eigentlich Belehrung Gornemants:

Es iſt dir, ſeitdem du die Hut Herzeleidens verlaſſen haſt, Parſival, nichts recht nach Wunſch von der Hand gegangen. Vorher hatteſt du Augen, mit denen du alles in der Nähe und Ferne zu erkennen vermochteſt. Von da ab wareſt du nicht viel mehr als blind. Dabei biſt du noch gar nicht einmal tief in die fremde Welt hineingekommen.

Du dachteſt, der Gram um die heimliche Wunde deiner Mutter habe dich zur Wut entflammt und veranlaßt, als Rächer unter die Menſchen zu gehen, von denen dir deine Mutter geſagt hatte, ſie ſeien viel ſchlimmer als wilde Tiere. Aber auch deine Mutter war nur ein Menſch, das bedachteſt du nicht. Und ſo gebe ich es dir heut zu bedenken. Du biſt der Meinung, was dich unter das Geſchlecht der Menſchen trieb, ſei Gram und ſei vor allem der Haß geweſen. Wiſſe, daß Haß ein Zwillingsbruder der Liebe iſt, wenn auch, wie nicht zu leugnen iſt, ein entarteter. Und als du auszogſt, Parſival, ſo hatteſt du zwar den entarteten Zwillingsbruder zur Linken ſichtbar neben dir, aber auch, dir zunächſt noch unſichtbar, zu deiner Rechten, die Zwillingsſchweſter, die Liebe.

Ich möchte dir deinen krauſen, jungen Kopf nicht noch mehr verwirren, Parſival. Ich empfehle dir nur dieſe letzte Zwillingsſchweſter, wenn ſie dir auch zunächſt noch immer nicht ſichtbar iſt! Und nun laß uns von etwas anderem ſprechen.

Der bäuriſche, große Schlingel hatte bis hierher geſpannt zugehört. Er blickte ſich um, er taſtete in die Luft, er glaubte nicht anders, als müſſe er, ſofern der Alte nicht flunkere, Zwillingsbruder und Zwillingsſchweſter fühlen und zu Geſicht bekommen. Wir wollen ſehen, was der Graubart noch weiter vorbringt, dachte er dann.

Gornemant fuhr nun weiter fort:

Seit du an jenem ſtürmiſchen Tage, der die Waldbäume im Forſt deiner Mutter entwurzelte, den Gedanken faßteſt, ungebunden wie der Orkan und der ſeine Ufer mit ſich reißende Bergbach zu ſein, biſt du in ein Netz des Irrtums und in ein Daſein voller Rätſel gefallen. Du erfuhreſt erſtlich durch deine Mutter von Welt und Menſchen. Es fiel ein Schleier deiner Unwiſſenheit. Nun aber wiſſe, daß Welt und Menſchen ein in zahlloſe tauſendfarbige Schleier gehülltes Rätſel iſt. Du retteteſt eine Taube, indem du einen Sperber töteteſt. Bei dieſem Schuſſe hatte dir, ohne daß du es merkteſt, die Zwillingsſchweſter die Hand geführt. Sie war es auch, die dich lockte und leitete, als du die Taube zu ihrem Täuber, zu ihren halbbebrüteten Eiern ins Neſt zurück ſetzteſt. So lenkte dich Liebe, und iſt es nicht ſonderbar, von Liebe geleitet fandſt du das Schwert. Es hatte einen Rubin am Griff und es war dir, als ſei ein funkelnder Tropfen vom Blut der verwundeten Taube darauf herunter getropft.

So war es, aber wie kann er dies alles wiſſen, dachte ſich Parſival.

Nun ſollſt du erfahren, ſprach Gornemant, was es mit dieſem Schwerte für eine Bewandtnis hat. Es klebt viel unſchuldig vergoſſenes Blut daran. Die wohl von Gott geleiteten Helden, die es gebraucht und mißbraucht haben, wurden zuletzt dahingeführt, es von ſich zu tun. Sie haben es in den Stamm der hohlen Buche verſenkt, wo auch du es fandeſt und wo auch du, von einem Winke Gottes gewürdigt, es wieder verborgen haſt.

Jetzt ranteſt du ſpornſtreichs in die Welt und trafeſt auf das Mägdlein in ihrem Zelte am

Waldesrand! — (Nun weiß ich, wer das geweſen iſt, dachte im ſtillen Parſival. Es iſt niemand anders als die Zwillingsſchweſter, die Liebe, geweſen!) — Dann ſtießeſt du mit dem Ritter zuſammen, den du, mir nichts dir nichts, erſchlagen haſt. Du biſt kein Mörder, ſagte er, als der Jüngling an ſeiner Seite ſich zu einer entrüſteten Unterbrechung anſchickte. Ihr habt gekämpft. Das aber hindert nicht, daß du eine ſchwere und verwirrende Laſt, daß du Blutſchuld auf dich geladen haſt. Zwillingsbruder Haß beſaß bald danach keine Macht mehr über dich, und du wurdeſt unwiderſtehlich durch Liebe an den Herd deiner Mutter heimwärts gezogen. Du fandeſt aber deine Mutter nicht mehr, das Dach deiner Jugend war hinweggenommen, das Aſyl deiner Jugend war eine verkohlte Trümmerſtatt.

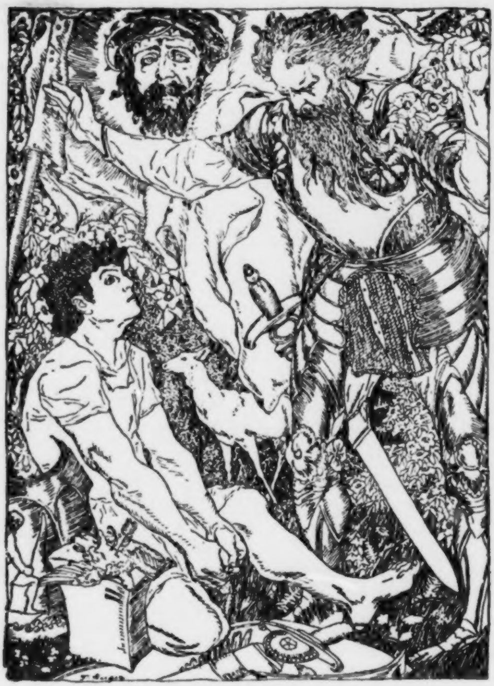
Ja allerdings, ſo war es und nicht anders, rief jetzt mit einem drohenden Eifer Parſival, und ich kenne nun auch den Räuber und Brandſtifter. Wehe, der Himmel mag wiſſen, warum mir, als ich ihn ſah, der rechte Gedanke nicht gekommen iſt. Wozu hätte ſich ſonſt der hinterhältige Fiſcher am See Herzeleidens herumgeſchlichen. Aber ich hole mein Schwert wieder dort hervor, wo es verborgen iſt. Ich werde den Angler wiederfinden. Und wenn ich ihn finde, ſoll er mir nicht anders, wie der ſtolze Herr von der Haide, das grüne Gras mit rotem Blut tränken.

Den Augenblick haſt du verſäumt, ſagte Gornemant. Der kranke Burgherr, den du geſehen haſt, und der einſame Fiſcher im See Herzeleidens ſind ein und derſelbe Mann geweſen! Schoß es mir doch einen Augenblick lang durch die Seele, als ich ihn anſah, rief Parſival.

Inzwiſchen war Gornemant mit dem Jüngling auf einem von hohen Roſenhecken umgebenen Wieſenplan angelangt. Die Begleiter waren vorausgeeilt und hatten hier ein Zelt aus ſchwarzer, blanker Seide mit einem goldenen Kreuz über der vorderen Spitze aufgeſchlagen. Hier, ſagte der Alte, ſind wir nun an der Grenzſcheide und ich denke, du wirſt, nicht ohne mich bis zu Ende zu hören, widerſpenſtig und trotzig aufs neue hinaus in die fremde Welt der Gefahren und Verſtrickungen gehen.

Indem er dies ſagte, wurden aus dem ſchwarzen Zelt, während eine ſonderbare Muſik in der Luft erklang, auf purpurnen Kiſſen, durch ſchöne blondgelockte Pagen ein Schwert, ein Helm, ein Schild und ein Harniſch hervorgetragen. Wie kommt ihr zu meinem Schwert? rief der erſtaunte Parſival. Der alte Gornemant aber antwortete: wir werden dir auch noch den Falken, die Taube und den Fiſcher zeigen.

Darauf nahm er den Helm und zeigte ihm einen Falken aus Gold mit einem Pfeil durch die Bruſt, ein herrliches Bildwerk, womit der Waffenſchmied ihn geſchmückt hatte. Er nahm den Schild, in deſſen Mitte eine blutende Taube zu ſehen war. Die Geſtalt eines angelnden Fiſchers zeigte in ſchön tauſchierter Arbeit der Bruſtharniſch. Dieſe Zeichen bedeuten Herzeleide, ſchloß Gornemant,



Parſival wird zum Ritter geſchlagen

indem er auf rätſelhafte, aus Rubinen beſtehende Zeichen wies, die in einem Oval um das Bild der Taube auf dem Schilde gefügt waren.

Wem gehört dieſes alles? fragte Parſival mit begehrlich funkelnden Augen.

Knie nieder! befahl, ſtatt zu antworten, Gornemant.

Parſival fühlte nur, wie er willenlos auf die Kniee ſank.

Du ſollſt dieſe Waffen erſt beſitzen und dann verdienen, Parſival. Ziehe hinaus in alle Welt. Aber vorher ſprich mir nach und präge dir ein, was ich ſage. Er ſprach deutlich und laut und ebenſo deutlich ihm nach der Knieende:

Liebe deine Feinde!

Segne, die dir fluchen!

Bitte für die, die dich beleidigen und verfolgen!

„Bitte für die, die dich beleidigen und verfolgen!“ wiederholte mit wunderlich bebender Stimme Parſival, und erhielt im ſelben Augenblick von Gornemant einen ſo gewaltigen Backenſtreich, daß er faſt die Beſinnung verlor, dann aber wie ein gereizter Löwe aufſpringen wollte. Im gleichen Augenblick aber bemerkte er, wie hinter Gornemant ein rotes Banner mit einem von einem Dornenkranze gekrönten ſchmerzdurchwühlten blutigen Haupte entfaltet wurde, und er hörte die ihm unbegreiflichen Worte ſagen: rate Chriſte, wer iſt es, der dich ſchlug.

Nach dieſen Vorgängen ward Parſival ſchweigend mit dem Helm geziert, mit dem Harniſch bekleidet, es ward ihm ein neues Schwert um die Hüften gegürtet und man tat ihm den Schild an den linken Arm.

Danach klatſchte Gornemant in die Hände, man hörte dumpfen Hufſchlag, und ein ſchwarzes, ſtarkes Wildpferd kam zitternd, aber gehorſam, heran, das dichte und lange Mähnen- und Schweifhaar auf der Erde nachſchleppend. Gornemant rief: das Streitroß iſt dein, Held Parſival. Und alſogleich ward das Roß gezäumt und geſattelt.

Da laß ich mich freilich nicht erſt bitten, ſagte nun Herzeleidens Sohn, indem er ſich leicht in den Sattel ſchwang. Laut wiehernd ſprengte der Rapp mit dem Reiter von dannen.

8. Kapitel

Erſt im Galopp, dann im Trab, zuletzt im Schritt mochte Parſival eine halbe Tagereiſe zurückgelegt haben, als er einen Fluß und die Hütte eines Fährmanns erreicht hatte. Dieſer ſorgte dafür, daß der Rappe Futter bekam, und, weil es Abend geworden war, bot er dem Ritter ſeine Hütte zur Herberge. Du biſt mein Feind, ſagte Parſival, aber es wäre doch ſchlimm, wenn ich die Lehre ſchon vergeſſen hätte „Liebet eure Feinde!“, die mir Gornemant erſt heute Mittag gegeben hat. Damit nahm er die Herberge an und reichte dem armen zerlumpten Schiffer die Hand.

Dieſer ſagte, als er mit ſeinem Gaſte bei Brot, einigen dünnen Scheibchen Speck und einem ſauren Wein zu Tiſche ſaß, und jener ſeine koſtbaren

Rüſtungsſtücke auf eine geſchwärzte Holzbank gelegt hatte: Was bedeutet der Falke mit der durchſchoſſenen Bruſt, den du auf dem Helme haſt? Ich weiß es nicht, ſagte Parſival! — Was bedeutet die Taube auf deinem Schild? Was bedeutet der Fiſcher auf deinem Bruſtharniſch? Du frägſt mich zu viel, alter Biber, ſagte Parſival. Ich denke, die Zukunft wird mich gelegentlich über die Bedeutung aller dieſer Sinnbilder aufklären. Mache dir einſtweilen keine Gedanken darüber und warte geruhig ab, wie ich.

Der Fiſcher wollte aber noch wiſſen, was das Wort Herzeleide bedeute.

Was das betrifft, ſo weiß ich leider mehr, als mir lieb iſt, Beſcheid damit. Herzeleide iſt meine arme Mutter, die ich durch eigene Schuld verloren habe, und die ich nun bis an mein Ende durch alle Welt ſuchen muß.

In dieſer Nacht, auf dem harten Lager des Fährhäuschens, hatte Ritter Parſival einen Traum.

Der in Gold getriebene Falke von ſeinem Helm kam an ſein Bett geflogen und ſagte mit deutlicher Stimme: Zieh mir den Pfeil aus der Bruſt, Parſival. Nein, ſagte der Schläfer, denn du haſt meine Mutter mit Schnabel und Kralle blutig geſchlagen. — Das Bild der Taube löſte ſich nun vom Schilde los und kam auf Parſivals Bruſt geflogen. Das Täubchen ſagte: Ziehe dem goldenen Falken den Pfeil aus der Bruſt, Ritter Parſival. Zum größten Staunen des Schläfers hatte jetzt der Falke das Antlitz des kranken Burgherrn oder des mit dem Dornenkranze gekrönten Hauptes bekommen. Als dritte Erſcheinung dieſes aufgeregten Schlafes trat der Fiſcher aus dem Bruſtharniſch an den friſchgebackenen ſchlummernden Ritter heran, um nun auch wieder die Worte zu ſagen: Ziehe dem goldenen Falken den Pfeil aus der Bruſt, Ritter Parſival. Nein, ächzte der Träumer. Aber nun ſage mir, was du für eine Art Fiſcher biſt? Ein Menſchenfiſcher! ſagte der Angler. Und welches iſt denn der Fiſch, den du vor allen anderen fangen mußt? fragte der Träumer. Du biſt es, ſagte der Fiſcher, du ſelbſt biſt der Fiſch, Ritter Parſival.

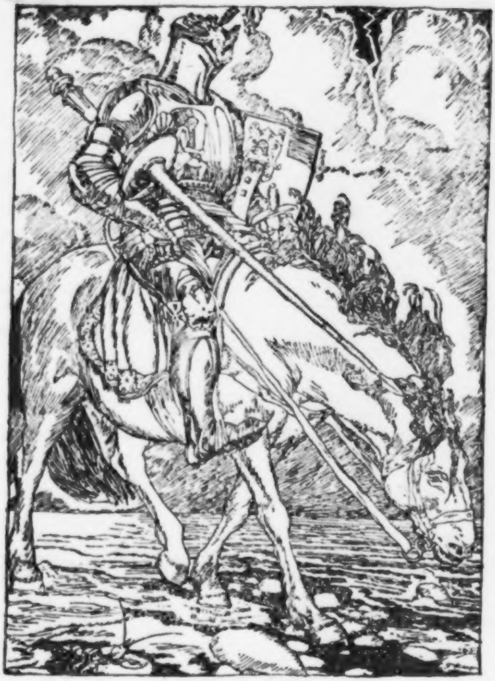
Am nächſten Morgen wurde der junge Ritter durch den Fährmann hoch zu Roß und im gleißenden Waffenſchmuck, auf breiter Fähre, über den Fluß geſetzt. Vor Tagesanbruch, als ihm die Traumerſcheinungen unter allem, was er ſonſt erlebt hatte, durch den Kopf gingen, ſann er darüber nach, welche Bedeutung er ihnen beimeſſen ſollte. Sicherlich hatten die Sinnbilder ſeiner Waffen und ſeine wirklichen Schickſale in Vergangenheit und Zukunft einen Zuſammenhang. Doch ihn zu erkennen, lag außerhalb ſeiner Geiſteskräfte. Da fragte ihn plötzlich der Fährmann, kurz ehe ſie gegen das andere Ufer anſtießen: Herr Ritter, was habt ihr euch ſelbſt zum Geſetz gemacht? Und Parſival, der ebenſo plötzlich begriff, daß ein echter Ritter nicht nur den allgemeinen Geſetzen der Ritterſchaft unterſteht, ſondern vor allem ſich ſelbſt unverbrüchlich feſte Geſetze adliger Selbſtzucht vorſchreiben muß, ſagte, als er mit einem gewaltigen Sprung ſeines Gauls das Ufer erreicht und das feurig ſchnaubende Tier gegen Fluß, Boot und Fährmann zurückwandte:

Wenn der Ruhm eines Ritters zu deinen Ohren dringt, der jeden ſeinesgleichen, der ihm begegnet, mit dieſen Fragen ſtellt: Wo iſt Herzeleide hingekommen? Was bedeutet die Taube auf meinem Schild, der durchſchoſſene Falke auf meinem Helm, der Fiſcher auf meinem Bruſtharniſch?, ſo denke bei dir, dies iſt Parſival, Herzeleidens verwaiſter Sohn geweſen. Wenn Parſival aber ohne Gnade auf Tod und Leben mit einem Gegner kämpfen will, ſo wird er ihn mit den Worten anrennen: Stirb, denn du weißt, wo der grauſame Bluthund iſt, der Herzeleidens Wunde geſchlagen hat.

Vom Sporn berührt, ſetzte bei dieſen Worten der Rapp in die Weite.

Nach allen dieſen Ereigniſſen waren Jahre vergangen, während welcher Zeit man an vielen Orten und Enden der Welt von dem ſonderbaren Ritter erfuhr, der den durchſchoſſenen Falken auf dem Helm, den Fiſcher und die Taube als Wahrzeichen trug, und jeden niederwarf, der die darauf bezüglichen Fragen nicht zur Befriedigung des jungen Recken beantwortete. Manche der berühmteſten Helden hatte er mit den Worten: „Stirb, denn du weißt, wo der iſt, der Herzeleidens Wunde geſchlagen hat!“, niedergerannt, ſo daß er ohne Gnade ins Gras beißen mußte, das heißt, die Getroffenen wälzten ſich und biſſen im Todeskrampfe tatſächlich in Erde und Gras. Kein Wunder, daß Parſival von dunklen Gerüchten umgeben, vielfach gehaßt und mehr noch gefürchtet war. Einige ſagten, er ſei von einem eigenſinnigen, finſteren Wahne beſeſſen, den irgend ein Fluch über ihn verhängt habe.

Unter den vielen Abenteuern, die der geheimnisvolle und heimatloſe Ritter beſtand, kam endlich eines, ein einziges, das ihn ernſtlich gefährdete und ihn nicht als Sieger entließ. Es war nicht gar weit vom Meere, auf freiem Feld, in herbſtlich ſtürmiſcher Niederung, als ihm ein Ritter auf



Parſivals Irrfahrten

weißem Pferd mit ſchwarzem Mantel, auf dem nichts als eine goldene Taube zu ſehen war, begegnete. Wo iſt Herzeleide, was bedeutet der durchſchoſſene Falke auf meinem Helm, was der Fiſcher und was die Taube?, fragte wie immer Parſival. Er bekam aber, hinter geſchloſſenem Viſier hervor, nur dieſes zur Antwort: Frage mich nach dem Gral, Ritter Parſival! Aber dieſer ſchrie plötzlich: Stirb, denn du weißt, wo der Bluthund iſt, der meiner Mutter Wunde geſchlagen hat. Und hiermit begann der Kampf, den man weit herum in den niedrig an Kanälen und Seen gelegenen Dörfern hören konnte, der aber nicht mit dem Tode des fremden Ritters, ſondern zunächſt mit tiefer Erſchöpfung beider Kämpen endete. Beantworte meine Frage, keuchte aufs neue Parſival. — Und: frage mich nach dem Gral!, ſcholl wieder die Antwort. Ein neuer Anſturm, wilder als es der erſte geweſen war, brachte die Gegner aneinander. Aber auch diesmal ſiegte nicht Parſival, ſondern es machte viel eher den Eindruck, als ob der fremde, verkappte Held ihm an Kraft überlegen wäre. Jeder findet einmal ſeinen Meiſter in der Welt.

Und wirklich, beim dritten Anprall, hatte nach langem Kampf der Kämpe mit der goldenen Taube ſein Knie auf Parſivals Bruſt geſtellt.

Ich ſollte euch eigentlich eure gefährliche Rüſtung abnehmen, ſagte er, mein Herr Ritter Parſival. Aber ich will es vorerſt noch nicht tun, ſondern euch noch eine Weile, wie einen von ſtiller Wut befallenen Stier, damit im Lande herumgehen laſſen. Ihr ſeid noch ein wenig ungeſchlacht und roh für die Ritterſchaft, und hinter eurer Stirn iſt, wie mir ſcheint, ein finſterer, harter und troſtloſer Winter heimiſch. Da ihr nun wehrlos in meine Hand gegeben ſeid, Ritter Parſival, ſo ſeid ihr, wie ihr ja wiſſen müßt, nach den Geſetzen der Ritterſchaft gehalten, meine Befehle auszuführen. Ich befehle euch alſo erſtens, ein Jahr lang weder im eigenen Dienſt, noch im Dienſte irgend eines Königs, weder im Krieg, noch im Zweikampf, zu kämpfen. Während dieſer Zeit mögt ihr, anſtatt die anderen zu fragen, ſelber darüber nachdenken, was es mit Falke, Taube und Fiſcher für eine Bewandtnis hat, wo eure Mutter ſein könnte, und der, der ihr die Wunde geſchlagen hat. Ihr ſollt außerdem über den Gral nachdenken, und euch, wie ich gebiete, friedlich darüber zu unterrichten ſuchen, was er ſei und auch darüber, wer euer Vater iſt.

Zerknirſcht, und vor Scham, ob ſeiner verlorenen Waffenehre, faſt vergehend, verſprach dies alles der Überwundene.

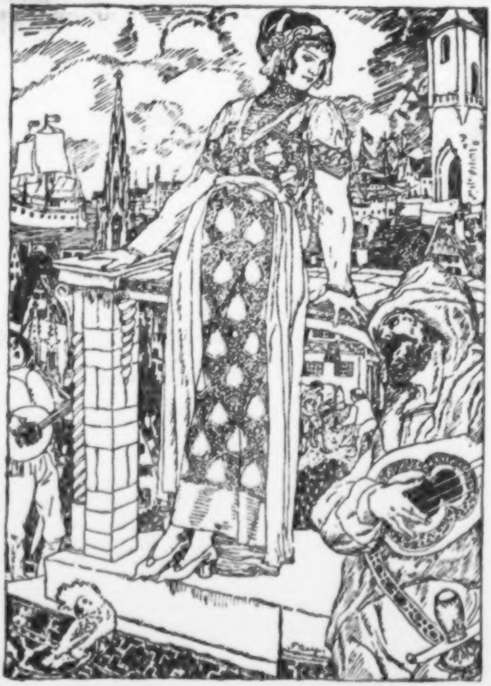
9. Kapitel

In einer recht trüben Verfaſſung kam der Held durch das Tor einer volkreichen Stadt geritten. Er hatte ſeinen Helm an den Arm gehängt und ſein unbedecktes Haupt lag ihm, wie ſchlafend, nach vorn über auf der Bruſt. Man wies ihm, auf ſeine müde Frage, die nächſte Herberge. Der Rappe war beſtaubt, mit Schmutz bedeckt und blutete aus mehreren Wunden. Aber der Ritter überließ ihn den Knechten des Wirtshauſes, ohne ſich weiter um ihn zu kümmern und zog ſich in das ihm angewieſene Zimmer zurück.

In dieſer Stadt herrſchte Blancheflour, eine ſchöne Jungfrau, als Königin. Der Ruf ihrer blonden Schönheit, der weit verbreitet war, hatte eine Menge Freier angelockt, unter denen ſich aber der noch nicht gefunden hatte, den ſie lieb haben und zu ihrem Manne und Könige machen konnte. Von ihrer Burg, hoch über der Stadt, ſah man das Meer und ſah den Hafen und ſah die reich beladenen Frachtſchiffe aus aller Herren Länder mit der Flut herein und hinaus ſegeln.

Aber trotzdem und obgleich ſie eine alte freundliche Muhme bei ſich hatte: die Jungfrau Königin langweilte ſich. Man hatte dafür zu ſorgen, daß ſie täglich mit allen Neuigkeiten der Stadt unterhalten wurde. Sie hielt darauf, von jedem merkwürdigen Gaſt zu erfahren und berühmte Reiſende, oder ſolche von Stand, ſich perſönlich vorſtellen zu laſſen.

Als ſie von der Ankunft eines verwundeten jungen Ritters erfuhr, der, mit kalkbleichem Angeſicht, trübſelig auf ſchwarzem, zerſchundenem Rößlein in die Stadt geritten war und Unterkunft im Wirtshaus „Zum blauen Ranzen“ gefunden hatte, ward ſie aufmerkſam. Vielleicht würde ſie ein Ritter mit eisgrauem Bart weniger als der noch faſt bartloſe



Blancheflour lauſcht dem Saitenſpiel

Jüngling beſchäftigt haben. Sie wollte wiſſen, und zwar genau, wie der Ritter gewappnet war.

Darauf hatte man nun nicht beſonders Acht gegeben. Ein Diener Blancheflours brachte indeſſen von einem Stallknecht im „Blauen Ranzen“ heraus, was ſie gerne gewußt hätte, und ſo ſagte man ihr über Helm, Schild und Bruſtharniſch des erſchöpften und verwundeten Ritters Beſcheid.

Seltſamerweiſe ward ſie hierdurch auf eine tiefe und freudige Weiſe aufgeregt und würde am liebſten den kranken Ritter ſofort beſucht haben, aber man ſagte ihr: er habe die Tür verſchloſſen und liege vermutlich im feſten Schlaf.

Da gab ſie Befehl, man ſolle dem Ritter Ärzte und Wein ſchicken. Er ſolle bei ſeinem Erwachen aus der königlichen Küche geſpeiſt und mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt werden.

Sie ſchlief ſehr unruhig dieſe Nacht. Am nächſten Tag, gegen mittag, ward ihr der fremde noch immer bleiche Ritter vorgeführt.

Ehe beide noch miteinander redeten, fühlte Blancheflour ebenſo wie Parſival, daß ihre Schickſale fortan auf ewig miteinander verbunden wären. Ihr Herz war verloren an Parſival, bevor die Jungfrau die roten Lippen ihres ſüßen Mundes zum erſten Gruße geöffnet hatte. Und Parſival, der, ſich mit ſeinem Falkenhelme tief verneigend, vor ihr ſtand, wäre am liebſten hier zum erſten Mal wirklich beſiegt, als Knecht und Sklave zu ihren Füßen geſunken. Herr Ritter, begann nun mit leiſe bebender Stimme Blancheflour, während ihre würdige Muhme mit einer hohen, weißen Haube hinter ihr ſtand, Herr Ritter, ich habe euch aus einem ganz beſonderen Grunde herbeſchieden und ſage euch zunächſt meinen Dank, daß ihr gekommen ſeid. Man hat mir geſagt, und ich ſehe es nun mit eigenen Augen, ihr tragt einen goldenen durchſchoſſenen Falken auf dem Helm, die Geſtalt eines Fiſchers auf dem Bruſtharniſch und eine Taube auf eurem Schild. Alle dieſe Sinnbilder ſind mir aus einem gewiſſen Grunde, den ich euch ſpäter ſagen werde, merkwürdig. Wenn es euch nicht zuwider iſt, Herr Ritter, wollt ihr mir ſagen, wer euch dieſe Waffen gegeben hat.

Parſival küßte der Dame die Hand: Gornemant, ſagte er, hat mir die Waffen gegeben.

Die Königin ſchwieg. Die Muhme mit der hohen weißen Haube und dem anliegend engen ſchwarzen Tuchkleide indeſſen fragte: Herr Ritter, ſagtet ihr Gornemant? und ſetzte hinzu, als jener zuſtimmend antwortete: Dann ſeid ihr der erſte, der mir nach fünfundzwanzig Jahren etwas von dem Bruder des verſtorbenen Königs, dem Bruder meines ebenfalls verſtorbenen Mannes, von dem verſchollenen Herzog Gornemant, berichten kann. Sie weinte laut und Königin Blancheflour, ein Name, der dasſelbe wie Weißdornblüte bedeutet, hatte Not, ſie ſo weit zu tröſten, daß ſie wieder zu einiger Faſſung kam.

Ja, Herr Ritter, erklärte nun mit einem tränenumflorten Blicke Blancheflour: der König, mein Vater, der Mann meiner guten Tante und der verſchollene Herzog Gornemant ſind drei unzertrennliche Brüder geweſen, bis, wie die Familienchronik meldet, Gornemant in das heilige Land aufgebrochen und ſeitdem verſchollen geblieben iſt. Jene Abzeichen, die ihr tragt, trug auch er an den Waffen. Und ſie ließ eine ſogenannte Miniatur-Handſchrift herbeibringen, einen koſtbaren Kodex, auf deſſen Pergamentblättern, prächtig in bunter Tuſche ausgeführt, auch Parſivals Waffenrüſtung, Stück um Stück, zu ſehen war.

Kein Zweifel, ſagte er, ſo iſt es euer Oheim geweſen, der mich mit ſeinen eigenen Waffen bekleidet und zum Ritter geſchlagen hat. Aber ich glaube, ich war dieſer Ehren nicht wert.

Beide Damen boten nun Parſival in einem Flügel des Schloſſes gaſtliche Aufnahme. Aber er ſagte: ich bin es nicht wert!

Wie eine Art Beichte war es, als er nun mit einer trüben Ergebung die Gründe für ſeine Weigerung zu erkennen gab. Das Lange und Kurze der Beichte war: er habe weder ſeiner Mutter noch den Waffen

Gornemants Ehre gemacht, und ſein hoffnungsloſes, finſteres Gemüt, ſtimme nicht zu dem heiteren Geiſte des Lichtes, der Schönheit und der Liebe in Blancheflours Königreich. Übrigens ſei er kein Ritter mehr und jedenfalls auf eine furchtbare Weiſe beſiegt worden. Wenn man ihm ſeine Waffen überhaupt noch gelaſſen habe, ſo ſei es aus Gnade geſchehen und mit der Bedingung, ſie ein Jahr lang nicht zu gebrauchen. Daß ich ihrer nicht wert bin, mögt ihr auch aus den Worten des Ritters entnehmen, der mich nicht weit von eurer Stadt niederwarf. Er gebot mir, ſtatt Andere über den Sinn meiner Abzeichen auszufragen, ein Jahr lang ſelber darüber nachzudenken. Und außerdem ſollte ich noch über etwas anderes nachdenken: über den Gral.

Da ſagte Blancheflour: das ſollt ihr nirgend anders als hier in der alten Bibliothek meines Schloſſes tun, wo auch die Handſchriften über den heiligen Gral zu finden ſind, die auch meinen Oheim Gornemant zu ſeinem Zuge ins heilige

Land veranlaßten. Er ſaß vergraben in dieſe Handſchriften, nicht nur ein Jahr, ſondern Jahre lang, und Nächte durch konnten die Wächter auf den Türmen und in den Gaſſen der Stadt das Licht im Söllerfenſter hier oben ſehen, wo der einſame Mann dem Geheimnis des Grales nachforſchte. Ich kann keinen Buchſtaben leſen, ſagte da Parſival. Um ſo beſſer, ſprach Blancheflour, dann will ich euch vorleſen.

10. Kapitel

Von jetzt ab ſah man den Ritter Parſival nicht mehr auf den Landſtraßen. Sein ſchwarzes Roß ſtand im Marſtall der Königin Blancheflour oder wurde von königlichen Bereitern in der Reitbahn getummelt. Seine Rüſtungsſtücke waren in einer beſonderen Waffenkammer niedergelegt, wo ſie ſchon zu Zeiten des verſchollenen Gornemant aufgehoben wurden.

Parſival ſelbſt ging in weichen Schuhen, grünem pelzverbrämten Rock und hatte höchſtens ein Gartenmeſſer im Gürtel. Sein blondes Haar fiel offen über die Schultern herab.

So ſah man ihn oft durch die Gärten des Schloſſes wandern, deren Schönheit weit in der Welt gerühmt wurde, wenn auch nicht ſo weit, wie die liebliche Weißdornblüte Blancheflour, die er barg. Wer aber in jenem Jahr Parſival zu Geſicht bekam, der brauchte nach Blancheflour nicht zu ſuchen, denn allermeiſt war ſie neben ihm. Im Lande, ſowie über deſſen Grenzen hinaus, rechnete man allbereits damit, den jungen Ritter eines Tages zum Prinzgemahl erhoben zu ſehen.

Blancheflour wurde Parſivals Lehrerin. Seine rauhen Sitten milderten ſich, der Einfluß des edlen und holden Mädchens brachte zuwege, was Mutter Herzeleide nicht vermocht hatte. Der junge Recke kannte ihr gegenüber keinen Widerſtand. Anfänglich pflegte ſie ihm mit ihrer wohlklingenden Stimme vorzuleſen, bis ſie ſeine Wißbegierde geweckt hatte und er, wie ein A-B-C-Schütz, zu buchſtabieren begann. Sie ließ ein goldenes Schreibzeug herbeibringen und nun führte ſie dem rüſtigen Helden wie einem kleinen, törichten Knaben die Hand.

Alle dieſe Studien hatten den allergrößten Beifall Parſivals und er begriff nicht, wie ein Schüler jemals den Gedanken, aus der Schule zu laufen, faſſen konnte.

Keine drei Monate waren vergangen, bis der Ritter ein wenig leſen und ſchreiben, Laute ſpielen und dies und jenes melodiſche Liedchen ſingen konnte. Aber Blancheflour hatte ihm andere, noch viel ſchönere Dinge gelehrt, unter denen das frohe und herzliche Lachen, das ihm früher ganz unbekannt geweſen war und worauf er ſich nun aufs beſte verſtand, nicht das geringſte war. Freilich waren unter den Gaben noch köſtlichere. Ihre Nähe hatte die Kraft, jederzeit für Parſival die Nacht in Tag, den Tag in ein Feſt zu verwandeln. Damit aber war die Fülle der Wunderkräfte noch nicht erſchöpft, die ſie auf den ehemals in dumpfen Schmerz über den Verluſt der Mutter, in Irrtum und ſtille Wut gefallenen Mann ausübte, der auch ſeine Erfahrungen in der myſteriöſen Burg nicht zu ſeiner Belehrung gebrauchen konnte. Nämlich Blancheflour, in dieſem Fall eine Samariterin, vermochte die brandigen Stellen auszuheilen, wo die ſchmerzlich gehäſſigen Lehren der Mutter ſich eingefreſſen hatten, ja ſie erſetzte das Gedächtnis der Mutter und damit den Schmerz über dieſen Verluſt und ihr Leid in der Seele Parſivals durch ihre eigene, liebliche Gegenwart.

Er begleitete ſie zum Dom und ſah ihre Andacht, wenn unter Neigen und Beugen, unter Muſik, die heilige Meſſe zelebriert wurde. Durch ihre Erklärungen ward ihm nach und nach der ganze Vorgang, wenn auch natürlich nur als ein unbegreifliches Wunder, verſtändlich gemacht. Er wurde nach einiger Zeit für genügend reif befunden, nun auch den Leib des Herrn zu genießen.

In der alten Bibliothek des Schloſſes fand ſich ein Pergament, das über den durchſchoſſenen Falken, die Taube und den Fiſcher Auskunft gab. Es waren da gewiſſe Myſterien, Blancheflour ebenſo neu, wie Parſival, weshalb ſie beide gemeinſam, faſt Wange an Wange, ihre Geſichter über die Schrift beugten. Oft waren ſie gar nicht ernſt, und die Buchſtaben wurden unter den Tränen, die ſie lachten und unter dem Geringel ſeiner und ihrer Locken, die ſich über dem Buche vermiſchten, unſichtbar.

Im Umgang mit Blancheflour konnte der Ritter ſich bald der Einſicht nicht mehr verſchließen, daß jeder Menſch, wie immer geartet, einen Vater hat. Der Gedanke, auch er habe nun einen Mann zum Vater gehabt, machte ihn anfänglich glücklich und unruhig.

Dann fragte er ſich, warum ſeine Mutter nie vom Vater geſprochen hatte, die ihn doch nicht anders wie Blancheflour ihn, den Parſival, gekannt haben mußte. Seine Gedanken in dieſem Betracht waren vorwurfsvoll. Er fand, Herzeleide habe kein Recht gehabt, ihm Namen, Stand und Aufenthalt ſeines Vaters und überhaupt den ganzen Vater vorzuenthalten. Hier war es wiederum Blancheflour, die ſein immer etwas ſchroff zufahrendes Urteil linderte. Sie erzählte ihm Fälle, wo Ehen in Trübſal enden, die anfangs eitel Glück und Wonne geweſen ſind. Dies brachte aber Parſival in Gefahr, in die alte Trübſal zurückzuſinken.

Er war nämlich auf den Gedanken gekommen, wie es möglicherweiſe ſein eigener Vater geweſen ſei, der Herzeleide die unheilbare Wunde geſchlagen habe. Mit dieſem Gedanken ringend, ließ er ſich tagelang nicht ſprechen und kam auch nicht an die friſche Luft heraus. Mit welcher Blindheit hatte er nicht dann wie nach ſeinem Todfeind nach dem Vater geſucht, dem er jetzt mit einer ganz anderen Empfindung begegnen würde. Welche unendlich gütige Fügung hatte verhütet, daß er zum Mörder ſeines eigenen Vaters geworden wäre.

In dieſem Zuſammenhang fiel Parſival nun wieder der ſchwarze Ritter mit der goldenen Taube ein, der ſich wie eine eiſerne Wand auf ſeinem Wege aufgerichtet, und als er dawider rannte, ihn niedergeworfen hatte. Warum mochte der Fremde das Viſier, ſelbſt nach dem Siege, nicht geöffnet haben, warum hatte er gerade ihn geſucht und wer mochte er ſein? Unmöglich konnte ein kranker und verwundeter Mann ſolche Kraft entfalten. Mit dieſer Überzeugung wies Parſival einen Gedanken ab, der ſich immer wieder aufdrängen wollte, wonach nicht nur der Fiſcher am See Herzeleidens, der kranke Burgherr, ſondern auch der ſchwarze Ritter mit der goldenen Taube ein und derſelbe Mann geweſen war. Jedenfalls wollte er nun die Königin Blancheflour erſuchen, mit ihm in das Studium des Grals und ſeiner Bedeutung einzutreten.

Das tat er, und die Königin führte ihn in die Bibliothek, die ein ſehr weitläuftiges, altes Gewölbe war. Es waren da, von Buchgelehrten bewacht, viele koſtbare Codices aufgeſpeichert. Ein würdiger Weißbart verbeugte ſich vor der Königin und führte das Paar in einen abgelegenen und kapellenartigen Raum, der von ſonderbaren Ampeln, wie man ſie in Moſcheen ſieht, myſtiſch erleuchtet wurde. Hier erhob ſich ein alter, würdiger Araber in grünem Turban, mit langem, weißen Bart, von einem, mit einer Leſelampe beſonders erhellten grünen Tiſch, wo er eine alte arabiſche Handſchrift aufgeſchlagen hatte. Sein weites weißes Beduinengewand wogte gleich einer Wolke um ihn.

Beinahe wäre Parſival wirklich in den Irrtum verfallen, den alten Araber für den lieben Gott zu halten, von dem er in den letzten Zeiten ſo viel Myſtiſches und Wunderbares gehört hatte. Ehe er ſich aber durch eine unbedachte Frage verriet, ſagte der Buchgelehrte, wie es ſich hier um einen arabiſchen Forſcher und Weiſen handele, der ſeit mehr als ſiebzig Jahren alle vorhandenen Pergamente nach dem tiefſten Geheimnis des Grals durchforſche, ein Geheimnis, das er mit der Bibel der Mohammedaner, dem heiligen Koran, in Einklang ſetzen wolle.

Sowohl Blancheflour als Parſival ſank der Mut, als man ihnen die endloſen Bücherreihen zeigte, deren Bände alle vom heiligen Gral handelten. Man hätte, um durchzukommen, ſicherlich mehrere hundert Jahre gebraucht, wenn man Tage und

Nächte einzig und allein auf Leſen verwendet hätte. Blancheflour forderte aber, ihrer Gewohnheit in ſolchen Fällen gemäß, alsbald den Buchgelehrten auf, ihr über das Wichtigſte aus der Sage vom Gral einen kurzen Vortrag zu halten. Der Araber hatte ſich wiederum über ſein Pergament gebeugt und der Buchgelehrte begann.

11. Kapitel

Der Vortrag des Buchgelehrten

„Als der Herr Jeſus Chriſtus zu Jeruſalem von „ſeinem Volke ans Kreuz geſchlagen wurde, eine „ſchreckliche Tat, die ſehr vielen Heilbringern von „ihrem eigenen Volke widerfahren iſt, veranlaßte „ein reicher und würdiger Mann, Joſef von Arimathia, daß man den Leichnam nach einiger Zeit „von dieſem entehrenden Galgen nahm und in das „Erbbegräbnis zur Ruhe brachte, das er ſelber in „ſeinem Garten beſaß. Er kam dafür in Gefangenſchaft und einige wollen behaupten, er habe, vierzig Jahre vergeſſen, ohne Speiſe und Trank im „Kerker gelebt.

„Und ohne Tageslicht“, ſagte der Araber.

BAYER.SCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

„Ja", wiederholte der Buchgelehrte, ein bischen geärgert, „auch ohne Tageslicht".

„Vindicta salvatoris", ſagte der Araber.

Aber ohne ihn zu beachten, fuhr der Buchgelehrte in ſeinem Vortrag fort:

„Während dieſer vierzig Jahre der Gefangenſchaft ward Joſef von Arimathia durch himmliſche Speiſen und himmliſchen Trank am Leben „erhalten. Jeſus Chriſtus ſelber, der Heiland, hatte „ihm nach ſeiner Auferſtehung eine leuchtende „Schüſſel aus Kriſtall in den feſtverſchloſſenen Kerker gebracht, ein Gefäß, in dem auch Speiſe und „Trank niemals verſiegten. Dieſes Gefäß wird der „Gral genannt.

„Man hat ſich über die Herkunft dieſes Gefäßes „den Kopf zerbrochen. Gewiß iſt nur, daß er durch „die Hände des Heilandes wundertätig geworden „und dem Joſef von Arimathia geſchenkt worden „iſt. Einige ſagen, das heilige Blut des Heilandes „ſei darin aufgefangen worden, als man den Leichnam vom Kreuze nahm . . ."

Der Araber ſagte: „Es iſt nichts anderes, als die Schüſſel geweſen, in der beim letzten Abendmahl, das Jeſus mit ſeinen Jüngern hielt, das Oſterlamm, die geheiligte Oſterſpeiſe, gelegen hat.“

„Darauf wünſche ich eben zu kommen“, ſagte der Buchgelehrte. „Meine Dispoſition, der ductus meines Vortrages . . .“

„Ich neige überhaupt zu der Anſicht,“ ſagte der Araber, „der Gral iſt der Kelch des Abendmahls und keineswegs die Fleiſchſchüſſel geweſen.“

„Wie dem auch ſei“, fuhr der Buchgelehrte den Araber übertönend fort, „ob Kelch, ob Fleiſchſchüſſel, „die göttliche Allmacht hat vielleicht beides in eins „zu verwandeln für gut befunden. Jedenfalls, „durchlauchtigſte Königin Blancheflour und edler „Herr Ritter, haben wir in der heiligen Meſſe, die „man unten im Dome und in der Schloßkirche zele„briert, einen Abglanz des Wunders, das Joſef von „Arimathia in der Gefangenſchaft widerfahren iſt.“

„Aber nur einen Abglanz,“ ſagte der Araber.

„Ich werde euch“, ſagte der Gelehrte, „meinen Vortrag, beſſer vorbereitet, zu gelegener Stunde „halten, durchlauchtigſte Königin. Wenn auch Meſſ' „und Gral verſchieden ſind, ſo hat doch auch die „Patene, von der man den „Leib des Herrn“ verteilt, zuweilen die gleichen Wunder getan. Allerdings iſt der Gral ein Geheimnis geblieben. Joſef „von Arimathia brachte das Wundergefäß von „Jeruſalem in die nördlichen Länder mit, als er, „nach ſeiner Befreiung aus der Gefangenſchaft, „mit einer kleinen Gemeinde ſeiner Verwandten „und Mitchriſten von Paläſtina auswanderte. Aber „kein Sterblicher weiß genau, wo das Gefäß geblieben iſt.“

„Ich werde es bald erfahren“, ſagte der Araber. „Die Sterndeuter haben mir ein Alter von hundert und fünfzehn Jahren vorausgeſagt, und ich brauche noch höchſtens elf Jahre zur Vollendung meiner Studien. Dann würde ich immer erſt hundertundein Jahr zählen, und ich wäre alsdann, dreiundzwanzig Jahre vor meinem Tode, ſo weit, den Weg zur Genoſſenſchaft des Grals und zur Gralsburg mit verbundenen Augen zu finden."

„Was iſt die Genoſſenſchaft des Grals?" fragte Parſival.

„Joſef von Arimathia hat ſie gegründet," ſagte „der Araber. „Elf Gralsgenoſſen bilden ſie. Der „Platz des Joſef von Arimathia wird bereits vom „einundzwanzigſten Nachfolger eingenommen. Der „Name des heutigen Presbyters oder Gralskönigs „iſt Amfortas, wie ich jetzt ganz ſicher ermittelt habe. „Bei der Tafelrunde, ſo verlangt es die vom Propheten Jeſus ſelber eingeſetzte Ordnung des „Gralsdienſtes, wird der Platz zur Rechten des „Königs freigelaſſen. Elfhundert Jahre wartet man „nun auf des Propheten Wiederkehr."

„Des chriſtlichen Heilandes", ſagte der Buchgelehrte. „Mit Allah und ſeinen Propheten haben höchſtens blinde Heiden zu tun".

„Ich ſehe mehr als du", ſagte der Araber, und dabei blickte er Parſivals weiße und hohe Stirne lange und forſchend an.

„Vergebt mir, weiſer Mann,“ ſprach der Buchgelehrte, „wenn meine Zweifel an eurem letzten Wort nicht ganz zu beſchwichtigen ſind.“

Aber der Araber, ohne den Blick von Parſival abzuwenden, ſchloß mit einer Art Feierlichkeit:

„Herzeleide lebt in des Königs Herzen. Der Hüter des Grals iſt verwundet, iſt krank. Amfortas wartet auf ſeinen Sohn. Springinsfeld wird ihn finden.“

Die Bedeutſamkeit dieſer Worte war an Blancheflour ziemlich ſpurlos vorübergegangen. Deſto größeren Eindruck machten ſie aber auf Parſival. Im Weggehen ſagte die junge Königin: Du hätteſt Gornemant über den Gral, ſeine Herkunft und ſeinen gegenwärtigen Aufbewahrungsort fragen ſollen. Die Nachrichten, die uns die Bücherwürmer gegeben haben, befriedigen mich nicht.

Der Ritter ſagte:

Wenn du mir eine Stunde Gehör ſchenken kannſt, ſo will ich dich beſſer unterrichten. Der Disput des Buchgelehrten mit dem Araber und beſonders deſſen letzte Worte haben mir mit einem Schlage die Irrtümer und Verſäumniſſe meiner Vergangenheit klar gemacht, was ich verloren und was ich beſeſſen habe. Siehe Blancheflour: mir ward der Gral gleichſam in die Wiege gelegt, ich aber erkannte ihn nicht und wußte ihn nicht zu würdigen. Die Schuppen ſind mir nun von den Augen gefallen.

12. Kapitel

Blancheflour wünſchte, mit Parſival Hochzeit zu halten und ſo war es ihr ſchmerzlich zu bemerken, wie der Geiſt der inneren Unruhe, der Geiſt der Unraſt wieder über ihn Macht gewann. Sie mußte fürchten, er werde noch vor der Vermählung aufbrechen, um vorher, wie er ſagte, nach Möglichkeit alles Verſäumte nachzuholen und alle Wirrniſſe aufzuklären, die ihn belaſteten.

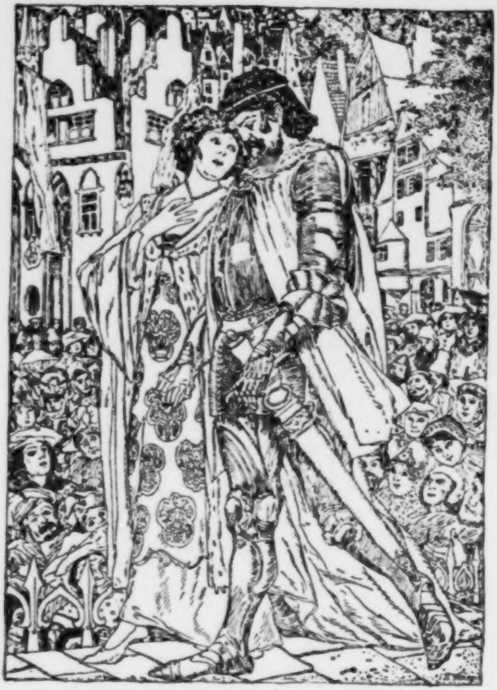
Er hatte der Geliebten von der Gralsburg erzählt, in der geweſen zu ſein er behauptete. Er hatte Gornemant einen Paladin des heiligen Grals genannt. Er hatte von einem gellenden Schmerzensſchrei vieles geſprochen, den der Gralskönig bei einem blutigen Meßopfer ausgeſtoßen habe und deſſen Erinnerung ihn nicht zum geringſten verdüſtert und verwirrt habe. Er habe oft nachts, im Traum, dieſen Schrei gehört und ſei von ihm gleichſam ruhelos durch die Welt gejagt worden. Jeder trägt ſein Leiden, erklärte er, ſolange er muß und nur der Menſch kann den Menſchen erlöſen.

Es iſt nicht gut, ſagte die Tante mit der weißen Haube zu Blancheflour, daß Parſival ſich in dieſe Phantaſien vom Gral hinein verwickelt. Ähnlich war es damals mit Gornemant. So fing es auch an, in ſeinem Geiſt zu irrlichtelieren. Dann ging er davon und iſt nicht wiedergekehrt. Es iſt ja möglich, fuhr ſie fort, er lebt vielleicht und hat vielleicht wirklich irgendwo unten in der Türkei deinen Parſival zum Ritter geſchlagen. Möglicherweiſe hat aber dieſer auch nur irgend einem Beſiegten die Rüſtungsſtücke abgenommen, der ſie vielleicht von Gornemant geraubt und mit dem angemaßten Namen zugleich getragen hat. Je mehr ich es mir überlege, je weniger ſcheint mir die Geſchichte glaubhaft zu ſein, die uns Parſival von ſeinem Ritterſchlag durch Gornemant gegeben hat. Der Gute leidet an Einbildungen. Gornemant iſt gewiß im Kampf um das heilige Grab ſchon lange zugrunde gegangen.

So weit ging nun Blancheflour in ihren Zweifeln allerdings nicht. Aber ihr ward doch bange um Parſivals geſunde Vernunft, als er ihr allen Ernſtes ſagte, daß Amfortas, der Hüter und König des Grals, wie er nun wiſſe, ſein leiblicher Vater ſei.

In langen Geſprächen erklärte er ihr, auf welchem Wege er dieſe nun feſte Überzeugung erlangt habe. Die Seele meiner Mutter, Herzeleidens, konnte mich beſchützen, ſo lange ich darin eingeſchloſſen war. Außerhalb ihrer Grenzen konnte ſie nichts zu meinem Heile tun. Ich ſah meinen Vater zum erſten Mal, als ich eine verwundete Taube wiederum in ihr Neſt zurückgebracht hatte. Ihr Verfolger, ein Falke, lag unten, von einem Pfeile durchbohrt. Mein Vater aber, der in jenem Augenblick einem Fiſcher glich, war auf dem See Herzeleidens mit Angeln beſchäftigt. Der Fiſch, den er damals zu fangen wünſchte, bin ich. — Ich ſah meinen Vater zum zweiten Mal und zum dritten Mal, kurz bevor ich und kurz nachdem ich die Hütte meiner Mutter als Aſchenhaufen wiedergefunden und Herzeleiden für immer verloren hatte. Wiederum ſchien er nichts weiter als ein gewöhnlicher Fiſcher zu ſein. Aber er hatte nur die Inſignien ſeiner Würde abgetan, denn er iſt und war ſchon damals der Gralkönig. Er wies mir den Weg in den Schutz der heiligen Burg Montſalvatſch hinan! — Ich ſah die Burg und ich ſah den Gral und ich höre die Worte noch im Ohr, die mich mein Vater als Gralskönig fragte und was ich ihm antwortete. Kennſt du mich? ſprach er. Und ich darauf: Ja, du biſt mein Feind. Da verſcherzte ich den Gral, den Vater und Herzeleiden! — Zum Ritter geſchlagen, durch Gornemant, hatte ich dann in der Hütte des Fährmanns dieſen Traum. Der Falke von meinem Helm kam an mein Bett geflogen und ſagte, zieh mir den Pfeil aus der Bruſt, Parſival. Die Taube von meinem

Schilde löſte ſich los. Sie flatterte ängſtlich über mir und ſagte: Ziehe den Pfeil aus des goldenen Falken Bruſt. Du ſollſt den Pfeil aus des Falken Bruſt ziehen, ſagte der Fiſcher und war ebenfalls an mein Bett getreten. Was biſt du für eine Art Fiſcher? fragte ich. Ein Menſchenfiſcher! gab er zur Antwort. Unter den Menſchen aber biſt du der Fang, den ich vor allen anderen aufs Trockene bringen muß. — Ich ſah meinen Vater zum letzten Male wieder, ſüße Königin Blancheflour, bevor ich als ein beſiegter und geſchlagener Mann zu euch kam. Kein anderer als er iſt der ſchwarze Ritter und mein Meiſter im Kampf geweſen. Er tat ſein Beſtes und Letztes an ſeinem mißratenen Sohn, durch eine erſte, wohlangebrachte, gewaltige Züchtigung. Dadurch kam ich zu euch und in eurer beglückenden Nähe iſt aus dem wilden Tiere des Waldes allererſt ein menſchenmögliches Weſen geworden. Nun weiß ich erſt, wie ein jeder Kampf, der würdig ſein ſoll, nur um des Friedens willen gefochten wird.



Parſivals Hochzeit mit Blancheflour

Die arme, ſüße Weißdornblüte wußte mit allen dieſen labyrinthiſchen Dingen nichts anzufangen. Sie wollte heiraten, wollte den Jüngling zum Könige machen und ſie allein wollte die Beſitzerin und Bewohnerin ſeiner Seele ſein. Erlöſe mich! erlöſe deine arme, einſame, dich mit jeder Faſer des Herzens liebende Blancheflour! rief ſie, als er ihr ſeinen Entſchluß, den Gralskönig aufzuſuchen und von ſeinen Schmerzen zu erlöſen, verkündigte. Er habe, ſagte er, keine Ruhe bei Tag und bei Nacht, bevor der Pfeil nicht aus der Bruſt des goldenen Falken entfernt wäre.

Indeſſen wurde auf Betreiben Blancheflours alles zur Vermählungsfeier eilig bereit gemacht und ſie gewann es auch über Parſival, daß er in die Trauung einwilligte. Der Ritter ſchien fortan mit ſeinem Schickſal zufrieden zu ſein und der Gral, ſowie alles was damit zuſammenhing, war hinter gegenwärtige Freuden zurückgetreten. Endlich war es ſo weit, unter Glockengeläut und Volksjubel ward Blancheflour mit der Myrte geſchmückt, an der Seite des ſchönſten Mannes zur Kirche und zum Altar geführt, wo ſie den Schwur der Treue ablegten und der Prieſter ihre Verbindung ſegnete.

Am Abend des feſtlichen Tages war das glückſelige Paar gemeinſam zur Ruhe gegangen. Am nächſten Morgen erwachte Blancheflour und fand den Platz ihres Gatten leer. Parſival ward geſucht, aber der Tag verging und Tage vergingen und niemand vermochte, ihn aufzufinden. Die Königin ward zum Tode krank, und als ſie genaß und neue Kräfte ſich einſtellten, ſchien ſie um zehn Jahre älter geworden. Man erkannte ſie kaum noch wieder, bleich und abgezehrt, wie ſie war, in ihrem ſchwarzen Witwengewand.

13. Kapitel

Alſo war Ritter Parſival heimlich davongegangen. Noch bevor es tagte, hatte er ſeine wilde Rappſtute ſelbſt gezäumt, Waffen und ſonſtige Rüſtung angelegt und war in die Nacht hineingeritten.

Mitten im Dome, während der Trauung, hatte er ganz andere Klänge aus der fernen, heimlichen Kirche gehört und während der Hochzeitstafel, mitten in aller Schwelgerei und allem Jubel, hatte er plötzlich im Geiſte das Banner mit der Dornenkrone vor Augen geſehen und den Schmerzensſchrei des Amfortas vernommen.

Als es aber dann dunkel ward und Säle und Zimmer des Schloſſes von Lichtern ſtrahlten, erhob ſich ein klagender Wind um das Haus, aus deſſen Wehen Parſival immer wieder das Wort Herzeleide, Herzeleide! heraushörte.

Da ſagte ſich Parſival, ſo lange ich nicht den Ruf der Mutter und den furchtbaren Schmerz des Vaters zum Schweigen gebracht habe, kann ich nicht glücklich ſein. Und alſo, ſo ſehr es ihm auch in der Seele wehe tat, mußte er ſeine junge Gattin verlaſſen.

Nun war er zwar lange kreuz und quer durch die Welt geirrt, aber er zweifelte doch keinen Augenblick daran, den Weg nach der Gralsburg wieder zu finden: lag ſie doch nicht allzuweit von dem Platze entfernt, wo Mutter Herzeleidens Hütte geſtanden hatte. Aber ſchon dieſe Gegend wiederum aufzufinden, war, wie ſich bald ergab, nicht ſo leicht.

Schließlich fand er den Aſchenhaufen doch, ohne recht zu wiſſen, wie lange Zeit er zur Reiſe dahin gebraucht hatte. Als er die Stätte der traurigen Trümmer wiederſah, weinte Parſival. Er weinte lange, eh' er ſich weiter auf die Suche begab.

Der See Herzeleidens war bald erreicht, von nun an jedoch ſchien alles ringsum den deutlich in ſeiner Erinnerung haftenden Vorgängen der Vergangenheit Hohn zu ſprechen.

Im Stillen hatte er hier ſchon auf den Vater in Geſtalt des Fiſchers zu treffen gehofft. Allein, da war, ſo weit das Auge über die ſchwarze, unbewegliche Waſſerfläche zu reichen vermochte, kein menſchliches Weſen zu entdecken. Nur Fiſche ſprangen hie und da über die Fläche hinaus und ſchienen ſich in der Zwiſchenzeit, weder von Bibern noch von fiſchenden Vögeln, geſchweige von Menſchen geſtört, ins tauſendfache vermehrt zu haben. Tage und Tage ritt Parſival die Ufer entlang, ohne daß der See enden wollte und ohne daß er die Stelle fand, wo der Strom ſich hinein ergoß. Immer wieder dachte er nach und ſtellte ſich aufs genaueſte vor, wie alles zugegangen war, als er in jener verzweifelten Nacht auf Weiſung des Fiſchers den Weg zur Burg nicht verfehlt hatte, und immer wieder, wenn er die ihm nun ganz fremde Gegend betrachtete, ward er verwirrt und bis zur Hoffnungsloſigkeit niedergeſchlagen.

Jn einem ſolchen Augenblick paſſierte ihm etwas Seltſames. Die Ufer des Sees traten an der Stelle, wo er ſich gerade befand, etwas näher zuſammen. Da bemerkte er, oder glaubte zu bemerken, am anderen Ufer des Sees, eine heftig winkende Frau, wie es ihm vorkam, mit wehendem Haar und im Bettlergewand. Sie rief, wenn auch ihre Stimme Parſivals Ohr nicht erreichen konnte, und der junge Mann, der nun ebenfalls winkte, rief ſo laut er konnte zurück. — Da wies ſie in eine Richtung am Ufer des Sees, die Parſival, wie er meinte um ſie zu treffen, verfolgen ſollte. Jhn grauſte ein wenig, aber er lenkte doch ſeinen Rappen dorthin. Als er eine gute Strecke im ſchnellen Galopp geritten war und aufblickte, ſah er die Frau am andern Ufer nicht mehr.

Eben dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich, nachdem dieſer wahrhaft irrende Ritter genau die Stelle am andern Ufer erreichte, wo die zerlumpte, winkende Frau ſich vorher gezeigt hatte. Nun ſtand ſie dort und winkte und ſchrie von dem Punkte aus, wo er vorher geweſen war, als er das ſeltſame Wild zuerſt entdeckt hatte. Er horchte auf und ſuchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit den geringſten Hall ihrer Stimme über der Weite des ſtillen Sees aufzufaſſen. Und richtig, da war es ihm — das Blut gefror ihm in ſeinem Herzen! — als ob das Wort Herzeleide langgezogen über das Waſſer klang. Hier bin ich! ſchrie er zurück, ich bin Parſival! Und die Wälder erdröhnten von ſeiner Stimme. Darauf begann von neuem die Jagd, die damit endete, daß er, in der Meinung, der Fremden entgegen zu reiten, wiederum einſam am erſten Ausgangspunkte ſtand.

Als Parſival ſich entſchloß, von der beängſtigenden und ſeltſamen Jagd abzuſtehen, wußte er eigentlich nicht, wie lange Zeit ſie gedauert hatte. Er verzweifelte jetzt daran, je zu erfahren, ob das Ganze ein Blendwerk und welcher Sinn hinter dem Blendwerk zu ſuchen war. Es kam ihm nun vor, wie wenn er im Ganzen die Richtung nach der Gralsburg verfehlt habe und er eine ganz entgegengeſetzte einſchlagen müſſe. Bald war er wiederum in der Welt der übrigen Menſchen angelangt, aber doch unter einem Volk, deſſen Sprache er nicht zu verſtehen vermochte: woraus er entnehmen konnte, daß er wiederum in die Irre geritten war. Von neuem ſchlug er ſich in den Wald und ſtieß dort am dritten, vierten Tag ſeiner Reiſe auf einen Einſiedler.

Dieſen, der ihn gaſtlich mit einfachen Speiſen bewirtete, fragte er in einem Antrieb hilfsbedürftiger Offenheit, ob er ihm nicht auf den rechten Weg zur Gralsburg und zum heiligen Grabe ſelbſt verhelfen könnte. Der Alte ſchüttelte nur den Kopf. Parſival fuhr indeſſen fort, vor ihm die Fülle der Nöte und Enttäuſchungen ſeines Lebens nach Art einer Beichte auszuſchütten. Endlich antwortete ihm der Einſiedler: Wenn ich dir ſchon über den Weg zum Grale nichts zu ſagen vermag, ſo weiß ich doch ietzt, daß du derjenige biſt, nach dem andere

Pilger mich gefragt haben: ſie forſchten nämlich, ob ein Ritter hier vorübergekommen ſei, der den Weg zum heiligen Grale geſucht hätte. Und nun ſage mir, wie du heißt. Heißt du Parſival? — Von Kind auf, gab der Ritter zur Antwort. — Dies war der Name, fuhr der Einſiedler fort, und ſo biſt du kein anderer, als der Geſuchte.

Wer waren die, die nach dem Gralſucher forſchten, und wie ſahen ſie aus? fragte Parſival.

Der Erſte, der nach dir fragte, es iſt aber gut ſeine zwanzig bis dreißig Jahre her, trug eine Angel, dazu einen Korb mit Süßwaſſerfiſchen und ich mußte ihn deshalb wohl oder übel für einen Fiſcher anſehn. Vielleicht war er verarmt. Seinem Antlitz und ſeinem edlen Anſtande nach ſchien er ein Mann aus gutem Hauſe zu ſein!

Mein Vater und niemand ſonſt, ſagte Parſival.

Der Mönch fuhr fort: Nicht lange danach fragte ein Weib nach Parſival. Aber wie ich mich nun erinnere, nicht nach dem Gralsſucher. Erſt vor kurzem, als das Weib nach vielen Jahren wiederum hier vorüberkam, tat ſie die Frage nach dem Gralsſucher Parſival. Sie nannte ihn einen Knaben, der von Hauſe entwichen und in Irrtum, Not und Mühſal verſtrickt worden ſei.

Der Knabe bin ich und es war meine Mutter Herzeleide, ſagte Parſival, und ich muß aufs Pferd, um ſie einzuholen.

Du biſt aber kein Knabe, ſagte der Einſiedler. Das fahrende Weib alſo, das halbnackt und wirr hier vorüberkam und einen Sack mit Felsſteinen mit ſich ſchleppte, kann alſo wohl nicht deine Mutter ſein. Noch kannſt du der Knabe ſein, den ſie ſuchte.

Als ich meine Mutter verließ, war ich unter fünfzehn, heut bin ich nicht über achtzehn Jahre alt, ſagte Parſival.

Da holte der Einſiedler aus dem von ihm ſelbſt erbauten kleinen Waldheiligtum die ſilberne Patene, den Teller, von dem er die Oblaten des Abendmahles umwohnenden armen Köhlern zu reichen pflegte. Sie war blankgeputzt und Parſival konnte darin ſich ſelbſt, wie in einem Spiegel, ſehen.

Zauberei! rief er aus. Mein Haar iſt über Nacht weiß geworden.

Und weil er den Einſiedler drohend und mißtrauiſch mit ſeinen noch junggebliebenen Augen anfunkelte, bemerkte dieſer mit ſchalkhaftem Lächeln:

Die Zeit iſt — nicht ich bin der Zauberer, Herr Rittersmann. Die ſchleichende Zauberin Zeit hat Euch grau gemacht. Laſſet Euch dieſe Wandlung inmitten Eures Wandels und aller ewigen Wandlung nicht anfechten. Hört lieber, was ich von dem Dritten, der nach dem Gralsſucher fragte, etwa noch zu berichten weiß.

Er erzählte hierauf von einem Ritter hinter ſchwarzem Viſier, der als einziges Abzeichen auf ſchwarzer Rüſtung eine goldene Taube getragen hatte. Und abermals mußte Parſival glauben, daß es der König des Grales und ſein Vater in einer Perſon geweſen war. Der Einſiedler lachte lauter und ſagte: Herr Ritter, Ihr könnt nicht der Sohn zweier Väter ſein.

Parſival ſtieg aufs Roß, denn er hielt den Waldbruder tatſächlich für einen Zauberer. Mit Lug, dachte er, und mit Betrug verſpottet und vergiftet er mich. Und nun wollte er alles andere einſtweilen beiſeite legen und Blancheflour, ſeine verlaſſene, junge Gattin wiederſehen.

14. Kapitel

Die Glocken des Doms und die Glocken aller übrigen Kirchen läuteten, als Parſival vor den Toren der Stadt anlangte, die er nie regiert hatte, obgleich er durch Blancheflour zu ihrem König erhoben worden war.

Was bedeuten die Glocken? fragte Parſival einen Bürger, der gerade vorüberkam.

Unſere alte Königin wird begraben, ſagte der Mann.

Was iſt das für eine alte Königin? fragte der Ritter. Vergangenes Jahr habt Ihr doch meines Wiſſens zur Königin eine blutjunge Dame gehabt.

Da irrt Ihr Euch wahrlich, ſagte der Spießbürger. Unſere Königin-Witwe trat dieſes Jahr in ihr fünfzigſtes, und jedermann weiß, wie ſie ſeit wenigſtens dreißig Jahren Witwe geweſen iſt.

Dann bin ich hier vor die falſche Schmiede geraten, meinte Parſival. Wie hieß übrigens Eure verwitwete Herrſcherin?

Sie hieß Blancheflour, ſagte der Mann. Ihr verſchollener Gatte hieß Parſival. Er hat ſie vor dreißig Jahren, am Morgen nach ihrer Hochzeit, verlaſſen.

Iſt nicht das ganze Daſein ein alpdruckartiger Traum? dachte Parſival, während der lange königliche Trauerzug aus dem Tore herausgezogen kam.

Die Gruft des Herrſchergeſchlechts dieſer Stadt beſtand in einem Tempel aus Marmor, den man, außerhalb der Mauern, in einem Zypreſſenwäldchen errichtet hatte. Viele Fackeln brannten. Es war heller Tag, zwölf Ritter brachten Blancheflour, nach der Sitte der Zeit im offenen Sarge, vorbeigetragen.

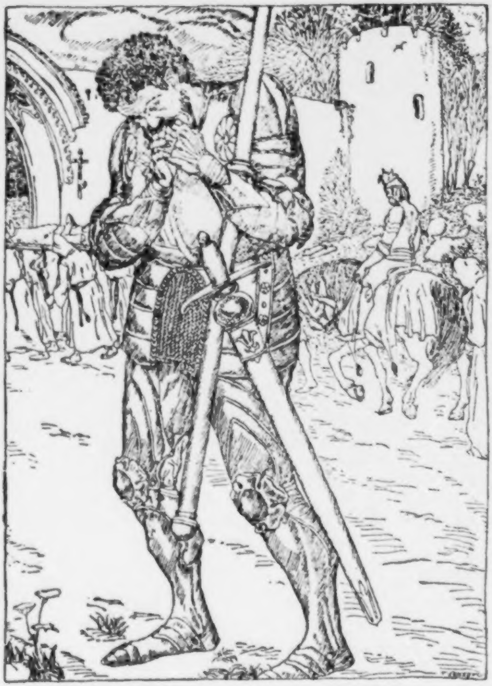
Ja, du biſt wirklich nun erſt zur Weißdornblüte geworden, dachte Parſival, als er das wohlbekannte, aber nun linnenbleiche Geſicht unter linnenbleichem Scheitel erkannte.

Sie glich einer Greiſin und doch einer Braut; denn man hatte ſie, ihrem letzten Willen gemäß, in ihr Brautkleid aus weißem Atlas gehüllt und mit Wolken grüner Schleier umgeben. Überall waren Ranken und Blüten des weißen Schlehdorns in die Gewandung geſtickt.

Parſival wollte ſich über den Sarg und die Tote herſtürzen, aber er merkte, zu ſeinem Entſetzen, daß er weder einen Laut von ſich zu geben, noch ſich zu regen fähig war.

Plötzlich winkte ihm jemand. Es war der gelehrte Araber.

Schon als der Kondukt aus dem Tore kam, war der Ritter vom Pferde geſtiegen und hatte das Tier irgendwo feſtgebunden. Jetzt, als er den Araber ſah, kam auf einmal Bewegung in ihn



Parſival ſieht den Leichenzug Blancheflours und er fand ſich gleich darauf zur Linken des Mannes im weißen Turban, feierlich hinter dem Sarge herſchreitend. Im Lärm der Glocken, beim Pſalmodieren der Geiſtlichkeit, während die Vögel ſangen und ihnen der Straßenſtaub in die Naſen wirbelte, ſagte der Araber immer ruhig erzählender Weiſe zu Parſival:

Ich ſehe dir an, du haſt den Weg zum Gral nicht gefunden. Was mich betrifft, ich bin heute hundertundzwanzig Jahre alt, älter als wie die Sterndeuter vorausſagten und wenn Blancheflour noch ein Jahr gelebt hätte, ſo hätte ich ſie mit verbundenen Augen den Weg zum Gral zu führen gewußt. Denn, mußt du wiſſen, ſie grübelte, ſeit du fort biſt, nur immer über den Weg zum Gral, leider nicht aus dem reinen Grunde, das heilige Wunder des Herrn zu finden, ſondern, armer Parſival, um dich wiederzuſehn. Ich wußte es aus den Planeten, aber ich habe es Blancheflour nie geſagt, du würdeſt am dritten Tage nach ihrem Tode, ohne den Gral gefunden zu haben, zurückkehren.

Parſival fragte: Wer iſt der Ritter im ſilbernen Harniſch, mit dem ſilbernen Schwan auf dem Helm, der, ähnlich dem Sonnengott, auf ſchneeweißem Pferd hinter dem Sarge herreitet?

Das iſt Lohengrin, ſagte der Araber, iſt dein Sohn. Aber ich rate dir ab, dich vor ihm zu erkennen zu geben. Er hat das gütigſte Herz in der Bruſt und alle Welt liebt ihn und trägt ihn auf Händen. Nur einen haßt er und ſucht er als ärgſten Feind: den, der ſeiner Mutter die unheilbare Wunde geſchlagen hat.

Da trat Parſival aus dem Kondukt und ließ das weinende Volk in endloſem Zuge hinter dem Sarge der guten Königin her zu Grabe ſchreiten. Da alles weinte, fiel es nicht auf, daß Parſival ebenfalls in Tränen gebadet war.

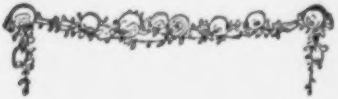
Parſival hatte ſeine Mutter verlaſſen, um die Welt zu bekämpfen. Als er zurückkam, fand er ſie nicht mehr. Er verließ den Gral, den er nicht erkannte, als er an ihm vorübergetragen wurde und als er erkannt hatte, oder wenigſtens ahnte, was er war, vermochte er ihn nicht wiederzufinden. Um ihn zu finden, verließ er ſein junges Weib und verſcherzte ein irdiſches Königreich, denn, als er zurückkam, fand er auch ſein Weib nicht mehr, und ſeinen eigenen, ihm fremden Sohn, der ihn ebenſowenig kannte, wie alle anderen — den Alten Araber ausgenommen — mußte er meiden, wie ſeinen Feind.

Nach allen dieſen Irrtümern und Verwirrungen ſeines Daſeins ſchien etwas wie eine allzu heftig geſpannte Feder geſprungen zu ſein in der Seele Parſivals. Der furchtbarſte Schmerz einer wilden Verzweiflung, der ihn aufs neue in die Ödenei aus der Nähe der Menſchen getrieben hatte, endete plötzlich mit einem Zuſtande tiefſter Gelaſſenheit. Auf einer Lichtung mitten im Walde ſtieg er von ſeiner ehemals wilden Stute ab, nahm ihr den Zaum aus dem Maul, den Sattel vom Kreuz und entließ ſie mit einem Gertenſchlag in das freie Leben der Wälder hinaus. Er ſelber nahm ſeinen Helm vom Haupt und henkte ihn, ſamt Schwert, Schild und Bruſtharniſch, zwiſchen die Zweige einer Eiche.

Da blickten nun der durchbohrte, goldene Falke, Taube und Fiſcher als verlaſſenes Gut auf die Tiere des Waldes herab. Held Parſival aber blieb ungerüſtet und waffenlos. Als er barfuß und nur mit dem Hemde bekleidet den Platz verließ, war es Nacht geworden, der Mond war über die Wipfel geſtiegen, ein Wind erhob ſich und der Ritter warf einen letzten Abſchiedsblick auf die geſpenſtiſch klirrenden Kleinode ſeiner irrenden Ritterſchaft.

Von da ab ward Parſival ein Dienender. Er diente in den Städten als Laſtträger, diente im harten ländlichen Frohn, als Bauernknecht. Niemand kannte ihn, ja er ſelbſt hatte ſeinen Namen vergeſſen, nur ſeine Mutter Herzeleiden nicht. Obgleich er ſie nun nicht mehr ſuchte, ſchien ſie ihm wunderlicherweiſe vertrauter und näher als früher zu ſein. Seine Genoſſen, die übrigen Knechte und Laſtträger, ſahen bald einen harmloſen, alten

Toren in ihm, da er überaus ſanft war und ihnen mehrmals von der Schönheit eines Dinges, das ſie nicht kannten, von der Schönheit des Grales geſprochen hatte.



15. Kapitel

Es war eines Tages im Herbſt, als der arme geduldige Laſtträger und ehemalige Parſival ſeine Tagesarbeit am Hafen einer gewiſſen Stadt beendet hatte und dem Geſpräche zuhörte, die von den übrigen feiernden Tagelöhnern während der Abendmahlzeit geführt wurde. Sie unterhielten ſich von den Taten eines Ritters, der eben in der Welt viel von ſich reden machte und die Worte „Dem Starken ein Trutz, dem Schwachen ein Schutz“ auf dem Schilde trug. Man erzählte ſeltſame Dinge von ihm, die ihn von allen anderen unterſchieden, denen die ſogenannte irrende Ritterſchaft zu allgemeinem Ruhme verholfen hatte. Alle Welt lief ihm zu, wie einem gewappneten Erzengel, einem von Gott geſendeten Engel der

Gerechtigkeit. Er war von dem armen Volke weit und breit Ritter Hilfreich getauft worden.

Ritter Hilfreich hatte nicht ein Mal, ſondern hunderte von Malen nach dem Vorbild des barmherzigen Samariters gehandelt. Kranke und Elende aller Art, die er traf, lud er auf ſein ſchneeweißes Roß, um ſie, neben dem Tiere herſchreitend, dorthin zu bringen, wo ihnen Hilfe und Pflege zuteil wurde. In die allerniedrigſten Hütten trat er ein, auch wenn er ſein Lockenhaupt entblößen, den Helm unter den Arm nehmen und ſich tief beugen mußte. Er verteilte Gold, aber auch Pfeffernüſſe und beſonders die Kinder liefen ihm nach.

Seine Standesgenoſſen im allgemeinen und die Reichen im Lande ſahen ſcheel auf ihn und ihr Haß wuchs, je mehr ihm die Liebe des Volkes zuteil wurde.

Da habt ihr die wahre Ritterſchaft, ſagte plötzlich der Laſtträger, als er von alledem erfuhr. Er ſteht in der Gnade. Wäre es mir, als ich noch ein irrender Ritter war, doch ebenſogut gegangen. Wer

Waffen trägt, muß ein Bote der Barmherzigkeit und des Friedens ſein, oder er iſt ein Schurke, nichts mehr.

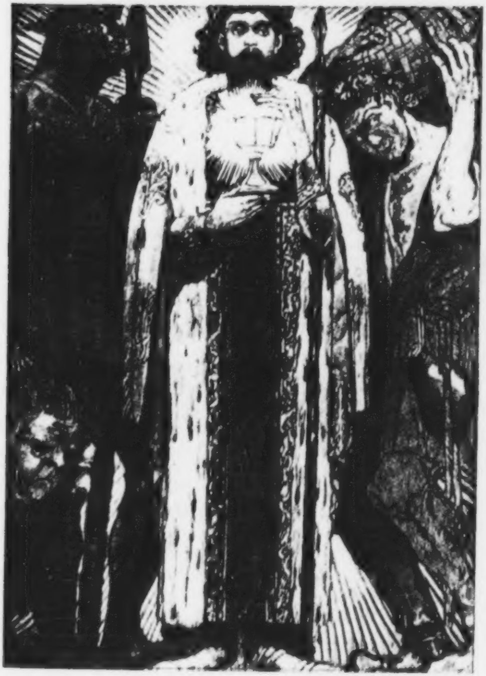
Über dieſe Worte des armen Laſtträgers brachen ſeine Arbeitsgenoſſen in Lachen aus. Der eine ſagte: Wenn du ein irrender Ritter geweſen biſt, ſo hol' mich der Teufel, dann bin ich der fürchterliche Parſival, Königin Blancheflours Mann geweſen.

Darauf ſagte ein Zweiter, nachdem man wiederum ſehr gelacht hatte: kein irrender Ritter war doch jemals ſo wild und ſo grauſam wie Parſival. Und nun hörte der arme Laſtträger ſeine eigene, blutige Geſchichte. Man übertrieb und da man nichts von ſeinen Beweggründen wußte, ſagte man, Parſival ſei ein tückiſcher, hinterhältiger, grauſamer und verlogener Abenteurer geweſen. Der Teufel ſelbſt, dem er ſich verſchrieben hätte, habe ihm den Garaus gemacht. Übrigens, brüllten alle durcheinander, Parſival war ein Bauernſohn. Er iſt nicht von edlem Blute geweſen.

Der arme Laſtträger lächelte nur, als man ſeine Vergangenheit ſo verunglimpfte. Er dachte: ich habe dies und noch mehr verdient, aber nun warte ich gottergeben auf Gnade.

Indeſſen bemerkte ein Dritter unter ſeinen Kameraden etwas über Ritter Hilfreich, das ihn von neuem aufhorchen machte. Er ſagte: dieſer Ritter Hilfreich iſt nicht ein Wundarzt, der Wunden heilen, ſondern auch einer, der ſie, ebenſogut wie Parſival, ſchlagen kann. Er ſucht ja doch den, der ſeiner Mutter die heimliche Wunde geſchlagen hat, und wenn er ihn findet, wehe ihm! Ich wollte lieber im tiefſten Turm der Türkei liegen, als jener geſuchte Verbrecher ſein.

Gegen Abend des nächſten Tages kam Ritter Hilfreich unter dem Jubel des armen Volkes in die Stadt geritten. Man ſchrie Hoſianna, warf Blumen und grüne Zweige auf ſeinen Weg und einige abergläubiſche Weiber gingen ſo weit, ſich vor ſein Roß zu werfen, damit es über ſie hinwegſchreite. Sie glaubten dadurch von ihren unheil-



Parſival als Hüter des Grals

baren Übeln geheilt zu werden. Ein wunderlicher Zufall ſchien es zu ſein, daß der Ritter, am Hafen angelangt, gerade den armen Laſtträger vom Roſſe herab anredete und um den Weg fragte.

Der arme unerkannte Parſival hatte inzwiſchen die fürchterlichen Stunden und Augenblicke ſeines Lebens durchgemacht. Er wußte recht wohl, Ritter Hilfreich war niemand anders, als ſein Sohn Lohengrin und fürchtete, von ihm als der erkannt zu werden, der ſeiner Mutter Blancheflour das Lebensglück geraubt und die langſam tötende Wunde geſchlagen hatte. Nicht als das Schlimmſte erſchien ihm der Tod aus Sohneshand, aber eine wirkliche Pein des Entſetzens ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er von ihm, deſſen Vater er war und den er liebte, wie der ärgſte Feind gehaßt und verachtet werden ſollte. Deshalb bot er dem Ritter einen kläglichen Anblick dar, als er ihm folgendermaßen antwortete:

Wenn du ein irrender Ritter biſt und du fragſt keinen anderen nach dem Weg, den du gehen ſollteſt, als mich, ſo helf mir Gott, daß ich dich zurechtweiſe. Suche nicht weiter nach dem, der deiner Mutter die heimliche Wunde geſchlagen hat.

Ich danke für deinen Rat, alter Vater, ſagte mit herzlicher Güte Lohengrin. Der Laſtträger aber fuhr fort: und jetzt zum Zeichen des Friedens, ſteige vom Roß, brich das Brot mit mir und laß dir etwas erzählen, vom heiligen Gral und von Parſival.

Lohengrin glaubte anfangs, irgendein Unglück habe den alten Laſtträger um den Verſtand gebracht, als er ihn aber den Namen Parſival und den des heiligen Grals erwähnen hörte, beſchloß er, dem alten gebrechlichen Manne zu willfahren. Er hob ihn auf's Roß und leitete dieſes am Zügel bis an die Tür der elenden Bretterhütte, wo dieſer arme Lazarus mit ihm das Abendmahl zu nehmen gedachte.

So ſaß nun Parſival auf dem milchweißen Streitroß ſeines geliebten Sohnes Lohengrin, ohne daß jener es ahnte, wer er war. Was Wunder, daß er unaufhaltſam ſalzige Tränen heimlicher Freude weinte.

Während des Eſſens war der glänzende, gottgeliebte Paladin mit ſeinem unerkannten Vater allein. Als ſie das Brot miteinander brachen und den erſten Schluck aus einem gemeinſamen Kelche tranken, hörten ſie beide Glockenlaut, und wußten ſofort, wie dieſer Klang von keinem der ſtädtiſchen Dome herſtammte. Da wußte der alte Laſtträger Parſival, wie nun die Gnade, die Liebe und die Verſöhnung gekommen war. Und er begann ſeine eigenen Irrfahrten, als wären es die eines anderen, zu erzählen.

Er ſprach von Herzeleiden, der Mutter Parſivals. Er nannte ſie, gleichſam vom Geiſt erleuchtet, die Allmutter. Er ſagte: auch Blancheflour wäre, ebenſo wie Parſival, von Herzeleidens Geſchlecht geweſen. Er ſchloß: auch du und ich, wir ſind von Herzeleidens Geſchlecht, lieber Sohn.

Nun erfuhr der Ritter auch die näheren Schickſale Parſivals. Wie er auszog, die Mutter an ſeinem

Vater zu rächen — erfuhr vom Gral, den Parſival fand und wieder verlor, von Gornemant und dem Gralskönig, dem kranken Amfortas, der Parſivals Vater und alſo Lohengrins Großvater war. Ihm wurde eröffnet, was Parſival mit dem Fiſcher und mit dem ſchwarzen Ritter erlebt hatte und wie ihn die liebende Sorge des Vaters erſt mit Rat und dann mit Gewalt den rechten Weg zu leiten verſuchte.

Jetzt iſt meine Stunde gekommen, ſagte der Laſtträger Parſival. Mir iſt, als hätte ich Herzeleide immer unſichtbar um mich gehabt, und ich werde ſie auch dort drüben, wohin ich reiſe, antreffen. War ſie auch herb und hart und oftmals bitter mit mir, ſo hat ſie mich doch zur Welt gebracht und wer wollte ſeine Mutter nicht lieben. Herzeleide, Herzeleide überall, ich habe danach geſucht und reichlich gefunden. Aber Salvaterre iſt da, die Gralsburg mit ihren Paladinen und der heimliche Dom, der im breiten Strome des Lebens doppelt iſt. Salvaterre iſt da, wo die göttlichen

Glieder freiwillig Leiden erdulden, um die Welt zu entlaſten und doch unſterblich im Lichte des nahen Paradieſes ſind.

Lohengrin dankte dem alten Mann, deſſen Eröffnung ihn tief erſchüttert hatte, und ritt davon in die Einſamkeit.

16. Kapitel

Der Laſtträger Parſival aber hörte immer lauter und lauter die Gralsglocke läuten. Er lächelte ſtill und dachte bei ſich: Nun, mache dich auf, nun iſt es Zeit, Knecht Parſival. Und ſchon trat, tief gebückt, in ſeine Hütte der alte Gralsbote Gornemant, dem eine kleine ritterliche Begleitung nachfolgte. Alle knieten ſie mitten in dem elenden Schuppen nieder vor dem armen Laſtträger Parſival, der ſich dagegen erhob und ihre Botſchaft erwartete.

Uns ſendet Amfortas, dein Vater, der einundzwanzigſte Hüter des Grals. Zwanzig ſind ihm vorangegangen in der Welt und über die Hälfte davon auch voran ins Himmelreich. Heute hat Amfortas die Krone von Salvaterre vom Haupte genommen. Aber auch ſein gellender Schmerzensſchrei iſt verſtummt. Er wird das göttliche Opfer nicht mehr darbringen.

Er entbietet dir ſeinen Gruß und heißt mich, dir dieſe Botſchaft ausrichten: Mein Sohn Parſival, der Gral iſt ein fremdes Wunder in der Welt. Manche ſagen, Salvaterre ſei ein Reich in der Luft errichtet, weil, wie ſie ſagen, der Friede über den Wolken, der Krieg aber auf der Erde heimiſch iſt. Nun Parſival, in der Luft iſt der Blitz, der fruchtbare Regen, der Glanz des Lichts, der Sterne, des Mondes, des Morgenrots und des Abendrots. Wer könnte leben und tränke nicht Luft, wer könnte ſchauen und hören ohne Luft? Wer könnte denken, meinen, wiſſen von Gott und Welt, wenn nicht ſein Tummelplatz der freie Raum des Geiſtes wäre. So glaube denn alſo die Welt, der Gral, der Friede und Salvaterre ſei nicht mehr als ein Reich der Luft, wenn wir nur glauben, daß es iſt, mit ſeiner heimlichen Kirche, ſeinem Frieden, ſeinen Freuden und ſeinen herrlichen Paladinen. Die Welt iſt Herzeleidens Eigentum. Salvaterre gehört der Freude.

Aber wie die Freude in Geſtalt des himmliſchen Glaubens in die Welt gekommen iſt, ſo iſt Herzeleide auch immer in Salvaterre zu Gaſt geweſen.

Glaubſt du an die Verſöhnung durch den Gral, an Salvaterre und an die heimliche Kirche, Parſival? Ich glaube daran, ſagte funkelnden Auges der Laſtträger.

So knie nieder, fuhr Gornemant fort, auf daß wir dir im Auftrage deines Vaters die Leidens- und Freudenskrone des Grals aufs Haupt ſetzen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Als Fortſetzung des vorliegenden
Bandes erſchien:

Lohengrin

von

Gerhart Hauptmann

Preis 1 Mark

Der Dichter ſchildert die Schickſale und Taten des Schwanenritters Lohengrin, der als Sohn Parſivals und Blancheflours in Glanz und Freude heranwächſt, als Ritter in den heiligen Gral berufen wird, die ſchöne Elſa von Brabant errettet und als ihr Gemahl alles Glück der Erde genießt, bis ihn der Schwan in das Rätſelland Salvaterre zurückträgt.

Ullſtein-Jugend-Bücher

Bisher erſchienen:

Gerhart Hauptmann, Parſival
Gerhart Hauptmann, Lohengrin
Walter Bloem, Das Ende der großen Armee
Walter Bloem, 1813
Helene Böhlau, Gudrun
Paul Oskar Höcker, Der Sohn des Soldatenkönigs
Ludwig Fulda, Aladdin und die Wunderlampe
Felix Salten, Kaiſer Max der letzte Ritter
Rudolf Herzog, Siegfried der Held
Rudolf Herzog, Der Nibelungen Fahrt ins Hunnenland
Georg Engel, Kapitän Spieker u. ſein Schiffsjunge
Fedor von Zobeltitz, Der Kampf um Troja
Ernſt von Wolzogen, Münchhauſens Abenteuer
Guſtav Falke, Die neidiſchen Schweſtern
Otto Ernſt, Gulliver in Liliput

Jeder Band, reich illuſtriert, 1 Mark

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Verlag von Ullſtein & Co, Berlin

Bücher für jung und alt

Jeder Band 3 Mark

Bisher erſchienen:

Der Taugenichts von Paul Oskar Höcker

Die Geſchichte eines liebenswerten Trotzkopfes, den des Lebens bittere Schule zu einem ganzen Mann und zu einem tüchtigen, brauchbaren Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft heranreifen läßt.

Welko, der Balkankadett von Kurt Aram

Die Erlebniſſe und Abenteuer eines tapferen Bulgarenjünglings im Balkankriege ſchildert hier der bekannte Verfaſſer, der auf ſeinen Streifzügen durch alle Welt ſtets dieſem Wetterwinkel Europas beſonderes Intereſſe gewidmet hat.

Aus den alten Zauberbronnen v. Frida Schanz

Neue deutſche Märchen voll zarten Liebreizes und geheimnisvoll mächtigen Zaubers, in poetiſch ſchöner Sprache erzählt von Frida Schanz, einer Meiſterin neudeutſcher Dichtkunſt.

Jeder Band, reich illuſtriert, 3 Mark

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Verlag von Ullſtein & Co, Berlin

Ullſtein & Co

Berlin SW68

SaFe
V

Gerhart Hauptmann

Winterballade

Eine dramatiſche Dichtung

S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Erſtes bis zehntes Tauſend
Alle Rechte, beſonders die der Überſetzung, vorbehalten
Den Bühnen gegenüber als Manuſkript gedruckt
Copyright 1917 S. Fiſcher, Verlag, Berlin
125 Vorzugsexemplare ſind auf handgeſchöpftem Büttenpapier gedruckt und numeriert, davon 115 zum Verkauf. Preis 30 Mark für das in Pappband gebundene Exemplar.

„Herrn Arnes Schatz", die ſchöne Erzählung von Selma Lagerlöf, hat dieſe Dichtung angeregt.

Perſonen:

Pfarrer Arne
Pfarrerin
Pfarrer Arneſohn
Berghild, ſeine Tochter
Torarin, Handelsmann
Kathrin, ſeine Schweſter
Elſalil, beider Nichte
Sir Archie
Sir Douglas
Sir Donald
Frederik
Amtmann
Bauer von Branehoek
Anne, ſeine Tochter
Olof, Knecht Arnes
Magd Arnes
Hilfsgeiſtlicher
Schottiſcher Söldner

Erſte Szene

Einſamer, ſchwediſcher Bauernhof im Schnee. Rechts das kleine Wohnhaus, links Scheuer mit geſchloſſenem Tor. — Nacht, Mondſchein, ausgeſtirnter Himmel. — Der Bauer mit einer Laterne und Schiffer Frederik treten aus der Tür des Wohnhauſes. — Überall aus der Ferne Hundegebell.

Frederik

Was ſoll man tun? Das iſt ne Not, wahrhaftig.

Bauer

In Bohus gab's ein ſolches Weib.

Frederik

Nach Bohus
ſind gut vier Meilen. Nein. Ich muß zurück.
Da ſchick' ich lieber einen Maat nach Marſtrand.

Bauer

Vielleicht iſt alles ſchon vorüber, wenn

du heimkommſt; und die Frau hat dir
inzwiſchen ſchon den erſten Sohn geboren.

Frederik

Mag ſein. Daß meine Galeaſſe noch
feſt ſitzt im Eis, auf eine Art iſt's gut.
Ein Kindbett und auf hoher See, Gott ſtraf mich.

Bauer

Nach Schottland haſt du Ladung?

Frederik

Ja, nach Leith.
Längſt ſollt ich wiederum zu Marſtrand ſein
mit Rückfracht. Doch der Winter will dies Jahr
nicht weichen, wie es ſcheint. — He, was iſt das?

Bauer

Du meinſt den Fjord. Die See brüllt unterm Eiſe.

Frederik

Still.

Bauer

Ih, du meinſt die Hunde, Frederik.
Das macht der Vollmond, der die Köter ärgert.

Frederik

Gefröre nicht der Hauch an meinem Bart,
ſagt ich: ne Mücke ſummt in meinem Ohre.
Lebt wohl!

Bauer

Leb wohl!

Frederik

Wie's ziſcht! Hörſt du das nicht?

Bauer

Nein! Doch wer kommt dort in den Hof, ſo ſpät noch?

Der Fiſchkrämer Torarin kommt, ſeinen beladenen Handſchlitten ſelbſt ziehend.

Torarin

Gut Freund. Fiſch! Fiſch! Ich bringe friſchen Seefiſch.

Kauft Seefiſch vom Fiſchhändler Torarin!
Der Mai ſteht vor der Tür und ſolche Kälte.

Bauer

Du wagſt dich aus dem Loche, Torarin!?

Torarin

Das tu ich. Denk daran, was für ein Tag iſt.

Bauer

Petrus Martyr, der ſiebzehnte nach Oſtern.

Torarin

Und Pfarrer Arnes neunzigſter Geburtstag.

Bauer

Richtig. Davon iſt viel die Rede. Ja.
Du bleibſt bei uns zur Nacht?

Torarin

Nein, ich muß weiter.
Den Lachs, den Dorſch verlangt's nach Pfarrer Arne.
Seit fünfzehn Jahren hab ich dieſe Nacht
nie anderwärts verſchlafen als im Pfarrhof.

Frederik

Hätt man's ſo dick, wie mancher Pfarrherr doch,
es täte nicht mehr not, mit Wind und Wetter
und groben Seen ſich herumzubalgen.

Torarin

Still! Hört ihr das?

Frederik

Schon lange, ja. Was iſt es?

Torarin

Es ziſcht.

Bauer

Die Gänſe ſind's im Gänſeſtall.

Torarin

Das wäre! Fragt mich jemand, ſag ich ihm:
die alte Schlange ziſcht im Paradieſe.

Bauer

Wie ſieht's zu Marſtrand aus?

Torarin

Die Straßen wimmeln

von Kriegsvolk, ſchottiſchen Knechten, die der König
Johann entlohnt hat. Wenn ſie nüchtern ſind,
mag's gut ſein. Völlerei und Spiel und Trunk
reibt viele auf, bringt manchen an den Galgen.

Frederik

Erſt geſtern ſtrichen welche um mein Schiff.
Sie fragten um Gelegenheit nach Schottland.

Torarin

Wenn nicht das Eis bald bricht, nicht bald die See
ſie mitnimmt, bleibt der letzte Heller Sold
zu Marſtrand in den Hafenſchenken ſitzen.
Doch S! S! S! — was iſt es, das ſo ziſcht?

Bauer

Die Scherenſchleifer meint Ihr in der Scheune?

Torarin

Habt Ihr hier Scherenſchleifer?

Bauer

Freilich: drei!

Torarin

Was mögt Ihr ſonſt noch haben auf dem Hofe!

Anne, die Tochter des Bauern tritt aus der Tür.

Anne

Guten Abend, Vater Torarin.

Torarin

Viel Dank auch.
Und Gott ſoll Euch beſchützen, Jungfrau Anne.
Doch was iſt's mit den Schleifern, habt Ihr hier
ſo viele Scheren ſtumpf geſchnitzelt, Jungfrau?

Anne

Sie ſchleifen Meſſer, ſind wie aus der Erde
geſtiegen; bleib doch bei uns, bis ſie fort ſind.

Torarin

Man denkt ſich ſo das ſeine. Schlimme Zeit.
Solang das Korn nicht ſprießt, iſt Satan mächtig.
Werwölfe gehen um. Die Sonne ſteht
im Stier. Der blutige Saturn bedrängt ſie.
Mein Niftel huſtet Blut. Ihr wißt, ſie hat
das Gnadenbrot im Pfarrhaus. Ich muß zuſehn.
Und dabei gibt's ein Feſt: ganz Bohuslehn
kommt morgen auf die Beine — Gott ſei bei uns.

Die Flügel des Scheunentors werden von innen aufgeſtoßen. Auf der Tenne ſieht man einen Lichtſtumpen auf einem Schleifſtein. Sir Archie Sir Douglas und Sir Do-

nald kommen mit langen Meſſern aus der Scheune. Es ſind drei lange Strolche mit berußten Geſichtern. Ihr Betragen, von Trunk und Strapazen überreizt, iſt wild und unheimlich.

Sir Archie

Der Teufel hol mich! Heiß! mir brennt der Schlund, das Maul iſt mir voll Galle. Bringt mir etwas zu ſaufen! Wo ſind Leute? Wirtſchaft! He! ſeid ihr vom Haus! Wir wollen trinken. Wo gibt's Branntwein? ſonſt, bei Gott, ich freſſe Schnee! Ihr ſeht's: ich freſſe Schnee! —

— (Er kauert ſich nieder und tut es) —

Gott ſei mir gnädig.

Sir Douglas

Sir Archie, gebt mir einen Lappen, gebt
mir Euer Sacktuch, denn ich blute wie
ein Schwein! Der Hund, Sir Donald, hat
mich in die Hand geſchnitten. Hole dich
die ſchwarze Peſt, Sir Donald. Mögeſt du
für jeden abgeſchnittnen Hals, für jede
durchſtochne Gurgel einen Richter finden!
Seid ihr vom Haus, ihr braven Leute? he,
Du ſiehſt, der Schnee wird ſchwarz. Ich ſchlachte Hühner.
Bringt mir nen Zipfel alter Leinwand. Raſch.

Sir Donald

— (kommt mit drei langen Meſſern in den Händen) —

Sperrt doch das Maul auf, Leute! Wie bekommt
man hier für Geld und gute Worte etwas,
die Gurgel zu befeuchten. Feuchte Gurgeln
ſind allzeit fröhlich. Deshalb ſingen wir.
Wir ſingen, weil wir trinken. Vice versa:
wir müſſen ſaufen, weil wir ſingen. Hölle
und Henkersknecht, mir flirrt es vor den Augen.
Iſt's hier nun heiß? iſt's kalt? iſt's Nacht? iſt's
Tag?
Sind wir in Schottland oder Schweden? He!
Sir Archie! Eure Uhr! Wieviel iſt wohl ...
die Geographie?

Sir Douglas

Hol die Laterne aus
der Scheune, denn, der Himmel weiß, ich ſehe
hier nicht mehr Fratzen und Geſichter, als
am Schleifſtein. Iſt der Herr Herrgott vielleicht
ein Scherenſchleifer und die Welt ſein Schleifſtein,
dann ſoll ſich fürderhin kein Aſtronom
den Kopf zerbrechen. Flechtet mich aufs Rad,
wenn nicht die Sterne Feuerfunken ſind,
die Stahl und Stein ins Dunkel bläſt. Hilf Gott!

Mein Hirn friert ein, ich habe blaue Finger.
Ein blutender Scherenſchleifer, Herrgott, Aſtronom
am Kreuz, am Schleifſtein, an der Wirtshaustreppe,
bittet um Gnade, Eſſigſchwamm und Leinewand,
um ſeine Finger zu verbinden.
— (zur Tochter) —
Heilige Jungfrau,
errette meiner armen Mutter Sohn.

Anne

Gebt her. Hier iſt mein Sacktuch. Nehmt es. So!

Sir Douglas

Pfui Teufel, wir ſind Schurken. Dieſe Leute
ſind Lämmer. Alle Leute hierzuland
ſind brav, wie Schöpſe. Sela! Doch was tun?
Der Metzger hat ſein Handwerk! und kein Menſch
lebt nur von Bohnen. Wären keine Metzger,
ſo wären keine Scherenſchleifer. Not
iſt Not! Mundraub iſt Mundraub. Sela!
Um Gottes willen, ſchenkt uns etwas Branntwein.

Torarin

Was treibt Ihr für ein Handwerk?

Sir Douglas

Fragt die andern.
Ich war ein Lump von Kindheit an. Sir Archie,
Ihr wurdet es ein wenig ſpäter. Wir
traten als Hühnerdiebe in die Welt,
zu drein auf einmal. Wir ſind Drillinge.
Ein Hai im Sund hat uns gelaicht.

Sir Donald

Er lügt.
Mein Vater war ein Schneider. Deshalb kam
ich mit der Nadel auf die Welt. He, Jungfrau,
he! wie gefällt Euch das? Mir ſcheint, wir paſſen
wie Nadel und Zeug zuſammen. Gott verzeih mir's,
ich bin ein armer Sünder, und ich will —
iſt hier ein Pfarrer in der Nähe? — will
zur Beichte gehn.

Sir Douglas

— (rüttelt Sir Archie, richtet ihn auf) —

Sir Archie, auf! Er will
das Stück von dem erfrornen Knaben ſpielen.
Er meint, er hocke auf dem Schaugerüſt
und rühre eine Pöbelſchar zu Tränen.

Macht Ihr hier Tauwind? wen beweint Ihr?
wollt Ihr
den dickvereiſten Sund aufſchmelzen? was?
oder den losgebundnen Satan ſamt
der Hölle unter Waſſer ſetzen?

Sir Donald

Auf!
auf, auf, auf, auf, Sir Archie! Hier iſt Branntwein.
— (Der Knecht hat ihn gebracht) —
Lallt nicht und bruddelt, wie ein kleines Kind!
Eure Mutter weiß nicht, wie's Euch geht. Sie liegt
im Sarg und wird ſich nicht im Grabe wenden.
Macht Euch Bewegung, los!

Sir Donald macht einen ſogenannten Bock. Mit einem elaſtiſchen Ruck ſpringt Sir Archie unvermittelt auf und überſpringt breitbeinig Sir Donald. Er macht dann ſelbſt den Bock und Sir Douglas überſpringt ihn. Sir Donald, dann Sir Douglas und ſo fort, nach dem bekannten Zirkusſcherz.

Sir Douglas

— (während des Springens) —

Ihr ſeht, wir ſind
ein luſtiges Kleeblatt, ſind Luftſpringer: Hecht,
Iltis und Marder zubenannt. Mein Bruder
hat weißes Haar und rote Augen. Und wir freſſen
lebendige Kaninchen, wenn's drauf ankommt.

Ich ſelber bin ein Meſſerſchlucker. Dieſer
ein Meſſerwerfer, der ein Meſſerſchmied. —
Wie weit iſt's zur Pfarrei? Wo iſt ne Kirchweih,
ein Markt, wo ſich drei arme Jungens, drei
Jokulatores, einen Biſſen Brot
redlich verdienen können?

Sir Archie

Wie weit iſt es
zu Pfarrer Arne? zur Pfarrei, he, du da?

Torarin

Ich weiß nicht. Wenn ihr mich fragt: ich bin fremd hier.

Sir Donald

Wir wollen beichten, wollen unſre Sünden
bekennen und die heilige Kommunion
empfangen. Straf mich Gott, wenn es nicht wahr iſt.
Wo geht's hinaus nach Pfarrer Arnes Pfarrhof?

Bauer

Wo geht's hinaus: das iſt jetzt leicht gefragt.
Die Wege weit und breit verſchneit, der Pfarrhof
im Schnee verweht, beinahe bis zum Rauchfang.

Und, Männer, wenn ich recht euch raten ſoll,
ſo laßt den Pfarrer Arne aus dem Spiele.
Wolfshunde hält er! Knechte! und ſein Schwert,
das mannslang iſt und blank, weiß er zu brauchen.

Sir Douglas

Ein Mann nach unſerm Herzen.

Sir Donald

— (macht den Genoſſen Zeichen) —

Können wir
in deinem Stadel übernachten, Wirt?

Bauer

Das könnt ihr.

Sir Donald

Und was ſind wir dafür ſchuldig?

Bauer

Nicht Unfug anzuſtiften, weiter nichts.

Sir Donald

Kreuzbraver Wirt. Kommt, Jungens, in die Scheune.

Sir Douglas

— (Alle drei verbeugen ſich mit komiſcher Gravität) —

Hecht, Marder, Iltis wünſchen gute Nacht.

Sir Donald

He, holla, laßt den Fuchsbau uns verrammeln.

Er ſchließt das Scheuntor, hinter dem er mit ſeinen Genoſſen verſchwindet. Man hört ein wildes Gelächter, gleich darauf betrunkenes Grölen und das Ziſchen des Schleifſteins.

Torarin

Wiſch dir die Augen, Torarin. Was war das?

Frederik

Spuk!

Torarin

Es war kein Spuk. Was tu ich nun zuerſt?

Anne

Um Gott! Sie kommen wieder.

Torarin

Geh ich zuerſt zum jungen Arneſohn
oder zum alten Pfarrer nach Selberga?
Denn hier tut Warnung not. Gleichviel! Nur vorwärts.

Frederik

Wir haben einen Weg, ich gehe mit dir.

Zweite Szene

Im Pfarrhaus zu Solberga. Ein derb gezimmerter Raum mit gewaltigem Herd und Rauchfang im Hintergrund. Verrußte Balken. Links vorn verſchloſſene Pforte mit Stufen. Rechts nur verhangene Tür ins Hausinnere. Ein kleines Feuer und ein brennender Kienſpan geben vom Herd aus Licht. Eine Tafel wird von Elſalil und Berghild für die Abendmahlzeit hergerichtet. Die Mädchen, im Alter genau gleich, zwiſchen fünfzehn und ſechzehn, gleichen einander auch an Geſtalt, Haarfarbe und Tracht. Sie ſcheinen Zwillinge. Obgleich ſie zart ſind, iſt etwas Urwüchſiges in ihnen. Das ungewöhnlich blonde, lange Haar iſt durch einen Knoten gerafft. — Pfarrer Arneſohn, ſechzigjährig, ſtattlich, ohne jeden Zug von Greiſenhaftigkeit, tritt durch die verhangene Tür. Pelzwerk, Pelzmütze.

Arneſohn

Berghild, leb wohl. Lebt wohl, ihr guten Kinder.

Berghild

Du gehſt ſchon, Vater?

Arneſohn

Ja, ich gehe. Ja.
Doch morgen mit dem frühſten komm ich wieder.

— (Berghild kommt zu ihm, er küßt ſie auf die Stirn) —
Ich will die Mutter von dir grüßen, Berghild.

Berghild

Und alle meine Brüderchen und Schweſtern.

Arneſohn

Und morgen wirſt du alle wiederſehn.
Und eh ihr heute einſchlaft, Mädchen, richtet,
hört ihr, mir ja ein Dankgebet zum Himmel.
Glaubt mir, der Schnee wird morgen ſchmelzen
unter
dem Feſtgedränge um das Gotteshaus
und um den Pfarrhof, weit bis in die Felder.
Der Wind kommt auf.

Berghild

Um dieſe Zeit vorm Jahr
blühte der Kirſchbaum. Diesmal iſt das Eis
im Sund noch nicht geborſten. Schade, Vater!

Arneſohn

Gleichviel. Das tut dem Ehrentag nicht Abbruch,
den dein Großvater morgen feiert. Denk,

ſie nennen ihn den beſten Mann im Nord.
Nicht alle zwar, doch viele tun's: die meiſten!
Auch du, dank' Gott mit Tränen, Elſalil,
daß der hochwürdige Pfarrherr bis hierher
erhalten ward. Erwies ihm Gott die Wohltat,
erwies er wieder eine Wohltat dir;
der armen Waiſe iſt er wie ein Vater.

Berghild

Großvater nennt uns Zwillinge, nicht, Schweſter?
Du darfſt ſie keine Waiſe nennen, nein!

Elſalil

Ich weiß recht wohl, ich eſſe Gnadenbrot,
und jeden Tag, der Wohltat eingedenk,
bet ich für Pfarrer Arne und die Seinen.

Arneſohn

Recht ſo. Vergiß das niemals. — Neunzig Jahr
wird mit der zwölften Stunde dieſer Nacht
mein würdiger Vater, dein Großvater, Berghild.
Will ihm der Himmel weiter gnädig ſein,
ſo lebt er wahrlich hundert Jahr und mehr.
Auf morgen, Berghild!

— (Zu Elſalil) —

Auch du, gute Nacht.

Er küßt Berghild auf die Stirn, danach Elſalil ihm die Hand.

Arneſohn

— (fortfahrend) —

Was wollt ich noch? — Kind, deine
Lippen
brennen wie Kohlenglut. Was haſt du?

Elſalil

Ich?

Arneſohn

Ja. Hat ſie etwa wiederum ihr Fieber —?
und welch ein dunkler Fleck, der dir am Hals
flammt.

Berghild

Das hat ſie oft, und oftmals glüht ſie ſo
und iſt trotzdem ſo munter wie wir andren.

Arneſohn

Nun alſo. Lebt denn wohl! Was wollt ich noch? —
Ja, betet, Kinder! Betet, betet, betet!

Auch er iſt tief bewegt, der greiſe Vater …
der liebe weiße Scheitel ſtets gebeugt
in brünſtiger Vertiefung. Betet! — Sag,
iſt Torarin, dein Oheim, ſchon im Pfarrhof?
Er fragt nach ihm. Er wartet ſeiner. Es
ſcheint, wie wenn dieſes ſchlichten Mannes Nähe
ihm glückbedeutend ſei. — Auf morgen, Berghild! —
Was wollt ich noch? — Nun, Gott befohlen —
Betet!

Er geht.

Berghild

O Gott, was ſticht mich? Ich bin töricht. Iſt
mir doch auf einmal bei des Vaters Worten
ganz ſonderbar zumut. — Geht es dir auch ſo?

Elſalil

Als er mich fragte, ob ich krank ſei, ward
mir wirklich jählings vor den Augen ſchwarz.

Durch die verhangene Tür kommen: der gewaltige Greis, Pfarrer Arne, ſeine mehr als ſiebzigjährige, gebrechliche Gattin. Sie hängt an ſeinem Arm. Ein blaſſer, demütiger Hilfsgeiſtlicher folgt. Die Mädchen erweiſen ſich ſogleich der Pfarrerin hilfreich. Sie wird auf den Stuhl am Tiſch geleitet. Auch der Pfarrer nimmt ſeinen Platz am Tiſch ein, ſteht aber noch aufrecht.

Pfarrer Arne

— (Zu Elſolil) —

Wo iſt dein braver Oheim Torarin?
Er war doch ſonſt an dieſem Abend pünktlich.

Berghild

Auch uns nimmt's wunder, wo er bleiben mag.

Pfarrer Arne

Freilich der Weg iſt heuer doppelt mühſam
und alſo doppelt lang — der Alte fehlt mir.

Eine Magd bringt die große Suppenſchüſſel und ſtellt ſie auf den Tiſch. Der alte Knecht Olof folgt ihr.

Pfarrer Arne

Auch du ſahſt nichts von Torarin? He, Olof?
Schwerhörig wird er täglich mehr. Frag du ihn.

Die Magd

— (ſpricht laut in ſein Ohr) —

Fiſchkrämer Torarin, ob der wohl hier iſt!?
Es kommen Gäſte, und wir brauchen Seefiſch.

Pfarrer Arne

Nicht deshalb frag ich, Törin.

Olof

Ja, 's iſt wahr,
ein Fremder ſchlich ſich heute um den Pfarrhof.

Pfarrer Arne

Man könnte lachen, wär es nicht ſo traurig.
Allein, was iſt es mit dem Fremden? He?

Olof

Sie kommen übern Sund herein, von Marſtrand.

Pfarrer Arne

Wer, meinſt du, käme übern Sund?

Olof

Geſindel.

Pfarrer Arne

Nun gut, wir haben Riegel, haben Hunde! —
Wir wollen beten ... ei, es kommt ein Sturm auf.

Berghild

Vorhin ſtieß ſchon der Wind in den Kamin
und machte Tiſch und Bänke rußig.

Pfarrer Arne

Wohl!
Nun alſo, ſei es! — nochmals: laßt uns beten.
„Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt
und ſegne, was du uns beſcheret haſt. Amen.“

Alle, außer der Pfarrerin, die ſchon ſitzt, nehmen um den Tiſch Platz. Aus gemeinſamer Schüſſel wird die Suppe gelöffelt. Außer dem Geräuſch der Löffel hört man eine Weile nur das Klagen des Windes im Kamin.

Pfarrer Arne

Wir haben morgen einen ſchweren Tag,
Herr Kandidat. Auch ich: trotzdem der Anlaß
mir Grund gibt, Gott zu loben und zu preiſen.
Mein Sohn wird helfen, Pfarrer Arneſohn.
Allein die Laſt der Arbeit iſt dadurch
vermindert nur, nicht von uns abgewälzt.
Mich will man feiern, meine neunzig Jahr.
Amtsbrüder werden, einer nach dem andern,
die Altarſtufen und die Predigtkanzel
beſteigen. Wär's vorüber, großer Gott.

Elſalil iſt bleich vom Stuhl aufgefahren.

Was haſt du, Elſalil?

Elſalil

Es ſchlug ein Hund an.

Pfarrer Arne

Iſt das ein Grund, ſo aufzuſchrecken, was?
Wer wird es ſein, als Torarin, dein Oheim.
Bring uns Beſcheid, Olof; ſieh nach, wer da iſt.

Olof geht ab.

Marſtrand. Der König Johann hat viel Kriegsvolks
entlaſſen. Ein berühmtes Regiment
Bergſchotten wartet drüben auf den Eisbruch.
Wir haben nun das, was man Frieden nennt,
und hatten Krieg und hatten Teuerung
und Peſtilenz, wie denn der Teufel eben
mit Stank und Spaltung nimmer müßig iſt.
Lebt ich noch andre hundert Jahr: ſo bleibt es.
Was habt ihr, Mädchen, und was hat die Mutter?

Berghild

— (rätſelhaft beängſtigt) —

Großmutter ißt nicht.

Pfarrer Arne

Willſt du etwas, Mutter?
weil du nicht ißt und mir den Arm drückſt. Sprich!

Pfarrerin

Arne!

Pfarrer Arne

Nun, was?

Pfarrerin

Hörſt du denn nichts?

Pfarrer Arne

Nein. Was denn?

Pfarrerin

Ich möchte doch gern wiſſen, Arne …

Pfarrer Arne

Sprich.

Pfarrerin

Warum ſie auf dem Hof von Branehoek
ſich lange Meſſer ſchleifen?

Pfarrer Arne

Meſſer, wie?
Wer ſchleift, in Gottes Namen, jetzt ſich Meſſer?
Was Meſſer? Lange Meſſer? Wer? und wo?

Pfarrerin

Warum ſie nur ſich lange Meſſer ſchleifen,
Arne, zu Branehoek?

Pfarrer Arne

Zu Branehoek,
dem Hof, der gut zwei Meilen weit entfernt liegt,
ſchleifen ſie Meſſer? Und du hörſt das hier?

Pfarrerin

Freilich! Wer ſollte das nicht hören!

Pfarrer Arne

So?
So ſchleifen ſie die Meſſer, und du hörſt das?
— (Er wetzt heftig mit ſeinem Meſſer an der Schüſſel) —
Hörſt das von Branehoek, wenn's dort geſchieht,
hörſt es im Pfarrhaus zu Solberga? Hier?
Die Arme hört nicht, wenn ein Vogel ſingt,
ſo machen die Gebreſten ihres Alters
ſich geltend. Viel zu lange hat der Arzt
ſich um die gute Mutter nicht gekümmert.

Pfarrerin

Arne!

Arne

Schon wieder.

Pfarrerin

Warum quälſt du mich?
Sag es mir endlich doch, was das bedeutet?
Hör, wie es kratzt, hör, wie es faucht und ziſcht.
Warum nur ſchleiſen ſie die langen Meſſer
auf Branehoek?

Arne

Sie zittert ſo, bei Gott ...
da, wirklich liegt der Löffel in der Suppe.
Und ihr? Was macht ihr für Geſichter? Geht doch.
Was gibt es hier, um ſich zu ängſtigen?
Nehmt ſie, ihr Mädchen, bringt ſie ſchnell zu Bett.

Die Pfarrerin wird von den Mädchen hinausgeführt; ſie weinen. Auch die Magd zeigt den Ausdruck eines rätſelhaften Entſetzens.

Arne

Räum' ab. Ich will nicht eſſen. Welche Torheit!

Er ſtellt ſich ans Fenſter, die Hände auf dem Rücken. Der Knecht Olof kommt wieder.

Wer war's, der kam? War's Torarin?

Olof

Herr Pfarrer,
der Hund hat blinden Lärm geſchlagen, niemand!

Arne

Beſchließen wir den Tag, laßt uns zu Bett gehn.
Verriegle alles. Torarin mag pochen.
Olof geht ab.
Was ſagt Ihr zu dem ſonderbaren Verfall?

Hilfsgeiſtlicher

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Vernunft
hat nichts zu tun mit ſolchen Dingen, die
in Frage ſtehn bei dem, was die hochwürdige
Frau Pfarrerin fernher im Geiſt beſchäftigt.
Doch überlief's mich kalt, ich ſag es frei.

Arne

Nun, morgen mehr davon. Gut' Nacht für heut.
Der Hilfsgeiſtliche geht ab.
Was hat die Mutter? — Wohl, es ſteht bei Gott.
Er ſtreckt ſich, wie er iſt, auf die eingebaute Bettſtatt und atmet tief auf. Dann hört man ihn laut beten.
Pater noster, qui es in coelis; sanctificetur nomen
tuum; adveniat regnum tuum; fiat voluntas tua-

sicut in coelo, et in terra. Panem nostrum quotidianum da nobis hodie; et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. Et ne nos inducas in tentationem; sed libera nos a malo. Amen.

Der Pfarrer hat nach einigen längeren Pauſen, während er gleichzeitig ſich im Bett zurecht rückt, zu Ende gebetet. Inzwiſchen iſt die Tür vorn links geöffnet worden und ein vermummter Menſch iſt lautlos eingetreten. Trotzdem wird der Pfarrer aufmerkſam.

Arne

Da kommſt du doch noch, alter Torarin,
Du hätteſt mir gefehlt. So recht. Das freut mich.

Der Eindringling hat einen Schritt vorwärts getan. Der Pfarrer erkennt, es iſt nicht Torarin.

Ei, wer biſt du?

Der Vermummte

— (kriechend weinerlich) —

Ein armer Kerl bin ich,
der Euch um ein Stück Brot und Obdach bittet.

Arne

— (mit einem Schwung aus dem Bett) —

Wie kamſt du auf den Hof?

Der Vermummte

— (frech) —

Durchs Tor.

Arne

Durchs Tor?
Das iſt nicht denkbar, Menſch, daß du durchs Tor
kommſt.
Es wird verſchloſſen, wenn es dunkelt.

Der Vermummte

Nun,
ſo kam ich auf zwei Beinen hier herein.

— (Er reckt den Kopf aus der Vermummung, man erkennt Sir Archie) —

Arne

— (wild) —

Entferne dich denn wieder auf zwei Beinen!
Und das im Augenblick, ſonſt . . .

Sir Archie

— (fortfahrend) —

Sonſt, Herr Pfarrer,
erhielt der Arme ſtets ein Stücklein Brot.

Arne

— (hat ſeinen Schlafrock übergenommen, tritt dem Eindringling furchtlos entgegen, leuchtet ihm mit dem Kienſpan ins Geſicht) —

Wo kommſt du her ſo ſpät?

Sir Archie

Von weit her!

Arne

Man hört's an deiner Sprache, daß du fremd biſt.

Sir Archie

Fremd, doch zehn Jahr und länger hier im Lande.
Heut bin ich nur ein armer Schwartenhals.
Einſt gab es eine Zeit, da war ich reich
an Gold und Ehren.

Arne

— (feſt) —

Du biſt Schotte!

Sir Archie

Nein!

Arne

— (mit Beſtimmtheit) —

Einer von jenen Söldnern biſt du, die,
von unſrem König Johann abgelohnt,
in Marſtrand auf die Heimfahrt warten. Komm!
Du magſt bei meinen Knechten ſchlafen.

Er will an Sir Archie vorüber ins Freie. Dieſer vertritt ihm den Weg.

Sir Archie

Herr!
Es lohnt nicht, ich muß weiter. Ihr ſeid reich!
Schenkt mir ne Silbermünze, und ich gehe.

Arne

Da haſt du eine Kupfermünze. Fort!

Sir Archie

— (dreht die Münze) —

Dies iſt ſehr wenig für uns beide, Herr.

Arne

Zuviel für einen, der nachtſchlafener Zeit
in fremde Häuſer einſchleicht.

Sir Archie

Ruhig Blut,
nur ruhig Blut, Herr Arne, wenn's genehm iſt.

Arne

Vertrittſt du mir den Weg? He, weckt die Knechte!

Sir Archie

Herr Pfarrer, laßt Euch raten, ruhig Blut.

Arne

Gut denn, ich habe ruhig Blut. Was willſt du?

Sir Archie

Gebt mir ne Hand, zwei Hände voll, nicht mehr,
von Euren Silbermünzen.

Arne

Ich bin ſprachlos.

Sir Archie

Herr, das iſt gut. Das iſt Euch beſſer, Herr,
glaubt mir, als ſchrein und Leute wecken. — Iſt
der Kaſten dort am Bett wohl Euer Schatz?

Arne

— (hat ein Schwert von der Wand geriſſen) —

Schatz oder nicht, hier iſt mein Schwert, du ſiehſt es!
Ich bin der Mann nicht, den ein Kerl wie du,
ein Lump wie du, ins Bockshorn jagt.

Berghild

— (unſichtbar aus dem Nebenzimmer) —

Mit wem
ſchiltſt du, Großvater?

Sir Archie

Herr, glaubt mir, ich meine
es gut mit Euch und Euren Kindern. Scheltet
nicht weiter. Lärmt nicht. Ruft nach Hilfe nicht!
Was auf dem Ohre liegt und ſchnarcht, das laßt
ſchnarchen. Gott und Sankt Jakob ſteh Euch bei,
daß Ihr einſeht, was Euer Vorteil iſt.
'nen Hut voll Silbergeld aus Eurer Truhe! —
Hier iſt der Hut! — ſtillſchweigend vollgeſchöpft,
und ich verſchwinde wie ein Licht.

Arne

Du Schurke,
dies muteſt du mir zu ins Angeſicht?
Pack' dich! Ich bin kein Narr! Nicht einen Heller.

Sir Archie

Ihr ſeid gewarnt. —

— (Er wendet ſich nach rückwärts) —

'ſ iſt Zeit, Sir Donald.

Sir Donald tritt ſchleichend ein, aber bei weitem nicht ſo demütig wie Sir Archie.

Sir Donald

Hier.

Arne

Ah ſo, ihr kommt zu zwein!?

Sir Donald

So iſt es, mit
Verlaub, Hochwürden! Als wir noch dem guten
König Johann Kriegsdienſte leiſteten,
waren wir zahlreich wie Heuſchrecken. Stoßt
Euch nicht an meinem Außeren: das Tor
war zu, wir mußten in das Waſchhaus durch
den Rauchfang. Nun, wie geht's, wie ſteht's, ihr
Herren?
Ich hoffe, wir ſind einig.

Berghild

— (wie oben) —

Wer iſt bei dir,
Großvater?

Sir Donald

Spricht da wer?

Arne

Berghild, ſteh auf
und wecke das Geſinde!

Sir Donald

Nein, Herr, bei
Sankt Jakob, nein, hier widerſprech' ich Euch.
Ihr ſeid ein Gentleman, wir ſind zwei andre.
Im ganzen Ihr und wir: drei Gentlemen.
Gebietet ihr, ſich ſtillzuhalten, denn
der Zeuge, der nicht da iſt, ſtört uns nicht.
Er lebe. Jeder andere muß ſterben.

Arne

Berghild, ſprich nicht, ſei ſtill, um Gottes willen!

Sir Donald

Erlaubt, iſt dort ein zweiter Ausgang?

Arne

Nein.

Sir Donald

Geſtattet mir, daß ich mich überführe.
— (Er ſteigt hinter den Vorhang und kommt wieder) —
's iſt gut! — Nehmt Platz, wir haben reichlich Zeit,
die Schatzung zu beraten. Seid ganz ruhig,
Herr Pfarrer, nehmt Vernunft an. Setzt Euch, und,
auf Eid, niemandem wird ein Haar gekrümmt.

Arne

Es kommt mich bitter an, ihr Herrn, weiß Gott,
in einen ſolchen Handel einzugehn
im eignen Haus. Gott prüft mich ſchwer. Ich merk
es.

Sir Donald

So iſt's. Gott prüft Euch. Gott prüft Euch durch
uns.

Wo Euer Schatz iſt, dort iſt Euer Herz,
ſagt der Apoſtel. Nun will Gott Euch prüfen,
ob Er Euer Schatz iſt und Euer Herz bei Ihm
oder bei jenem Schatz im Kaſten liegt,
bei Eurem gottverdammten Mammon.

Arne

— (mit Angſtſchweiß, am Tiſch ſitzend) —

Gut
nimmt Gottes Wort in Eurem Mund ſich aus.
Ich bin nicht reich. Ich bin ſehr arm. Ihr täuſcht
Euch.

Sir Donald

Teilt Eure Armut denn mit uns, nicht mehr.

Arne

— (faßt ſich an die Stirn) —

Träum ich? Bin ich wahnwitzig?

Sir Donald

Habt Ihr etwas
im Haus, die Zunge zu befeuchten?

Arne

— (ſteht auf, nimmt zitternd eine Flaſche Wein aus einem Schrank und ſtellt Gläſer auf den Tiſch) —

Hier.
Ich will vergeſſen, wer ihr ſeid, und euch
behandeln wie geladne, liebe Gäſte.
Trinkt. Auch ein Schinken hängt im Rauchfang.
Eßt.
Eßt, hier iſt Brot. Wenn ihr es brecht, ſo denkt
an Jeſu Kreuz und ſeine Wunden und
vergeßt die Stunde nicht der großen Rechenſchaft,
die ihr von euren Taten geben müßt.
Gott ſchütz euch vor der ewigen Verdammnis.

Sir Donald

— (nachdem er gierig getrunken) —

Die Zeit verrinnt, Sir Archie!

Arne

— (mit plötzlich ausbrechender, grauenhafter Raſerei) —

Ihr ſeid Mörder!
Zu Hilfe! Hier ſind Mörder, Mörder, Mörder!

— (Er iſt zurückgeſprungen, das Schwert in der Hand, und ſteht in Verteidigungsſtellung an der Wand.)

Sir Douglas tritt ein.

Sir Douglas

Brüll nicht ſo, altes Vieh, ſonſt mach ich dich
ſtumm! — Was ſoll werden? Sollen wir uns hier
im Paternoſterbeten üben, was?
bis uns der Teufel bei der Gurgel nimmt
und wir, wie ſchott'ſche Hammel, ärſchlings baumeln,
jeder mit einem Schnitte durch den Hals?
Denkt dran, weshalb wir hier ſind, Gentlemen;
ſonſt war dies ein verfluchtes Spiel, ſo albern,
als ſinnlos. In den Ställen regt ſich's, und
Mägde und Knechte kriechen aus dem Stroh.

Arne

Hölliſche Trias! Schuft! biſt du der dritte
in dieſem Bund ehrloſer Schurken? Seid
ihr Schotten? Seid ihr Männer? Seid ihr Menſchen?
Wenn euch jetzt eure Mütter ſehen, ihr
ſchlechten Halunken, eure braven Mütter, euch,
ihr Abſchaum! Auf euch ſpeien würden ſie
und euch wie Krötenlaich verleugnen.

Sir Douglas

— (will nach Arne ſtoßen. Der Alte packt ſeinen Arm, ſchüttelt ihm das Meſſer aus der Hand. Es fliegt in den Winkel. Douglas hinterher. Er knickt ins Knie) —

Nicht übel. Brav. Ein leidlich feſter Handgriff.

Elſalil ſtürzt ſchreiend ins Zimmer und ſucht den Ausgang zu gewinnen.

Elſalil

Hilfe! Sie morden uns! Zu Hilfe, Hilfe!

Sir Archie

Was iſt das?

Sir Donald

— (der Elſalil ergriffen hat und ihr den Mund zuhält) —

'ſ iſt kein Engel Gottes, Sir,
ne Dirne, weiter nichts, wie tauſend andre,
und gleich ein toter Leichnam und nicht mehr.

Sir Archie

— (fällt Donald in den Arm, der Elſalil niederſtoßen wollte) —

Halt! Wartet! Wohin führt das? Sollen wir
wehrloſe Kindlein niedermetzeln? Nicht doch.

Sir Douglas

Treibt keine Narrheit, kommt zu Sinnen, Lord;
verläßt Euch jetzt Beherztheit, wo ſie not tut,
ſo wünſch ich Euch zum Teufel hinterdrein.

Sir Archie

Was ſagt Ihr?

Sir Douglas

Drückt Euch, Sir, und laßt uns machen.
Es geht auch ohne Euch. Sir Donald, Ihr
macht's kurz, verleidet ihr das Schrein für immer.

Berghild ſtürzt herein.

Berghild

Sie morden meine Schweſter. Hilfe, Hilfe!

Berghild hat Sir Donald von rückwärts um den Hals gepackt und würgt ihn. Er verſucht ſie abzuſchütteln.

Sir Donald

In welche Schlingen fällt man hier?
Hält der ſcheinheilige Schuft Lemuren, die
Blut trinken und in Gurgeln ſich verbeißen?

Arne

Berghild, komm zu mir! Rette dich, komm zu mir!

Sir Archie

— (fängt einen nach Berghild geführten Meſſerſtich Sir Denalds ab) —

Halt! Sie iſt ſchön und wacker, gebt ihr Friſt.
Statt zu entfliehn, kämpft ſie für ihre Schweſter.

Berghild

Verruchte Höllenknechte, tötet mich,
Ihr feiges, ſchleichendes Gelichter, das
im Schutz der Nacht Wehrloſe meuchelt. Laßt
die andern leben, tötet mich, nur mich!
Ich mag die Welt nicht, die ich teilen müßte
mit euch. Will nicht Menſch heißen, wenn man euch
ſo nennt. Will keinen Tag mehr ſehn, der euch
und mich zugleich mit ſeinem Lichte hudelt.

Sir Douglas

Wie lange ſoll die Elſter weiter ſchwatzen ...

Sir Archie

Halt! Sie ſoll reden. Gebt ihr Friſt, Ihr kennt mich.
Nur wenig Atem iſt ihr noch vergönnt,
armſeliges Reſterzeug, zu ein paar Worten.
Was ſie draus macht, faſt iſt es mehr als Flickwerk.

Sir Douglas

Habt Ihr nen Anfall Eures alten Übels,
Lord, und drückt Euch das Kreuz der Mannbarkeit?
Springt zu und laßt Euch tragen ſamt dem Kreuze.

Arne

Läutet die Glocken! Läutet, läutet, läutet
die Glocken!

— (Man hört in der Tat durch die Geräuſche des Windes, bald ferner, bald näher, Glockenlaut) —

Sir Douglas

— (während er den Pfarrer immer wieder durch den Rücken ſticht) —

Ja, die Glocken! Läutet, läutet
die Glocken!

Arne

Stoßt Ihr mich? Was gibt's? Ich falle!
Das tut Ihr meinen neunzig Jahren? Oh! —

Pfarrer Arne bricht zuſammen und ſtirbt. Eine augenblickliche Lähmung läßt alle verſtummen.

Sir Archie

Was heißt das? Iſt er tot?

Sir Douglas

Das will ich meinen.

Berghild

— (wirft ſich in Sir Archies Arm) —

Hilfe! Ich will nicht ſterben! Hilfe! Hilfe!

Sir Douglas

Macht's kurz, Sir Archie.

Sir Archie

Halt!

Sir Douglas

Dann laßt es mich tun.

Sir Archie

Niemand ſoll ſie berühren, ſag ich, niemand.
Wer ſie berührt ... ich ſehe rot! — Ihr kennt mich.

Sir Donald

Herr, wenn Euch Trunk und Tollheit ſinnlos macht
ſo ſind wir Manns genug, Gewalt zu brauchen.

Sir Douglas

Gewalt zu brauchen, ja, macht's kurz mit ihr,
denn leben darf ſie nicht.

Sir Donald

Sie darf nicht leben.

Sir Archie

Du darfſt nicht, hörſt du, ſagen ſie. Du darfſt nicht!
Du darfſt nicht leben! und ſo ſtirb durch mich.

Berghild ſtirbt, von Sir Archie erſtochen.

Sir Douglas

Jetzt heißt es waten, heißt es ſchwimmen, heißt
es übern Graben, an die Mauer! Pech
und Schwefel! Vorwärts! Leitern! Vorwärts!

Sir Douglas und Sir Donald ſtürzen davon durch die verhangene Tür. Noch ſteht Sir Archie, die tote Berghild im Arm. Elſalil iſt in der Verwirrung vergeſſen worden. Mit großen Augen verfolgt ſie alles, in den Hintergrund zurückgewichen.

Sir Archie

Heilige Maria, Mutter Gottes! O,
welch eine Laſt iſt dies? Wo bin ich hier?
Und welcher Malſtrom riß mich fort und ſpülte

mich hier auf dieſe blutge Sandbank? Oder
wer lockte mich, ſo wie ein Kind der Irrwiſch,
in dieſen Blutſumpf? Oder wie verſtieg
ich mich in dieſe abgrundtiefe Kammer,
in dieſen Schacht, aus dem in Ewigkeit
kein Rückweg iſt? Vor allem: was, was ſucht ich?
Etwa die Laſt, die mir im Arm jetzt hängt?
O, weit gefehlt! Wie weit! Faſt ſollt ich lachen.
Gold ſucht ich! Futter für Huren und für Würfel!
Fraß für gefräßge, liederliche Nächte.
Aber nicht das! Bei Gott, nicht dich! Nicht dich!
Schwer hängt ſie, ſchwerer zieht ſie mich hinab.
Laß los, du tote Jungfrau. Glaube mir,
die Wärme meines Leibes reicht nicht hin,
die weichende Lebensglut dir zu erſetzen.
Dafür vermählſt du deine Kälte mir.
Wer hätte das gedacht, Sir Archie, wo
und wie du deine Hochzeit feiern würdeſt,
mit welcher Braut, an welchem Altar und
von welchem blutigen Pfaffen kopuliert!
(Er läßt Berghild auf die Erde nieder und kniet neben ihr)
Müde. Ich bin ſehr müde. Meine Glieder
ſind ſeltſam abgeſchlagen, taub und leblos.
Nicht ſprechen und noch weniger denken! Wer
begreift dies? Dinget jemand, der im Schlaf
mich mordet! Durſt! Mich dürſtet nach dem Henker.

Dritte Szene

Gerichtszimmer beim Amtmann von Bohuk. Amtmann und Schreiber ſitzen hinter der Schranke. Vor der Schranke ſtehen Pfarrer Arneſohn, Schiffer Frederik, der Bauer und ſeine Tochter Anne von Braneboek und Torarin neben ſeiner Nichte Elſalil. Das Mädchen ſitzt, ihr Geſicht iſt von unnatürlicher Bläſſe und hat einen verſtörten, ſtarren Ausdruck.

Amtmann

Die Tat iſt furchtbar! Über alles Maß
entmenſcht und furchtbar! Wahrlich, ganz gewiß,
hochwürdigſter Herr Pfarrer Arneſohn;
doch mäßigt Euch, Ihr ſchädigt ſonſt, weiß Gott,
den Gang des Rechts und hindert die Entdeckung.

Arneſohn

Das hoff' ich nicht zu tun, Herr Amtmann! Nein!
Trotzdem ich Mäßigung in dieſem Punkt
zu üben nun und nimmermehr gewillt bin.
Wer ſie mir dennoch anſinnt, der begreift,
was mir geſchehn, was mich betroffen, nicht.

Amtmann

Man weiß es, man begreift es.

Arneſohn

— (zu Elſalil) —

Mädchen, rede!
Denn wozu anders hätte ſonſt Gott dich,
nur grade dich, gerettet aus der Mordnacht?
Dich, die Geringſte unter allen faſt,
trug Gottes Racheengel durch das Blutbad,
damit ein Zeuge ſei und auch ein Zeugnis
wider die ſchwarzen Beſtien des Abgrunds.

Amtmann

Wir wiſſen, wie es mit dem Mädchen ſteht:
das Schrecknis, deſſen Zeugin ſie geweſen,
hat ihren Geiſt zerſtört. Ihr hörtet ja,
daß ſie auf Euer dringlichſtes Ermahnen
nur dunkle, ungereimte Reden ausſtößt.
Nein, dieſer Zeugin Zeugnis bleibt heut wertlos;
vielleicht nicht ſo in Zukunft, wenn die Zeit
ihr ganz zerrüttetes Gemüt geheilt.
Geduld iſt's, die hier einzig fördern kann,
indes unzeitiger Eifer alles hindert.

Arneſohn

Nichts von Geduld, Herr Amtmann, nichts von Zukunft!

Der Augenblick, das Heut, das Jetzt ſind alles.
Wer von Geduld und Zukunft ſpricht, der baut
den Tätern goldne Brücken, drauf zu flüchten.
Gibt ſo Juſtitia das Racheſchwert
dem Reſte preis, dann heißt es: hilf dir ſelber,
du, der umſonſt nach ihrer Hilfe ſchreit!

Amtmann

Hochwürdigſter Herr Pfarrer, nehmt Vernunft an.
Bei Gott, ich möchte nicht gezwungen ſein,
Beleidigungen des Gerichts zu ahnden.

Arneſohn

Herr, Herr, Ihr predigt leicht Gelaſſenheit;
denkt Euch in das hinein, was mir geſchehn iſt,
und dann verſucht es nochmals. Schlächter haben ...
bedenkt das: zu Solberga ſteht ein Pfarrhaus,
und Schlächter haben ... was ſie abgeſchlachtet,
ſind Lämmer oder Rinder, meint Ihr? Weit
gefehlt! 's iſt ein ehrwürdiger Greis: mein Vater!
's iſt die ehrwürdige Pfarrfrau: meine Mutter!
's iſt meine ... 's iſt mein liebſtes Kind ... erlaubt,
daß ich mich faſſe! — Berghild heißt ſie! Und
auf Böden, in den Ställen liegt umher
das Hausgeſinde mit durchſtochnen Gurgeln!

Ja! Zweifelt jemand dran? So iſt es! So!
Nicht anders! Und nun predigt Mäßigung.

Amtmann

Nun, die Gerichtsbarkeit tut ihre Pflicht,
ſie hat ſich Säumigkeit nicht vorzuwerfen.
Es iſt geſchehn, was konnte — wird geſchehn,
was möglich, die Verbrecher zu entdecken,
gleichviel ob Ihr Euch mäßigt oder nicht.

Arneſohn

Nie kann genug geſchehn in dieſer Sache,
nie iſt genug geſchehn, ſolange nicht
unſchuldiges Blut durch Mörderblut geſühnt iſt.
Wie will ein Menſch im Lande Schweden künftig
noch lachen, wenn dies Unnatürliche
fortan als blutiges Geheimnis laſtet
auf der entſetzten Chriſtenheit? Wer ſchließt,
vom König bis zum Bettler, noch ein Auge
nachts, wiſſend, daß die Täter ſolcher Untat
vom Angeſicht der Erde nicht getilgt ſind?
Nochmals beſchwör ich dich, zu reden, Mädchen.

Amtmann

Ich bin der Richter, und es ſteht bei mir,
bei keinem ſonſt, die Zeugen zu befragen.

Und hier ſind welche, die noch bei Verſtand ſind.
Du biſt der Schiffer Frederik?

Frederik

Jawohl, Herr.

Amtmann

Und du dort der Fiſchhändler Torarin?

Torarin

Jawohl, Herr Amtmann.

Amtmann

Und du dort der Wirt
zu Branehoek, und dies iſt deine Tochter?

Bauer

Ja, meine Tochter, Namens Anne, Herr.

Amtmann

Nun alſo, ihr, ihr ſaht in jener Nacht ...
ihr alle hier ſaht drei verdächtige Männer,

die auf der Tenne deines Hofes, Bauer,
ſich lange Meſſer ſchliffen?

Frederik Torarin Bauer Anne

Ja, ſo iſt's.

Amtmann

Erzählt uns nun den Vorfall nach der Reihe.

Torarin

Fang du an.

Bauer

Nein, fang du an, Torarin.

Torarin

Laß Frederik beginnen, den ich ja
bereits bei dir auf deinem Hofe antraf.

Frederik

Na ja, das waren ſo drei Kerls, Herr Amtmann.

Amtmann

Wie ſahn ſie aus?

Frederik

Gott ſtraf mich, bös, nicht gut!
Schwarz! Recht wie ſchwarze Teufel aus der Hölle.

Amtmann

„Wildblume" heißt dein Schiff?

Frederik

'ne Galeaſſe,
die feſtgefroren jetzt im Eiſe ſitzt.

Amtmann

Wie kamſt du auf den Hof, was hatteſt du,
Schiffer, ſo ſpät in Branehock zu ſuchen?

Frederik

Gott helf mir, ganz was andres, als ich vorfand.

Amtmann

Was war's?

Frederik

Herr, ne Wehmutter ſucht ich, weil
mein Weib an Bord in Kindesnöten lag
und nirgend keine Hilfe.

— (Er weint) —

Amtmann

Torarin,
wie kamſt du auf den Hof?

Torarin

Mit Seefiſch. Ich
wollte die Nacht noch weiter auf den Pfarrhof
zu Pfarrer Arne, weil das ſo der Brauch war
ſeit vielen Jahren.

Amtmann

Welches war der Brauch?

Torarin

Daß ich den Dorſch ihm brachte zum Geburtstag.

Arneſohn

Und mit dem Brauche grade bracheſt du
zum erſtenmal, als ebendieſer Brauch
des teuren Mannes Leben retten ſollte.

Torarin

Das hab ich ſelber ſchon gedacht, Herr Pfarrer.
Gott weiß, wie ſehr mir mein Gewiſſen zuſetzt.

Und doch war's dieſe Nacht, als hätte ſich
der Himmel ſelber wider das verſchworen.

Amtmann

Erzähl!

Torarin

Zuerſt, als ich im Hofe einfuhr,
war mir's, als ſäße mir ne Mück' im Ohr
und ziſchte. Dacht ich bei mir: he, was iſt das?
Das muß wohl eine Satansmucke ſein
im Frei'n, bei Vollmond, wenn es Stein und Bein
friert.

Arneſohn

— (ungeduldig) —

Ja, du biſt jener Kluge, Torarin,
der Mücken ſeihet und Kamele einſchluckt.

Amtmann

Herr Pfarrer, unterbrecht nicht! Weiter!

Torarin

Nun,
da ſprangen die Mordkerle aus der Scheune.

Das kam ſo ſchnell, Herr Amtmann, daß ich gar
nicht recht mal wußte, ob es bloß ein Traum war.
Sie führten wirre Reden, nannten ſich
ja doch Luftſpringer, Iltis, Marder, Hecht!
Wollten auf einen Jahrmarkt und weiß Gott was.

Amtmann

Und fragten auch dabei nach Pfarrer Arne?

Arneſohn

Das taten ſie, das gibt den Ausſchlag! ja.
Du hätteſt rennen müſſen durch den Eisſturm,
durch Eis und Feuer, barfuß meinethalb,
um meinem Vater die Gefahr zu melden.
Und wärſt du, mit der Warnung auf der Zunge,
verröchelt auf der Schwelle zu Solberga.

Torarin

So iſt's, das ſtreit ich nicht. Mir ſollt es recht ſein.

Arneſohn

Denn was warſt du dem teuren Gottesmann
nicht alles ſchuldig! Deine Schweſter ſtarb
in Sünden, eines grauenvollen Tods,

und ward begraben außerhalb des Kirchhofs.
Des Sündenkinds, das ſie geboren hatte,
mein edler Vater nahm ſich ſeiner an:
hier hockt es! Und er hielt ſie wie ne Tochter.

Torarin

Habt Mitleid!

Arneſohn

Was iſt Mitleid? Hatten die
Bluthunde etwa Mitleid? Fand das Flehn
der armen Opfer um ihr Leben wohl
Gehör bei jenen Ungeheuern, die
mein Liebſtes ohne Gnade meuchelten?

Amtmann

Nun ſei's genug, Herr Pfarrer! Jetzt kein Wort mehr.
Ich beuge mich vor Eurem Schmerz, allein
unedel iſt's, wie Ihr dem ſchlichten Mann
zuſetzt. Es geht nicht an, ſonſt irgendwem
die Schuld an jener Untat zuzuſchieben
als ihren Tätern ſelbſt. Erzähle nun,
was du erlebteſt, was dich hinderte,
bei guter Zeit auf der Pfarrei zu ſein.

Torarin

Gott, Gott! — Der Wind, der Schnee hat mich gehindert.
Schneewehen, haushoch, deckten Weg und Steg;
zu Zwei'n ſelbſt, Schiffer Frederik war mit mir,
gab's mit dem Schlitten bald kein Vorwärtskommen.
Da blieb mir nur der Umweg übers Eis.
Die Luft war ſtill und klar bis dahin. Ja,
bis dahin. Plötzlich aber brach ein Sturm los,
daß alle Sterne nur ſo fackelten. —
Da konnten wir auch übers Eis nicht weiter.
Gelt, Frederik, wir haben uns geſtemmt
gut eine Stunde an der gleichen Stelle.
Der Himmel weiß, wie mir zumute war,
doch einem Menſchen kann ich's nicht erklären.
Was war das für ein Sturm? Wer will es ſagen?
Erſtlich der Teufelsſpuk zu Branehoek,
und jetzt das Höllenwetter auf den Buchten ....

Arneſohn

Mein Vater war ein Streiter Gottes, war
untadeligen Lebens: meineſt du,
daß über einen ſolchen Gottesmann
dämoniſches Geſchmeiß der Hölle Macht hat?

Amtmann

Du fandeſt deine Frau in Kindesnöten,
Schiffer?

Frederik

So war's.   Wir hörten ihr Geſchrei
ne Meile ſchon von Bord her durch die Sturmnacht.

Amtmann

Und weil du dich auf mancherlei verſtehſt,
ſo bat er dich, dem Weibe beizuſtehn,
und du ſtiegſt mit an Bord, ihm zu willfahren?

Torarin

Nicht anders war's.

Arneſohn

Indes verfloß die Zeit,
der Pfarrhof ward den Mördern preisgegeben.

Amtmann

Du ſahſt, ſo ſteht im erſten Protokoll,
öſtlich von Deck die Röte eines Brandes?

Torarin

Was ſoll ich weiter ſagen? Ja doch, ja,
und ich beeilte mich, obſchon ich nicht
von weitem an Solberga dachte oder
es brenne etwa Pfarrer Arnes Pfarrhof.

Amtmann

Nun ſagt das Protokoll, du ſeieſt Leuten
begegnet ...

Torarin

Nicht begegnet. Stimmen hört ich
von Männern, die ein Pferd antrieben. Hüh!
und Hott! klang übers Eis und pfeifender
Laut von geſchwungner Peitſche. Und, Herr Amtmann,
mir ſtand das Blut ſtill, ich geſteh es Euch,
ſo grauſig und geſpenſtiſch klang es.

Amtmann

Wohl,
die Laute ſchwanden auf die Wacke zu,
die wie ein großer See im Eis ſich auftut.

Torarin

So war's, bei Gott. Und dann mit einemmal
kam Höllenlärm von dorther, von der Wacke,
als wären tauſend Teufel aufgeſcheucht
und Hunderttauſende verdammter Seelen
kreiſchten verzweifelt durcheinander. Ein
Gewölk von taumelndem Gefieder, ſchwarz,
ſtieg in die Nacht und faſt bis an die Sterne.

Arneſohn

Und daraus wird der Schluß gezogen, daß
die Mörder dort ertrunken ſind: mit Unrecht!
Ich kenne dieſe Weiſe längſt genugſam,
ſie iſt ein Schlaflied der Gerechtigkeit.

Amtmann

Ihr irrt, Herr Pfarrer.

Arneſohn

Meines Vaters Gold
hat man auf einem Schlitten fortgeführt,
das Fuhrwerk zog der alte Pfarrhausſchimmel;
dies iſt gewiß! Niemand beſtreitet auch,
daß Gaul und Schlitten unterm Eiſe faulen.
Die Mordgeſellen aber ſtrichen ab,

die fernre Spur nach Möglichkeit verwiſchend: —
gelang es, den Verfolgern weiszumachen,
ſie ſeien eingebrochen und ertrunken,
dann konntem ſie erſt recht in Sicherheit
ſich mäſten an den Früchten ihrer Schandtat.

Amtmann

Du kamſt der Wacke nah. Sprich, Torarin.
Sprich frei heraus und laß dich nicht beirren.
Du neigſt, ich weiß es, jener Meinung zu,
die hier Herr Arneſohn ſo ſchroff beſtreitet.

Torarin

Das tu ich, ja, Herr Amtmann.

Amtmann

Gib den Grund an.

Torarin

Nun ja. Ihr wißt, wo ich das Mädchen fand.
Zehn Schuh weit von dem Rand der Wacke kaum
nahm ich für tot ſie auf. Als es geſchehn war,
da kamen ſchon die Leute von Solberga
und ſprachen durcheinander von der Mordtat.

Ich traute meinen Ohren nicht. Ich griff
mir an die Stirn, kniff ſelbſt mir in den Arm,
ſagt ſelbſt: dies mußte wohl ein böſer Traum ſein.
Doch endlich ward mir klar, daß es kein Traum war.
Mit beiden Händen griff ich meine Schläfen,
weil ich beinah von Sinnen kam. Und ſie
ſchrie immerzu: Die Mörder ſind ertrunken.

Arneſohn

Sie log! Sie weiß es anders! Ja, bei Gott!
Zwar nicht aus freiem Willen log ſie, nein:
der Hurenbuben und der Mörder Schutzgeiſt,
er kreiſcht heraus, was ſie nicht ſagen will,
und was ſie ſagen will, hält er gebunden.
Seht ſie doch an! Scheint nicht ihr Geiſt geſchloſſen
mit Ketten? Gleitet über ihr Geſicht
nicht grübleriſche Qual der Ohnmacht? Kurz:
hier iſt die Wiſſende! Hier iſt ſie! Hier!
Sie iſt und bleibt das Werkzeug der Vergeltung. —
Scheinſt du jetzt blind, einſt wirſt du wieder ſehn
und mit den Fingern weiſen auf die Täter. —
Wir werden mit ihr beten, werden den
Feind Gottes in ihr Tag und Nacht bekämpfen
mit Gott und Gottes Wort. Und du wirſt nicht
noch einmal etwa, als ſaumſeliger Chriſt,
der Hölle Vorſchub tun. Ihr Plan war fein

und dennoch wohl durchſchaubar: denn es galt,
den Gottesmann, des Glaubens feſten Eckſtein,
in Schmach zu ſtampfen und zu ſchleifen, und
das Volk ſoll wiſpern: nun da ſieht man's, wes
Geiſtes die Arnes und die Arneſohns
im Grunde ſind. Gott ſelbſt hat ſie verworfen!
Wohl alſo! Nein, nicht ſo, Herr Lucifer!
Ich denke mich nicht drein zu finden, und
der Herrgott wird dies auch nicht wollen, nein!
Nein, nein und nein! Ich ſage nein! Gewiß nicht!
Und fügt ſich's anders, ſollte etwa Gott
ſchweigen, das Rachewort, das Richterwort
nicht ſprechen, fällt ſein Ratſchluß etwa ſo,
daß Er und auch die Tat in Nacht verhüllt bleibt,
ſo bin ich ferner Seines Dienſtes unwert.
Dann ſteht die Kirche voller Flammen und
der Herde Schickſal iſt beſiegelt. Ich,
der Hirte aber, bin vielleicht alsdann
Wolf unter Wölfen noch und reiße Lämmer.
— (Er läuft hinaus.) —

Amtmann

Bei Gott: ein wilder, hünenhafter Mann.
Wie lebt in ihm die Kraft des toten Vaters!
Welch ein Geſchlecht! Kein beßres kennt der Nord.

Vierte Szene

Ein kleiner Ausſchank neben dem Kramladen im Häuſchen des Krämers Torarin. Über eine Stufe, durch ein nur verhangenes Pförtchen rechts gelangt man in den Laden. An der Rückwand iſt ein Fenſterchen. Auf dem Brettchen Meerzwiebel und Aloe. Links an der Wand offener Herd mit Rauchfang. Davor wiederum ein verhangenes Türchen. Es verbindet mit dem Schlafſtübchen. Vor dem Kamin roher, länglicher Tiſch und Holzſchemel. — Die Winterſonne fällt grell durch das Fenſter. — Man hört draußen Dudelſackmuſik und zeitweilig das Jauchzen tanzender Männer. — Unweit des Herdes ſitzt Kathrin mit einem Strickſtrumpf. — Die Ladenſchelle klingt. In der nach dem Laden führenden Tür erſcheint Sir Archie. Er iſt in dem prächtigen Aufputz eines Feldobriſten der ſchottiſchen Söldner. Der Strolch aus der Mordnacht iſt in ihm nicht wiederzuerkennen. Seine Bewegungen ſind langſam und vornehm. Allerdings hat ſein Betragen im ganzen etwas Lauerndes.

Sir Archie

Verzeiht, ihr wackren Leute.

Kathrin

— (die ihn bisher nicht bemerkt hat, erſchrocken) —

Herr, was wünſcht Ihr?

Sir Archie

Ihr habt da einen Kram, ich will was kaufen.

Kathrin

Ging denn die Schelle?

Sir Archie

O, ganz tüchtig, Frauchen,
ganz laut, ſo daß ich wie ein Dieb mir vorkam.
Wenn ihr den Laden ſo allein laßt und
es auch nicht hört, wenn eure Schelle lärmt,
ſo kann es euch paſſieren, guten Leutchen,
daß man euch wirklich mal die Kaſſe ausraubt.

Kathrin

Ja, ja, da habt Ihr wahrlich recht, mein Herr. —
Was darf es ſein? Womit kann man Euch dienen?

Sir Archie

Verzeiht, ich bin zu lang für Eure Tür.
Erlaubt, daß ich eintrete.

Kathrin

O, die Schwelle.

Sir Archie

— (der eine Stufe nach unten überſehen hat und geſtolpert iſt) —

Pardauz! Hier fällt man mit der Tür ins Haus.

Kathrin

Wir ſind nicht abergläubiſch, nehmen's nicht
als ſchlimmes Zeichen.

Sir Archie

Recht ſo, nein, ich auch nicht.
Verzeiht, wenn ich mich ſetze.

— (Er tut's.) —

Ich bin fremd hier,
nicht grade in Schweden, aber hier zu Marſtrand!
Da iſt mir vieles, was ich ſehe, neu:
der Leute Sitten und Gebräuche, wie
ſie hauſen und ſo fort. Ihr habt's hier traulich.

Kathrin

Wenn's Euch bei uns gefällt, Herr, rückt heran,
wärmt Euch nen Augenblick an unſerm Feuer.

Sir Archie

Ihr ſeid ſehr gütig. Doch ganz unbeſorgt!
Ich falle Euch gewiß nicht läſtig.

Sagt,
die Schotten, die hier draußen ſich beluſtigen
und dies und das aus Eurem Laden kaufen,
betragen ſie ſich recht, ſo wie es ſein muß? —
Habt Ihr zu klagen, haltet nicht zurück!

Kathrin

Sie ſind beſcheiden und bezahlen redlich.

Sir Archie

Nun, Gott ſei Dank: denn dies iſt ihre Pflicht.
Seht doch, da hängt das Bildnis meines Königs
und mehr des Euren allerdings. Doch diente
ich Seiner ſchwediſchen Majeſtät, bin ich
auch Schotte. Und Sie war mir ſtets,
ich möchte ſagen, ein huldreicher Freund. —
Allein, mir kommen Zweifel. Dies iſt doch
der Schank und Kram des Händlers Torarin?

Kathrin

Gewiß. Da ſeid Ihr ganz am rechten Orte.

Sir Archie

Sprecht, fragte wohl ſchon jemand nach Lord Archie?

Kathrin

Bis jetzt, Euer Gnaden, nein, ich wüßte nicht.

Sir Archie

Niemand? Wie?

Kathrin

Und wer ſollte das wohl ſein?

Sir Archie

Ein Schiffspatron, der Ladung hat nach Leith
und der uns mit nach Schottland nehmen könnte.

Kathrin

Das möchte wohl für Schiffer Frederik
ein Handel ſein.

Sir Archie

Ja: Frederik, ſo heißt er.

Torarin kommt, winterlich vermummt, aus dem Laden herein.

Torarin

Gott ſei mit dir, Kathrin!

Kathrin

Da iſt mein Bruder.

Sir Archie

Ah ſo, Ihr ſeid nicht Schiffer Frederik?

Torarin

Der bin ich nicht, Euer Gnaden, mit Erlaubnis,
doch komm ich von ihm her und habe Botſchaft.
Wir hatten beide wiederum Verhör —
will heißen, Herr, Gerichtstermin zu Bohus.

Kathrin

Schon wieder war Termin?

Torarin

Ja doch! ſchon wieder!
und wird noch oftmals ſein und immer nutzlos,
ſo ſehr auch Pfarrer Arneſohn ſich abmüht. —
Der Schiffer Frederik läßt ſich entſchuldigen,
Eure Lordſchaft. Doch ſein Weib iſt ſterbenskrank
und wird ſich wohl vom Bett nicht mehr erheben. —

Kathrin

Nun, Herr, iſt's dieſes Schiff nicht, iſt's ein andres,
Gelegenheit nach Schottland gibt's genug.

Torarin

Ja, ſie hat recht. Nun denke doch, Kathrin,
ſchon hat man wieder eine neue Spur.
Sie führt zu den Seeſchuppen hier in Marſtrand.
Der Pfarrer ruht nicht.

Sir Archie

Welcher Pfarrer ruht nicht?

Torarin

Sie ruhen beide nicht: der Tote nicht,
noch der Lebendige, des Toten Sohn.
Und mir, vor allem, läßt es keine Ruhe.

Sir Archie

Man ſagt, Ihr ſchenktet hier den beſten Branntwein;
man kann es brauchen, gebt mir doch davon.
Ein Pfarrer iſt geſtorben? . . . Von was ſpracht Ihr?

Torarin

Wenn Ihr ſo fragt, ſo muß ich glauben, Herr,
Ihr wißt von dem nichts, was in aller Mund iſt.

Sir Archie

Beinahe ſcheint es ſo. Was iſt es denn?

Torarin

Die grauenvolle Bluttat von Solberga.

Sir Archie

Halt, doch vielleicht! Mir dämmert etwas. War
das wohl … gleich, gleich … gewiß! hieß er nicht
Arne?
Man ſprach von einem Gottesmann und Geizhals.

Torarin

Daß er unrecht erworbnes Gut gehäuft,
iſt nichts als eitel Lüge und Verleumdung.

Sir Archie

Doch war der Pfarrer reich? Sagt! Oder iſt
auch das ein Märchen nur von böſen Leuten?

Torarin

Ach, reden wir von anderen Dingen, Herr!

Seufzend, ſeine Bewegung verbergend, geht Torarin ins
anſtoßende Zimmer.

Kathrin

Eure Lordſchaft hörten, wie mein Bruder ſeufzte.
Ich bitt Euch, laßt ihn, fragt nun weiter nicht.
Und diene Euch zu wiſſen, hoher Herr,
daß drei entmenſchte Wichte, wie man meint,
wie reißende Tiere nachts ins Pfarrhaus zu
Solberga brachen, ſengten, plünderten
und alles ohne Gnade meuchelten,
vom alten Pfarrer bis zur Enkelin,
Knecht, Magd, Vikar und alles, was darin war.

Sir Archie

O, o, iſt das ein Ding, was heut geſchah,
oder ne Moritat aus alten Zeiten,
von der nur noch ein unverbürgt Gerücht geht?

Kathrin

Es iſt ein Ding, was heut geſchah, Eure Lordſchaft.

Sir Archie

Und von den Tätern hat man keine Spur?

Kathrin

Die Täter ſind im Hackefjord ertrunken.

Sir Archie

Im Hackefjord? — wie das? — der dick vereiſt iſt?

Kathrin

Sie haben in der Sturmnacht ſich verirrt.
Den Raub fortführend auf des Pfarrers Schlitten,
den Schimmel der Pfarrei davorgeſpannt,
gerieten ſie in eine offne Stelle.

Sir Archie

Daß ſie ſo endeten, gilt für gewiß?

Kathrin

Bei allen nicht, allein die meiſten glauben's.

Sir Archie

Doch ſpricht man ja von einer neuen Spur,
wie Euer Bruder ſagt, hierher nach Marſtrand.

Kathrin

Spricht er davon, ſo glaubt er nicht daran.

Torarin kommt wieder herein.

Torarin

So iſt's. Sie hat nicht unrecht, Eure Lordſchaft.
Ich ſah die Mörder vor der Tat, als ſie
im Hof zu Branebock die Meſſer ſchliffen.
Nun kenn ich jeden Menſchen hier zu Marſtrand.
Ich kenne jedes Gäßchen und Quartier,
faſt alles fremde Volk, was ſich am Hafen
herumtreibt: und da ich nichts denken kann,
als wie ich Pfarrer Arnes Mörder finde
und auf den Richtblock bringe — 's iſt ſo, Herr —
ſo hätt ich ſie zu Marſtrand längſt entdeckt.
Denn auf den erſten Blick müßt ich ſie kennen. —

Sir Archie

Wie ſahn ſie aus? Du ſagſt, du habeſt ſie
erblickt, als ſie, ich weiß nicht, was verrichtet.

Torarin

Häßliche Teufel waren's, alle drei.
Berußt, wie Kohlenbrenner. Nüſtern, wie
von Pferden. Wülſtge Mäuler, feucht und rot.
Rote Pupillen, weißgefletſchte Zahnreihn.

Sir Archie

— (ſteht auf) —

Was macht die Zeche, Frauchen?

Kathrin

O, es lohnt nicht.
Will denn der gnädge Herr ſchon wieder gehn?

Sir Archie

— (mit Bezug auf die zunehmende Dudelſackmuſik und den Tanzlärm vor dem Haus) —

Die Leute draußen werden mir zu luſtig.

Elſalil erſcheint und ſchreitet langſam quer durchs Zimmer gegen die Ladentür. Sie ſtreckt beide Hände vor und hat den Kopf zurückgelegt, wie eine Blinde. Sie findet ihren Weg langſam und nachtwandleriſch. Ihr herrliches, blondes Haar fällt offen faſt bis zu den Ferſen. Sie trägt nur ein langes, um die Hüften zuſammengenommenes Hemd und gleicht ſo genau Bergbild in der Mordnacht. Das Fleiſch des Mädchens in ſeiner Bläſſe, die ganze Erſcheinung hat etwas Immaterielles.

Sir Archie

— (vom Augenblick an, als er Elſalil erblickt, zur Bewegungsloſigkeit erſtarrt) —

Was gibt's? —

Kathrin

— (die Elſalil im Rücken hat) —

Was ſteht zu Dienſten, Eure Lordſchaft?
Iſt Euch nicht gut, Herr?

Sir Archie

Nein! Ihr trefft es.

Kathrin

Riecht
in Eſſig! Eſſigwaſſer, Torarin!

Torarin

Stützt Euch an mir, Herr! So! Was ſtieß Euch zu?

Sir Archie

Boshafter Höllenzwang. Laßt. 's iſt vorüber.

Kathrin

Wie ſo etwas nur plötzlich kommen kann?
Eure Lordſchaft ſind ganz grün im Antlitz.

Sir Archie

Laßt nur.
Mir tunkt was auf im Hirn. Ich weiß es ſelbſt nicht,

was dieſe tolle Afferei bedeutet. —
Nun iſt es gut. Es iſt nun fort! Nein, nein!
Verdamm mich Gott! Das half! Es iſt verſchwunden.

Die Erſcheinung Elſalils hat ſich in der Tat während der letzten Worte durch die Ladentür entfernt.

Mein Becher! Ah!

—(Er ſtößt ihn aus Verſehen um, ſo daß er auf die Diele rollt) —

Ihr ſeht, ich bin ein Tölpel!
nicht nur ein Narr, ein Schwächling oder ſonſt was.
Nochmals den Becher bis zum Rand voll Branntwein.

Kathrin

Da habt Ihr recht, das ſtärkt das Herz, Mylord.

Kathrin geht und verſchwindet, um den Branntwein zu holen, im Laden.

Sir Archie

Wo blieb mein Schemel? Gebt. Ich muß mich ſetzen:
das heißt, ich will. Das Übel iſt vererbt,
es ſtammt aus dem Geſchlecht der Thans von Roß,
durch eine Urgroßmutter eingeſchleppt.
Ihr ſeid erſchrocken! Welch ein dummer Zufall!
Ich auch! Ich ſelber war erſchreckt, weiß Gott.
Wir ſind doch alle Binſen vor dem Herrgott.

Torarin

Aß Euer Gnaden etwa ſchlechten Fiſch?
Dagegen hilft armeniſche Erd' in Eſſig.
Oder habt Ihr den böſen Anfall oft?

Sir Archie

Nicht oft. Den letzten hatt ich vor dem Feldzug.
Doch eben der, der Feldzug, war beſchwerlich,
Ihm dank ich's, wenn das Übel wieder ausbricht. —
Genug. Vergeßt's! 's iſt nicht der Rede wert.
Tauſend! Ich bin in Todesſchweiß gebadet. —
Gemach, gemach! Es ſtirbt ſich nicht ſo leicht.

Kathrin kommt mit dem Branntwein.

Kathrin

Das Mädchen iſt im Laden, Torarin.
Denk doch, ſie ſteht und ſie hantiert herum,
als ob ſie wieder bei Beſinnung wäre.
Und doch iſt's nur im Traume, wie es ſcheint.
Wie kam ſie wohl, ſahſt du ſie denn, durchs Zimmer?

Torarin

Im Laden vorn iſt Elſalil? 's iſt ſeltſam.

Kathrin

Ja, ſeltſam. Denn noch eben lag ſie feſt
auf ihrer Bettſtatt hinten in der Kammer,
von wo kein andrer Weg zum Laden führt,
als hier durchs Stübchen und an uns vorüber.

Torarin

Saht Ihr ein Mägdlein durch die Stube ſchreiten?

Sir Archie

Ich? Nein! Beim heiligen Blute Chriſti, nein!
Ihr täuſcht Euch! Nein!

Torarin

Herr, ſeid nicht ungehalten.
Ein krankes Mägdlein lebt bei uns im Haus,
ein armes Waiſenkind und meine Nichte.

Sir Archie

Wie? Was? Sprecht klar! Ihr macht mich ganz verwirrt.
Vergebt. Euer Stübchen iſt zu eng. Lebt wohl denn.

Ich bin gewohnt in freier Luft zu atmen.
Und hört: Macht meinen ſchottiſchen Jungen und auch mir,
wenn Euch dran liegt, ein gut Stück Geld zu nehmen,
die Fahrt nach Schottland aus und gebt mir Nachricht.
Im „Goldnen Anker“ hab ich mein Quartier.

Er iſt aufgeſprungen, hat ſeinen Zobelmantel umgeſchlagen, Barett und Handſchuh genommen und geht. Vor der Ladentür ſtutzt er.

Wo iſt das Mädchen?

Torarin

Welches?

Sir Archie

Nun, Ihr wißt doch,
das unſichtbar hier durch das Zimmer ging.

Kathrin

Seine Lordſchaft meinen unſre arme Nichte?

Torarin

— (zu Kathrin) —

Iſt's richtig, was du ſagſt: im Laden dort.

Sir Archie

Wo? Hier im Laden? Wo ich jetzt hindurch muß?

Kathrin

Herr, geht getroſt, ſie hört und ſieht Euch nicht.

Sir Archie

O doch. Glaubt's nicht. Sie weiß wohl, was ſie vorhat.
Vielleicht kann man ſie durch den Vorhang ſehen.
— (Er guckt vorſichtig, wie durchs Schlüſſelloch) —

Torarin

— (leiſe) —
Kathrin, der Herr beträgt ſich wunderlich,
mir ſcheint, es iſt mit ihm nicht ganz geheuer.

Sir Archie

— (mit Entſchloſſenheit) —
Dies iſt kein Weg für mich. Ich bleibe hier,
und ſäß' ich wie die Ratze in der Falle.
— (Er nimmt brüsk den verlaſſenen Platz am Tiſch wieder ein) —
Frauchen, ein drittes Glas von deinem Branntwein.

Kathrin

Es iſt uns leid, wenn Euch das Mädchen ſtört …

Sir Archie

Dawider iſt am Ende nichts zu machen.
Am Ende pochen Weiber auf ihr Unrecht.

Torarin

Kathrin, du führſt ſie beſſer gleich zu Bett
und ſperrſt ſie diesmal ab in ihrer Kammer.
Wohl glaublich, daß ihr Anblick Euch entſetzt.
Denn ſie war bei der Mordnacht und entkam
ihr nur als ein lebendiger Leichnam, Herr!

Sir Archie

Erzählt mir nichts. Ich weiß genug. Ich weiß es.
Wofür hat ſie im Schlafe mich beſucht?!
Doch warum ſchnüffelt ſie ſo durch die Luft,
als ob ſie ſo was wie ein Mannsbild wittre?

Torarin

Tut ſie denn das?

Sir Archie

Ja doch, im Laden dort!

Torarin

Sieh zu, Kathrin.

Sir Archie

Nein, laßt. Sie kommt ſchon ſelber.

Torarin

Ihr irrt, Herr, wir ſind ehrenhafte Leute.
Glaubt nicht, daß ſie von ſolchem Schlage iſt.

Sir Archie

Wir werden ſehn.

Torarin

Kathrin, bei Gott, da kommt ſie!

Sir Archie

Nun alſo. Freilich. Und ich halte ſtand.
Hier liegt mein Flederwiſch. Wir wollen ſehen.

Langſam und genau wie das erſte Mal erſcheint Elſalill wieder, mit zurückgelegtem Haupt und geſchloſſenen Augen ſcheint ſie einer Witterung nachzugehen. Mit vorgeſtreckten Händen nähert ſie ſich in gerader Linie mehr und mehr Sir Archie. Dieſer hat mit den letztgeſprochenen Worten ſeinen Degen gezogen und vor ſich hingelegt. — Elſalill hat ſich nun

Sir Archie ſo weit genähert, daß ihre Handflächen ſeinen Scheitel berühren. Langſam umfaßt er das Mädchen und zieht es auf ſeinen Schoß nieder.

Kathrin

Sie weiß nicht, was ſie tut, Herr.

Sir Archie

— (wild, befehlend, mit der Hand das Schwert berührend) —

Packt euch fort jetzt!

Torarin und Kathrin ziehen ſich erſchrocken zurück.

Nachtwandlerin, kommſt du aus Gräbern? Sprich!
um mich am hellen Tage heimzuſuchen?
Und hat der alte Filz in ſeiner Grube
die größre Menge ſeines Guts verſteckt,
da du auf deinem Scheitel ſo viel Gold
mit dir herauf ſchleppſt? Berghild heißeſt du.
Der Alte rief dich Berghild. Du geſtorbene,
eiskalte Jungfrau, die mein Stich durchdrang,
komm enger an mich, daß ich dich erwärme.

Elſalil

Ja, ja, ich friere! Wärme . . . wärme mich.

Sir Archie

So flüſtr' ich dir ins Ohr, weshalb ich hier bin.
Als Räuber, der nach deinem Honig aus iſt.

Du ſchmelzendes Wachsgebilde mir im Arm,
du kühles Wabenhaus, was pocht in dir
ſo hart, ſo laut, als wollt es dich durchbrechen?
Nein, nicht doch, hier ſind Hügel, und darunter
hämmert ein Bergmann, hämmert blondes Gold
im ſüßeſten der Schächte. Blond — wie blond! —
und jung — wie jung! Unwirklich=wirkliches
Geſchöpf aus Schnee, innen ganz voller Glut,
die fiebernd tritt auf deine heiße Lippe.

Elſalil

Ich habe dich geſucht, Herr, weißt du das?

Sir Archie

O längſt! Ich weiß es längſt, wie du mir nachſchleichſt.
So, näher, näher! — Und ich weiß es längſt,
daß keine Rettung iſt vor deinen Küſſen,
und ob auch deine Küſſe giftig ſind
und töten. Seit der Stunde, wo du mich
mit blutgem Munde ſterbend küßteſt, brennt
und raſt in mir und höhlt mich aus das Gift! —
Ja, ich bin tot, obgleich ich lebe, wie
du lebſt, obgleich du tot biſt. Welch ein Daſein!
Doch nun iſt's gut, nun biſt du bei mir.

Elſalil

Ja,
nun bin ich endlich bei dir.

Sir Archie

Sieh, du liebſt mich
mit wilder Glut, und doch nicht minder heiß
ſinnſt du auf Rache. Haß und Liebe geben,
Empuſe, dir dein trügeriſches Daſein.
Ich weiß, daß du voll Tücke biſt. Was tut's?
Du wirſt die Kehle plötzlich einmal mir
mit deinem Wolfgebiß durchreißen, wenn
du ſcheinbar dich in Liebesglut mir preisgibſt.
Was tut's? Es geht auf Tod und Leben, mag's doch.
Ein Höllenſpaß muß teufelsmäßig ſein,
hundsföttiſch toll, mit Englein iſt ſchlecht buhlen.

Elſalil

— (erwacht, ſtutzt, reißt ſich los, ſpringt zurück) —
Jeſus, Maria, Mutter Gottes, hilf mir!

Sir Archie

— (iſt ebenfalls aufgeſprungen, ſtreicht ſich über die Stirn) —
Auch mir, wenn's ſein kann. Ich bin ganz von
Sinnen.

Elſalil

Was iſt mit mir geſchehn? Wer biſt du denn?

Sir Archie

(brüsk, ganz verändert)

Du mir die Liebe, ſage erſt, wer du biſt.

Elſalil

Ich bin nicht Berghild. Ich bin Elſalil.

Sir Archie

Berghild? Wer ſpricht von Berghild? Wer iſt Berghild?

Elſalil

Berghild iſt meine Schweſter auf dem Pfarrhof.

Sir Archie

Hier iſt ne Schenke und kein Pfarrhof, Kind.

Elſalil

Bin ich bei Oheim Terarin?

Sir Archie

So ſcheint es.

Elſalil

Und wer biſt du?

Sir Archie

Ein Mann, ein Menſch, was mehr?

Elſalil

Ich fürchte mich vor dir! Ich rufe Hilfe!

Sir Archie

Das wäre töricht, beides, dich zu fürchten
und alſo auch das Hilferufen. Ich
bin nur im Kriege furchtbar, nicht im Frieden.
Der Müßiggang ſteigt mir zu Kopf. Mein Hirn
gärt und treibt Blaſen, wie ein ſtehender Wein.
Da, Krämersnichte, ſchwatz nicht, nimm das Goldſtück.

(Wirft ſeine Börſe hin.)

Elſalil

Ich will kein Gold von Euch.

Sir Archie

Dann laß es bleiben.

— (Er knöpft an ſeinen Handſchuhen) —

Der Himmel mag es wiſſen, was mir einfiel.

Ich will nicht ſagen, daß du häßlich biſt,
davon braucht nicht die Rede ſein am Ende.
Allein, vergleich ich dich mit jener, die
mein nebelndes Gehirn mir vorgeſpukt,
ſo iſt der Irrtum mir ein wenig peinlich.

Elſalil

Ich ſeh Euch nicht zum erſtenmal.

Sir Archie

Warum auch?
Ganz Schweden kennt mich.

Elſalil

Laßt mich ſinnen, Herr.
Ich war wohl lange krank und lag bewußtlos?
Mich traf etwas. Helft mir. Was war es doch?

Sir Archie

Da ſieh du zu.

Elſalil

Ich kann mich nicht beſinnen.

Sir Archie

Ich habe die Beſinnung wieder.

Elſalil

Bleibt, Herr.

Sir Archie

Für diesmal iſt es beſſer ſo. Ade!

Er geht. Elſalil ſchreitet ihm nach, der Ladentür zu. Als er verſchwunden iſt, erſcheinen Torarin und Kathrin.

Elſalil

Wißt ihr, wen ich jetzt eben ſah? Wer hier war?

Torarin

Du haſt die Sprache wieder, Elſalil,
ſo war es wohl ein Wundertäter.

Kathrin

Jeſus!

Fünfte Szene

Nacht. Mondſchein. Auf der Eisfläche des Sundes. Die eingefrorene und verſchneite Galeaſſe des Schiffers Frederik. Seinen Schlitten ziehend, kommt Torarin übers Eis. Im Schlitten ſitzt, vermummt, Pfarrer Arneſohn.

Torarin

— (indem er anhält und die Zuggurten ablegt) —

Herr Pfarrer, wir ſind da. Dies iſt „Wildblume",
die Galeaſſe Schiffer Frederiks.

Arneſohn

Nun Gott ſei Dank! ſo helft mir aus dem Schlitten.

Torarin

Iſt Euch die Weile lang geworden?

Arneſohn

Nein.
Wenn man als Geiſtlicher den Leib des Herrn
zu einer armen Seele tragen muß,

die in der Todesnot darnach verlanget,
ſo hat man immer mit ſich ſelbſt zu tun,
daß man ſich würdig mache und ſich heilige.

Torarin

Herr Pfarrer, ſoll ich nun wohl rufen?

Arneſohn

Halt!
wart noch ein wenig. — Sage, Torarin,
von hier aus wo, wo liegt die offne Wacke?

Torarin

Am Stern des Schiffs, vorbei blickt gradezu.

Arneſohn

Wo war es, als du die Geräuſche hörteſt
vom Klatſchen einer Peitſche und von Stimmen,
die einen Gaul antrieben?

Torarin

Das war dort,
von wo das Licht blinkt. Ein Zweimaſter hat's
an Backbord.

Arneſohn

Gleich darauf mit einemmal
kam Höllenlärm von dorther, von der Wacke.
Biſt du noch heut der Meinung, Torarin,
der Schimmel, ſamt dem Raube, ſamt den Mördern,
ſei dort hineingeraten und verſunken?

Torarin

Der Schimmel iſt ertrunken, ſicherlich.
Er hätte ſonſt ſich angefunden. Ob
die Raubgeſellen tot ſind? Heut bezweifl' ich's.

Arneſohn

Das labt. So leichten Kaufes konnte Gott
ſie nicht entkommen laſſen, nein, gewiß nicht.
Ich bin ein arger Sünder, Torarin.
Die Hoſtie, der ſüße Leib des Herrn,
der da geſagt hat: Liebet eure Feinde!,
ruht hier auf einer Bruſt voll Rachedurſt;
kann ſie nicht trinken, geht ſie dran zugrunde.
Du glaubſt nun ſelber, daß ſie leben. Sprich!
wie haſt du deine Meinung ſo gewandelt?

Torarin

Kennt Ihr dies Geldſtück?

Arneſohn

Nein! — Vielleicht! Zeig her!

Torarin

— (hat ein Geldſtück hervorgekramt, gezeigt und hingegeben) —

Ein Silberſtück von fremder Prägung.

Arneſohn

Ja.

Torarin

Ein gleiches trägt die Nichte Elſalil,
als Talisman, geſchenkt von Pfarrer Arne.

Arneſohn

Wo haſt du's her? Wie kam's in deine Hand?
Denn meines Vaters Schatz entſtammt es ſicher.

Torarin

Ein Söldner zahlte ſeinen Trunk damit.

Arneſohn

Ein Schotte?

Torarin

Eben ja, ein ſchott'ſcher Soldknecht.

Arneſohn

Du ſagſt, das Mädchen hat die Sprache wieder?

Torarin

Das, was ſie ſpricht, hängt freilich nicht zuſammen,
es klingt verwirrt, jedoch ſie ſpricht und hat
dazu ein ſeltſam Weſen angenommen.
Sie ſitzt, ſie horcht! ſcheint mit dem Körper nur
da, mit der Seele weit entfernt zu ſein,
und immer iſt's, als ob ſie etwas ſuche,
was ihr, zu ſuchen, höhrer Wille auftrug.

Arneſohn

Du ſiehſt, daß mein prophetiſches Gemüt
nicht trog. Glaub mir, ſie iſt das Werkzeug Gottes.
Pflegt ihrer ſorgſam!

Torarin

Ja, doch das iſt ſchwer,
ſie ſchleicht ſich aus dem Haus, ſtreift durch die Gaſſen,
manchmal vergehen Tage, eh ſie heimkommt.

Arneſohn

Dies kann im Plan des Himmels liegen, laßt ſie.
Nur muß man ſehr genau erkunden, wo
ſie auftaucht, wo umherſtreicht, nicht zuletzt,
was ſie auf ihren dunklen Wegen treibt.
Nun rufe denn, daß er die Leiter uns
herunterlaſſe. Kniſchen möchte man.
„Glaubt mir, es war kein Söldner,“ ſagt der Amtmann. —
So oft ſich meine Ahnung dahin wendet —
ja, mein Verdacht! der Richter ſchlägt mich nieder.
Ruf, daß wir weiterkommen.

Torarin

Horcht doch, horcht doch!

Arneſohn

Da fiel ein Stern.

Torarin

Sind das nicht Stimmen, die
ein Pferd antreiben? Horcht doch, Peitſchenknall!

Arneſohn

Täuſchung.

Torarin

Nein, hört doch! Hört Ihr nicht das
Wiehern?

Arneſohn

Ich war nie furchtſam. Kämen ſie daher
zu zwei'n, zu drei'n, mir wären ſie willkommen.
Allein, ich bin gewitzt und glaub es nicht.
Mach es wie ich: mißtraue deinen Sinnen.
Hätt ich Vertraun zu ihnen, wär ich längſt,
glaub mir, im Tollhaus. — Aber, was iſt das?

Torarin

Ein Schwarm von Möwen ſenkt ſich in die Maſten.

Arneſohn

Was haben ſie?

Torarin

Je nun, man weiß es nicht.

Arneſohn

Sie lärmen wild und kläglich durcheinander.
Es ſcheint doch, ſie verfolgen etwas.

Torarin

Oder
warten auf etwas! — Doch nun nehmen ſie's
in ihre Mitte.

Arneſohn

Was?

Torarin

Das weiß ich nicht.

Arneſohn

Wer furchtſam wäre, müßte ſchaudern, denn
faſt iſt es ſchauerlich.

Torarin

Der Herr ſei gnädig
der armen Seele, die der Schwarm davonführt!

Arneſohn

Wie ſtill iſt's nun geworden.

Torarin

— (ruft) —

Frederik!
He, Schiffer Frederik! ahoi! ahoi!

Frederik erſcheint an Deck ſeines Schiffes und blickt herunter.

Frederik

Ahoi! Wer ruft da?

Torarin

Ich bin's, Torarin!
Hier iſt der Pfarrer mit den Sakramenten.

Frederik

Der Pfarrer kommt zu ſpät, die Frau iſt tot.

Torarin

Ahoi! Was iſt? was gibt's? Sag es noch einmal.

Frederik

Der Pfarrer kommt zu ſpät, ſie iſt geſtorben.

Arneſohn

Fragt ihn, wann ſie geſtorben iſt.

Torarin

Wann ſtarb ſie?

Frederik

Erſt eben, Torarin, als du mich anriefſt.

Torarin

Wer ſich darauf verſteht: Ihr ſeht's, Herr Pfarrer,
auf was die Möwen warteten und was
die Vögel mit ſich nahmen durch die Nachtluft.

Arneſohn

Nun iſt ſein Schiff ein großer Sarg im Eis. —
Komm, Torarin, wir müſſen ihn erklettern.

Frederik hat eine Strickleiter heruntergelaſſen. Er leuchtet mit einer Laterne, während Arneſohn und Torarin das Deck erklettern. Oben angelangt, verſchwinden alle drei. — Sir Douglas und Sir Donald kommen in der vornehm-prächtigen Tracht ſchottiſcher Feldobriſten langſamen Schrittes übers Eis.

Sir Douglas

Ich ſag Euch dort, nach Oſten, liegt die Wacke.

Sir Donald

Ihr täuſcht Euch, Sir, Ihr täuſcht Euch ſicherlich.
Ich ſah das ſchwarze Loch im Eis ſich auftun,
kaum dreißig Schritt nach rechts — ſo hin — gen Weſt.

Sir Douglas

Der Irrtum liegt bei Euch: unmöglich, Sir!

Sir Donald

Ihr hörtet nicht das Seegevögel ſchnattern?

Sir Douglas

Sir Donald, artet nicht Lord Archie nach:
wir ſind nicht alte Weiber bei der Kunkel!
Laßt Wacke Wacke ſein! Ein Enterich,
der drin ein bißchen plantſcht, ein Möwenſchrei
von oben her, ein Krach im Eis von unten,
kann eine Memme, keinen Kriegsmann ängſtigen.

Sir Donald

Gut, gut, Sir Douglas. Ihr habt recht, ich bin,
ſeit ich den Marder ſah im Taubenſchlag ...
bin in der Tat ſeitdem ein wenig ſchreckhaft.

Auch will ich Euch geſtehn, der Augenblick,
als wir den Schlitten, ſamt der Mähre dran,
hinunterſtießen in die ſchwarze Lache,
lebt mir noch allzu deutlich im Gedächtnis.

Sir Douglas

Und der Gedanke ſtammt von Euch, Sir Donald!
Ihr, faſt allein, Ihr habt ihn ausgeführt.
Nie hat ein Menſch Tollkühneres verrichtet,
denn unter Euch, bei Gott, brach ſchon das Eis.
Nun macht der Schatten Eurer Tat Euch zittern.

Sir Donald

Der Schatten, ja, der Schatten!

Sir Douglas

Beſter Oberſt,
wollt Ihr den Schatten los ſein, iſt's vergeblich,
denn ſeinen Schatten wirft ſo Hund, wie Lord.
Deshalb braucht Ihr die Schritte nicht beſchleunigen.
Ich triefe ſo ſchon unterm Wams, mein Kopf
ſpeit, trotz der nächtigen Kälte, Feuer.

Sir Donald

Ich,
ich friere, friere, Lord, am ganzen Leib,

dagegen ſcheint das Eis, auf dem ich ſchreite,
mir allerdings ein glühendes Roſt zu ſein.
Was ſoll ich's leugnen? Fort von hier, nur fort!
Hier in den Schären iſt das Fegefeuer,
und auf der Inſel Marſtrand iſt die Hölle.
Wohin mit uns, ſolang der Sund nicht auftaut?
Wenn einer manchmal manches vorher wüßte,
er würde manches manchmal ſchwerlich tun.

Sir Douglas

Sir, ich bin kein Spitalweib, ſucht Euch eins.
Wer nichts von Sünde weiß, für den iſt Reue,
doch mir und jedem Sünder iſt ſie unnütz.
Der Teufel hol ein Ding, das ſtets zu ſpät kommt!
Kam etwa Reue jemals vor der Tat?
Und nach der Tat geſchäftig ſein, mit Worten
müßig bezüngeln, was nun doch geſchehn iſt:
was ſoll's und wozu dient's? Sagt mir den Sinn.
Befrüg ich jemals mein Gewiſſen, Herr,
ich wäre nie zehn Schuh im Tanz geſprungen. —
Was kommt dort übers Eis? Iſt's Euch genehm,
ſo treten wir ein wenig in den Schatten.

Sie ziehen ſich in den Schutz des Schlagſchattens zurück, den die Galeaſſe wirft. — Sir Archie kommt langſam übers Eis herangeſchritten.

Sir Donald

Sir Archie, meiner Treu! ’s iſt nur Sir Archie.

Sir Archie

— (ſchrickt zuſammen und greift nach der Waffe) —
Wer ſpricht dort?

Sir Douglas

Hängt Ihr ſüßen Träumen nach,
ſo laßt’s uns wiſſen, Lord, und wir verſtummen.

Sir Archie

Was ſucht Ihr hier, Sir Douglas und Sir Donald?

Sir Douglas

Gelegenheit nach Schottland, liebſter Lord.
Man wies uns von der Brigg, dort drüben, die
unweit der Schären feſtgefroren liegt,
zu dieſer Galeaſſe. Der Patron
löſcht ſeine Ladung, wie es heißt, in Leith.
— (Er ruft zum Schiffsbord hinauf) —
Patron! Patron!

Sir Archie

— (erſchrocken) —
Was brüllt Ihr ſo, Sir Douglas?

Sir Douglas

Liegt dieſer morſche Kahn nicht wie ein Sarg?
Und wenn ich flüſtre, Sir, meint Ihr vielleicht,
daß der betrunkne Seehund drin je aufwacht?

Sir Archie

Sucht ihn am Tag auf, nicht des Nachts. Bei Gott,
mit ſolchem Leichtſinn macht Ihr uns verdächtig.

Sir Douglas

Wann iſt in dieſem Lande Tag, Sir Archie?
Seit Wochen ſchnuppern wir von Schiff zu Schiff,
gleich Pinſchern winſelnd, ohne Mut, zu bellen.
Auf Eure Art, wann kämen wir nach Schottland?

Sir Donald

Ich ſtimme Seiner Lordſchaft zu, Sir Douglas,
Ihr laßt es fehlen an Behutſamkeit.

Sir Archie

Dort drüben liegt ein Schiff, laßt uns dorthin gehn.

Sir Douglas

Das wäre gut zwei Stunden übers Eis.
Und ſind wir endlich drüben angelangt,

ſo haben wir denſelben Tanz, wie hier
und ſtets mit Euch, ſeit Wochen ſchon, Sir Archie.
Stärkt Euer Seelchen, nehmt, mit Branntewein!
— (Er bietet ihm die Branntweinflaſche.) —

Sir Archie

Nichts mehr von Euerm Branntwein, Gott verfluch ihn!

Sir Douglas

Mir mundet der verfluchte Tropfen, der
mir, hölliſch meinethalb, den Leib durchwärmt.
Wer ihn des Übels Urſprung nennt, der irrt ſich.
Die Sterne ſind des Böſen Urſprung, und
wie die Planeten inklinieren, ſo
vollzieht ſich das Geſchick. Was ſind wir denn,
daß wir die Schuld von jenen Taten ſollten
auf unſre Schultern laden, die Gottvater
zuläßt und jene Himmelskörper tun?!
Der Teufel ſelber ſteht am Schleifſtein: wild
fahren die böſen Sterne durch die Nacht —
Seht dort! Seht dort! Seht dort! Seht, wie ſie ſchießen!
Soll ich vielleicht dem Schleifer Luzifer
ins Meſſer fallen, wenn es Gott nicht tun mag?

Sir Archie

Sir Douglas ſprecht nicht immer von dem Schleifſtein!
Was braucht Ihr immer dies verfluchte Bild ...

Sir Douglas

Glaubt mir, Ihr haltet Euch zu nüchtern, Lord.

Sir Archie

Wohl, wohl, in einem Punkte bleib ich nüchtern
und würde nüchtern bleiben, pumpt ich mich
auch bis zum Halſe voll gebrannten Waſſers.
Pfui, pfui! Wer ſoll dawider beten? Gott ...
ich meine jetzt den Gott der Gauner und
der Halsabſchneider! kurz — der Teufel weiß —
ward dies mir an der Wiege je geſungen,
ſo hat es meine Amme nicht gehört,
viel weniger meine Mutter und mein Vater.
Mich fröſtelt's. Ich hab Blei im Hirn und Blei
in allen Knochen. Käm der Häſcher jetzt,
Handſchellen legt ich ſelbſt mir an und ginge
mit Wolluſt unterm Beile ſchlafen. Pfui!

Sir Douglas

Wenn ich Euch etwas wünſchen ſollte, Sir,
ſo wär's der tolle Mut, den Ihr verloren,
der wilde, frohe, der uns ſtets voranging.

Sir Archie

Das war ſein Unglück, ſo kam er ins Stolpern.

Sir Douglas

Der Mut bleibt aufrecht, ſtolpert gleich der Mann.
Ein Mann, der fällt, ſpringt auf und ſteht nachher
ſo feſt und feſter, als er je geſtanden.
Ich wünſchte . . .

Sir Archie

Wünſcht nur! — Wären Wünſche nicht
ſo gut, wie Nieten in der Lotterie,
auch ich verlegte mich aufs Wünſchen. Nein,
unwiderruflich iſt der Stunden Schritt.
Des Lebenswagens Räder drehn ſich nie
rückwärts um ihre Achſe. Nimmermehr
ſteh ich als Lenker wiederum am Kreuzweg
an jener Stelle, wo die Gäule mir
durchgingen und die Zügel mir entſanken!

Verſucht's, Sir, ſchiebt den Wagen mir zurück;
wenn Ihr es könnt, wohl uns! Wo nicht: dann wehe!

Sir Douglas

Nun, Euch gelingt's, Ihr tappt Euch rückwärts, Lord.
Mir liegt nichts dran, Kreuzwege zu umſchleichen.
Geſchehnes iſt nicht mehr! Geſchehnes war!
Was war und nicht mehr iſt, iſt nie geweſen.
Was geht's mich an, was nie geweſen iſt.

Sir Archie

Ich geb Euch recht. Ja, ich beneid Euch. Nennt
mich immer eine Memme, wenn Ihr wollt.
Was tun? Ihr bliebet heil. Ich bin vergiftet.

Sir Douglas

Vergiftet ſeid Ihr durch Untätigkeit!
Bricht hier das Eis und haben wir den Fuß
auf freier Woge, ſollt Ihr bald geſund ſein.

Sir Archie

Dann hab ich immer noch das Gift im Blut.
Das Gift, das Gift, das mich mir ſelbſt verwandelt!

Vielleicht wär ich vergeßlich, ſo wie Ihr,
ſäß' mir im Blut nicht dieſes Giftes Mitgift.

Sir Douglas

Nun, bei Sankt Jakob, welche Schlange ſtach Euch?
Wo ſitzt der Otternbiß? — ich ſeh ihn nicht —
an dem Ihr eitert, heimlich blutend hinſiecht.

Sir Archie

Der Otternbiß! Nicht übel, werter Lord.
Ihr kommt dem Ding ſo nah, es nimmt mich wunder.
Iſt Euch bekannt, daß Leichen beißen? Daß
ſie, ſchmatzend, ſelbſt ihr Leichenhemd aufzehren,
ja, in des Hungers Wut, das eigene Fleiſch?
Sie ſtehen auf. Sie wandern, gehen um,
fallen Lebendige an, ſo Wachende,
wie Schlafende . . . ihr Biß bringt Tollheit, gibt . . .
ein Biß nur, langſamen, qualvollen Tod.

Sir Douglas

Glaubt ich an Vampyrn, ſtünd es um mich ſchlimm.
Wo nähm' ich Nägel her, ſie feſtzunageln
in ihren Särgen? Schlieſt Ihr ſelber nicht,
wie oft, auf leichenüberſätem Schlachtfeld?
Hat je ein Toter Euch ein Haar gekrümmt?

Sir Archie

Ja! Nein! — nein! ja und ja!

Sir Douglas

Sagt, wann und wo?
Ein ſolcher Kaſus gäbe viel zu denken.

Sir Donald

Ich weiß es wohl, was Seine Lordſchaft meint . . .
wen Seine Lordſchaft meint, und will's Euch ſagen:
Sie meint das Mädchen, das in jüngſter Zeit
uns nachläuft.

Sir Archie

— (erſchrickt, wendet ſich um) —
Wo? — Ich mißverſtand Euch. Wohl,
ich leugne nicht, daß dieſes Mädchen mich
nicht nur verfolgt in Marſtrand durch die Straßen,
ſondern auch überall, wo ſie nicht iſt.
Es würde mich, wär ſie auf unſrer Spur
auch hier in Eis und Nacht, bei Gott, nicht wundern.

Sir Douglas

Mich wundert nichts mehr in der Welt, Sir Archie.
Doch daß Ihr ne mannstolle Dirne, ein

bleichſüchtiges Wäſchermädchen, eine, die
für weniger als für ſechs Groſchen feil iſt,
als ne Lemure anſeht, macht mich ſtaunen.

Sir Donald

Lemure hin, Lemure her, Lord Douglas,
hier iſt ein andrer Umſtand von Bedeutung.
Sie ſcheint das auferſtandne Ebenbild
nicht nur von einer, deren Tod Sir Archie
verbürgt, dieweil er eine ſichre Hand hat —
nein, wie ich geſtern ganz gewiß ermittelt',
war ſie des Pfarrers Arne Pflegekind
und iſt die andre Dirne aus der Blutnacht.

Sir Archie

Sprecht nicht ſo laut, Ihr ſeid wahnwitzig, Lord.

Sir Douglas

Iſt's wirklich, wie Ihr ſagt, dann ſchwatzt nicht,
handelt!
Lockt das Lemürchen, wie man ſagt, aufs Eis,
gebt ihr den Gnadenſtoß und dann den Laufpaß;
und fehlt's Euch an Kurage, überlaßt
es mir, dem alten Pfarrhausſchimmel ſie

zum kühlen Grund des Meeres nachzuſenden.
Dort mäſte ſie die Fiſche.

Sir Archie

Hört mich an:
denn gleich als wär's geſchworen auf die Hoſtie
gilt jedes meiner Worte. Ihr verſteht mich.
Wer weiter mordet, ja, wer dieſem Mädchen
auch nur die Haut ritzt, der verwirkt ſein Leben.

Er geht ſchnell ab.

Sir Douglas

Iſt er verrückt? Was hat ihn ſo verändert?

Sir Donald

Wir müſſen auf ihn Achtung geben, Lord.

Sir Douglas

Er iſt vernarrt in das Lemürchen, ſcheint mir.

Sir Donald

Feſt ſteht, daß er das Fiſcherhaus umſchleicht,
in dem ſie wohnt. Und einmal hat er ſie,

als ſie ihm nachſchlich, aufgegriffen und
mit ſich in ſein Quartier verſchleppt.

Sir Douglas

Ei! Ei!

Sir Donald

Wer will denn wiſſen, ob der Grasaff' nicht
dreſſiert, der Fratz nicht abgerichtet iſt
zum Gimpelfang? Das Hürchen hat vielleicht
den höheren Auftrag eines Galgenſtricks,
wenn ſie ihn bindet mit den bloßen Armen.
Das ginge dann auch uns an.

Sir Douglas

Ja, weiß Gott!

Frederik

— (unſichtbar vom Deck) —

Was ſucht ihr denn dort unten? Heda! Ihr!

Sir Donald

Zum Teufel, was iſt das? Sind wir belauert?

Frederik

Gebt Antwort!

Sir Douglas

Zeig dich erſt, wo ſteckſt du, Menſch?

Frederik

Erſt wüßt ich gern, was ihr im Schilde führt!

Sir Douglas

's iſt leicht geſagt, du Schuft: ein jeder von
uns dreien führt im Schild ein fürſtlich Wappen.

Frederik

Ihr ſeid zu drei'n?

Sir Donald

— (leiſe) —

Welch eine Torheit, Lord!
Wir hatten es uns zum Geſetz gemacht,
niemals zu drei'n gemeinſam uns zu zeigen.

Sir Douglas

— (laut) —

Wir ſind zu zwei'n! Was wir im Schilde führen,
weißt du nun. Und was haſt du denn für Ladung?

Frederik

Wollt Ihr das wiſſen? Trocknen Fiſch für Leith!

Sir Douglas

Gott ſegne dich! wir ſind drei brave Schotten.

Sir Donald

— (leiſe) —

Zwei! Zwei!

Frederik

Ihr ſagtet zwei, ſeid ihr doch drei?

Sir Douglas

Nein: zwei! Doch mit uns ſuchen hundert andre
Hochländer Schiffsgelegenheit nach Schottland.
Kannſt du uns unterbringen, alter Seehund?

Sir Donald

Bei Gott, ich gebe Ferſengeld, Sir Douglas.

Sir Douglas

Das wäre! Und warum?

Sir Donald

Seht, bitte hin,
warum denn klettern ſie von Bord herunter?
Ich wittre Unrat, ich verkrümle mich.
— (Er entfernt ſich mit großen Schritten.) —

Sir Douglas

— (läuft ihm nach) —
Sir, ſeid kein Haſenfuß! Nun, meinetwegen.

Beide Lords ſind im Dunkel verſchwunden. Pfarrer Arneſohn, Torarin und Frederik ſteigen die Schiffsleiter herunter.

Arneſohn

— (unten angelangt) —
Wo ſind ſie?

Torarin

Fort!

Frederik

Ihr habt ſie auch geſehn
und ſie gehört, ſonſt ſagt ich wohl, drei Teufel
hätten hier eine Sterbende belauert
und ſei'n vor Euch, Herr Pfarrer, abgeſtrichen.

Arneſohn

Dies war kein Spuk.

Torarin

Dies war kein Spuk. Und wißt,
die Stimme hab ich irgendwo gehört.

Frederik

Ich auch, bei Gott!

Torarin

Und wo? Wir wiſſen's beide.

Arneſohn

Nach Bohus, Torarin, ſogleich zum Amtmann.
Denn was noch mehr iſt, wiſſen wir zu drei'n,
wir fühlen's deutlich und mit jedem Pulsſchlag:
die Mörder leben, ſtanden hier, hier, hier.
Kommt, laßt uns ihre Spur im Schnee verfolgen.

Torarin

Still, ſtill! Was iſt das? Seht dorthin, Herr Pfarrer!

Durch die Mondhelle kommt Elſalil. Sie ſcheint mehr in der Luft taſtend und einer Witterung nachgehend, als mit den

Augen etwas zu ſuchen. Der Mond beleuchtet ſie ſchemenhaft. Sie iſt dürftig gekleidet. Unten ein dünnes, kurzes Röckchen, über die ſchmalen Schultern ein Umſchlagetuch gezogen. Ihr Haar hängt offen herab.

Arneſohn

O, Torarin! O, was iſt das? O, o!
Was ſiehſt du? Frag nicht, was ich ſehe! Frag nicht.

Torarin

Iſt es ne arme, ruheloſe Seele,
dem Grab entſtiegen?

Arneſohn

Berghild!?

Torarin

Eben ſchlug
die Uhr am Turm zu Marſtrand Mitternacht.

Arneſohn

Berghild!

Frederik

Nein, Elſalil iſt's, deine Nichte.

Torarin

Bei meiner Seelenſeligkeit, ſie iſt's.
Was tut ſie hier? Und wohin geht ſie?

Arneſohn

Still,
nicht wecken, denn ſie ſchläft! Nur jetzt kein Anruf.
Merkt Ihr nun ſelbſt, was ich Euch ſagte, wie?
Bei Gott, ſie treibt geheimnisvolle Arbeit
im harten, ſchweren Dienſte der Vergeltung.
Zart und zerbrechlich ſcheint ſie, doch im Schwachen ſtark
iſt unſer Gott. Er macht der Kinder Fuß,
wie Schickſalsſchlag, zermalmend. Wehe dem,
den ſie verfolgt und der nach ihr zurück blickt!
ihr weiſend' Fingerlein: das Weltgericht! —
ihr Wink: und alles bebt vom Jüngſten Tage!

Sechſte Szene

Das Stübchen im Hauſe Toraríns. Nacht. Möwenſchrei von außen. Sir Archie und Elſalil treten vorſichtig vom Laden her ein.

Sir Archie

Verfluchte Satansvögel, ſtill, was lärmt ihr!

Elſalil

'ne Stufe, gebet acht, Herr.

Sir Archie

O, ich weiß.
Kein Schritt, wo nicht das Schickſal uns ein Bein ſtellt.
Hier alſo iſt's, wo ich zuerſt dich ſah.

Elſalil

Nein, Herr.

Sir Archie

Nein, Herr? Du ſagteſt's eben, ſcheint mir.

Elſalil

Ich weiß von keiner Zeit, wo du nicht da warſt.

Sir Archie

Ei, ei! Nun, laß das. Was mich angeht, ſo
lernt ich dich jüngſt erſt kennen, als ich hier war.

Elſalil

Ich kannte dich. Nur weiß ich nicht, woher.

Sir Archie

Du warſt benommen, Mädchen, warſt nicht bei dir.
Auch ich war nicht ganz bei mir, ſag ich frei,
zu ſtarkes Trinken hatte mich benebelt.
Du ſahſt in mir, Gott weiß, was ... welchen andren,
und ich ſah damals, Gott weiß, wen, in dir.

Elſalil

Sag nicht, daß du nicht mich ſahſt!

Sir Archie

Und warum nicht?

Elſalil

Nein, ſag es nicht! Sonſt packt mich etwas an,
und fahler Dunſt verfinſtert mir die Augen.

Sir Archie

Schrei nur nicht wieder auf, ich müßte ſonſt,
es tut mir leid, ſo ſchnell wie jüngſt davongehn.

Elſalil

Nein, bleib!

Sir Archie

Gut, aber treibe keine Tollheit.
Was geht's dich an, was meiner Seele vorſchwebt,
wenn irgendwas mich trunken macht, wie du jetzt?
Drum komm zu Bett. Mach ich die Lippen dir
bluten mit meiner Wut: was ſchiert es dich,
wen ich an deinem Mund zu küſſen glaube?

Elſalil

Viel ſchiert's mich! Und ich weiß auch, wer es iſt.

Sir Archie

Nun, laß. Ihr gleicht euch oft wie Zwillinge.
Manchmal beſucht ſie mich, wenn ich dir fern bin.

So biſt auch du in meinem Traum daheim.
Abwechſelnd trinkt ihr mir das heiße Blut aus.
Und manchmal kommt ihr beide, kommt ihr doppelt,
und zwängt euch unter meine Decke, ringend
um meines Körpers Wärme, fröſtelnden
Begrabenen gleich, die ihre dunkle Bettſtatt
um Mitternacht vertauſchen. Und wahrhaftig,
dann lieb ich euch mit niegekannter Glut,
ihr Toten! Ihr Verfluchten oder Seligen!
Wie nenn' ich euch, die ihr mir Leiber ſchenkt
von überirdiſcher Süße und doch Nichts ſeid?
Wie ihr den Schwall des Safranhaars vermiſcht
und mich in köſtlich goldne Schatten einhüllt!
Und welche Wolken heißen Duftes aus
traumſchweren Kelchen fremder Blumen ſchenkt
ihr meinen Nüſtern! — Kind, nun laß mich frei:
Verzückung hat mich allzu weit entrückt
und läßt mich plötzlich nüchtern. Ich will heimgehn.

Elſalil

Nein!

Sir Archie

Doch.

Elſalil

— (beißt Sir Archie in die Hand) —

Sir Archie

— (im Schmerz) —

Vieh, biſt du toll geworden? Was
tuſt du? Laß los! Bei Gott, ich ſchweiße! Hilfe!
Wart, meine Finger ſind Brecheiſen, und
es ſoll in deinem Haupte krachen, du
Beſeßne, wenn ich deine Kiefern ſo
nun voneinander ſperre.

Elſalil

Sag, wer war das?!

Sir Archie

Wer ſonſt als du?

Elſalil

Ich? Oder war's die andre,
die ſich im blutigen Leichenhemde nachts
aus dem verſchneiten Grabe windet?

Sir Archie

Ei,
gleichviel, mondſüchtige Hexe, wer du biſt!
Und reitet heute dich ein Inkubus —

mich reiten ihrer neunundneunzig, und
der einzelne iſt zwölfmal ſtärker ... ein
zwölfmal ſo heißgeſottner Höllenhund,
als deiner. Hörſt du? Das bedenke, Kind.
Wie nun? Was tu ich nun mit dir? Knie hin!
Mache den faden Schwall flachsbleichen Haars,
der ſchlaff und nüchtern dir vom Haupte fließt,
zum Handtuch. Tupfe meine Wunde. So!
Jetzt küſſe ſie. Ich will den gleichen Dienſt
dir dann auf meine Weiſe wieder tun:
dir eine Wunde machen und ſie ſchließen.
’s iſt gut ſo. Hurtig nun und mach dein Bett.
Laß mir zur Ader, bis ich kalt wie Eis bin.
Mit aller kranken Glut zugleich entſchwinde
mir aller kranke Wahnwitz meines Hirns,
dein Bild und jener andren Bild, für immer!

Elſalil
— (plötzlich hellſichtig, ſchreit) —
Mörder! Du biſt Herrn Arnes Mörder!

Sir Archie
Nun,
was tut das? Deshalb wirſt du weniger doch
mir nicht zu Willen ſein. Komm, komm, zu Bette.
Doch he, was war das?

Elſalil

Nichts, die Bodentreppe!
Sie knackt mitunter nachts, ſo daß man aufwacht.

Sir Archie

Ich hörte Tritte.

Elſalil

Wo?

Sir Archie

Wo iſt dein Oheim?

Elſalil

Der Oheim Torarin iſt in Solberga.

Sir Archie

Was ſucht er in Solberga?

Elſalil

Herr, ich weiß nicht.

Sir Archie

Du lügſt! Sie ſchnüffeln wieder um die Brandſtatt.

Elſalil

Um welche Brandſtatt? Laß mich ſinnen, Herr.

Sir Archie

Damit du neue Phantaſien ausheckſt!
mich wieder Mörder heißeſt und weiß Gott was? —
Lieber leg deine Hand auf meine Stirn
und ſcheuche mir das Grauen, das mich anfällt.
Mädchen, ich liebe dich nicht, doch, hörſt du, hilf mir.
Belüge mich. Komm mit mir, komm nach Schottland!
Sage, du ſeieſt die, die nicht mehr iſt,
nenne dich, wie die andre, nenne dich —
wie nannte ſich die andre? irgendwann
hört ich den Namen Berghild! Nenn' dich Berghild!
Und wenn ich dich mißhandle, eine Hündin
dich heiße, alle Flüche über dich
in meines Herzens Haß und Gram ausleere,
lache mich aus, nenn einen Narren mich
und ſage, du ſeiſt Berghild. Schwöre mir,
dies Meſſer habe nicht mit einem Stoß
die Welt mir abgetan, mich ſelbſt ermordet,
grauſam und ohne mich zu töten — nicht
die Sehkraft mir, das Tageslicht zerſtört.
Nenne dich Berghild! Schwöre, du ſeiſt Berghild.

Und wenn des Tauwinds feuchter Fittich heult,
führ ich dich im Triumph nach Schottland, oh!
— (Er ſtreckt ſich ſteif und verliert die Beſinnung.) —

Pfarrer Arneſohn und Toxarin treten unhörbar ein und ſtehen plötzlich vor Elſalil.

Arneſohn

Wer iſt der Mann?

Elſalil

Ich weiß nicht.

Arneſohn

Sage mir,
wer iſt der Mann? Beim Kreuze Chriſti, ſag es!
Und was geſchah mit ihm?

Elſalil

Ich weiß nicht.

Arneſohn

Du
biſt wortkarg, Elſalil! Nochmals: wer iſt
der Menſch, der wie ein Toter überm Tiſch liegt,
und wie, um Mitternacht, kam er herein?

Torarin

Sprich, Elſalil, es nützt jetzt nichts, verſtockt
Auskunft verweigern. Deine Wege ſind
uns längſt nicht mehr verborgen.

Arneſohn

Längſt nicht, nein!
Wer iſt der Mann, und weshalb liegt er hier
berauſcht? und du biſt bei ihm? Wie?

Elſalil

Ich weiß nicht.

Arneſohn

Gut, gut, du weißt nicht, und ſo dacht ich's mir.
Man wird dich wiſſend machen auf der Folter.
— (zu Torarin) —
Der Richter iſt verſtändigt. Geh nun hin
und komme mit den Häſchern wieder. Eil dich.
Nein, bleib noch. Stricke! Bleib! Wir feſſeln ihn.

Elſalil

Sir Archie, Herr, wacht auf! man will Euch feſſeln!

Arneſohn

Schweig! Oder ich vergeſſe ſonſt, daß ich
ein Mann des Friedens bin, und nehme ſelbſt
es in die Hand, Buhldirne, dich zu züchtigen.
— (zu Torarin) —
Was zögerſt du?

Torarin

Darf man ihn binden?

Arneſohn

Und
warum nicht?

Torarin

Weil der Mann hier niemand ſonſt
iſt als Lord Archie ſelber, wenn mir recht iſt,
und hier ein Arzt mehr not tut als der Häſcher.

Arneſohn

Sir Archie ſelbſt, der Schottenoberſt, der,
von dem das Lied geht? Meint Ihr den?

Torarin

Von dem
es heißt, daß er den König aus der Schlacht trug.

Arneſohn

Der?

Torarin

Ja, der iſt es; ich erkenn ihn wieder.
Er iſt es, Mädchen. Leugne nicht. Es iſt
derſelbe, der vordem ſchon einmal hier war.
Doch nun taucht mancherlei mir auf, Herr Pfarrer,
von dem, was damals mit dem Oberſt vorfiel.
Seltſam!

Arneſohn

’s iſt mehr als ſeltſam!

Torarin

Elſalil,
was tat der Lord mit dir an jenem Tage?

Elſalil

Ich weiß nicht!

Arneſohn

Hol die Peſt dein „Weiß nicht, weiß nicht“!
Gewiß, du haſt gelitten, dein Verſtand

ging aus den Angeln in der Schreckensnacht.
Du wardſt zur Gaſſendirne! Sei auch hier
das Gräßliche der Urſprung meinethalb
der Wandlung und Verrückung deines Geiſtes:
hier gilt es Höheres! Hier geht's um mehr!
Und da macht mich dein „Weiß nicht" raſend. Ja,
auch ich, ich weiß nicht, ob du etwa nur
dein Siechtum ſpielſt? Ob du des Schwachſinns
Larve
nicht etwa nur vorbindeſt, weil du mehr,
als mancher ahnet, zu verbergen haſt?
Biſt du am Ende abgefeimt? Ich weiß nicht!
und kannteſt deinen Buhlen etwa ſchon —
wer weiß? — ich weiß nicht! — eh die Tat geſchehn
war?

Elſalil entweicht ſchnell.

Arneſohn

Wo iſt ſie hingeraten?

Torarin

Fort! Entwichen!

Arneſohn

Du willſt den Mann nicht binden, Torarin?

Torarin

Herr Pfarrer, dieſen hier berühren, heißt,
ſich ſelbſt den Garaus machen. Bin ich doch
nur ein geringer Mann und ohne Anhang.

Arneſohn

Und alſo haſt du nicht den Mut zum Zeugnis,
trotzdem dich der Verdacht auf dieſen lenkt?

Torarin

Laßt mir nur eine Spanne Zeit, Herr Pfarrer;
denn wahrlich, deſſen Kopf ſitzt nicht mehr feſt,
der einen großen Herrn, wie den, verdächtigt.

Arneſohn

Wohl, du biſt furchtſam. Geh! Gott hat den Mann
in meine Hand gegeben. Es erlahme denn
die Hand mir, eher kommt er nicht davon.
Ich will ihm in die Augen ſehn, ich will
ihn kurz und ſcharf auf Herz und Nieren prüfen.
Zweifl' ich, ſo ſoll er leben. Spricht mein Herz:
er iſt's, iſt einer von den Mördern! Dann
ſoll er nicht leben, und dann wird auch nicht
ein ſchleppender Gerichtsgang etwa mir

und Gottes Rache dieſen hohen Herrn
entziehn. Dann wird es zwiſchen mir und ihm
kurz heißen: Aug um Auge, Zahn um Zahn,
und in das Weiße ſeines Auges will ich
mit Seiner Lordſchaft die Abrechnung halten.
Jetzt geh! Er regt ſich! Geh, laß uns allein!

Torarin ab. Sir Archie regt ſich, öffnet die Augen und ſtarrt den Pfarrer an.

Sir Archie

Wer redet hier?

Arneſohn

Das gleiche will ich fragen:
wer redet hier?

Sir Archie

Wer redet hier?

Arneſohn

Herr, ich!
Und wie kommt Ihr des Nachts in dieſes Zimmer?

Sir Archie

— (ſich einigermaßen raffend) —

Geruhet mir zu ſagen, wo ich bin.
Mir nämlich ſchien's, ich war auf einem Kirchhof.

Arneſohn

Wer füllte dieſen Kirchhof, wo Ihr wart, Herr?

Sir Archie

Der Tod, wie immer, füllte dieſen Kirchhof.

Arneſohn

Der Tod iſt nicht nur jedes Mannes Herr,
auch manchen Mannes Knecht.

Sir Archie

Da habt Ihr recht, Herr.

Arneſohn

In welches Herren Dienſt ſtand nun der Tod,
als er den Kirchhof von Solberga füllte?

Sir Archie

Den Kirchhof von Solberga meint Ihr?

Arneſohn

Ja.

Sir Archie

Der eben war es ja, von dem ich herkam.

Arneſohn

Dann ſagt, was habt Ihr dort verrichtet, Sir?

Sir Archie

Ein totes Mägdlein hab ich ausgegraben.

Arneſohn

Und hieß das tote Mägdlein Berghild?

Sir Archie

Ja.

Arneſohn

Es ſcheint, daß wir mit Ja und Ja uns einigen.
Vielleicht berichten Eure Lordſchaft mir
von andren noch, die zu Solberga ſchlafen
und in der Erde laut um Rache ſchrein.

Sir Archie

Das hört ich.

Arneſohn

Ei, ſo habt Ihr gute Ohren.

Sir Archie

Es tut nicht not, daß einer Ohren hat,
um das Geſchrei der Gräber zu vernehmen.

Arneſohn

Und alſo braucht es auch der Augen nicht,
um einen neunzigjährigen Greis zu ſehn,
der auf dem Hügel ſeines Grabes blutend
ſteht und vom nächtgen Himmel Rache fordert.

Sir Archie

Seid Ihr der Tote?

Arneſohn

Nein, ich bin ſein Sohn.

Sir Archie

Wartet.
— (Er hebt das Licht, leuchtet nahe in des Pfarrers Augen.)

Arneſohn

Erkennt Ihr mich?

Sir Archie

Wartet! Vielleicht.
Magie! Die Welt iſt voll Magie, wahrhaftig!

Arneſohn

Voll Sünde und Verbrechen.

Sir Archie

— (verächtlich) —

Was wißt Ihr?
Dies ſind die Augen einer Toten.

Arneſohn

So!?

Sir Archie

Die Stirn, das Kinn, die Naſe einer Toten.
Doch widerlich entſtellt, abſtoßend unſchön.

Arneſohn

Gott ſieht das Herz an.

Sir Archie

Heißt Ihr Arneſohn,
ſo habt Ihr etwas in Euch, das mir nah ſteht.

Arneſohn

Hört Wort für Wort: ich heiße Arneſohn.

Sir Archie

Gut.

Arneſohn

Weder gut für mich, noch gut für Euch.

Sir Archie

Es iſt ein ſeltſames Verlies, darin
wir uns zuerſt begegnen. Denn mir iſt ſo,
als ſtünde fern ein goldner Gipfel leer,
auf dem wir beſſer uns getroffen hätten.

Arneſohn

Du leugneſt nichts?

Sir Archie

Ich leugne nichts, bei Gott!

Arneſohn

Nichts leugneſt du? Sag es noch einmal.

Sir Archie

Fern,
weltfern liegt alles Leugnen mir vor Euch.

Arneſohn

Dann, Bluthund, ſprich dein letztes Paternoſter!

Sir Archie

— (erwachend, ſpringt zurück mit der Gewandtheit eines Panthers) —

Du übereilſt dich, laß! Zehn Schritt vom Leib.

Schon während der letzten Auseinanderſetzungen hat der Wind zugenommen und Dudelſackmuſik eingeſetzt. Sie nähert ſich. Geräuſche, Jubelſchreie einer Menſchenmenge ebenſo. Es iſt das Hochländerregiment, das heranmarſchiert. Plötzlich wird die Ladentür aufgeriſſen und Elſalil ſtürmt herein. Nicht lange nach ihr folgt Torarin.

Elſalil

Im Sunde bricht das Eis, Sir Archie! Tauwind!
Das Meer wird frei, das Meer wird frei, das Meer,
das Meer wird frei, Lord Archie! — Und die Schotten,
das ganze Regiment iſt hinter mir,
Lord Douglas und Lord Donald an der Spitze.

Arneſohn

Ich habe Zeit, ich laufe nicht davon.

Sir Archie

Ich auch nicht. Doch ich wittre Unrat. Hör du,
war das ne Falle, die du mir geſtellt haſt?

Elſalil

Wie meint Ihr das?

Sir Archie

Kennſt du die Leute hier?
Du riefſt ſie, haſt mich ihnen ausgeliefert.

Elſalil

Das Regiment, Herr, rief ich, dieſe nicht,
das Regiment, Sir Donald und Sir Douglas.

Sir Archie

Du lügſt!

Arneſohn

Sie lügt nicht, ſo iſt ſie entartet,
daß, was ſie Euch erzählt, die Wahrheit iſt.
Sie zieht auf mich ein Regiment, auf mich,
auf einen, der mit ſeinem Recht allein ſteht.
Trotzdem: Ihr ſeid ein Kavalier! — Ein Bluthund,

doch auch ein Kavalier — und werdet Euch
nicht unter einen Weiberrock verkriechen.
Und ich bin ſechzig Jahr, Ihr längſt nicht vierzig.
Ihr werdet Euch mir ſtellen noch heut Nacht,
Mann gegen Mann: der junge gegen den
gealterten. Ihr werdet vor dem Mann
des Friedens Euch nicht drücken — Ihr, der Held,
der Kriegsmann! — einem Knaben gleich, der
Angſt hat
vor Hieben in der Schulbank. Ich erwarte
Euch bei der Galeaſſe Frederiks,
des Schiffspatrons; man weiſt den Weg Euch leicht.
Verſteht Ihr, ich erwarte Euch! Ihr werdet
nicht wie ein niederträchtiger Lumpenhund
abſtreichen, feig und kläglich, jetzt beim Eisbruch.
Bei Gott, Ihr werdet keine Memme ſein!
Beſorgt Ihr, daß Euch übel werde, herzſchwach,
flau, kurz, mit einem Worte, memmenhaft:
ich bringe Riechſalz mit für alle Fälle.

Sir Archie

Erwartet mich.

Der Pfarrer geht ſchnell ab. Torarin folgt ihm. Sir Douglas und Sir Donald tanzen herein. Douglas ſpielt den Dudelſack. Tanzende Hochländer drängen nach.

Sir Donald

Wir ſuchten Euch, Lord Archie,
wir ſandten Leute durch die ganze Stadt
vergeblich. Endlich kam das Mädchen, und,
bei Gott, mir fiel ein Zentner von der Seele.
Zu Schiff! Zu Schiff! Sie melden draußen Eisbruch.
Nun kommt der Sprung ins neue Leben, Lord.

Sir Archie

Wer ſpringt, der ſtolpre nicht.

Sir Douglas

Hopp, heißa, hopſa,
ich rieche Hammelfleiſch, ich ſchmecke Schottland.
Zur See! Zur See! An Bord, ihr Herrn, an Bord!

Siebente Szene

An der Galeaſſe des Schiffers Frederik. Morgengrauen. Wind. Torarin und Pfarrer Arneſohn. Der Pfarrer geht unruhig auf und ab, Torarin ſteht in der Nähe ſeines Schlittens.

Torarin

Herr Pfarrer!

Arneſohn

Nun?

Torarin

Wo ich nicht wüßte, daß
Ihr mich ausſcheltet, wenn ich etwas Euch
jetzt ſage, was mir auf der Zunge ſchwebt,
ſo möcht ich wohl Euch etwas raten.

Arneſohn

Sprich denn.

Torarin

Der Tag bricht an. Wir haben nun die Nacht

hindurch geharrt, und er iſt nicht gekommen.
Man könnte meinen, daß der Himmel es
nicht will und es nicht billigt, was Ihr vorhabt.
Und iſt das ſo, dann wär es beſſer, heimgehn.

Arneſohn

Davon will ich nichts hören, Torarin.
Eh nicht die letzte Hoffnung, daß er Wort hält,
geſchwunden iſt, bleib ich an Ort und Stelle.
Feſt ſitzt und unbeweglich noch die Bark'
im Eis der Bucht und wartet auf die Schotten.
Bisher war von den Leuten nichts zu ſehn.

Torarin

Die Bucht iſt feſt vereiſt. Sie hält am längſten.
Doch drüben iſt das Meer ſeit Stunden frei...
den Mördern brennt der Boden unterm Fuße...
Wenn Ihr mich fragt: ich glaube faſt, ſie haben
ſich längſt im offnen Waſſer eingeſchifft
und ſchwimmen jetzt weit draußen ſchon im Meere.

Arneſohn

Dann freilich hätt ich nichts, als meinen Fluch
ihrem verfluchten Kiele nachzuſchleudern.
Allein, was du vermuteſt, glaub ich nicht.

Terarin

Wär's nicht am Ende beſſer ſo, als anders:
Gott hätte unſrer Rache ſie entrückt
und ſie der eignen, ſchlimmren aufbehalten
die unabwendbar ſicher trifft? Ihr ſeid
beweibt, habt Kinder. Wer kann wiſſen, ob
in Eurem Zweikampf das Verbrechen nicht
zum andern Male obſiegt, Eure Frau
zur Witwe macht, zu Waiſen Eure Kinder?

Arneſohn

Solang ich dieſes Amtes walte, Mann,
das unverbrüchlich mir das Schickſal zuſchob,
hab ich ne höhre Sache zu vertreten
als Weib und Kind. Ich heiße Arneſohn,
der ſtarke Arne war mein Vater, der
gewaltige Streiter Gottes, Pfarrer Arne.
Das alte Fähringsblut, Blutrache fordernd,
ſteht in mir auf, das ſtärker iſt als ich.
Mein Vater ward gemeuchelt, hingeſchlachtet,
er fordert Rache, ruft nach Rache ſo
mächtig, daß mir das Ohr dröhnt: Räche mich,
räche die Mutter, räche deine Tochter!
Erweckt Gott nicht in dir den Rächer, ſo
ruft Pfarrer Arnes Donnerſtimme, wer

wird ſeine Hand erheben wider die
drei hochgebornen Höllenhunde, die
erlauchten Lords, Sir Archie, Donald, Douglas?
Ja, wer, ſo frag auch ich, ſonſt? Antwort: niemand!
Etwa Gerechtigkeit? Juſtitia
erſchrickt und drückt die Binde in die Augen.
Sie ſieht nicht, da zur Sühne ihr die Macht fehlt.
Sie ſtellt ſich taub, obgleich die Schandtat ſo
gräßlich zum Himmel ſchreit, daß ihr das Blut ſtockt.
Und darum ſag ich dir: der Lord wird kommen.
Gott muß den ſtolzen Satan mir ins Netz ziehn.
Ich hab es im Gebet gefühlt, als ich
mit dem Allmächtigen brünſtig darum rang,
er hat ihn meinen Händen überwieſen.

Frederik iſt die Leiter herabgeſtiegen und tritt zu den beiden.

Frederik

Herr Pfarrer, kommt mit mir an Bord und wärmt Euch.

Arneſohn

Dazu iſt jetzt nicht Zeit. Und wenn es Zeit iſt:
vielleicht, daß Ihr alsdann vor mir zurückſchreckt,
ſei's nun, daß ich alsdann ein Leichnam bin
oder ein Henker, der ſein Werk vollbracht hat.

Frederik

O, lieber Herr, kommt mit aufs Schiff, kommt mit uns.
Das Warten iſt vergeblich! Doch wo nicht,
ſo müßtet Ihr erſt recht mit mir ins Schiff gehn.

Arneſohn

Ihr meint, ich ſei von Sinnen, o, Ihr irrt Euch!
Ich bin ſo klar, ſo nüchtern, wie kaum jemals.
David ſchlug Goliath, trotzdem er klein war,
und jener war ein Rieſe, denn Gott half ihm.
Zwar bin ich nicht ein Simſon wie mein Vater,
allein in mir iſt Simſons Geiſt. Genug!

Frederik

Herr, laßt Euch dringend warnen, denn es ziehn
ſich truppweis Schotten ſchon heran von Marſtrand.

Arneſohn

Ei, wo?

Frederik

Und wenn Ihr lauſcht, ſo hört Ihr durch das dumpfe
Krachen des fernen Eisbruchs die Sackpfeifen

des Regimentes ſchon herübergellen.
Glaubt mir, die Horden ſind betrunken, ſind
vor Freude raſend, daß die See nun aufgeht,
und nicht zu bändigen in ihrer Wildheit.

Arneſohn

Ich höre nichts. Oder, halt! Die Uhr am Turm
zu Marſtrand! — Ja, und Murmeln eines Wetters,
das ſich am gelben Morgenhimmel hinzieht.
Komme, was wolle, Mann, ich weiche nicht.

Torarin

Nun, Gott ſei Dank, der Augenblick iſt da.
Die Sonne kommt. Sie ſteigt ſchon durch die Schären.
Ich atme auf, daß dieſe Nacht vorbei iſt.

Arneſohn

Ich nicht, ich nicht, mir preßt die Bruſt ſich zu. —
Bei meiner Seelenſeligkeit! Wer kommt dort?

Torarin

Ein Schotte iſt's.

Frederik

Ein Söldneroberſt!

Arneſohn

Wartet!

Man ſieht Sir Archie herankommen. Er ſchreitet taſtend und langſam. Oft ſteht er ſtill, horcht, wendet ſich uſw. Er ſpricht und handelt, nähergekommen, als ob Arneſohn, Frederik und Torarin nicht zugegen wären.

Frederik

Übt Vorſicht, Herr, und ſteigt mit mir aufs Schiff.

Arneſohn

Nein, wartet! ich will wiſſen, wer es iſt.

Frederik

Ein großer Herr, ein Feldobriſt der Schotten.

Arneſohn

Kennſt du ihn wieder?

Torarin

Möglich, daß er's iſt,
doch möglich auch: Lord Donald oder Douglas.

Arneſohn

Seht ihr noch andre in der Nähe?

Torarin und Frederik

Niemand!

Arneſohn

Wer kann es anders ſein, wenn er allein kommt?!
Sieh ſcharf zu, ſieh genau zu, Torarin.
Du ſahſt den Schurken auch am Tag, ich nachts nur.
Nun?

Torarin

Herr, ich hätt es nicht gedacht: er iſt's!

Arneſohn

Ihr ſeht, es lebt ein Gott im Himmel. Gut! —
Wir waren Bauern, eh wir Prieſter wurden,
und eh wir Bauern wurden, lebten wir
wohl auch von Seeraub. Ein Vorfahre war
Leif, Sohn des Eirik, ein Normanne, der
mehrmals durchs Dunkelmeer nach Grönland fuhr.
Nun ja, wie kommt's, daß Halbvergeßnes mir
auf einmal nun ſo blitzſchnell durch den Kopf geht? —

Fall' ich, ſo grüßt die Meinen! Und ihr wißt,
was ſonſt zu tun iſt. Berget meinen Leichnam. —
Doch ſagt, was tut er?

Torarin

Er hebt einen Stein auf.
Er will ihn ſchleudern.

Arneſohn

Wer iſt hinter ihm?

Torarin

Ich ſehe niemand, und es liegen auch
dort mitten auf dem Eiſe keine Steine.

Arneſohn

Er bückt ſich wieder — und das war ein Steinwurf.

Sir Archie

— (ſchreit fürchterlich in die Richtung, aus der er gekommen.
Noch klingt es durch die Entfernung gedämpft) —
Hündin!

Arneſohn

Was ruft er?

Sir Archie

Hündin!

Arneſohn

Nochmals. Was..?!

Frederik

Er wirft nach einer Beſtie, die nicht da iſt.

Arneſohn

Kann es ein Wolf ſein?

Frederik

Es kommt vor, daß einer
nachts um die Bark' bellt. Doch 's iſt heller Tag.

Sir Archie

Hündin!

Arneſohn

Nun hab ich es verſtanden, er
rief: Hündin.

Torarin

Seltſam.

Frederik

Wieder fliegt ein Stein.

Sir Archie

— (bricht in ein wahnwitziges Gelächter aus) —

Arneſohn

Iſt er betrunken, oder denkt er uns
zu foppen?

Frederik

Irgendwas führt er im Schild.
Kommt mit an Bord.

Arneſohn

Ich nicht! Ich nie und nimmer!

Torarin

Was hat er um die Hand gebunden?

Frederik

Ein
Tuch. Man ſollte glauben, es ſei blutig.

Torarin

Was iſt das für ein unnatürliches Licht?
Als ſei die Welt verwandelt in die Hölle,
ſo ſchwefelgelb iſt alles. Iſt am Ende
der Jüngſte Tag da?

Arneſohn

Außerſt glaublich!

Sir Archie

— (ruft) —

He!
Was tut ihr dort in tiefer Nacht? He! Ihr da!

Arneſohn

Tag iſt's. Die Sonne hat die Nacht vertrieben,
und Ihr ſteht da in Eurer Sünde Nacktheit!

Sir Archie

— (ruft) —

Wer ſchwatzt da?

Frederik

Ihr verſuchet Gott! Kommt mit.
In ſeiner Hand blitzt eine bloße Klinge.

Arneſohn

— (zieht ein Meſſer) —

In meiner hier die andre.

Frederik

Steigt an Bord,
er kommt mit großen Sprüngen auf uns zu,
ſonſt geht es uns ans Leben.

Sir Archie

— (dicht vor den dreien) —

Wer da?

Torarin

Gut Freund!

Sir Archie

Ich will zu Pfarrer Arne nach Solberga.

Arneſohn

Was wollt Ihr dort?

Sir Archie

Beichten! Beim Körper Gottes!

Frederik

Wenn Ihr dorthin wollt: in der Ferne, zwiſchen den Klippen, ſeht, dort hat man die Pfarrei. Man kann den Kirchturm von Solberga ſehen.

Sir Archie

Dort? Wo?

Frederik

Nein, dort.

Sir Archie

Nach dorthin iſt die Wacke!?

Arneſohn

Wo Ihr den Schimmel ſamt dem Schlitten in die See ſtießt.

Sir Archie

Was? Was ſagt Ihr?

Arneſohn

Hab ich unrecht?

Sir Archie

— (pfeift und wiegt ſich in den Hüften. Plötzlich) —
He! was mir einfällt! Wißt Ihr irgendwo
nen Apotheker?

Arneſohn

Ich bin's ſelber wohl
in meinem Kirchenſprengel dann und wann.
Ja, ſelbſt ein Arzt, wo's not tut.

Sir Archie

Wißt Ihr Mittel
gegen den Wutbiß einer toten Hündin? —
Da iſt ſie wieder! Halt, ein' Augenblick.
— (Er tut einen Schritt, lauert, ſcheint einen Stein aufzuheben und in der Richtung zu ſchleudern, aus der er kam) —
Tot! Was man liebt muß tot ſein: tot! tot! tot! —
Ha, ha, ha, ha! Das traf: ſeht, wie ſie forthinkt! —
Ihr alſo, Ihr wißt Mittel gegen Hundswut.
Hier iſt der Biß: wollt Ihr ihn ſehn?

Arneſohn

Gewiß!

Sir Archie

Wie heißt Ihr?

Arneſohn

Wie mein Vater.

Sir Archie

Gut! 's iſt gut ſo!
Nun ſeht, hier iſt ſie! Hier habt Ihr die Wunde.

Arneſohn

Sie ſcheint mir klein.

Sir Archie

Auch Euch?

Frederik

Auch mir.

Sir Archie

Auch dem da?

Toratin

Ich ſollte meinen, daß ſie nicht ſehr groß iſt.

Sir Archie

Und dennoch gibt es keine Rettung, ich

bin toll, bin toll! bin toll! bin toll! -- Lebt wohl!
Der Pfarrer Arne wartet.

— (Er geht gelaſſen und ſtolz weiter.) —

Arneſohn

Merkt ihr was,
Männer?

Frederik

In dieſen Augenhöhlen ſitzt
Wahnſinn.

Arneſohn

Ja! Dies irae, dies illa!
Gerechtigkeit war ſäumig, doch die Hand
des Herrn hat ihn erreicht. Herr, Du biſt groß
auf Deinen dunklen Wegen, die ich nun
ahne. Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr.

Sir Archie

— (kommt wieder, als wenn er etwas vergeſſen hätte) —
Hört ihr! Ich wollte gern noch etwas fragen.
Ich bin ein ſchottiſcher Edelmann. Ich möchte
heim. Möchte drei bekränzte Schiffe chartern
zur Heimfahrt. — Warum ſchweigt ihr?

Frederik

Ihrer drei?

Sir Archie

Bekränzt vom Vorderſteven bis zum Steuer.
Ich führe meine tote Braut nach Schottland. —
's iſt aus mit mir.

Frederik

Wie meint Ihr das?

Sir Archie

Ganz einfach.
Es iſt mir hier zu finſter.

Frederik

Doch die Sonne
ſteht hell am hellen Morgenhimmel.

Sir Archie

Wo?
— (Er blickt mit weit aufgeriſſenen Augen über ſich gerade in die Sonne.) —

Arneſohn

Wahrlich, Er hat die Rache meiner Hand
entwunden, der Allmächtige. Seht doch, wie

er mitten im Lichte nach dem Lichte hungert,
das ihn nicht kennt und ihn verſchmachten läßt.
Kein Mitleid! Dank zum Himmel!

— (tritt vor, laut) —

Du, Mordbube,
jetzt ein zerſchlagenes Gefäß! nur eine
verworfne Scherbe noch! Du armer Lord
und Bluthund! Von der Höhe eitlen Ruhms
hinabgeſtoßen. Statt im höchſten Stande
der irdiſchen Geburt, im niederſten
Stande des Abgrunds. Höre meine Stimme:
Du biſt in Ewigkeit verflucht, verflucht!

(In der Ferne Dudelſackklänge.)

Sir Archie

(entrückt)

Wer ſpricht da? O, ich höre ſüße Laute. —
Warum haſt du die Wimpern denn voll Tränen,
mein holdes Mägdlein, und horchſt ſo hinein
ins Winterlicht?

Torarin

Er hört nicht, iſt bewußtlos.

Arneſohn

Du biſt in Ewigkeit verflucht, verflucht!

Sir Archie

— (entrückt) —

Ach ſo, nun merk ich, 's iſt der Dudelſack
der tapfren Schotten, Mägdlein, meiner Burſchen!
Die wackren, braven Jungens wollen heim.
Und die Sackpfeife greint ſo, wie ein Kind,
das hungrig nach der Mutter Brüſten taſtet,
die doch nicht da ſind. Wie die wackren Schlingel
tanzen und ſelber ſich die Wiege ſchaukeln,
mit lachenden Geſichtern, die das Wimmern
in ihres Herzens Grund verbergen ſollen.

Frederik

Im ſchnellſten Marſch ziehn ſie heran, Herr Pfarrer.
Mit klingendem Spiel. Zum letztenmal: an Bord!

Arneſohn

Noch ſind ſie fern, noch hab ich Zeit zu handeln.
Sir, kennt Ihr mich?

Torarin

Er ſieht Euch nicht.

Arneſohn

Er ſoll
mich ſehn und wäre er auch blind geboren.

Sir Archie

Horch, klingt's nicht jetzt wie Klagen junger Lämmer,
unſchuldiger Zicklein? Herden! Das ſind Herden
des grünen Hochlands! Wär ich ſelbſt ein Hirt
und du wärſt meine Hirtin, hübſches Kind,
und drehten wir zum Klange dieſes wilden
und heißen Weinens glühend uns im Kreiſe!

Arnejohn

Wer bin ich? Kennſt du mich?

Sir Archie hat nach den Klängen des herannahenden Regiments Tanzbewegungen begonnen. Die Schotten werden ſichtbar. Voran tanzen Sir Douglas und Sir Donald.

Sir Archie

— (bleibt plötzlich wiederum ſtehen und macht die Bewegung des Steinſchleuderns) —

Hündin! Du, Hündin!
Ich ſchlug ſie tot! Dort iſt ſie wieder! Sie
betrog mich und betrog auch Berghild, pfui!

Sir Douglas

Trifft man Euch hier, Lord?

Sir Archie

Nein.

Sir Donald

Trifft man Euch hier, Lord?

Sir Archie

Nein, ſag ich.

Sir Douglas

Eine tote Dirne liegt
kaum tauſend Schritt von hier im Schnee, Lord Archie.
Der Wolf hat ſie geriſſen; wohl bekomm's ihm.

Sir Donald

Auf, auf, auf, auf, Sir Archie! Hier iſt Branntwein.
Lallt nicht und bruddelt, wie ein kleines Kind!
Eure Mutter weiß nicht, wie's Euch geht. Sie liegt
im Grab und wird ſich nicht im Sarge wenden.
Macht Euch Bewegung. Los!

Sir Donald macht einen ſogenannten Bock. Mit einem elaſtiſchen Ruck ſpringt Sir Archie unvermittelt auf und überſpringt breitbeinig Sir Donald. Er macht dann ſelbſt den Bock umgekehrt und Sir Douglas überſpringt ihn. Sir Donald dann Sir Douglas und ſo fort, wie auf dem Hof zu Branehoek.

Sir Douglas

Ihr ſeht, wir ſind
ein luſtiges Kleeblatt, ſind Luftſpringer: Hecht,

Iltis und Marder zubenannt. Mein Bruder hat weißes Haar und rote Augen. Und wir freſſen lebendige Kaninchen, wenn's drauf ankommt.

Die Sackpfeifer ſpielen wilder und wilder. Die Schotten tanzen und jauchzen den Hauptleuten zu.

Torarin

Nun will ich es beſchwören auf die Hoſtie:
es ſind Herrn Arnes Mörder.

Arneſohn

— (tritt mit geballten Fäuſten vor) —

Mörder! Mörder!

Douglas, Donald und ihre Soldaten brechen in unaufhaltſames Gelächter aus.

Sir Douglas

Brülle noch einmal, alter Schreihals, hörſt du?!

Torarin

Ihr ſeid Herrn Arnes Mörder! Mörder! Mörder!

Erneutes, unaufhaltſames Gelächter der Soldaten. Unter Muſik und Tanz ziehen alle ab, außer Sir Archie, der unbeweglich, ſtarr, mit zurückgebeugtem Kopf aufrecht ſteht.

Sir Douglas

— (Stimme) —

Wo bleibt Ihr, Sir? Kommt mit uns.

Sir Archie

Nein!

Sir Donald

— (Stimme) —

Kommt mit uns.

Sir Archie

Nein! Nein!

Er bricht zuſammen wie vom Blitz getroffen und ſtirbt.

Arneſohn

Was iſt geſchehn?

Torarin

Er brach zuſammen.
Traf ihn ein unſichtbarer Blitzſtrahl, wie?

Arneſohn

— (näher tretend) —

So ſcheint es, beim allmächtgen Gott! Er iſt
tot! O, Ihr Männer, dies war nicht
ein Strahl des Rächers, ſcheint mir, der ihn hinwarf.
Wie wunderbar! Es war ſein eignes — „Nein“ —!

womit er ſeinen Schritt für immer hemmte
und auch des Schickſals Schritt. So war es, glaubt mir.
Es galt dem Schickſal, galt dem Leben, galt
dem nächſten Atemzug, dem nächſten Herzſchlag:
und alles ſtand im Augenblicke ſtill,
als ſich dies ungeheure — „Nein“ — gebar
in eines Menſchen Seele. Amen, Amen!
Hier liegt ein Überwinder ... ein
Entſühnter, Freunde! — und wo iſt mein Feind?!

Werke

von

Gerhart Hauptmann

Gerhart Hauptmanns Werke in Einzelausgaben

Bahnwärter Thiel. Novellen.	32. Auflage.
Vor Sonnenaufgang. Drama.	13. Auflage.
Das Friedensfeſt. Bühnendichtung.	8. Auflage.
Einſame Menſchen. Drama.	30. Auflage.
Die Weber. Schauſpiel aus den vierziger Jahren.	18. Auflage.
Kollege Crampton. Komödie.	9. Auflage.
Der Biberpelz. Eine Diebskomödie.	18. Auflage.
Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung.	26. Auflage.
Florian Geyer.	11. Auflage.
Die verſunkene Glocke. Ein deutſches Märchendrama.	89. Auflage.
Fuhrmann Henſchel. Schauſpiel.	18. Auflage.
Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf.	10 Auflage.
Michael Kramer. Drama.	12. Auflage.
Der rote Hahn. Tragikomödie.	8. Auflage.
Der arme Heinrich. Eine deutſche Sage.	23. Auflage.
Roſe Bernd. Schauſpiel.	21. Auflage.
Elga.	9. Auflage.
Und Pippa tanzt. Ein Glashüttenmärchen	10. Auflage.
Die Jungfern vom Biſchofsberg. Luſtſpiel.	1. Auflage.
Kaiſer Karls Geiſel. Ein Legendenſpiel.	6. Auflage.
Griechiſcher Frühling.	8. Auflage.
Griſelda.	6. Auflage.
Der Narr in Chriſto Emanuel Quint.	45. Auflage.
Die Ratten. Tragikomödie.	7. Auflage.
Gabriel Schillings Flucht. Drama.	10. Auflage.
Atlantis. Roman.	32. Auflage.
Feſtſpiel in deutſchen Reimen.	32. Auflage.
Der Bogen des Odyſſeus. Drama.	7. Auflage.

Gerhart Hauptmanns
Geſammelte Werke

Geſamtausgabe in ſechs Bänden
Gebunden 30 Mark

Vor Sonnenaufgang
Das Friedensfeſt
Einſame Menſchen
Die Weber
Kollege Crampton
Der Biberpelz
Hanneles Himmelfahrt
Florian Geyer
Elga
Die verſunkene Glocke
Fuhrmann Henſchel
Schluck und Jau
Michael Kramer
Der rote Hahn
Der arme Heinrich
Roſe Bernd
Die Jungfern vom Biſchofsberg
Und Pippa tanzt
Gabriel Schillings Flucht
Kaiſer Karls Geiſel
Griſelda
Die Ratten
Bahnwärter Thiel
Der Apoſtel
Der Narr in Chriſto Emanuel Quint
Griechiſcher Frühling
Atlantis

Druck der Cramerſchen Buchdruckerei in Leipzig

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

DER KETZER VON SOANA

von

GERHART HAUPTMANN

1918

S. FISCHER, VERLAG
BERLIN

Erste bis dreissigste Auflage

Gedruckt auf holzfreiem Papier.

Von diesem Werk sind 210 Exemplare der ersten Auflage, mit einer Steinzeichnung von Professor Max Slevogt, in der Offizin von W. Drugulin in Leipzig einmalig auf handgeschöpftem Büttenpapier von J. W. Zanders in Bergisch-Gladbach abgezogen, numeriert und gebunden, davon 200 zum Verkauf.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1918 S. Fischer, Verlag, Berlin.

DER KETZER VON SOANA

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Reisende können den Weg zum Gipfel des Monte Generoso in Mendrisio antreten oder in Capolago mit der Zahnradbahn, oder von Melide aus über Soana, wo er am beschwerlichsten ist. Das ganze Gebiet gehört zum Tessin, einem Kanton der Schweiz, dessen Bevölkerung italienisch ist.

In großer Höhe trafen Bergsteiger nicht selten auf die Gestalt eines brilletragenden Ziegenhirten, dessen Äußeres auch sonst auffällig war. Das Gesicht ließ den Mann von Bildung erkennen, trotz seiner gebräunten Haut. Er sah dem Bronzebildnis Johannes des Täufers, dem Werke Donatellos im Dome zu Siena, nicht unähnlich. Sein Haar war dunkel und ringelte über die braunen Schultern. Sein Kleid bestand aus Ziegenfell.

Wenn ein Trupp Fremder diesem Menschen nahe kam, so lachten bereits die Bergführer. Oft wenn dann die Touristen ihn sahen, brachen sie in ein ungezogenes Gebrüll oder in laute Herausforderungen aus: Sie glaubten sich durch die Seltsamkeit des Anblicks berechtigt. Der Hirte achtete ihrer nicht. Er pflegte nicht einmal den Kopf zu wenden.

Alle Bergführer schienen im Grunde mit ihm auf gutem Fuße zu stehn. Oft kletterten sie zu ihm hinüber und ließen sich in vertrauliche Unterredungen ein. Wenn sie zurückkamen und von den Fremden gefragt wurden, was da für ein seltsamer Heiliger sei, taten sie meist so lange heimlich, bis er aus Gesichtsweite war. Diejenigen Reisenden aber, deren Neugier dann noch rege war, erfuhren nun, daß dieser Mensch eine dunkle Geschichte habe und, als „der Ketzer von Soana“ vom Volksmund bezeichnet, einer mit abergläubischer Furcht gemischten zweifelhaften Achtung genieße.

Als der Herausgeber dieser Blätter noch jung an Jahren war und das Glück hatte, öfters herrliche Wochen in dem schönen Soana zuzubringen, konnte es nicht ausbleiben, daß er hin und wieder den Generoso bestieg und auch eines Tages den sogenannten „Ketzer von Soana“ zu sehen bekam. Den Anblick des Mannes aber vergaß er nicht. Und nachdem er allerlei Widersprechendes über ihn erkundet hatte, reifte in ihm der Entschluß, ihn wiederzusehen, ja, ihn einfach zu besuchen.

Der Herausgeber wurde in seiner Absicht durch einen deutschen Schweizer, den Arzt von Soana, bestärkt, der ihm versicherte, wie der Sonderling Besuche gebildeter Leute nicht ungern sehe. Er selber hatte ihn einmal besucht. „Eigentlich sollte ich ihm zürnen,“ sagte er, „weil mir der Bursche ins Handwerk pfuscht. Aber er wohnt so hoch in der Höhe, so weit entfernt, und wird Gott sei Dank nur von den wenigen heimlich um Rat gefragt, denen es nicht darauf ankäme, sich vom Teufel kurieren zu lassen.“ Der Arzt fuhr fort: „Sie müssen wissen, man glaubt im Volk, er habe sich dem Teufel verschrieben. Eine Ansicht, die von der Geistlichkeit darum nicht bestritten wird, weil sie von ihr ausgegangen ist. Ursprünglich, sagt man, sei der Mann einem bösen Zauber unterlegen, bis er dann selbst ein verstockter Bösewicht und höllischer Zauberer geworden sei. Was mich betrifft, ich habe weder Klauen, noch Hörner an ihm bemerken können.“

An die Besuche bei dem wunderlichen Menschen erinnert sich der Herausgeber noch genau. Die Art der ersten Begegnung war merkwürdig. Ein besonderer Umstand gab ihr den Charakter einer Zufälligkeit. An einer steilen Wegstelle fand sich nämlich der Besucher einer hilflos dastehenden Ziegenmutter gegenüber, die eben ein Lamm geworfen hatte, und dabei war ein zweites zu gebären. Das vereinsamte Muttertier in seiner Not, das ihn furchtlos anblickte, als ob es seine Hilfe erwartet habe, das tiefe Mysterium der Geburt überhaupt inmitten der übergewaltigen Felsenwildnis, machten auf ihn den tiefsten Eindruck. Er beschleunigte aber seinen Lauf, denn er schloß, daß dieses Tier zur Herde des Sonderlings gehören müsse, und wollte diesen zu Hilfe rufen. Er traf ihn unter seinen Ziegen und Rindern an, erzählte ihm, was er beobachtet hatte, und führte ihn zu der Gebärenden, hinter der bereits das zweite Ziegenlämmchen, feucht und blutig, im Grase lag.

Mit der Sicherheit eines Arztes, mit der schonenden Liebe des barmherzigen Samariters, ward nun das Tier von seinem Besitzer behandelt. Nachdem er eine gewisse Zeit abgewartet hatte, nahm er jedes der Neugeborenen unter einen Arm und trat langsam, von der ihr schweres Euter fast schleifenden Mutter gefolgt, den Weg zu seiner Behausung an. Der Besucher wurde nicht nur mit dem freundlichsten Dank bedacht, sondern auf eine unwiderstehliche Art zum Mitgehen eingeladen.

Der Sonderling hatte mehrere Baulichkeiten auf der Alpe, die ihm gehörte, errichtet. Eines davon glich äußerlich einem rohen Steinhaufen. Innen enthielt es trockne und warme Stallungen. Dort wurden Ziege und Zicklein untergebracht, während der Besucher zu einem weiter oben gelegenen, weiß getünchten Würfel geleitet wurde, der, an die Wand des Generoso gelehnt, auf einer mit Wein überzogenen Terrasse lag. Unweit des Pförtchens schoß aus dem Berge ein armdicker Wasserstrahl, der eine gewaltige Steinwanne füllte, die man aus dem Felsen gemeißelt hatte. Neben dieser Wanne wurde durch eine eisenbeschlagene Tür eine Berghöhle, wie sich bald erwies, ein Kellergewölbe, abgeschlossen.

Man hatte von diesem Platz, der, vom Tale aus gesehen, in scheinbar unzugänglicher Höhe hing, einen herrlichen Blick, von dem der Verfasser indes nicht reden will. Damals freilich, als er ihn zuerst genoß, fiel er von einem sprachlosen Staunen in laute Ausrufe des Entzückens und wieder in sprachloses Staunen zurück. Sein Wirt aber, der eben in diesem Augenblick aus der Behausung, wo er etwas gesucht hatte, wieder ins Freie trat, schien nun auf einmal mit leiseren Sohlen zu gehen. Solches Verhalten, sowie überhaupt das ganze stille, gelassene Betragen seines Gastfreundes ließ der Besucher sich nicht entgehen. Es ward ihm zur Mahnung; mit Worten karg, mit Fragen geizig zu sein. Er liebte den wunderlichen Sennen bereits zu sehr, um Gefahr zu laufen, sich ihn durch einen bloßen Schein von Neugier oder Zudringlichkeit zu entfremden.

Noch sieht der Besucher von damals den runden Steintisch, der, von Bänken umgeben, auf der Terrasse stand. Er sieht ihn mit allen guten Dingen, die der „Ketzer von Soana" darauf ausbreitete: Dem herrlichsten Stracchino di Lecco, köstlichem italienischen Weizenbrot, Salami, Oliven, Feigen und Mispeln, dazu einem Krug voll roten Weins, den er frisch aus der Grotte geholt hatte. Als man sich setzte, sah der ziegenfellbekleidete, langgelockte, bartige Wirt dem Besucher herzlich in die Augen, dabei hatte er seine Rechte gefaßt, als wollte er ihm eine Zuneigung andeuten.

Wer weiss, was alles bei dieser ersten Bewirtung gesprochen wurde. Nur einiges blieb erinnerlich. Der Berghirt wünschte Ludovico genannt zu sein. Er erzählte manches von Argentinien. Einmal, als das Gebimmel der Angelusglocken aus den Tiefen drang, machte er eine Bemerkung über dieses „allfällig aufreizende Getön“. Einmal fiel der Name Seneca. Es wurde auch etwas obenhin von Schweizer Politik gesprochen. Endlich wünschte der Sonderling manches von Deutschland zu wissen, weil es des Besuchenden Heimat war. Er sagte, als für diesen, nach vorgefaßtem Beschluß, die Zeit des Abschieds kam: „Sie werden mir immer willkommen sein.“

Obgleich, wie er nicht verbergen will, der Herausgeber dieser Blätter nach der Geschichte dieses Menschen lüstern war, vermied er es auch bei neuen Besuchen, irgendein Interesse dafür zu verraten. Man hatte ihm einige äußere Tatsachen mitgeteilt, bei gelegentlichen Gesprächen, die er in Soana geführt hatte, Tatsachen, die daran schuld sein sollten, daß Ludovico zum „Ketzer von Soana“ ernannt wurde: ihm dagegen lag weit mehr daran, herauszubringen, in welchem Sinne man mit dieser Bezeichnung recht hatte und in welchen eigentümlichen inneren Schicksalen, welcher besonderen Philosophie die Lebensform Ludovicos wurzele. Er hielt jedoch mit Fragen zurück und ist dafür auch reichlich belohnt worden.

Er traf Ludovico meistens allein, entweder unter den Tieren der Herde oder in seiner Klause. Einige Male fand er ihn, als er, wie Robinson, eigenhändig die Ziegen molk. Oder er legte einer widerspenstigen Mutter die Zicklein an. Dann schien er ganz im Berufe eines Sennhirten aufzugehen: er freute sich der Ziege, die das strotzende Euter am Boden schleppte, des Bockes, wenn er hitzig und fleißig war. Von einem sagte er: „Sieht er nicht wie der Böse selber aus? Sehen Sie doch seine Augen. Welche Kraft, welches Funkeln in Zorn, Wut, Boshaftigkeit. Und dabei welches heilige Feuer." Dem Autor aber kam es vor, als ob in den Augen des Sprechers dieselbe Höllenflamme vorhanden wäre, die er ein „heiliges Feuer" genannt hatte. Sein Lächeln bekam einen starren und grimmigen Zug, er zeigte die weißen, prächtigen Zähne und geriet dabei in einen Zustand von Versonnenheit, wenn er einen seiner dämonischen Matadore mit dem Blicke des Fachmanns bei seiner nützlichen Arbeit beobachtete.

Manchmal spielte der „Ketzer" die Panflöte, und der Besucher vernahm ihre einfachen Tonreihen schon bei der Annäherung. Bei einer solchen Gelegenheit kam natürlich das Gespräch auf Musik, und der Hirt entwickelte seltsame Ansichten. Niemals, wenn er inmitten der Herde war, sprach Ludovico von etwas anderem, als von den Tieren und ihren Gewohnheiten, vom Hirtenberuf und seinen Gepflogenheiten. Nicht selten ging er der Psychologie der Tiere, der Lebensweise der Hirten nach bis in tiefste Vergangenheit, so ein gelehrtes Wissen von nicht gewöhnlichem Umfang verratend. Er sprach von Apoll, wie dieser bei Laomedon und Admetos die Herden besorgte, ein Knecht und ein Hirte war. „Ich möchte wohl wissen, mit welchem Instrument er damals seinen Herden Musik machte." Und als wenn er von etwas Wirklichem spräche, schloß er: „Bei Gott, ich hätte ihm gerne zugehört." Das waren die Augenblicke, in denen der zottige Anachoret vielleicht den Eindruck erwecken konnte, als wären seine Verstandeskräfte nicht eben ganz lückenlos. Andrerseits erfuhr der Gedanke eine gewisse Rechtfertigung, als er bewies, wie vielfältig eine Herde durch Musik zu beeinflussen und zu leiten sei. Mit einem Ton jagte er sie empor, mit anderen brachte er sie zur Ruhe. Mit Tönen holte er sie aus der Ferne, mit Tönen bewog er die Tiere, sich zu zerstreuen oder, an seine Fersen geheftet, hinter ihm drein zu ziehen.

Es kamen auch Besuche vor, bei denen fast nichts geredet wurde. Einst, als die drückende Hitze eines Juninachmittags bis auf die Almen des Generoso gestiegen war, befand sich Ludovico, von seinen lagernden, wiederkauenden Herden umgeben, ebenfalls liegend, in einem Zustand seliger Dämmerung. Er blinzelte nur den Besucher an und veranlaßte ihn durch einen Wink, sich ebenfalls ins Gras zu strecken. Er sagte dann unvermittelt, nachdem dies geschehen war und beide eine Weile schweigend gelagert hatten, in schleppendem Tone etwa dies:

„Sie wissen, daß Eros älter als Kronos und auch mächtiger ist. – Fühlen Sie diese schweigende Glut um uns? Eros! – Hören Sie, wie die Grille feilt? Eros!“ – In diesem Augenblick jagten einander zwei Eidechsen und huschten blitzschnell über den Liegenden weg. Er wiederholte: „Eros! Eros!“ – Und als ob er das Kommando dazu gegeben hätte, erhoben sich jetzt zwei starke Böcke und griffen einander mit den gewundenen Hörnern an. Er ließ sie gewähren, obgleich der Kampf immer hitziger wurde. Das Klappern der Stöße erklang immer lauter und ihre Zahl nahm immer zu. Und wieder sagte er: „Eros! Eros!“

Und nun drangen an das Ohr des Besuchers zum erstenmal Worte, die ihn ganz besonders aufhorchen ließen, weil sie einigermaßen über die Frage Licht verbreiteten oder wenigstens zu verbreiten schienen, warum Ludovico im Volksmund „der Ketzer“ hieß. „Lieber,“ sagte er, „will ich einen lebendigen Bock oder einen lebendigen Stier, als einen Gehängten am Galgen anbeten. Ich lebe nicht in der Zeit, die das tut. Ich hasse, ich verachte sie. Jupiter Ammon wurde mit Widderhörnern dargestellt. Pan hat Bocksbeine, Bacchus hat Stierhörner. Ich meine den Bacchus Tauriformis oder Tauricornis der Römer. Mithra, der Sonnengott, wird als Stier dargestellt. Alle Völker verehrten den Stier, den Bock, den Widder und vergossen im Opfer sein heiliges Blut. Dazu sage ich: ja! — denn die zeugende Macht ist die höchste Macht, die zeugende Macht ist die schaffende Macht, Zeugen und Schaffen ist das gleiche. Freilich der Kultus dieser Macht ist kein kühles Geplärr von Mönchen und Nonnen. Ich habe einmal von Sita, dem Weibe Vichnus, geträumt, der unter dem Namen Rama ein Mensch wurde. Die Priester starben in ihren Umarmungen. Ich habe da vorübergehend etwas von allerlei Mysterien gewußt. Dem Mysterium der schwarzen Zeugung im grünen Gras, von dem der perlmuttfarbenen Wollust, der

Entzückungen und Betäubungen, vom Geheimnis der gelben Maiskörner, aller Früchte, aller Schwellungen, aller Farben überhaupt. Ich hätte brüllen können im Wahnsinn des Schmerzes, als ich der unbarmherzigen, allmächtigen Sita ansichtig wurde. Ich glaubte zu sterben vor Begier."

Während dieser Eröffnung kam sich der Schreiber dieser Zeilen wie ein unfreiwilliger Horcher vor. Er stand auf, mit einigen Worten, die glauben machen sollten, daß er das Selbstgespräch nicht gehört habe, sondern mit seinen Gedanken bei anderen Dingen gewesen sei. Danach wollte er sich verabschieden. Ludovico ließ es nicht zu. Und so begann denn auf der Bergterrasse abermals eine Gasterei, deren Verlauf aber diesmal bedeutsam und unvergeßlich war.

Der Besucher wurde gleich bei der Ankunft in die Wohnung, den Innenraum des schon geschilderten Würfels, eingeführt. Er war quadratisch, sauber, hatte einen Kamin und glich dem schlichten Arbeitszimmer eines Gelehrten. Vorhanden war Tinte, Feder, Papier und eine kleine Bücherei, hauptsächlich griechischer und lateinischer Schriftsteller. „Warum soll ich es Ihnen verhehlen," sagte der Hirt, „daß ich aus guter Familie bin, eine mißleitete Jugend und gelehrte Bildung genossen habe. Sie werden natürlich wissen wollen, wie ich aus einem unnatürlichen Menschen ein natürlicher, aus einem gefangenen ein freier, aus einem zerstörten und verdrossenen ein glücklicher und zufriedener geworden bin? Oder wie ich mich selbst aus der bürgerlichen Gesellschaft und der Christenheit ausgeschlossen habe?“ Er lachte laut. „Vielleicht schreibe ich einmal die Geschichte meiner Umwandlung.“ Der Besucher, dessen Spannung aufs höchste gestiegen war, fand sich plötzlich wiederum weit vom Ziele verschlagen. Es konnte ihm dabei wenig helfen, daß der Gastfreund zum Schluß erklärte, die Ursache seiner Erneuerung sei: er bete natürliche Symbole an.

Im Schatten des Felsens, auf der Terrasse, am Rande der überfließenden Wanne war, in köstlicher Kühle, reichlicher, als das erstemal getafelt worden: Räucherschinken, Käse und Weizenbrot, Feigen, frische Mispeln und Wein. Vielerlei war, nicht übermütig, aber mit stiller Heiterkeit geplaudert worden. Endlich wurde der Steintisch abgeräumt. Nun aber kam ein Augenblick, der dem Herausgeber wie etwas eben Geschehenes gegenwärtig ist.

Der bronzefarbene Hirt machte, wie man weiß, mit seinem ungepflegten, langen Gelock des Haupt- und Barthaares, sowie durch seine Kleidung aus Fell den Eindruck der Verwilderung. Er ist mit einem Johannes des Donatello verglichen worden. In der Tat hatten auch sein Gesicht und das Antlitz jenes Johannes in der Feinheit der Linien viel Ähnlichkeit. Ludovico war eigentlich, näher betrachtet, schön, sofern man von dem Entstellenden der Brille absehen konnte. Freilich erhielt die ganze Gestalt durch sie wiederum, neben dem leise komischen Zug, das rätselhaft Sonderbare und Fesselnde. In dem Augenblick, von dem die Rede ist, unterlag der ganze Mensch einer Veränderung. Hatte das Bronzeartige seines Körpers sich auch durch eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge ausgedrückt, so wich es insofern, als sie beweglich wurden und sich verjüngten. Er lächelte, man könnte sagen, in einem Anflug knabenhafter Schamhaftigkeit. „Was ich Ihnen jetzt zumute," sagte er, „habe ich noch keinem anderen Menschen vorgeschlagen. Woher ich den Mut plötzlich nehme, weiß ich eigentlich selber nicht. Aus alter Gewohnheit vergangener Zeiten lese ich gelegentlich noch und hantiere auch wohl noch mit Tinte und Feder. So habe ich in müßigen Winterstunden eine simple Geschichte niedergeschrieben, die lange vor meiner Zeit, hier in und um Soana, sich ereignet haben soll. Sie werden sie äußerst einfach finden, mich aber zog sie aus allerlei Gründen an, die ich jetzt nicht erörtern will. Sagen Sie kurz und offen: wollen Sie mit mir nochmals ins Haus gehen und fühlen Sie sich aufgelegt, etwas von Ihrer Zeit an diese Geschichte zu verlieren, die auch mich schon ohne Nutzen manche Stunde gekostet hat? Ich möchte nicht zu-, ich möchte abraten. Übrigens, wenn Sie befehlen, nehme ich jetzt schon die Blätter des Manuskripts und werfe sie in den Abgrund hinunter."

Selbstverständlich geschah dies nicht. Er nahm den Weinkrug, ging mit dem Besucher ins Haus, und beide saßen einander gegenüber. Der Berghirt hatte ein in Mönchsschrift und auf starke Blätter geschriebenes Manuskript aus feinstem Ziegenleder gewickelt. Wie um sich Mut zu machen, trank er dem Besucher, eh er gleichsam vom Ufer abstieß, um sich in den Fluß der Erzählung zu stürzen, noch einmal zu und begann dann mit weicher Stimme.

Die Erzählung des Berghirten

An einem Bergabhang oberhalb des Luganer Sees ist unter vielen anderen auch ein kleines Bergnest zu finden, das man auf einer steilen, in Serpentinen verlaufenden Bergstraße in etwa einer Stunde, vom Seeufer aus gerechnet, erreichen kann. Die Häuser des Ortes, die, wie an den meisten italienischen Plätzen der Umgegend, eine einzige, ineinandergeschachtelte, graue Ruine aus Stein und Mörtel sind, kehren ihre Fronten einem schluchtähnlichen Tale zu, das von den Auen und Terrassen des Fleckens und gegenüber von einem mächtigen Abhang des überragenden Bergriesen Monte Generoso gebildet wird.

In dieses Tal, und zwar dort, wo es wirklich als enge Schlucht seinen Abschluß nimmt, ergießt sich von einer wohl hundert Meter höher gelegenen Talsohle ein Wasserfall, der je nach Tages- und Jahreszeit und der gerade herrschenden Strömung der Luft, mehr oder weniger stark, mit seinem Rauschen eine immerwährende Musik des Fleckens ist.

In diese Gemeinde war vor langer Zeit ein etwa fünfundzwanzigjähriger Priester versetzt worden, der Raffaele Francesco hieß. Er war in Ligornetto geboren, also im Tessin, und konnte sich rühmen, ein Mitglied desselben, dort ansässigen Geschlechtes zu sein, das den bedeutendsten Bildhauer des geeinten Italiens, hervorgebracht hatte, der ebenfalls in Ligornetto geboren wurde und endlich auch dort gestorben ist.

Der junge Priester hatte seine Jugend bei Verwandten in Mailand und seine Studienzeit in verschiedenen Priester-Seminaren der Schweiz und Italiens zugebracht. Von seiner Mutter, die aus einem edlen Geschlechte war, stammte die ernste Richtung seines Charakters, die ihn ohne jedes Schwanken schon zeitig dem religiösen Beruf in die Arme trieb.

Francesco, der eine Brille trug, zeichnete sich vor der Menge seiner Mitschüler aus durch exemplarischen Fleiß, Strenge der Lebensführung und Frömmigkeit. Selbst seine Mutter mußte ihm schonend nahelegen, daß er als künftiger Weltgeistlicher sich ein wenig Lebensfreude wohl gönnen möge und nicht eigentlich auf die strengsten Klosterregeln verpflichtet sei. Sobald er die Weihen empfangen hatte, war es indessen sein einziger Wunsch, eine möglichst entlegene Pfarre zu finden, um sich dort als eine Art Eremit, nach Herzenslust, noch mehr, als bisher, dem Dienste Gottes, seines Sohnes und dessen geheiligter Mutter zu weihen.

Als er nun nach dem kleinen Soana gekommen war und das mit der Kirche verbundene Pfarrhaus bezogen hatte, merkten die Bergbewohner bald, daß er von einer ganz anderen Art, als sein Vorgänger war. Schon äußerlich, denn jener war ein massiver, stierhafter Bauer gewesen, der die hübschen Weiber und Mädchen des Orts mit Hilfe ganz anderer Mittel in seinem Gehorsam hielt, als Kirchenbußen und

Kirchenstrafen. Francesco dagegen war bleich und zart. Sein Auge lag tief. Hektische Tupfen glühten auf der unreinen Haut über seinen Backenknochen. Hierzu kam die Brille, in den Augen einfacher Leute noch immer Symbol präzeptoraler Strenge und Gelehrsamkeit. Er hatte nach Verlauf von vier bis sechs Wochen, auf seine Art, die erst ein wenig widerspenstigen Weiber und Töchter des Orts ebenfalls und zwar noch mehr, als der andere, in seine Gewalt gebracht.

Sobald Francesco durch die kleine Pforte des an die Kirche geschmiegten Pfarrhöfchens auf die Straße trat, ward er auch meist schon von Kindern und Weibern umdrängt, die ihm mit wahrer Ehrfurcht die Hand küßten. Und wie viele Male des Tags er durch die kleine Kirchenschelle in den Beichtstuhl gerufen wurde, das machte am Abend eine Zahl, die seiner neuangenommenen, beinahe siebzigjährigen Haushälterin den Ruf entlockte: sie habe nie gewußt, wieviele Engel in dem sonst ziemlich verderbten Soana verborgen gewesen wären. Kurz der Ruf des jungen Pfarrers Francesco Vela erscholl auch in der Umgegend weit und breit, und er kam sehr bald in den Ruf eines Heiligen.

Von alledem ließ sich Francesco nicht anfechten und war weit davon entfernt, irgendein anderes Bewußtsein in sich zu pflegen, als daß er seinen Pflichten leidlich gerecht wurde. Er las seine Messen, vollzog mit nie vermindertem Eifer alle kirchlichen Funktionen des Gottesdiensts und — das kleine Schulzimmer befand sich im Pfarrhause — versah auch überdies die Obliegenheiten des weltlichen Schulunterrichts.

Eines Abends, zu Anfang des Monats März, wurde sehr heftig an der Klingel des Pfarrhöfchens gerissen, und als die Schaffnerin öffnen kam und mit dem Licht der Laterne in das schlechte Wetter hinausleuchtete, stand vor der Tür ein etwas verwilderter Kerl, der den Pfarrer zu sprechen wünschte. Nachdem die Schaffnerin erst die Pforte wieder geschlossen hatte, begab sich die alte Person zu ihrem jungen Gebieter hinein, um, nicht ohne merkbare Ängstlichkeit, den späten Besucher anzumelden. Allein Francesco, der es sich unter anderem zur Pflicht gemacht hatte, niemand, wer es auch sei, der seiner bedürfe, abzuweisen, sagte nur kurz, von der Lektüre irgendeines Kirchenvaters aufblickend: „Geh', Petronilla, führ ihn herein."

Bald darauf stand vor dem Tische des Pfarrers ein etwa vierzigjähriger Mann, dessen Äußeres das der Landleute jener Gegend war, nur weit vernachlässigter, ja, verwahrloster. Der Mann ging barfuß. Eine zerlumpte, regendurchnäßte Hose war über den Hüften von einem Riemen festgehalten. Das Hemd stand offen. Die braune, behaarte Brust setzte sich in eine buschige Kehle und in ein von Bart- und Haupthaar schwarz und dicht umwuchertes Antlitz fort, aus dem zwei dunkel glühende Augen hervorbrannten.

Eine aus Flicken bestehende, vom Regen durchnäßte Jacke hatte der Mensch nach Hirtenart über die linke Schulter gehängt, während er einen von Wind und Wetter vieler Jahre entfärbten und zusammengeschrumpften, kleinen Filz, aufgeregt, mit den braunen und harten Fäusten herumdrehte. Einen langen Knüttel hatte er vor dem Eingang abgestellt.

Gefragt, was er wünschte, brachte der Mann unter wilden Grimassen einen unverständlichen Schwall rauher Laute und Worte hervor, die zwar der Mundart jener Gegend angehörten, aber wiederum einer Abart davon, die selbst der in Soana geborenen Schaffnerin wie eine fremde Sprache erschien.

Der junge Priester, der seinen Besuch neben der kleinen, brennenden Lampe hin mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, bemühte sich vergeblich, den Sinn seines Anliegens zu ergründen. Mit viel Geduld, mittels zahlreicher Fragen, konnte er endlich soviel aus ihm herausbringen, daß er Vater von sieben Kindern war, von denen er einige gern in der Schule des jungen Priesters angebracht hätte. Francesco fragte: „Wo seid Ihr her?“ Und als die Antwort, hervorgesprudelt: „Ich bin aus Soana“ lautete, erstaunte der Priester und sagte zugleich: „Das ist nicht möglich! ich kenne jedermann hier am Ort! aber Euch und Eure Familie kenne ich nicht.“

Der Hirte, Bauer oder was er nun sein mochte, gab nun von der Lage seines Wohnhauses eine von vielen Gesten begleitete, leidenschaftliche Schilderung, aus der jedoch Francesco nicht klug wurde. Er meinte nur: „Wenn Ihr Einwohner von Soana seid, und Eure Kinder das gesetzliche Alter erreicht haben, so müßten sie doch ohnedies schon längst in meiner Schule gewesen sein. Und ich müßte doch Euch oder Eure Frau oder Eure Kinder beim Gottesdienst in der Kirche, bei Messe oder Beichte, gesehen haben.“

Hier riß der Mann seine Augen auf und preßte die Lippen aufeinander. Statt jeder Antwort stieß er, wie aus empörter und gepreßter Brust, den Atem aus.

„Nun so werde ich mir Euren Namen aufschreiben. Ich finde es brav von Euch, daß Ihr selber kommt und Schritte tut, damit Eure Kinder nicht unwissend und womöglich gottlos bleiben." Bei diesen Worten des jungen Klerikers fing der zerlumpte Mensch, so daß sein brauner, sehniger und beinahe athletischer Körper davon geschüttelt wurde, auf eine sonderbare, beinahe tierische Art und Weise zu röcheln an! – „Jawohl," wiederholte betreten Francesco, „ich zeichne mir Euren Namen auf und werde der Sache wegen nachforschen." Man konnte sehen, wie Träne um Träne von den geröteten Augenrändern des Unbekannten über das struppige Antlitz herniederrann.

„Gut, gut," sagte Francesco, der sich das aufgeregte Wesen seines Besuchers nicht erklären konnte und übrigens davon noch mehr beunruhigt, als ergriffen war – „gut, gut, Eure Sache wird untersucht werden. Nennt mir nur Euren Namen, guter Mann, und schickt mir morgen früh Eure Kinder!" Der Angeredete schwieg hierauf und sah Francesco mit einem ratlosen und gequälten Ausdruck lange an. Dieser fragte nochmals: „Wie heißt Ihr? sagt Euren Namen."

Dem Geistlichen war, von Anfang an, in den Bewegungen seines Gastes etwas Furchtsames, gleichsam etwas Gehetztes aufgefallen. Jetzt, wo er seinen Namen angeben sollte und draußen auf dem steinernen Estrich gleichzeitig der Schritt Petronillas hörbar ward, duckte er sich und zeigte überhaupt eine Schreckhaftigkeit, wie sie meist nur Irrsinnigen oder Verbrechern eignet. Er schien verfolgt. Er schien auf der Flucht vor Häschern zu sein.

Dennoch ergriff er ein Stück Papier und die Feder des Geistlichen, trat seltsamerweise ins Dunkel, vom Lichte abgewandt, ans Fensterbrett, wo unten ein naher Bach und, mehr von ferne, der Wasserfall von Soana hereinrauschte, und malte, mit einiger Mühe, aber doch leserlich, etwas auf, was er mit Entschluß dem Geistlichen zureichte. Dieser sagte: „Gut!“ und, mit dem Zeichen des Kreuzes: „geht mit Frieden!“ Der Wilde ging und ließ eine Wolke von Dünsten zurück, die nach Salami, Zwiebel, Holzkohlenrauch, nach Ziegenbock und nach Kuhstall dufteten. Sobald er hinaus war, riß Francesco das Fenster auf.

Den nächsten Morgen hatte Francesco, wie immer, seine Messe gelesen, danach ein wenig geruht, danach sein frugales Frühstück zu sich genommen und befand sich bald danach auf dem Wege zum Sindaco, den man zeitig besuchen mußte, um ihn anzutreffen. Er fuhr nämlich täglich von einer Bahnstation, tief unten am Seeufer, nach Lugano hinein, wo er in einer der belebtesten Gassen einen Groß- und Kleinhandel mit tessinischem Käse betrieb.

Die Sonne schien auf den kleinen, mit alten Ka stanienbäumen, die einstweilen noch kahl waren, bestandenen Platz, der dicht bei der Kirche gelegen war und gleichsam die Agora der Ortschaft bildete. Auf einigen Steinbänken saßen und spielten Kinder herum, während die Mütter und älteren Töchter an einem von kaltem Bergwasser, womit er reichlich gespeist wurde, überfließenden, antiken Marmor-Sarkophag Wäsche wuschen und in Körben zum Trocknen davontrugen. Der Boden war naß, weil am Tage vorher Regen, mit Schneeflocken untermischt, gefallen war, wie denn der machtvolle Felsenabhang des Monte Generoso unter Neuschnee, jenseits der Talschlucht, in seinem eigenen Schatten mit unzugänglichen Schroffen aufragte und frische Schneeluft herüberhauchte.

Der junge Priester ging mit niedergeschlagenen Augen an den Wäscherinnen vorbei, deren lauten Gruß er durch Nicken erwiderte. Den ihn umdrangenden Kindern ließ er, sie ältlich über die Brille betrachtend, die Hand einen Augenblick, wo sie denn alle mit Eifer und Hast ihre Lippen abwischten. Die Ortschaft, wie sie hinter dem Platz begann, ward durch wenige enge Gassen gangbar gemacht. Aber selbst die Hauptstraße konnte nur von kleinen Fuhrwerken und auch nur in ihrem vorderen Teile benutzt werden. Nach dem Ausgang des Ortes zu verengte sie sich und wurde noch überdies so steil, daß man höchstens noch mit einem beladenen Maultier hindurch und hinan kommen konnte. Auf diesem Sträßchen befand sich ein kleiner Kramladen und die schweizerische Postagentur.

Der Postagent, der mit Francescos Vorgänger auf kameradschaftlichstem Verkehrsfuß gestanden hatte, grüßte und ward von Francesco wieder gegrüßt, aber doch nur so, daß zwischen dem Ernst des Geweihten und der platten Freundlichkeit des Profanen der volle Abstand gewahrt wurde. Nicht weit von der Post bog der Priester in ein erbärmliches Seitengäßchen ein, das mit Treppen und Treppchen auf eine halsbrecherische Weise, an geöffneten Ziegenställen und allen Arten schmutziger, fensterloser, kellerartiger Höhlen vorüber, abwärts stieg. Hühner gackerten, Katzen saßen auf morschen Galerien unter Büscheln aufgehängter Maiskolben. Hie und da meckerte eine Ziege, blökte ein Rind, das aus irgendeinem Grunde nicht mit auf die Weide gezogen war.

Man konnte erstaunt sein, wenn man, aus dieser Umgebung kommend, durch eine enge Pforte das Haus des Bürgermeisters betreten hatte und sich in einer Flucht von kleinen, gewölbten Sälen befand, deren Decken von Handwerkern, im Stile Tiepolos, figurenreich ausgemalt worden waren. Hohe Fenster und Glastüren, mit langen, roten Gardinen geschmückt, führten aus diesen sonnigen Räumen auf eine ebenso sonnige, freie Terrasse hinaus, die von uraltem, kegelförmig geschnittenen Buchsbaum und wundervollem Lorbeer geziert wurde. Wie überall, so auch hier, vernahm man das schöne Rauschen des Wasserfalls und hatte jenseits die wilde Bergwand sich gegenüber.

Der Sindaco, Sor Domenico, war ein gutgekleideter, in der Mitte der vierziger Jahre stehender, ruhiger Mann, der vor kaum einem Vierteljahre erst zum zweitenmal geheiratet hatte. Die schöne, blühende, zweiundzwanzigjährige Frau, die Francesco in der blanken Küche mit der Zubereitung des Frühstücks beschäftigt getroffen hatte, geleitete ihn zu dem Gatten herein. Als jener die Erzählung des Priesters, von dem Besuch, den er abends vorher empfangen hatte, angehört und den Zettel gelesen hatte, der den Namen des Besuchers und wilden Mannes in unbeholfenen Schriftzügen trug, ging ein Lächeln durch seine Gesichtszüge. Dann, als er den jungen Sacerdote Platz zu nehmen genötigt hatte, fing er, vollkommen sachlich, und ohne daß die maskenhafte Gleichgültigkeit seiner Mienen jemals gestört wurde, die gewünschte Auskunft über den mysteriösen Besucher, der tatsächlich ein dem Pfarrer bisher verborgen gebliebener Bürger Soanas war, zu geben an.

„Luchino Scarabota," sagte der Sindaco — es war der Name, den der Besucher des Pfarrers auf den Zettel gekritzelt hatte! — „ist ein keineswegs armer Mann, aber schon seit Jahren machen seine häuslichen Zustände mir und der ganzen Gemeinde Kopfschmerzen, und es ist nicht eigentlich abzusehen, wo dies alles am Ende noch hinauslaufen soll. Er gehört einer alten Familie an, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er etwas von dem Blut des berühmten Luchino Scarabota da Milano in sich hat, der zwischen Vierzehn- und Fünfzehnhundert das Langhaus des Domes unten in Como baute. Solche alte, berühmte Namen haben wir ja, wie Sie wissen, Herr Pfarrer, manche in unserem kleinen Ort."

Der Sindaco hatte die Glastüre geöffnet und den Pfarrer während des Redens auf die Terrasse hinausgeführt, wo er ihm, mit der ein wenig erhobenen Hand, in dem trichterförmigen, steilen Quellgebiete des Wasserfalles einen jener, aus rohem Stein gemauerten, Würfel wies, wie sie die Bauern der Gegend bewohnen. Aber dieses, in großer Höhe, weit über allen anderen hängende Anwesen unterschied sich von jenen nicht nur durch seine vereinzelte, scheinbar unzugängliche Lage, sondern auch durch Kleinheit und Ärmlichkeit.

„Sehen Sie, dort, wo ich mit dem Finger hinzeige, wohnt dieser Scarabota,“ sagte der Sindaco.

„Es nimmt mich wunder, Herr Pfarrer,“ fuhr der Sprechende fort, „daß Sie von jener Alpe und ihren Bewohnern noch nichts gehört haben sollten. Die Leute geben weit und breit in der ganzen Gegend seit einem Jahrzehnt und länger das widerwärtigste Ärgernis. Leider kann man ihnen nicht beikommen. Man hat die Frau vor Gericht gestellt, und sie hat behauptet, die sieben Kinder, die sie geboren hat, stammten – gibt es etwas Unsinnigeres? – nicht von dem Manne, mit dem sie lebt, sondern von sommerlichen Schweizer Touristen ab, die an der Alpe vorüber müssen, wenn sie zum Generoso hinaufklettern. Dabei ist die Vettel verlaust und schmutzstarrend und überdies abschreckend häßlich, wie die Nacht.

Nein, es ist offenkundig, daß der Mann, der Sie gestern besucht hat und mit dem sie lebt, Vater von ihren Kindern ist. Aber das ist der Punkt: dieser Mensch ist zugleich ihr leiblicher Bruder.“

Der junge Priester verfärbte sich.

„Natürlich ist dies blutschänderische Paar von aller

Welt gemieden und in die Acht getan. In dieser Beziehung wird die vox populi selten fehl gehen.“ Mit dieser Erklärung setzte der Sindaco seine Erzählung fort. „Sooft sich eines der Kinder etwa bei uns oder in Arogno oder in Melano hat blicken lassen, ist es beinahe gesteinigt worden. Man hält jede Kirche, soweit die Leute bekannt sind, für entweiht, wenn das verruchte Geschwisterpaar sie betritt, und die beiden Verfemten haben das, als sie den Versuch glaubten machen zu dürfen, auf eine so furchtbare Weise zu fühlen bekommen, daß ihnen seit Jahren jede Neigung zum Kirchenbesuch abhandengekommen ist.

Und sollte man etwa gestatten,“ fuhr der Sindaco fort, „daß solche Kinder, solche verfluchte Kreaturen, die jedermanns Abscheu und Grauen sind, hier unten in unsere Schule gehen und zwischen den Kindern guter Christen in der Schulbank sitzen? Kann man uns zumuten, wir sollen dulden, daß unsere ganze Ortschaft, Klein und Groß, durch diese moralischen Schandprodukte, diese schlechten, räudigen Bestien verpestet wird?“

Das bleiche Antlitz des Priesters Francesco verriet durch keine Miene, inwieweit die Erzählung Sor Domenicos ihn berührt hatte. Er dankte und ging mit dem gleichen würdigen Ernst im Ausdruck des ganzen Wesens, mit dem er erschienen war, davon.

Francesco hatte bald nach der Unterredung mit dem Sindaco seinem Bischof über den Fall Luchino Scarabota Bericht erstattet. Acht Tage später war die Antwort des Bischofs in seiner Hand, die dem jungen Geistlichen auftrug, sich von dem allgemeinen Stand der Verhältnisse auf der sogenannten Alpe von Santa Croce persönlich zu unterrichten. Der Bischof lobte dabei den geistlichen Eifer des jungen Manns und bestätigte ihm, er habe wohl Ursach, sich dieser verirrten und verfemten Seelen wegen in seinem Gewissen bedrängt zu fühlen und auf ihre Errettung bedacht zu sein. Von den Segnungen und Tröstungen der Mutterkirche dürfe man keinen noch so verirrten Sünder ausschließen.

Erst gegen Ende des Monats März erlaubten die Amtsgeschäfte und auch die Schneeverhältnisse des Berges Generoso dem jungen Geistlichen von Soana, mit einem Landmann als Führer, den Aufstieg zur Alpe von Santa Croce anzutreten. Ostern stand vor der Tür, und trotzdem an der Schroffwand des Bergriesen fortwährend mit dumpfem Donner Lawinen in die Schlucht unterm Wasserfall niedergingen, hatte der Frühling überall, wo die Sonne ungehindert zu wirken vermochte, mit voller Kraft eingesetzt.

So wenig Francesco, unähnlich seinem Namensheiligen von Assisi, Naturschwärmer war, konnte doch das zarte und saftige Sprießen, Grünen und Blühen um ihn her nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben. Ohne daß sich der junge Mensch dessen deutlich bewußt werden brauchte, hatte er die feine Gährung des Frühlings im Blut und genoß sein Teil von jenem inneren Schwellen und Drängen der ganzen Natur, das himmlischen Ursprungs und trotz wonnig-sinnlich-irdischen Auswirkens auch in allen seinen erblühten Freuden himmlisch ist.

Die Kastanienbäume auf dem Platz, über den der Priester mit seinem Begleiter zunächst wieder schreiten mußte, hatten aus braunen, klebrigen Knospen zarte, grüne Händchen gestreckt. Die Kinder lärmten, nicht minder die Sperlinge, die unterm Kirchdach und in unzähligen Schlupflöchern der winkligen Ortschaft nisteten. Die ersten Schwalben zogen ihre weiten Schleifen von Soana über den Abgrund der Schlucht, wo sie scheinbar dicht vor dem phantastisch getürmten, unzugänglichen Felsmassiv der Bergmauer abschwenkten. Dort oben auf Vorsprüngen oder in Felslöchern, wo nie eines Menschen Fuß hingedrungen war, horsteten Fischadler. Die großen, braunen

Pärchen traten herrliche Fahrten an und schwebten, nur um zu schweben, in stundenlangen Dauerflügen über Bergspitzen, immer höher und höher kreisend, als wollten sie majestätisch, selbstvergessen, in die befreite Unendlichkeit des Raumes hinein.

Überall, nicht nur in der Luft, nicht nur in der braunen, aufgewühlten oder mit Gras und Narzissen bekleideten Erde und allem, was sie durch Halme und Stämme in Blätter und Blüten aufsteigen ließ, sondern auch in den Menschen war das Festliche, und die braunen Gesichter der Bauern, die auf den Terrassen zwischen den Reihen der Weinstöcke mit Hacke oder gekrümmtem Messer arbeiteten, strahlten von Sonntäglichkeit: hatten doch überdies die meisten von ihnen das sogenannte Osterlamm, eine junge Ziege, bereits geschlachtet und mit zusammengebundenen Hinterläufen zu Hause am Türpfosten aufgehängt.

Die Weiber, die ganz besonders zahlreich und laut mit ihren gefüllten Wäschekörben um den überfließenden Sarkophag aus Marmor versammelt waren, unterbrachen, als der Priester und sein Begleiter vorüberging, ihre lärmende Heiterkeit. Auch am Ausgang des Dorfes standen Wäscherinnen, wo unter einem kleinen Madonnenbild ein Wasserstrahl aus dem Felsen drang und sich ebenfalls in einen antiken

Sarkophag aus Marmor ergoß. Beide Stücke, sowohl dieser Sarkophag, als jener, der auf dem Platze stand, waren vor längerer Zeit aus einem Baumgarten voll tausendjähriger Steineichen und Kastanien gehoben worden, wo sie seit undenklicher Zeit, nur wenig aus dem Boden hervorragend, unter Epheu und wildem Lorber versteckt, gestanden hatten.

Im Vorübergehen bekreuzte sich Francesco Vela, ja, unterbrach das Schreiten für einen Augenblick, um der lieblich mit Feldblumenopfern der Landleute umstellten Madonetta über dem Sarkophag, mit einer Beugung des Knies zu huldigen. Zum ersten Male sah er dies kleine, von Bienen umsummte, liebliche Heiligtum, da er diesen oberen Teil der Ortschaft noch niemals besucht hatte. War Soana mit seinem unteren Teil, mit seiner Kirche und einigen mit grünen Läden geschmückten, hübschen Bürgerhäusern um den terrassenartig untermauerten Kastanienplatz bürgerlich beinahe wohlhabend und zeigte es dort in Gärten und Gärtchen blühende Mandelbäumchen, Orangen, hohe Zypressen, kurz, eine mehr südliche Vegetation, hier oben, einige hundert Schritte höher hinauf, war es nur noch ein alpines, ärmliches Hirtendorf, das nach Ziegen und Kuhstall duftete. Auch setzte hier ein mit Wackersteinen gepflasterter, äußerst steiler Bergweg ein, der durch täglichen morgendlichen Auszug und abendlichen Einzug der großen Gemeinde-Ziegenherde geglättet war; denn er führte hinauf und hinaus zur Gemeindealm in das kesselförmige Quellgebiet des Flüßchens Savaglia, das weiter unten den herrlichen Wasserfall von Soana bildet und nach kurzem, rauschenden Lauf durch tiefe Schlucht im See von Lugano untergeht.

Nachdem der Priester, immer geführt von seinem Begleiter, eine kurze Weile auf diesem Bergweg hinan geklettert war, stand er still, um aufzuatmen. Den großen, schwarzen, tellerartigen Hut mit der Linken vom Kopfe nehmend, hatte er mit der Rechten ein großes, buntes Taschentuch aus der Soutane gezogen, womit er die Schweißperlen von seiner Stirn tupfte. Im allgemeinen ist der Natursinn, der Sinn eines italienischen Priesters für die Schönheit der Landschaft, nicht sonderlich. Aber der Weitblick von großer Höhe und aus der sogenannten Vogelperspektive, wie man es nennt, ist doch ein Reiz, der auch den naivsten Menschen mitunter trifft und ihm ein gewisses Staunen abnötigt. Francesco erblickte seine Kirche mitsamt der dazugehörigen Ortschaft bereits nur noch als ein Miniaturbild tief unter sich, während rings um ihn her die gewaltige Bergwelt, wie es schien, immer höher gen Himmel ragte. In das Gefühl des Frühjahrs mischte sich jetzt das Gefühl des Erhabenen, das vielleicht aus einem Vergleich der eigenen Kleinheit mit den erdrückend gewaltigen Werken der Natur und ihrer drohenden, stummen Nähe entstehen mag und das mit einem halben Bewußtsein davon verbunden ist, daß wir doch auch an dieser Übermacht auf irgendeine Weise teilhaben. Kurz, Francesco fühlte sich erhaben-groß und winzigklein in ein und demselben Augenblick und dies gab den Anlaß, mit gewohnter Bewegung auf Stirn und Brust das vor Irrungen und Dämonen schützende Kreuz zu schlagen.

Im Weitersteigen hatten bald wieder religiöse Fragen und praktisch-kirchliche Angelegenheiten seines Sprengels von dem jugendlich eifrigen Klerikus Besitz ergriffen. Und als er wiederum diesmal am Eingang eines felsigen Hochtals stille stand und sich umwandte, hatte ihn der Anblick eines arg verwahrlosten, hier für die Hirten errichteten, gemauerten Heiligenschreins auf den Gedanken gebracht, alle vorhandenen Heiligtümer seines Kirchspiels, und wenn sie noch so entlegen waren, aufzusuchen und in einen gotteswürdigen Stand zu setzen. Er ließ sogleich seine Augen umherschweifen und suchte den die vorhandenen Kultstätten womöglich umfassenden Überblick.

Er nahm seine eigene Kirche mit dem daran geklebten Pfarrhaus zum Ausgangspunkt. Sie stand, wie gesagt, auf der Ebene des Dorfplatzes und ihre Außenmauern setzten sich in steilen Wänden des Grundfelsens fort, an dem ein munterer Gebirgsbach unten vorüberrauschte. Dieser Gebirgsbach, unter dem Platz von Soana hindurchgeführt, trat in einem gemauerten Bogen ans Licht, wo er, freilich durch Abwässer stark verunreinigt, Baumgärten und blumige Wiesen wässerte. Jenseit der Kirche, ein wenig höher, was von hier aus nicht festzustellen war, lag auf rundem, flachen Terrassenhügel das älteste Heiligtum der Umgegend, eine kleine Kapelle, der Jungfrau Maria geweiht, deren verstaubtes Kultbild auf dem Altar von einem byzantinischen Mosaik der Apsis überwölbt wurde. Dieses, trotz tausendjährigen und höheren Alters in Goldgrund und Zeichnung wohlerhaltene, Mosaik stellte Christus Pantokrator dar. Die Entfernung von der Hauptkirche bis zu diesem Heiligtum betrug nicht über drei Steinwurfsweiten. Eine andere hübsche Kapelle, diese der heiligen Anna geweiht, lag in der gleichen Entfernung von ihr. Über Soana und hinter Soana erhob sich ein äußerst spitzer Bergkegel, der im Umkreis natürlich von weiten Talräumen und den Flanken der überragenden Generoso-Kette umgeben war. Dieser beinahe zuckerhutartige, aber bis oben begrünte, scheinbar unzugängliche Berg hieß Sankt Agatha, weil er auf seinem Gipfel zur Not ein Kapellchen eben dieser Heiligen beherbergte. Dies waren im engsten Umkreis der Ortschaft eine Kirche und drei Kapellen, der sich im weiteren Kreise der Pfarre drei oder vier andere Kapellen anreihten. Auf jedem Hügel, an jeder hübschen Wegwende, auf jeder weithin blickenden Spitze, da und dort an malerischen Felsabstürzen, nah und fern, über Schlucht und See hatten fromme Jahrhunderte Gotteshäuser angeklebt, so daß in dieser Beziehung die tiefe und allgemeine Frömmigkeit des Heidentums noch zu spüren war, die im Verlauf vergangener Jahrtausende alle diese Punkte ursprünglich geweiht und so gegen die bedrohlichen, furchtbaren Mächte dieser wilden Natur sich göttliche Bundesgenossen geschaffen hatte.

Der junge Eiferer sah alle diese Anstalten römisch-katholischen Christentums, wie sie den ganzen Kanton Tessin auszeichnen, mit Befriedigung. Freilich mußte er sich zugleich mit dem Schmerz des echten Gottesstreiters eingestehen, daß in ihnen weder überall ein reger und reiner Glaube lebendig war, noch auch nur eine genügend liebevolle Fürsorge seiner Amtsbrüder, um alle diese verstreuten, himmlischen Wohnstätten vor Verwahrlosung und Vergessenheit zu bewahren.

Nach einiger Zeit ward in den engen Fußsteig eingebogen, der in dreistündiger, mühsamer Steigung zum Gipfel des Generoso führt. Dabei mußte sehr bald das Bett der Savaglia auf einer verfallenen Brücke überschritten werden, in deren nächster Nähe das Sammelbecken des Flüßchens war, das von da aus in seinen selbstgebildeten Erosionsspalt von hundert und mehr Meter Tiefe hinabstürzte. Hier hörte Francesco aus verschiedenen Höhen, Tiefen und Richtungen neben dem Rauschen des zu seinem Sammelbecken heraneilenden Wildwassers, Herdengeläut und sah einen Mann von rauhem Äußeren — es war der Gemeindehirt von Soana! — der lang auf der Erde ausgestreckt, sich mit den Händen am Ufer stützend, den Kopf zum Wasserspiegel hinabgebeugt, ganz nach Art eines Tieres seinen Durst löschte. Hinter ihm grasten einige Ziegenmütter mit ihren Zicklein, während ein Wolfshund mit gespitztem Ohr auf Befehle wartete und des Augenblicks, wo sein Meister und Herr mit Trinken fertig war. „Auch ich bin ein Hirte," dachte Francesco, und als jener sich von der Erde erhob und mit schneidendem Pfiff durch die Finger, der an den Felswänden widerhallte und mit weit ausholenden Steinwürfen seine überallhin verstreuten Tiere bald zu schrecken, bald weiter zu treiben, bald zurückzurufen und überhaupt vor der

Gefahr des Absturzes zu bewahren suchte, dachte Francesco, wie dies schon bei Tieren, geschweige bei Menschen, die der Versuchung des Satans allezeit preisgegeben waren, eine mühevolle und verantwortungsschwere Arbeit sei.

Mit doppeltem Eifer begann nun der Priester weiter zu steigen, nicht anders, als wenn zu fürchten gewesen wäre, der Teufel könne auf diesem Wege zu den verirrten Schafen womöglich der Schnellere sein. Als er, immer von seinem Begleiter geführt, den Francesco einer Unterhaltung nicht würdigte, eine Stunde und länger steil und beschwerlich gestiegen war, immer höher und höher in die Felswildnis des Generoso hinein, hatte er plötzlich die Alpe von Santa Croce auf fünfzig Schritt vor Augen liegen.

Er wollte nicht glauben, daß jener Steinhaufen und das inmitten davon befindliche, ohne Mörtel aus flachen Steintafeln geschichtete Mauerwerk, wie ihn der Führer versichert hatte, das gesuchte Anwesen sei. Was er erwartet hatte, war, nach dem Reden des Sindaco, eine gewisse Wohlhabenheit, wogegen diese Behausung höchstens als eine Art Unterschlupf für Schafe und Ziegen bei plötzlichem Unwetter gelten konnte. Da es auf einer steilen Halde von Gesteinschutt und kantigen Felsblöcken lag und der Pfad dahin in seinem Zickzacklaufe verborgen war, schien der verfluchte Ort ohne Zugänge. Erst nachdem der junge Priester sein Befremden und einen gewissen Schauder, der sich meldete, überwunden hatte und näher gedrungen war, gestaltete sich das Bild der verfemten und gemiedenen Wohnstätte etwas freundlicher.

Ja, die Trümmerstätte verwandelte sich sogar vor den Augen des näherkommenden Priesters in eitel Lieblichkeit: denn es schien, als würde die aus großer Höhe losgelöste Lawine von Blöcken und Schutt durch den rohgemauerten Würfel der Wohnstätte aufgestaut und festgehalten, so daß unter ihm eine steinfreie, saftig begrünte Lehne blieb, aus der in entzückender Fülle und holdester Lieblichkeit gelbe Kuhblumen bis an die Rampe vor die Haustüre hinankletterten — und als wären sie neugierig, über die Rampe hinweg und buchstäblich durch die Haustür in die verfemte Wohnhöhle hinein.

Bei diesem Anblick stutzte Francesco. Dieser Sturmlauf von gelben Wiesenblumen gegen die verrufene Schwelle hinauf, dieses Hinanblühen üppiger Prozessionen langgestielter Vergißmeinnicht, unter denen Adern von Bergwasser versickerten, und die ebenfalls mit ihrem blauen Abglanz des Himmels die

Tür zu erobern suchten, schien ihm beinahe ein offener Protest gegen Acht, Bann und Femgerichte der Menschen zu sein. Francesco mußte sich in seinem Staunen, dem eine gewisse Verwirrung folgte, mit seiner schwarzen Soutane auf einen von der Sonne gewärmten Gesteinsblock niedersetzen. Er hatte seine Jugend im Tal und dazu meist in geschlossenen Räumen, Kirchen, Hörsälen oder Studierzimmern zugebracht. Sein Natursinn war nicht geweckt worden. Eine Unternehmung, wie diese, in die erhabene, herbe Lieblichkeit des Hochgebirges hinein, hatte er niemals bisher ausgeführt und würde es vielleicht niemals getan haben, hätte nicht Zufall und Pflicht vereint ihm die Bergfahrt aufgedrängt. Nun überwältigte ihn die Neuheit und die Größe der Eindrücke.

Zum ersten Mal fühlte der junge Priester Francesco Vela eine klare und ganz große Empfindung von Dasein durch sich hinbrausen, die ihn augenblicklang vergessen ließ, daß er ein Priester und weshalb er gekommen war. Alle seine Begriffe von Frömmigkeit, die mit einer Menge von kirchlichen Regeln und Dogmen verflochten waren, hatte diese Empfindung nicht nur verdrängt, sondern ausgelöscht. Er vergaß jetzt sogar, das Kreuz zu schlagen. Unter ihm lag das schöne Luganer Gebiet der oberitalienischen Alpenwelt, lag Sant' Agata mit dem Wallfahrtskirchlein, über dem noch immer die braunen Fischräuber kreisten, lag der Berg San Giorgio, tauchte die Spitze des Monte San Salvatore auf, und endlich lag in schwindelerregender Tiefe unter ihm, in die Täler des Gebirgsreliefs wie eine längliche Glasplatte sorgfältig eingefaßt, der Capolago genannte Arm des Luganer Sees mit dem segelnden Boot eines Fischers darauf, das einer winzigen Motte auf einem Handspiegel glich. Hinter alledem waren in der Ferne die weißen Gipfel der Hochalpen, gleichsam mit Francesco, höher und höher gestiegen. Daraus hob sich der Monte Rosa weiß, mit sieben weißen Spitzen hervor, zugleich diademhaft und schemenhaft aus dem seidigen Blau des Azurs herüberstrahlend.

Wenn man mit Fug von einer Bergkrankheit reden kann, so mit nicht minderem Recht darf man von einem Zustand reden, der Menschen auf Berghöhen überkommt, und den man am besten als Gesundheit ohnegleichen bezeichnet. Diese Gesundheit spürte nun auch der junge Priester im Blut, wie eine Erneuerung. Neben ihm, zwischen Steinen unter noch dürrem Heidekraut, stand eine kleine Blume, dergleichen Francesco noch niemals im Leben erblickt hatte. Es war eine überaus liebliche Spezies blauen Enzians, dessen Blütenblättchen mit einem flammenden Blau überraschend köstlich bemalt waren. Der junge Mann in der schwarzen Soutane ließ das Blümchen, das er in seiner ersten Entdeckerfreude hatte abpflücken wollen, unbehelligt an seinem bescheidenen Platze stehen und bog nur das Heidekraut beiseite, um das Wunder lange entzückt zu betrachten. Überall aus den Steinen drang junges, hellgrünes Zwergbuchenlaub, und aus einer gewissen Ferne, über den Lehnen von hartem, grauen Schutt und zartem Grün, meldete sich mit Glockengeläut die Herde des armen Luchino Scarabota. Diese ganze Bergwelt besaß eine frühe Eigenart, den Jugendreiz versunkener, menschlicher Zeitalter, von denen in den Taltiefen keine Spur mehr vorhanden war.

Francesco hatte seinen Begleiter heimgeschickt, da er den Rückweg ungestört durch die Gegenwart eines Menschen machen wollte und überdies bei dem, was er am Herde Luchinos vorhatte, einen Zeugen nicht wünschen konnte. Er war inzwischen bereits bemerkt worden, und eine Anzahl schmuddliger und verfilzter Kinderköpfe streckten sich immer wieder neugierig zu dem schwarzverräucherten Türloch der Scarabotaschen Gesteinsburg heraus.

Langsam begann sich der Priester ihr anzunähern und betrat jenen Umkreis des Anwesens, der den großen Viehbestand des Besitzers anzeigte und von den Rückstanden einer großen Herde Rinder und Ziegen verunreinigt war. In Francescos Nase stieg starker und stärker mit der dünnen und kräftigen Bergluft Rinder- und Ziegenduft, dessen steigende Penetranz am Eingang der Wohnung durch zugleich mit ihm herausdringenden Holzkohlenrauch erträglich gemacht wurde. Als Francesco im Rahmen der Tür erschien und mit seiner schwarzen Soutane das Licht verstellte, waren die Kinder ins Dunkel zurückgewichen, von wo sie dem Gruße des Priesters, der sie nicht sah, und allen seinen Anreden Schweigen entgegensetzten. Nur eine alte Mutterziege kam, meckerte leise und beschnüffelte ihn.

Allmählich war es im Innern des Raumes für das Auge des Boten Gottes heller geworden. Er sah einen Stall, mit einer hohen Dungschicht gefüllt und nach hinten in eine natürliche Höhle vertieft, die ursprünglich im Nagelflu, oder was für Gestein es sein mochte, vorhanden war. In einer groben Steinwand rechts war ein Durchgang geöffnet, durch den der Priester einen Blick auf den jetzt verlassenen Herd der Familie tat: einen Aschenberg, innen noch voll Glut und zwar auf dem natürlich zutage liegenden Felsen des Fußbodens aufgeschichtet. An einer von dickem Ruß überdeckten Kette hing ein verbeulter, ebenfalls verrußter, kupferner Topf darüber herab. An dieser Feuerstätte des Steinzeitmenschen stand eine lehnenlose Bank, deren faustdickes, breites Sitzbrett auf zwei ebenso breiten, im Felsen befestigten Pfeilern ruhte und das seit einem Jahrhundert und länger von Generationen ermüdeter Hirten, Hirtenweiber und Kinder abgewetzt und poliert worden war. Das Holz schien nicht mehr Holz, sondern ein gelber, polierter Marmor oder Speckstein zu sein, aber mit zahllosen Narben und Schnitten. Der quadratische Raum, der im übrigen mit seinen natürlich ungeputzten, aus rohen Blöcken und Schieferplatten geschichteten Mauern mehr einer Höhle glich und aus dem der Qualm durch die Tür in den Stall und wiederum von dort durch die Tür vollends ins Freie drang, weil er außer etwa durch Undichtigkeiten der Wände sonst keinen Abzug hatte, der Raum also war vom Qualm und Ruß der Jahrzehnte geschwärzt, so daß man beinahe den Eindruck gewinnen konnte, im Innern eines dickverrußten Kamines zu sein.

Eben bemerkte Francesco den eigentümlichen Glanz von Augen, die aus einem Winkel hervorleuchteten, als draußen ein Rollen und Rutschen von Gesteinschutt hörbar ward und gleich darauf die Gestalt Luchino Scarabotas in die Tür und wie ein lautloser Schatten vor die Sonne trat, wodurch sich der Raum noch tiefer verdunkelte. Der verwilderte Berghirt atmete schwer, nicht allein deshalb, weil er in kurzer Zeit den Weg von einer entfernten, höher gelegenen Alm gemacht, nachdem er von dort aus die Ankunft des Priesters beobachtet hatte, sondern weil dieser Besuch ein Ereignis für den Verfemten war.

Die Begrüßung war kurz. Francesco wurde von seinem Wirt zum Sitzen genötigt, nachdem er die Specksteinbank mit seinen rauhen Händen von Steinen und abgerissenen Kuhblumen gesäubert hatte, die der verfluchten Brut seiner Kinder als Spielzeug gedient hatten.

Der Berghirte schürte und blies aus vollen Backen das Feuer an, wobei seine fieberhaften Augen im Widerschein noch wilder erglänzten. Er nährte die Flamme mit Scheiten und trockenem Reisig auf, so daß der beizende Qualm den Priester beinahe vertrieben hätte. Das Betragen des Hirten war von kriechender Unterwürfigkeit und von einem ängstlichen Eifer getragen, dermaßen, als ob nun alles darauf ankäme, sich die Gnade des höheren Wesens nicht zu verscherzen, das seine schlechte Wohnung betreten hatte. Er brachte eine große schmutzige Gelte voll Milch herbei, deren Oberfläche dicken Rahm abgesetzt hatte, aber leider auf eine unglaubliche Weise verunreinigt war, so daß Francesco sie schon deshalb nicht anrühren konnte. Er wies aber auch den Genuß von frischem Käse und reinlichem Brote zurück, trotzdem er hungrig geworden war, weil er sich in abergläubischer Scheu damit zu versündigen fürchtete. Schließlich, als der Berghirt sich ein wenig beruhigt hatte und mit furchtsam wartenden Blicken und hängenden Armen ihm gegenüber stand, begann der Priester also zu reden.

„Luchino Scarabota, Ihr sollt des Trostes unserer heiligen Kirche nicht verlustig gehen, und Eure Kinder sollen aus der Gemeinschaft katholischer Christen nicht ferner verstoßen sein, wenn es sich entweder herausstellt, daß die üblen Gerüchte über Euch unwahr sind, oder wenn Ihr redlich beichtet, Reue und Zerknirschung zeigt und Euch bereit findet, mit Gottes Hilfe den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Also öffnet mir zuerst Euer Herz, Scarabota, bekennet mit Freimut, worin Ihr verleumdet seid und mit wahrhaftiger Wahrheit die Sündenschuld, die Euch etwa belastet.“

Nach dieser Anrede schwieg der Hirt. Es rang sich nur plötzlich ein kurzer, wilder Ton aus seiner Kehle hervor, der aber keinerlei Gefühl verriet, vielmehr etwas Glucksendes, Vogelartiges an sich hatte. Wie es Francesco geläufig war, schritt er alsbald dazu, dem Sünder die schrecklichen Folgen der Verstocktheit vorzustellen und die versöhnliche Güte und Liebe Gottes des Vaters, die er durch das Opfer seines einigen Sohnes bewiesen habe, das Opfer des Lammes, das die Sünden der Welt auf sich nahm. Durch Jesum Christum, schloß er, kann jede Sünde vergeben werden, vorausgesetzt, daß eine rückhaltlose Beichte, verbunden mit Reue und Gebet, dem himmlischen Vater die Zerknirschung des armen Sünders bewiesen hat.

Erst nachdem Francesco, der Priester, eine lange Weile gewartet hatte und sich achselzuckend erhob, wie es schien, um davon zu gehen, begann der Hirte ein unverständliches Durcheinander von Worten durch die Kehle zu würgen: eine Art Gewölle, wie es der Raubvogel tut. Und mit gespannter Aufmerksamkeit versuchte der Priester das Verständliche aus dem Wuste festzuhalten. Aber dieses Verständliche erschien ihm ebenso wie das Dunkle fremd und wunderbar. Nur so viel ward aus der beängstigenden und beklemmenden Menge eingebildeter Dinge klar, daß Luchino Scarabota sich seines Beistandes gegen allerlei Teufel, die in den Bergen hausten und ihn bedrängten, versichern wollte.

Es hätte dem jungen, gläubigen Priester schlecht angestanden, am Dasein und Wirken von bösen Geistern zu zweifeln. War doch die Schöpfung erfüllt von allen Arten und Graden gefallener Engel aus dem Gefolge Luzifers, des Empörers, den Gott verstoßen hatte: hier aber grauste ihm, er wußte nicht, ob vor der Verfinsterung durch unerhörten Aberglauben, auf die er traf, oder ob vor der hoffnungslosen Erblindung durch Unwissenheit. Er beschloß, mittels einzelner Fragen sich über den Vorstellungskreis und das Begriffsvermögen seines Parochialen ein Urteil zu bilden.

Da ward denn alsbald ersichtlich: dieser wilde, verwahrloste Mensch wußte nichts von Gott, noch viel weniger von Jesus Christus, dem Heiland, am allerwenigsten vom Vorhandensein eines heiligen Geists. Dagegen gewann es den Anschein, als fühle er sich von Dämonen umgeben und sei besessen von einem düsteren Verfolgungswahn. Und in dem Priester sah er nicht etwa den berufenen Diener Gottes, sondern viel eher einen mächtigen Zauberer oder den Gott. Was sollte Francesco anderes tun, als sich bekreuzigen, während der Hirte sich demütig auf die Erde warf und mit feuchten, wulstigen Lippen seine Schuhe abgöttisch zu belecken und mit Küssen zu bedecken begann.

Der junge Priester hatte sich noch niemals in einer ähnlichen Lage befunden. Die dünne Bergluft, der Frühling, die Trennung von der eigentlichen Schicht der Zivilisation brachten es mit sich, daß sein Bewußtsein sich ein wenig umnebelte. Etwas wie ein traumhafter Bann zog ins Bereich seiner Seele ein, darin sich die Wirklichkeit zu schwebenden Luftgebilden auflöste. Diese Veränderung verband sich mit einer leisen Furchtsamkeit, die ihm mehrmals schleunige Flucht hinab ins Bereich der geweihten Kirchen und Glocken anraten wollte. Der Teufel war mächtig, wer konnte wissen, wie viele Mittel und Wege er hatte, den ahnungslosen, gutgläubigsten Christen hinanzulocken und vom Rande eines schwindelerregenden Abgrunds hinabzustürzen.

Man hatte Francesco nicht gelehrt, daß die Götzen der Heiden nur leere Gebilde der Phantasie und nichts weiter gewesen seien. Die Kirche anerkannte ausdrücklich ihre Macht, nur daß sie dieselbe als eine Gott feindliche hinstellte. Sie kämpften noch immer, wenn auch hoffnungslos, mit dem allmächtigen Gott um die Welt. Deshalb erschrak der bleiche, junge Priester nicht wenig, als sein Wirt ein hölzernes Ding aus irgendeinem Winkel seiner Behausung hervorholte, eine greuliche Schnitzerei, die zweifellos einen Fetisch vorstellte. Trotz seines priesterlichen Abscheus vor dem zuchtlosen Gegenstand, konnte Francesco nicht umhin, das Gebilde näher zu betrachten. Mit Abscheu und Staunen gestand er sich, daß hier die scheußlichste, heidnische Greuel, nämlich die des ländlichen Priapdienstes,noch lebendig sei. Nichts anderes, als Priap konnte, wie klar ersichtlich war, das primitive Kultbild vorstellen.

Kaum hielt Francesco den kleinen, harmlosen Zeugungsgott, den Gott der ländlichen Fruchtbarkeit, der bei den Alten so offen in hohen Ehren stand, als sich die sonderbare Umklammerung seines Wesens in heiligen Zorn umsetzte. Er warf zunächst, ohne Überlegung, das schamlose, kleine Alraunchen ins Feuer hinein, von wo es aber mit der Schnelligkeit eines Hundes-Zufahren der Hirt im selben Augenblick wieder herausholte. Es glimmte da und es brannte dort, wurde aber sofort durch die rauhen Hände des Heidenmenschen in den alten ungefährlichen Zustand versetzt. Nun mußte es aber, samt seinem Retter, eine Flut von strafenden Worten über sich hingehen lassen.

Luchino Scarabota schien nicht zu wissen, welchen von beiden Göttern er für den stärkeren halten sollte: den von Holz oder den von Fleisch und Blut. Indessen hielt er den Blick, in dem sich Entsetzen und Grauen mit tückischer Wut mischten, auf die neue Gottheit gerichtet, deren frevelhafte Kühnheit jedenfalls nicht auf ein Bewußtsein von Schwäche schließen ließ. Einmal im Zuge, ließ sich der Bote des einigen und alleinigen Gottes in seinem heiligen Eifer durch noch so gefährliche Blicke des umnachteten Götzendieners nicht einschüchtern. Und ohne alle Umstände kam er nun auch auf die verruchte Sünde zu sprechen, der, wie man allgemein behauptete, der Kindersegen des Berghirten zu verdanken war.

In die lauten Reden des jungen Priesters platzte gleichsam die Schwester Scarabotas hinein, die aber, ohne zu reden und nur verstohlen den Eiferer musternd, sich da und dort in der Höhle zu tun machte. Sie war ein bleiches und widerwärtiges Weib, dem Waschwasser, wie es schien, eine unbekannte Sache war. Man sah ihren nackten Körper durch die Risse verwahrloster Kleider unangenehm hindurch schimmern.

Nachdem der Priester geendet und seinen Vorrat von strafenden Anklagen fürs erste erschöpft hatte, schickte das Weib den Bruder mit einem kurzen, kaum hörbar gesprochenen Wort ins Freie hinaus. Ohne Widerspruch war der wilde Mensch sogleich wie der folgsamste Hund verschwunden. Hierauf küßte die schmutzstarrende Sünderin, der das verfilzte, schwarze Haar über die breiten Hüften hing, mit den Worten „Gelobt sei Jesus Christus!“ dem Priester die Hand.

Gleich darauf brach sie in Tränen aus.

Sie sagte, der Priester habe ganz recht, wenn er sie mit harten Worten verurteile. Sie habe sich allerdings versündigt gegen Gottes Gebot, wenn auch keineswegs in der Weise, wie es die Verleumdung ihr nachrede. Sie allein sei die Sünderin, ihr Bruder dagegen vollkommen unschuldig. Sie schwor und zwar bei allen Heiligen, daß sie jener fürchterlichen Sünde, der man sie zeihe, der Blutschande nämlich, niemals verfallen wäre. Freilich habe sie unkeusch gelebt, und da sie nun einmal im Beichten sei, so sei sie bereit, die Väter ihrer Kinder zu beschreiben, wenn auch nicht alle namhaft zu machen. Denn nur die wenigsten Namen wisse sie, da sie, wie sie sagte, aus Not oftmals ihre Gunst an vorüberkommende Fremde verkauft habe.

Im übrigen habe sie ihre Kinder ohne jede Hilfe mit Schmerzen zur Welt gebracht, und einige hätte sie müssen da und dort, bald nach der Geburt, im Schutte des Generoso wieder begraben. Ob er sie nun absolvieren könne oder nicht, sie wisse trotzdem, daß Gott ihr verziehen habe, denn sie habe durch Nöte, Leiden und Sorgen genügsam gebüßt.

Francesco konnte nicht anders, als die weinende Beichte des Weibes wie ein Gewebe von Lügen ansehen, wenigstens soweit das Verbrechen in Frage kam. Freilich fühlte er, es gab Handlungen, die jedem

Bekenntnis vor Menschen unbedingt widerstreben und die nur Gott allein in einsamer Stille des Gebetes erfährt. Er achtete in dem verkommenen Weibe diese Schamhaftigkeit und konnte sich überhaupt nicht verhehlen, daß sie in mancher Beziehung höher als ihr Bruder geartet war. In der Art ihrer Rechtfertigung lag eine klare Entschlossenheit. Das Auge gestand, aber ein Geständnis durch Worte würden ihr weder gutes Zureden, noch glühende Zangen des Henkers entrissen haben. Sie war es gewesen, wie sich ergab, die den Mann zu Francesco gesandt hatte. Sie hatte den jungen, bleichen Priester gesehen, als sie eines Tages nach Lugano zum Markte ging, wo sie die Erzeugnisse ihrer Alm verhandelte, und sie hatte bei seinem Anblick Vertrauen und den Gedanken gefaßt, ihm ihre verfemten Kinder ans Herz zu legen. Sie allein war das Familienhaupt und trug die Sorge für Bruder und Kinder.

„Ich lasse es unerörtert," sagte Francesco, „inwieweit Ihr schuldig oder unschuldig seid. Eines steht fest: wenn Ihr Eure Kinder nicht wie Tiere aufwachsen lassen wollt, so müßt Ihr Euch von dem Bruder trennen. Solange Ihr mit ihm lebt, wird der furchtbare Leumund, den Ihr habt, niemals zum Schweigen zu bringen sein. Immer wird man die schreckliche Sünde bei Euch voraussetzen."

Nach diesen Worten schien Verstockung und Trotz im Gemüte des Weibes herrschend zu werden, jedenfalls gab sie keine Antwort und widmete sich so, als ob kein Fremder zugegen wäre, eine längere Weile häuslicher Tätigkeit. Währenddessen kam ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen herein, das einige Ziegen in die Öffnung des Stalles trieb und sich alsdann, ebenfalls als wenn Francesco nicht da wäre, an der Arbeit des Weibes beteiligte. Der junge Priester wußte sofort, als er nur erst den Schatten des Mädchens durch die Tiefe der Höhle gleiten sah, daß es von ungewöhnlicher Schönheit sein mußte. Er bekreuzte sich, denn er hatte einen leisen Schrecken unerklärlicher Art im Körper gespürt. Er wußte nicht, ob er in Gegenwart der jugendlichen Hirtin seine Ermahnungen wieder aufnehmen sollte. Zwar war sie, wie nicht zu bezweifeln war, von Grund aus verderbt, da Satan sie auf dem Wege der schwärzesten Sünde zum Leben erweckt hatte, aber es konnte doch noch ein Rest von Reinheit in ihr sein, und wer mochte wissen, ob sie von ihrem schwarzen Ursprung eine Ahnung hatte.

Ihre Bewegungen zeigten jedenfalls eine große Gelassenheit, aus der man keineswegs auf Unruhe des Gemütes oder Gewissensbeschwernis schließen konnte. Im Gegenteil war alles an ihr von einer bescheidenen Selbstsicherheit, die durch das Dasein des Pfarrers nicht berührt wurde. Sie hatte Francesco bis jetzt nicht mit einem Blicke gestreift, wenigstens nicht so, daß er ihrem Auge begegnet wäre oder sie sonstwie ertappt hätte. Ja, während er selbst sie verstohlen durch die Brille beobachtete, mußte er mehr und mehr in Zweifel ziehen, ob wirklich ein Kind der Sünde, ein Kind solcher Eltern von dieser Beschaffenheit sein könnte. Endlich verschwand sie über eine Steigeleiter in eine Art Dachgelaß hinauf, so daß nun Francesco sein mühsames Seelsorgerwerk fortsetzen konnte.

„Ich kann meinen Bruder nicht verlassen,“ sagte die Frau, „und zwar ganz einfach deshalb, weil er ohne mich hilflos ist. Er kann zur Not seinen Namen schreiben, und ich habe ihm das nur mit der größten Mühe beigebracht. Er kennt keine Münze, und vor der Eisenbahn, der Stadt und den Menschen fürchtet er sich. Wenn ich fortgehe, wird er mich verfolgen, wie ein armer Hund seinen verlorenen Herrn verfolgt. Er wird mich entweder finden oder elend zugrunde gehen: und was soll dann aus den Kindern und unserem Besitztum werden. Bleibe ich mit den Kindern hier, so wollte ich den wohl sehen, dem es gelänge, meinen Bruder fortzuschaffen: man müßte ihn denn in Ketten tun und hinter Eisenstangen in Mailand einschließen.“

Der Priester sagte: „Dies kann sich am Ende noch ereignen, wenn Ihr meinem guten Rate nicht folgen wollt.“

Da gingen die Ängste des Weibes in Wut über. Sie habe ihren Bruder zu Francesco geschickt, damit er sich ihrer erbarme, aber nicht deshalb, damit er sie unglücklich mache. Es sei ihr dann schon lieber, von denen da unten gehaßt und ausgestoßen weiter zu leben, wie bisher. Sie sei eine gute Katholikin, aber wen die Kirche ausstoße, der habe ein Recht, sich dem Teufel anheimzugeben. Und was sie bisher noch nicht getan habe, die große, ihr zur Last gelegte Sünde, werde sie dann vielleicht erst tun.

In diese mit einzelnen Schreien gemischten, gepreßten Worte der Frau hörte Francesco von dort, wo das Mädchen verschwunden war, von oben her, immer einen süßen Gesang bald im leisesten Hauch, bald stärker schwellend hineinklingen: so daß seine Seele mehr in diesem melodischen Banne, als bei den Wutausbrüchen des verkommenen Weibes war. Und eine Welle stieg heiß in ihm, verbunden mit einer Bangigkeit, wie er sie nie gefühlt hatte. Das qualmige Loch dieses tierisch-menschlichen Wohnstalles schien, wie durch Zauberei, in die lieblichste aller kristallenen Grotten des Danteschen Paradieses verwandelt zu sein: — voll Engelstimmen und lachtaubenartig klingender Fittiche.

Er ging. Es war ihm unmöglich noch länger, ohne sichtbar zu beben, solchen verwirrenden Einflüssen standzuhalten. Draußen, vor dem ausgehöhlten Steinhaufen angelangt, sog er die Frische der Bergluft ein und ward sogleich, wie ein leeres Gefäß, mit dem ungeheuren Eindruck der Bergwelt angefüllt. Seine Seele ward gleichsam in die weiteste Kraft des Auges verlegt und bestand aus den kolossalen Massen der Erdrinde, von fernen, schneeichten Spitzen zu nahen, furchtbaren Abgründen, unter der königlichen Helle des Frühlingstags. Noch immer sah er braune Fischadler überm Zuckerhut von Sant' Agata ihre selbstvergessenen Kreise ziehn. Da verfiel er darauf, der verfemten Familie dort einen heimlichen Gottesdienst abzuhalten und eröffnete diesen Gedanken der Frau, die kummervoll auf die vom gelben Löwenzahn umwucherte Schwelle der Höhle getreten war. „Nach Soana dürft Ihr nicht kommen, wie Ihr ja selber wißt," sagte er, „würde ich Euch dazu einladen, ich und Ihr, wir würden gleich übel beraten sein."

Wiederum ward das Weib bis zu Tränen gerührt und versprach, sich an einem bestimmten Tage mit dem Bruder und den älteren Kindern vor der Kapelle von Sant' Agata einzufinden.

Als der junge Priester soweit aus dem Bereich der Wohnstätte Luchino Scarabotas und seiner fluchbeladenen Familie war, daß er von dort aus nicht mehr gesehen werden konnte, wählte er einen von der Sonne durchwärmten Block zum Ruheplatz, um über das eben Erlebte nachzudenken. Er sagte sich, daß er zwar mit einem schauerlichen Interesse, aber doch pflichtmäßig nüchternen Sinnes und ohne jeden Vorschmack von dem heraufgestiegen war, was ihn jetzt auf so ahnungsvolle Weise beunruhigte. Was war das doch? Er zupfte, strich und putzte lange an seiner Soutane herum, als ob er es dadurch loslösen könnte.

Als er nach einiger Zeit noch immer nicht die erwünschte Klarheit empfand, nahm er gewohnheitsgemäß sein Brevier aus der Tasche, aber auch das alsbald begonnene, laute Lesen befreite ihn nicht von einer gewissen wunderlichen Unschlüssigkeit. Es war ihm zumute, als ob er irgendetwas, einen wichtigen Punkt seiner Sendung, zu erledigen vergessen hätte. Deshalb wandte er seine Blicke unter der Brille immer wieder mit einer gewissen Erwartung den Weg zurück und konnte sich nicht ermannen, den begonnenen Abstieg fortzusetzen.

So verfiel er in seltsame Träumerei, aus der ihn zwei kleine Vorfälle weckten, die seine aus dem gewohnten Bereich gebrochene Phantasie mit erheblicher Übertreibung sah: erstlich zersprang ihm mit einem Knick, durch den Einfluß der kalten Bergluft, das rechte Brillenglas, und fast unmittelbar darauf hörte er ein fürchterliches Geprust über seinem Kopf und spürte einen heftigen Druck auf den Schultern.

Der junge Priester war aufgesprungen. Er lachte laut, als er die Ursache seines panischen Schreckens in einem scheckigen Geißbock erkannte, der ihm einen Beweis seines unbegrenzten Vertrauens dadurch gegeben hatte, daß er ohne jedwede Rücksicht gegen sein geistliches Gewand mit den Vorderhufen auf seine Schultern gesprungen war.

Damit begann aber erst seine höchst vertrauliche Zudringlichkeit. Der zottige Bock mit den starken, schön gewundenen Hörnern und feuerspeienden Augen war gewohnt, wie es schien, vorüberkommende Bergsteiger anzubetteln und tat dies auf eine so drollige, entschlossene und unwiderstehliche Art, daß man sich seiner nur durch die Flucht erwehren konnte. Er setzte Francesco immer wieder, hochaufgebäumt, die Hufe vor die Brust und schien entschlossen, nachdem der Bedrängte sich eine Durchschnupperung seiner Taschen hatte gefallen lassen müssen und einige Brotreste mit unglaublicher Gier verschluckt worden waren, Haar, Nase und Finger des Priesters abzuknabbern.

Eine alte, bärtige Geiß, der Glocke und Euter bis auf die Erde hing, war dem Wegelagerer nachgefolgt und begann, durch diesen ermutigt, den Priester ebenso zu bedrängen. Ihr hatte das mit Goldschnitt und Kreuz versehene Brevier besonderen Eindruck gemacht, und es gelang ihr, während Francesco mit der Abwehr eines gewundenen Bockshorns zu tun hatte, sich des Büchelchens zu bemächtigen Und seine schwarz bedruckten Blätter für grüne nehmend, aß sie, nach des Propheten Vorschrift, die heiligen Wahrheiten buchstäblich und gierig in sich hinein.

In solchen Nöten, die sich durch Ansammlung anderer, vereinzelt weidender Tiere noch gesteigert hatten, erschien mit einemmal die Hirtin als Retterin. Es war eben dasselbe Mädchen, das Francesco zuerst in der Hütte Luchinos flüchtig erblickt hatte. Er sagte, als die schlanke und starke Person, nachdem sie die Ziegen verscheucht hatte, mit frisch geröteten Wangen und lachenden Augen vor ihm stand: „Du hast mich gerettet, braves Mädchen!“ Und er setzte ebenfalls lachend hinzu, indem er sein Brevier aus den Händen der jungen Eva entgegennahm: „Es ist eigentlich wunderlich, daß ich trotz meines Hirtenamts gegen deine Herde so hilflos bin.“

Ein Priester darf sich nicht länger, als seine kirchliche Pflicht etwa erfordert, mit einem jungen Mädchen oder Weibe unterhalten, und die Gemeinde vermerkt es sofort, wenn er außerhalb der Kirche bei einer solchen Begegnung zu zweien gesehen wird. So hatte denn auch Francesco, eingedenk seines strengen Berufs, ohne sich lange zu verweilen, seinen Rückweg fortgesetzt: dennoch hatte er ein Gefühl, als ob er sich auf einer Sünde ertappt hätte und bei nächster Gelegenheit sich durch eine reuige Beichte reinigen müsse. Noch war er nicht aus dem Bereich der Herdenglocken gelangt, als der Klang einer weiblichen Stimme zu ihm drang, der ihn plötzlich wiederum alle Meditationen vergessen machte. Die Stimme war so geartet, daß er nicht auf den Gedanken kam, sie könne der eben zurückgelassenen Hirtin angehören. Francesco hatte nicht nur zu Rom die kirchlichen Sänger des Vatikans, sondern auch öfters früher mit seiner Mutter in Mailand weltliche Sängerinnen gehört, und also war ihm Koloratur und bel canto der Primadonnen nicht unbekannt. Er stand unwillkürlich still und wartete. Unzweifelhaft sind es Touristen von Mailand, dachte er und hoffte womöglich, im Vorübergehen, die Besitzerin dieser herrlichen Stimme ins Auge zu fassen. Da sie nicht kommen wollte, setzte er weiter Fuß vor Fuß, sorgsam absteigend, in die schwindelerregende Tiefe hinunter.

Was Francesco im ganzen und im einzelnen auf diesem Berufsgang erlebt hatte, war äußerlich nicht der Rede wert, wenn man die Greuel nicht in Erwägung zieht, die ihre Brutstätte in der Hütte der armen Geschwister Scarabota hatte. Aber der junge Priester fühlte sogleich, wie diese Bergfahrt für ihn ein Ereignis von großer Bedeutung geworden war, wenn er auch über den ganzen Umfang dieser Bedeutung vorläufig noch nicht entfernt Bescheid wußte. Er spürte, daß von innen heraus eine Umwandlung mit ihm vorgegangen war. Er befand sich in einem neuen Zustande, der ihm von Minute zu Minute wunderlicher und einigermaßen verdächtig war, aber doch lange nicht so verdächtig, daß er womöglich den Satan gewittert oder etwa ein Tintenfaß nach ihm geschleudert haben würde, wenn er es auch in der Tasche gehabt hätte. Die Bergwelt lag wie ein Paradies unter ihm. Zum allerersten Male wünschte er sich, mit unwillkürlich gefalteten Händen, Glück, von seinem Oberen gerade mit der Verwaltung dieser Pfarre betraut worden zu sein.

Was war, gegen diese köstliche Tiefe gehalten, Petri Tuch, das an drei Zipfeln von Engeln gehalten vom Himmel kam. Wo gab es eine für Menschenbegriffe größere Majestät, wie diese unzugänglichen Generoso-Schroffen, an denen fort und fort der dumpfe Frühlingsdonner schmelzenden Schnees in Lawinen hörbar ward.

Vom Tage seines Besuches bei den Verfemten an konnte sich Francesco zu seinem Erstaunen nicht mehr in den gedankenlosen Frieden seines früheren Daseins zurückfinden. Das neue Gesicht, das die Natur für ihn angenommen hatte, verblaßte nicht mehr, und sie wollte sich auf keine Weise in ihren früheren, unbeseelten Zustand zurückdrängen lassen. Die Art ihrer Einwirkungen, durch die der Priester nicht nur am Tage, sondern auch in seinen Träumen beängstet wurde, nannte er und erkannte er zunächst als Versuchungen. Und da der Glaube der Kirche, schon dadurch, daß er ihn bekämpft, mit dem heidnischen Aberglauben verschmolzen ist, so führte Francesco seine Verwandlung allen Ernstes auf die Berührung jenes hölzernen Gegenstandes zurück, jenes Alräunchens, das der struppige Hirt aus dem Feuer gerettet hatte. Da war unzweifelhaft noch ein Rest jener Greuel lebendig geblieben, den die Alten unter dem Namen des Phallus-Dienstes huldigten, jenes schmachvollen Kultes, der durch den heiligen Krieg des Kreuzes Jesu in der Welt niedergezwungen worden war. – Bis dahin, als er den scheußlichen Gegenstand erblickt hatte, war allein das Kreuz in Francescos Seele eingebrannt. Man hatte ihn, nicht anders, wie wenn man die Schafe einer Herde mit einem glühenden Stempel zeichnet, mit dem Brandmal des Kreuzes versehen, und dieses Stigma war, im Wachen und Träumen gegenwärtig, zum Wesenssymbol seiner selbst geworden. Nun blickte der leidige und leibhaftige Satan über dem Kreuzesbalken herab, und das höchst unsaubere, entsetzliche Satyr-Symbol nahm in immerwährendem Wettstreit mehr und mehr die Stelle des Kreuzes ein.

Francesco hatte, neben dem Bürgermeister, vor allem seinem Bischof über den Erfolg seines Hirtenganges Bericht erstattet, die Antwort, die er von ihm erhielt, war eine Billigung seines Vorgehens. „Vor allem," schrieb der Bischof, „vermeiden wir jedes laute Ärgernis." Er fand es überaus klug, daß Francesco für die armen Sünder einen besonderen und geheimen Gottesdienst auf Sant' Agata, in der Kapelle der heiligen Mutter Mariens, anberaumt hatte. Aber die Anerkennung seines Oberen konnte den

Seelenfrieden Francescos nicht herstellen, er vermochte den Gedanken nicht los zu werden, daß er von dort oben mit einer Art Bezauberung behaftet zurückgekommen sei.

In Ligornetto, wo Francesco geboren war, und wo sein Oheim, der berühmte Bildhauer, die letzten zehn Jahre seines Lebens zugebracht hatte, war noch derselbe alte Pfarrer, der ihn als Knabe in die Heilswahrheiten des katholischen Glaubens eingeführt und ihm den Weg der Gnade gewiesen hatte. Diesen alten Priester suchte er eines Tages auf, nachdem er den Weg von Soana bis Ligornetto in beiläufig drei Stunden zurückgelegt hatte. Der alte Priester hieß ihn willkommen und war mit sichtlicher Rührung bereit, die Beichte des jungen Mannes, die er ihm abzulegen wünschte, entgegenzunehmen. Natürlich absolvierte er ihn.

Francescos Gewissensnöte sind ungefähr in folgender Eröffnung, die er dem Alten machte, ausgedrückt. Er sagte: „Seit ich bei den armen Sündern auf der Alpe von Soana war, befinde ich mich in einer Art von Besessenheit. Ich schüttele mich. Es ist mir, als hätte ich nicht etwa einen anderen Rock, sondern geradezu eine andere Haut angezogen. Wenn ich den Wasserfall von Soana rauschen höre, so möchte ich am liebsten in die tiefe Schlucht hinunterklettern und mich unter die stürzenden Wassermassen stellen, stundenlang, gleichsam um äußerlich und innerlich rein und gesund zu werden. Sehe ich das Kreuz in der Kirche, das Kreuz über meinem Bett, so lache ich. Es will mir nicht gelingen, wie früher, zu weinen und zu seufzen und mir die Leiden des Heilands vorzustellen. Dagegen werden meine Augen von allerlei Gegenständen angezogen, die dem Alräunchen des Luchino Scarabota ähnlich sind. Manchmal sind sie ihm auch ganz unähnlich, und ich sehe doch eine Ähnlichkeit. Um zu studieren, um mich in das Studium der Kirchenväter recht tief versenken zu können, hatte ich Vorhänge an die Fenster meines Stübchens gemacht. Ich habe sie nun hinweg genommen. Der Gesang der Vögel, das Rauschen der vielen Bäche durch die Wiesen, an meinem Haus nach der Schneeschmelze, ja, der Duft der Narzissen störte mich. Jetzt öffne ich meine Fensterflügel weit, um das alles recht gierig zu genießen.

Dies alles beängstet mich," hatte Francesco fortgefahren, „aber es ist vielleicht nicht das Schlimmste. Schlimmer ist vielleicht, daß ich, wie durch schwarze Magie, in das Machtbereich unsauberer Teufel geraten bin. Ihr Zwicken und Zwacken, ihr freches Kitzeln und Anreizen zur Sünde, zu jeder Stunde Tages und Nachts, ist fürchterlich. Ich öffne das

Fenster, und durch ihren Zauber kommt es mir vor, als strotze der Gesang der Vögel in dem blühenden Kirschbaum unter meinem Fenster von Unzüchtigkeit. Ich werde durch gewisse Formen der Rinde der Bäume herausgefordert und durch sie, ja, durch gewisse Linien der Berge an Teile des corporis femini erinnert. Es ist ein schrecklicher Sturmlauf hinterlistiger, tückischer und häßlicher Dämonen, dem ich trotz aller Gebete und Kasteiungen überantwortet bin. Die ganze Natur, ich sage es euch mit Schaudern, rauscht, braust und donnert manchmal vor meinen erschrockenen Ohren ein ungeheures Phallus-Lied, womit sie, wie ich trotz allen Sträubens zu glauben gezwungen bin, dem erbärmlichen, kleinen, hölzernen Götzen des Hirten huldigt.

Dies alles steigert natürlich," hatte Francesco fortgefahren, „meine Unruhe und Gewissensnot, um so mehr, als ich es als meine Pflicht erkenne, gegen den Pestherd oben auf der Alp als Streiter zu Felde zu ziehen. Es ist aber immer noch nicht der ärgste Teil meines Bekenntnisses. Schlimmer ist: sogar in die eigensten Pflichten meines Berufs hat sich, mit einer gleichsam höllischen Süssigkeit, etwas wie ein alles-verwirrendes, unaustilgbares Gift gemischt. Ich bin zunächst mit reiner und heiliger Gewalt durch die Worte Jesu von dem verlorenen Schaf und dem

Hirten, der die Herde verläßt, um es von den unzugänglichen Felsen zurückzubringen, ergriffen worden. Nun aber zweifle ich, ob diese Absicht noch immer in alter Reinheit vorhanden ist. Sie hat an leidenschaftlichem Eifer zugenommen. Ich erwache des Nachts, das Gesicht in Tränen gebadet, und alles löst sich, ob der verlorenen Seelen da oben, bei mir in schluchzendes Mitleid auf. Doch wenn ich sage: verlorene Seelen, so ist hier vielleicht der Punkt, wo mit einem scharfen Schnitt die Lüge von der Wahrheit getrennt werden muß. Nämlich die sündige Seele Scarabotas und seiner Schwester wird vor meinem inneren Auge einzig und allein durch das Bild ihrer Sündenfrucht, das heißt ihrer Tochter, eingenommen.

Ich frage mich nun, ob nicht unerlaubtes Verlangen nach ihr die Ursache meines scheinbar gottgefälligen Eifers ist, und ob ich recht tue und nicht Gefahr des ewigen Todes laufe, wenn ich mein scheinbar gottgefälliges Werk fortsetze.“

Meist sehr ernst, doch einige Male lächelnd, hatte der alte, welterfahrene Priester die pedantische Beichte des Jünglings angehört. Dies war Francesco, wie er ihn kannte, mit seinem gewissenhaften, äußeren und inneren Ordnungssinn und seinem Bedürfnis nach übersichtlicher Akkuratesse und Sauberkeit. Er sagte: „Francesco, fürchte dich nicht. Schreite nur weiter deinen Weg, wie du ihn immer geschritten bist. Es kann dich nicht wundern, wenn sich die Machenschaften des bösen Feindes gerade dann am mächtigsten und gefährlichsten zeigen, wenn du daran gehst, ihm seine schon gleichsam sicheren Opfer wiederum zu entreißen.“

In befreiter Stimmung trat Francesco aus der Pfarrwohnung auf die Straße des kleinen Ortes Ligornetto heraus, in dem er seine erste Jugend verlebt hatte. Es ist ein Dörfchen, das, auf breiter Talsohle ziemlich flach gelegen, von fruchtbaren Feldern umgeben ist, auf dem über Gemüse und Halmen-Früchten sich die Weinrebe, festgedrehten, dunklen Strängen gleich, von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum herüber und hinüber schlingt. Auch diese Lage wird von den gewaltigen Schroffen des Monte Generoso beherrscht, der hier, in seiner Westseite, von seinen breiten Fundamenten aus majestätisch sichtbar wird.

Es war um die Mittagszeit und Ligornetto befand sich, wie es schien, in einem Zustand der Verschlafenheit. Francesco wurde auf seinem Gange kaum von einigen gackernden Hühnern, einigen spielenden Kindern und am Ende des Dorfes von einem klaffenden Hündchen begrüßt. Hier, nämlich am Ende des Dorfes, war, wie ein Riegel, das mit den Mitteln eines vermögenden Mannes errichtete Wohnhaus seines Oheims vorgeschoben, das buen retiro jenes Vincenzo, des Bildhauers, das nun unbewohnt und als eine Art Gedächtnisstiftung in den Besitz des Kantons Tessin übergegangen war. Francesco schritt die Stufen zu dem verlassenen und verwilderten Garten hinauf und gab alsdann dem plötzlich entstandenen Wunsche nach, auch einmal das Innere des Hauses wiederzusehen. Nahe wohnende Bauersleute, alte Bekannte, händigten ihm den Schlüssel aus.

Die Beziehungen, die der junge Priester zur Kunst hatte, waren die bei seinem Stande herkömmlichen. Sein berühmter Oheim war seit etwa zehn Jahren tot und nach dem Tage der Bestattung hatte Francesco die Räume des berühmten Künstlerheims nicht wieder gesehen. Er hätte nicht sagen können, was ihn auf einmal zum Besuche des leeren Hauses bewog, das er bisher meist nur mit flüchtiger Anteilnahme im Vorübergehen betrachtet hatte. Der Oheim war ihm niemals mehr, als eine Respektsperson, deren Wirkungskreis ihm eine fremde, nichts bedeutende Sache war.

Als Francesco den Schlüssel im Schloß gewendet und durch die in verrosteten Angeln knarrende Tür den Hausflur betrat, kam ihn ein leiser Schauder an vor der verstaubten Stille, die ihm den Treppenaufgang herab und von allenthalben aus den offenstehenden Zimmern entgegen hauchte. Gleich rechts vom Hausflur war des verstorbenen Künstlers Bibliothek, die sogleich erkennen ließ, daß hier ein bildungseifriger Mann gelebt hatte. In niedrigen Schränken fanden sich hier, außer Vasari, die sämtlichen Werke von Winckelmann, während der italienische Parnaß durch die Sonette von Michelangelo, durch Dante, Petrarca, Tasso, Ariost und andere vertreten war. In eigens gebauten Schränken war eine Sammlung von Handzeichnungen und Radierungen untergebracht, eine andere von Medaillen der Renaissance und allerlei wertvolle Seltenheiten, darunter bemalte, etruskische Tonvasen, und einige andere Antiken aus Bronze und Marmor waren im Zimmer aufgestellt. Da und dort hing ein besonders schönes Blatt von Lionardo und Michelangelo eingerahmt an der Wand, das etwa einen männlichen oder weiblichen Körper nackt darstellte. Das folgende kleine Kabinett war sogar beinahe von oben bis unten an dreien seiner Wände mit solchen Objekten angefüllt.

Von da aus trat man in einen Kuppelsaal, dessen Höhe durch mehrere Stockwerke reichte und der von oben sein Licht empfing. Hier hatte Vincenzo mit Modellierholz und Meißel gearbeitet, und die Gipsabgüsse seiner besten Schöpfungen füllten in einer gedrängten und stummen Versammlung diesen beinahe kirchlichen Raum.

Beengt, ja, beängstigt und vor dem Hall seiner eignen Schritte erschreckend, gleichsam mit bösem Gewissen war Francesco bis hierher gelangt und ging nun daran, eigentlich zum erstenmal dieses und jenes Werk des Oheims zu betrachten. Da war neben einer Statue Michelangelos Ghiberti zu sehen. Ein Dante war da, Werke, die mit Punktierungszeichen überdeckt waren, da man die Modelle vergrößert in Marmor ausgeführt hatte. Aber diese weltberühmten Gestalten konnten die Aufmerksamkeit des jungen Priesters nicht lange festhalten. Neben ihnen waren die Statuen dreier junger Mädchen aufgestellt, der Töchter eines Marchese, der vorurteilsfrei genug gewesen war, sie durch den Meister in völlig unbekleidetem Zustande porträtieren zu lassen. Dem Ansehen nach war die jüngste der jungen Damen nicht über zwölf, die zweite nicht über fünfzehn, die dritte nicht über siebzehn Jahr. Francesco erwachte erst, nachdem er die schlanken Körper lange selbstvergessen betrachtet hatte. Diese Arbeiten trugen ihre Nacktheit nicht, wie die der Griechen, als natürlichen Adel und Ebenbild der Gottheit zur Schau, sondern man empfand sie als Indiskretion aus dem Alkoven. Erstlich war die Kopie der Urbilder von diesen nicht losgelöst und als solche durchaus erkenntlich geblieben: und diese Urbilder schienen zu sagen, wir sind unanständig entblößt und gegen unseren Willen und unser Schamgefühl durch brutalen Machtspruch entkleidet worden. Als Francesco aus seiner Versenkung erwachte, pochte sein Herz, und er blickte furchtsam nach allen Seiten. Er tat nichts Schlimmes, aber er empfand es bereits als Sünde, mit solchen Gebilden allein zu sein.

Er beschloß, um nicht noch am Ende ertappt zu werden, so schnell als möglich davon zu gehen. Als er jedoch die Haustür wieder erreicht hatte, klinkte er, statt sich zu entfernen, den Türgriff von innen ins Schloß und drehte dazu noch den Schlüssel herum, so daß er nun in dem gespenstischen Hause des Toten eingesperrt, von niemand mehr überrascht werden konnte. Nachdem dies geschehen war, begab er sich vor das gipserne Ärgernis der drei Grazien zurück.

Hier kam ihn alsbald, indem sein Herzklopfen stärker wurde, ein bleicher und scheuer Wahnwitz an. Er empfand den Zwang, der ältesten unter den Marchesinnen, als wäre sie lebend, über das Haar zu streicheln. Obgleich diese Handlung offenkundig und seinem eigenen Urteil nach an Wahnsinn streifte, war sie doch noch einigermaßen priesterlich. Aber die zweite Marchesina mußte sich bereits ein Streicheln über Schulter und Arm gefallen lassen: eine volle Schulter und einen vollen Arm, der in eine weiche und zärtliche Hand endigte. Bald war Francesco an der dritten, der jüngsten Marchesina, durch weitergehende Zärtlichkeit und schließlich durch einen scheuen verbrecherischen Kuß unter die linke Brust zum fassungslos verwirrten und zerknirschten Sünder geworden, dem nicht besser zumute war, als jenem Adam, der die Stimme des Herrn vernahm, nachdem er vom Apfel der Erkenntnis gekostet hatte. Er floh. Er lief, wie gehetzt, davon.

Die folgenden Tage verbrachte Francesco teils in den Kirchen mit Gebet, teils in seiner Pfarrwohnung mit Kasteiungen. Seine Zerknirschung und seine Reue war groß. Bei einer Inbrunst der Andacht, wie er sie bisher nicht gekannt hatte, durfte er hoffen, am Schlusse über die Anfechtungen des Fleisches Sieger zu sein. Immerhin war der Kampf des guten und bösen Prinzips in seiner Brust mit ungeahnter Furchtbarkeit losgebrochen, so daß es ihm schien, als ob Gott und der Teufel zum erstenmal ihren Kampfplatz in seine Brust verlegt hätten. Auch der eigentlich unverantwortliche Teil seines Daseins, der Schlaf, bot dem jungen Klerikus keinen Frieden mehr: denn gerade diese unbewachte, nachtschlafene Zeit schien dem Satan besonders willkommen, verführerische und verderbliche Gaukeleien in der sonst so unschuldsvollen Seele des Jünglings anzurichten. Eines Nachts, am Morgen, er wußte nicht, ob es im Schlafen oder im Wachen geschehen war, sah er im weißen Lichte des Mondes die drei weißen Gestalten der schönen Töchter des Marchese in sein Zimmer und an sein Bett treten und bei genauerem Anblick erkannte er, wie jede auf magische Weise mit dem Bilde der jungen Hirtin auf der Alpe von Santa Croce verschmolzen war.

Ohne Zweifel war von dem spielzeugartig kleinen Anwesen Scarabotas bis herunter ins Zimmer des Priesters, in das die Alpe durchs Fenster sah, eine Verbindung hergestellt, deren Hanf nicht von Engeln gesponnen wurde. Francesco wußte genug von der himmlischen Hierarchie und ebenso auch genug von der höllischen, um sofort zu erkennen, wes Geistes Kind diese Arbeit war. Francesco glaubte an Hexenkunst. Erfahren in manchem Zweige der scholastischen Wissenschaft, nahm er an, daß böse Dämonen, um gewisse verderbliche Wirkungen auszuüben, sich den Einfluß der Gestirne zunutze machen. Er hatte gelernt, hinsichtlich des Körpers gehöre der Mensch zu den Himmelskörpern, der Verstand stelle ihn den Engeln gleich, sein Wille sei unter Gott geordnet, aber Gott lasse es zu, daß gefallene Engel seinen Willen von Gott ablenkten, und das Reich der Dämonen nehme durch Bündnis mit solchen schon verführten Menschen zu. Überdies könne ein zeitlicher, körperlicher Affekt, von den höllischen Geistern ausgenützt, oft die Ursache ewigen Verderbens eines Menschen sein. Kurz, der junge Priester zitterte bis ins Mark seiner Knochen und fürchtete sich vor dem giftigen Biß der Diaboli, vor den Dämonen, die nach Blut riechen, von der Bestie Behemoth und ganz besonders vor Asmodeus, dem ausgemachten Dämon der Hurerei.

Er konnte sich zunächst nicht entschließen, bei den verfluchten Geschwistern die Sünde der Hexenkunst und der Zauberei vorauszusetzen. Freilich machte er eine Erfahrung, die ihm in arger Weise verdächtig war. Jeden Tag nahm er mit heiligem Eifer und allen Mitteln der Religion eine Purifikation seines Inneren vor, um es von dem Bilde des Hirtenmädchens zu reinigen und immer wieder stand es klarer, fester und deutlicher da. Was war das für eine Malerei und für eine unzerstörbare Tafel aus Holz darunter oder was war es für eine Leinwand, die man weder durch Wasser, noch Feuer auch nur im geringsten angreifen konnte.

Wie dieses Bild sich überall vordrängte, ward manchmal Gegenstand seiner stillen und erstaunten Beobachtung. Er las ein Buch, und wenn er das weiche Antlitz, umrahmt von dem eigentümlich rötlich erdbraunen Haar, mit weiten dunklen Augen blickend, auf einer Seite sah, so blätterte er ein vorangeheftetes Blatt herum, durch das es bedeckt und versteckt werden sollte. Aber es schlug durch jedes Blatt, als ob keines vorhanden wäre, wie es sich auch sonst durch Vorhänge, Türen und Mauer im Hause und ebenso in der Kirche durchsetzte.

Bei solchen Beängstigungen und inneren Zwistigkeiten verging der junge Priester vor Ungeduld, da der bestimmte Termin für den besonderen Gottesdienst auf dem Gipfel von Sant' Agata nicht schnell genug herbeikommen wollte. Er wünschte, so bald wie möglich die übernommene Pflicht zu tun, weil er dadurch vielleicht das Mädchen den Klauen des Höllenfürsten entreißen konnte. Er wünschte noch mehr, das Mädchen wiederzusehen, was er aber am meisten ersehnte, war die Befreiung, die er bestimmt erhoffte, von seiner martervollen Verzauberung. Francesco aß wenig, brachte den größten Teil seiner Nächte wachend zu, und täglich verhärmter und bleicher werdend gerier er bei seiner Gemeinde noch mehr, als bisher, in den Geruch einer exemplarischen Frömmigkeit.

Der Morgen war endlich herbeigekommen, an dem der Pfarrer die armen Sünder in die Kapelle bestellt hatte, die hoch auf dem Zuckerhut von Sant' Agata gelegen war. Der äußerst beschwerliche Weg dort hinauf konnte unter zwei Stunden nicht zurückgelegt werden. Francesco trat um die neunte Stunde, fertig zum Gang, auf den Dorfplatz von Soana hinaus, heiteren und erfrischten Herzens und die Welt mit neugeborenen Augen betrachtend. Man naherte sich dem Anfang des Mai, und so hatte ein Tag begonnen, wie er köstlicher nicht zu denken war, aber der junge Mensch hatte Tage von gleicher Schönheit schon oft erlebt, ohne doch die Natur, so wie heut, wie den Garten Eden selbst zu empfinden. Heute umgab ihn das Paradies.

Frauen und Mädchen standen, wie meistens, um den von klarem Bergwasser überfließenden Sarkophag herum und begrüßten den Priester mit lauten Rufen. Etwas in seiner Haltung und in seinen Mienen, dazu die festliche Frische des jungen Tages hatte den Wäscherinnen Mut gemacht. Die Röcke zwischen die Beine geklemmt, so daß bei einigen die braunen Waden und Knie sichtbar waren, standen sie herabgebeugt, mit den kräftigen, ebenfalls braunen, nackten Armen wacker arbeitend. Francesco trat an die Gruppe heran. Er fand sich veranlaßt, allerhand freundliche Worte zu sagen, deren keines in einem Zusammenhange mit seinem geistlichen Amte stand und die von gutem Wetter, gutem Mut und einem zu hoffenden guten Weinjahre handelten. Zum erstenmal, wahrscheinlich durch den Besuch im Hause seines Oheims, des Bildhauers, angeregt, ließ sich der junge Priester herbei, den Ornamentfries des Sarkophages zu betrachten, der in einem Bacchantenzuge bestand und hüpfende Satyren, tanzende Flötenspielerinnen und den von Panthern gezogenen Wagen des Dionysos, des mit Trauben bekränzten Weingottes, zeigte. Es erschien ihm in diesem Augenblick nicht sonderbar, daß die Alten die steinerne Hülle des Todes mit Gestalten überschäumenden Lebens bedeckt hatten. Die Weiber und Mädchen, unter denen einige von ungewöhnlicher Schönheit waren, schwatzten und lachten bei dieser Besichtigung in ihn hinein, und zeitweilig kam es ihm vor, als ob er selbst von berauschten Mänaden umjauchzt wäre.

Dieser zweite Aufstieg in die Bergnatur war, mit dem ersten verglichen, wie der eines Menschen mit offenen Augen gegen den eines anderen gehalten, der blind von Mutterleibe ist. Francesco hatte mit zwingender Deutlichkeit das Gefühl, er sei plötzlich sehend geworden. In diesem Sinne erschien ihm die Betrachtung des Sarkophags durchaus kein Zufall, sondern tief bedeutungsvoll. Wo war der Tote? Lebendiges Wasser des Lebens füllte den offenen Stein und Totenschrein, und die ewige Auferstehung war in der Sprache der Alten auf der Fläche des Marmors verkündet. So verstand sich das Evangelium.

Freilich war dies ein Evangelium, dem wenig mit jenem, was er früher gelernt und gelehrt hatte, gemeinsam blieb. Es stammte keineswegs von den Blättern und Lettern eines Buchs, sondern viel eher kam es durch Gras, Kraut und Blumen aus der Erde gequollen oder mit dem Licht aus dem Mittelpunkt der Sonne herabgeflossen. Die ganze Natur nahm ein gleichsam sprechendes Leben an. Die Tote und Stumme ward rege, vertraulich, offen und mitteilsam. Plötzlich schien sie dem jungen Priester alles zu sagen, was sie bisher verschwiegen hatte. Er schien ihr Liebling, ihr Auserwählter, ihr Sohn zu sein, den sie, wie eine Mutter, in das heilige Geheimnis ihrer Liebe und Mutterschaft einweihte. Alle Abgründe des Schreckens, alle Ängste seiner aufgestörten Seele waren nicht mehr. Nichts war von allen Finsternissen und Bangigkeiten des vermeintlichen höllischen Sturmlaufs übrig geblieben.

Die ganze Natur strömte Güte und Liebe aus, und Francesco, an Güte und Liebe überreich, konnte ihr Güte und Liebe zurückgeben.

Sonderbar: indem er mühsam, oft von kantigen Steinen abrutschend, durch Ginster, Buchen und Brombeer-Dickicht aufwärts kletterte, umgab ihn der Frühlingsmorgen wie eine glückselige und ebenso gewaltige Symphonie der Natur, die mehr von der Schöpfung, als von Geschaffenem redete. Offen gab sich das Mysterium eines dem Tode für immer enthobenen Schöpfungswerks. Wer diese Symphonie nicht vernahm, so schien es dem Priester, der betrog sich selbst, wenn er mit dem Psalmisten „jubilate Deo omnis terra“ oder „benedicte coeli domino“ zu lobsingen sich unterfing.

In satter Fülle rauschte der Wasserfall von Soana in seine enge Schlucht hinunter. Sein Brausen klang voll und schwelgerisch. Seine Sprache konnte nicht überhört werden. Bald dumpfer, bald heller herüberschlagend, tönte im ewigen Wandel die Stimme der Sättigung. Lawinendonner löste sich von des Generoso gigantischer Schattenwand, und wenn er für Francesco hörbar ward, hatte sich die Lawine selbst, mit lautlosen Strömen von Schneegeröll, bereits in das Bett der Savaglia hinabgeschüttet. Wo gab es da irgend etwas in der Natur, das nicht in der Wandlung des Lebens begriffen und das ohne Seele war: etwas, darin nicht ein drängender Wille sich betätigte: Wort, Schrift, Gesang und treibendes Herzblut war überall. Legte die Sonne nicht wohlig eine warme Hand im Rücken zwischen seine Schultern? Zischten nicht und bewegten sich nicht die Blätter der Lorber- und Buchen-Dickichte, wenn er im Vorübergehen sie streifte? Quoll nicht das Wasser überall und zeichnete überall, leise plaudernd, die Faden- und Knotenschrift seiner Rinnsale? Las nicht er, Francesco Vela, und lasen nicht die Faserwurzeln von Myriaden kleiner und großer Gewächse darin, und war es nicht ihr Geheimnis, das in Myriaden von Blumen und Blütenkelchen sich darstellte? Des Priesters Hand erhob einen winzigen Stein und fand ihn mit rötlichen Flechten beschlagen: auch hier eine sprechende, malende, schreibende Wunderwelt, eine formende Form, die für die überall im Bilde wirkende Bildkraft des Lebens Zeugnis ablegte.

Und legten nicht die Stimmen der Vögel das gleiche Zeugnis ab, die sich in unendlich zarten, unsichtbaren Fäden über den Höhlungen des gewaltigen Felstales netzartig vereinigten? Dieses hörbare Maschennetz schien sich zuweilen für Francesco in sichtbare Fäden eines silbernen Glanzes umzuwandeln, die ein innerliches und sprechendes Feuer flimmern machte. War es nicht in Formen hörbar und sichtbar gemachte Liebe und offenbartes Glück der Natur? Und war es nicht köstlich, wie dieses Gespinst, so oft es verwehte oder zerriß, wie mit eilig fliegenden, unermüdlichen Weberschiffchen immer wieder verbunden wurde? Wo saßen die kleinen gefiederten Weber? man sah sie nicht, wenn nicht etwa ein kleiner Vogel stumm und eilig seinen Ort wechselte: die winzigsten Kehlen strömten diese alles überjubelnde, weithin tragende Sprache aus.

Wo alles quoll, wo alles pulsierte, sowohl in ihm, als um ihn herum, wußte Francesco den Platz des Todes nicht auszumitteln. Er berührte den Stamm eines Kastanienbaums und fühlte, wie er die Nahrungssäfte durch sich empordrängte. Er trank die Luft wie eine lebendige Seele ein und wußte zugleich, daß sie es war, der er das Atmen und Lobsingen seiner eigenen Seele verdankte. Und war sie es nicht allein, die aus seiner Kehle und Zunge ein sprechendes Werkzeug der Offenbarung machte? Francesco verzog vor einem wimmelnden, eifrig tätigen Ameisenhaufen einen Augenblick. Eine winzige, kleine Haselmaus war von den rätselhaften Tierchen fast ganz von ihrem grazilen Skelett präpariert worden. Sprach das köstliche, kleine Skelett und die in der Wärme des Ameisenstaates untergegangene und verschwundene Haselmaus nicht von der Unzerstörbarkeit des Lebens, und hatte nicht die Natur in ihrem Bildnerdrang oder Zwang nur die neue Form gesucht? Der Priester sah, diesmal nicht unter sich, sondern hoch über sich, wiederum die braunen Fischadler von Sant' Agata. Ihre beschwingten und gefiederten Körper trugen das Wunder des Bluts, das Wunder des pulsierenden Herzens in majestätischer Wonne durch den Raum. Aber wer mochte verkennen, daß die wechselnden Kurven ihres Flugs auf die blaue Seide des Himmels eine deutliche unverkennbare Schrift zeichneten, deren Sinn und Schönheit aufs engste mit Leben und Liebe verbunden war. Francesco war nicht anders zumut, als ob ihn die Vögel zum Lesen aufforderten. Und wenn sie mit der Bahn ihrer Flüge schrieben, so war ihnen auch die Kraft des Lesens nicht versagt. Francesco gedachte des weittragenden Blicks, der diesen geflügelten Fischern beschieden ward. Und er gedachte der zahllosen Augen der Menschen, der Vögel, der Säugetiere, der Insekten und Fische, mit denen die Natur sich selbst erblickt. Mit einem immer tieferen Staunen erkannte er sie in ihrer unendlichen Mütterlichkeit. Sie sorgte dafür, daß ihren Kindern nichts im allmütterlichen Bereich ungenossen verborgen blieb: sie waren von ihr nicht allein mit den Sinnen des Auges, des Ohrs, des Geruches, des Geschmackes und des Gefühls begabt worden, sondern sie hatte, wie Francesco fühlte, für die Wandlungen der Äonen noch unzählige, neue Sinne bereit. Was war das für ein gewaltiges Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen in der Welt! — Und eine weißliche Wolke stand über den Fischadlern. Sie glich einem strahlenden Lustgezelt. Aber auch sie verließ ihren Ort und wurde zusehends im lebendigsten Wechsel umgewandelt.

Es waren tiefe und mystische Kräfte, die dem Priester Francesco den Star gestochen hatten. Aber die Folie dieses Erlebnisses war der ihn uneingestandenermaßen beglückende Umstand, daß er vier köstliche Stunden vor sich sah, die ein Wiedersehen mit dem armen, verfemten Hirtenmädchen in sich schlossen. Dieses Bewußtsein machte ihn sicher und reich, als könne die so kostbar erfüllte Zeit nicht vorübergehen. Dort oben, ja, dort oben, wo die kleine Kapelle stand, über der die Fischadler kreisten, erwartete ihn, wie er meinte, ein Glück, um das ihn die Engel beneiden mußten. Er stieg und stieg, und der seligste Eifer beflügelte ihn. Was er dort oben vorhatte, mußte sicherlich eine Art von Verklärung über ihn ausgießen und ihn in losgelöster Himmelsnahe beinahe dem guten ewigen Hirten selbst gleich machen. „Sursum corda! Sursum corda!“ Er sprach den Gruß Francisci immer vor sich hin, während die heilige Agathe neben ihm schritt, jene Märtyrerin, der man das Kapellchen hoch oben geweiht hatte und die dem Tode durch Henkershand wie einem fröhlichen Tanze entgegengegangen war. Und hinter ihr und ihm, so kam es Francesco im eifrigen Steigen vor, folgte ein Zug von heiligen Frauen, die alle dem Liebeswunder auf dem festlichen Gipfel beiwohnen wollten. Maria selbst schritt, mit köstlich gelöstem, ambrosischen Haar und lieblichen Füßen, weit vor dem Priester und seiner Prozession der seliggesprochenen Weiber hin, damit sich unter ihrem Blick, unter ihrem Hauch, unter ihren Sohlen die Erde festlich für alle mit Blumen bedecke. „Invoco te! invoco te!“ hauchte Francesco in sich verzückt, „invoco te nostra benigna stella!“

Ohne Ermüdung war der Priester auf dem Gipfel des Bergkegels angelangt, der kaum breiter war, als es der Grundriß des kleinen dort befindlichen Gotteshauses erforderte. Er gab noch einem schmalen Rande und einem engen Vorplätzchen Raum, dessen Mitte von einer jungen, noch blätterlosen Kastanie eingenommen wurde. Ein Stück des Himmels oder von Mariens blauem Gewand schien um das Wildkirchlein hingestreut, so hatte der blaue Enzian sich um das Heiligtum ausgebreitet. Oder man konnte auch meinen, die Spitze des Berges habe sich einfach in den Azur des Himmels getaucht.

Der Chorknabe und die Geschwister Scarabota waren schon anwesend und hatten es sich unter der Kastanie bequem gemacht. Francesco erbleichte, denn seine Blicke waren vergebens, wenn auch nur flüchtig, nach der jungen Hirtin ausgewesen. Er nahm aber eine strenge Miene an und öffnete mit einem großen, rostigen Schlüssel die Kapellentür, ohne sich die Enttäuschung und den bestürzten Kampf seiner Seele merken zu lassen. Er trat in das enge Kirchlein ein, in dem der Chorknabe alsbald hinter dem Altar einiges für die Zelebrierung der Messe vorbereitete. Aus einer mitgebrachten Flasche ward etwas Weihwasser in das ausgetrocknete Becken getan, in das die Geschwister nun ihre harten und sündigen Finger tauchen konnten. Sie besprengten und bekreuzigten sich und ließen sich mit scheuer Ehrfurcht gleich hinter der Türschwelle auf die Knie nieder.

Indessen begab sich Francesco, getrieben von Unruhe, nochmals ins Freie hinaus, wo er mit einer plötzlichen stummen und tiefen Erschütterung, nach einigem Umherschreiten, etwas unterhalb der Plattform des Gipfels das Mädchen, das er suchte, über einem Sternenhimmel leuchtend blauen Enzianes ruhend fand. — „Komm herein, ich warte auf dich", rief der Priester. Sie erhob sich, anscheinend träge und sah ihn unter gesenkten Wimpern mit einem ruhigen Blicke an. Dabei schien sie in lieblicher Weichheit leise zu lächeln, was aber nur mit der natürlichen Bildung des süßen Mundes, mit dem lieblichen Leuchten der blauen Augen und den zarten Grübchen der vollen Wangen zusammenhing.

In diesem Augenblick vollzog sich die schicksalsschwere Erneuerung und Vervollkommnung des Bildes, das Francesco in seiner Seele gehegt hatte. Er sah ein kindlich unschuldvolles Madonnengesicht, dessen verwirrender Liebreiz mit einer ganz leisen, schmerzlichen Herbheit verbunden war. Die etwas starke Röte der Wangen ruhte auf einer weißen, nicht braunen Haut, aus der die feuchte Röte der Lippen mit der Glut des Granatapfels leuchtete. Jeder Zug in der Musik dieses kindlichen Hauptes war zugleich Süße und Bitterkeit, Schwermut und Heiterkeit. In seinem Blick lag schüchternes Zurückweichen und zugleich ein zärtliches Fordern: beides nicht mit der Heftigkeit tierischer Regungen, sondern unbewußt blumenhaft. Schienen die Augen das Rätsel und das Märchen der Blume in sich zu

BIBLIOTHECA REGIA

schließen, so glich die ganze Erscheinung des Mädchens vielmehr einer schönen und reifen Frucht. Dieses Haupt, wie Francesco bei sich mit Verwunderung feststellte, gehörte noch ganz einem Kinde an, soweit sich darin die Seele ausdrückte, nur eine gewisse traubenhaft schwellende Fülle deutete auf die überschrittene Grenze des Kindesalters und auf die erreichte Bestimmung des Weibes hin. Das teils erdfarbenbraune, teils von lichteren Strähnen durchzogene Haar war in schwerer Krone um Schläfe und Stirn gebunden. Etwas von schwerer, etwas von innerlich gährender, edelreifer Schläfrigkeit schien die Wimper des Mädchens niederzuziehen und gab ihren Augen eine gewisse feuchte, überdrängende Zärtlichkeit. Aber die Musik des Hauptes ging unterhalb des elfenbeinernen Halses in eine andere über, deren ewige Noten einen anderen Sinn ausdrücken. Mit den Schultern begann das Weib. Es war ein Weib von jugendlicher und reifer Fülle, das beinahe zur Überfülle neigte und das nicht zu dem kindlichen Haupte zu gehören schien. Die nackten Füße und starken gebräunten Waden trugen eine fruchthafte Fülle, die fast, wie dem Priester dünkte, zu schwer für sie war. Dieses Haupt besaß das sinnenheiße Mysterium seines isishaften Körpers unbewußt, höchstens leise ahndevoll. Aber gerade darum erkannte Francesco, daß er diesem Haupte und diesem allmächtigen Leibe rettungslos auf Tod und Leben verfallen war.

Was nun aber auch der Jüngling im Augenblick des Wiedersehens mit dem durch Erbsünde so schwer belasteten Gottesgeschöpf alles erblickte, erkannte und empfand, außer daß seine Lippen ein wenig zuckten, konnte man ihm deswegen nichts anmerken. „Wie heißt du eigentlich?“ fragte er nur die sündenerfüllte Sündlose. Die Hirtin nannte sich Agata und tat dies mit einer Stimme, die Francesco wie das Lachen einer paradiesischen Lachtaube dünkte. „Kannst du schreiben und lesen“? fragte er. Sie erwiderte: „Nein!“ „Weißt du etwas von der Bedeutung des heiligen Meßopfers?“ Sie sah ihn an und antwortete nicht. Da gebot er ihr in das Kirchlein zu treten und begab sich selbst vor ihr hinein. Hinter dem Altar half ihm der Knabe in das Meßgewand, Francesco setzte sich das Barett aufs Haupt, und die heilige Handlung konnte beginnen: nie hatte sich der junge Mensch dabei, wie jetzt, von einer so feierlichen Inbrunst durchdrungen gefühlt.

Ihm kam es vor, als wenn ihn der allgütige Gott erst jetzt zu seinem Diener berufen hätte. Der Weg priesterlicher Weihen, den er zurückgelegt hatte, schien ihm jetzt nicht mehr, als eine trockene, inhaltlose und trügerische Übereilung zu sein, die mit dem wahrhaft Göttlichen nichts gemein hatte. Nun aber war die göttliche Stunde, die heilige Zeit in ihm angebrochen. Die Liebe des Heilands war wie ein himmlischer Feuerregen, in dem er stand, und durch den alle Liebe seines eigenen Innern plötzlich befreit und entflammt wurde. Mit unendlicher Liebe weitete sich sein Herz in die ganze Schöpfung hinein und ward mit allen Geschöpfen im gleichen, entzückten Pulsschlag verbunden. Aus diesem Rausch, der ihn fast betäubte, brach das Mitleid mit aller Kreatur, brach der Eifer für das Göttlichgute mit verdoppelter Kraft hervor, und er glaubte nun erst die heilige Mutterkirche und ihren Dienst ganz zu verstehen. Er wollte nun mit einem ganz anderen, erneuten Eifer ihr Diener werden.

Und wie hatte ihm nicht der Weg, der Aufstieg zu diesem Gipfel, das Geheimnis erschlossen, nach dessen Sinn er Agata gefragt hatte. Ihr Schweigen, vor dem er selber stumm geworden war, bedeutete ihm, ohne daß er es merken ließ, gemeinsames Wissen durch Offenbarung, die ihnen beiden nun widerfahren war. War nicht die ewige Mutter der Inbegriff aller Wandlungen und hatte er nicht die verwahrlosten und im Finsteren tappenden, verlorenen Gotteskinder auf diesen überirdischen Gipfel gelockt, um ihnen das Wandlungswunder des Sohnes, das ewige Fleisch und Blut der Gottheit zu weisen? So stand der Jüngling und hob den Kelch, mit überströmenden Augen, voll Freudigkeit. Es kam ihm vor, als ob er selber zum Gott würde. In diesem Zustand der Auserwählten, des heiligen Werkzeugs, den er empfand, fühlte er sich mit unsichtbaren Organen in alle Himmel hineinwachsen, in einem Gefühl von Freude und Allgewalt, das ihn, wie er glaubte, über das ganze wimmelnde Gezücht der Kirchen und ihrer Pfaffheit unendlich erhob. Sie sollten ihn sehen, die Augen zu ihm in die schwindelnde Höhe seines Altars, auf dem er stand, mit staunender Ehrfurcht emporrichten. Denn er stand auf dem Altar in einem ganz anderen und höheren Sinne, als Petri Schlüsselhalter, der Papst, es nach seiner Erwählung tut. Krampfhaft verzückt hielt er den Kelch der Eucharistia und der Wandlungen, als ein Symbol des ewig sich neu gebärenden Gottesleibes der ganzen Schöpfung in die Unendlichkeit des Raums, wo es wie eine zweite, hellere Sonne leuchtete. Und während er seines Erachtens eine Ewigkeit, in Wirklichkeit zwei oder drei Sekunden, dastand mit dem erhobenen Heiligtum, kam es ihm vor, als ob der Zuckerhut von Sant' Agata von unten bis oben mit lauschenden Engeln, Heiligen und

Aposteln bedeckt wäre. Allein beinahe noch herrlicher schien ihm ein dumpfer Paukenlaut und ein Reigen schön gekleideter Frauen, der sich, verbunden mit Blumengewinden, klar durch die Mauern sichtbar, rund um die kleine Kapelle bewegte. Dahinter drehten sich in verzückter Raserei die Mänaden des Sarkophags, tanzten und hüpften die ziegenfüßigen Satyrn, deren einige das hölzerne Fruchtbarkeitssymbol des Luchino Scarabota in fröhlicher Prozession umhertrugen.

Der Abstieg nach Soana brachte Francesco eine grüblerische Ernüchterung, wie jemandem, der die letzte Hefe aus dem Becher des Rausches getrunken hat. Die Familie Scarabota war nach der Messe davongegangen: Bruder, Schwester und Tochter hatten beim Abschied dankbar die Hand des jungen Priesters geküßt.

Wie er nun mehr und mehr in die Tiefe stieg, wurde ihm ebenso mehr und mehr der Zustand seiner Seele verdächtig, in dem er dort oben die Messe gelesen hatte. Auch der Gipfel von Sant'Agata war sicherlich früher eine irgendeinem Abgott geweihte, heidnische Kultstätte, was ihn da oben scheinbar mit dem Brausen des heiligen Geistes ergriffen hatte, vielleicht dämonische Einwirkung jener enttronten Theokratie, die Jesus Christus gestürzt hatte, deren verderbliche Macht aber vom Schöpfer und Lenker der Welt immer noch zugelassen war. In Soana und in seinem Pfarrhause angelangt, hatte das Bewußtsein, sich einer schweren Sünde schuldig gemacht zu haben, den Priester ganz eingenommen, und seine Ängste deswegen wurden so hart, daß er noch vor dem Mittagessen die Kirche betrat, die Wand an Wand mit seiner Wohnung lag, um sich in heißen Gebeten dem höchsten Mittler anzuvertrauen und womöglich in seiner Gnade zu reinigen.

In einer deutlich gefühlten Hilflosigkeit bat er Gott, ihn den Angriffen der Dämonen nicht auszuliefern. Er spüre sehr wohl, so bekannte er, wie sie sein Wesen auf allerlei Weise angriffen, jenachdem einengten oder über seine bisherigen, heilsamen Grenzen ausdehnten und in erschrecklicher Weise verwandelten. „Ich war ein sorgsam angebautes, kleines Gärtlein zu deiner Ehre,“ sagte Francesco zu Gott. „Nun ist es in einer Sintflut ertrunken, die vielleicht durch Einflüsse der Planeten steigt und steigt, und auf deren uferlosen Fluten ich in einem winzigen Kahne umhertreibe. Früher wußte ich genau meinen Weg. Es war derselbe, den deine heilige Kirche ihren Dienern vorzeichnet. Jetzt werde ich mehr getrieben, als daß ich des Zieles und des Weges sicher bin.

Gib mir,“ flehte Francesco, „meine bisherige Enge und meine Sicherheit und gebiete den bösen Engeln, sie mögen davon ablassen, ihre gefährlichen Anschläge gegen deinen hilflosen Diener zu richten. Führe, o führe uns nicht in Versuchung. Ich bin zu den armen Sündern hinaufgestiegen in Deinem Dienst, mache, daß ich mich in den festbeschränkten Kreis meiner heiligen Pflichten zurückfinde.“

Francescos Gebete hatten nicht mehr die einstige Klarheit und Übersicht. Er bat um Dinge, die einander ausschlossen. Er ward mitunter selbst zweifelhaft, ob der Strom der Leidenschaft, der seine Bitten trug, vom Himmel oder aus einer anderen Quelle stamme. Das heißt: er wußte nicht recht, ob er nicht etwa den Himmel im Grunde um ein höllisches Gut anflehe. Es mochte christlichem Mitleid und priesterlicher Sorge entsprungen sein, wenn er die Geschwister Scarabota in sein Gebet einbezog. Verhielt es sich aber ebenso, wenn er inbrünstig bis zu glühenden Tränen den Himmel um die Rettung Agatas anflehte?

Auf diese Frage konnte er einstweilen noch mit Ja antworten, denn die deutliche Regung des mächtigsten Triebes, die er beim Wiedersehen des Mädchens gespürt hatte, war in eine schwärmerische

Empfindung für etwas unendlich Reines übergegangen. Diese Verwandlung war die Ursache, daß Francesco nicht merkte, wie sich die Frucht der Todsünde anstelle Mariens, der Mutter Gottes, eindrängte und für seine Gebete und Gedanken gleichsam die Inkarnation der Madonna war. Am ersten Mai begann in der Kirche von Soana, wie überall, ein besonderer Mariendienst, dessen Wahrnehmung die Wachsamkeit des jungen Priesters noch besonders einschläferte. Immer, Tag für Tag, gegen die Zeit der Abenddämmerung, hielt er, hauptsächlich vor den Frauen und Töchtern Soanas, einen kleinen Diskurs, der die Tugenden der gebenedeiten Jungfrau zum Gegenstand hatte. Vorher und nachher erscholl das Schiff der Kirche, bei offener Tür, in den Frühling hinaus, zu Ehren Mariens von Lobgesang. Und in die alten, köstlichen, nach Text und Musik so lieblichen Weisen, mischte sich von außen fröhlicher Spatzenlärm und aus den nahen, feuchten Schluchten die süßeste Klage der Nachtigall. In solchen Minuten war Francesco, scheinbar im Dienste Mariens, dem Dienste seines Idols ganz hingegeben.

Hätten die Mütter und Töchter Soanas geahnt, daß sie in den Augen des Priesters eine Gemeinschaft bildeten, die er Tag für Tag zur Verherrlichung dieser verhaßten Sündenfrucht in die Kirche zog, oder darum, um sich auf den andachtsvollen Klängen des Marien-Gesanges zu der fern und hoch am Felsen klebenden, kleinen Alm emportragen zu lassen, man würde ihn sicher gesteinigt haben, so aber schien es, als wüchse mit jedem Tag vor den staunenden Augen der ganzen Gemeinde des jungen Klerikers Frömmigkeit. Nach und nach wurde alt und jung, reich und arm, kurz jedermann, vom Sindaco bis zum Bettler, vom Kirchlichsten bis zum Gleichgültigsten, in den heiligen Maienrausch Francescos hineingezogen.

Sogar die langen einsamen Wege, die er nun öfters unternahm, wurden zugunsten des jungen Heiligen ausgelegt. Und doch wurden sie nur unternommen in der Hoffnung, daß ein Zufall ihm einmal bei solcher Gelegenheit Agata in den Wurf führen könne. Denn er hatte bis zum nächsten, besonderen Gottesdienst für die Familie Scarabota in seiner Scheu, sich zu verraten, einen Zwischenraum von mehr als acht Tagen angesetzt, der ihm jetzt unerträglich lang wurde.

Noch immer sprach die Natur in jener aufgeschlossenen Weise zu ihm, die er zuerst auf dem Gange nach Sant' Agata, auf der Höhe des kleinen Heiligtums wahrgenommen hatte. Jeder Grashalm, jede Blume, jeder Baum, jedes Wein- und Epheublatt waren nur Worte einer aus dem Urgrund des Seins aufklingenden Sprache, die, in tiefster Stille selbst, mit gewaltigem Brausen redete. Nie hatte eine Musik so sein ganzes Wesen durchdrungen und, wie er meinte, mit heiligem Geist erfüllt.

Francesco hatte den tiefen, ruhigen Schlaf seiner Nächte eingebüßt. Der mystische Weckruf, der ihn getroffen hatte, schien sozusagen den Tod getötet und seinen Bruder, den Schlaf, verbannt zu haben. Jede dieser von überall quellendem Leben durchpulsten Schöpfungsnächte ward für Francescos jungen Körper zur heiligen Offenbarungszeit: so zwar, daß es ihm manchmal zumute war, als ob er den letzten Schleier vom Geheimnis der Gottheit fallen fühlte. Oft, wenn er aus heißen Träumen, die beinahe ein Wachen darstellten, in das Wachen der Sinne überging, draußen der Fall von Soana doppelt so laut, als am Tage rauschte, der Mond mit den Finsternissen der mächtigen Klüfte kämpfte und schwarzes Gewölk, gigantisch murrend, die höchsten Spitzen des Generoso verdüsterte, zitterte Francescos Leib von Gebeten, inbrünstig, wie nie zuvor, und ähnlich, wie wenn ein durstiger Stamm, dessen Wipfel der Frühlingsregen tränkt, im Winde erschauert. In diesem Zustande rang er voll Sehnsucht mit Gott, ihn in das heilige Schöpfungswunder, wie in den brennenden Kern des Lebens, einzuweihen, in dieses allerheiligste, innerste Etwas, das von dort aus alles Dasein durchdringt. Er sprach: „Von dort, o du mein allmächtiger Gott, dringt dein stärkstes Licht! von diesem in nie zu erschöpfenden Feuerwellen strömenden Kern verbreitet sich alle Wonne des Daseins und das Geheimnis der tiefsten Lust. Lege mir nicht eine fertige Schöpfung in den Schoß, o Gott, sondern mache mich zum Mitschöpfer. Laß mich teilnehmen an deinem nie unterbrochenen Schöpfungswerk: denn nur dadurch, und durch nichts anderes, vermag ich auch deines Paradieses teilhaft zu werden." Unbekleidet lief Francesco, um die Glut seiner Glieder zu kühlen, im Zimmer bei weitgeöffnetem Fenster umher und ließ die Nachtluft um seinen Leib fluten. Dabei kam es ihm vor, als ruhe das schwarze Gewitter über dem riesenhaften Felsrücken des Generoso, wie ein ungeheurer Stier über einer Ferse ruht, schnaube Regen aus seinen Nüstern, murre, schieße zuckende Blitze aus düster flammenden Augen und übe mit keuchender Flanke das zeugende Werk der Fruchtbarkeit.

Vorstellungen wie diese waren durchaus heidnischer Art, und der Priester wußte es, ohne daß es ihn jetzt beunruhigte. Er war allbereits zu sehr in die allgemeine Betäubung drängender Frühlingskräfte versunken. Der narkotische Brodem, der ihn erfüllte, löste die Grenzen seiner engen Persönlichkeit und weitete ihn ins Allgemeine. Überall wurden Götter geboren in der frühen, toten Natur. Und auch die Tiefen von Francescos Seele erschlossen sich und sandten Bilder herauf von Dingen, die im Abgrund der Jahrmillionen versunken lagen.

In einer Nacht hatte er, im Zustande halben Wachens, einen schweren und in seiner Art furchtbaren Traum, der ihn in eine grausige Andacht versenkte. Er ward gleichsam zum Zeugen eines Mysteriums, das eine schreckliche Fremdheit und zugleich etwas, wie Weihungen einer uralten, unwiderstehlichen Macht ausatmete. Irgendwo versteckt in den Felsen des Monte Generoso schienen Klöster gelegen zu sein, aus denen herab gefährliche Steige und Felstreppchen in unzugängliche Höhlen führten. Diese Felssteige klommen in feierlichem Zuge, einer hinter dem anderen, bärtige Männer und Greise in braunen Kutten herab, die aber in der Versunkenheit ihrer Bewegungen, sowie in der Entrücktheit ihrer Gesichter schauerlich wirkten und zur Ausübung eines schrecklichen Kultes verdammt schienen. Diese beinahe riesenhaften und wilden Gestalten waren auf eine beklemmende Weise ehrwürdig. Sie kamen hochaufgerichtet herab, mit gewaltig verwilderten, buschigen Häuptern, an denen sich Haupt- und Barthaar vermischte. Und diesen Vollstreckern eines unbarmherzigen und tierischen Dienstes folgten Weiber nach, die nur von den mächtigen Wogen ihres Haars, wie von schweren, goldenen oder schwarzen Mänteln bedeckt waren. Während das Joch des furchtbaren Triebs die wortlos abwärtssteigenden Traumeremiten starr und besinnungslos gefangen hielt, lag eine Demut über den Weibern, gleichwie über Opfertieren, die sich selber einer schrecklichen Gottheit darbringen. In den Augen der Mönche lag stille, besinnungslose Wut, als wenn der giftige Biß eines tollen Tiers sie verwundet und ihnen einen Wahnwitz ins Blut gesetzt hatte, dessen rasender Ausbruch zu erwarten war. Auf den Stirnen der Weiber, in ihren andächtig fromm gesenkten Wimpern lag eine erhabene Feierlichkeit.

Endlich hatten die Anachoreten des Generoso sich, wie lebende Götzen, vereinzelt in flache Höhlen der Felswand gestellt, und es begann ein ebenso häßlicher, als erhabener Phallusdienst. So scheußlich er war – und Francesco erschrak in der tiefsten Seele – so schauerlich war er in seinem tödlichen Ernst und seiner bangen Heiligkeit. Mächtige Eulen revierten mit durchdringendem Schrei an den Felswänden, beim Sturze des Wasserfalls und im magischen Lichte des Monds, aber die gewaltigen Rufe der großen Nachtvögel wurden von den herzerstarrenden Schmerzensschreien der Priesterinnen übertönt, die an den Qualen der Lust dahinstarben.

Der Tag des Gottesdienstes für die armen, verfemten Sennhirten war endlich wieder herangekommen. Er glich schon am Morgen, als der Priester Francesco Vela sich erhob, keinem unter allen früheren, die er jemals erlebt hatte. So springen im Leben jedes bevorzugten Menschen unerwartet und ungerufen Tage, wie blendende Offenbarungen auf. Der Jüngling hatte an diesem Morgen nicht den Wunsch, weder ein Heiliger, noch ein Erzengel, noch selbst ein Gott zu sein. Vielmehr beschlich ihn leise Furcht, Heilige, Erzengel und Götter möchte der Neid ihm zu Feinden machen: denn er kam sich an diesem Morgen über Heilige, Engel und Götter erhaben vor. Aber oben auf Sant' Agata wartete seiner eine Enttäuschung. Sein Idol, das den Namen der Heiligen trug, hatte sich von dem Kirchgang ausgeschlossen. Von dem erbleichenden Priester gefragt, brachte der rauhe, vertierte Vater nur rauhe, vertierte Laute heraus, während die Gattin, die zugleich seine Schwester war, die Tochter mit häuslicher Arbeit entschuldigte. Hierauf ward die heilige Funktion durch Francesco auf eine so teilnahmslose Weise erledigt, daß er am Schlusse der Messe nicht recht wußte, ob er sie schon begonnen habe. Im Innern durchlebte er Höllenpein, ja, solche Zustände, die, einem wirklichen Höllensturz vergleichbar, aus ihm einen armen Verdammten machten.

Nachdem er den Ministranten zugleich mit den Geschwistern Scarabota entlassen hatte, stieg er, noch immer vollkommen fassungslos, an irgendeiner Seite des steilen Kegels bergab, ohne sich eines Zieles, noch weniger irgendeiner Gefahr bewußt zu sein. Wieder hörte er Rufe hochzeitlich kreisender Fischadler. Aber sie klangen ihm wie Hohn, der sich aus trügerisch leuchtendem Äther herabschüttete. Im Geröll eines trockenen Wasserlaufs rutschte er keuchend und springend ab, während er wirre Gebete und Flüche wimmerte. Er fühlte Foltern der Eifersucht. Obgleich etwas Weiteres nicht geschehen war, als daß die Sünderin Agata durch irgendetwas auf der Alpe von Soana festgehalten wurde, erschien es dem Priester ausgemacht, daß sie einen Buhlen besaß und die der Kirche gestohlene Zeit in seinen verruchten Armen zubrachte. Während ihm durch ihr Fernbleiben mit einem Schlage die Größe seiner

Abhängigkeit zum Bewußtsein kam, fühlte er abwechselnd Angst, Bestürzung und Wut, den Drang, sie zu strafen und um Rettung aus seiner Not, das heißt um Gegenliebe zu betteln. Er hatte den Stolz des Priesters noch keineswegs abgestreift: es ist dies der wildeste und unbeugsamste! und dieser Stolz war aufs tiefste verletzt worden. Für ihn war das Ausbleiben Agatas dreifache Demütigung. Die Sünderin hatte den Mann an sich, den Diener Gottes und den Geber des Sakramentes verworfen. Der Mann, der Priester, der Heilige wand sich in Krampfen getretener Eitelkeit und schäumte, wenn er des bestialischen Kerls, Hirt oder Holzknecht, gedachte, den sie inzwischen wahrscheinlich ihm vorzog.

Mit zerrissener und bestaubter Soutane, beschundenen Händen und zerkratztem Gesicht gelangte Francesco nach einigen Stunden wilden und irren Umherkletterns, Schlucht ab, Schlucht auf, zwischen Ginstergebüsch, über brausendes Bergwasser, in eine Gegend des Generoso, wo Herdengeläut sein Ohr berührte. Welchen Ort er somit erreicht hatte, war ihm nicht einen Augenblick zweifelhaft. Er blickte auf das verlassene Soana hinunter, auf seine Kirche, die bei heller Sonne deutlich zu sehen war, und erkannte die Menge, die nun vergeblich dem Heiligtum zuströmte. Jetzt eben hätte er sollen das Meßgewand in der Sakristei übertun. Aber er hätte viel eher ein Seil um die Sonne legen und diese herabziehen können, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die unsichtbaren Fesseln zu zerreißen, die ihn gewaltsam nach der Alpe zogen.

Eben wollte den jungen Pfarrer etwas, wie Selbstbesinnung anwandeln, als ein duftender Rauch, von der frischen Bergluft getragen, ihm in die Nase stieg. Unwillkürlich forschend umherblickend, bemerkte er nicht sehr fern eine sitzende Mannesgestalt, die ein Feuerchen zu behüten schien, an dessen Rand ein blechernes Gefäß, wahrscheinlich gefüllt mit einer Minestra, dampfte. Der Sitzende sah den Priester nicht, denn er hatte ihm seinen Rücken zugekehrt. So konnte der Priester wiederum nur einen runden, beinahe weißwolligen Kopf, einen starken und braunen Nacken unterscheiden, während Schulter und Rücken von einer durch Alter, Wetter und Wind erdfarbgewordenen Jacke bedeckt waren, die nur lose darüber hing. Der Bauer, Hirt oder Holzfäller, was er nun sein mochte, saß, gegen das Feuerchen hingebeugt, dessen kaum sichtbare Flammen vom Berghauch gedrückt, wagrecht an der Erde hinzüngelten und Rauchschwaden flachhin aussendeten. Er war augenscheinlich in eine Arbeit vertieft, eine

Schnitzelei, wie sich bald herausstellte, und schwieg zumeist, wie jemand, der bei dem, was er gerade tut, Gott und die Welt vergessen hat. Als Francesco, aus irgendeinem Grunde ängstlich jede Bewegung vermeidend, längere Zeit gestanden hatte, fing der Mann oder Bursche am Feuer leise zu pfeifen an, und einmal ins Musizieren gekommen, schickte er plötzlich aus melodischer Kehle abgerissene Stücke irgendeines Liedes in die Luft.

Das Herz Francescos pochte gewaltig. Es war nicht deshalb, weil er so heftig schluchtab, schluchtauf gestiegen war, sondern aus Gründen, die teils aus der Sonderbarkeit seiner Lage, teils von dem eigentümlichen Eindruck herrührten, den die Nähe des Menschen am Feuer in ihm hervorbrachte. Dieser braune Nacken, dieses krause, gelblichweiße Gelock des Kopfes, die jugendlich strotzende Körperlichkeit, die man unter dem schäbigen Umhang ahnte, das spürbar freie und wunschlose Behagen des Bergbewohners: alles zusammen ging blitzartig in Francescos Seele eine Beziehung ein, in der seine krankhafte und gegenstandslose Eifersucht noch qualvoller aufloderte.

Francesco schritt auf das Feuer zu. Es wäre ihm doch nicht gelungen, verborgen zu bleiben; und er war überdies von unwiderstehlichen Kräften angezogen. Da wandte sich der Bergmensch herum, zeigte ein Antlitz voll Jugend und Kraft, wie es ähnlich der Priester noch niemals gesehen hatte, sprang auf und blickte den Kommenden an.

Es war Francesco nun klar, daß er es mit einem Hirten zu tun hatte, da die Schnitzelei, die jener verfertigte, eine Schleuder war. Er bewachte die braun und schwarz gefleckten Rinder, die, da und dort sichtbar, im ganzen entfernt und versteckt, zwischen Gestein und Gesträuch herumkletterten, nur durch das Geläute verraten, die der Stier und eine und die andere Kuh am Halse trug. Er war ein Christ: und was hätte er zwischen allen diesen Bergkapellen und Madonnenbildern der Gegend auch anderes sein sollen? Aber er schien auch ein ganz besonders ergebener Sohn der heiligen Kirche zu sein, denn er küßte, sogleich das Gewand des Priesters erkennend, Francesco mit scheuer Inbrunst und Demut die Hand.

Sonst aber, wie dieser sogleich erkannte, hatte er mit den übrigen Kindern der Parochie keine Ähnlichkeit. Er war stärker und untersetzter gebaut, seine Muskeln hatten etwas Athletisches, sein Auge schien aus dem blauen See in der Tiefe genommen zu sein und an Weitblick dem der braunen Fischadler gleich, die, wie immer, hoch um Sant' Agata kreisten. Seine

Stirn war niedrig, die Lippen wulstig und feucht sein Blick und Lächeln von derber Offenheit. Verstecktes und Lauerndes, wie es manchem Südländer eigen ist, war ihm nicht anzumerken. Von alledem gab sich Francesco, Auge in Auge mit dem blonden jungen Adam des Monte Generoso, Rechenschaft und gestand sich, daß er einen so urwüchsig schönen Lümmel noch nicht gesehen hatte.

Um den wahren Grund seines Kommens zu verbergen und sein Erscheinen zugleich verständlich zu machen, log er, daß er einem Sterbenden das Sakrament in einer entlegenen Hütte gereicht und dann den Heimweg ohne seine Ministranten angetreten habe. Dabei habe er sich verirrt, sei abgeglitten und abgerutscht und wünsche nun auf den rechten Weg gewiesen zu sein, nachdem er sich ein wenig geruht habe. Diese Lüge glaubte der Hirt. Mit derbem Lachen und seine gesunden Zahnreihen zeigend, aber doch mit Verlegenheit, begleitete er die Erzählung des Geistlichen und machte ihm einen Sitz zurecht, die Jacke von seinen Schultern werfend und über den Wegrand am Feuer ausbreitend. Hierbei wurden seine braunen und blanken Schultern, ja, der ganze Oberkörper bis zum Gürtel entblößt, und es zeigte sich, daß er ein Hemd nicht anhatte.

Mit diesem Naturkinde ein Gespräch anzufangen, hatte beträchtliche Schwierigkeiten. Es schien ihm peinlich, mit dem geistlichen Herrn allein zu sein. Nachdem er eine Weile kniend ins Feuer geblasen, Reisig dazu getan, ab und zu den Deckel des Kochgeschirrs gelüftet und dazu Worte in einer unverständlichen Mundart gesprochen hatte, stieß er urplötzlich einen gewaltigen Juchzer aus, der von den Felsbastionen des Generoso zurück und in vielfachem Echo widerhallte.

Kaum daß dieses Echo verklungen war, so hörte man etwas mit lautem Kreischen und Gelächter sich annähern. Es waren verschiedene Stimmen, die Stimmen von Kindern, von denen sich eine abwechselnd lachende und nach Hilfe rufende, weibliche Stimme unterschied. Beim Klang dieser Stimme fühlte Francesco seine Arme und Füße absterben, und es war ihm zugleich, als ob sich eine Macht ankündige, die, verglichen mit der, die sein natürliches Dasein hervorgebracht hatte, das Geheimnis des wahren, des wirklichen Lebens enthielt. Francesco brannte wie der Dornbusch des Herrn, aber äußerlich war ihm nichts anzumerken. Während sein Inneres sekundenlang ohne Besinnung war, fühlte er eine unbekannte Befreiung und zugleich eine ebenso süße, als rettungslose Gefangenschaft.

Inzwischen hatten sich die von Gelächter erstickten, weiblichen Notrufe angenähert, bis an der Wendung eines abschüssigen Steiges ein ebenso unschuldiges, als freilich auch ungewöhnliches, bukolisches Bild sichtbar ward. Ebenderselbe scheckige Ziegenbock, der den Priester Francesco bei seinem ersten Besuch auf der Alm belästigt hatte, führte, prustend und widerspenstig, einen kleinen Bacchantenzug, wobei er, von lärmenden Kindern verfolgt, die einzige Bacchantin des Trupps rittlings auf seinem Rücken trug. Das schöne Mädchen, das Francesco, wie er glaubte, zum ersten Male erblickte, hielt die gewundenen Hörner des Bockes kräftig gefaßt, so stark sie sich aber nach rückwärts bog, den Hals des Tieres mit sich reißend, vermochte sie doch nicht, weder es zum Stillstand zu zwingen, noch von seinem Rücken herunterzusteigen. Irgendein Spaß, den sie den Kindern zuliebe vielleicht unternommen haben mochte, hatte das Mädchen in diese hilflose Lage gebracht, wie sie, nicht eigentlich sitzend, sondern zu beiden Seiten des ungeeigneten Reittieres mit nackten Füßen die Erde berührend, weniger getragen ward, als schritt und doch, ohne einen Fall zu tun, von dem ungebärdigen, feurigen Bock nicht los konnte. So hatte sich ihr Haar gelöst, die Tragbänder ihres groben Hemdes waren von den

Schultern geglitten, so daß eine köstliche Halbkugel sichtbar ward, und die so wie so kaum bis zur Wade reichenden Röckchen der Hirtin langten jetzt noch weniger zu, ihre üppigen Knie zu bedecken.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor der Priester sich bewußt wurde, wer eigentlich die Bacchantin war, und daß er in ihr den lechzend gesuchten Gegenstand seiner marternden Sehnsucht vor sich hatte. Die Schreie des Mädchens, ihr Lachen, ihre unfreiwillig wilden Bewegungen, ihr fesselloses, fliegendes Haar, der geöffnete Mund, die hoch und stoßweis atmende Brust, die ganze gleichsam erzwungene und doch freiwillige Tollkühnheit des übermütigen Ritts, hatten sie äußerlich ganz verändert. Eine rosige Glut überzog ihr Gesicht und mischte Lust und Angst mit Schamhaftigkeit, die sich drollig und lieblich ausdrückte, wenn etwa blitzschnell eine der Hände vom Horne des Bockes fort nach dem gefährlich verschobenen Rocksaum fuhr.

Francesco war gebannt und dem Bilde verfallen, als wäre es mit der Kraft zu lähmen begabt. Es erschien ihm schön, auf eine Art, die ihm nicht im entferntesten die naheliegende Ähnlichkeit mit einem Hexenritt in Erinnerung brachte. Dagegen belebten sich seine antikischen Eindrücke. Er gedachte des marmornen Sarkophags, der, immer von klarem Bergwasser überfließend, am Dorfplatze in Soana stand, und dessen Bildnerei er jüngst studiert hatte. War es nicht so, als hätte diese steinerne und doch so lebendige Welt des bekränzten Weingotts, der tanzenden Satyrn, der panthergezogenen Triumphwagen, der Flötenspielerinnen und Bacchantinnen, sich in die steinernen Ödeneien des Generoso versteckt, und als wäre plötzlich eine der gottbegeisterten Weiber, von dem rasenden Bergkult der Mänaden abgesprengt, überraschend ins Gegenwartleben getreten.

Hatte Francesco nicht sogleich Agata, so hatte dafür der Bock den Priester sofort erkannt: weshalb er ihm seine vergeblich schreiende und widerstrebende Last geradeswegs zuschleppte, und indem er, ganz ohne Umstände, mit seinen beiden gespaltenen Vorderhufen auf den Schoß des Priesters trat, bewirkte er, daß seine Reiterin, endlich erlöst, von seinem Rücken langsam herunterglitt.

Nachdem das Mädchen begriffen hatte, daß ein Fremder zugegen war, und als sie nun gar in diesem Fremden Francesco erkannte, versiegte ganz plötzlich ihr Lachen und ihre Munterkeit, und ihr Antlitz, das noch eben vor Lust geglänzt hatte, nahm eine gleichsam trotzige Blässe an.

„Warum bist du heut nicht zur Kirche gekommen?“ Francesco tat diese Frage, sich erhebend, in einem Ton und mit einem Ausdruck seines bleichen Gesichts, den man als einen zornigen deuten mußte, obgleich er eine andere Erregung des Gemütes als Ursache hatte. Sei es, weil er diese Erregung verstecken wollte, oder aus Verlegenheit, ja Hilflosigkeit, oder weil wirklich der Seelsorger in ihm in Entrüstung geriet: der Zorn nahm zu und trat in einer Weise hervor, der den Hirten befremdet aufblicken machte, dem Mädchen aber nacheinander die Röte und Blässe der Bestürzung und Scham ins Antlitz trieb.

Aber während Francesco sprach und mit Worten strafte – Worten, die ihm geläufig waren, ohne daß seine Seele in ihnen zu sein brauchte, war es in seinem Inneren still, und während die Adern seiner alabasternen Stirn aufschwollen, empfand er die Wonnen einer Erlösung. Die noch eben empfundene, tiefste Lebensnot war in Reichtum verwandelt, der marternde Hunger in Sättigung, die noch eben verfluchte, infernalische Welt troff jetzt vom Glanze des Paradieses. Und indem sich die Wollust seines Zornes stärker und stärker ergoß, wurde sie selber stärker und stärker. Er hatte den verzweifelten Zustand nicht vergessen, in dem er soeben gewesen war, aber es jubilierte in ihm, und er mußte ihn segnen und wieder segnen. Dieser Zustand war ja die Brücke gewesen zur Seligkeit. So weit war Francesco allbereits in die magischen Kreise der Liebe hineingeraten, daß die bloße Gegenwart des geliebten Gegenstandes jenen Genuß mit sich brachte, der mit Glück betäubt und an eine noch so nahe Entbehrung nicht denken läßt.

Bei alledem fühlte der junge Priester und verbarg sich nicht mehr, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Der wahre Zustand seines Wesens war gleichsam nackt hervorgetreten. Die tolle Jagd, die er hinter sich hatte, er wußte es wohl, war von der Kirche nicht vorgezeichnet und außerhalb des geheiligten Wegenetzes, das seinem Wirken deutlich und streng gezogen war. Zum erstenmale geriet nicht nur sein Fuß, sondern auch seine Seele in die Weglosigkeit und es kam ihm vor, als wenn er nicht so als Mensch, sondern eher als ein fallender Stein, ein fallender Tropfen, ein vom Sturme getriebenes Blatt, an die Stelle, auf der er nun stand, gelangt wäre.

Jedes seiner zornigen Worte belehrte Francesco, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig war, hingegen aber gezwungen wurde, um jeden Preis Gewalt über Agata zu suchen und auszuüben. Er nahm sie mit Worten in Besitz. Je mehr er sie demütigte, desto voller tönten in ihm die Harfen der Seligkeit. Jeder Schmerz, den er ihr strafend zufügte, weckte einen Taumel in ihm: es fehlte nicht viel, ja, wäre der Hirte nicht zugegen gewesen, Francesco wäre, in einem solchen Taumel, der letzten Beherrschung seiner selbst verlustig gegangen und hätte, dem Mädchen zu Füßen fallend, den echten Schlag seines Herzens verraten.

Agata hatte bis diesen Tag, trotzdem sie in dem verrufenen Anwesen groß geworden war, den Unschuldstand einer Blume bewahrt. Ebensowenig, als der Bergenzian waren ihre, diesem gleichenden, blauen Augensterne jemals im Tale, unten am See gesehen worden. Sie hatte den engsten Erfahrungskreis. Doch, obgleich der Priester für sie eigentlich gar kein Mensch, viel eher ein Ding zwischen Gott und Mensch, eine Art fremder Zauberer war, erriet sie doch plötzlich, und bekundete es durch einen erstaunten Blick, was Francesco verbergen wollte.

Die Kinder hatten den Ziegenbock, über Geröll empor, davongeführt. Dem Holzknecht war in Gegenwart des Priesters nicht wohl geworden. Er nahm den Topf vom Feuer und kletterte damit unter vielen Mühen wahrscheinlich zu einem Kameraden hinauf, der Lasten Reisig an einem unendlich langen Draht über einen Abgrund zur Tiefe hinab beförderte. Mit einem schleifenden Geräusch zog jeweilen solch ein dunkles Bündel längs der Felsbastionen dahin, einem braunen Bären oder dem Schatten eines Riesenvogels nicht unähnlich. Übrigens schien es zu fliegen, da der Draht nicht sichtbar war. Als nach einem urkräftigen Jodler, der von den Zinnen und Bastionen des Generoso widerhallte, der Hirt dem Gesichtskreis entschwunden war, küßte Agata, gleichsam zerknirscht, dem Priester den Saum des Gewandes und dann die Hand.

Francesco hatte mechanisch über den Scheitel des Mädchens das Zeichen des Kreuzes gemacht, wobei seine Finger ihr Haar berührt hatten. Nun aber ging ein krampfhaftes Zittern durch seinen Arm, als ob ein Etwas mit letzter Kraft ein anderes Etwas in seiner Gewalt behalten wollte. Aber das angespannte, hemmende Etwas vermochte doch nicht zu verhindern, daß die segnende Hand sich langsam spreizte und mit ihrer Fläche dem Haupte der reuigen Sünderin näher und näher kam und plötzlich fest und voll darauf ruhte.

Feige sah sich Francesco ringsum. Es lag ihm fern, sich etwa jetzt noch selbst zu belügen, und die Lage, in der er war, mit den Obliegenheiten seines heiligen Amtes zu rechtfertigen, dennoch redete allerlei aus ihm von Beichte und Firmelung. Und die nahezu ungebändigte, sprungbereite Leidenschaft fürchtete so sehr die Möglichkeit, bei ihrer Entdeckung Entsetzen und Abscheu zu erregen, daß auch sie noch einmal feige unter die Maske der Geistlichkeit flüchtete.

„Du wirst zu mir hinunter in die Schule nach Soana kommen, Agate,“ sagte er. „Dort wirst du lesen und schreiben lernen. Ich will dich ein Morgen- und ein Abendgebet lehren, ebenso Gottes Gebote, und wie du die sieben Hauptsünden erkennen und vermeiden kannst. Wöchentlich wirst du dann bei mir beichten.“

Aber Francesco, der sich nach diesen Worten losgerissen hatte und, ohne sich umzublicken, bergabwärts gestiegen war, entschloß sich am nächsten Morgen, nach einer übeldurchwachten Nacht, selbst zur Beichte zu gehen. Als er einem tabakschnupfenden Erzpriester des nahen Bergstädtchens, Arogno mit Namen, seine Gewissensnöte, nicht ohne Versteckensspiel, eröffnete, ward er bereitwilligst absolviert. Es war eine Selbstverständlichkeit, daß sich der Teufel dem Versuche des jungen Priesters, verirrte Seelen in den Schoß der Kirche zurückzuleiten, entgegensetzte, besonders da das Weib für den Mann immer die nächste Gelegenheit zur Sünde sei. Nachdem Francesco dann mit dem Arciprete im Pfarrhaus gefrühstückt hatte und bei offenem Fenster, linder Luft, Sonne und Vogelsang manches offene Wort über den öfteren Widerstreit menschlicher mit kirchlichen Angelegenheiten gefallen war, gab sich Francesco der Täuschung hin, ein erleichtertes Herz davon zu tragen.

Zu dieser Wandlung hatten wohl auch für ihren Teil einige Gläser jenes schweren, schwarzvioletten Weines beigetragen, den die Bauern Arognos kelterten und dessen der Pfaff einige Oxhofte voll besaß. Zu dem Kellergewölbe unter gewaltigen zartbelaubten Kastanien, wo dieser Reichtum auf Balken lagerte, gab sogar schließlich noch, nach beendeter Mahlzeit der Priester dem Priester und Beichtkinde das Geleit, da er gewohnheitsgemäß um diese Zeit für den weiteren Tagesbedarf seinen mitgenommenen Fiasco zu füllen pflegte.

Kaum aber hatte Francesco seinem Beichtvater auf der blumigen, windbewegten Wiese vor der eisenbeschlagenen Pforte des Felsgewölbes Lebewohl gesagt, kaum hatte er, rüstig um eine Biegung des Weges davon schreitend, hügeliges Land genug, mit Baum und Gebüsch, zwischen sich und ihn gebracht, als er auch schon einen unerklärlichen Widerwillen gegen den Trost des Kollegen empfand und die ganze Zeit, die er mit ihm verbracht hatte.

Dieser schmuddlige Bauer, dessen abgenutzte Soutane und schweißiges Unterzeug einen widerlichen Geruch verbreitete, dessen schinniger Kopf und mit eingefressenem Schmutz bedeckte, rauhe Hände bewiesen, daß Seife für ihn eine fremde Sache war, schien ihm vielmehr ein Tier, ja, ein Klotz, statt ein Priester Gottes zu sein. Die Geistlichen sind geweihte Personen, sagte er sich, wie die Kirche lehrt, die durch die Weihe übernatürliche Würde und Gewalt erhalten haben, so daß selbst Engel vor ihnen sich neigen. Diesen konnte man nur als eine Spottgeburt auf das alles bezeichnen. Welche Schmach, die priesterliche Allmacht in solche Rüpelhände gelegt zu sehen. Da doch Gott sogar solcher Allmacht unterliege und er durch die Worte: „hoc est enim meum corpus“ unwiderstehlich gezwungen wird, auf den Meßaltar niederzusteigen.

Francesco haßte ihn, ja, verachtete ihn. Dann wieder empfand er tiefes Bedauern. Aber endlich kam es ihm vor, als ob sich der stinkende, häßliche, unflätige Satan in ihn verkleidet hatte. Und er gedachte solcher Geburten, die mit Hilfe eines incubus oder eines succubus zustande gekommen sind.

Francesco erstaunte selbst über solche Regungen seines Innern und über seinen Gedankengang. Sein Wirt und Beichtiger hatte, außer durch sein Dasein, kaum einen Anlaß dazu gegeben, denn seine Worte, auch über Tisch, waren durchaus getragen vom Geiste der Wohlanständigkeit. Aber Francesco schwamm bereits wiederum in einem solchen Gefühl von Gehobenheit, glaubte eine so himmlische Reinheit zu atmen, daß ihm, verglichen mit diesem geheiligten Element, das Alltägliche wie im Stande der Verdammnis festgekettet schien.

Der Tag war gekommen, an dem Francesco die Sünderin von der Alpe zum erstenmal im Pfarrhause zu Soana erwartete. Er hatte ihr aufgetragen, die Schelle, unweit der Kirchtür, zu ziehen, durch die man ihn in den Beichtstuhl rufen konnte. Aber es ging schon gegen die Mittagszeit, ohne daß die Schelle sich regen wollte, während er, immer zerstreuter werdend, einige halberwachsene Mädchen und Knaben im Schulzimmer unterrichtete. Der Wasserfall sandte sein Brausen, jetzt aufschwellend, jetzt absinkend, durchs offene Fenster herein, und die Erregung des Priesters wuchs, so oft es sich steigerte. Er war dann besorgt, womöglich das Läuten der Schelle zu überhören. Die Kinder befremdete seine Unruhe, seine Geistesabwesenheit. Am wenigsten entging es den Mädchen, deren irdische, wie himmlische Sinne schwärmerisch an dem jungen Heiligen sich weideten, daß er mit der Seele nicht bei der Sache und also auch nicht bei ihnen war. Durch tiefen Instinkt mit den Regungen seines jugendlichen Wesens verknüpft, empfanden sie sogar jene Spannung mit, die es augenblicklich beherrschte.

Kurz vor dem Zwölfuhrglockenschag entstand Gemurmel von Stimmen auf dem Dorfplatz, der mit seinen mailich sprossenden Kastanienwipfeln bis dahin still im Lichte der Sonne lag. Eine Menschenmenge näherte sich. Man hörte ruhigere, scheinbar protestierende, männliche Kehllaute. Aber ein unaufhaltsamer Strom von weiblichen Worten, Schreien, Verwünschungen und Protesten überschwoll mit einemmal jene und dämpfte sie bis zur Unhörbarkeit. Dann trat eine bange Ruhe ein. Plötzlich schlugen ans Ohr des Priesters dumpfe Geräusche, deren Ursache im ersten Augenblick unbegreiflich blieb. Man war im Mai und doch klang es, als wenn im Herbst ein Kastanienbaum, unter der Wucht eines Windstoßes, Lasten von Früchten auf einmal abschüttelte. Platzend trommeln die harten Kastanien auf das Erdreich.

Francesco beugte sich aus dem Fenster.

Er sah mit Entsetzen, was auf der Piazza im Gange war. Er war so erschrocken, ja, so bestürzt, daß ihn erst der ohrzerreißende, gellende Laut des Beichtglöckchens zur Besinnung brachte, an dem mit verzweifelter Hartnäckigkeit gerissen wurde. Und schon war er in die Kirche und vor die Kirchtür geeilt und hatte das Beichtkind, es war Agata, vom Zug der Klingel weg und in die Kirche hineingerissen. Dann trat er vor das Portal hinaus.

Soviel war klar: der Eintritt der Verfemten in den Ort war bemerkt worden und geschehen, was in diesem Falle gewöhnlich war. Man hatte versucht, sie mit Steinen, wie jeden räudigen Hund, oder wie man einem Wolfe getan hatte, aus dem Wohnbereich der Menschen zu jagen. Bald hatten sich Kinder und Mütter von Kindern zusammengetan und hatten das ausgestoßene, fluchbringende Wesen gehetzt, ohne sich durch die schöne Mädchengestalt irgendwie in der Annahme stören zu lassen, ihre Steinwürfe gälten einem gefährlichen Tier, einem Ungeheuer, das Pest und Verderben verbreite. Indessen hatte Agata, des priesterlichen Schutzes gewiß, sich von ihrem Ziel nicht abbringen lassen. So war das entschlossene Mädchen, verfolgt und gehetzt, vor der Kirchtür angelangt, die jetzt noch von einigen geworfenen Steinen aus Kinderhänden getroffen wurde.

Der Priester hatte nicht nötig, die aufgeregten Gemeindeglieder durch eine Strafpredigt zur Besinnung zu bringen: sie verflüchtigten sich, sobald sie ihn sahen.

In der Kirche hatte Francesco der hochatmenden, stummen Verfolgten durch einen Wink bedeutet, mit ihm ins Pfarrhaus zu gehn. Auch er war erregt, und so hörten sich beide stoßweise atmen. Auf einem engen Treppchen des Pfarrhäuschens, zwischen weißgetünchten Mauern, stand die bestürzte, doch schon wieder ein wenig beruhigte Schaffnerin, um das gehetzte Wild zu empfangen. Man merkte ihr an, daß sie bereit zu helfen war, wenn es irgendwie not täte. Erst beim Anblick der alten Frau schien Agata sich des Demütigenden ihres augenblicklichen Zustands bewußt zu werden. Vom Lachen zum Zorn, vom Zorn zum Lachen übergehend, stieß sie starke Verwünschungen aus, und gab so dem Priester Gelegenheit, zum erstenmal ihre Stimme zu hören, die, wie ihm vorkam, voll, sonor und heroisch klang. Ihr war nicht bekannt, weshalb sie verfolgt wurde. Sie sah das Städtchen Soana etwa wie ein Nest von Erdwespen oder einen Ameisenhaufen an. So wütend und entrüstet sie war, kam es ihr doch nicht in den Sinn, über die Ursache einer so gefährlichen Bösartigkeit nachzudenken. Kannte sie doch diesen Zustand von Kindheit an und nahm ihn für einen nur natürlichen. Allein man wehrt sich auch gegen Wespen und Ameisen. Mögen es Tiere sein, die uns angreifen, wir werden durch sie, je nachdem, zum Haß, zur Wut, zur Verzweiflung empört und entladen die Brust, wiederum jenachdem, durch Drohungen, Tränen oder durch Regungen tiefster Verachtung. So tat auch Agata, während ihr nun die Haushälterin die ärmlichen Lumpen zurecht zupfte, sie selber aber den staunenerregenden Schwall ihres rost- bis ockerfarbenen Haares, das sich im hastigen Lauf gelöst hatte, aufsteckte.

Wie nie zuvor, litt der junge Francesco in diesem Augenblick unter dem Zwang seiner Leidenschaft. Die Nähe des Weibes, das, wie eine wilde, köstliche Frucht, in der Bergödenei zur Reife gediehen war, die berauschende Glut, die ihr erhitzter Körper ausströmte, der Umstand, daß die bis dahin ferne Unerreichliche jetzt die Enge der eigenen Wohnung umschloß, alles das brachte zuwege, daß Francesco die Fäuste ballen, die Muskeln spannen, die Zähne zusammenbeißen mußte, um nur in einer Verfassung aufrecht zu bleiben, die ihm das Hirn sekundenlang völlig verfinsterte. Wurde es hell, so war ein ungeheurer Aufruhr von Bildern, Gedanken und Gefühlen in ihm: Landschaften, Menschen, fernste Erinnerungen, lebendige Augenblicke der familiären und beruflichen Vergangenheit vermählten sich mit Vorstellungen der Gegenwart. Gleichsam fliehend von diesen, stieg süß und schrecklich eine unentrinnbare Zukunft empor, der er sich ganz verfallen wußte. Gedanken zuckten über dies Bilderchaos der Seele hin, unzählbar, ruhelos, aber ohnmächtig. Der bewußte Wille, erkannte Francesco, war in seiner Seele enttront, und ein anderer herrschte, dem nicht zu widerstehen war. Mit Grauen gestand sich der Jüngling, ihm war er auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Diese Verfassung glich der Besessenheit. Aber wenn ihn die Angst vor dem unvermeidlichen Sturz in das Verbrechen der Todsünde überkam, so hätte er gleichzeitig vor unbändigster Freude aufbrüllen mögen. Sein hungriger Blick sah mit niegekannter, staunender Sättigung. Mehr: Hunger war hier Sättigung, Sättigung Hunger. Ihm schoß der verruchte Gedanke durch den Kopf, hier allein sei seine unvergängliche, göttliche Speise, mit der das Sakrament gläubige Christenseelen himmlisch nährt. Seine Empfindungen waren abgöttisch. Er erklärte seinen Oheim in Ligornetto für einen schlechten Bildhauer. Und warum hatte er nicht lieber gemalt? Vielleicht konnte er selbst noch Maler werden. Er dachte an Bernardino Luini und sein großes Gemälde in der alten Klosterkirche des nahen Lugano und an die köstlichen, blonden, heiligen Frauen, die sein Pinsel dort geschaffen hat. Aber sie waren ja nichts, verglichen mit dieser heißen, lebendigsten Wirklichkeit.

Francesco wußte nun nicht sofort, was er beginnen sollte. Eine warnende Empfindung veranlaßte ihn zunächst, die Nähe des Mädchens zu fliehen. Allerlei Gründe, nicht alle gleich lauter, bewogen ihn, sogleich den Sindaco aufzusuchen und, ehe es andere tun konnten, von dem Geschehnis zu verständigen. Der Sindaco hörte ihn ruhig an, Francesco hatte ihn glücklicherweise zu Hause getroffen! und nahm in der Sache den Standpunkt des Priesters ein. Es war nur christlich und gut katholisch, die Mißwirtschaft auf der Alpe nicht einfach laufen zu lassen und sich des in Sünde und Schande verstrickten, verrufenen Volkes anzunehmen. Was aber die Dorfbewohner und ihr Verhalten betraf, so versprach er dagegen strenge Maßregeln.

Als der junge Priester gegangen war, sagte die hübsche Frau des Sindaco, die eine stille, schweigsame Art zu betrachten hatte:

„Dieser junge Priester könnte es wohl bis zum Kardinal, ja, zum Papst bringen. Ich glaube, er zehrt sich ab mit Fasten, Beten und Nachtwachen. Aber der

Teufel ist gerade hinter den Heiligen mit seinen höllischen Künsten her und mit den verborgensten Schlichen und Listen. Möge der junge Mann, durch Gottes Beistand, vor ihnen immer behütet sein."

Viele begehrliche und auch böse Weiberaugen verfolgten Francesco, als er, mit so wenig wie möglich beschleunigtem Schritt, zurück zur Pfarre ging. Man wußte, wo er gewesen war, und war entschlossen, sich diese Pest von Soana nur mit Gewalt aufdrängen zu lassen. Aufrecht schreitende Mädchen, die, Holz auf dem Kopf tragend, ihm auf dem Platze nahe dem Marmorsarkophage begegneten, hatten ihn zwar mit unterwürfigem Lächeln gegrüßt, sich aber hernach schnöde angesehen. Wie im Fieber schritt Francesco dahin. Er hörte das Durcheinanderschmettern der Vögel, das schwellende und verhaltene Rauschen des ewigen Wasserfalls: aber es war ihm, als ob er die Füße nicht auf dem Boden hätte, sondern steuerlos in einem Wirbel von Lauten und Bildern vorwärts gerissen würde. Plötzlich fand er sich in der Sakristei seiner Kirche, dann im Schiff vor dem Hauptaltar, als er kniend die Jungfrau Maria um Beistand in den Stürmen seines Innern anflehte.

Allein seine Bitten waren nicht in dem Sinne gemeint, daß sie ihn von Agata befreien sollte. Ein solcher Wunsch hätte in seiner Seele keine Nahrung gehabt. Sie waren vielmehr ein Flehen um Gnade. Die Mutter Gottes sollte verstehen, vergeben, womöglich billigen. Jäh unterbrach Francesco das Gebet und ward vom Altar fortgerissen, als ihm von ungefähr der Gedanke, Agata könne davongegangen sein, ins Bewußtsein schoß. Er fand das Mädchen indessen noch, und Petronilla leistete ihr Gesellschaft.

„Ich habe alles ins Reine gebracht,“ sagte Francesco. „Der Weg zur Kirche und zum Priester ist frei für jedermann. Traue auf mich, das Geschehene wird sich nicht wiederholen.“ Ihn überkam eine Festigkeit und Sicherheit, als ob er nun wieder auf rechtem Pfad und auf gutem Grund stünde. Petronilla wurde mit einem wichtigen, kirchlichen Aktenstück auf die Nachbarpfarre geschickt. Der Gang war leider unaufschiebbar. Im übrigen möge die Wirtschafterin dem Pfarrer über den Vorfall berichten. „Triffst du Leute, so sage ihnen,“ betonte er noch, „daß Agata von der Alpe oben hier bei mir im Pfarrhaus ist und in den Lehren unsrer Religion, unsres geheiligten Glaubens von mir unterrichtet wird. Sie mögen nur kommen und es verhindern und sich die Strafe der ewigen Verdammnis aufs Haupt ziehen. Sie mögen nur einen Auflauf vor der Kirche machen, um ihre Mitchristin zu mißhandeln. Die Steine werden nicht sie, sondern mich treffen. Ich werde ihr mit Einbruch der Dunkelheit, und sei es auch bis zur Alpe hinauf, selbst das Geleit geben."

Als die Haushälterin gegangen war, trat eine längere Stille ein. Das Mädchen hatte die Hände in den Schoß gelegt und saß noch auf dem gleichen, scheinbar zerbrechlichen Stuhl, den Petronilla für sie an die weißgetünchte Wand gerückt hatte. In Agatas Augen zuckte es noch, und die erlittene Kränkung spiegelte sich in Blitzen der Entrüstung und heimlichen Wut, aber ihr volles Madonnengesicht hatte mehr und mehr einen hilflosen Ausdruck angenommen, bis endlich ein stiller, ergiebiger Strom seine Wangen badete. Francesco, ihr den Rücken kehrend, hatte mittlerweile zum offenen Fenster hinausgeblickt. Während er seine Augen über die gigantischen Bergwände des Soanatales, von der schicksalsträchtigen Alpe an bis zum Seeufer, gleiten ließ und, mit dem ewigen Summen des Falles, Gesang einer einzelnen, schmelzenden Knabenstimme aus den üppigen Rebenterrassen drang, mußte er zögern zu glauben, daß er nun wirklich die Erfüllung seiner überirdischen Wünsche in der Hand hatte. Würde Agata, wenn er sich wendete, noch vorhanden sein? Und war sie zugegen, was würde geschehen, wenn er sich wendete? Müßte diese Wendung nicht entscheidend für sein ganzes irdisches Dasein, ja, darüber hinaus entscheidend sein? Diese Fragen und Zweifel bewogen den Priester, die eingenommene Stellung solange, wie möglich innezuhalten, um noch einmal vor der Entscheidung mit sich ins Gericht oder doch wenigstens zu Rate zu gehen. Es handelte sich dabei um Sekunden, nicht um Minuten: doch in diesen Sekunden wurde ihm nicht nur, vom ersten Besuche Luchino Scarabotas an, die ganze Geschichte seiner Verstrickung, sondern sein ganzes bewußtes Leben unmittelbar Gegenwart. In diesen Sekunden breitete sich eine ganze gewaltige Vision des jüngsten Gerichtes mit Vater, Sohn und heiligem Geist am Himmel, über der Gipfelkante des Generoso aus und schreckte mit dem Gedröhn der Posaunen. Den einen Fuß auf dem Generoso, den andern auf einem Gipfel jenseit des Sees stand, in der Linken die Wage, in der Rechten das bloße Schwert, furchtbar drohend, der Erzengel Michael, während sich hinter der Alpe von Soana der scheußliche Satan mit Hörnern und Klauen niedergelassen hatte. Fast überall aber, wo der Blick des Priesters hinirrte, stand eine schwarzgekleidete, schwarzverschleierte, händeringende Frau, die niemand anderes, als seine verzweifelte Mutter war.

Francesco hielt sich die Augen zu und preßte dann beide Hände gegen die Schläfen. Wie er sich dann langsam herumwandte, sah er das in Tränen schwimmende Mädchen, dessen purpurner Mund schmerzlich zitterte, lange mit einem Ausdruck des Grauens an. Agata erschrak. Sein Gesicht war entstellt, wie wenn es der Finger des Todes berührt hätte. Wortlos wankte er auf sie zu. Und mit einem Röcheln, wie das eines von unentrinnbarer Macht Besiegten, das zugleich ein wildes, lebensbrünstiges Stöhnen und Röcheln um Gnade war, sank er zerbrochen vor ihr ins Knie und rang gegen sie die gefalteten Hände.

Francesco würde seiner Leidenschaft vielleicht noch lange nicht in solchem Grade unterlegen sein, wenn nicht das Verbrechen der Dorfbewohner an Agata ihr ein namenloses, heißes, menschliches Mitgefühl beigemischt hätte. Er erkannte, was diesem von Gott mit aphrodisischer Schönheit begabten Geschöpf in seinem fernen Leben und in der Welt ohne Beschützer bevorstehen mußte. Er war durch die Umstände heute zu ihrem Beschützer gemacht worden, der sie vielleicht vom Tode durch Steinigung errettet hatte. Er hatte dadurch ein persönliches Anrecht auf sie erlangt. Ein Gedanke, der ihm nicht deutlich war, aber doch sein Handeln beeinflußte: unbewußt wirkend, räumte er allerlei Hemmungen, Scheu und Furchtsamkeit hinweg. Und er sah in seinem Geist keine Möglichkeit, seine Hand je wieder von der Verfemten abzuziehen. Er würde an ihrer Seite stehen und stünde die Welt und Gott auf der anderen. Solche Erwägungen, solche Strömungen verbanden sich, wie gesagt, unerwartet mit dem Strome der Leidenschaft, und so trat dieser aus den Ufern.

Vorerst war sein Verhalten indessen noch nicht die Abkehr vom Rechten und die Folge eines Entschlusses, zu sündigen: es war nur ein Zustand der Ohnmacht, der Hilflosigkeit. Warum er das tat, was er tat, hätte er nicht zu sagen gewußt. In Wahrheit tat er eigentlich nichts. Es geschah nur etwas mit ihm. Und Agata, die nun eigentlich hätte erschrecken müssen, tat dies nicht, sondern schien vergessen zu haben, daß Francesco ein ihr fremder Mann und ein Priester war. Er schien auf einmal ihr Bruder geworden. Und während ihr Weinen zum Schluchzen sich steigerte, ließ sie es nicht nur zu, daß der nun auch von trocknem Schluchzen Geschüttelte sie, wie zum Troste, umfing, sondern sie senkte ihr überströmtes Gesicht und verbarg es an seiner Brust.

Nun war sie zum Kinde geworden und er zum Vater, insoweit, als er sie in ihrem Leid zu beruhigen trachtete. Allein er hatte nie den Körper eines Weibes so nahe gefühlt, und seine Liebkosungen, seine Zärtlichkeiten waren bald mehr, als väterlich. Deutlich empfand er zwar, wie in dem schluchzenden Weh des Mädchens etwas, wie ein Bekenntnis lag. Sie wußte, das erkannte er, welcher häßlichen Liebe sie ihr Dasein verdanke und schwamm darüber mit ihm im gleichen Leid. Ihre Not, ihre Schmerzen trug er mit ihr. So waren ihre Seelen geeinigt. Allein er hob bald ihr süßes Madonnengesicht zu dem seinen, indem er sie um den Nacken faßte und an sich zog, mit der Rechten die weiße Stirn zurückbiegend, und indem er daran, was er so gefesselt hielt, lange, mit dem Feuer des Wahnsinns im Auge, gierige Blicke weidete, schoß er plötzlich, wie ein Falke, auf ihren heißen, von Tränen salzigen Mund herab und blieb untrennbar mit ihm verschmolzen. – Nach Augenblicken irdischer Zeit, Ewigkeiten betäubender Seligkeit, riß Francesco sich plötzlich los und stellte sich fest auf beide Füße, auf seinen Lippen schmeckte er Blut –: „Komm," sagte er, „du kannst nicht allein, ohne Schutz, nach Hause gehn und also werde ich dich begleiten."

Ein wechselnder Himmel lag über der Alpenwelt, als Francesco und Agata aus der Pfarrei schlichen. Sie bogen in einen Wiesenpfad, auf dem sie, zwischen Maulbeerbäumen, unter Rebenguirlanden hindurch, ungesehen von Terrasse zu Terrasse abkletterten. Francesco wußte sehr wohl, was hinter ihm lag und welche Grenze jetzt überschritten war, Reue vermochte er nicht zu empfinden. Er war verändert, gesteigert, befreit. Die Nacht war schwül. In der lombardischen Ebene, schien es, zogen Gewitter umher, deren ferne Blitze fächerförmig hinter der Riesensilhouette der Berge aufstrahlten. Düfte des gewaltigen Fliederbusches unter den Fenstern des Pfarrhauses schwammen von dort mit dem vorüberkommenden, sickernden Wasser des Bachgeäders herab, vermischt mit kühlen und warmen Luftströmen. Die beiden Berauschten redeten nicht. Er stützte sie, so oft sie im Dämmer die Mauer zu einer tiefer gelegten Terrasse abklommen, fing sie auch wohl mit den Armen auf, wobei ihre Brust an seiner pochte, sein durstiger Mund an ihrem hing. Sie wußten nicht, wo sie eigentlich hin wollten, denn aus der Tiefe der Schlucht der Savaglia führte kein Weg zur Alpe hinauf. Darüber indessen waren sie einig, daß sie den Aufstieg dorthin durch die Ortschaft vermeiden mußten. Aber es kam auch nicht darauf an, irgendein außeres, irgendein fernes Ziel zu erreichen, sondern das nahe Erreichte auszugenießen.

Wie war doch die Welt bisher so schlackenhaft tot und leer gewesen, und welche Wandlung hatte sie durchgemacht. Wie hatte sie sich in den Augen des Priesters, und wie hatte er in ihr sich verwandelt. Getilgt und entwertet waren alle Dinge in seiner Erinnerung, die ihm bis dahin alles bedeutet hatten. Vater, Mutter, sowie seine Lehrer waren wie Gewürm im Staube der alten, verworfenen Welt zurückgeblieben, während ihm, dem Sohne Gottes, dem neuen Adam, durch den Cherub die Pforte des Paradieses wieder geöffnet worden war. In diesem Paradies, darin er nun die ersten, verzückten Schritte tat, herrschte Zeitlosigkeit. Er fühlte sich nicht mehr als ein Mensch irgendeiner Zeit oder irgendeines Alters. Ebenso zeitlos war die nächtliche Welt um ihn her. Und da nun die Zeit der Verstoßung, die Welt der Verbannung und der Erbsünde hinter ihm lag vor der bewachten Pforte des Paradieses, empfand er auch nicht mehr die allergeringste Furcht vor ihr. Niemand da draußen konnte ihm etwas anhaben. Es lag nicht in der Macht seiner Oberen noch in der Macht des Papstes selbst, ihn auch nur am Genusse der geringsten Paradiesesfrucht zu verhindern, noch ihm das geringste zu rauben von der ihm nun einmal gewordenen Gnadengabe höchster Glückseligkeit. Seine Oberen waren die Niederen geworden. Sie wohnten, vergessen, in einer verschollenen Erde des Heulens und Zähneklappperns. Francesco war nicht Francesco mehr, er war als erster Mensch soeben vom göttlichen Odem geweckt, als alleiniger Adam, alleiniger Herr des Garten Eden. Es lebte kein zweiter Mann außer ihm in der Fülle der sündenlosen Schöpfung. Gestirne zitterten, himmlisch klingend, Glückseligkeit. Gewölke brummten wie schwelgerisch weidende Kühe. Purpurfrüchte strömten süße Entzückung und köstliche Labung aus, Stämme schwitzten duftendes Harz, Blüten streuten köstliche Würzen: allein dieses alles hing doch von Eva ab, die Gott als die Frucht der Früchte, die Würze der Würzen zwischen all diese Wunder gesetzt hatte, von ihr, die selber sein höchstes Wunder war. Aller Gewürze Duft, ihre feinste Essenz hatte der Schöpfer in Haar, Haut und Fruchtfleisch ihres Körpers gelegt, aber ihre Form, ihr Stoff hatte nicht ihresgleichen. Ihre Form, ihr Stoff war Gottes Geheimnis. Die Form bewegte sich aus sich selbst und blieb gleich köstlich in Ruhe, wie in Wandlung. Ihr Stoff schien aus dem gemischt, aus dem Lilienblätter und Rosenblätter gebildet werden, aber er war keuscher an Kühle und heißer an Glut, er war zugleich zarter und widerstandskräftiger. In dieser Frucht war ein lebendig pochender Kern, es hämmerten in ihr köstliche, zuckende Pulse, und wenn man von ihr genoß, so schenkte sie je mehr und mehr um so köstlichere, ausgesuchtere Wonnen, ohne daß ihr himmlischer Reichtum dabei verlor.

Und was in dieser Schöpfung, diesem wiedergewonnenen Paradiese das Köstlichste war, konnte man wohl aus der Nähe des Schöpfers herleiten. Weder hatte hier Gott sein Werk vollendet und allein gelassen, noch sich darin zur Ruhe gelegt. Im Gegenteil war die schaffende Hand, der schaffende Geist, die schaffende Macht nicht abgezogen, sie blieben im Werke schöpferisch. Und jeder von allen Teilen und Gliedern des Paradieses blieb schöpferisch. Francesco-Adam, soeben erst aus der Werkstatt des Töpfers hervorgegangen, fühlte sich als ein rings umher Schaffender. Mit einer Entzückung, die außerweltlich war, spürte und sah er Eva, die Tochter Gottes. Es haftete noch an ihr die Liebe, die sie gebildet hatte, und der köstlichste aller Stoffe, den der Vater zu ihrem Leibe verwendete, hatte noch jene überirdische Schönheit, die durch kein Erdenstäubchen verunreinigt war. Aber auch diese

Schöpfung bebte, schwoll und leuchtete noch von der himmlischen Glut tätiger Schöpferkraft und drängte, mit Adam zu verschmelzen. Adam wieder drängte nach ihr, um gemeinsam mit ihr in eine neue Vollkommenheit einzugehen.

Agata und Francesco, Francesco und Agata, der Priester, der Jüngling aus gutem Haus und das verfemte, verachtete Hirtenkind, war das erste Menschenpaar, wie sie Hand in Hand auf nächtlichen Schleichwegen zu Tale kletterten. Sie suchten die tiefste Verborgenheit. Schweigend, die Seele von einem namenlosen Staunen erfüllt, mit einem Entzücken, das ihnen beiden fast die Brust sprengte, stiegen sie tiefer und tiefer in das köstliche Wunder der Weltstunde.

Sie waren bewegt. Die Begnadung, die Auserwählung, die sie auf sich ruhen fühlten, vermischte mit ihrem unendlichen Glück eine ernste Feierlichkeit. Sie hatten ihre Körper gefühlt, waren im Kuß verbunden gewesen, aber sie fühlten die unbekannte Bestimmung, der sie zuschritten. Es war das letzte Mysterium. Es war eben das, warum Gott schuf, und warum er den Tod in die Welt gesetzt, ihn gleichsam in Kauf genommen hatte.

So gelangte das erste Menschenpaar in die enge Schlucht hinab, die das Flüßchen Savaglia gesägt hatte.

Sie war sehr tief, und nur ein wenig begangener Fußpfad führte am Rande des Bachbetts bis zu dem Wasserbecken hinauf, in das sich aus schwindelerregender Höhe das Bergwasser über die Felsstufe hinabstürzte. Noch in beträchtlicher Entfernung davon wurde der Bach in zwei Arme geteilt, die sich wieder vereinigten, durch ein kleines grünes Inselchen, das Francesco liebte und oft besuchte, weil es mit einigen jungen Apfelbäumen, die dort Wurzel geschlagen hatten, sehr lieblich war. Und Adam zog seine Schuhe aus und trug seine Eva dort hinüber. „Komm, oder ich sterbe,“ sagte er mehrmals zu Agata. Und sie zertraten Narzissen und Osterlilien mit dem schweren, fast trunkenen Gang der Liebenden.

Auch hier in der Schlucht war es sommerwarm, wenngleich der rauschende Lauf des Baches Kühlung mitbrachte. Wie kurz war die Zeit, die seit dem Wendepunkte im Leben des Paares schon verflossen war, und wie weit war alles zurückgewichen, was vor dem Wendepunkte lag. Der Bauer, dem das Inselchen angehörte, hatte sich, da es ziemlich entfernt von der Ortschaft lag, um gegen die Zufälligkeiten der Witterung einigermaßen gedeckt zu sein, eine Hütte aus Steinen, Reisern und Erde gefertigt, die ein leidlich regensicheres Laublager bot. Es war vielleicht diese Hütte, die Adam vorgeschwebt hatte, als er mit Eva die Richtung zu Tal, statt zu Berge nahm. Die Hütte schien zum Empfang der Liebenden vorbereitet. Hier schienen heimliche Hände von dem nahenden Feste der heimlichen Menschwerdung verständigt worden zu sein: denn es waren Gewölke von Licht um die Hütte, Gewölke von Funken, Leuchtkäfer, Glühwürmchen, Welten, Milchstraßen, die manchmal in Garben gewaltig aufstiegen, als wollten sie leere Welträume neu bevölkern. Sie quollen und schwebten so hoch durch die Schlucht, daß man Sterne des Himmels davon nicht mehr unterschied.

Obgleich sie es kannten, war dieses Schauspiel, war dieser schweigende Zauber für Francesco und die sündige Agata doch wunderbar und ihr Staunen darüber hemmte sie einen Augenblick. Ist das die Stelle, dachte Francesco, die ich im Grunde doch, ahnungslos, was sie einmal für mich bedeuten würde, so oft gesucht und mit Wohlgefallen betrachtet habe? Sie schien mir ein Ort, um sich als Eremit vor dem Jammer der Welt dahin zurückzuziehen und entsagend in Gottes Wort zu versenken. Was sie wirklich ist, eine Insel im Strome Phrat oder Hiedekel, der heimlich — glückseligste Ort im Paradiese, hätte ich ihr nicht angesehen. Und die mystischen, lohenden

Funkengewölke, Hochzeitsbrände, Opferbrände, oder was es nun immer war, lösten ihn vollends von der Erde. Wenn er die Welt nicht vergaß, so wußte er, daß sie ohnmächtig vor den Toren des Gartens Eden lag, wie der siebenköpfige Drache, das siebenköpfige Tier, das aus dem Meer gestiegen ist. Was hatte er mit denen zu tun, die den Drachen anbeten. Mag er Gottes Hütte lästern. Sein Geifer erreicht ihre Stätte nicht. Nie hatte Francesco, nie hatte der Priester ein solches Nahesein bei Gott, ein solches Geborgensein in ihm, ein solches Vergessen der eignen Persönlichkeit gefühlt, und im Rauschen des Bergbachs schienen allmählich die Berge melodisch zu dröhnen, die Feldzacken zu orgeln, die Sterne mit Myriaden goldner Harfen zu musizieren. Chöre von Engeln jubilierten durch die Unendlichkeit, gleich Stürmen brausten von oben die Harmonien, und Glocken, Glocken, Geläut von Glocken, von Hochzeitsglocken, kleinen und großen, tiefen und hohen, gewaltigen und zarten verbreiteten eine erdrückend-selige Feierlichkeit durch den Weltenraum. — Und so sanken sie, ineinander verschlungen, auf das Laublager.

Keinen Augenblick gibt es, der verweilt, und wenn man auch mit angstvoller Hast solche der höchsten

Wonne festhalten will — so sehr man sich müht, man findet dazu keine Handhabe. Sein ganzes Leben bestand, wie Francesco fühlte, aus Stufen zum Gipfel dieses nun gelebten Mysteriums. Wo sollte man künftig atmen, konnte man es nicht festhalten. Wie sollte man ein verdammtes Dasein ertragen, wenn man aus den Verzückungen seiner innersten Himmel wieder verstoßen war. Mitten im überirdischen Rausch des Genusses empfand der Jüngling mit stechendem Schmerz die Vergänglichkeit, im Genuß des Besitzes die Qual des Verlustes. Es war ihm, als sollte er einen Becher des köstlichen Weines austrinken und einen ebenso köstlichen Durst löschen: der Becher aber wurde nie leer, während der Durst trotzdem nie gestillt wurde. Und der Trinkende wollte auch nicht, daß sich sein köstlicher Durst sättige, noch daß der Becher leer würde: dennoch sog er mit gieriger Wut daran, gepeinigt, weil er nie auf den Grund kommen konnte.

Umarmt vom Rauschen des Baches, überflutet davon, umtanzt von Leuchtkäfern, ruhte das Paar im raschelnden Laub, während durchs Dach der Hütte die Sterne hereinblinzelten. Von allen Heimlichkeiten Agatas, die er wie unerreichliche Güter bewundert hatte, hatte er zitternd Besitz ergriffen. Er war in ihr offenes Haar hineingetaucht, er hing mit den

Lippen an ihren Lippen. Aber sogleich ward sein Auge voll Neid gegen seinen Mund erfüllt, der ihm den Anblick des süßen Mädchenmundes geraubt hatte. Und immer unfaßbarer, immer glühender, immer betäubender quoll aus den Geheimnissen ihres jungen Leibes Glückseligkeit. Was er nie zu besitzen gehofft hatte, wenn es ihm heiße Nächte vorspiegelten, das war nichts gegen das gehalten, was er nun grenzenlos besaß.

Und während er schwelgte, ward er immer aufs neue ungläubig. Das Übermaß der Erfüllungen veranlaßte ihn immer aufs neue, unersättlich sich seines Eigentums zu versichern. Zum ersten Male fühlten seine Finger, seine bebenden Hände und Handflächen, seine Arme, seine Brust, seine Hüften das Weib. Und sie war für ihn mehr, als das Weib. Ihm war, als habe er etwas Verlorenes, etwas Verscherztes, ohne das er ein Krüppel gewesen war, und mit dem er sich jetzt zur Einheit verbunden hatte, wiedergefunden. War er von diesen Lippen, diesem Haar, diesen Brüsten und Armen jemals getrennt gewesen? Es war eine Göttin, es war kein Weib. Und es war überhaupt nichts, was für sich bestand: er wühlte sich in den Kern der Welt und das Ohr unter die magdlichen Brüste gedrückt, hörte er glückselig schaudernd das Herz der Welt pochen.

Jene Betäubung, jener Halbschlaf kam über das Paar, wo die Wonnen der Erschöpfung in die Reize des wachen Fühlens und die Reize des wachen Fühlens in die Wonnen der Betäubung des Vergessens übergehen: wobei Francesco jetzt in den Armen des Mädchens, jetzt Agata in seinen Armen entschlief. Wie seltsam und mit welchem Vertrauen hatte das scheue, verwilderte Mädchen sich unter den liebkosenden Zwang des Priesters gefunden, wie ergeben und glücklich diente sie ihm. Und wenn sie in seinen Armen entschlief, so war es mit dem beruhigten Lächeln, mit dem sich das Auge des gesättigten Säuglings im Arme und an der Brust der Mutter schließt. Francesco aber betrachtete, bestaunte und liebte die Schlummernde. Durch ihren Leib gingen Wellen von Zuckungen, wie es die Entspannung des Lebens mit sich bringt. Manchmal schrie das Mädchen im Traum. Aber immer war es das gleiche, betörende Lächeln, wenn sie die schmachtenden Lider öffnete und dann das gleiche Sterben in letzter Hingabe. So oft der Jüngling entschlummerte, schien es ihm, als entwinde eine Macht ihm leise, leise den Körper, den er, mit ganzem Leibe fühlend, umschlungen hielt. Aber jedesmal folgte diesem kurzen Entwinden im Erwachen zuerst ein Fühlen von höchster, dankbar empfundener Süßigkeit: ein unnennbarer Traum mit einem seligen, wachen Empfinden des süßesten Wirklichen.

Das war sie, die Paradiesesfrucht, von dem Baume, der mitten im Garten stand. Er hielt sie mit ganzem Leibe umschlungen. Es war die Frucht von dem Baume des Lebens, nicht vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, mit der die Schlange Eva verführt hatte. Vielmehr war es jene, deren Genuß Gott gleich machte. Erstorben war in Francesco jeder Wunsch nach einer höheren, einer andren Glückseligkeit. Auf Erden nicht und im Himmel nicht gab es Wonnen, die mit der seinen vergleichbar waren. Es gab keinen König, gab keinen Gott, den der Jüngling, wühlend im schwelgerischen Überfluß, nicht als darbenden Bettler empfunden hätte. Seine Sprache war zum Stammeln, zum stoßweisen Atmen herabgedrückt. Er sog den betörenden Hauch, der zwischen den offenen Lippen Agatas hervorströmte. Er küßte die Tränen der Wollust heiß von der Wimper, heiß von der Wange des Mädchens fort. Geschlossenen Auges, nur sparsam blinzelnd, genossen beide im anderen sich selbst, nach innen gerichteten Blicks, heißfühlend und hellfühlend. Aber das alles war mehr, als Genuß, vielmehr etwas, was auszudrücken menschliche Sprache nicht hinreichend ist

Francesco las pünktlich am Morgen die Frühmesse. Seine Abwesenheit war von niemand, seine Heimkunft nicht einmal von Petronilla bemerkt worden. Die Überstürzung, mit der er, sich flüchtig säubernd, zu den wartenden Ministranten in die Sakristei und an den Altar vor die harrende, kleine Gemeinde begeben mußte, verhinderte, daß er zur Besinnung kam. Die Besinnung trat ein, als er wieder im Pfarrhaus, wieder in seinem Stübchen war, wo ihm die Wirtschafterin das übliche Frühstück vorsetzte. Aber diese Besinnung brachte nicht sogleich die Klarheit einer Ernüchterung. Vielmehr gab die alte Umgebung, der aufsteigende Tag dem Erlebten den Schein von etwas Unwirklichem, das wie ein vergangener Traum verblich. Aber hier war doch Wirklichkeit. Und obgleich sie jeden von Francesco jemals geträumten Traum an phantastischer Unglaubhaftigkeit überbot, konnte er sie dennoch nicht wegleugnen. Er hatte einen furchtbaren Fall getan, an diesem Umstand war nicht zu deuteln: die Frage hieß, ob eine Erhebung von diesem Sturz, diesem furchtbaren Sündenfall, überhaupt noch möglich war? Der Sturz war so tief und von einer solchen Höhe herab, daß der Priester daran verzweifeln mußte. Nicht nur im kirchlichen, auch im weltlichen Sinne stand dieser schreckliche Fall ohne Beispiel da. Francesco gedachte des Sindacos, und wie er mit ihm über die mögliche Rettung der Verworfenen von der Alpe geredet hatte. Nun erst, heimlich, in seiner tiefen Erniedrigung erkannte er die ganze pfäffische Hoffart, den ganzen überheblichen Dünkel, der ihn damals gebläht hatte. Er biß die Zähne zusammen vor Scham, er krümmte sich gleichsam, wie ein eitler, entlarvter Betrüger, vor Entehrung, in nackter Hilflosigkeit. War er nicht eben noch ein Heiliger? Hatten nicht Frauen und Jungfrauen von Soana fast mit Abgötterei zu ihm aufgeblickt?

Und war es ihm nicht gelungen, den kirchlichen Geist der Ortschaft dermaßen zu heben, daß Messehören und die Kirche besuchen sogar bei den Männern sich wieder einbürgerte. Nun war er zum Verräter an Gott, zum Betrüger und Verräter an seiner Gemeinde, zum Verräter an der Kirche, zum Verräter an seiner Familienehre, zum Verräter an sich selbst, ja, sogar zum Verräter an den verachteten, verworfenen, verruchten und erbärmlichen Scarabotas geworden, die er unter dem Vorwand, ihre Seelen zu retten, erst recht in die Verdammnis verstrickt hatte.

Francesco dachte an seine Mutter. Sie war eine stolze, fast männliche Frau, die ihn als Kind mit fester Hand beschützt und geführt, und deren unbeugsamer Wille auch die Bahn seines künftigen Lebens vorgezeichnet hatte. Er wußte, daß ihre Härte gegen ihn nichts, als glühende Mutterliebe war, und daß sie durch die geringste Trübung der Ehre ihres Sohnes in ihrem Stolze aufs schwerste verletzt – durch eine ernste Verfehlung des Sohnes aber im Sitz des Lebens unheilbar verwundet werden mußte. Seltsam, wie im Zusammenhange mit ihr das wirklich Geschehene, nahe und deutlich Durchlebte nicht einmal auch nur ausgedacht werden konnte.

Francesco war in den ekelhaftesten Schlamm hinabgesunken, in den Unflat letzter Verworfenheit. Er hatte darin seine Weihen als Priester, sein Wesen als Christ, wie als Sohn seiner Mutter, ja, als Mensch überhaupt zurückgelassen. Der Werwolf, das stinkende, dämonische Tier, würde in der Meinung der Mutter, in der Meinung der Menschen überhaupt, sofern sie von dem Verbrechen Kenntnis gehabt hätten, einzig übrig geblieben sein. Der Jüngling fuhr von dem Stuhl empor und von dem Brevier auf dem Tisch, in das er sich zum Scheine vertieft hatte. Es war ihm gewesen, als wenn Hagel von Steinen wider das Haus prasselten: nicht in der Art, wie am Tage zuvor, bei dem Versuch einer Steinigung, sondern mit hundert-, mit tausendfachen Kräften. So, als sollte das Pfarrhaus vertilgt, oder mindestens in einen Schutthaufen umgewandelt und er als ein giftiges Krötengereck darunter begraben werden. Er hatte seltsame Laute gehört, furchtbare Schreie, rasende Zurufe und wußte, daß unter den Wütenden, die unermüdlich Steine schleuderten, nicht nur ganz Soana, der Sindaco und die Frau des Sindacos, sondern auch Scarabota und seine Familie, und sogar allen voran seine Mutter war.

Aber schon nach Stunden hatten ganz andere Phantasien und ganz andere Regungen solche abgelöst. Alles, was aus der Einkehr, aus dem Entsetzen über die Tat, aus der Zerknirschung geboren war, schien jetzt niemals vorhanden gewesen. Eine nie gekannte Not, ein brennender Durst dörrte Francesco aus. Sein Inneres schrie, wie jemand, der sich im glühenden Wüstensande verschmachtend wälzt, nach Wasser schreit. Die Luft schien ohne jene Stoffe zu sein, die man braucht, um zu atmen. Das Pfarrhaus wurde dem Priester zum Käfig, zwischen dessen Wänden er mit schmerzenden Knien, ruhelos wie ein Raubtier, schritt, entschlossen, falls man ihn nicht befreie, lieber, als so weiter zu leben, den Schädel im Anlauf gegen die Mauer zu zerschmettern. Wie ist es möglich, als Toter zu leben? fragte er sich, indem er Bewohner des Dorfes durchs Fenster beobachtete. Wie mögen sie oder wie können sie atmen? Wie tragen sie, da sie doch das nicht kennen, was ich genossen habe und nun entbehre, ihr erbärmliches Sein? Und Francesco wuchs in sich. Er sah auf Päpste, Kaiser, Fürsten und Bischöfe, kurz auf alle Leute herab, wie sonst Menschen auf Ameisen. Selbst in seinem Durst, seinem Elend, seiner Entbehrung tat er das. Freilich, er war nicht mehr Herr seines Lebens. Eine übermächtige Zauberei hatte ihn zu einem vollständig willenlosen und, ohne Agata, vollständig leblosen Opfer des Eros gemacht, des Gottes, der älter und mächtiger ist, als Zeus und die übrigen Götter. Er hatte in den Schriften der Alten gelesen über dergleichen Zauberei und diesen Gott und beides geringgeschätzt mit einem Lächeln. Jetzt fühlte er deutlich, daß sogar an einen Pfeilschuß und eine tiefe Wunde gedacht werden mußte, mit der, nach Meinung der Alten, der Gott das Blut seiner Opfer vergiftete. Diese Wunde brannte, bohrte, flammte, fraß und nagte ja in ihm. Er fühlte furchtbar stechende Schmerzen — bis er sich bei Dunkelwerden, innerlich gleichsam schreiend vor Glück, auf den Weg nach derselben kleinen Welt-Insel begab, die ihn gestern mit der Geliebten vereint, und wo er seine neue Begegnung mit ihr verabredet hatte.

Der Berghirt Ludovico, den Bewohnern der Umgegend als „Ketzer von Soana“ bekannt, schwieg, als er bis zu der Stelle seines Manuskriptes, wo es abbricht, gelesen hatte. Der Besucher hätte die Erzählung gern bis zu Ende gehört. Als er indessen den Wunsch zu äußern so freimütig war, eröffnete ihm sein Wirt, daß seine Handschrift nicht weiter reiche. Er war auch der Ansicht, die Geschichte könne, ja, müsse hier abreißen. Der Besucher war dieser Meinung nicht.

Was wurde aus Agata und Francesco, aus Francesco und Agata? Blieb die Sache geheim oder war sie entdeckt worden? Fanden die Liebenden auf die Dauer oder flüchtig Gefallen aneinander? Erfuhr die Mutter Francescos von der Angelegenheit? Und endlich wollte der Hörer wissen, ob eine wirkliche Begebenheit der Erzählung zugrunde liege oder ob sie durchaus nur Dichtung sei.

„Ich sagte schon,“ erwiderte Ludovico, sich ein wenig verfärbend, „daß ein wirklicher Vorfall den Anlaß für mein Geschreibsel gegeben hat.“ Er schwieg hierauf eine lange Weile. „Man hat,“ fuhr er später fort, „vor etwa sechs Jahren einen Geistlichen mit Stockschlägen und Steinwürfen, buchstäblich genommen, vom Altar fort aus der Kirche gejagt. Es wurde mir jedenfalls, als ich von Argentinien nach Europa zurück und in diese Gegend kam, von so vielen Leuten erzählt, daß ich an dem Geschehnis selbst nicht zweifle. Auch haben die blutschänderischen Scarabotas, allerdings nicht unter diesem Namen, hier am Generoso gelebt. Der Name Agata ist erfunden, ich nahm ihn einfach von dem Kapellchen Sant' Agata, über dem, wie Sie sehen, noch immer die braunen Fischräuber kreisen. Aber die Scarabotas haben wirklich unter anderen Sündenfrüchten eine erwachsene Tochter gehabt, und der Priester ist eines unerlaubten Umgangs mit ihr bezichtigt worden. Er hat, wie man sagt, die Sache nicht abgeleugnet, auch nie die geringste Reue gezeigt, und der Papst hat ihn, behauptet man, deshalb exkommuniziert. Die Scarabotas mußten die Gegend verlassen. Sie sollen – die Eltern, nicht die Kinder! – in Rio am gelben Fieber gestorben sein."

Der Wein und die Erregung, die durch Ort, Stunde, Gesellschaft und besonders durch das gelesene Gedicht, verbunden mit allerlei mystischen Umständen, im Hörer hervorgerufen war, machte diesen noch weiter zudringlich. Er fragte wieder nach dem Schicksal Francescos und Agatas. Darüber konnte der Hirt nichts aussagen. „Sie sollen nur lange Zeit ein Ärgernis der Gegend gewesen sein, indem sie die überall verstreuten, einsamen Heiligtümer entweihten und schändeten und zu Asylen ihrer verruchten Lust mißbrauchten.“ Bei diesen Worten brach der Anachoret in ein gänzlich unvermitteltes, lange nicht einzudämmendes, lautes und freies Gelächter aus.

Gedankenvoll und seltsam bewegt trat der Übermittler dieses Reiseabenteuers den Heimweg an. Sein Tagebuch enthält Schilderungen dieses Abstiegs, die er hier jedoch nicht einrücken will. Die sogenannte blaue Stunde, die eintritt, wenn die Sonne unter den Horizont gesunken ist, war jedenfalls damals besonders schön. Man hörte den Fall von Soana rauschen. Ganz so hatten ihn Francesco und Agata rauschen gehört. Oder hörten sie am Ende jetzt noch sein Getön und zwar in demselben Augenblick? Lag dort nicht der Scarabotasche Steinhaufen? Hörte man nicht Laute fröhlicher Kinder, untermischt mit dem Blöken der Ziegen und Schafe, von dort? Der Wanderer fuhr sich übers Gesicht, wie wenn er einen verwirrenden Schleier abstreifen wollte: war die kleine Erzählung, die er gehört hatte, wirklich, wie eine winzige Enzianblume oder dergleichen, auf einer Matte dieser Bergwelt gewachsen, oder war dieses herrliche, urgewaltige Gebirgsrelief, diese erstarrte Gigantomachie aus dem Rahmen der kleinen Novelle hervorgegangen? Dies und ähnliches dachte er, als sein Gehör vom sonoren Klang einer singenden Frauenstimme berührt wurde. Es hieß ja, der Anachoret sei verheiratet. Die Stimme trug, wie in einem weiten, akustischen Saal, wenn die Menschen den Atem anhalten, um nur zu lauschen. Auch die Natur hielt den Atem an. Die Stimme schien in der Felswand zu singen. Manchmal wenigstens flötete sie, in weiten Schwingungen voll süßesten Schmelzes und feurigen Adels, gleichsam von dort heraus. Allein die Sängerin kam, wie sich zeigte, von ganz entgegengesetzter Richtung den Pfad zum Würfel Ludovicos heraufgestiegen. Sie trug ein Tongefäß auf dem Kopf, das sie mit der erhobenen Linken ein wenig hielt, während sie mit der Rechten ihr Töchterchen führte. Dadurch nahm die volle und doch schlanke Gestalt jene grade, köstliche Haltung an, die so feierlich, ja, erhaben anmutet. Irgendeine Vermutung schoß dem Beschauer bei diesem Anblick, wie eine Erleuchtung, durch die Seele.

Wahrscheinlich war er nun entdeckt worden, denn plötzlich verstummte der Gesang. Man sah die Steigende näherkommen, voll vom Glanze der westlichen Himmelshälfte getroffen. Man vernahm das Kind die Mutter mit ruhiger, tiefer Stimme antworten. Dann hörte man, wie die nackte Sohle des Weibes klatschend die roh behauenen Stufen trat. Der Last wegen mußte man fest und sicher auftreten. Für den Wartenden waren die Augenblicke vor dieser Begegnung von einer nie gefühlten Spannung und Rätselhaftigkeit. Die Frau schien zu wachsen. Man sah das hochgeschürzte Kleid, sah bei jedem Schritte ein Knie sich flüchtig entblößen, sah nackte Schultern und Arme hervortreten, sah ein rundes, frauenhaftes, trotz stolzen Selbstbewußtseins holdes Gesicht, das von starkem Haarwuchs, wie von rotbrauner Erde, urwesenhaft umgeben war. War das nicht die Männin, die Menschin, die syrische Göttin, die Sünderin, die mit Gott zerfiel, um sich ganz dem Menschen, dem Manne zu schenken?

Der Heimkehrende war beiseite getreten, und die leuchtende Kanephore schritt, seinen Gruß der Last wegen fast unmerklich erwidernd, an ihm vorbei. Sie wandte beide Augen nach ihm, indes der Kopf geradeaus gerichtet blieb. Über das Antlitz glitt dabei ein stolzes, ein selbstbewußtes, ein wissendes

Lächeln. Dann senkte sie den Blick wiederum auf den Weg, während gleichzeitig ein überirdisches Funkeln durch ihre Wimpern zu sprühen schien. Der Beschauer war vielleicht durch die Hitze des Tages, den Wein und alles sonst noch Erlebte überhitzt, aber das ist gewiß: er fühlte vor diesem Weibe sich ganz, ganz klein werden. Diese vollen, in aller betörenden Süße fast höhnisch gekräuselten Lippen wußten, es gab gegen sie keinen Widerspruch. Es gab keinen Schutz, keine Waffe gegen den Anspruch dieses Nackens, dieser Schultern, und dieser von Lebenshauchen beseligten und bewegten Brust. Sie stieg aus der Tiefe der Welt empor und stieg an dem Staunenden vorbei — und sie steigt und steigt in die Ewigkeit, als die, in deren gnadenlose Hände Himmel und Hölle überantwortet sind.

ENDE

Druck von W. Drugulin, Leipzig

GERHART HAUPTMANN
Gesammelte Werke
in sechs Bänden

……

Vor Sonnenaufgang
Das Friedensfest
Einsame Menschen
Die Weber
Kollege Crampton
Der Biberpelz
Hanneles Himmelfahrt
Florian Geyer
Elga
Die versunkene Glocke
Fuhrmann Henschel
Schluck und Jau
Michael Kramer
Der rote Hahn
Der arme Heinrich
Rose Bernd
Die Jungfern vom Bischofsberg
Und Pippa tanzt
Gabriel Schillings Flucht
Kaiser Karls Geisel
Griselda
Die Ratten
Bahnwärter Thiel
Der Apostel
Der Narr in Christo Emanuel Quint
Griechischer Frühling
Atlantis

……

GERHART HAUPTMANN
Werke in Einzelausgaben

Bahnwärter Thiel. Novellen.	32. Auflage.
Vor Sonnenaufgang. Drama.	14. Auflage.
Das Friedensfest. Bühnendichtung.	8. Auflage.
Einsame Menschen. Drama.	31. Auflage.
Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren.	48. Auflage.
Kollege Crampton. Komödie.	10. Auflage.
Der Biberpelz. Eine Diebskomödie.	18. Auflage.
Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung.	28. Auflage.
Florian Geyer.	11. Auflage.
Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama.	92. Auflage.
Fuhrmann Henschel. Schauspiel.	19. Auflage.
Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf.	10. Auflage.
Michael Kramer. Drama.	12. Auflage.
Der rote Hahn. Tragikomödie.	8. Auflage.
Der arme Heinrich. Eine deutsche Sage.	23. Auflage.
Rose Bernd. Schauspiel.	21. Auflage.
Elga.	9. Auflage.
Und Pippa tanzt. Ein Glashuttenmärchen.	10. Auflage.
Die Jungfern vom Bischofsberg. Lustspiel.	4. Auflage.
Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel.	6. Auflage.
Griechischer Frühling.	8. Auflage.
Griselda.	6. Auflage.
Der Narr in Christo Emanuel Quint.	45. Auflage.
Die Ratten. Tragikomödie.	7. Auflage.
Gabriel Schillings Flucht. Drama.	10. Auflage.
Atlantis. Roman.	32. Auflage.
Festspiel in deutschen Reimen.	32. Auflage.
Der Bogen des Odysseus. Drama.	7. Auflage.
Winterballade. Dramatische Dichtung.	10. Auflage.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

SaFe

DER
WEISSE HEILAND

Dramatische Phantasie

von

Gerhart Hauptmann

1920

S. Fischer / Verlag / Berlin

Erste bis zehnte Auflage

Von diesem Werk hat die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig
einmalig 300 Exemplare auf Büttenpapier abgezogen.
Sie sind vom Verfasser numeriert und signiert.

Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Übersetzung
Den Bühnen gegenüber Manuskript

Copyright 1920 S. Fischer, Verlag, Berlin

DRAMATIS PERSONAE

Montezuma, Kaiser von Mexiko
Guatemotzin, sein Sohn
Cacamazin, mexikanischer Fürst
Qualpopoca, mexikanischer Fürst
Marina, eine Mexikanerin
Der Oberpriester
Erster Opferpriester
Zweiter Opferpriester
Der erste Gelehrte
Der zweite Gelehrte
Drei Töchter Montezumas
Fernando Cortez
Pedro de Alvarado, Ritter
Las Casaz
Gomara, Hausgeistlicher des Cortez
Pater Olmedo
Diego Ordaz

Christoval de Guzman
Don Juan Xamarillo
Jeronimo de Aguilar
Bernal Diaz
Gonzalo de Sandoval
Velasquez de Leon
Martin Lopetz
Erster Offizier
Zweiter Offizier

Spanische Ritter und Soldaten, mexikanische Adlige, Krieger, Läufer, Diener, Mädchen, Weiber und das Volk.

ERSTE SZENE

Ein Gemach im kleinen Tempel der Quetzalcoatl zu Tenochtitlan. Ein geschlossener mit astronomischen Zeichen bedeckter Vorhang verschließt die hintere Hälfte des Raumes. Davor steht ein Priester.

Montezuma erscheint, mit geringem Gefolge, das sich in der Entfernung hält, darunter Cacamazin und Guatemotzin.

MONTEZUMA

Nachdem er langsam und wie geistesabwesend auf und ab geschritten ist, bleibt er vor dem Priester stehen

Sprich mir von dem weißen Gotte,
Priester! Ich will jene Mär
wieder hören! Welche, weißt du.

DER PRIESTER

Die Altvorderen deines Hauses,
allgewalt'ger Herr und König,
unterwarfen dieses Land.
Der Gebieter ihrer Scharen
war, wie du, ein Sohn der Sonne.
Bist du seines Bluts, und göttlich

nennen Kunden unsrer Tempel
ihn sogar den Sonnengott.
Als er seiner Kinder Herrschaft
unbesiegbar hier gegründet,
schwang er sich zurück zum Himmel
auf den Flammenthron des Weltalls.

MONTEZUMA
Die Verheißung melde mir.

DER PRIESTER
Die Verheißung, die der Gott
seinen Priestern hier zurückließ,
lautet: wenn dreitausend Sommer
auf der Winter Schnee gefolgt sind,
kehre er zu euch zurück,
um die lang verbannten Kinder
heimzuholen in den Glanz.

MONTEZUMA
Und die Rechner eurer Gilde,
die auf Jahr und Stunde achten,
meinen nun . . .?

DER PRIESTER
Die Zeit sei nah,
glauben wir, der Wiederkehr,
wo zum andern Mal die Gottheit
mit dem Goldhelm niedersteiget,
Himmelsfarbe in den Augen,
weißen Glanz im heil'gen Antlitz,
golden flüssiger Strahl ihr Haar.

MONTEZUMA
Ich bin häßlich!

DER PRIESTER

Sohn der Sonne:
wenn der Nebel deines Trübsinns,
durch dies Wort, gleich einer Wolke
deiner Schönheit Blitz auch schwächte;
blendet sie das Auge dennoch,
daß es schmerzend sich verschließt.

MONTEZUMA

Priester, ist die mächtige Gottheit
weiß von Antlitz, weiß von Haaren,
weiß gegliedert, blauen Auges,
scheint's, daß sie mich haßt, nicht liebt.
Oder weshalb wär' ich sonst
schwarzen Haars und schwarzen Auges?
Ekler, dunkelfarbiger Haut?
Warum wißt ihr nicht zu sagen,
weshalb mein Geschlecht verbannt ward
in die traumbeladne Welt?
Was wir wohl an ihm gesündigt,
dem Urvater unsres Blutes,
daß er uns so hart gestraft hat?
Ihr verdient den Tod, ihr habt
Gottes Wort nicht treu bewahrt. —
Und wie steht's mit den Gerüchten,
daß ein Volk von fremden Räubern
weiß und mörderisch wie Dämonen
über unsre Grenzen einbricht?
Die bestürzten Boten stammeln
Dinge, die unfaßbar sind:
glaubt man ihnen, tragen jene
Blitz und Donner in der Faust,

reiten wilde Fabeltiere,
feuerspeiend und geflügelt,
töten fernhin, nur im Wink.

DER PRIESTER

Herr, du kamst zur rechten Stunde:
Von den Grenzen deines Reiches
dringt verworrenes Gerücht:
jene fürchterlichen Fremden,
heißt es, warfen deinen Erbfeind,
bändigten die Tlazcalaner,
herrschen jetzt in ihrer Hauptstadt.
Doch unsterblich sind sie nicht.

MONTEZUMA

Was uns Dienern des Mexitli
nie gelang: gelang es ihnen,
müssen's Göttersöhne sein.
Und was mehr: sie sind uns freundlich.

Cacamazin, fünfundzwanzig Jahre alt, ein Fürst im Gefolge des Montezuma, wirft sich in Devotion vor ihm nieder.

Du willst reden, Cacamazin.
Sprich!

CACAMAZIN

O Herr, trau' nicht den Teufeln,
die das große Wasser ausspie!
Gib Befehl an die Provinzen,
aufzubieten deine Kriegsmacht,
jeden, bis zum letzten Mann!
Denn sie kommen nicht als Freunde,
jene scheußlichen Dämonen,
ärgere Feinde hatt'st du nie.

MONTEZUMA
Priester, weiter! Deine Worte
sind mit Himmelsglut geschwängert,
Ahndungen durchschüttern mich.
Was will mir dein Blick verkünden,
schillernd, nenne dein Geheimnis!
Denn noch mehr verbirgst du mir.

DER PRIESTER
Sohn der Sonne, was in Knoten,
was in Bilderschrift bewahrt ist,
was im Volk lebendig umgeht
von der Wiederkunft des Heilands —
o erdrückender Gedanke! —
scheint es, wird zu Wirklichkeit.
Doch die Diener Quetzalcoatls,
der da kommt — sind nicht unsterblich!

MONTEZUMA
Wie denn weißt du das?

DER PRIESTER
Ich weiß es!
König! Wunder, die geschahen,
grausige, sind zu berichten.
Alles fügt sich, klar am Tage
nach der Überlieferung.
Doch es hat Unwissenheit
sich auch allbereits versündigt
an den Dienern Quetzalcoatls:
schwerer Sorgen voll verkünd' ich's,
und die Wahrheit siehe hier.

Der Vorhang öffnet sich und man erblickt das abgeschlagene, langgelockte Haupt eines spanischen Ritters, in einer goldenen Schüssel, auf dem Altar. Dieser ist von Tempeldienern flankiert.

MONTEZUMA

der zuerst nicht erkennt, nähert sich langsam dem abgeschlagenen Haupte, zittert und steht tief erschüttert still. Dann entringt sich seinen Lippen:

's ist ein Sonnensohn!

DER PRIESTER

Nicht anders!
Ganz so wie die Schrift ihn schildert,
doch ihm fehlt Unsterblichkeit.

MONTEZUMA

Wer weiß das, voreiliger Priester?
Ist die Gottheit nicht allmächtig?
Und, beleidigt, will sie strafen,
jeden Zaubers Herrscherin?
Laßt mich schauen! Schweigt! Entfernt [Euch! —
Und wo ist die Frevlershand,
die ein Haupt, das zu berühren
Ehrfurchtsschauer mir verbieten,
von dem Gottesleib getrennt hat?
Wo der Mann, den Ewigkeiten
zu entsühnen noch zu kurz sind?
Wo? ich will es wissen! Wo?

DER PRIESTER

Wo der Täter dieses Mordes
sein verfluchtes Leben fristet:
niemand weiß es! Denn ein Jäger
des Caziken Qualpopoca,
der Statthalter ist zu Nautla,
fand im Forst dies heilige Haupt.
So berichtet mir der Fürfürst.

MONTEZUMA

Qualpopoca schläft zu Nautla,
liegt zu Bett, ja liegt im Grabe:
tote Diener sind mir unnütz.
Und wie kam dies Haupt hierher?

DER PRIESTER

Dein Vasall hat es gesendet.

MONTEZUMA

Wie?

DER PRIESTER

Durch einen Bauern, Herr,
der's in einem Sack hierher trug.

MONTEZUMA

wendet sich an sein Gefolge.

Hört ihr dies? Oh, Guatemotzin!
Solche Diener hat dein Vater:
dumpfe Tiere, ohne Sinn!
Welche Schande! Nicht in goldner
Herrschersänfte des Caziken,
nicht von Königen geleitet,
nicht im langen Zug der Priester
unterm dumpfen Paukendonner
unsrer Tempel, zog es ein,
dieses Haupt, in unsre Hauptstadt,
sondern schmählich und entwürdigt.
Blutige Sühne fordert das!

GUATEMOTZIN

Wirft sich vor Montezuma nieder.

Kaiser, Gnade! Nicht ein jeder
sieht dies Haupt, wie du, mit Lust:
Grauen, ja, Haß erzeugt's in anderen,
Kalte Schrecken haucht es aus.

DER PRIESTER

Nicht dem Wissenden: sieh dies.

Tempeldiener bringen den vergoldeten Kriegshelm des Spaniers.

MONTEZUMA

staunend

Eines Gottes Kriegshelm. Köstlich! —
Guatemotzin! Cacamazin!
Eure Schrecken sind erklärlich.
Nur der Gottentstammte kennt
nicht die Furcht, beim Nahn der Götter.
Und sie nahn: wer zweifelt noch?
Ich ertrag' es nicht, mein Herz
hämmert allzu wild vor Freuden.
Heilige Schauer töten mich.

Er faßt nach seinem Herzen, das Gefolge eilt herzu und stützt ihn.

ZWEITE SZENE

Ein Saal im Palaste des Montezuma in Tenochtitlan. Die Wand entlang harren Diener. Die fürstlichen Jünglinge Cacamazin und Guatemotzin schreiten auf und ab in Erwartung des Kaisers. Es ist früher Morgen.

CACAMAZIN
Furchtbar ist's: nichts überzeugt ihn.

GUATEMOTZIN
Welch ein Irrwahn. Mögen jene
Blitz und Donner mit sich führen,
brausend Sonnendrachen reiten,
unverwundbar sind sie nicht.

CACAMAZIN
Nein! Das ist es! Was verröchelt
unter Feindesfaust, ist sterblich.
Sterblich aber und verweslich
sind die wahren Götter nicht.

GUATEMOTZIN
Nichts von Göttern! Aas, nichts weiter
war das weiße Haupt im Tempel.

Eklen, blutverfilzten Haares,
schielenden, gebrochnen Blickes.
Der dies Haupt auf seinen Schultern
trug, von riesigem Geschlechte
mag er, mag ein Gottmensch sein:
doch er kämpfte, ward erschlagen,
litt und starb in seinem Blute,
er verzuckte, so wie wir.

CACAMAZIN

Überzeug' ihn! Felsenstarre
hält des Kaisers Sinn gefesselt.
Grade das ist ihm Bestätigung,
was du von dem abgeschlagenen
blutigen Haupt im Tempel sagst.
Götter, spricht er, sind's trotzdem.
Ihr seid Menschen, wißt von Menschen,
so erklärt er immer wieder:
Ich nur bin der Sonne Sohn,
bin ein Tonatiuh und kenne
Sonnenkinder und ihr Schicksal!

Der Cazike Qualpopoca tritt ein.

QUALPOPOCA

Junge Fürsten, gebt mir Auskunft:
ist der Kaiser schon erwacht?

GUATEMOTZIN

Nein!

QUALPOPOCA

So sagt mir, die ihr stündlich
in des Kaisers Dunstkreis atmet,
Zeugen jeder Laune seid,

die des Herrschers Antlitz streifet,
was bewog die Majestät
grade jetzt, mich herzurufen?
An der fernen Landesgrenze
bin ich nötiger als hier.

CACAMAZIN
Herr, wir wissen's.

QUALPOPOCA
Ins entblößte
Nautla brechen fremde Räuber.
Riesen, die dem Blitz gebieten.
Doch es sei durchs Schwert, durch Blitze:
stirbt man doch nur einen Tod.
So vermocht ich's, meinen Kriegern
Mut zu machen, bis sie standen,
mutig kämpften wie die Leuen.
Doch was soll ich hier, wo jeder
Augenblick, den ich verweile,
Städte, Land und Leute kostet ...

GUATEMOTZIN
Herr, Ihr saht sie? Saht sie selber?
Saht sie lebend? Saht sie wirklich?
Reitend auf den Sonnendrachen?
Fernhin mordend durch den Blitz?
Ist es wahr, was man berichtet?
Oder hat die niedere Menge
Furchtgespenster ausgeheckt?

QUALPOPOCA
Sie sind sterblich! Sie sind sterblich!
Eh ich's wußte, sollt' ich lügen? —
Ward selbst ich von Furcht gelähmt.

Seit ich's weiß, bin ich entschlossen.
Jener Tag, wo ich's erfuhr,
jene Stunde sei gesegnet.
Unsre schwarzen Panther hatten
einen von den weißen Göttern,
von den Donnerern, heimgebracht.
Schaudernd nur band ihn der Priester,
an den runden Block aus Jaspis,
wie der Mondgott, rund gebogen,
hing der Riese regungslos.
Und wir zagten! Zagten lange:
sollten wir die Trommeln rühren
und den Opferbrauch vollziehn?
Denn wie aus dem Kern der Sonne
schien in Wahrheit uns geschnitten
dieser rückgebäumte Leib.
Lichte Götterarme spreizend,
schien's, er warte eines Winkes,
um mit seinem Opferblocke
machtvoll sich emporzuheben
in den Strahlengrund des Lichts.
Doch ich winkte, und die Diener
stießen in die großen Muscheln!
Und des Teocalli dumpfe
Pauken kündigten dem Kriegsgott
unser kühnes Opfer an.
Sei es drum, mag sein, ich bebte,
als der Priester jetzt den Steindolch
zaudernd, wie mir schien, erhob:
doch nur einen Augenblick!
Dann entriß sich mir ein Brüllen,
als der weiße Gott sich färbte
und ein Blutstrahl schwarz hervorschoß. —

Und ich trat hinzu, ihr jungen
Fürsten, daß der heiße Regen
die Gewänder mir verdarb,
unverwandten Auges forschend
jede Regung des Gewaltigen,
als man ihm das Herz herausbrach.
Furchtbar schweigend war sein Blick,
als er seines eignen Herzens
rauchend Pulsen sah. Dann starb er.
Starb wie jeder stirbt! Ward kraftlos,
wurde schwer und schlaff und starb.

CACAMAZIN
Und das abgeschlagne Haupt
ist das seine?

QUALPOPOCA
Ja, du sagst es.
Schrieb ich gleich, es sei im Walde,
samt dem Helme, aufgefunden.

CACAMAZIN
Was, den Hergang nach der Wahrheit
zu berichten, hielt dich ab?

QUALPOPOCA
Vorsicht war's, um des Mexitli
Tempelpfaffen nicht zu kränken,
in des Reiches erster Stadt,
denen dieses Opfer zustand.

CACAMAZIN
Wißt ihr, daß der junge Priester
Quetzalcoatls, den des Kriegsgotts
blutige Priester tödlich hassen,

sei's durch Schlauheit oder Fügung,
in Besitz des Haupts geriet?
Und es, selbst wie eine Gottheit,
auf des Sonnengottes Altar
zwischen Gold und Blumen ausstellt?
Und so wies er's unserm Kaiser,
der, verfolgt von diesem Toten,
Fabelträumen unterliegt.

Montezuma, gefolgt von Dienern, tritt schnell ein.

MONTEZUMA

Wovon sprecht ihr?

Schweigen

Eurer keiner
will das Wort dem andern rauben.
Soviel Edelmut beschämt mich,
und um es euch gleich zu tun,
schenk ich allen euch die Antwort.

Er schreitet langsam und in sich versunken die Reihe der Diener ab. Diese, sowie die Standespersonen, haben um ihre kostbare Tracht beim Eintritt des Kaisers unscheinbare Überwürfe zusammengezogen.

MONTEZUMA

Ich bin einsam. Frost umgibt mich.
Niemand liebt mich. Knechte schenkt mir
nur und Feinde diese Welt!
Meine Töchter!

Es werden drei schöne Mädchen zwischen elf und vierzehn Jahren gebracht. Schweigend stehen sie vor ihm. Er streicht nachdenklich über ihre Scheitel.

Kennt ihr mich?
seht, sie zittern! — Nennt mich Vater! —
Nennt mich Vater! oder geht!

Die Töchter werden hinausgeführt.

Ich bin einsam. — Knechte seh ich:
keine Freunde, keine Brüder,
keine Götter um mich her!

QUALPOPOCA
nähert sich in tiefer Devotion

Zwar nicht Götter, auch nicht Brüder
deiner Hoheit sich zu nennen,
darf dem Rate der Vasallen
deines Reichs verstattet sein.
Auch der Freundschaft Ruf erreichet
nicht des Sonnensohnes Gipfel.
Doch was Ehrfurcht nicht verbietet:
Lieb und Treue hegen wir.

MONTEZUMA

Warum kehr ich immer wieder
aus der Höhle meines Inneren
in das falsche Licht zurück?
Wo die Ohnmacht meines Daseins
mich aus ödem Raum umängstet.
Nichts vermag ich. Und das heilige
Gottesblut, das in mir rollt,
wenn ich schlummre, wenn ich träume,
stockt wie Blei am wachen Tag.
Helft mir, helft mir: ich bin elend!
Bin ein Bettler nur, kein Kaiser,
und der Leichnam meines Selbst. —
In den Schoß und Kern der Sonne
eingegangen, heimgenommen,
ruh ich selig und bewußtlos
nachts, in traumlos tiefem Schlaf,
oder wirke in die Träume
schaffend mit der Lust der Gottheit.

Dann verbreit ich schöpferischen
Winkes Welten, wölbe Himmel,
schleudre, wie der Sämann Körner,
Sternensaaten in den Raum.
So ins Große, so ins Kleine,
wünschend ohne Wunsch, mich wandelnd,
schalt ich über Weltalls Grenzen,
oder bilde diese Erde
frei zum Paradiese aus.
Täler, Ströme treten lautlos
aus dem Äther in ihr Dasein,
Inseln steigen, und ich bilde
glückbeschenkte Menschenvölker,
Vögel, Fisch und Wurm hinein.
Doch was red' ich! Mich umgeben
wachend widerliche Dinge,
die mir fremd und sinnlos sind. —
Qualpopoca, sei willkommen:
welche Sorge führt dich her?

QUALPOPOCA
Dein Befehl!

MONTEZUMA
Befehl? Behüte
Uns vor Hochmut! Mir befehlt ihr,
mächtige Fürsten! Nicht ich euch.
Denn bei euch ist Macht und Klugheit.

QUALPOPOCA
Mein Gebieter, was verbrach ich?
So verhöhnt man Missetäter,
deren Urteil schon gefällt ist.

MONTEZUMA
Urteil fällen steht bei dir.
Ich bin nur ein Tor und kindisch.

QUALPOPOCA
Herr, du strafst mich grausam.

MONTEZUMA
Oh
hätt ich Macht ein Haar zu krümmen,
oder wo in meinen Reichen
lebt ein Mann so frei von Tücke,
daß er zehnmal nicht des Tages
heimlich mich bei sich verrät.

QUALPOPOCA
Herr, wär's auch mein eigenes Blut,
wär's mein Sohn, der nur von ferne
dächte, was du jetzt gesagt hast,
schleppt ich ihn vor deine Henker
oder schlüg ihm selbst das Haupt ab.

MONTEZUMA
Du bist heftig!

QUALPOPOCA
Mehr als heftig.
Denn ich fürchte nicht den Tod
halb so sehr als eine Meinung,
die, wie deine, mich ins Herz stößt.

MONTEZUMA
Trotz! Ich kenn ihn! Meine Henker
sollen seine Söhne würgen:
er erwürgt den Willen mir.

Du bist falsch, denn du betrogst mich.
Oder ward der Sonnensohn
nicht im Tempel hingeschlachtet?

QUALPOPOCA

Ja! Es ist geschehn! Ich log!

MONTEZUMA

Auf den Richtblock!

CACAMAZIN

Sonnenkaiser!
Auch mein Leben nimm, auch mich!

MONTEZUMA

Giftiges Gewürm umkriecht mich,
feig und falsch und blind den Grund,
den ich trete, unterwühlend:
ihr seid Schlangen! Säulen nicht.
Säulen brauch ich, Fundamente
meiner Herrschaft, Pfeiler! Balken!
die den Tempel meines Hauses
gründen, türmen, tragen, halten
wider Zeit und Ewigkeit!

GUATEMOTZIN

Herr, das ist es: wir sind Pfeiler!
Doch du gräbst uns aus dem Grunde,
und so sinken wir dahin.
Aber lieber will ich selber
in die Nacht des Todes eingehn
als in jene, die herannaht,
wenn der fremde Teufel siegt.

MONTEZUMA

Er wird siegen! Stürzt denn köpflings
in die Gräber eures Glücks,
Toren, die ein Irrwahn blind macht!
Wer bin ich, und wer seid ihr,
die ihr meinem höh'ren Wissen,
meinem göttlichen, zu trotzen
blöden Sinns euch unterfangt.
Überschritten unsre Grenzen
hat der Gott, hat Quetzalcoatl,
meines Hauses heiliger Urahn:
jede Fiber meines Leibes
froh erschauernd sagt es mir.
Und ihr wollt wie Gottverlaßne,
wie Verdammte, ihn bekriegen?
Ihn, der donnernd kommt, im Lichthelm,
überschleichen, morden, opfern,
schlachten, wie ein jagdbares Tier?

QUALPOPOCA

Herr, in meiner letzten Stunde
sag ich noch, du bist im Irrtum.
Jenes Rudel weißer Wölfe
hat der Abgrund ausgespien,
und ihr Leitwolf ist kein Gott.

MONTEZUMA

Ruft den Priester Quetzalcoatls.

QUALPOPOCA

Quetzalcoatls? Seine Priester
hassen Krieg und meiden Blut.
Ihnen scheint ein Bettler göttlich.

MONTEZUMA
Und die Völker? Ihr seid Frevler!
Und es lebt der wahre Glaube
in den Tiefen nur des Volks.
Dort herrscht Frömmigkeit, herrscht Ehrfurcht.
Doch von euch, wer wollte leugnen,
daß ihr Zweifler und Verächter,
heimlich Gottesleugner seid!?

QUALPOPOCA
Gottesleugner? — Erst Verräter,
dann gar einen Gottesleugner,
Sohn der Sonne, nennst du mich?
So verkennst du deinen Diener,
der wie keiner treu dir anhängt?
Der den strengen Dienst der Götter
schützt, und der in dir, dem Kaiser,
Gottes echten Sohn verehrt?
Du, ja du bist eine Gottheit!
Allerleuchtenden Gestirnes
unverfälschter Kraft teilhaftig.
Ob auch Wolken dich umnachten,
du bist Gott! Der andre nicht,
dessen abgetrenntes Haupt
pestverbreitend jetzt verwest.

MONTEZUMA
Und mein Volk? Ist dir's verborgen?
Wie zugleich von tausend Orten
mächtig das Gerücht heranschwillt?
Wie in nah und fernen Gauen
meine Völker sich erregen?
Wie sie mit dem Freudejauchzen:
Götter kommen! sich erheben

und in langen Pilgerzügen
gen den Sonnenaufgang hinziehn?
Nach Cholula! nach Cholula!
ruft der eine zu dem andern,
jeder weiß es, jeder fühlt es,
zu Cholula zog der Heiland
in den Sonnentempel ein.
Der Erlöser kehrte wieder,
um uns aus der Nacht der Schrecken,
aus dem Blutsumpf unsres Daseins
heimzuretten in sein Licht.
Und dies köstliche Erschwingen
aller Seelen, aller Herzen,
hungernder, gequälter Menschen
in die klare Offenbarung,
in die endliche Erfüllung
der Verheißung Quetzalcoatls,
blinde Tiere, spürt ihr nicht?
Nach Cholula!

QUALPOPOCA

Herr und Kaiser!
Wolle deine Heiligkeit
nur ein Weilchen sich gedulden.
Bald genug, wenn du nicht tapfre
Krieger stellst wie Sand am Meere,
zahlreich, zäh, unüberwindlich,
zwischen jenen Gott und dich,
pocht er selbst an deine Tür!

Der Priester Quetzalcoatls erscheint.

MONTEZUMA

Meine Arme reichen weit,
meine Ohren hören vieles,

nun bestätigt der Vasall,
was ich mich zu glauben sträubte:
In dem Tempel Huitlipochtlis
endete der Tonatiuh
und ward nicht im Wald erschlagen.

DER PRIESTER

Wenn des Kriegsgotts blutgewohnte
Priesterschaft den Sohn der Sonne
opfert auf dem Opferblocke,
so erfüllt sich die Verheißung
zwiefach deutlich, zwiefach klar.
Doch sie kreuzigten den Leib,
nicht den Geist und nicht die Gottheit:
Diese kann nicht untergehn,
und der Tag steht vor der Türe,
ihrer letzten Offenbarung.

QUALPOPOCA

Knabe, träumst du?

DER PRIESTER

Nein, ich wache!
Doch ihr schlaft den Schlaf des Todes,
während sich der Herr des Lebens,
sich der liebevolle Hirte,
sich der Friedensbringer naht.

QUALPOPOCA

Schwächling! Welche Amme hat
dir dies Märlein aufgebunden?
Friedensbringer! Ihre Augen
schleudern Pest, ihr Atem Mord.
Ihre schwarzen Rachen donnern,

und mit Feuerzungen fressen
sie die Erde menschenleer.
Es sind Zauberer! Sind des Kriegsgotts
ungehorsame Dämonen,
die aufstanden wider ihn.
Mörder sind's von Ewigkeiten.

DER PRIESTER

Könnt ihr leugnen, daß der fremde
Mörder in den Sonnentempel
zu Cholula friedlich einzog,
hinter ihm der Sonnenkinder
sieggewohnte, lichte Schar?
Haben sich die Cholulaner
ihm nicht freudig unterworfen?
Schmücken Quetzalcoatls Priester
nicht die furchtbaren Flügeldrachen
mit Guirlanden bunten Laubs?
Wirft das Volk sie nicht mit Blumen?

QUALPOPOCA

Ja, Cholula ist gefallen,
Priester, doch geh hin und sieh,
sieh den Damm von Menschenleichen,
über den dein Heiland einzieht.
Hingelagert vor der Stadt,
Frieden heuchelnd, lag der Teufel.
Friedlich durch des Lagers Gassen
drängten sich Cholulas Bürger,
zahllos, freudigen Gewimmels,
da erdonnerte ein Schrecken,
und die weißen Schlächter warfen
sich mordrasend über sie —

Welch ein Metzgen, welch ein Würgen,
Schlagen, Stechen, Pfählen, Morden! —
Keine Gnade kannten sie.
Dies, o Herr, ist meine Botschaft!
Und geeignet, den zu wecken,
der vom Sonnenheiland träumt.
Herrscher! Kaiser der Tolteken,
die des wahren Gottes Kinder,
Huitlipochtlis Söhne sind.
Nichts von Frieden, nichts von Blumen!
Laßt des Kriegsgotts Muscheln blasen!
Trau' dem alten, treuen Gott!
Ihm allein ist Kraft beschieden,
uns zu retten! Diesen weißen
Abgrundwölfen Halt zu bieten,
ruf dein Volk zum Kampfe auf.
Und man wird am Friedensfeste
deine falschen Sonnengötter,
Priester, grüßen, wie sich's ziemt.
Nicht mit blumigen Gewinden,
sondern mit den starken Riemen,
die sie kreuzigen und fesseln
an des Tempels Opferblock.

MONTEZUMA
Ich bin Herr! Und was geschehn wird,
steht allein in meinem Willen,
steht bei mir und nicht bei dir!

DRITTE SZENE

Vor dem Zelt des Fernando Cortez bei Cholula, auf der Hochebene von Anahuac. In der Entfernung die Stadt Cholula mit der gewaltigen Pyramide des Sonnentempels. Neben dem Zelt die Standarte des Cortez aus goldgesticktem, schwarzem Samt, darauf ein rotes Kreuz über blauen und weißen Streifen.

Folgende Personen sitzend, stehend oder schreitend in merkbarer Erregung:

Gomara, Hausgeistlicher des Cortez
Pater Olmedo
Pedro de Alvarado
Diego Ordaz
Christoval de Guzman
Don Juan Xamarillo
Jeronimo de Aguilar
Las Casaz
Bernal Diaz

PEDRO DE ALVARADO

Ritter, siebenundzwanzigjährig, mit langem Blondhaar, wie Milch und Blut, von außerordentlicher Kraft, Kühnheit und Schönheit

Spanier müssen immer zanken.

LAS CASAZ

Immer morden müssen Spanier.
Kinder, Weiber, Greise morden,
denn das ziemt für Christen sich.

PEDRO DE ALVARADO

Nehmt den Chorrock, ministriert
meinethalben in der Messe.
Wer nicht kann ein Täubchen schlachten,
soll nicht mit Soldaten ziehn.

LAS CASAZ

Kämpft mit Löwen, nicht mit Täubchen.
Ich zum mindsten überlasse
Taubenschlachten meinem Koch.

PATER OLMEDO

Friede! Friede! Streitet nicht.
Wir sind eine Handvoll Spanier,
weit vom Vaterland verschlagen,
und von Feinden ganz umringt.
Drum seid einig!

LAS CASAZ

Einig, Pater,
werd' ich nie mit Alvarado
über dieses Blutbad sein.

PEDRO DE ALVARADO

Und ich wahrlich nicht mit Euch.

LAS CASAZ

's ist ein Schandfleck!

PEDRO DE ALVARADO

Schandfleck? — Unsinn!

LAS CASAZ

Über ahnungslose Wilde
wie Hyänen herzufallen,
über Leute, die gekommen,
unsern Waffen beizustehn.
Dies ist eine Tat des Wahnsinns.
Wer sie unserm großen Führer
riet, der tat ihm keinen Dienst.

PEDRO DE ALVARADO

Wollt ihr leugnen, was der Indier
auf der Folter ausgesagt hat?

LAS CASAZ

Auf der Folter!

PEDRO DE ALVARADO

Daß dies Kriegsvolk,
dieses Hilfsvolk, das sie uns
zu begleiten ausgesondert,
einzig zu dem Zweck bestellt war,
auf dem Marsch uns zu vernichten?

LAS CASAZ

Furchtgespenster, weiter nichts.

PEDRO DE ALVARADO

Ich, und Furcht? Ihr seid im Irrtum!

LAS CASAZ

Unbegreiflich bleibt es ewig:
grade Ihr, dem man beim Einzug
wie Sankt Georg, den Drachentöter,
angestaunet und bejubelt.
Der von Rosen ganz belastet
in die Stadt Cholula einritt,

3*

grade Ihr bereitet ihnen,
ihren Vätern, Brüdern, Söhnen
den grausamsten Untergang.

PEDRO DE ALVARADO

Nun ich bin kein heil'ger Georg!
Doch den Drachen des Verrats,
bei Sankt Georg! ihn traf ich tödlich,
und so sei's davon genug.

GOMARA

Ob Verrat hier oder nicht
lauerte, wer will's entscheiden,
doch die Strafe ist vollzogen,
und die Toten stehn nicht auf.

DON JUAN XAMARILLO

Krieg ist Krieg! Wär' unsre Lage
nicht so, wie sie ist, Herr Ritter,
nicht ein so verlorner Posten,
mitten drin im Feindesland,
neigt' ich, christlicher Gesinnung,
wohl zu Eurer Milde mich.
Doch wie's jetzt mit uns bestellt ist,
muß Verdacht, so sehr die Unschuld
auch vielleicht darunter blutet,
schon die Klage, schon das Urteil,
ja das Richtschwert selber sein.

GOMARA

Denkt doch, Herr, was auf dem Spiel steht!
Kaum vierhundert Christenseelen
tragen Jesu wahres Kreuz
in die Nacht des Heidenlandes.
Und gelingt es uns, dies Zeichen
an den Stätten finstrer Greueln

hier im Lande aufzupflanzen. —
was bedeutet Menschenblut? —
Blickt doch um Euch: in Cholula
nur, zählt' ich fünfhundert Türme,
die das Lob von Götzen predigen.
Welch ein Sieg ist's, der hier winkt!
Aber auch welch ein Verlust,
wenn wir wenigen unterliegen.
Wir sind eine heil'ge Schar,
und für deren Sicherheit
Blut vergossen, was bedeutet's,
Wären's Ströme Heidenbluts? —
Mag die Straße, die wir schreiten,
wenn der wahre Glaube nachfolgt,
auch von blutigen Bächen rieseln:
brächten wir nur einer einzigen
armen Seele ewiges Heil, —
retteten nur eine Seele
vor der ewigen Verdammnis:
was bedeutet Menschenblut?

LAS CASAZ

Wer vermöchte, würdiger Vater,
Eure Worte zu bestreiten?
Doch es sollen Kreuzesritter
schlimmer nicht wie Heiden sein:
nicht voll Mordlust, nicht voll Habsucht,
nicht der Wollust rohe Knechte,
nicht Verüber jeder Greueln,
die verruchter Sinn vermag.

PEDRO DE ALVARADO

Wer ist so, wie du ihn schilderst?
Nenn' ihn!

LAS CASAZ

Juckt's wen, kratz' er sich!

PEDRO DE ALVARADO

Zieh und wehr' dich!

Er hat sein Schwert gezogen.

Cortez tritt aus dem Zelt.

CORTEZ

Pedro! Narrheit!
Unterscheide Freund und Feind.

PEDRO DE ALVARADO

General, hier dieser Ritter
spielt mit meiner Ritterehre.
Tut es, ohne zu bedenken,
daß er auch sein Leben wagt.
Weil wir taten, was wir mußten,
weil wir rohe Kannibalen,
die von Menschenfleisch sich mästen,
niedermachten nach Gebühr:
um nicht selbst in ihren Töpfen
nach verlorner Schlacht zu schmoren —
darum nennt mich dieser Spanier
hier Verüber jeder Greuel,
Mordgesell und Wollustknecht.

CORTES

bei dessen Erscheinen sich alle erhoben haben, in das eingetretene Schweigen

Männer, wo in aller Welt
tragt ihr das, was man Verstand nennt?
Kostbar wie die Worte Christi
ist auf unserm schweren Marsche
jede Unze Spanierbluts.

Euer Zank ist leer und unnütz,
laßt uns vorwärts sehn, nicht rückwärts.
Hört, warum ich euch berief! —
Dank dem Heiland, Dank Sankt Jakob,
Dank der Hilfe unsres großen,
kaiserlichen Herrn und Herrschers,
Karl dem Fünften zu Madrid,
haben wir in Feindesland
uns bis hierher durchgeschlagen.
Leicht war diese Arbeit nicht.
Spanier, Offiziere, Freunde!
Welche Mühsal wir erduldet,
Mond um Mond auf langer Meerfahrt,
und wie dann nach unsrer Landung,
an der Küste von Westindien,
erst die Mühsal wahrhaft anhob,
dies ist euch bekannt, ihr wißt es.
Nun, Gott war mit uns: Verrat,
Meuterei im eignen Heere
kam ans Licht und ward bestraft!
Und wir setzten fest und fester
unsern Fuß auf fremde Erde
und begründeten die reiche
Stadt und Festung Verakruz.
Doch wo liegt jetzt Verakruz.
Ungezählte Leguas östlich!
Denn wir brachen auf und drangen
in das Herz des Landes vor.
Immer kämpfend, oftmals siegend,
unterliegend auch mitunter,
niemals sicher, stets bedroht:
haben wir uns bis hierher,
dennoch alles unterworfen!

Und wir stehen im Begriff,
seiner sehr katholischen
Majestät ein zweites Spanien
zu erobern, größer, reicher
fast, als unser altes ist.
Vorwärts also! Aber, Spanier,
meinet nicht, wir sind am Ziele!
Denn es ist mein fester Wille,
vorzustoßen in die ferne
Fabelstadt Temixtitlan!
Ihr bedenkt euch, ihr seid stutzig!
Doch eh' ich auf halbem Wege
nun dies Wagnis zaudernd schließe,
und wie ein geschlagner Feldherr
beide Kordillerenpässe
mit den Meinen rückwärts krieche,
will ich lieber, wie ich bin,
und zur höheren Ehre Gottes,
eingedenk der künftigen Glorie
jener Welt, die uns verheißen,
ganz alleine vorwärts gehn.

ALLE
Keiner zaudert! Wir sind mit dir!

CORTEZ
Wie's auch sei, eins ist gewiß:
daß mein Ziel und Vorsatz feststeht.
Und wie sollt' es anders sein?
hab' ich meinem Kaiser doch
brieflich schon mein Wort verpfändet:
daß ich diesen Montezuma
zum gehorsamsten Vasallen
mache, oder aber ihn,

sei's lebendig, sei's als Leiche,
ausgestopft wie einen Geier,
ihm nach Spanien senden will.

ALLE
Halt dein Wort! Wir folgen dir!

BERNAL DIAZ
Diesen König der Tolteken
auszustopfen wird nicht leicht sein:
alle Indios, die ich sprach,
schaudern, nur bei seinem Namen.
Und Jeronimo, der hier
mehr als unsereins Bescheid weiß,
sagt von seinem Volk, es sei
ganz besonders kriegerisch.

CORTEZ
Sprich, Jeronimo, was weißt du?

JERONIMO DE AGUILAR
General, soviel steht fest,
die Tolteken sind ein Kriegsvolk,
und wir brauchen trocknes Pulver,
festeren Mut als wie bisher.

BERNAL DIAZ
Und wie steht es mit dem Kriegsgott?

JERONIMO DE AGUILAR
Nun, was sonst? Die Leute sagen's,
ob es wahr ist, steht dahin,
daß man in des Gottes Tempel
jeden Kriegsgefangenen opfert.

BERNAL DIAZ
Aber wie? Das sage nun!

JERONIMO DEAGUILAR

's gibt da einen Steinblock, sagt man,
dran man den Gefangnen fesselt,
und man schneidet ihm, so sagt man —
ja, nun freilich! — bricht das Herz ihm —
und er hat dabei das Zuschaun! —
mir nichts, dir nichts aus der Brust.

DIEGO ORDAZ

Ei, pfui Teufel!

BERNAL DIAZ

Und wie steht's
mit Francisco de Montejo,
dem Verschollenen? Sagt man nicht,
jener Schubiack Qualpopoca,
der zu Nautla liebedienert,
hab' ihn heimlich seinem König
nach Temixtitlan gesandt,
wo er auf dem Block des Kriegsgotts
jene Prozedur erlitten,
die Jeronimo uns schildert.

CORTEZ

Fabeleien! Ammenmärchen!
Wer ein echter Offizier ist,
wird den spanischen Soldaten
nicht mit solchem Vitzliputzli,
solchem Popanz ängstigen.
Ist's kein Märlein: um so besser,
keinen Götzen fürchtet Gott?

zu Olmedo

Pater, tut mir den Gefallen,
führt nun die Gesandtschaft vor mich.

Denn die Wahrheit ist: es sind
drei Gesandte Montezumas
eben jetzt hier eingetroffen.
Und wen Vitzliputzli juckt,
hat Gelegenheit und Freiheit,
auch nach ihm sich zu erkundigen,
meine Neugier reizt er nicht.

Von Marina, einer jungen, ernsten, schön gewachsenen Indianerin geführt, erscheinen die Gesandten Montezumas in würdiger Haltung: Cacamazin, Guatemotzin und Qualpopoca. Hinter ihnen eine große Menge Diener mit Geschenken. Es erfolgt von seiten der Indianer eine würdige Begrüßung aus der Ferne, die Cortez durch Neigen des Hauptes beantwortet.

CORTEZ

Sprich Marina!

MARINA

Diese Fürsten
nach der Botschaft, die sie bringen,
nach den Wünschen, die sie hegen,
auszuforschen, war mein Auftrag.
Dies, Malinche, hab' ich dir
nun von ihnen zu berichten: —

CORTEZ

Stell' uns erst die Herren vor!
Irr' ich nicht, ist dieser eine
Qualpopoca, Herr zu Nautla.

MARINA

Ja, Malinche.

BERNAL DIAZ

brummt

Dieser Schurke!
Wie kommt dieser Hund hierher?

CORTEZ

Schweig! – Wer sind die beiden andern?

MARINA

mit der Hand weisend

Dieser Herr ist Cacamazin,
des großmächt'gen Montezuma
Bruder! Hier des sehr erhabenen
Sonnenkaisers eigner Sohn:
Sohn und Kronprinz Guatemotzin.

CORTEZ

Sehr willkommen. Nun die Botschaft.

MARINA

Montezuma grüßt Malinche.
Und er sendet zum Beweis
seiner Freundschaft ihm an Gold
eine ungewogne Last.

GONZALO DE SANDOVAL

der neben der Gesandtschaft erschienen ist

Schon gewogen, General:
etwa wert dreitausend Pesos.

CORTEZ

Weiter!

MARINA

Weitere Beweise
seiner Freundschaft will er geben,
will, wohin du es begehrst,

sei es auch bis Verakruz,
regelmäßig Gold dir senden.
Doch so sehr ihn auch verlangt,
dich von Angesicht zu sehen
in der Stadt Temixtitlan,
läßt er doch aus großer Sorge
um dein und der deinen Wohl
dir abraten von der Reise.

CORTEZ
Sehr verbunden!

MARINA
Montezuma
bittet dich zu überlegen,
was du an Tribut begehrst,
ob in Goldstaub, ob in Barren,
ob in Silber oder Steinen,
oder was du immer vorziehst,
denn er habe allerlei,
deine Wünsche zu vergnügen:
doch dann sollst du auch nicht weiter
vorwärts dringen in sein Land,
denn, an toten Schätzen reich,
sei das Land sehr arm an Nahrung.
Grundlos seien alle Wege,
ja von Wasser überschwemmt.
Und du müßtest Kähne bauen,
um die Hauptstadt zu erreichen.
Der erhabne Sonnenkönig,
der dein Wohl im Herzen trägt,
und es doch nicht könnte sichern,
warnt dich also brüderlich
und ersucht dich umzukehren.

CORTEZ

Sage diesen Herrn von Stande,
daß des Sonnenkönigs Gnade
mich in tiefster Seele rührt.
Ungern nehmen wir Geschenke,
doch wir wissen zu vergüten:
und so reicht den würdigen Fürsten
nun der Gabe Gegengabe,
unsrer Freundschaft Unterpfand.

Der Haushofmeister des Cortez und Sandoval hängen Ketten aus bunten Perlen um die Hälse der Gesandten.

BERNAL DIAZ

Dieser alterprobte Kniff
macht mich immer wieder lachen,
für drei Batzen bunter Glasfluß
bringt uns tausend Pesos ein.

CORTEZ

Könnten wir, so wie wir wollten,
sage ihnen das, Malinche,
würden wir auf unsern Hacken
wenden jetzt und heimwärts ziehn.
Doch der sehr erhabne Herr,
Herr und Kaiser Karl der Fünfte,
dem wir dienen, gab uns Auftrag,
den erhabenen Montezuma
höchst persönlich zu begrüßen.
Dies zu tun bleibt unsre Pflicht.
Deshalb möge sich der Herrscher
des Toltekenvolkes gnädigst
unser Nahn gefallen lassen.
Füge auch hinzu, Malinche,

daß wir kommen, um zu geben:
nicht zu rauben und zu schädigen.
Daß wir einen Welterlöser
mit uns führen, einen süßen,
gnadenreichen Friedensbringer!
Aber keinen Geist des Kriegs.
Nenn' uns Pilger, die dem König
eine frohe Botschaft bringen:
ein Geschenk, so hoch erhaben,
wie er keines geben kann.

Er entläßt die Gesandtschaft durch eine Handbewegung.

Nun bewirtet sie wie Könige
und bewacht sie wie Verbrecher:
danach laßt uns weiter sehn!

QUALPOPOCA

Noch ein Wort, o Sonnensohn,
läßt der Kaiser dir entbieten.
Sprech' ich mühsam, so verzeih,
denn sehr schwer ist eure Sprache.

CORTEZ

Wie, du sprichst in unsrer Zunge?
Prächtig! um so besser, Fürst!
Denn nun weiß ich ganz gewiß,
du wirst noch ein treuer Spanier!
Rede vorerst! dann indes,
weil du die Gelegenheit
selbst mir bietest, die ich hier
zu ertrotzen nicht gewillt war —
dann indessen will auch ich
einige Worte an dich richten.

QUALPOPOCA

Sehr erhabner Herr und Held,
meine schlichte Rede soll,
so dem Kaiser, so dem Frieden,
so auch jenen Fragen dienen,
die du, Herr, an mich zu richten,
wie ich weiß, berechtigt bist.
Unser Herrscher Montezuma
bittet dringend euch Hidalgos,
den Gerüchten nicht zu trauen,
die man unter unsern Feinden
über ihn und uns verbreitet.
Sie sind Lügen, weiter nichts!
Denn es ist nicht wahr, wir schlachten
unserm Gott nicht Kriegsgefangne!
Opfern Weiber nicht noch Kinder.
Und ihr würdet solche Greueln
in der Hauptstadt unsres Landes
ganz gewiß vergeblich suchen.
Es sind Märchen, ausgesonnen,
Haß zu schüren wider uns.

CORTEZ

Was du sagst, ist gut zu hören,
ist sehr glaublich, ja gewiß.

QUALPOPOCA

Damit aber fällt zusammen,
was man andres mir zur Last legt.
Als ich jetzt am Hofe weilte,
mußt' ich mit Bedauern hören,
daß indessen sich ein Zwist
zwischen Verakruz und Nautla,

zwischen deinem Kommandanten
und dem meinen aufgetan hat.
Ja, es ist zum Kampf gekommen.
Und man sagt, drei wackre Spanier
sind getötet, sind gefangen,
sind verschollen jedenfalls.
Seid gewiß, ich ruhe nicht,
bis ein strenges Strafgericht
jeden unter meinen Leuten,
der den Frieden brach, ereilt hat
Und ich werde peinlich forschen
nach den drei vermißten Spaniern.

CORTEZ

Nehmt den Dank, Fürst Qualpopoca,
für die wahrhaft edle Absicht,
doch längst kehrten wohlbehalten
unsre drei vermißten Helden
wieder heim nach Verakruz.

QUALPOPOCA

stutzig

Ist dies sicher?

CORTEZ

Bei Sankt Jakob!
Sicher wie der Augenschein.
Sie sind hier: wollt ihr sie sprechen?
Tut es! Bester Fürst, es lohnt!
Und besonders weiß der eine
Abenteuer zu berichten,
die selbst euch vielleicht unglaublich!

Und nur dem zu überstehen
möglich, dessen Gottesleib,
diesem gleich, unsterblich ist.

Er hat das ziemlich große Ebenholzkreuz ergriffen, das Pater Olmedo an der Gürtelschnur seiner Kutte trägt. Der Gekreuzigte darauf ist aus Elfenbein. Dieses Kruzifix hält Cortez Qualpopoca dicht vor die Augen. Der Aztekenfürst kann sein Entsetzen nur gerade bemeistern. Cortez winkt, und die Gesandtschaft wird abgeführt.

CORTEZ

Spanier, habt ihr dies gesehen?
wie der ausgespreizte Leichnam
unsres Heilands diesen Wilden
seiner Mordtat überführte?
Hingeopfert ohne Zweifel
ist der wackre Kamerad.
Aber nun erst recht, nun vorwärts!
Fordern wir sein Blut mit Zinsen!
Vorwärts nach Temixtitlan!

VIERTE SZENE

Ein großer abgeschlossener Platz vor dem Tempel des Sonnengottes Quetzalcoatl. Vor dem Eingang des Gebäudes eine Gruppe von Priestern mit Rosenkränzen im Haar und brennenden Fackeln in den Händen. Dem Tempel gegenüber, rechts, Montezuma mit Guatemotzin, Cacamazin und Qualpopoca. Hinter ihm in geordneter Reihe ein großes Gefolge von Standesherren. Im Hintergrund, geradeaus gesehen, mündet eine Straße in den Platz. Bei der Einmündung stehen Wachen. Die Straße selbst, die rechts und links Tempel und stattliche Gebäude zeigt, wimmelt von Eingeborenen. Man vernimmt das Brausen der Volksmenge.

MONTEZUMA

Botschaft! Botschaft! Sind die Läufer
lahm und blind? Bedienen mich
träge Raupen oder Schnecken? —
Auf, und melde!

ERSTER LÄUFER

der atemlos erschienen war, sich zu Boden geworfen hatte, berichtet nun kniend

Majestät!
Eben zieht der Sonnensohn
aus der Stadt Culuacan.

Seine Schultern sind von Erz,
und sein Haupt von Erz umwachsen.
Weiß von Antlitz, weiß von Locken,
sitzt der Gott auf einem weißen
ungeheuren Fabeltier.
Und ihm folgen viele Götter,
weiß von Locken, weiß von Antlitz,
und mit Leibern ganz aus Stahl.
Und sie zucken ganz von Strahlen,
und es scheint, als wenn die Sonne
sie ernährte durch ihr Licht.
Und sie lachen laut und prächtig,
zeigen Reihen weißer Zähne,
wiegen sich auf ihren Drachen,
sicher sind's Unsterbliche.

MONTEZUMA
Hörst du das, o Sonnenpriester?

DER PRIESTER Quetzalcoatls
Ja, ich höre, und ich schaudre,
von dem Wunder ganz verzückt.

QUALPOPOCA
Töte mich! doch reden muß ich!
diese Stunde ist entscheidend.
Alles hab' ich vorbereitet.
Gib ein Zeichen, und wir schnallen
morgen alle diese Götter
auf des Kriegsgotts Opferblock.
Denn wenn sie den Damm betreten,
der vom Ufer nach der Stadt führt,

und wir Stadt und Ufer fest
mit den Mauern deiner Krieger
undurchdringlich fest verriegeln,
halten wir sie in der Hand.

MONTEZUMA
Qualpopoca, welcher Wahnsinn!
Was denn haben deine Taten,
deine Klugheit, deine Tücke,
sage, gegen sie vermocht?
Haben Flüsse, Felsenmauern
diese Geister aufgehalten?
Ritten sie nicht viele tausend
Meilen übers große Meer?
Haben sie denn die Gebirge
nicht wie Adler überflogen,
ruhten sie nicht, wie du selbst sagst,
auf dem Haupt der weißen Frau,
deren Scheitel ew'gen Schnees
kein Tolteke je erreichte,
sich von Marsch und Mühsal aus?
Bebte nicht der Berg im Innern,
wie die Kundschafter berichten.
Hast du selbst nicht zugegeben,
daß sie Donnerer, Fernhintreffer,
ja auch Fernhinwisser sind?
Zeigten sie dein Opfer dir,
das im Tempel du geschlachtet,
dir im Bild den Tonatiuh nicht?

QUALPOPOCA
Sei's. Es seien Fernhintreffer,
Fernhinwisser meinethalben!

Zauberkundige mögen's sein.
Haben wir im Tempel wirklich
statt des weißen Riesenleibes
nur ein Blendwerk hingeschlachtet —
ihrer Künste Gaukelspiel? —
Trotzdem! meinem Lande wahr' ich,
meinem Volk und Gotte Treue:
diesen Göttern dien' ich nicht.

CACAMAZIN

Bruder, so gib mir nun Urlaub!
Selbst ein König, hab' ich Pflichten
für mein Reich und meine Hauptstadt,
die ich deshalb nur verließ,
um vereinten Widerstand
gegen diese fremden Teufel,
lieber Bruder, zu beraten.
Doch ich seh's: du gibst dich preis,
und das gleiche liegt mir ferne!
Denn wir Chichimeken werden
kämpfen bis zum letzten Mann.

MONTEZUMA

Armer Bruder: Blindheit schlägt dich!
siehst du doch nur schwarze Schatten,
wo die volle Sonne einbricht.
Was geschieht, was sich ereignet,
weiß im Tal von Anahuac
jeder Bettler, nur nicht du.
Durch die Mauern dringt die Freude,
die mein ganzes Volk begeistert
Groß ist diese Zeit, und laut
wahrlich redet ihre Stimme.

ZWEITER LÄUFER

ist atemlos, wie der erste, hereingesprungen und hat sich vor dem Kaiser niedergeworfen.

MONTEZUMA

Auf, und melde!

ZWEITER LÄUFER

Majestät!
durch Mexicalzingo braust
eben jetzt der Zug der Götter.
Ruhig schreiten ihre Drachen,
laut ausschnaubend, silberklirrend,
stampfend, festen Gangs, einher.
Und die Blondgelockten sitzen,
schrecklich strahlend, obenauf.
Auch die plumpen Donnertiere
poltern hinterdrein auf Rollen,
fromm, als hätte keines jemals
von sich Blitz und Tod gespien.
Und dein Volk in aber tausend
Barken wimmelt um den Damm:
Zweige schwingend, Sträuße, Kränze
schleudernd auf der Götter Weg.
Zu des Dammes beiden Seiten
schwillt vom Wasserspiegel Jubel,
gleichwie eine Doppelbrandung
alles unter sich begräbt.

MONTEZUMA

Nun, was sagst du, Qualpopoca?
Du, Cacama, trüber Ängstling:
ich wohl galt dafür euch einstens,
doch die Seelen sind vertauscht.
Fasse Mut, und statt zu flüchten,

steig, Geliebter, in die Sänfte,
und begrüße vor der Stadt
den so lang erhofften Retter!

GUATEMOTZIN
Vater, welch ein fürchterlicher
Irrtum herrscht in deinem Innern.
Diese fremden Zauberer haben
fernhin dich mit Gift gelähmt.
Sende mich hinaus, mein Vater,
gib Befehl, daß alle Tempel
mit dem dumpfen Laut der Pauken
jeden Mann zum Kampfe rufen:
noch ist's Zeit! — dann ist's zu spät.
In die Flut sie jetzt zu stoßen,
sie im Wasser zu ertränken,
unter Pfeilen zu begraben,
unter Steinen zu verschütten,
muß uns jetzt ein leichtes sein.

MONTEZUMA
Wenn Gedanken Früchten gleichen,
wirst du, Baum aus meinem Samen,
auch einst sehn den Tag der Reife!
Bringt mir nun aus den Gewölben,
von dem Schatz Axayacatls,
meines sehr erhabenen Vaters —
denn auch ich war einem Vater
in Verehrung einst gehorsam! —
bringt Kleinodien mir herbei,
von den schönsten Goldarbeiten,
und der Edelsteine größte,
daß wir sie zu Füßen legen
unserm Gast, dem Sonnensohn!

DRITTER LÄUFER

ist ebenso wie der erste und zweite erschienen und hat sich niedergeworfen.

MONTEZUMA

Auf, und melde!

DRITTER LÄUFER

Majestät!
Niemals sah Tenochtitlan
einen Jubel so wie diesen:
denn die weißen Sonnenkinder
zogen strahlend zu uns ein.
Ihrem Zug voran die Sklaven,
die im Auftrag deiner Hoheit
deine fürstlichen Gesandten
übergaben. Viele Träger
mit den Lasten der Geschenke
deiner heiligen Majestät.

Man hört lautes Jubeln der Volksmenge.

MONTEZUMA

Wankt die Welt? Mich packt ein Schwindel
Welch Getöse! Haltet mich!

Qualpopoca und Cacamazin treten herzu, und er stützt sich auf sie. So bleibt er bis zum Schluß.

Am Eingang des Platzes erscheint jetzt der Zug der Spanier Voran Cortez und seine Offiziere, die abgesessen sind. De Eintritt der Spanier mit der Fahne des Kreuzes wirkt äußers imposant. Alle sind reich mit Blumen geschmückt. Corte selbst trägt einen Kranz von roten Rosen um den Hals.

CORTEZ

bleibt stehen und bringt dadurch den ganzen Zug zum Stillstand, dessen Spitze natürlich nur sichtbar ist

Welcher ist nun hier der König?

PEDRO DE ALVARADO
Doch nicht der, den sie dort tragen,
einem kranken Raben gleich?

CORTEZ
Wenn sie wollen, sind wir hier
in der allerschönsten Falle.

PEDRO DE ALVARADO
Die Musketen sind geladen.
Jeder Kerl ist kampfbereit.
Treiben sie uns in die Enge,
gilt ein Spanier tausend Wilde.

CORTEZ
Nennst du diese Leute wild?
Welch ein Glanz und welch ein Reichtum!

PEDRO DE ALVARADO
Bei Sankt Petro! Pedro heiß' ich:
Petrus ist mein Schutzpatron.
Und, bei meinem Leben, hier
schmeck' ich was von Petri Fischzug.

CORTEZ
Laß die Späße. Er bewegt sich.
Wirklich scheint der kranke Vogel
mir der Kaiser selbst zu sein.
Nun Geduld, wir können warten.

MONTEZUMA
immer den Blick wie gebannt auf Cortez gerichtet
Haltet, Füße! Brich nicht, Auge!
Denn so wahr ich selbst von Göttern
stamme, dieser ist unsterblich.

Hingeschlachtet auf dem Blocke,
tritt er stolz und unversehrt,
unverwundbar unter uns.

GUATEMOTZIN

halblaut zu Cacamazin

Eine Armbrust, einen Bolzen:
und das Gegenteil beweis' ich.

GONZALO DE SANDOVAL

Gibt es hier nicht Gold zu wiegen,
so, ich schwör' es bei Sankt Jakob!
fehlt die Wage, nicht das Gold!

MONTEZUMA

hat sich bis auf einige Schritt, immer gestützt, dem Cortez angenähert. In abgemessenem Abstand folgen seine Leute. Jetzt macht er die Zeremonie der Begrüßung, mit der Hand den Boden berührend, dann sie küssend. Cortez erwidert militärisch

Fremdling! und seit meiner Kindheit
mir Vertrauter, hochwillkommen.
Wär' ich nicht ein finstrer Grämling,
ungesunden Leibes Sklave,
hätt' ich eine Tagereise
vor der Stadt dich eingeholt.
Doch nun ich dich hier erblicke,
fühl' ich Reue, zeihe mich
erdgebunden, groben Sinnes.
Zwar ich sah dein weißes Haupt
überall vor meiner Seele.
In den Teichen meiner Gärten,
in den Spiegeln meines Silbers,
sah ich's jede Nacht im Traum,

ja im Wachen sah ich es
lächeln aus dem Kern der Sonne.
Doch, nicht stark genug im Glauben
trug ich mich mit Zweifeln noch.
Dies bereu' ich, dies beklag' ich!
Selbst der Zauber deines toten
Gotteshaupts voll Blut und Wunden,
selbst dein Helm in meinen Händen
hob die letzten Zweifel nicht.
Herr, vergib mir: Zweifel, Glaube
stieben nun weit fort von mir.
Was mich jetzt erfüllt, ist Wissen.
Sündenfluch, jahrtausendalter,
hat mich nicht so sehr entartet,
daß ich meines Blutes Bruder
nicht sogleich erkennen sollte.
Nein! Daß du gelebt hast, wußt' ich:
ob ich auch nicht wußte, wo.
Bruder, meine Brust zerreißen
Quellen, die auf einmal quillen,
steigend von lebend'gem Wasser.
Ich muß schweigen: Grau'n und Liebe,
Schmerz und Jubel töten mich.
Aus dem finstern Fluch der Zeiten,
aus der Öde der Verbannung,
aus dem Nebel leerer Fremde
ist die Heimkehr nicht so leicht.
Und der ausgestoßnen Väter
Nachgeborner, der nicht einmal
mehr die fürchterliche Schuld
kennt, für die er Strafe duldet:
duldet schwerer noch als sie.
Bruder, diese Welt der Fremde

ist von Sünden überwuchert.
Unterm Schutze der Verdammnis
pflanzt sich Greu'l auf Greuel fort.
Wärst du nicht gekommen, würde
bald der letzte Tropfen heiligen
Bluts in deinen Brüdern unrein.

QUALPOPOCA

Herr, erlaube, daß ich unseres
Herrschers Rede dir eröffne.
Er ist streng, doch ist er gastfrei.
Seine Majestät genehmigt
euch drei Tage Aufenthalt.
Und es soll in dieser Zeit
euren Leuten an nichts mangeln:
Freilich unter der Bedingung,
daß im Weichbild dieser Stadt
sich kein Friedensbruch ereignet:
denn wir ahnden ihn mit Blut.

CORTEZ

Unbesorgt. Wir sind's zufrieden.
Doch die Rede deines Kaisers
mißverstandest du, mein Fürst.
Er und ich verstehn uns besser,
glaube mir, als er und du.

MONTEZUMA

zu Qualpopoca

Sprich: Was sagt er?

QUALPOPOCA

Dreiste Lügen!
Eurer Majestät Begrüßung —

spricht er gleich kein Wort Toltekisch —
sei ihm deutlich Wort für Wort.
Seine Antwort strotzt von Hochmut.

MARINA

auf einen Wink des Cortez, nach der vorgeschriebenen Begrüßung

Herr, Erhabener und Großmächtiger!
Ich bin dieses Sonnensohnes
Seele! Und auf seinen Wink
steht sie zu Gebote dir.
Nicht so leicht ist Kastilanisch.
Eine Göttersprache ist es:
Der Kazike Qualpopoca
faßte das an ihr, was menschlich,
doch, was mehr als menschlich, nicht.

QUALPOPOCA

Schweig, Geschmeiß! Verfluchte Dirne!

MARINA

unbeirrt

Allzu hoch stehst du, o Herrscher,
allzu hoch der, dessen Seele
zu dir spricht, als daß wir andern,
zwischen dir und ihm zu stehen
jemals könnten würdig sein.
Wir sind nichts, und ihr seid alles.
Wir sind Fremde, ihr seid Brüder.
Und der Bruder grüßt den Bruder,
tiefbeglückt und liebevoll.

MONTEZUMA

Wie Musik sind deine Worte,
süße Seele deines Gastes.

Doch, o Mädchen, sage mir,
die du meines Volkes Kind bist,
wie erlangtest du dies hohe,
ja dies köstliche Geschick?

QUALPOPOCA
Herr, dies Weib ist eine Schlange,
doppelzüngig, gift'gen Zahnes,
sie zertreten ist Verdienst!
Abgefallen und entartet,
haßt sie ihre eigne Mutter,
ja, verrät ihr Volk und Land.

MONTEZUMA
Schweig, Verblendeter, Verlorner!
Und du rede weiter, Kind!

MARINA
Nicht gerecht und auch nicht weise
dünkt mich deines Fürsten Rede.
Der Kazike von Tabasco
starb, ein Fürst so gut als jener,
und ich blieb, ein Kind, zurück.
Nein: nicht hass' ich meine Mutter,
doch die Mutter haßte mich.
Denn sie war's, die mich verkaufte,
mich in öde Fremde ausstieß.
Selig kehr' ich nun zurück.
Und ich bringe meinem Volke
nicht den Geist, der rachelechzend,
sondern bringe die Erlösung
und des Sonnenheilands Gnade
meinem armen Vaterland.

FÜNFTE SZENE

Im Quartier der Spanier zu Temixtitlan. Große Räumlichkeit, deren Eingänge durch spanische Wachen gesichert sind. Cortez hat hier seine Effekten ausgebreitet. Man sieht Waffen, Sättel, Kleidungsstücke, Teppiche, Stoffe, Federschmucksachen, Gegenstände aus Gold und Silber: kurz Beutestücke aller Art.

Cortez sitzt an einem niedrigen Tischchen und schreibt. Marina beschäftigt sich mit dem Ordnen und Reinigen inmitten der malerischen Unordnung.

CORTEZ

Unbegreiflich, ganz unfaßlich!
Bin ich denn ein Kind, das Märchen
hört von seiner Amme, die
an dem Bettchen sitzt und flüstert,
und das endlich um sich her
wirklich Märchen hört und sieht?

MARINA

Riefst du mich, Malinche?

CORTEZ

Freilich!
Komm! Komm her und wecke mich!

Von Kastilien zog ich aus
auf dem Weg des Genuesen,
dies mag Wahrheit sein, gewiß!
Aber ob ich wirklich bin
in Westindien gelandet
oder starb auf hoher See, —
in den Meeresgrund versenkt ward
und von dort zum Monde aufstieg?
Dies erscheint mir zweifelhaft.

MARINA

Wo du mich gefunden, weiß ich,
wo du herkommst, Lieber, nicht.

CORTEZ

Sei's. Sei dies der Mond, und seist du
Luna, meine dunkle Göttin!
Wenn ich flugs gestorben bin
und von hier hinab zur Erde
auch kein Schiff mich fürder trägt,
nehm' ich dennoch dies Gestirn
in Besitz für Seine Hoheit,
den erhabnen, den großmächtigen,
sehr katholischen Monarchen,
dessen Vollmacht ich besitze:
Karl den Fünften zu Madrid.
Und ich lasse pflichtgemäß
meine Feder zum Bericht
über diese Blätter gleiten,
die ich, wo nicht andre Post geht,
in das Weltall werfen will.

MARINA

Wunderbar sind deine Worte
Durch den Tod bist du gegangen:
und durch ihn kamst du zu uns?

CORTEZ

Sag' mir's anders. In Kastilien
war die Nacht der Träume Schoß
und ein offner Schrein der Wahrheit
jeden Tages Tageslicht!
In Kastilien war die Nacht
meiner Träume reich an Wollust,
reich an nackten Königinnen,
reich an Gold und reich an Silber,
reich an Perlen und Gestein.
Jene heißen, spanischen Nächte
legten mir zu Füßen weite,
märchenhafte Königreiche:
doch die Tage glichen Räubern
und entwandten alles mir.
Was ist hier ein Traum, Marina?
Nichts ist hier ein Traum, rein gar nichts!
Denn ein Traum: das ist hier Spanien,
Und das Wachen: ist der Mond —
Also schreib' ich meinem Kaiser:
Cortez hat die Welt verlassen!
Cortez ward in eine zweite,
fremde Wunderwelt versetzt:
eine andre neue Schöpfung.
Und hier ward der arme Cortez
zum Weltherrscher, ja zum Gotte:
wühlt in Wonnen, schwelgt in Lüsten!
ißt Pasteten von Geflügel,

und des Sonnengottes Sohn,
der die neue Welt ihm hinwirft,
nennt ihn Bruder! Nennt ihn zärtlich
den Erwarteten, den Liebling.
Und ein Sturz von Gold und Silber
überfüllt des Cortez Kisten.
Neue Kisten läßt er zimmern,
immer neue! Und schon sind die
neusten wieder überfüllt.
Cortez schläft des Nachts mit Luna,
Er beschläft die schönsten Huris
Und verführt des Königs Töchter! —
Himmel, welch ein Brief ist dies!
Nein, des Kaisers Majestät
braucht sich mit des fieberkranken
Cortez Sündeneinmaleins —
wir sind alle fieberkrank! —
nicht notwendig zu befassen.
Dies ist Sache meines Beichtigers.
Mehr erfreut die Majestät
wohl ihr Fünftel an der Beute:
welchen Taumel wird es geben,
wenn das erste Goldschiff einläuft.
Gold! Da haben wir den wahren
Jakob! Gold, Gold! Bei Sankt Jakob!
Dieses ist das wahre Thema
Mit Verlaub: und Gold und Gold —
nun hier ist kein Inquisitor —
setzt in Gunst bei Gott und König!
Pedro de Alvarado kommt herein.

PEDRO DE ALVARADO
General, in dieser Stadt
kann man nicht fünf Schritte machen,

ohne an den Kopf zu schlagen,
um zu sehen, ob man wache.
Ein Venedig! An dreihundert
Tempel spiegeln sich im Wasser.
Breite Straßen und Kanäle
laufen miteinander hin,
und unzählbar sind die Brücken.
Eben war ich auf dem Markte —
General, es ist unglaublich! —
Schon allein der Platz umfaßt
rund zweimal ganz Salamanka.
In gedeckten Hallen schreitet
man bequem um ihn herum,
zwischen starken Strebepfeilern,
alles fest aus Stein gefügt.
Und ich schätze sechzigtausend
Menschen, Käufer und Verkäufer,
die den Riesenmarkt belebten.
Was für Waren, was für Schätze
lagen da nicht aufgestapelt!
Lebensmittel: so Gemüse,
Brot und Fleisch und Fisch und Wildpret!
Goldschmiedwaren: Gold und Silber,
jede Art von edlen Steinen.
Diamanten, Taubeneiern
gleich an Größe, und ein jeder
viele hunderttausend Pesos,
unter Freunden, sag ich, wert.
Dann gibt's Muscheln, Blech und Messing,
Knochen, Federn, Hummerschalen,
Kalk, behauene Steine, Ziegeln,
Bauholz, Vogelbälge, Kirschen,
Bienenhonig, Bienenwachs!

Kurz die farbigen Venetianer,
Wilde des entlegnen Erdteils,
die, seit Gott die Welt erschaffen,
ohne eine Ahnung lebten,
daß auch weiße Menschen sind,
sind in Sitten und Gebräuchen,
sind in Wissenschaft und Künsten,
die sie doch nicht von uns lernten,
ganz genau so weit als wir.

CORTEZ
schreibt
Markt, zweimal ganz Salamanka –
Kurzum: eine zweite Schöpfung!
Ein Venedig auf dem Mond!

PEDRO DE ALVARADO
General, man führte mich
zu den einzelnen Gewerben,
die, in Gassen abgesondert,
treiben ihre Tätigkeit,
und so sah ich Gärtner, Kürschner,
Töpfer, Bäcker, Baumwollweber,
und ihr glaubt es oder nicht,
ließ mir meine Locken waschen,
ganz wie drüben in Sevilla,
und sie strählen beim Barbiere.

CORTEZ
schreibt
Beim Barbier, wie in Sevilla.

PEDRO DE ALVARADO
Doch nicht nur Barbiere gibt es:
auch Lastträger und auch Bettler –

Von den Dirnen zu geschweigen! —
Und ich komme, bei Sankt Jakob,
geradezu aus einem Wirtshaus.

CORTEZ

Seit du laut bist, bin ich stille.
Als du still warst, war ich laut.
Ohne Zweifel sind wir hier
im gesuchten Wunderlande.
Doch was bringst du?

PEDRO DE ALVARADO

Eine Mahnung,
wenn es mir erlaubt, zur Vorsicht.

CORTEZ

Wer das bringt, hat stets mein Ohr.

PEDRO DE ALVARADO

Das Quartier, das wir bewohnen,
ist im ganzen wohl befestigt
und im Notfall zu verteidigen,
wenn die ganze Stadt uns angreift.
Eines aber würde uns
zum vernichtenden Verhängnis . . . .

CORTEZ

Und das wäre?

PEDRO DE ALVARADO

Uns in einem
Käfig sicher auszuhungern,
braucht man hier nichts weiter tun,
als die Brücken abzubrechen.

CORTEZ

Merkst du etwas, wackrer Pedro?
Um die Fahnenfluchtverdächt'gen
meiner Leute zu behalten,
bohrt ich meine Brigantinen
nach der Landung in den Grund.
Aber Nägel, Eisen, Tauwerk
nahm ich viele hundert Leguas
mit hierher ins innre Land.
Nun das war nicht leicht, wahrhaftig,
und du hattest Grund zu murren,
wenn ich für den Plunder dir
Sorg' und Mühsal aufgenötigt.
Doch nun ist's ein kostbar Gut.
Denn nun kann der brave Martin
Lopetz uns die Schiffe zimmern,
die wir dringend hier benötigen.

Es treten ein: Pater Olmedo, Las Casaz, Bernal Diaz und andere.

CORTEZ

Kameraden, seid willkommen!
Was gibt's Neues auf dem Mond?

Alle lachen herzlich.

Redet ihr zunächst, Las Casaz.
Was ereignet um den hohen
kaiserlichen Wilden sich,
dem euch dauernd beizuordnen,
mir besonders wichtig ist?

LAS CASAZ

General, von allen Wundern,
in die euer kühnes Banner,
vorwärts dringend, uns geführt hat,

ist der Herrscher Montezuma
mir das allergrößte doch.
Niemals, auch nicht in Europa
sah ich einen Mann, wie diesen:
einen, der auf unsrer Erde
wahrhaft fremd und einsam ist

CORTEZ

So Las Casaz, der Poete!

LAS CASAZ

Nennt mich so: dies Wort entehrt nicht.
Dieser König Montezuma
wandelt gar nicht unter uns.
Ihn umtönen andre Sphären.
Ihn umrauschen andre Lüfte.
Er hört Dinge, sieht Gestalten,
die nicht von der Erde sind.

CORTEZ

Nun, mir geht es hier nicht anders:
und mir scheint, ich bin im Mond

LAS CASAZ

Ja, auch er scheint mir ein Mondprinz.
Seine Seele scheint gewoben
aus des Mondes kühlem Lichte.
Wie nachtwandelnd, wie an einem
Gängelband von bleichen Strahlen,
schwebt er durch die Sonnenwelt.
Lacht nur, lacht nur, werte Spanier!
Euer Spott beirrt mich nicht.
Sprecht ihr, Pater: wir sind einig.

PATER OLMEDO

In der Tat: der Sonnensohn
scheint vielmehr ein Kind des Mondes.
Ob die Sonne noch so heiß brennt
um ihn her, was hilft's? Er friert.
Magisch scheint ihn anzusaugen
sein vampyrisches Gestirne,
dem er wie ein traumgequälter
Schläfer, hin und her sich wälzend,
sich doch nicht entwinden kann.

CORTEZ

Und wie nimmt er denn die frohe
Botschaft auf des ew'gen Heiles
durch die Gnade Jesu Christi?
Wie der hochgebenedeiten
Himmelskönigin Mariä
allerseligste Person?

PATER OLMEDO

Schwer ergründbar. Wahrhaft seltsam
Sprech ich ihm von Jesus Christus,
sprech ich von der Gottesmutter,
faßt er's auf, als spräch ich nur von
eurer Mutter und von euch.

CORTEZ

Der Gedanke schon ist Läst'rung.
Wenn es euch gelingt, des Heilands
Kreuzestod ihm aufzuschließen . . .

PATER OLMEDO

Dann erklärt er: o, er wisse
alles aus sich selber schon.

CORTEZ
Was denn weiß er?

PATER OLMEDO
Etwa dieses,
was ich nur mit vieler Mühe,
Winken, Mienen, dunklen Worten
Seiner Hoheit abgewann:
danach seid ihr selbst der Heiland.
Seid, so wahr ich selbst ein Christ bin,
irgendwo am Kreuz gestorben
und seid wieder auferstanden.
Alles dies um seinetwillen
und im Sinne einer alten
Sage seines Hauses, einer
heiligen Überlieferung.

CORTEZ
Davon hört ich. He, Marina,
was weißt du von dieser Sache?

MARINA
tritt vor, ernst, aber mit einem fanatischen Feuer im Auge
Ich weiß alles!

CORTEZ
Was? Erklär' dich!

MARINA
Daß du unser Heiland bist.

CORTEZ
Und wieso das?

MARINA
's ist verheißen.

CORTEZ

Die Verheißung nenn uns denn.

MARINA

Des Kaziken von Tabasco
Tochter bin ich, wie du weißt.
Und mein Vater, zwar Tolteke,
war dem Dienste Quetzalcoatls
in Cholula zugetan.
Dieses ist der wahre Gott,
sprach er oft, nicht Huitlipochtli.
Huitlipochtli ist ein Kobold
und des wahren Gottes Feind.
Aber dieser Kobold hat
nach und nach das Land erobert.
Und den Sonnengott, den Gott,
dem die Könige entstammen,
arg verfolgt und eingeengt.
Doch der Wahre blieb doch wahr,
und der Mächtige blieb mächtig.
Und wir letzten seiner Kinder
blieben fest in unsrem Glauben,
standen froh zu der Verheißung.

CORTEZ

Gut so! Aber ohne Umschweif
die Verheißung selbst bericht' uns,
die vor allem wichtig ist.

MARINA

Herr, du spottest! denn du bist
ja doch selber der Verheißne,
bist des Sonnengottes Sohn
oder Quetzalcoatl selber,

der gekommen ist, die Seinen
aus den Qualen, aus den Ängsten,
aus der Not der Unterdrückung
triumphierend heimzuholen
in sein seliges Himmelreich.

PATER OLMEDO
Solche Mythen sind sehr seltsam.

ALLE
Seltsam, seltsam solche Mythen!

PATER OLMEDO
Dieser Heide, dieser Wilde,
er erwartet seinen Heiland:
nun — und bringen wir ihn nicht?
Eines Spaniers totes Haupt
zeigt man ihm im Sonnentempel. —
Seine ahnungsvolle Seele
sieht in ihm den Gottessohn:
ahnte sie den Welterlöser
mit der Dornenkrone nicht?
Spricht man ihm vom Auferstandnen,
denkt er an Fernando Cortez:
nun, Fernando Cortez bringt
ja den auferstandnen Jesus —
groß ist dieser Irrtum nicht.

LAS CASAZ
Herr, die Majestät besucht euch!

CORTEZ
Ei, der Gute kommt recht oft

MONTEZUMA

gleichsam beschwingten Ganges, mit der Miene stiller Heiterkeit, ja innerlicher Seligkeit

Eines lauen Gastfreunds Lauheit
ist oft weniger beschwerlich,
als der Eifer eines Guten.
Doch du wirst, geliebter Bruder,
dich mit Recht darob beklagen,
Übe fürder keine Nachsicht
und verschließ mir deine Türe,
wenn ich allzu lästig bin.

CORTEZ

Nie, o Herr, bist du mir lästig,
und du ehrst uns ganz ausnehmend,
immer, wenn du uns besuchst.

MONTEZUMA

Nichts von Ehre. Liebe treibt mich.
Liebe hoff' ich zu empfangen.
Wenn ich dich nicht sehe, du
Langersehnter meiner Seele,
sinkt mein Geist in Nacht zurück:
doch nicht wie zu tiefem Schlummer,
der von allem Dasein frei macht,
sondern wacher Sorgen Raub.
Stellt man euch auch wohl zufrieden?
Wie? Und fehlt es euch an nichts?

CORTEZ

Gott verhüte, daß wir klagten.
Wir erkennen deine Gnade,
großer Gastfreund, unumwunden
an als wahrhaft königlich.

MONTEZUMA

Ihr beschämt mich. Willst du endlich
nicht erkennen, teuerer Bruder,
daß mein Reich, mein Haus, die Schätze
meiner Kammern nicht mehr mein sind?
Dein Enthalten, dein Verschmähen
schmerzt mich wahrhaft bitterlich.

CORTEZ

Teurer Bruder, sehr mit Unrecht
nennst du mich im Nehmen zaghaft.
Schon sind wir dir so verpflichtet,
so durchaus nur deine Schuldner,
daß uns fast die Aussicht schwindet,
so viel Güte zu vergelten.

BERNAL DIAZ

leise

Gut gefuchsschwänzt, General!

MONTEZUMA

Ist es wahr, daß ihr das Gold liebt?
Manche meiner Leute sagen's.
Nein, sie sagen mehr! Sie sagen,
daß es euch gewaltsam anzieht.
Ist es so? Belehre mich!

Die Spanier lachen unterdrückt, aber herzlich. Montezuma
fährt fort, mit einer leichten Betretenheit

Nun, wir sind hier arg unwissend.
Selbst ein flügelstarker Vogel,
fähig mühelosen Flugs
in die Sonne sich zu schwingen,
bleibt im fensterlosen Keller
blind, bleibt raum- und sonnenfern.

CORTEZ

Ihr liebt nicht das Gold? Wie kommt das?

MONTEZUMA

Oh, mein Bruder, wie doch fragst du?
Freilich lieben wir das heilige
Gold des leidenden Gestirnes.
Nur das Mißgeschick, das tiefe,
jener Fluch vergeßner Zeiten
macht, daß wir es kühl betrachten,
und nicht brennend, so wie ihr.

PATER OLMEDO

halblaut zu Las Casaz

Mißgeschick vergeßner Zeiten?
Leidendes Gestirn? Was meint er?

MONTEZUMA

Überflüssige Worte red ich,
denn wir beide, du und ich,
sind ja eins und sind ja wissend.
Unsres Urahns, Quetzalcoatls,
Tränen sind uns wohlbekannt.

Er streift eine dreifach gewundene Goldspirale vom Arm und weist sie den Spaniern

Und ihr andern, euch genüge
hier dies Zeichen des Geweihten:
des geheimen Wissens goldne
Viper! die mein reinster Ruhm ist.
Heilig ist das Gold, ihr Spanier.
Jeder Eingeweihte weiß es:
und ihr sollt Axayacatls,
meines sehr gottseligen Vaters,
sehr hochheiligen Goldschatz sehn.

CORTEZ

Ja, zeig' uns den Schatz, mein Bruder.

MONTEZUMA

indem er Cortez die Goldspirale an den Arm steckt

Sohn der Sonne, erst nimm dieses:
würdiger ist dein Arm als meiner.
Als der ganzen Schöpfung Sinnbild,
wie wir wissen, gilt das Gold.
Und so ließ mein sel'ger Vater
von den Bildnern seines Landes,
zu des Heilsgotts höchster Ehre,
der im Strahlennimbus leuchtet,
in dem göttlichen Metall:
Gras und Blumen, Baum und Strauch,
Fisch und Vogel, Mensch und Tier,
mühsam und geduldig, bilden.
Ja, der Gott selbst ist zu finden
unter seiner goldnen Schöpfung,
wie er goldne Tränen weint.

CRISTOVAL DE GUZMAN

halblaut

Mein Schmelztiegel ist in Ordnung.
Und es soll mich nicht verdrießen,
mit Gott, diese ganze goldne
Satansschöpfung einzuschmelzen.

Auf einen Wink Montezumas entfernt sich sein gesamtes Gefolge. Daraufhin entläßt auch Cortez die Seinen.

MONTEZUMA

Nun, Großmächtiger, stört uns niemand!

CORTEZ

Und so ist es, wie sich's ziemt,
wenn sich Herrscher unterreden.

MONTEZUMA

Nein, Malinche, Götter, Götter!

CORTEZ

In gewissem Sinne freilich:
doch ich bin von Fleisch und Blut.

MONTEZUMA

zutraulich

Fass' mich an, auch ich, Malinche!
Denn Malinche dich zu nennen,
ist mein Recht, wie deiner Seele.
Sage, Bruder, wo sie ist?

CORTEZ

ruft lachend

He, Marina, meine Seele!

Marina kommt und steht gehorsam

Doch ich habe eine beßre,
Bruder, die unsterblich ist!

MONTEZUMA

mit einem Anflug abergläubischer Scheu

Oh, ich weiß es. Unsre Seelen,
dein' und meine, sind nicht sterblich:
atmen sie doch in der reinen,
ungetrübten Himmelswelt.
Seit du da bist, der Verheißne,
mich, Verstoßnen, heimzuholen,
sank die Flut, die mich begraben,
und ich rage mit dem Haupte,
mit den Schultern, mit den Lenden
schon ins Himmelreich hinein.
Meine Trübsal ist gewichen.

Meines Herzens schwarze Wolken
sind nicht mehr. Und Traurigkeit,
die mir Nacht und Frost versüßte,
hat in Wonne sich verkehrt.

CORTEZ

Dies begrüß ich wahrhaft freudig.
Selten ward die frohe Botschaft,
die wir als den Schatz der Menschheit
mit uns führen, so gewürdigt,
eh wir ganz sie ausgerichtet.

MONTEZUMA

hat Cortez vertraulich untergefaßt und geht mit ihm auf und ab

Sprich, Malinche, sprich, Malinche!
Ich bin nicht gewohnt, zu warten.
Sag' mir deine ganze Botschaft.
Du verbirgst die Hälfte mir.
Ungeduldig lieg ich nachts,
ganz berauscht von großem Fühlen.
Schluchzend lieg ich, Letztes ahnend:
doch noch immer ist dies Letzte
dein Geheimnis, Sonnensohn.
Wann erscheint der Sonnenwagen,
uns empor zu führen? Sprich!

CORTEZ

Er erscheint! Geduld, Großmächt'ger.
Doch erst muß sich deinem armen
Volke das Gesetz erfüllen.
Seufzend unter hartem Joche,
blutend unter Priesterwahnwitz,
hat es Anspruch auf Erlösung.

Und so muß es den erkennen,
der gesprochen hat: „Mein Joch ist
sanft, und meine Last ist leicht.“

MONTEZUMA
Du enthebst mich großer Sorge,
oh, Malinche, denn die Kleinen,
in den Höllen dieser Welt,
unterm Fluch zurückzulassen,
würde mir kein Leichtes sein.
Und ich habe schon gezittert:
ob das nahe Licht des Lebens
auch den Meinen zu verschenken
mir verstattet würde sein.

CORTEZ
Ja, oh Teurer! Dies vor allem
ist die Sendung des Messias.

MONTEZUMA
Ja, ich spür's: ich bin Messias.
Doch erst eure Lichterscheinung
macht mich wissen, daß ich's bin;
füllet mich mit Macht des Guten!
während ich, ohnmächt'gen Wissens,
müde Marter sonst nur kannte.
Doch du wirst nicht von mir gehn,
denn alleine bin ich nichts.

CORTEZ
Wollte ich dich gleich verlassen,
bleibt doch Jesus Christus bei dir
und des heiligen Geists Erleuchtung.

MONTEZUMA
Und du selbst?

CORTEZ

Nun ja, auch ich.

MONTEZUMA

Und du wirst den Herrschersitz
der Tolteken mit mir teilen?
Lenken meiner Strafen Blitzstrahl,
meiner Liebe Segnungen?

CORTEZ

Ja, das will ich.

MONTEZUMA

Nun, so helf' uns
unser Vater Quetzalcoatl!
Und so küß ich unsre Seele,
die in dieser Jungfrau eins ist.

Er küßt Marina auf die Stirn.

SECHSTE SZENE

Eine Halle im Tempel des Kriegsgottes Huitlipochtli. Im Hintergrund der große Opferblock, Altäre, Götterbilder. Auf Polstern, die auf dem Steinboden liegen, sitzen im Kreise: der Oberpriester, der erste und zweite Opferpriester, Qualpopoca, Guatemotzin und Cacamazin, ein Gelehrter und einige andere Männer von Stand. Nacht. Fackelbeleuchtung.

DER OBERPRIESTER

Auf Bewegen vieler Freunde
hab ich mich herbeigelassen,
mit dem Erben unsres Thrones,
mit dem Bruder unsres Kaisers,
mit des Reiches ersten Fürsten,
unsres Vaterlandes Wohl
hier im stillen zu erwägen.
Und so sprecht, Fürst Qualpopoca!

QUALPOPOCA

Heiliger Vater, wenn ich euch
bat, in unsrem Rat zu sitzen,
ist's, weil ich mit meinem Rate
ganz und gar gescheitert bin:
darum sitz ich hier viel weniger,
Rat zu geben, als zu nehmen.
Dringend bitt' ich euch, des Volkes
Weiseste, belehret mich.

Tat ich Unrecht, wenn ich mich
den Fremdlingen widersetzte,
die jetzt unsres Königs Gäste,
Räte, Freunde, Brüder sind?
Tat ich Unrecht, daß ich ihrer
einen an den Block geliefert?
Tu ich Unrecht, wenn ich sie
meide, hasse und verachte
bis zum letzten Atemzug?

DER OBERPRIESTER
nach längerem Stillschweigen
Gerne wollt' ich euer Handeln,
das so edlen Ursprungs ist,
durch ein glattes Nein bestätigen.
Doch die Zeit stellt tiefre Fragen,
und wir suchen noch die Antwort.

CACAMAZIN
Alles scheint sich mir zu einer
einzigen Frage zu verdichten:
wer und was sind diese Fremden?
Sind es Götter oder nicht? —
Doch ihr schweigt. Ihr zweifelt wirklich?

DER OBERPRIESTER
Ja, wir zweifeln: es ist wahr!

QUALPOPOCA
Heiliger Vater, also hat
deine Meinung sich gewandelt?!
Deine Priesterschaft zu Nautla,
wo wir jüngst das Opfer brachten,
handelte auf deinen Wink.

DER OBERPRIESTER
Du irrst, Fürst: zu fern liegt Nautla.
Ich erfuhr das schon Vollbrachte.
Aber wie ich frei bekenne:
an die Ankunft echter, wahrer
Sonnenkinder glaubt ich nicht.

QUALPOPOCA
Und jetzt, nun du sie gesehen,
glaubst du?

DER OBERPRIESTER
Nicht doch, Fürst, ich zweifle!
zweifle, wie ich schon gesagt.
Damit sag ich viel: nicht wenig!
Denn die Priesterschaft im heiligen
Sonnentempel zu Cholula,
wie ihr wißt, sie zweifelt nicht.

Er winkt, und der erste Opferpriester beginnt zu reden.

DER ERSTE OPFERPRIESTER
Es ist nur ein Gott: im Himmel
und auf Erden einer nur.
Quetzalcoatl zu Cholula
ist ein Teil von Huitlipochtli,
ist ein Teil des Allerschaffers,
dessen Diener wir hier sind.
Deshalb ruht auch unser Wissen
breiter, tiefer in der Gottheit,
als der Priester von Cholula
Wissen in der Gottheit wurzelt.
Aber trotzdem: Gott ist Gott.
Und der Teil gleicht hier dem Ganzen.
Und so sind wir auch der Priester

Quetzalcoatls Feinde nicht.
Nur: ihr Meinen bleibt zu prüfen.

QUALPOPOCA

Prüft es denn, und das sehr gründlich.
Denn der Irrtum, den sie mästen,
kostet unsrem Vaterlande
weniger nicht, als Untergang.

DER ERSTE OPFERPRIESTER

Oh, wir wissen's, wie ein junger
Sonnenpriester in der Hauptstadt
unsres Kaisers Ohr besitzt!
Zeigte er doch auch dem Kaiser,
in dem Tempel seiner Gottheit,
einst das Haupt des Tonatiuh.

QUALPOPOCA

's ist kein Tonatiuh! Es war
nichts, als ein verwester Leichnam:
Sonnensöhne töt ich nicht.

DER ERSTE OPFERPRIESTER

Alles dies soll sich erweisen.
Und die Strafe muß ihn treffen,
wenn der junge Priester gegen
heil'ge Wahrheit sich versündigt.
Denn er hat des Tempels Tor
jetzt sogar den Götzenbildern
jener Fremden weit geöffnet.

DER OBERPRIESTER

Ob es Götzen sind, ist fraglich:
also übt Besonnenheit!

Er winkt. Der zweite Opferpriester beginnt zu reden.

DER ZWEITE OPFERPRIESTER
Es ist wahr, daß Wunderzeichen
auf das Kommen dieser Riesen
mannigfaltig hingedeutet.
Rutensterne, glutgeschweifte,
ängstigten das ganze Land.
Und die Schrift, die wir im Tempel
Huitlipochtlis aufbewahren —
sei's in Knoten, sei's in Bildern —
widerspricht der schauerlichen
Landung dieser Weißen nicht.
Ja, sogar: genau betrachtet,
sind die Überlieferungen
unsres Tempels ihnen günstiger
noch, als die der Cholulaner,
wie sich's euch jetzt zeigen wird.

Er winkt, und der erste Gelehrte ergreift das Wort

DER ERSTE GELEHRTE
Unsre Väter, die Urväter
unsres gottentsproßnen Stammes,
wohnten einst im Lande Atzlan:
dort inmitten von Gewässern,
blüht der Berg Cul-hua-can.
Goldne Milch und goldner Honig
floß durch seine grünen Täler.
Schwere Frucht bot jeder Wipfel:
zwischen Früchten, zwischen Blättern,
tönete das Göttervöglein,
das da heißt: Ti-hui-tochan.

GUATEMOTZIN
Wie so süß sind unsres Stammes
heiligste Erinnerungen!

DER ERSTE GELEHRTE
Ja, du sagst es: süß und groß!
Der Toltek, der glanzgeborne,
trägt ein ungeheures Schicksal.
Manche glauben, was wir wissen,
sei das meiste, wenn nicht alles:
und doch ist's das ganz Geringe.
Stehn wir an des Wissens Grenze,
blicken wir mit Götteraugen,
wie von einer schmalen Insel,
in des Urmeers Nacht hinein.
Das ist mehr, als alles Wissen.
Denn dann heben sich Gesichte,
Bilder, furchtbar und erhaben,
aus dem eignen Selbst empor.
Und der alte Berg der Rede
scheint sich lautlos aufzuschließen,
und aus seinem Feuerabgrund
heiliges Leuchten auszuspein.

DER OBERPRIESTER
Wahr, Hochweiser, doch wir wollen
uns ins Tiefste nicht verlieren.
Was geschah mit den Altvorderen?
Warum leben wir nicht heut noch
friedlich im gelobten Land?

DER ERSTE GELEHRTE
Weiter also: friedlich lebten
die unschuldigen Kinder Atzlans
unter unsres Gottes Schutz.
Reich an Fischen war das Wasser,
reich an Gänsen, Wasserhühnern,

und der ungepflügte Acker
schenkte reichlich Mais und Pfeffer,
Bohnen, Wicken, Baum und Kraut. —
Eines Tages aber hörte
Huitzi-ton, der junge Priester,
der vertraut war mit der Vögel
Rede, wie ein Ti-hui-tochan
immer schluchzte: „Laßt uns gehen!"
Immer sang der kleine Vogel
angstvoll sein „tihui! tihui!"
Und der auserwählte Heilige
sah, daß des Allmächtigen Liebe
sich der kleinen Vogelkehle
nur bediente, um im winzigen
Laut des Zwitscherns die erhabnen
Donnerworte zu verbergen:
„Flüchtet euch vor meinem Zorne!" —
Grausam ist der Zorn des Höchsten!
Doch im Lieben ist er treu!
Und er liebt uns, die Tolteken!

DER OBERPRIESTER
Wie sehr, das berichte nun:
und warum? gib uns zu wissen.

DER ERSTE GELEHRTE
Unsre schmerzensreiche Mutter,
die wir nennen Cihua-coatl
die, von Gottes Lenden schwanger,
uns hienieden eingeboren,
ward von Gott, dem Herrn, geliebt.
Und so floß auch seine Liebe,
Strömen gleich voll süßen Weines,
ihren Töchtern, ihren Söhnen

köstlich durch das Paradies.
Doch nun kam die bittre Stunde!
unsrer süßen Schlangenmutter
zärtlich mütterliche Sünde,
kam das große Mißgeschick:
denn sie sprach zu ihren Söhnen:
Jeder unter euch soll Gott sein!
Kommt und eßt von eures Vaters
heiligen Äpfeln, trinkt sein Blut.
Und die Schlangen, die das große
Wissen ihm ins Innere flüstern:
„Kinder, kommt und höret sie!“
Da kam Gott und sprach: „Was tust du?“
Und sie sprach: „Mein Herr und Gott,
als du mich, dein Weib, erkanntest,
was denn zeugtest du, als Götter?
Herrn, die Deinesgleichen sind?“
Da ergrimmte Gott . . . . .
Allein
dies im voraus. — Nun zurück
erst zum Vöglein Ti-hui-tochan.
Zwischen sich und seinen Zorn
setzte Gott das Lied des Vögleins.
Huitzi-ton, der junge Priester,
er verkannte nicht die Stimme
seines Vaters. Er enthüllte
sich Tek-Patzin, seinem Bruder.
Und sie zimmerten gemeinsam
jenes Schiff, das man im Tempel
noch im Abbild aufbewahrt.
Und sie stiegen in die Arche:
Männer, Weiber, Greise, Kinder,
nahmen mit sich Brot und Früchte,

Sämereien, alle Arten
von lebendigem Getier! —
Stiegen ein, um von dem köstlich
süßumflossenen Berg des Segens
in die Wasser abzustoßen.
Und nun kam die große Flut!
Kam die große Weltvernichtung.

GUATEMOTZIN
Wie geschah sie?

DER ERSTE GELEHRTE
Meere stiegen
brausend über alle Inseln.
Aus den Meeren stieg der Gott,
schrecklich heulend, feuerschleudernd.
Furchtbar glühend war sein hoher
Altar, von Verderben triefend,
über Flut und Sturm erhöht.
Donner war des Gottes Rede,
Brüllen war des Gottes Flüstern,
Dröhnen war des Gottes Atem.
Und er stand in einer Wolke
Glutqualms, als ein Born des Grauens,
und die Blitze seines Zornes,
die Glutschlangen seiner Wut
krachend schleudernd in die Erdnacht.

DER OBERPRIESTER
So ergrimmte Gott und fraß
mit dem Feuer des Verderbens,
außer jener kleinen Schar,
die im Schiffsrumpf sich verborgen,
alle seine Gotteskinder

und die Kinder Cihua-coatls.
Und die heilige Schmerzensmutter
steht verbannt als Mondgestirne,
einsam nachts am Himmelsraum.
Dies ist euch bekannt, ihr Fürsten.
Was geschah nun mit dem Schifflein
Huitzi-tons, des jungen Priesters?

DER ERSTE GELEHRTE
Als die Donnerworte schwiegen,
als die Wasser sich verliefen,
lag das Schifflein hier in unsren
Seeen von Temixtitlan.
Rings umwallt von weißen Gipfeln,
über die das Meer es hertrug,
fand es sich in diesem Hochtal,
schwimmend noch und unversehrt.
Und zum Zeichen unsrer Herkunft
bleibt des Bergsees Wasser salzig
und zeigt Ebbe noch und Flut.
Doch inmitten seines Spiegels,
als der gottgewollten Stätte,
rammte Huitzi-ton das neue
Atzlan der Verbannung ein:
als die Stätte neuer Hoffnung,
als die Stätte der Versöhnung,
als die Stätte reuevollen,
demutsreinen Gottesdienstes.
Und wir bauten Riesenmale
uns an Glut und Flut zu mahnen.
Heilige Feuerpyramiden,
drin wir Huitlipochtlis Zorn
durch den schwersten Dienst verherrlichen.

Und der milden Gottesmutter
wehmutsvolle Liebe weihn.

DER OBERPRIESTER

Manche tadeln, daß wir strenge
die Erinnerung bewahren
an die Strafe, die uns zukommt,
daß wir jener Stunde wartend,
wo der Vater den verlornen
Sohn zur Heimat führen wird,
seine Schrecken uns erneuern
durch den heiligen Dienst des Opfers.
Doch zur höheren Ehre Gottes:
was bedeutet Menschenblut?
Wenn wir aus der Brust des Opfers,
zuckend heiß, das Herz ausbrechen,
und das Gottesblut hervorschießt: —
wie am Tage des Gerichtes
roter Geifer, Feuerdonner,
Rauch und Wolken roten Regens
aus der Brust des Herrn hervorschoß, —
Nun so ist's nur ein geringes,
sehr bescheidenes Verdienst,
daß wir durch ein menschlich Leiden
Gottes Zorn und Gottes Leiden
ehrfurchtsvoll verbildlichen.
Den trifft Fluch, der dieses höchste
Heiligtum des Gottesaltars
in Gedanken nur beleidigt.
Liegt in ihm doch die Gewähr,
daß uns Gott nach langer Buße,
die er gnädig von uns annimmt,
die Verzeihung will gewähren.

Jetzt, o Schrifgelehrter, künde
auch noch, wie dies einst geschehn soll.

DER ERSTE GELEHRTE
Dies betrifft, Prinz Guatemotzin,
euer königliches Haus,
euren kaiserlichen Vater. —
Auf der Erde Nabel thronend,
Träger aller heiligen Zeichen
alter, gottverliehener Macht,
stammt er ab von Huitzi-ton.
So ist er ein Auserwählter,
und ihr seid die Auserwählten.
Unsre Hoffnung ruht auf euch.
Und es heißt: Gott wird zum Zeichen
der Versöhnung mit der teuren,
schmerzensreichen Himmelsmutter
und mit seinem eignen Samen
neue Söhne ihr erwecken.
Und die Blitzgezeugten werden
aus den neugewölbten, duft'gen
Höhlen Atzlans neu hervorgehn.
Und sie werden übers weite
Urmeer in gewalt'gen Schiffen
sicher reisen, her zu uns,
um die Brüder heimzuführen
auf den Berg des Paradieses.

CACAMAZIN
Seltsam! Wunderbar und seltsam!
Überzeugend fast: 's ist wahr.

DER OBERPRIESTER
Überzeugend fast: du sagst es,
daß die weißen Riesenmänner

wirklich die verheißnen, frohen
Kündiger des ew'gen Friedens,
Kinder Gottes, Götter sind.
Hört nun, was wir heimlich forschend
alles über sie ergründet.

ERSTER OPFERPRIESTER
Quetzalcoatls Priesterschaft,
des sanft-seligen Liebesgottes,
hat mit Hymnen sie empfangen —
sie, die rauh und furchtbar sind:
Danach gleichen sie viel eher
Kindern eines zornigen Gottes
wie des unsren. Und fast scheint es,
nicht das Meer warf sie ans Land,
sondern eines Feuerberges
Höhlung hat sie ausgespien.
Kommen sie doch feuerdonnernd
und wahrhaft dem Blitz gebietend,
wie noch nie ein Menschensohn.
Sie verbrennen ihre Feinde.
Und wie unsre Schriften sagen,
töten sie mit krummen Sicheln.

QUALPOPOCA
Schurken sind es, Mörder, wilde
Tiere, und das Menschenantlitz,
das sie tragen, ist Betrug.

ERSTER OPFERPRIESTER
Doch da sind nun wunderliche
Dinge, die uns stutzig machen.
Erstlich sagen sie es selber,
daß sie den Erlöser bringen,
den, der Gott mit uns versöhnte.

Die drei heiligen Kreuzeszeichen
unsrer Tempel ehren sie,
tragen sie, wie unser Kaiser,
um den Hals den heiligen Zierat.
Wie bei uns, so brennt auf ihrem
Altar auch das ewige Feuer.
Und wie wir es hier genießen,
so genießen ihre Priester
Gottes Fleisch und Gottes Blut.
Ja noch mehr: des sündenlosen
Leidensträgers heiliges Bildnis –
unser aller tiefstbewahrtes
dunkelstes Mysterium,
führen sie im Bilde mit sich:
den gequälten Tonatiuh.
Denn ererbte Sünde ist es,
nicht erworbene, die wir büßen.
Und sie bringen auch im Bilde
unsre heilige Schlangenmutter,
die ihr Kindlein auf dem Arm trägt
und das Mondbild unterm Fuß.
Unsere Erlöser werden
Fabeltiere mit sich führen,
sagt die Überlieferung.
Nun auch diese bringen sie.

QUALPOPOCA
Wenn der große Huitlipochtli
solcherlei Erlöser sendet,
ist mir seine Hölle lieber
als sein neues Himmelreich.

CACAMAZIN
Danach wäre eure Meinung,

daß man schweige und sich beuge?
Soll man also dieser Riesen
stets willfähriges Hündlein sein?

DER OBERPRIESTER

Fürsten, Freunde: nun zum Schlusse.
Dies Ereignis, fast ans Wunder
grenzend, legt uns mehr wie jedes
Überlegung, Umsicht auf,
daß die Einsicht sich vollende.
Sind sie Gottes, muß sich's zeigen.
Hier an Huitlipochtlis Altar
gilt nur Wahrheit. Hier entlarvt sich
das Verbrechen, der Betrug.
Was ist das?

In einem Seitengange ist das Geräusch einer schweren Tür hörbar geworden. Gleich darauf der Schall vieler, vorsichtiger Tritte. Starker Lichtschein nahert sich aus dem Gange. Endlich erscheint Pedro de Alvarado, eine Fackel hoch in der Linken, in der Rechten das bloße Schwert. Etwa zwanzig spanische Ritter folgen ihm, diesen einige Soldaten mit Musketen. Die Versammelten springen auf.

ERSTER OPFERPRIESTER

Wer ließ euch ein?

PEDRO DE ALVARADO

Ein Toltek, der seine Seele
retten wollte. Mit Verlaub.

ERSTER OPFERPRIESTER

Und was sucht ihr hier?

PEDRO DE ALVARADO

Belehrung!
Ist es wahr, ihr habt hier Götzen

aus Gemüsemus geknetet,
das gewalkt mit Menschenblut?

ERSTER OPFERPRIESTER

Wie könnt ihr euch unterfangen,
hier in ihrem höchsten Tempel
unsre Gottheit zu beleidigen?

PEDRO DE ALVARADO

Ich weiß nichts von einer Gottheit
hier in dieser Mordspelunke:
nur von einem fraßbegierigen
Popanz, dem man Menschen schlachtet.

Er will gegen einen Seitenaltar vordringen. Guatemotzin stellt sich ihm entgegen.

GUATEMOTZIN

Halt! nur über meine Leiche!

PEDRO DE ALVARADO

Nicht ein Berg von solchen Leichen
Bürschchen, wie du eine bist,
sollte mich daran verhindern,
Götzenunflat auszufegen,
das dem wahren Gott ein Greuel ist.

QUALPOPOCA

Du häufst Leichen deinem Gotte,
und du willst das Menschenopfer
uns verwehren, Tonatiuh?

PEDRO DE ALVARADO

Bei Sankt Jakob, ja, ich will es!
Und ein jeder wackre Spanier
will es ebenso wie ich. —
Doch wer bist du? Ei, dich kenn' ich.

Brav, daß wir uns treffen! Sieh!
Wenn ich künftig je dich suche,
such' ich dich bei deinem Mordblock.
Dies ist jener Mann, Kameraden,
dem man nachsagt, daß er einen
unsrer Brüder opfern ließ.

PATER OLMEDO
Nichts erwiesen, Alvarado.
Folget endlich meinem Rate:
dringen wir nicht weiter vor!

DIE SPANIER
Tod dem Schurken!

PATER OLMEDO
Nichts, ihr Spanier,
von Gewalttat. Die Dämonen
dieses fürchterlichen Hauses
dürfen euch nicht übermannen.
Bleibet Christen, bleibet klar.

PEDRO DE ALVARADO
Gut denn, Pater, mag er heute
seiner Strafe noch entgehen.
Unsre Rache trifft ihn dennoch!
Doch ein halbgetanes Werk,
schlimmer als zehn ungetane,
bringt Verlust nur statt Gewinst.
Baals Pfaffen, wo ist euer
großer Baal? Molochspfaffen!
wo ist euer glühender Moloch,
den ihr stopft mit Menschenfleisch?

PATER OLMEDO
Rückwärts, rückwärts, Alvarado!

PEDRO DE ALVARADO

Nein, im Namen des dreieinigen
Gottes, Pater, vorwärts, vorwärts!
Seid ihr Menschen? Wilde Bestien
sind barmherzig gegen euch.

DER OBERPRIESTER

der still beobachtet hat

Raserei hat ihn befallen.

GUATEMOTZIN

hat sich wiederum Pedro de Alvarado in den Weg gestellt, um eines der bedrohten Götterbilder zu decken.

Bist du gleich ein Sonnensohn,
siehst du hier in mir den andern.
Ich bin Guatemotzin, bin
von dem Sonnenstamm des Kaisers!
Ja, ich bin's! Erkennst du mich?

PEDRO DE ALVARADO

Nein! Doch halt. Bist du der wirklich?
Richtig! Nun erinnre ich mich.
Tritt beiseit, ich will dich schonen —
eure Götter aber nicht.

Alvarado ist mit seinen Spaniern gegen einen Altar gestürmt, auf dem ein köstliches, goldenes Gefäß steht. Außer dem Oberpriester, der hochaufgerichtet am Hauptaltar Stellung genommen hat, drängen sich alle Tolteken zum Schutze vor das Gefäß.

GUATEMOTZIN

Brenne dich der Blitz zu Asche,
wenn du dieses dreimal heilige,
heiligste Gefäß des Tempels
mit dem Blut und Herzen Gottes
mit unreinen Händen anrührst.

PATER OLMEDO
Rückwärts, rückwärts, Alvarado!
Zügelt euern heiligen Eifer,
denn der Satan hat sogar
schon durch ihn verstrickt in Sünde.

PEDRO DE ALVARADO
Sag' uns, Bernal Diaz, was
sie in diesen ekelhaften
Schandgefäßen aufbewahren!
Welchen Unrat, welches Unflat
sie zum Abgott hier erhoben.
Menschenherzen! Menschenblut!
Zu den Spaniern gewendet:
Daß ihr's wißt: hier ist ein Schlachthaus.
Cristoval de Guzman zählte
hundertachtzigtausend Schädel
von erschlagnen Menschenbrüdern,
hinter dieser Molochshöhle
hoch zu Bergen aufgeschichtet.

QUALPOPOCA
Tempelräuber! Tempelschänder!
Gotteslästerer! Gottesleugner!
Kommt ihr nicht mit Mordmaschinen?
Schwingt ihr selbst nicht mörderische
scharfe Sicheln in den Händen?
Mäht ihr Menschen nicht wie Gras?
Ihr wollt Huitlipochtli meistern?
Ihn, den Uranfänglich-Ewigen,
Allumspannenden, Allmächtigen?
Was ihr seid, ich will's euch sagen:
Einer weißen Höllenwölfin
Wurf, nichts weiter, die von einem

schmutzigen, hundertfach verfluchten
Abgrundsgeist die Frucht empfing.
Deshalb raubt ihr unsre Schätze,
überfallt ihr unsre Weiber,
reißt die Tempeldienerinnen
Quetzalcoatls auf euer Schandbett.
Deshalb häuft ihr Edelsteine,
Gold, Gewänder, die ihr stahlet,
euer Wort ist Lug, euer Lächeln
Falschheit, Gift blickt euer Auge.
Wen ihr streichelt, den betrügt ihr.
Das Verbrechen nennt ihr Gott.

PEDRO DE ALVARADO

Laßt das alte Waschweib schwatzen!
Nieder mit den Götzen, sag' ich.

Das Gefaß und das dahinter befindliche Kultbild wird vom Altar gestoßen.

Weiter!

Pedro de Alvarado voran, wollen sich die Spanier auf den Hauptaltar stürzen. Sie stutzen, als sie den Oberpriester sehen.

Zaudert ihr, Hidalgos?
Der gebenedeiten Mutter
unsres Heilands eine Stätte
der Verehrung zu bereiten?
Vitzliputzli sei verflucht
und gelobt seist du, Maria!

Er und die Spanier stürmen gegen den Hauptaltar vor. Der Oberpriester aber halt ihnen mit beiden Händen hochgehalten ein Kreuz entgegen. Im nahen Scheine aller Fackeln sieht man zugleich das plastische Kultbild der Cihua-coatl, der mexikanischen Schmerzensmutter. Sie tritt auf eine Schlange und halt ein Kindchen auf dem Arm, so Marien, der Mutter

Gottes, überraschend ähnelnd. Die Spanier weichen zurück, bekreuzigen sich und sinken in die Knie.

Rufe aus den Reihen der Spanier:
Wunder! Wunder!

PATER OLMEDO
ebenfalls kniend
Wahrlich ist es
ein Mirakel, ist ein Wunder!
In der neuentdeckten Welt,
in dem finstren Heidentempel
harret unsrer Jesu Kreuz
und die Jungfrau mit dem Kinde.

SIEBENTE SZENE

Im Palaste des Montezuma zu Temixtitlan. Ein Saal mit breitem Ausgang im Hintergrund auf eine große Terrasse, die von Wasser umgeben ist. Stufen führen zum Landungsplatz hinunter, wo toltekische Diener mit brennenden Fackeln postiert sind.

Es ist die Zeit der Morgendämmerung.

Der erste und zweite Gelehrte schreiten in leisem Gespräch auf und ab.

DER ERSTE GELEHRTE

Ja, die Tat war fürchterlich,
und das Volk beginnt zu murren.

DER ZWEITE GELEHRTE

Doch sie brachen, wie man sagt,
bei dem Anblick Cihua-coatls,
unsrer heiligen Schmerzensmutter,
in die Knie. Sagt, ist das richtig?

DER ERSTE GELEHRTE

Ja, das taten sie, wahrhaftig:
war es nun vor Cihua-coatl
oder vor dem heiligen Vater,
der das Kreuz in Händen hielt.

Dieser Altar blieb verschont.
Doch das Wüten nahm kein Ende.
Hätte nicht der Christenpriester
sie bewogen, abzulassen,
wären alle heiligen Stätten
nur noch Höhlen voller Trümmer.

DER ZWEITE GELEHRTE
Tempelpriester waren hier,
sich dem Kaiser zu eröffnen.
Sie behaupten, ihre alten,
allerheiligsten Gefäße
seien im Besitz der Fremden.
Kostbarkeiten, unersetzlich,
nicht des Goldes, nicht der Steine
wegen, sondern weil uralte
Götterrunen sie bedecken.
Sind die Fremden Diebe, sprecht?

DER ERSTE GELEHRTE
Furchtbar ist der Fremden Goldgier.
Gold, nur Gold! Nicht, was es darstellt,
von kunstreicher Hand gebildet,
ist's, wonach sie stündlich lechzen.
Und sie wissen es zu finden,
sei es noch so sehr verborgen,
sicher, wie der Hund das Aas.

DER ZWEITE GELEHRTE
Würdiger, sprecht leise, leise.
Hier wird jedes Wort geahndet,
das des Landes ungebetnen
Gästen nicht ganz günstig lautet. —
Goldgier, ihr habt recht, erfüllt sie. —

Und von Goldwut ganz besessen
würden sie den goldnen Gott
in der Sonne, den Erbarmer,
unbedenklich niederreißen,
könnte ihn die Faust erreichen,
wie das Aug' ihn weinen sieht.

DER ERSTE GELEHRTE
Nun ich sehe, wir sind einig,
was der Fremden Habsucht angeht.

DER ZWEITE GELEHRTE
Oh, sie ist ganz offenbar.
Und der heilige Schatz des Kaisers,
den sein Vater ihm vermachte,
ist schon längst nicht, was er war.

DER ERSTE GELEHRTE
So raunt man im Volk sich heimlich
zu. Doch das zu glauben sträubt
jeder Nerv sich meines Innren.
Dieser Schatz uralter Bilder,
der aus unsres Volkes Tiefen
gleichsam sich von selbst gebildet,
an unschätzbaren Symbolen
reich, unschätzbar für das Wissen
aus der Tiefe aller Zeiten,
er wird dieser Fremden Raub.
Ist nicht jedes seiner Stücke
unanrührbar, unantastbar,
fast wie die Person des Herrschers?
Und sie schmelzen es in Tiegeln,
klumpen es zu dicken, rohen
formenlosen Massen ein.
Wer verriet den Schatz?

DER ZWEITE GELEHRTE

Des Kaisers
großer, offner Sinn verriet ihn.
Ohne Arg, wie er's gewohnt ist,
nicht der Fürsten Warnung achtend,
ließ er alle Kammern auftun,
und wer kennt nicht seine offne
königliche Spenderhand?

DER ERSTE GELEHRTE

In des Volkes Tiefen gärt es,
drohende Zeichen mehren sich.
Volk und Herrscher trennt ein Zwiespalt.
Qualpopoca ist geflüchtet.
Cacamazin hat in seiner
eignen Hauptstadt sich verschanzt.
Graun und Hoffnung knüpfte sich
an den Einzug dieser Fremden.
Doch die Hoffnung ist geschwunden.
Nur das Grauen herrschet noch.
Dazu kommt: der heilige Vater
hat es allen Eingeweihten
rund und deutlich ausgesprochen. —
Durch den Vogel Ti-hui-tochan
von der Gottheit selbst belehrt:
diese Fremden seien die
urgebornen Feinde Gottes.

DER ZWEITE GELEHRTE

Diese Nachricht trifft mich schmerzlich.
Denn nun haben wir die Spaltung,
eh die Frage, die uns ängstet,
zweifelsfreie Antwort zuläßt.
Totonaken, Urbewohner

dieses Landes, meint der heilige
Vater, seien unsre Gäste:
Überbleibsel des Geschlechtes
jener Riesen, die der Sonne
spotteten, die Satzungen
des allmächt'gen Gotts verhöhnten!
Nun, der Kaiser denkt nicht so.
Er, der wahre Sonnensohn!
Er, der eingebornen Wissens
heiligstes Gefäß auf Erden,
nennt die Gäste Gottgesandte:
und er liebt sie wie sich selbst —
Würdiger, still, dort kommt die Wache.

Zwei spanische Soldaten durchschreiten beobachtend den Saal.

DER ERSTE GELEHRTE

Wie, hier im Palast des Herrschers
diese Fremden, ganz in Waffen?

DER ZWEITE GELEHRTE

Jeder Zugang ist besetzt.
Nicht am Tage, nicht des Nachts
bleibt der kleinste Schritt des Kaisers
unbeachtet von den Spähern.

DER ERSTE GELEHRTE

Nun, dies nenn' ich eine Schmach
für das Weltreich der Tolteken.

Marina huscht durch den Raum und flüstert mit den Wachen.

Wer ist dieses Mädchen?

DER ZWEITE GELEHRTE

Ihres
eignen Volkes böser Geist:
und der Fremden treustes Werkzeug.

Marina huscht zu den beiden Sprechern herüber.

MARINA
Ist des Herrschers Majestät
von der morgendlichen Bootsfahrt
Würdiger, schon zurückgekehrt?

DER ZWEITE GELEHRTE
Du kommst früh, um das zu fragen.
Welche Gründe treiben dich?

MARINA
Der erhabene Tonatiuh
denkt den Herrscher zu besuchen.

DER ZWEITE GELEHRTE
Noch bevor die Sonne sich
über das Gebirg' gehoben?
Ist er denn so ungeduldig?

MARINA
Ja, Hochwürdiger, er ist's.

Guatemotzin kommt eilig herein.

GUATEMOTZIN
Ist mein Vater im Palaste?

DER ZWEITE GELEHRTE
Noch nicht, man erwartet ihn.
Früher täglich steigt der Kaiser
in die Gondel, täglich später
kehrt er von der Ausfahrt heim.

GUATEMOTZIN
Wer ist mit ihm?

DER ZWEITE GELEHRTE
In drei Booten
folgen ihm, wie jedesmal,
Gaukler, Sänger, Musikanten.

GUATEMOTZIN

Ach, mein gottentsproßner Vater
macht die Nacht doch nicht zum Tage.
Möcht' ihm doch der Tag genügen,
wachen Blicks sich umzusehn.

Zu Marina:

Sage deinem weißen Riesen,
Guatemotzin hasse ihn!

DER ZWEITE GELEHRTE

Prinz, ich darf Euch nicht verbergen,
daß Euch heft'ger Zorn erwartet.
Folget mir und tretet jetzt
nicht vor Eures Vaters Antlitz.
Daß ich's kurz Euch sage: er
weiß von allem, was im Tempel
Huitlipochtlis sich ereignet,
und mißbilligt Euer Tun.

GUATEMOTZIN

Er mißbilligt, daß ich unsren
alten Göttern beigestanden?

DER ZWEITE GELEHRTE

Ja auch das! Denn wahre Götter,
sagt er, brauchen keinen Beistand.
Aber seiner Ungnade
eigentlicher Grund liegt tiefer.
Er mißtraut Euch: denn Ihr hattet
mit den Priestern Huitlipochtlis
und mit gleichgesinnten Fürsten
eine heimliche Beratung.

GUATEMOTZIN

Um so besser! Um so klarer
wird es zwischen ihm und mir.

ERSTER SPANISCHER SOLDAT
zum zweiten
Aufgepaßt, jetzt kommt der Wilde
von der nächtigen Fischerei.

ZWEITER SPANISCHER SOLDAT
Teufel ja, man hört schon klimpern,
und da ist ja auch der Lichtschein.
Donnerwetter, ja, ihm wäre
besser, auf dem Ohr zu liegen,
diesem schwarzen Lumpenhunde!
und der Satan weiß, auch mir.

Viele aztekische Diener mit Fackeln füllen jetzt die Terrassen und leuchten, während die Barke Montezumas bei zunehmender Morgenröte unter dem Klange einer melancholischen, fremdartigen Musik anlegt. Sehr langsam steigt Montezuma die Stufen herauf. Alle, außer den spanischen Soldaten und den Fackelträgern, werfen sich vor ihm nieder.

ERSTER SPANISCHER SOLDAT
Wenn die Wilden unter sich sind,
heißt es, sollen wir nicht stören.
Komm, 's ist besser, sich zurückzuziehn.

Die beiden Soldaten verlassen den Saal. Jetzt betritt ihn Montezuma von der Terrasse aus.

MONTEZUMA
zu Marina, die sich vor ihm niedergeworfen hat
Ah, dich trifft mein erster Blick.
Dies sei mir ein gutes Zeichen
für den Tag, der eben anhebt.
Wie geht's meinem Bruder, sprich.

MARINA
Eures kaiserlichen Anblicks

hohes Glück ihm zu gewähren
bittet euch der Sohn der Sonne

MONTEZUMA

Offen ist der Weg, er weiß es.
Warum steht er hier nicht selber?
Gerne eilt ich selber zu ihm. —
Oh Marina, welche Stunden
lebt ich draußen auf dem Wasser.
Du mußt wissen, daß ich sachte
von dem Lande meines bittren
Schmerzensdasein Abschied nehme.
Selbst den Kerker, sagt man, der
unbarmherzig den Gefangnen,
lichtlos eingeschlossen, festhielt:
der Gefangene verläßt ihn
freigegeben, nur mit Wehmut.
Doch das Tal von Anahuac,
wo im Spiegel klarer Seen
sich die weißen Gipfel baden,
ist wohl mehr, als solch ein Kerker? —
Zwar die Welt ist Gram, Marina.
Gram war meiner Nächte Speise,
meiner Tage Sättigung.
Frage mich: wieso? Ich weiß nicht!
Oder doch? 's ist schwer zu denken,
noch viel schwerer auszusprechen. —
Dennoch bleibt das Scheiden schwer.

MARINA

Wohin denket ihr zu gehen,
Majestät?

MONTEZUMA

Wohin? Das fragst du!

Sehen wir das gleiche goldne
Land nicht offen, du und ich?
Durch den gleichen Blick der Liebe,
durch den ungeheuren Zauber,
dessen Schoß uns in sich trägt.
Nein, 's ist aus. Hier gibt's kein Weilen
mehr. Obgleich im Glanz des Abschieds
auch die Scholle der Verbannung
über alles Ahnen aufblüht.

zum ersten Gelehrten

Ihr Gelehrten, sehr Hochwürdigen,
diesen Morgen waren wieder
Rätsel meiner Seele Spielzeug.
Silberschuppige Rätsel schwammen
im Kielwasser meines Fahrzeugs,
glotzend nach der Fackel Licht.
Rätsel flatterten im Schilfe
mit dem Ruf der Wasservögel
meine Weisheit ängstigend.
Rätsel lag als blut'ger Schein
in die Fluten ausgebreitet.
Und das Antlitz unsrer heiligen
Mondesmutter lag erschauernd
in dem farbigen Spiel der Täuschung.
Sagt, warum ist so viel Täuschung
in der Welt? Wo ist sie nicht?

DER ZWEITE GELEHRTE

Heilige Majestät, die Weisen
aller Zeiten, alle klagen
diese Klage! Und sie fragen
diese Frage! Deren Antwort
in dem ewigen Schweigen schlummert.

MONTEZUMA
hat Guatemotzin bemerkt.

Nein, ich nenne dich nicht mutig,
weil du dich vor deines Vaters
Blick wagst, Guatemotzin! Du
rechnest fest auf meine Milde.
Darin tust du recht: obgleich
mir der Arm des Herrschers zuckt,
und ich mich der Macht erinnre,
die als irdischem Gott mir zusteht.
Ich erschuf dich, und ich kann
dich vernichten, Guatemotzin!
Doch bleib' furchtlos. Nicht ein Haar
werd' ich meinen Kindern krümmen,
deren Blindheit, deren Abfall
mich dagegen tief verwundet.
Bitte mich: so will ich dir
deines Irrtums Wolken lichten.
Nicht mein Bruder Cacamazin,
nicht der starre Qualpopoca
kann dir sagen, was ich weiß,
keiner ahnt die Weltenstunde,
die nun da, und ihr Gericht.

GUATEMOTZIN

Hast du, kaiserlicher Vater,
es vernommen, was der heilige
Hatuey, unser Oberpriester,
von den weißen Fremden sagt?

MONTEZUMA

Nein, doch finde ich Belehrung
über diese Sonnensöhne
nicht bei ihm: nur er bei mir.

GUATEMOTZIN

Doch ihm ward Erkenntnis, Vater,
durch die Taube Ti-hui-tochan,
die der Geist ist aller Gottheit,
deren Bild sogar die fremden
Riesen, über ihren Götzen
aufgehängt, zuhöchst verehren.

MONTEZUMA

Was ist mir der Ti-hui-tochan,
dieses gurrende Pfaffentäublein:
der ich selbst den Sonnenadler
und den Blitz im Wappen führe.
Mächtig ist der Flug des Kondors.
Und er schraubt sich bis zur Sonne,
taucht hinein und brennt zu Asche,
um sich neu herab zu stürzen,
wie ein Bolz durch alle Zonen,
flügelbrausend, unversehrt.
Dieser ist mein großer Diener,
dieser ist mein wahrer Bote:
zwischen mir und meinen Himmeln
braucht er andrer Boten nicht.

Cortez, begleitet von Pedro de Alvarado, Pater Olmedo, Bernal Diaz, Las Casaz, Gonzalo de Sandoval, Christoval de Guzman und Jeronimo de Aguilar treten ein. Sie verharren im gemessenen Abstand.

Froh begrüß ich dich, Malinche!

CORTEZ

Dich, o Freund, grüß ich in Ehrfurcht.
Wir erscheinen, dir zu sagen,
daß die spanischen Brigantinen,
deine Schiffe, fertig sind,

und am vorgerückten Morgen
noch wird man die Riesenrümpfe
unter segelschweren Masten
draußen auf dem Meere sehn.

MONTEZUMA

Welche Aussicht! Und von selber
werden diese Götterschiffe
sich im Wasser fortbewegen?

CORTEZ

Durch die Kraft des Himmelsatems!
Ganz allein durch Gottes Kraft!

MONTEZUMA

Immer wenn ich euch erblicke,
spür' ich unsres Bluts Entartung,
staunend hör' ich eure Worte.
Staunend seh' ich aller reichen
heiligen Kräfte Spiel in euch,
aber eure Taten zwingen
mich zu Schauern der Bewundrung.
Nehmt ihr schon, nichts kann euch lohnen.

Er winkt. Hinter ihm haben sich inzwischen in geordneter Aufstellung drei jugendliche Prinzessinnen, seine Töchter, mit ihren schönen Dienerinnen angefunden. Und eine weitere Anzahl Diener, die Geschenkgegenstände tragen. Diese nähern sich Montezuma auf seinen Wink.

Wie denn stünd' ich vor euch, hätt' ich
nicht das Gold, von dem ich weiß,
daß sein Glanz euch Freude macht.

CORTEZ

schwere Kostbarkeiten entgegennehmend

Uferlos ist deine Gnade!

MONTEZUMA

Gold ist gut, doch süßre Freuden
hoff' ich, gibt der Königstochter
unberührter zarter Körper.
Nimm — sie liebt dich! Wie auch sollte
den ich liebe, sie nicht lieben?
Sie ist dein! So nimm sie hin!

Eine der Prinzessinnen ist vor Cortez geführt und entschleiert worden. Sie steht schamübergossen. Er streicht ihr huldvoll über das Haar und küßt sie auf die Stirn.

CORTEZ

Spanier kennen keine Sklaven,
Jungfrau! Und du trittst in meinen
Schutz als eine freie Christin!

MONTEZUMA

die Reihe der Spanier abschreitend. Zu Alvarado

Euer Blick, Don Alvarado,
ward von meinem jüngst gefangen,
als er in die Augen einer
meiner Töchter sich verloren.
Nehmt sie an! Sie liebt Euch. Hier. —
Es ist gut uraltes, träges
Blut des alten Sonnenstammes
der Azteken, durch das Feuer
eures jungen aufzufrischen.

CORTEZ

mit verändertem Ton

Herr, es schmerzt mich, denn ich muß
in tiefernster Sache jetzt
leider um Gehör Euch bitten.

Die Spanier brechen unerwartet in den lauten Freudenruf ihres Feldgeschreis „Sankt Jakob!" aus. Fast gleichzeitig stimmen die Azteken in den lauten Ruf der Überraschung ein. Auf der Wasserfläche sieht man die vier spanischen Kriegsschiffe unter allen Segeln vorübergleiten.

MONTEZUMA
Was ist das?

CORTEZ
Nichts, werter Bruder.

DIE SPANIER
Unsre Schiffe! Unsre Schiffe!
Unsre alten Brigantinen
schwimmen wieder auf dem Wasser.

CORTEZ
Danket Gott und Martin Lopetz.

CHRISTOVAL DE GUZMAN
Nach Sevilla, nach Sevilla,
lasset uns die Anker lichten.

JERONIMO DE AGUILAR
Wären diese gottverlaßnen
Tümpel doch das offne Meer!

BERNAL DIAZ
Gott verzeih es mir, ich möchte
neapolitanische Würste beißen.

JERONIMO DE AGUILAR
Nehmt dazu drei Nössel dunklen
Feuerweins von Malaga.

CORTEZ
Sonderbar: ich sah sie kreuzen,
eh ihr sie ins Auge faßtet.

Und im selben Augenblick
stand ich fest erst auf dem Boden.
Und nun keine Zeit versäumt!

MONTEZUMA
ganz hingenommen von dem Anblick der großen, kreuzenden, europäischen Schiffe.

Hielt ich gleich mich für den Höchsten,
ihr seid mehr, ich seh's, ich weiß es.
Doch wie dem Geringeren
muß zu Mut sein, wißt ihr nicht.
Helft uns, ihr seid reich, beschenkt uns.
Bitter ist es, doch die Götter,
die euch reicher segneten,
ob sie uns auch lange täuschten,
zeigten mir jetzt unsre Armut.
Helft uns, wie ihr mögt und könnt.
Ist uns nicht zu helfen — nun
auch das Alte kommt nicht wieder.
Und was früher mir erträglich
schien, das wäre jetzt mein Tod.

CORTEZ
Nun zur Klage!

MONTEZUMA
Klage?

CORTEZ
Ja, Freund.
Klagen hab ich! Und die Forderung
geht auf unnachsichtige Sühne!
Doch dies ist für dich allein.

MONTEZUMA

winkt. Der größte Teil seines Gefolges entfernt sich. Die Zurückbleibenden verharren in weitem Abstande. Unter diesen ist Guatemotzin, der erste und der zweite Gelehrte. Von den Spaniern bleiben in eben demselben Abstande, aber von den Azteken gesondert, zurück: Pater Olmedo, Las Casaz und Sandoval.

Sprich, Malinche!

CORTEZ

Du warst heute
überaus gnädig, Bruder.
Dennoch muß ich eine Probe
deiner Treue von dir fordern.

MONTEZUMA

Nenne sie.

CORTEZ

Einstimmig fordern
alle Männer meines Lagers,
nach vorangegangnem Kriegsrat,
heute Qualpopocas Tod.

MONTEZUMA

Sterb er denn, wenn er gefrevelt.

CORTEZ

Sterb er denn: daß er drei Spanier
zu verruchtem Tempelmorde
euren kannibalischen Priestern
ausgeliefert, ist gewiß.
Doch ich spaße nicht, mein Bruder:
an Befehl streift meine Bitte.
Wolle ganz bestimmt verordnen,

daß man den Geflüchteten
greife, wo man ihn betrete,
und ihn liefere an uns.

MONTEZUMA

Ward gefrevelt, bin ich Richter.
Er mag sterben. Doch durch mich!

CORTEZ

Welche klar bemeßne Frist
bis zum Tage der Vollstreckung,
kaiserlicher Herr, verlangst du?

MONTEZUMA

Frist, Malinche? Was ist Frist?

CORTEZ

Keine Ausflucht! Der Aztek
liebt der Schlange feinste Schliche.
Doch verzeih: jetzt pack ich dich!
Ein Entrinnen ist undenkbar.
Du erhältst zehn Tage Frist.
Und wo dann der Tempelmörder
und Verschwörer doch noch atmet,
nehmen wir statt seiner –

MONTEZUMA

Mich?

CORTEZ

Nein, nicht dich, doch von den Großen
deines Reiches eine Auswahl.

MONTEZUMA
leicht zurücktretend

Atme nicht so nah, Malinche.
Denn sonst könnt ich fast vergessen,

daß du heiliger Abkunft bist.
Sei ganz still: der Fürst wird sterben!
Schon seit lange fürcht ich selber
seinen überstürzten Sinn,
und bin selbst durch ihn gefährdet. –
Jetzt indes verzeih, mein Bruder,
denn es ist nun die gewohnte
Stunde meiner Einsamkeit.

Er schickt sich an zu gehen.

CORTEZ

Deine Einsamkeit in Ehren.
Doch es ist ein Spiel zu zweien,
das sich jetzt hat angehoben.
Eh der letzte Wurf nicht fiel,
wird mit meinem Willen keiner
von uns zwei'n den Platz verlassen.

MONTEZUMA

Dies klingt wie ein Gebot, Malinche.
Nun, es ist mir lieb, daß ich
einmal doch in meinem Leben
fühle, ob ich's dulden könnte,
wenn mir je geboten würde.

CORTEZ

da Montezuma sich abermals zum Gehen gewendet hat

Was dir wie Gebot geklungen,
ist kein Schein, das sollst du wissen.
Sei ersucht, dich zu besinnen!
Denn sonst müßtest du erfahren
erst, wie dem zu Mute ist,
den ein echt Gebot bezwingt.

MONTEZUMA

faßt leicht nach der Stirn, wie einen Traum fortzustreichen.

Einfach und gleichsam mit sich allein:

Nein, mein Sinn ist nicht gestimmt,
solchen Widersinns Geräusche
fernerhin noch aufzunehmen.
Und so wunderlich denkt keiner,
daß er etwa glauben sollte,
irgend etwas könne mir
im Palaste meiner Väter
freies Gehn und Kommen wehren.

CORTEZ

Keine Zeit bleibt jetzt zum Schwatzen.
Bleibt und gebt präzise Antwort:
wann stirbt Qualpopoca seinen
wohlverdienten Henkertod?

MONTEZUMA

Wann es mir beliebt: sonst niemals!

CORTEZ

Hab ich nun dein letztes Wort?

MONTEZUMA

Jetzt, jetzt eben naht's, Malinche: —
Nie hat so wie du ein Mann
seine Gottheit selbst zertreten!

CORTEZ

Sandoval, tut eure Pflicht!

Die Spanier sind inzwischen wieder erschienen, durch dreißig spanische Soldaten verstärkt. Sie sind alle bewaffnet bis an die Zähne. Auf einen Wink Sandovals werden dem Kaiser blitzschnell eiserne Fesseln um die Füße gelegt.

Dies ist Seine Hoheit des
Kaisers, meines gnädigen Herrn,
unsrer aller Souverän,
eingesetzter Großprofoß.
Und solange nicht erwiesen,
ob Ihr an dem Tod der Spanier
selber Schuld tragt, oder nicht,
nehmen wir Euch in Gewahrsam.
Was den Fürsten Qualpopoca
den Ihr zu verhaften zögert,
angeht, so geschieht bereits
der Gerechtigkeit Genüge.
Denn das Urteil ist im Kriegsrat
von uns selbst bereits gefällt.

Die aztekischen Standespersonen, darunter der erste und der zweite Gelehrte, voran Guatemotzin, scharen sich vergeblich protestierend um Montezuma.

GUATEMOTZIN

Abschaum! Fürchterlicher Auswurf
einer stinkenden Kloake!
Du, ein Gott? Ihr, Göttersöhne?
Räudige Bestien, weiter nichts!

MONTEZUMA

der zitternd und innig die Hand des Sohnes erfaßt hat, festhält und beruhigend streichelt

Still, mein Kind! Still, Guatemotzin!
Still, mein Vogel Ti-hui-tochan,
oder schelte! Doch nur mich!
Der ich, deinen Ruf nicht achtend,
meinem Sonnenkondor traute
und in Blindheit mich betrog.

GUATEMOTZIN

Schlechte Schurken: weg die Hände!
Ihr mißhandelt unsre Götter.
Ihr besudelt die Altäre,
plündert unsre Kirchenschätze,
raubt die Kreuzeshäuser aus.
Und nun wagt ihr, eure Fäuste —
wagt's, verbrecherische Hände
an den Kaiser selbst zu legen,
den gesalbten Sohn des Himmels?

MONTEZUMA

Er steht da, vor Gott entkleidet.
Denk, weß Blutes wir uns rühmen
dürfen! Schweig! Vergiß den Wicht!

CORTEZ

zu Sandoval und den Spaniern

Alles nach der Schnur: ich bitte.
Wer unachtsam ist, der büßt!
Denn er macht uns alle büßen.

Er wendet sich kurz und militärisch und geht ab.

Nachdem Cortez gegangen ist, treten die Spanier von dem nun gefesselten Montezuma, der in einem Stuhl sitzt, ein wenig zurück. Sie beraten sich halblaut. Auf der Erde, um die Füße des Kaisers und diese weinend küssend, liegen die Azteken. Guatemotzin, seine Hand in der des Vaters, steht aufrecht und mißt die Spanier mit Blicken tödlichen Hasses. Von draußen dringt Brausen und gedämpfter Lärm der Volksmenge. Über das Wasser im Hintergrund ziehen Wolken schwarzen Qualms vom Scheiterhaufen Qualpopocas.

MONTEZUMA

Ich muß weinen, Guatemotzin! —
Zwar mein Volk wird es nicht dulden.

Und die Schande dieses Tages
wird vielleicht an einem späteren
wiederum vergessen sein.
Dennoch muß ich weinen, Knabe,
weinen, wie ich nie geweint.

GUATEMOTZIN

Vater, jetzt stirbt Qualpopoca.
Stirbt, an einen Pfahl gebunden,
hoch auf einem Berg von Scheitern
trocknen Holzes aufgestellt.
Und das Holz ward angezündet.
Und nun wirft es Riesenzungen
über das Quartier der Spanier.
Lebend kämpft der Held in Flammen
seinen letzten schweren Strauß.

MONTEZUMA

Wehe, wehe! Qualpopoca
mordete den Tonatiuh.
Wer das tat, muß furchtbar sühnen.

GUATEMOTZIN

Vater! Vater!

DER ERSTE GELEHRTE

Laßt ihn! Dämmer
hüllt die Martern seiner Seele,
denn zu viel drang auf ihn ein.

ERSTER SPANISCHER SOLDAT

Drückt das Eisen? Es gewöhnt sich.
Erst ein wenig unbequem,
will man's später nicht entbehren.

VELASQUEZ DE LEON

Eine Sänfte!

PEDRO DE ALVARADO
Noch nicht, Bester!
Lieber warten wir ein wenig.
Alle Straßen sind voll Menschen,
und sie murren recht bedenklich.

VELASQUEZ DE LEON
Ach, das sind Alfanzereien.
Werft den Wilden in die Sänfte
und bringt ihn in unsre Festung,
sei's auch mit gezogenem Schwerte.
Ist's dafür zu spät: nun dann,
kurzer Hand, dann stoßt ihn nieder.

MONTEZUMA
Soll ich ins Quartier der Spanier?

GUATEMOTZIN
Ohne deinen Willen nicht.

MONTEZUMA
Und mit Willen geh ich niemals.

PEDRO DE ALVARADO
mit einer gewissen Heiterkeit
Weiland sehr großmächtiger Herr,
trügerisch ist Menschenschicksal.
Wär ich Ihr, ich machte gute
Miene zu dem bösen Handel.
Unser Hauptmann will Euch wohl.
Waren wir oft Eure Gäste,
seid nun unser Gast einmal:
und an nichts wird es Euch fehlen.

MONTEZUMA
Und ich soll, wie Qualpopoca,
auf dem Holzstoß festgebunden,

denn so liebt ihr ja dem Himmel
eure Helden zu vermählen!
als ein Flammenopfer sterben?
Hilft mir niemand? Rettet mich!

Im Hintergrund sind weinende Träger mit einer schlechten Sänfte erschienen. Las Casaz und Pater Olmedo treten gütig an Montezuma heran.

PATER OLMEDO
Gott im Himmel ist mein Zeuge,
wie Euer Mißgeschick mir nah geht.
Unsres Generals Verfügung
kommt mir selbst ganz überraschend:
doch es ist für Euer Leben
nichts zu fürchten, wie ich weiß.

LAS CASAZ
Nehmt so viele Diener mit Euch
als Euch immer mag belieben.
Eure künftigen Gemächer
sind aufs reichste hergerichtet.
Ungeachtet seines Zornes
ob der Taten Qualpopocas
liebt Fernando Cortez euch,
wie ich weiß, mehr als sich selber.

MONTEZUMA
schüttelt den Kopf
Einstmals hab ich das geglaubt.

PATER OLMEDO
Mir hat es der General
rund und deutlich ausgesprochen,
daß er im Quartier der Spanier
fortan Euch zu wohnen bittet,

gilt nur Eurer Sicherheit.
Dies Quartier ist wohl befestigt,
während Euer königliches
Haus den Gegnern offen liegt:
Gegnern aus dem eignen Volke,
die Ihr, wie Ihr wißt, besitzt.

MONTEZUMA
zu Guatemotzin

Bleibe bei mir!

GUATEMOTZIN

Immer, Vater!

MONTEZUMA

Bleibe bei mir!

GUATEMOTZIN

Bis zum Tod!

MONTEZUMA

Bleibe bei mir! Bleibe bei mir!

ACHTE SZENE

Ein Raum im Quartier der Spanier. Ein Teil ist abgetrennt durch ein hölzernes Geländer. Dort ist ein römisch-katholischer Altar errichtet mit dem Bilde Sankt Jakobs, einem silbernen Kruzifix und dem goldenen Gefäß für die Hostie. An der gegenüberliegenden Wand befindet sich eine breite Tür, die, geöffnet, auf einen Altan führt. Von hier aus überblickt man den Hof des großen Theocali, des Tempels Huitlipochtlis.

Es sitzen im Kreis um Pedro de Alvarado: Velasquez de Leon, Bernal Diaz, Jeronimo de Aguilar und einige andre Offiziere.

Es ist um die Mittagsstunde.

PEDRO DE ALVARADO

Unsre Lage zu beraten
hab ich euch zu mir beschieden.
Denn vermöge jener Vollmacht,
die Fernando Cortez mir
gab, als er die Stadt verließ,
bin ich jetzt sein Stellvertreter.
Nun wir wissen, welcher Anlaß
Cortez an die Küste rief.
Eine Flotte ist gelandet,
Spanier unter spanischer Flagge,
die uns, schmachvoll ist's zu sagen —

Spanier, Spaniern! — die Eroberung,
die wir machten, streitig machen.
Ein gewisser Narvaës,
den ich einen Mann von Ehre
mich zu nennen hüten werde,
führt ein Häuflein von Piraten,
einen wahren Menschenkehricht,
um uns Schritt für Schritt den Boden
abzustehlen, den wir uns
in Gefahren ohne gleichen
mit Dransetzung unsres Lebens
durch gerechten Sieg erwarben.
Nun die schwere Hand des Cortez
trifft ihn: des bin ich gewiß.

ERSTER OFFIZIER
Wie verhält es sich: man sagt,
daß Narvaës Vollmacht führe
mit der Unterschrift des Kaisers.

PEDRO DE ALVARADO
Wären aufgeblähte Reden
Zeugen für dergleichen Vollmacht,
er besäße sie gewißlich.
Zwar, daran ist nicht zu zweifeln,
seit der große Genuese
die westindische Küste aufschloß,
lungern alle Abenteurer
von ganz Portugal und Spanien
um den castilianschen Thron:
gierig, einen Freibrief sich
zu ergattern, unterm Namen
einer sogenannten Vollmacht,
der nichts weiter ist als eine

Sanktion von Raub und Mord.
Dies ist keine gute Praxis,
daß man immer neue Rudel
ungezähmter Wölfe losläßt,
Bestien, die den spanischen Namen
die den Christennamen schänden,
und sich schmählich unter Wilden
als die Wildesten am Ende
gegenseitig selbst zerfleischen.

ZWEITER OFFIZIER
Zehn Kanonen, achtzig Pferde
und achthundert Mann Soldaten
soll der Spanier mit sich führen,
der im Hafen von Sant Juan,
wie man sagt, vor Anker ging?

PEDRO DE ALVARADO
Ja. Doch nun genug davon.
Dieses Wolfes Rachen macht
zahnlos bald Fernando Cortez.
Freilich nahm der General
nur die Hälfte der Besatzung,
und ließ uns die fast zu schwere
Pflicht, die Stadt Temixtitlan
mit der andren Hälfte unter
spanischer Fahne festzuhalten.
Nun, dies kann und muß gelingen,
ob die Gärung in der Stadt
sich auch täglich merkbar steigert.
Freilich kann es sich ereignen,
wenn Fernando Cortez ferner-
hin noch mit der Rückkunft zögert,
daß wir in die Lage kommen,

einen allgemeinen Angriff
auf unser spanisches Quartier
mit der Waffe abzuwehren.
Fragen wir uns, was zu tun ist,
diesen Angriff hinzuhalten,
und, im Fall er wirklich losbricht,
was schon jetzt geschehn kann, ihm
mit Erfolg die Stirn zu bieten.

VELASQUEZ DE LEON
Wichtig ist vor allen Dingen,
daß der Kaiser Montezuma,
den wir in Gewahrsam halten,
auch in unsren Händen bleibt.
Kommt er frei, erst dann wird unsre
Lage, wie mir scheint, bedenklich.
Diese Geisel sichert uns.
Aber um nicht diesen einzigen
starken Vorteil zu verscherzen,
trag ich an, daß der Gefangne
peinlicher bewacht und strenger
in die Haft genommen werde.

LAS CASAZ
Ganz unnötig, Don Velasquez:
denn für die Person des Kaisers
leist' ich Bürgschaft mit dem Leben.

VELASQUEZ DE LEON
Und was nutzt uns Euer Tod,
wenn der Wilde erst entschlüpft ist?

LAS CASAZ
Ist er wild: ich kenne Spanier,
die weit wilder sind als er.

VELASQUEZ DE LEON

Nun, wir sind hier nicht Gelehrte,
die etwa zu Salamanca
um subtile Thesen streiten,
sondern halten einen Kriegsrat!
Und mein Auftrag ist: den Wilden,
stark gefesselt, stark bewacht,
sei's im engsten Kerkerloche,
ganz unfehlbar uns zu sichern.
Was soll's nützen, wenn er hier
im Quartiere frei umherläuft,
und ein überflüssiger Hofstaat
Topf und Tasche uns durchschnüffelt?
Solchermaßen mästen wir
nur den Feind im eigenen Hause.

Man hört die dumpfe Trommel des Tempels.

ERSTER OFFIZIER

Kapitäne, eine Frage.
Steigt die Unruh in der Stadt
und ist Rebellion im Anzug:
warum gab man die Erlaubnis,
in dem großen Theocali
dieses Götzenfest zu feiern?
Das zu Hunderttausenden
Wilde in das Weichbild zieht.

PEDRO DE ALVARADO

Klug ist's, zu genehmigen, was
sonst, verweigert, doch geschieht.

Er steht auf und öffnet die Tür links. Man blickt über einen Altan hinweg in einen von Mauern umschlossenen Hof, der an das Quartier der Spanier stößt und zum großen Theocali gehört, dessen Riesenpyramide man sieht.

Denn auf diese Weise hat
man den Schein von Macht gerettet.
Überdies ist zu erwägen,
ob der Götzenfesttumult
nicht Gelegenheit eröffnet,
unsre Lage zu befestigen.
Um dies näher zu erklären,
bitt ich euch hierher zu treten
und gefälligst einen Blick
in den Hof hinab zu werfen.

Die Spanier, mit Ausnahme von Las Casaz, treten mit Pedro de Alvarado auf den Altan hinaus. Sie bleiben dabei sichtbar, und ihr Gespräch ist genau zu verfolgen.

Wie ihr seht, prangt dieser Hof
schon im Blumenschmuck des Festes.
Wenn die Priester ihren Moloch
in den feuchten Tempelkammern
mit dem Opferfraß gefüttert
und in jeder Tonart ihre
Teufelsmessen abgesungen,
führt die höllische Brüderschaft
die Gemeinde an die Sonne.
Aufgemerkt: nicht schlechtes Volk,
sondern einzig und ausschließlich
an sechshundert auserlesene
mexikanische Edelleute.

VELASQUEZ DE LEON

Weiter, weiter, Alvarado!
Warum stockt? Ihr fahret fort!

PEDRO DE ALVARADO

Gut! So nehmt denn, bitt ich, scharf
diesen Platz und diesen Hof

in Betrachtung und Erwägung,
anders nicht, als sei's ein Schlachtfeld.

JERONIMO DE AGUILAR

Wär's ein Schlachtfeld, wär's 'ne Falle.
Eine Falle mit zwei Türen:
eine hier und eine dort!
Denn, beim Heile meiner Seele,
außer dort der Tempelpforte
und hier unsrer Zugangstüre
seh ich nicht das kleinste Schlupfloch.
Und wer nicht ein Sperling ist,
kommt nicht über diese Mauern.

PEDRO DE ALVARADO

Auf den Punkt ganz Eurer Meinung.
Jetzt ersuch ich Euch noch einmal
unsre Lage zu erwägen.
Rosig, wahrlich, ist sie nicht.
Ist sie so, bleibt hier die Frage,
ob wir, ohne dran zu kauen,
einen Vorteil ohnegleichen
unbenützt zu lassen, schon
weit genug im Vorteil sind?

VELASQUEZ DE LEON

nach einer allgemeinen gewissen Betretenheit, ergreift das Wort

Ist es denn nicht eine Schande,
dieses Molochfest zu dulden?
Diese Höllenpyramide
Belials nicht im Sturm zu nehmen?
Um so mehr, als wir darin
der gebenedeiten Jungfrau
und dem heiligen Herzen Jesu,
auch Sankt Jakob, dem Patrone,

Heiligtümer schon geweiht.
Seht, da kommt Olmedo eben
aus der Pforte hergeschlichen.
Das Hochamt zu zelebrieren,
hat er heut sich nicht getraut.
Ist es denkbar, ist's erträglich,
daß man in Mariens Tempel,
in dem Hause Jesu Christi,
Götzengreuel verübt und Menschen
an dem Opferblocke martert?
Denn trotzdem man uns versichert,
daß es nicht geschehen sollte,
so geschah's doch sicherlich.

LAS CASAZ

Don Velasquez de Leon,
Ihr irrt: es ist nicht geschehn.

BERNAL DIAZ

Warum wurdet Ihr nicht Priester,
Don Las Casaz? Zum Geschäft des
Krieges habt Ihr nicht das Herz.
Warum rühren sich die Trommeln?
Um der Opfer herzzerreißend
Schmerzgebrüll zu übertönen.
Und ich will nicht selig sein,
wenn ich dies Gebrüll nicht hörte.

CRISTOVAL DE GUZMAN

Teufel auch, ich hör es immer!
hör es Tags und Nachts im Traum!

JERONIMO DE AGUILAR

Wenn es nach Las Casaz ginge,
wären wir zur höchsten Ehre
Huitlipochtlis heut die Opfer.

Schade, daß es nicht so ist!
Könnten wir am Nachmittag
doch mit Sorgfalt aufgemästet
in den Tiegeln der Azteken
als sehr delikate, zarte,
seltne Sonntagsspeise schmoren.

LAS CASAZ

Nicht doch, meine Herren, ihr irrt euch!
Sagten mir doch die Azteken,
bitter sei das Christenfleisch,
und sie fänden's ungenießbar.

Pater Olmedo tritt ein

VELASQUEZ DE LEON

Was tut sich im Tempel, Pater?

PATER OLMEDO

Ob ich's gleich nicht kann beeidigen,
ist mir doch, als wenn sie opfern.
Dieses ungeheuren Steinmals
Quadern schienen stumm zu lauschen.
Und in einer Art von Wollust
schien der tote Steinberg plötzlich
gräßlich, wie mir schien, beseelt.

PEDRO DE ALVARADO

Nun auch ich bin's, bei Sankt Jakob!
wieviel mehr, da ich kein Steinberg,
sondern Pedro Alvarado
und ein Streiter Gottes bin,
und in einer Art von Wollust
fühl auch ich mein Innres zucken.

PATER OLMEDO

Soll ich euch die Wahrheit sagen?

Eine fürchterliche Angst
jagte mich, als würde oben
Jesus Christ ans Kreuz genagelt.

PEDRO DE ALVARADO
Ei, Kameraden, ihr seid blaß,
und ihr nagt an euren Lippen.
Etwas glimmt in euren Augen,
was kein echter Mann mißdeutet.
Was die Stunde will, ist klar.
Denkt, was Samuel gebot
einst dem König Saul: Zieh hin,
schlage die Amalekiter,
Mann und Weib und Greis und Säugling,
Ochsen, Esel und Kamele,
laß nichts leben, was da lebt:
denn der Herr hat dieses Volk
jetzt in deine Hand gegeben.

PATER OLMEDO
Keine Übereilung, Pedro.

LAS CASAZ
Darf ich Euch um Auskunft bitten,
um mich strikt danach zu richten,
was dies heißt und was Ihr vorhabt?

PEDRO DE ALVARADO
Warum nicht? Doch tut's mir leid,
wenn ich Euren Wissensdurst
jetzt nicht kann durchaus befriedigen.
Denn die Ordres, die zu geben,
treffen dieses Mal nicht Euch.
Folgt mit!

Er geht ab. Velasquez de Leon, Bernal Diaz, Jeronimo de Aguilar, Cristoval de Guzman und alle Offiziere folgen ihm. Las Casaz und Pater Olmedo bleiben zurück.

LAS CASAZ

Schade, Pater, schade!
Denn Ihr habt zu unsrem Unglück
in das Feuer Öl geträufelt,
dessen Flammen sonst vielleicht
nicht zur Brunst geworden wären.

PATER OLMEDO

Wie denn meint Ihr das? Ich bin
sehr betroffen, das zu hören.
Was ist denn im Gange, sprecht!

LAS CASAZ

Wie ich fürchte, Pater, Schlimmes.
Hoffen wir, ich täusche mich.
Doch hier kann etwas geschehen,
wenn Ihr nicht mit ganzer Macht
den geheimen Plan bekämpft,
der im Kopfe Alvarados
jetzt wie eine Giftfrucht reif ist —
etwas kann geschehen, sag ich,
das den spanischen Namen schändet
bis ans Ende aller Zeiten.

PATER OLMEDO

Er ist rasch, und er ist unklug!
Doch er ist des Cortez' Liebling,
wie er wunderlicherweise
auch im Volke dieser Wilden
allgemeiner Liebling ist.

Doch ich will, denn Ihr erschreckt mich,
einen Fehler zu verhüten,
tun, was irgend möglich ist.

Er geht Alvarado und seinen Spaniern nach. Man kann aus Geräuschen entnehmen, daß sich der große Tempelhof mit einer Menschenmenge füllt, die in einer nicht lärmenden, aber heiteren Unterhaltung begriffen ist. Plötzlich ertönen wieder die Pauken des Theocali. Als sie schweigen, beginnt eine wilde Musik, die verrät, daß die religiösen Tänze im Hof ihren Anfang genommen haben. Nun kommt Montezuma, sehr verfallen, mit kleiner Begleitung aus dem anstoßenden Raume. Bei ihm sind Marina, der Hausgeistliche des Cortez, Gomara, und einige aztekische Standesherren. Im ganzen nicht über fünf Personen. Montezuma ist ungefesselt.

MARINA

Hier kann Eure Majestät,
wenn sie wünscht, selbst ungesehen,
alles, was im Hofe vorgeht,
nach Belieben sich betrachten.

MONTEZUMA

Was sagst du, Marina? Sprich!

MARINA

Eure kaiserliche Hoheit
sprachen doch vorhin zu uns,
wie im jüngst verfloßnen Jahre
sie die heiligen Tempeltänze
mit Vergnügen wieder sahn.

MONTEZUMA

Ja, ich sah sie mit Vergnügen.
Waren doch die schönsten Tänzer
meiner eignen Söhne vier
und an hundert Anverwandte.

MARINA

Viele von Eurer Majestät
Anverwandten sind auch heut
unten bei den Maientänzen.
Also wollt geruhen, hier
Euch den Festtanz anzusehen.

MONTEZUMA

Nein, Marina.

MARINA

Nein? Warum nicht?

MONTEZUMA

betrachtet nachdenklich seine Füße

Weil ich doch gefesselt bin.

MARINA

Ihr seid nicht gefesselt, Herr.
Diesen Fehler der Soldaten
wollet gnädig doch vergessen.
Hat Malinche Euch nachher
nicht ersucht, ihn zu verzeihen?

MONTEZUMA

wie vorher

Dieser Fehler der Soldaten
hinterließ mir brandige Ringe.

MARINA

Nicht doch, Herr, Ihr seid ganz heil.

Sie ist niedergekniet und streichelt seine Knöchel.

GOMARA

an der Altane, hinausblickend

Dieser Tanz ist lästerlich.

LAS CASAZ

Meint ihr? Tanzte nicht
David vor der Bundeslade,
kaum bekleidet, wie es heißt,
und mit aller Macht einher?
Tat er dies zur Ehre Gottes,
tun sie's einem fremden Götzen,
doch mit gleicher Frömmigkeit.

GOMARA

Hütet Euch, Ihr werdet sonst
noch am Ende zum Azteken.

MONTEZUMA

hat Las Casaz entdeckt, geht auf ihn zu, wie Hilfe suchend, und legt treuherzig seine Hand in die des Spaniers. Er ist bewegt. Seine Lippen zittern

Oh, ich bin sehr krank, Las Casaz.
Und ich habe nicht gewußt,
daß ein Mann je kann so krank sein.

GOMARA

Es ist Sitte, bester Fürst,
vor dem Altar unsrer Kirche,
vor den Bildern unsrer Heiligen,
vor dem Leichnam Jesu Christi
ehrfurchtsvoll das Knie zu beugen.

MONTEZUMA

zu Las Casaz

Freund, was sagt er?

GOMARA

Eure Hoheit
wolle sich dazu bequemen,
um des eignen Seelenheiles

und um der Gebräuche willen,
dem Altar des wahren Gottes
schuldige Ehrfurcht zu erweisen.
Eine Christenseele schaudert
immer, wo dies nicht geschieht.

MONTEZUMA

stampft mit dem Fuße auf, wendet sich weg

Laßt mich!

LAS CASAZ

zu Gomara

Schlecht gewählt, Hochwürdiger,
ist die Stunde, diesen armen
großen König zu bekehren.
Auch das Mittel scheint nicht gut mir.

GOMARA

Nun so führt das Wort allein,
doch Ihr werdet zu bedenken
haben, ob Ihr weiter gut tut,
der Verbreitung unsres Glaubens
hemmend in den Weg zu treten.

Er entfernt sich in merkbarer Entrüstung.

MONTEZUMA

lehnt seine Stirn an Las Casaz und beginnt heftig zu schluchzen

Freund, wer fasset die Erniedrung,
die ich zu erdulden habe!
Und wer fasset den Verlust!
Und wer fasset meine Martern!?

LAS CASAZ

gütig

Blickt auf ihn, der dort am Kreuz hängt!

MONTEZUMA

Grauen packt mich, seh ich ihn,
denn er rächt sich grausam, grausam.

LAS CASAZ

Wie meint Eure Hoheit? Sprecht!

MONTEZUMA

Grausam rächt er sich und tückisch,
und er zieht mich in den Abgrund.
's ist ein mörderischer Zaubrer,
der das Leiden Gottes nachäfft.
Er betrog mich um mein Land.
Er betrog um meinen Gott mich.
Er betrog mich um mich selbst.

Ein mächtiges, allgemeines Freudengeschrei aus dem Tempelhofe unterbricht die Worte des Königs.

MARINA

Herr, sie haben Euch erblickt,
und die reiche Festversammlung
jauchzt Euch mit Begeisterung zu.

MONTEZUMA

wendet sich ab, fröstelnd

Schließt die Türe.

Zwei Soldaten der spanischen Wache schließen die Tür.

ERSTER SOLDAT

Um so besser,
daß er selbst darauf verfallen.
Denn wir haben zu verhindern,
daß das Pack ihn zu Gesicht kriegt.

MONTEZUMA

Oh, ich bin zum Tod verwundet,
wie der pfeildurchschoßne Kondor

hüpf ich kläglich auf der Erde,
meine blut'gen Flügel schleifend
unbeholfen, wie ein lästiges,
viel zu großes, überflüssiges,
kläglich lächerliches Kleid.

LAS CASAZ
Ohne Zweifel wird Euch Cortez
nach der Rückkehr von der Küste,
wie ich sicher bin, die alte
volle Freiheit wiedergeben.

MONTEZUMA
Wer seid Ihr? Sagt mir, Las Casaz!
Selbst mir selbst zur Last in langsam
langen Stunden langer Tage,
bleibt dies meiner Grübeleien
letzter, bitterer Gegenstand.
Gottes Kinder nennt ihr euch,
und ihr gleicht an Macht den Göttern.
Gleich wie Huitzi-ton, dereinst
mit den ersten Sonnensöhnen
trug euch her die große Flut.
Und ihr wußtet uns in diesem
heiligen Bergtal der Verbannung,
wohin unsres Himmelsvaters
Wille sorglich uns verborgen —
wußtet uns hier aufzufinden.
Mit euch brachtet ihr gefesselt
eben jenes Fabeltier,
das vor vielen hundert Jahren
Huira-cotscha mit sich führte,
als er auf der Welt erschien.

Euer Führer nennt sich Diener,
nennt sich Mittler eines Höheren,
und er führet Blitz und Donner
mit sich als Beglaubigung.
Und noch mehr scheint ihr beglaubigt
durch das heilige Kreuzeszeichen,
durch das Bild des Gottes, der
leidend stirbt, und dann, begraben,
glorreich gen den Himmel flammend
aufersteht zu neuem Leben.
Und ihr ehrt die Göttermutter,
ehrt die Gottgebärerin,
die des Nachts mit bleichem Haupte
niederglänzt auf ihres Schoßes
bebende, bewegte Schöpfung.
Dazu sagt ihr selbst: ihr brächtet
einer Gottheit frohe Botschaft.
Doch nun zeigt es sich, ihr seid
eine Schar hartherziger Räuber,
die mit List und mit Gewalt
Groß und Klein im Land berauben.
Ihr stopft Säle voller Schätze,
stehlt das heilige Gold der Tempel,
zeigt den Göttern keine Ehrfurcht,
sondern schändet sie und stoßt sie
ruchlos nieder in den Staub.
Waffenlos, wie dieser Heiland,
liebend kam ich euch entgegen.
Bruder nannt ich euren Führer,
gläubig hört ich eure Botschaft,
froh begrüßt ich meinen Mittler:
Doch zum Lohn für Lieb und Glauben
schloß man mich mit Eisenringen

und, mich schaudert's, ließ mich kosten
ein Getränk von Schlangengeifer
aus dem Kelch, den ihr verehret,
aus dem Kelch der Niedertracht! –
Sagt mir, wer ihr seid, Las Casaz?

LAS CASAZ

Wer wir sind, ist schwer zu sagen.
Christen und getauft im Namen
des dreieinigen Gottes zwar,
schwanken wir Zeit unsres Lebens
trotzdem zwischen Höll und Himmel.
Und wir werden erst am Tage
des Gerichtes es erfahren,
ob die ewige Seligkeit,
ob der Abgrund uns bestimmt ist.

MONTEZUMA

Wider Willen muß ich lächeln
über das, was du gesagt hast.
Über eure frohe Botschaft
vom Gerücht des Höllenrichters,
dem ihr zwischen Höll und Himmel
eingesperrt entgegen wartet.
Dank für diese frohe Botschaft,
denn nun ist sie's, ward sie's mir.
Und so wahr ein Gott im Himmel
lebt, der ein gerechter Richter,
wird er mir am großen Tage
des Gerichts Fernando Cortez
Aug in Aug genüber stellen.
Dieses Tages warte ich!
Öffne mir die Tür, Marina!
Jetzt will ich mein Volk begrüßen,

denn die Worte dieses Ritters
haben mir die Brust erfrischt.
Wohl, der Himmel überzieht sich,
einzeln fallen schwere Tropfen,
es umfinstert sich der Gott.
Doch der Weinende wird blitzen!
Und der Blitzende wird reden!
Und der Redende wird richten!
Und der Richtende wird retten!
Und der Retter wird die Welt,
auf den Thron des Glanzes steigend,
wird die Welt und mich erneuern.

ERSTER SOLDAT

zu Marina, die im Begriff ist, die Tür nach der Altane wieder zu öffnen

Mit Verlaub, Donna Marina!
Streng verboten ist das Öffnen.

LAS CASAZ

Ich bin hier der Offizier
und erteile die Erlaubnis.

ZWEITER SOLDAT

Diesen Wilden zu bewachen
ist die Marter unsrer Nächte,
ist die Mühsal unsrer Tage.
Immer werden wir gerüffelt
seinetwegen und gepiesakt
bald von dem und bald von dem.

Die Tür ist geöffnet worden, und man hört die Musik und die Laute der religiösen Tanzraserei. Montezuma tritt mit einem Fuß auf den Altan, aber nicht ganz hinaus.

MONTEZUMA

nachdem er einige Zeit, hingenommen von dem Anblick, geschwiegen hat, bewegt und entzückt

Oh wie groß ist dieser Anblick.
Des uralten Göttertempels
Hof unkenntlich fast in seines
Blumenschmuckes bunter Fülle.
Seht, dort ist der Stolz des Landes
an den Wänden aufgereiht.
Welches Blitzen der Geschmeide,
welches Leuchten schweren Goldes.
Grün gewandet dort die Großen
mit den farbigen Federkronen!
Dort die Priester: rote Kreuze
eingewebt ins weiße Kleid.
Unter ihnen ragt der alte,
göttlich weise, heilige Vater,
selbst ein Fels, des Felsens Hüter,
dieses Tempels, den die Gottheit
himmelnah getürmet hat.
Und der Hahn, der heilige Vogel,
glänzt von seines Stabes Kreuz.

LAS CASAZ

Gerne wüßt ich, wißbegierig,
was wohl dieses Tanzes Sinn ist?

MONTEZUMA

Fast packt selber mich der Wirbel.
Springen möcht ich in den Reigen
und zur Ehre Gottes rasen.
Drehender Glanz ist unsre Sonne!
Drehender Glanz sind die Gestirne!
Drehende Finsternis der Sturm!

Drehende Finsternis der Gottheit
Blitz- und Hagel-speiender Zorn!
Glühend pulst das Herz der Erde,
nur dem Wissenden vernehmlich,
bis sein rotes Blut hervorspritzt,
donnerwirbelnd aus der weißen
heiligen Schneegebirge Gipfel.
Sieh den Popocatepetl,
wie ~~er~~ aus unnahbarer Höhe
unsrem Gottesdienste er zuschaut.
Er ist stumm: einst sprach auch er,
und der Himmel gab ihm Antwort.
Goldmilch floß aus seinen Flanken.
Drehende Wut umzuckte ihn.
Rasend zeuget Tod und Leben
sich, vollzieht die Schmerzenspaarung
sich des zorngebornen Daseins!
Worte sind verwirrte Sprache.
Schrei ist Klarheit, Schrei ist Wahrheit!
Wahre Lust und wahre Pein!
Wutgeheul und Lustgestöhne
pressen Götter aus den Seelen.

LAS CASAZ
Furchtbar, furchtbar klingt des Tempels
Paukenton durch Mark und Bein.

MONTEZUMA
Was da dröhnt, das ist die Gottheit.
Durch der heiligen Pauken Mund
spricht sie mit erhabner Stimme.

MARINA
die starr in den Hof blickt, plötzlich erschrocken
Was begibt sich dort, Las Casaz?

Seh ich dort nicht viele Spanier?
Streit ist, scheint es, ausgebrochen.

LAS CASAZ

Nichts, Marina, tritt zurück!
Komm und schließen wir die Tür!

Man hört einen ganz anders gearteten, durchdringenden Todesschrei.

MARINA

Seh ich Schatten, oder hat
Don Velasquez de Leon
eben dreien, vieren, fünfen
der Kaziken seine Waffe
durch den Rücken, durch die Brust
oder durch den Hals gestoßen.

LAS CASAZ

Schließ die Türe, schließ die Türe!
Denn was hier geschieht zu sehen,
das macht uns vielleicht zu Stein.

MARINA

Woher kommen all die Spanier?
Seht, sie stürzen auf die Tänzer.
Alles flieht, kreischt durcheinander,
sucht den Ausgang! Doch der Ausgang
ist gespickt mit spanischen Schwertern.
Seht doch, seht doch, wie sie stolpern!
Stehn sie denn nicht wieder auf?
Nein! Und einer fällt zum andern!
Was sind das für Menschenhügel?
Was sind das für rote Brunnen?
Was sind das für schwarze Lachen?

Teufel, Teufel sind erschienen
und der Untergang der Welt!

Sie läuft besinnungslos davon. Las Casaz schließt eilig die Tür. Man hört nun gedämpft das Geschrei der Blutarbeit, die im Hofe des Tempels verrichtet wird. Montezuma faßt sich wie abwesend an die Stirn.

MONTEZUMA

Was geschah mit ihr, Las Casaz?
Hat sie oft dergleichen Krämpfe?

LAS CASAZ

Ja, es scheint. Herr, fort von hier!

NEUNTE SZENE

Derselbe Raum im Quartier der Spanier, wie in der vorhergehenden Szene. Die Tür nach dem Tempelhofe ist verschlossen. Vor dem Altar liegt Gomara im Gebet. In einigem Abstand davon kniet Marina. Die ewige Lampe und einige Altarkerzen verbreiten spärlich Licht. Dumpfer Lärm eines Kampfes, bald von da, bald von dort her ist hörbar.

Bernal Diaz und Jeronimo de Aguilar, furchtbar abgehetzt, stolpern nacheinander herein.

BERNAL DIAZ

Wasser, Wasser! Einen Trunk!
Ich krepiere ohne Wunde!

JERONIMO DE AGUILAR

Wenn man eine dieser Bestien
totschlägt, wachsen draus drei andre.

BERNAL DIAZ

Gott, wie lebten wir behaglich,
eh uns Pedro Alvarado
durch den Mord beim Tempelfeste
in die schlimme Patsche brachte.
Wasser!

MARINA

hat einen Krug herzugetragen, reicht ihn

Hier! Wie steht es draußen?

BERNAL DIAZ

nachdem er getrunken

Ah, das labt! Schlimm steht es draußen.
Vierzig Karren voller Pfeile
sammeln wir im Lauf des Tages.
Neue kommen angeflogen,
lange Lanzen, schwere Steine —
hört ihr's poltern, hört ihr's hämmern?
Daß der Tag zur wolkigen Nacht wird.
Kaum kann man im Hof sich rühren,
ob wir gleich ununterbrochen
einen Scheiterhaufen speisen
mit der Menge der Geschosse.

JERONIMO DE AGUILAR

Unsre Lage ist sehr kitzlich.
Ganz verflucht ist unsre Lage
dank der Schlauheit unsres schlauen
Hauptmanns Pedro Alvarado.
Konnten wir denn diese Wilden
nicht in Frieden tanzen lassen,
statt sie bis zum letzten Mann
ohne Gnade hinzumeucheln?
Kann man sich darüber wundern,
daß selbst diesen zahmen Bürgern
unsre Prozedur zu stark war?

Velasquez de Leon stolpert herein. Verfilztes Haar, brennender Blick. Keuchende Brust.

VELASQUEZ DE LEON

Jetzt heißts löschen! — Nicht nur hier!

Nicht den kannibalischen Durst nur! —
Denn die Bestien haben Feuer
um die Brustwehr angelegt.
Das Quartier brennt an zwei Ecken.
Wenn jetzt Cortez nicht zurückkehrt,
ist es aus mit unsrer ganzen
jung-neuspanischen Herrlichkeit.

Er trinkt gierig.

Christoval de Guzman erscheint gleich den Übrigen.

CHRISTOVAL DE GUZMAN

Es ist aus: die Brigantinen
brennen! Wir sind in der Falle.
Unsre Schiffe, unsre einzige
Rettung geht in Flammen auf!

GOMARA

Welches fürchterliche Unglück,
welche schwere Heimsuchung!
Wunderbar sind Gottes Wege!
Wenn er uns nicht Hilfe sendet
und wir lebend in die Hände
dieser Heiden fallen: weh uns!

CHRISTOVAL DE GUZMAN

Ei wieso? Was kann geschehen?
Höchstens kann es Euch passieren,
daß man Euch das eigne Herz
hält noch zuckend vor die Nase.
Und dann seid Ihr ein Märtyrer,
und der heilige Vater macht
Euch posthum zu einem Heiligen.

GOMARA

Scherzt nicht mit so ernsten Dingen!

MARINA

Auch mein Schicksal ist besiegelt,
wenn Malinche nicht zurückkehrt.

Las Casaz kommt, schweratmend, erhitzt und blutend.

LAS CASAZ

Unser Proviant wird mager.
Unsre Leute wollen essen,
finden statt der Vorratskammer
leere Mauern voller Schutt.
Diese Hunde von Azteken
können zaubern, wie mir scheint.

Martin Lopetz kommt.

MARTIN LOPETZ

Meine Schiffe stehn in Flammen.
Unsre stolzen Brigantinen
sind nur noch ein Feuerwerk.
Und ganz unnütz leuchten sie, —
drei gewalt'ge, schwimmende
Scheiterhaufen! — uns bei Tage.
Beten wir ein Paternoster,
denn nun gibt es keinen Ausweg,
außer in die Ewigkeit!

CHRISTOVAL DE GUZMAN

Don Velasquez de Leon,
diesmal habt Ihr Euch verrechnet:
Schrecken wolltet Ihr verbreiten
durch das große Hammelwürgen
nebenan beim Götzentanzfest.
Doch nun tanzt das Pack erst recht
wild geworden um die Götzen.

MARTIN LOPETZ

Schrecken: Unsinn! Prost die Mahlzeit!
Wacker sind sie eingeschüchtert!
Diese Bluttat schuf aus Lämmlein
uns ringsum ein Volk von Tigern.

VELASQUEZ DE LEON

Dieser Plan war nicht der meine,
Alvarado, unser Hauptmann,
ist dafür verantwortlich.

MARTIN LOPETZ

Unser großer Führer Cortez
schlief, als er den raschen Jüngling
uns zum Kommandanten setzte:
folgenschwer war dieser Irrtum!
und wir werden dran verbluten.

LAS CASAZ

Freunde, was doch nicht zu ändern,
besser ist's, es zu vergessen,
statt daß Zwietracht draus entbrenne
als ein Feind im eignen Lager.

Pedro de Alvarado, in wilder Erregung des Kampfes, erscheint.

PEDRO DE ALVARADO

Auf die Schanzen! An die Bresche!
Bresche legten diese Schufte,
und wie Rudel schwarzer Pumas
springen sie dawider an.

Pater Olmedo kommt. Die Kämpfer, außer Alvarado und Las Casaz, sind davon geeilt

Euretwegen komm ich, Pater.
Habt Ihr diesen störrischen Wilden
denn nun endlich breitgeschlagen?

PATER OLMEDO
Nichts will fruchten. Montezuma
gibt nur immer die Erklärung,
daß er ein entehrter, armer,
ganz ohnmächt'ger Sklave sei.
Ihr, so sagt er, seid doch Götter.
So gebietet auch den Wogen,
daß sie wiederum sich glätten.
Habt ihr sie doch selbst erregt.

PEDRO DE ALVARADO
Sträubt er sich, so gibt es Foltern!

MARTIN LOPETZ
Foltern gibt's, Don Alvarado,
aber nicht für einen Kaiser,
dem auch nur ein Haar zu krümmen
Cortez streng verboten hat.

PEDRO DE ALVARADO
Schiffsbau, das ist Eure Sache,
Martin Lopetz: sprecht von Masten,
sprecht von Schnabel, Kiel und Steuer!
Aber haltet Euch zurück,
wenn es sich um Dinge handelt,
die nicht Euer Handwerk sind.
Und verlaßt Euch drauf, ich werde
diesen tückischen, weinerlichen
Heiden, den ihr Kaiser nennt,
ohne alles Federlesen
in die Bresche stellen lassen.
Und er wird entweder seinen
braunen Teufeln Halt gebieten,
oder ich, ich selber gebe
kurzweg ihm den Gnadenstoß.

LAS CASAZ

Wenn ihr wirklich unsre Rettung
von des Kaisers Wort erwartet
und gesonnen seid, von ihm
unsre Rettung anzunehmen,
und nicht zögert, mit dem Leben
Schuldner dieses Manns zu werden,
dem wir schon so vieles schulden
und dafür so schlimm gedankt —
nun so will ich es versuchen,
was dem Pater nicht gelang,
doch vielleicht noch zu erreichen.

PEDRO DE ALVARADO

Nun denn: ja! Von dieses Heiden
Wort erwart ich unsre Rettung.
Wenn ihn diese Teufel sehn,
aufgeputzt mit bunten Lappen,
kriechen sie zu Kreuz, ich weiß es.
Wenn er ihnen sagt, er sei
hier freiwillig, nicht gefangen,
und sie möchten ruhig heimgehn,
ziehn sie ab. Das ist gewiß.
Teufel auch: ich bin gesonnen
unsre Rettung anzunehmen!
Zögre nicht mit meinem Leben
Schuldner dieses Manns zu werden.
Eher schon mit meinem Tod.
Und so tut denn, was Ihr könnt,
nochmals meinethalb im Guten.
Fruchtet's nicht, dann rede ich!

Er geht schnell ab.

LAS CASAZ
zu Pater Olmedo
Führt mich zu ihm!

Las Casaz und Pater Olmedo eilen ab. Man hört die Pauken des Theocali. Gomara und Marina murmeln Gebete. Der Lärm des Kampfes dringt verstärkt herein. Jetzt erscheint Montezuma von Las Casaz, in einigem Abstand von drei spanischen Soldaten begleitet, die bis an die Zähne bewaffnet sind. Montezuma trägt im Arm ein weißes Kaninchen, das er ununterbrochen streichelt.

LAS CASAZ
Herr, auch Ihr seid in Gefahr,
wenn sie in der Wut des Kampfes
diese Räume überschwemmen,
wollet doch dem Blutvergießen
durch Euer kaiserliches Machtwort
von der Mauer Halt gebieten.

MONTEZUMA
finster lächelnd, legt sein Ohr an das weiße Kaninchen
Ich muß horchen, was es sagt.

LAS CASAZ
Was soll dieses Tier Euch raten?
Seid Ihr nicht der weise Herrscher
Montezuma? nicht des Gottes
in der Sonne wahrer Sohn?

MONTEZUMA
wendet sich schnell zum Kruzifix
So wie dieser?

LAS CASAZ
Welcher?

MONTEZUMA

Dieser!
Denn ihr nennt ihn doch ausdrücklich
des allmächt'gen Gottes Sohn.

LAS CASAZ

Unvergleichlich ist der Heiland
in der Größe seiner Leiden.
Denn er ist die ewige Güte,
und die Welt ist ewiger Haß!
Eins indes ist wahr: auch wir
leiden! und vor allem Ihr!

MONTEZUMA

mit Bezug auf den Gekreuzigten

Wenn wir unsre Leiden wiegen,
fürcht ich, hebt sich seine Schale.

GOMARA

Herr, wenn Ihr so lästert, zieht
Ihr den Zorn des Höchsten auf uns:
denn man spottet seiner nicht,
ohne furchtbar es zu büßen.

LAS CASAZ

Herr, denkt jetzt an Euer Volk.
Denkt an Eure heil'gen Pflichten.
Steuert diesem wilden Morden.
Und erhaltet selber Euch
zu der Euren Wohl am Leben,
denn der rauhe Alvarado
hat geschworen, Euch zu töten,
eh sich das Quartier ergibt.

MONTEZUMA

finster lächelnd, legt sein Ohr an das weiße Kaninchen

Ich muß horchen, was es sagt!

MARINA

umfaßt die Knie des Kaisers

Zeige deine Macht, Erhabener,
und erlös uns von dem Übel!

MONTEZUMA

Ich muß horchen, was es sagt,
denn es ist das Tier des Abgrunds.
Seine Augen sind zwei rote
Kratertiefen, und sein Fell
ist das Weiß des heiligen Schneebergs.
Wie es hüpft, so hüpft die Erde,
wogt der Boden, wenn die innre
Stimme Gottes sich erhebt.

LAS CASAZ

Herr, ich darf Euch nicht verbergen,
daß Don Pedro Alvarado
eine fürchterliche Hand führt.

MONTEZUMA

nimmt, immer das Kaninchen streichelnd, vor dem Altar Platz

Ja, er lehrt uns: in der Kunst des
Meuchelns sind wir kleine Kinder.

GOMARA

Mein Amt ist ein Amt des Friedens.
Dennoch ist in ernster Stunde
ernst und hart zu sein mir Pflicht.
Glaubt nicht, daß wir zu Euch kamen
aus der Willkür unsres Herzens:
um Verdammte zu erlösen
mit dem Lichtstrahl seiner Gnade
hat uns Gott zu Euch gesandt.
Werdet Christ und nehmt die Taufe,

werdet der Apostel Eures
in Unwissenheit verderbten
nachtbedeckten Heidenvolkes!
Und Ihr werdet als ein Heiliger
durch die fernsten Tage schreiten.
Dem Wohltäter dieses Landes
wird man hier Verehrung zollen,
wenn er längst im Himmelreiche
und im Glanz des Vaters weilt.
Aber wenn Ihr Euch verhärtet,
Jesum jetzt den Feinden preisgebt,
dann, ja dann wird Euch der Kirche
Bannstrahl schmettern in den Abgrund,
wo kein Licht hindringt und wo
Heulen ist und Zähneklappen.

MONTEZUMA

immer das Kaninchen streichelnd, seitlich hin zu Las Casaz

Er ist schlecht belehrt, Las Casaz.
Gottes Glanz ruht in den Tiefen,
der im Himmel stammt von dort!
Dieses Tier kann ihn belehren,
daß die Abgrundssonne heilig
und voll dunkler Weisheit ist.

PATER OLMEDO

Herr, es mag sich alles klären.
Will sich Gott Euch offenbaren,
kann er's tun, auch ohne uns.
Doch was hilft's Euch, gehn wir unter.
Großes Wissen kam mit uns,
und es geht mit uns verloren.
Künste können wir Euch lehren,
die Ihr ohne uns nicht lernet.

Und der Segen unsres Kommens
wird dereinst, nach blut'ger Aussaat
dennoch ungeahnt emporblühn.

MONTEZUMA

Niemals! Niemals! Fluch zeugt Fluch!
Ihr habt recht, wir sind verworfen.
Schwarz und furchtbar ist unser Schicksal.
Unser Gott bleibt unversöhnlich.
Auf Gebeinen thronend, Opfer
neue, unersättlich fordernd,
bin ich nun sein Opfertier.
Weiße Leuchtkraft, allverbreitet,
nahm mich ganz von ihm dahin.
und ich war Gesicht und Licht nur.
Doch nur einen Augenblick,
und mein Auge ward zu Asche.
Doch ich büße nicht zu unrecht.
Unsre heiligen Schriften haben
klar und deutlich uns gewarnt:
nicht vor einem Gottesbildnis,
sondern vor dem weißen Satan,
der da kommt mit frecher Stirne
und mit dreistem Maule lügt:
er sei Quetzalcoatl, sei
der verheißne Gott und Heiland.

Man vernimmt ein Jubelgeschrei der Spanier. Zwei spanische Soldaten rennen durch das Haus.

ERSTER SPANISCHER SOLDAT

Wunder! Wunder! Cortez! Cortez!

ZWEITER SPANISCHER SOLDAT

Cortez hält schon vor der Brücke
und dreihundert Spanier mit ihm!

Die Soldaten verschwinden.

LAS CASAZ

Welche Stille? Was ist das?
Hat der See den Krieg verschlungen?

MARINA

Cortez!

Mit diesem Ausruf stürzt sie davon.

GOMARA

Lernet des wahren Gottes
Finger kennen, der die Gläubigen
seiner Kirche nicht verläßt.

Er hat es triumphierend und bewegt gesprochen und sinkt nieder zu einem Dankgebet.

Bernal Diaz erscheint lachend und erschöpft. Er läßt sich befreit auf einen Stuhl sinken und streckt alle Viere von sich.

BERNAL DIAZ

Des Fernando Cortez Name
ist für sich ein ganzes Kriegsheer.
Wir bemerkten, daß die Wilden
matter kämpften, nicht mehr mit dem
gleichen Todesmut sich schlugen,
wie sie es seit Tagen tun.
Wie auf hoher See die Böen
schwächer werden, seltner kommen,
schien es uns, die Bö'n des Kampfes
kämen seltner, würden schwächer.
Plötzlich schien die liebe Sonne
unschuldsheiter auf uns nieder,
als ob niemals Hagelwolken
stein- und speer- und pfeilgebärend
schrecklich sie verfinstert hätten.
Gassen, Brücken, flache Dächer
sind von Lebenden verlassen.

Nur die Leichen halten Stand noch,
und die Fliegen, die sie fressen.
Unbegreiflich schien der Umschwung,
bis ein Späher auf dem Dache
die Standarte flattern sah,
rotes Kreuz auf schwarzem Sammet!
die uns allen wohl bekannt ist.
Das war Cortez! Und die Wilden
sahn ihn früher schon als wir.

MONTEZUMA
erhebt sich, blickt starr um sich, wird ohnmächtig.

LAS CASAZ
Tragt ihn fort und ruft den Feldscheer.
„Diesen fordre ich von euch wieder
ungekränkt und unversehrt!“
waren des Fernando Cortez
letzte Worte, als er abzog.

Montezuma wird von den zu seiner Bewachung bestimmten Soldaten und seinen aztekischen Begleitern fortgetragen. Nun sammeln sich die spanischen Hauptleute, wie sie vom Kampfe kommen, aufatmend zum Empfang des Cortez. Es sind: Jeronimo de Aguilar, Christoval de Guzman, Velasquez de Leon, Martin Lopetz und andere. Zuletzt kommt Pedro de Alvarado an der Seite des Großprofossen Sandoval, der eben mit Cortez angelangt ist.

SANDOVAL
zu Pedro de Alvarado
Nein! Er will Euch jetzt nicht sprechen.
Hier sollt Ihr Bericht ihm geben.
Hier im Kreis der Offiziere.
wo er gleich erscheinen wird.

PEDRO DE ALVARADO

Und inzwischen bläst Marina
ihm die Ohren voller Lügen!
Mind'stens voll Phantasterei.

ALLE

Cortez! Cortez! Cortez! Cortez!

Cortez mit einem kleinen Stabe erscheint.

CORTEZ

Kameraden, seid gegrüßt.
Narvaës ist in meinen Händen:
Wir befehlen seinen Schiffen.
Seine Mannschaft huldigt mir
als dem einz'gen Gubernador
dieser neuen und neuspanischen
überseeischen Besitzung.

ALLE

Begeisterter Zuruf

Spanien! Spanien! und Sankt Jakob!

CORTEZ

Pater, Eure Hand! Gomara,
Eure Rechte! Christoval,
Eure! Eure, Martin Lopetz!
Bernal Diaz, Eure Hände!
Ihr habt viel gelitten, Kinder,
während ich in Verakruz
Ordnung schuf nicht ohne Mühe.
Doch die Küste ist nun ruhig.
Ihr, Las Casaz, Eure Hand!
Wacker habt Ihr Euch gehalten.

PEDRO DE ALVARADO

der von Cortez geflissentlich übersehen worden ist, tritt vor

Hiermit leg ich den Befehl
wiederum in Eure Hände.

CORTEZ

kurz und fest

Hohe Zeit, daß das geschieht:
denn Ihr habt ihn schlecht verwaltet.
Mein Vertrau'n habt Ihr getäuscht!
Und wer diese Schlächterei
anbefahl beim Tempeltanze,
ist kein Mensch mit klaren Sinnen,
sondern durchaus ein Verrückter!

ZEHNTE SZENE

Im Quartier der Spanier. Die dem Kaiser Montezuma zur Wohnung angewiesenen Gemächer. Man hat auch hier einen kleinen christlich-katholischen Altar errichtet. Montezuma liegt auf einem harten Ruhelager. An den Ausgängen stehen spanische Wachen, bis an die Zahne bewaffnet. Von außen dringt gedämpft Lärm des Kampfes.

ERSTER SOLDAT

Diese Bestien rennen wieder
wütend gegen unsre Mauern,
ganz wie vor des Cortez' Rückkunft;
und das ist ein böses Zeichen.
Unsere Sachen stehen schlimm.
Unsre Lage ist gefährlich.

ZWEITER SOLDAT

Sage lieber hoffnungslos.

ERSTER SOLDAT

Wenig hab ich zu verlieren,
wenn ich sterbe: und auch andre,
die an mir etwas verlören,
gibt es nicht in dieser äußerst

miserablen Menschenwelt.
Meinen Vater kenn ich nicht.
Meine Mutter ließ mich sterbend,
als ich kaum zehn Jahre zählte,
arg verlaust und arg verlumpt,
auf der Straße nach Cordova:
seitdem blieb ich auf der Straße
und lief, mit und ohne Schuh,
viele tausend spanische Leguas.
Heute steh ich hier, kaum wissend,
wie ich eigentlich hierher kam,
und bewache diesen Wilden,
und vielleicht schon morgen fressen
mich die braunen Schufte auf.
Weiß der Satan, wie das zugeht.
Vollgestopft bis unters Dach
ist dies Haus mit fetter Beute.
Auf mein armes Teil entfällt
von dem unverschämten Raub,
wenn es hoch kommt, dreizehn Pesos.
Gold genug, um eine Nacht
in Granada durchzulumpen.
Und, so ist der Mensch, selbst diese
dreizehn Pesos zahlt ich gern
heute, lach nicht! ganz aufrichtig
für ein Grab in spanischer Erde.

ZWEITER SOLDAT

Wenn man doch nur kämpfen könnte.
Das macht warm und macht Courage!
Doch hier schweigsam auf und ab gehn
ist ein marterndes Geschäft.
In Valencia wohnt mein Liebchen.

Doch was nützt es, an sie denken,
wenn sie in Valencia wohnt.

Sandoval tritt ein, sehr ernst. Die Wache steht in soldatischer Haltung.

SANDOVAL
Kann man sich auf euch verlassen?

ERSTER SOLDAT
Ja wahrhaftig, Euer Gnaden.

ZWEITER SOLDAT
Ohne Wanken, bis zum Tod.

SANDOVAL
Nun, ich wußt es, eh ich fragte,
denn ich kenn euch als zwei tapfre,
zuverlässige, ehrenfeste,
brave spanische Soldaten,
die entschloßnen Herzens sind.
Unsre Sache steht bedenklich.
Es ist möglich, daß wir abziehn.
Dringt der Feind bis hierher vor
und hört ihr die spanischen Hörner
das Signal zum Abzug blasen,
habt ihr kurzerhand den Wilden,
der dort schlummert, abzutun.
Ist's geschehn, so schlagt euch durch
und erscheint sofort im Gliede.

ERSTER SOLDAT
Euer Gnaden, zu Befehl!

ZWEITER SOLDAT
Wohlverstanden, Euer Gnaden!
Und es ist, als wär's geschehn.

SANDOVAL

Gut so. Die Maßregel ist
ein Beschluß des ganzen Kriegsrats,
und es ist Fernando Cortez
selber, der sie euch befiehlt. —
Er schläft meistens?

ERSTER SOLDAT

Euer Gnaden,
wie uns scheint, liegt er im Fieber.

SANDOVAL

Deckt ihn zu. Habt ihr nicht Mäntel?

ERSTER SOLDAT

Alle Decken wirft er von sich.

SANDOVAL

Nimmt er Nahrung zu sich?

ERSTER SOLDAT

Nein!
Erst zuletzt, als er erwachte,
trank er aus dem Wasserkrug,
was er stets verweigert hatte.

ZWEITER SOLDAT

Euer Gnaden, als er's tat,
war er gar nicht bei Besinnung.
Wachen Kopfes, bei Sankt Jakob,
hätt' er's nimmermehr getan.
Und ich will nicht selig werden,
wenn nicht dieses Wilden Vorsatz
ist, durch Hunger und durch Durst
lästerlich sich selbst zu töten.

SANDOVAL

Trau der Schlauheit dieser Wilden.
Ihre Schliche sind Legion.
Ihre Kunst ist die Verstellung.
Fieber heuchelt er und Wahnwitz,
um des Generals Befehl,
seiner Meute abzupfeifen,
desto sicherer zu umgehn.

Velasquez de Leon tritt ein, gefolgt von zwei spanischen Soldaten, die den gefesselten Guatemozin hereinführen. Guatemozin ist finster und verfallen. Als Letzte erscheint Marina.

VELASQUEZ DE LEON

zu Sandoval

Treff ich Euch, Herr Großprofoß.
Auftrag hab ich, diesen störrischen
Wilden auf das Dach zu führen.
Zwar nicht lebend oder tot,
aber gehend oder liegend.

SANDOVAL

Don Velasquez, es wird schwer sein.
Wie denn glaubt der General,
daß es Euch gelingen könnte,
was Las Casaz, was Olmedo,
was dem Cortez selbst mißlang?

VELASQUEZ DE LEON

Wir verfielen auf ein Mittel.
Guatemozin wird versuchen,
seinen Vater umzustimmen.
Und gelingt's ihm nicht, so weiß er,
daß er höchstens zwanzig Schritt
noch vom Platz durchs Leben schreitet:
nämlich in den Hof zum Richtplatz.

SANDOVAL

Hast du das gehört, mein Jüngling?

VELASQUEZ DE LEON

Oh, er weiß es. Doch Marina
soll es ihm noch einmal sagen,
daß er sich nicht etwa schmeichle,
Spanierworte seien Wind.

Er tritt an Montezumas Lager und schüttelt ihn derb.

Auf! Jetzt ist nicht Zeit zu schnarchen!
Keine Faxen! Kein Geröchel!
Dieses sind Spitzbubenkniffe,
und der Teufel soll mich holen,
wenn ich dir die Glieder nicht
mit Gewalt gelenkig mache.

MONTEZUMA

halb bewußtlos in sitzende Stellung gebracht, erblickt seinen Sohn

Guatemozin!

VELASQUEZ DE LEON

Nun, da hast du's!
Schon halb zur Vernunft gekommen!
Jetzt die andere Hälfte noch,
und du bist ein ganzer — Wilder!
Du wirst jetzt mit deinem Sohne
dich aufs knappste unterreden,
und uns dann die wilden Bestien,
die uns mit Geheul berennen,
kurzerhand vom Halse schaffen —

er wendet sich zu Guatemozin

oder du stirbst kurzerhand!

GUATEMOZIN

Laßt uns denn allein, Marina!

Marina flüstert mit Velasquez und Sandoval, und alle Spanier verlassen den Raum.

GUATEMOZIN

indem er sich, gefesselt, wie er ist, vor dem Kaiser aufs Knie niederlaßt, mit vor Erschütterung bebender Stimme

Meine nicht, geliebter Herrscher
und noch mehr, geliebter Vater,
daß ich so weit mich erniedre,
die Gebote dieser Wilden
zu erfüllen, und dich bitte,
mir mein Leben zu erhalten.
Du wirst nicht den Sturm beschwören,
den des Landes alte Götter
aufgeregt! Wirst nicht die starken
Wogen der Empörung stauen,
deren Brandung endlich, endlich
dieses Vipernnest umbrüllt!
Nun ich dieses Brausen höre,
sterb ich lächelnd. Und ich weiß auch
nun, warum des Landes Blüte
hingemetzelt fallen mußte
in des Maimonds Opferfest.
Dieses Blutes Saat entsproßten
Männer, Krieger, Helden, Rächer,
und der totverachtende
Freiheitsgeist des Vaterlandes!
Und so lebe wohl, mein Vater,
denn ich werde nun von dir
zu der Mondesmutter eingehn.
Und die Worte, die ich spreche,
sind die letzten, dunklen Stufen

vor der dunklen Ausgangspforte
meiner irdischen Bestimmung.
Groß und frei starb Qualpopoca.
Als die Feuer ihn umleckten,
stand er wie ein Bild aus Kupfer.
Und es klang von seinen Lippen
ernst und rein und ohne Zittern,
zu der keuschen Göttermutter
Ehre, ein uraltes heiliges
zauberstarkes Tempellied.
Vater, schütze meine Frauen,
schütze, liebe meine Kinder
und bewahre unserm Volke
das Gedächtnis meines Todes.
Denn ich sterbe, wie ich lebte,
für das Volk, dem ich entstamme,
für das Land Tenochtitlan.

Kniend hat sich Guatemozin dem Kaiser genähert. Erschüttert blicken beide einander in die Augen. Endlich fällt Montezuma dem Gefesselten weinend um den Hals. Auch Guatemozin weint.

MONTEZUMA
nachdem beide sich ausgeweint haben
Viel habt ihr mir zu verzeihen,
denn ich war ein blinder Führer!
Endlich sehend nun geworden,
seh ich überall den Tod! —
Aber sage selbst, Guatemozin,
war die Probe nicht zu schwer?
Nicht zu grausam die Versuchung,
die der Gott uns auferlegte?
Warum lieh er diesen Teufeln
seine reine Lichtgestalt?

Um die Seinen zu verführen,
die mit ungezählten Opfern
ihren Glauben ihm bezeugten
im Vertraun auf die Erlösung?
Warum dieses Höllenblendwerk,
statt der fest verheißnen Gnade?
Wenn der Himmel Wunder tut:
was sind wir, daß wir nicht sollten
heiligen Staunens es verehren?
Und noch jetzt: wer sind sie? Diese
strahlenden Azteken, diese
weißen, wahrhaft Glanzgebornen?
Übermenschen, den erhabnen
Göttern ähnlich an Gestalt,
ungeahnten Zaubers mächtig!
Wo die Ewigen so beschenkten,
wer denn wollte da vermuten,
daß sie giftiges Blendwerk schufen,
menschenähnliche Dämonen,
innen voller Raubs und Fraßes,
ohne Herz und seelenlos.

VELASQUEZ DE LEON
blickt herein, barsch
Seid ihr fertig? Seid ihr einig?

GUATEMOZIN
Einig: ja! Doch fertig nicht!

VELASQUEZ DE LEON
Nun so sputet euch, versteht ihr?
Draußen stehn drei Feuerbüchsen
mit dem Todesblei geladen.

Für dein Herz ist es bestimmt,
wenn du fruchtlos gehst, mein Bester.
Hurtig, hurtig, kommt zum Schluß.

Er zieht sich zurück.

GUATEMOZIN

Lebe wohl! Du siehst, sie nehmen
von des Lebens letztem, kleinem
Perlenrestchen, das mir bleibt,
unerbittlich Perl' auf Perle.
Lebe wohl! Und meines letzten
Atems Bitte, Heißgeliebter,
wird die sein: du mögest lange
noch dein freies Volk beherrschen
in der alten Götter neuer
reicher, segensschwerer Huld.

Marina tritt ein, auf den Armen das Ornat der Aztekenkaiser tragend. Die mit Brillanten reich besetzte Federkrone, einen weiß und blauen Mantel über den Schultern, mit Smaragden und grünen Edelsteinen übersät. Halbschuhe mit Gold verziert.

Was willst du mit diesen Dingen?

MARINA

Meinen Kaiser will ich kleiden
in den heil'gen Schmuck des Herrschers.

GUATEMOZIN

Deinen Kaiser? Das sagst du?
Die Abtrünnige ihres Volkes.

MARINA

Ich bin gläubig, nicht abtrünnig.
Gläubig war auch einst der Kaiser!
Nun was mehr: ich bin es noch!

MONTEZUMA
Seele du des Seelenlosen,
gift'ges Werkzeug der Verruchtheit,
dies Ornat ist nicht mehr heilig,
seit du mit dem Griff der Krallen,
geile Füchsin, es besudelt.
Geh!

GUATEMOZIN
Und mögen bald die Geier
sich an deinem Aase sättigen.

MARINA
mit Bewegung, dringend, fast tränenerstickt
Männer, rettet euch! Euch beiden
ist der Tod verhängt, ich weiß es.
Nicht nur Euch, Fürst Guatemozin,
auch Euch, sehr erhabner Herr,
wenn Ihr ferner es verweigert
zu erscheinen und dem Sturm
Einhalt mächtig zu gebieten,
angetan mit dem uralten
Kaiserschmuck des Sonnenreiches

GUATEMOZIN
Niemals, Vater, tust du das!

MONTEZUMA
Des bedarf es keiner Mahnung,
niemals war ich feig, mein Liebling,
und nur außen königlich.
Fürchte nichts, ich war entschieden,
eh du kamst. Und was sie aussagt,
hat der Vogel Ti-hui-tochan
mir im Traum bereits verkündigt.

Sterben muß ich, so wie du.
Und ich will's. Ich bin am Ziele.
Lauter sagens, immer lauter
meines Herzens schwere Pulse.
Und wie Hammerschläge fallen,
dröhnen sie auf hartes Erz,
lauter, immer lauter redend.
Solche Rede, so gesprochen,
ist die Sprache, die nie trügt.
Unser Bruder Cuitlahuao
wird nach mir das Reich verwalten.
Doch nun laß uns schweigen, denn
des Geschickes Ratschluß steht
unabwendbar in den Sternen.

GUATEMOZIN

Welcher Ratschluß?

MONTEZUMA

Frag nicht weiter!

Cortez selbst, begleitet von Velasquez de Leon und Jeronimo de Aguilar, tritt ein. Hinter ihnen die Wache.

VELASQUEZ DE LEON

Einig, doch nicht fertig wart ihr,
als ich euch vorhin befragte:
seid ihr einig nun und fertig?

GUATEMOZIN

Ja, wir sind's!

VELASQUEZ DE LEON

In welchem Sinn?

GUATEMOZIN

Führt mich unverweilt zum Tode!

CORTEZ

den Velasquez de Leon fragend anblickt

Tut ihm den Gefallen, schnell!

Guatemozin wird durch die Wache abgeführt.

Jetzt verkünd auch ihm sein Schicksal!

JERONIMO DE AGUILAR

zu Montezuma

Nie verläßt du diesen Kerker,
außer mit dem Schmuck des Herrschers,
um dem Pöbel Halt zu bieten,
der das Gastrecht ruchlos schändet —
oder mit dem Strick des Henkers
um den Hals.

MONTEZUMA

legt sich schnell eine goldene Schlinge um den Hals

Erwürgt mich denn!

Cortez winkt, alle Spanier verlassen den Raum. Auch Marina, aber ohne den Ornat des Kaisers, der im Zimmer zurückbleibt.

CORTEZ

Sieh, ich komme selbst, mein Gastfreund!

MONTEZUMA

Um die Welt mir zu verfinstern?

CORTEZ

Je nachdem: das liegt bei dir!

MONTEZUMA

Mich zu martern? Mich zu foltern?

CORTEZ

Ungern! Freilich wenn du starr bleibst,
werd ich nicht verhindern können,
daß die Wut der Meinen dich
auch den Folterknechten preisgibt.

MONTEZUMA
Gegen deinen Anblick ist die
Folterbank mir eine Wohltat.

CORTEZ
So empfange denn die Wohltat,
wo nicht Einsicht, wo nicht Einkehr,
wo nicht Umkehr dich bewahrt. —
Pöbelhaufen und Rebellen
gegen dein erhabnes Zepter
sind's, die sich erdreistet haben,
die Befehle zu mißachten
deiner kaiserlichen Hoheit.
Sie bedrohen deine Gäste,
die Gesandten des allmächt'gen
Weltenherrschers Karls des Fünften,
deren Absicht friedlich ist.
Euch des allerchristlichsten
Königs Gnade anzutragen,
haben wir nicht angestanden
von der Erde andrem Ende
uns bis hierher zu bemühn.
Und was wird uns nun zum Lohne?

MONTEZUMA
Wie die Taten, so der Lohn!

CORTEZ
Auch wir haben solche Sprüche.
Sie enthalten auch wohl Weisheit:
nur nicht in des Toren Mund!
Und du bist ein Tor, mein Bester!
Was wird der Verrat euch fruchten?
Gegen meines Kaisers Strafen,
der ein Volk von weißen Menschen

hundertfach so groß als deines,
alle blitz- und donnerkundig,
unter seinem Zepter hat?
Denn für einen, den ihr tötet,
wird er tausende euch senden,
euch von Grund aus auszurotten
in erbarmungsloser Rache,
bis auf die Erinnerung.

MONTEZUMA
Niemand zweifelt dran, Malinche.

CORTEZ
Und du willst, dies klar erkennend,
dennoch dem Verrat nicht steuern?

MONTEZUMA
Dem Verrat?

CORTEZ
Dem niederträcht'gen,
tückischen Verrat, jawohl!

MONTEZUMA
Ausgeübt von dir, Malinche?

CORTEZ
Alles, was ich tat, geschah
zu des Lands und deinem Wohle!

MONTEZUMA
Auch als du mich deiner Knechte
rohen Fäusten ausgeliefert,
und die kaiserlichen Glieder
mir in Eisen schließen ließest?
War dies auch zum Wohl des Landes?
War dies auch zu meinem Wohl?

CORTEZ

Ja! Und nochmals: ja! Das war es!
Ohne Schutz hier im Quartiere
hätte dich der allgemeine
Aufstand längst hinweggespült.
Ist dein Bruder Cuitlahuao
doch zum Kaiser ausgerufen.
Und dein Sohn selbst, Guatemozin,
er verriet den eignen Vater
und hing dem Verräter an.

MONTEZUMA

Er tut recht! Und nun genug!
Alle deine Dankbarkeit,
alle deine ungetilgte
Schuld für meine uferlose
Gnade sei mit eins gestrichen,
wenn du deines widerlichen
Anblicks mich nur jetzt enthebst.

CORTEZ

Stumpfes Tier: so lerne denn
einen stärkeren Willen kennen.

Er stößt mit dem Schwert mehrmals auf die Erde, sechs spanische Soldaten kommen herein.

Tut genau nach dem Befehl!

Cortez geht schnell ab.

ERSTER SOLDAT

Wer fängt an? Wer macht den Anfang?

ZWEITER SOLDAT

Sind wir etwa seine Schranzen?
Wollt ihr warten, bis er ruft?

DRITTER SOLDAT

Hier liegt das Geklunker! Vorwärts!
Jeder Augenblick ist kostbar:
denn ich will nicht selig werden,
kommt nicht eben wiederum
brüllend eine Woge über.

Man hört das Geräusch eines neuen Ansturms der Belagerer.

VIERTER SOLDAT

zu Montezuma

Zieh dich aus, mein Sonnensohn!

ZWEITER SOLDAT

Der Hallunk' versteht kein Spanisch.
Und verstünd ers flugs: ich kenn ihn!
Dieser Schlingel rührt kein Glied.
Eins, zwei, drei! So geht es besser!

Er reißt ihm die Kleider vom Leibe.

ERSTER SOLDAT

Halt ihn einer fest, von rückwärts!
Er fällt sonst uns auf den Hintern,
oder strauchelt an die Wand.

FÜNFTER SOLDAT

Holla! Hoppla! Fest gestanden!
Spanischen Drill in deine Knochen!

Drei Spanier haben Montezuma mit eisernen Fäusten von rückwärts und an den Armen gepackt.

So! nun steht er. Host ihn an.

DRITTER SOLDAT

hält den Ornat hoch

Pest und Mord, das Ding ist niedlich.
Strotzt es nicht von Edelsteinen?

Wenn wir jeder einen mausen,
bleiben mehr noch als genug.

SECHSTER SOLDAT

da einige Soldaten Edelsteine aus dem Gewand brechen

Ei, was Teufel, laßt mich mittun!

ERSTER SOLDAT

Es verlohnt nicht: wenn uns dieser
Hund nicht rettet, sind wir morgen
mit und ohne Edelsteine
doch nur noch sechs tote Spanier.
Also macht den Kartenkönig
fertig ohne Aufenthalt.

DRITTER SOLDAT

versucht dem Kaiser den Ornat überzuziehen

Nein, so gehts nicht!

zum Kaiser

Bursch, du stellst dich
wohl mit Absicht täppisch, wie?
Nimm Vernunft an. Laß dir raten.
Sonst bekommst du Katzenköpfe
mitten in dein kannibalisch
tausendschönes Angesicht.

MONTEZUMA

Warum schlägst du mich nicht stärker?
Schlag mich! Triff mich tödlich, Freund!

SECHSTER SOLDAT

schlagt ihn von rückwärts mit einem Riemen über den Kopf

Brav! Da nimm und sei zufrieden.
Gerne macht ich dir den Garaus,
ging es hier nach meinem Sinn.
Rate, wie ich heiße, Wilder?

DRITTER SOLDAT

hat sich die mexikanische Krone, den Copilli, aufs Haupt gesetzt

Wie steht mir die Kaiserkrone
von dem Reich Tenochtitlan?

Wildes Gelächter der Spanier antwortet.

FÜNFTER SOLDAT

Stülpt sie ihm aufs Haar, ihr Schufte!
Denn, bei Gott, es eilt! es eilt!

ERSTER SOLDAT

Hebt ihn hoch und setzt ihn nieder:
dieser Hampelmann ist leicht!
Ich muß jetzt, als Kammerzofe,
ihm zwei goldne Schühlein anziehn.

DRITEER SOLDAT

Hast du deine Siebensachen
nun beisammen, Kartenkönig?

MONTEZUMA

Mensch, du irrst: ein wahrer Kaiser
steht vor einem wahren Knecht.

ERSTER SOLDAT

gibt Montezuma einen Backenstreich

Wie, ungläubiger Hund, du wagst es,
gegen Spanier, gegen Christen
dich dermaßen zu erdreisten?
Fastnachtsmohr aus eines Trödlers
Kellerloch zu Barcelona.

ZWEITER SOLDAT

mit ironischer Verbeugung

Eurer Majestät zu Diensten.
In den Dreck mit euch, Kameraden,

nicht vor Ehrfurcht: nein, vor Lachen
über die, die sich vor dieser
Vogelscheuche ängstigen.

FÜNFTER SOLDAT

Deines Kleides Saum zu küssen
laß ich auf das linke Knie mich.
Bleib mir gnädig, Fürst und Herr!

Er schnauzt die Nase unter allgemeinem Gelächter in den Saum des Kaiserornats. Dann springt er plötzlich auf, packt Montezuma und reißt ihn mit sich.

Auf die Schanze nun mit ihm!

Der Kaiser wird mit Geschrei von den Soldaten fortgeschleppt.

ELFTE SZENE

Das Gemach, dessen Tür zur Terrasse führt, von der aus man den Hof des Huitpochtlitempels und diesen selbst überblickt. Rechts noch der römisch-katholische Altaraufbau. Cortez, begleitet von Alvarado, tritt schnell ein.

CORTEZ

Kurz und gut, es ist mißlungen.
Und wir haben unsern stärksten,
unsern einzigen Halt nicht mehr.

PEDRO DE ALVARADO

Doch es ist ganz still geworden,
nicht ein brauner Kämpfer zeigt sich
augenblicklich ums Quartier.

Jeronimo de Aguilar kommt.

CORTEZ

Nun, Jeronimo, was sagst du?
der die Wilden kennt wie keiner?

JERONIMO DE AGUILAR

General, in dieser Nacht
müssen wir die Stadt verlassen,
oder aber diese Welt!

CORTEZ
Knapp und deutlich! – deine Gründe.

JERONIMO DE AGUILAR
Unsre letzte Hoffnung trog.
Daß sie trog, wer wollt es leugnen,
denn der Kaiser ist verwundet.
Wenn die Pfeile und die Schleudern,
seines eignen Volks sogar
ihn zum Ziele sich genommen,
welcher Esel wollte glauben,
daß sie uns nun ganz urplötzlich
seinetwegen schonen sollten.

CORTEZ
Was, nach deiner Meinung, hat
diese Stille zu bedeuten?

JERONIMO DE AGUILAR
's ist die Stille vor dem Sturm!
Und vor einem Sturm, General,
dessengleichen hierzulande
wir gewiß noch nicht erlebten. –
Als der König im Ornate
an dem Rand des flachen Daches,
zwischen den Soldaten stehend,
allem Volke sichtbar ward,
glaubt ich einen Augenblick,
daß uns des Monarchen heilge
Gegenwart doch retten würde.
Dann geschah das Fürchterliche!

CORTEZ
Wenn er doch geschwiegen hätte.
Als er sprach erst kam die Wendung.

JERONIMO DE AGUILAR

Nicht sein Schweigen, seine Worte,
wahr ist's, wurden sein Verhängnis!
Und auch unsres, wie ich fürchte.
Dabei sind wir's selbst gewesen,
die durch Bitten wie durch Drohen
endlich ihn dazu veranlaßt.

CORTEZ

Ja und nein, Jeronimo.
Keine Hoffnung, daß er spreche,
macht ich mir trotz allen Drängens.
Fast erschrak ich, als so plötzlich
die Verstockung seines Herzens
sich in lauten Worten löste.
Und dies war auch keineswegs
unsrer starken Mittel Wirkung.
Seines Volkes Anblick war es,
und das Schweigen der Erwartung,
das auf aller Mienen lag,
was den Kaiser, wider Willen
zu bewegter Rede hinriß.

JERONIMO DE AGUILAR

Aber plötzlich flogen Pfeile,
flogen Speere, flogen Steine,
und mit blutiger Schläfe stürzte
schwer getroffen Montezuma
nieder, um nun, wie ich glaube,
niemals wieder aufzustehn.

PEDRO DE ALVARADO

Zu Jeronimo de Aguilar

Aber als der Kaiser fiel,
kam da nicht ein blinder Schrecken

über alle unsre Feinde?
Warfen sie nicht ihre Waffen
schreiend weg und rannten spornstreichs
auseinander, so daß jetzt
rings kein Kämpfer mehr zu sehn ist?
Ich bin guten Muts und denke,
daß wir diese braunen Hunde
nun, wenn nicht auf immer, so
doch gewiß auf lange los sind.

JERONIMO DE AGUILAR
Wir sind sie auf lange los,
mit Verlaub, Don Alvarado,
weil sie uns auf lange los sind,
bleibt das Lang und Kurze doch,
unser Schiff ist losgerissen,
und kein Anker fasset fürder
hier in diesem aufgewühlten,
haltlos lockeren Wandergrund.

CORTEZ
Ja, so ist es! Ist es wirklich.
Es hilft nichts, sich zu verhehlen,
daß wir ein geschlagenes Heer sind.
Wär Narvaës nicht gekommen,
hättet ihr euch klug verhalten,
als ich leider, leider fern war, —
hättet nicht die dunklen Wirte
nicht durch dieses ganz unzeitige
höchst unrühmliche Massakre
im verschloßnen Hof des Tempels
zur Verzweiflung aufgepeitscht —
nun, dann brauchten wir jetzt nicht
unsre schwer erkämpfte Beute

hier im Stich zu lassen, brauchten
nicht mit Spott und Schande abziehn.
„Hätt ich nicht“ und „wenn“ und „aber“
sind indes ein schlechter Haber.
Ruft die Leute denn zusammen
und erwartet mich im Hof,
wo ich die genauen Ordres
für den Abzug geben will.

Bernal Diaz kommt eilig herein.

BERNAL DIAZ

Wir vermissen sechs Kameraden,
und man glaubt, sie sind gefangen.
Einer der Vermißten ist
leider Cristoval de Guzman.

Man hört den dumpfen Laut der Tempelpauke.

CORTEZ

Nun, des Tempels Pauke sagt uns,
welches Schicksal ihnen blüht.
Doch wo nichts mehr hilft, was hilft es,
sich durch Bilder des Entsetzens,
sich durch Gram und Mitleid lähmen.
Wir bedürfen unsrer letzten
ungehemmten Lebenskräfte,
um das Wenige noch zu retten,
was vielleicht zu retten ist.
Laßt mich jetzt allein, Kameraden,
daß ich mich besonnen fasse,
um mit Klarheit zu durchdenken,
meine nahe, schwere Pflicht.

Pedro de Alvarado, Jeronimo de Aquilar und Bernal Diaz treten ab. Cortez erhebt sich, blickt finster und starr vor sich hin, seine Lippen beginnen zu beben, endlich sinkt er, den

Blick auf das Kruzifix geheftet, zu stillem, inbrünstigem Gebet auf den Altarstufen in die Knie. Dazu klingt gedämpft das Rollen der Tempeltrommeln.

Jetzt wird, schwer verwundet, Montezuma hereingetragen. Ein Wundarzt und Marina sind bei ihm. Unweit der geschlossenen Terrassentür wird die Tragbahre mit dem Sterbenden niedergesetzt. Es geht alles gedämpft und leise vor sich, so daß Cortez, versunken im Gebet, nicht abgelenkt wird. Der Wundarzt verbindet den Leidenden, von Marina unterstützt. Gomara und Pater Olmedo erscheinen etwas später.

GOMARA

Wird er sterben?

DER WUNDARZT

Ja, Hochwürden.
Diese Wunde schließt kein Wundarzt.
Und ich wüßte wenige Menschen,
denen ich den Frieden so
wahrhaft wünsche, so wie diesem.

GOMARA

Doch der Friede wird ihm schwerlich,
wenn er stirbt in seinen Sünden!
Und er ist noch unbekehrt.
Wie meint ihr, hat man noch Aussicht
Zum Bewußtsein ihn zu bringen?
oder seid ihr ohne Hoffnung?

DER WUNDARZT

Kaum, daß hier noch Hoffnung ist!

GOMARA

Welche Mittel hat die Kunst,
einen Sterbenden, wie diesen,
wär es auch nur für Minuten,
in das Sein zurückzurufen?

DER WUNDARZT

Unsre Kunst kennt solche Mittel.
Doch ein rechter Arzt wird zögern
eines Todeskampfes Qualen
ohne Ursach' zu verlängern.

GOMARA

Wo indessen sich die Frage
auftut, ob ein Mensch in Sünden
zur Verdammnis soll verflucht sein,
und im Schlaf zur Hölle eingehn,
oder wachend durch das goldne
Tor zu ewigen Seligkeiten,
soll man dann ihn schlummern lassen
oder ein Erwecker sein?

DER WUNDARZT

Fragt ihr so, nun ja, dann freilich . .

GOMARA

Offen sprech ich's aus, ich fühle
stark bedrückt mich im Gewissen,
ja mich peinigt der Gedanke,
daß uns grade dieser Seele
Rettung nicht gelingen sollte.

PATER OLMEDO

Ähnlich ist auch mir zumute.
Wird nicht Gott am jüngsten Tage,
diese Seele von uns fordern?
Grade diese, die so einsam,
die so fremd war auf der Erde.
Wieviel Liebe, so viel Freundschaft,
als er uns entgegen brachte —
so viel Leiden und Enttäuschung,

wie wir zu bereiten leider
vom Geschick berufen waren —
soll dies alles ganz umsonst sein?
Soll dem namenlosen Unglück
dieser armen Kreatur
nicht der Lohn der Gnade werden?
Dann war unsere Mission
diesmal nicht von Gott gesegnet,
und wir hätten uns zu fragen,
die wir furchtbar hier gescheitert,
ob wir nicht vom wahren Wege
unsres Heilands abgeirrt?

CORTEZ

Steht plötzlich sehr bleich und mit verzerrter Miene an der Bahre des Sterbenden.

Wenn es möglich, Mann, so weckt ihn!
Tut es! Sonst ist eure Kunst
ohne Wert. Habt ihr verstanden?
Handelt, wofür seid ihr Arzt?
Jedes Röcheln macht mich schaudern,
daß er ohne in die Gnade
Jesu Christi einzutreten,
in die Nacht verlöschen könnte.
Ihr habt recht, hochwürdige Väter,
und ich bin ganz eurer Ansicht,
grade ihn gilt es zu reißen
in die ewige Seligkeit.

DER WUNDARZT

Laut in des Königs Ohr

Herr, wacht auf, kommt zur Besinnung,
Wichtiges habt ihr zu erfahren,
Wichtiges habt ihr zu verfügen!

Die Minuten eures Daseins,
die ihr noch zu leben habt,
fordern eure ganze Mannheit.

MARINA

Seht, er schlägt die Augen auf!

MONTEZUMA

Fiebernd, stoßweise, hastig

Eilt euch, auf dem flachen Dache
steht der Kaiser Montezuma,
der da ist ein Sohn der Sonne
und des weinenden Gestirnes
schmerzensreicher Abgesandter!
Eilet, eilt euch, denn der wahre
Sonnenheiland spricht zum Volke!
Und er bringt ihm die Erlösung
von den Übeln, von den Teufeln,
von den Schrecken dieser Welt.

PATER OLMEDO

Welche Stunde, welche Rätsel!
Mich erschüttern seine Worte
mit Gewalt, wie ist doch dieses
Irrwahns Nacht so nah dem Lichte.

GOMARA

Halt das Kruzifix über das Antlitz des Fiebernden.

Hörst du, du bist nah dem Lichte!
Hörst du, Kaiser Mutezuma!
Hörst du? Hörst du? Nimm es an,
nimm das Heil, das dir geboten!
Nimm es an in letzter Stunde,
und du wirst in dieser Stunde
noch im Paradiese sein.

MONTEZUMA

Wie vorher

Wohin schwimmt die Welt? Wo seid ihr?
Cacamazin, Guatemotzin,
ah, wie lodert Qualpopoca,
Flammen, Flammen überall!
Wohin schwimmen meine Gärten?
Die Lusthäuser, die Paläste?
Warum fliehen meine Freunde,
wenn ich sie ergreifen will?

CORTEZ

Freund und Freunde sind dir nahe,
wach nun auf und blicke um dich.

MONTEZUMA

Du hast recht, ich täusche mich.
Und der Kaiser Mutezuma
schwebt auf einer goldnen Barke
über blaue Weltgewässer.
Hinter ihm in goldnen Barken
seine sieben Königinnen,
seine Söhne, seine Töchter,
seine Fürsten, seine Krieger,
seine Jäger, seine Priester
und sein ganzes Gottesvolk.
Oh wie schön ist dieser König,
oh wie groß ist dieser Kaiser,
oh wie herrlich, oh wie göttlich,
wie glückselig und doch wieder
wie unendlich schmerzensreich!

CORTEZ

Faßt seine Schläfen

Ich kann dies nicht länger hören,

denn sonst macht er mich zum Weibe.
Laßt ihn sterben, weckt ihn nicht mehr.

PATER OLMEDO

Gott muß unser Flehen hören.
Und wir flehn ihn um ein Wunder.
Tu ein Wunder, Herr, und triff,
wie einst Paulus, diesen Armen
mit dem Strahle der Erleuchtung.

DER WUNDARZT

Zu Montezuma

Kennt ihr uns? Er ist erwacht.

CORTEZ

Kennst du mich? Ich bin Malinche.
Nicht verlassen will ich deine
Grenzen ohne mich mit dir
hier durch Handschlag zu versöhnen.

MONTEZUMA

Sind die Brigantinen fertig,
deine mächtigen Flügelschiffe?
Sag, Malinche?

CORTEZ

Alle gingen
wiederum in Flammen auf.

MONTEZUMA

Wie, in Flammen? Was, Malinche? –
Wer denn seid ihr alle hier?

CORTEZ

Deine Freunde!

MONTEZUMA

Ich versteh nicht.

CORTEZ

Deine Freunde, deine Schuldner,
die du mit Gefahr des Lebens
eben noch erretten wolltest.

MONTEZUMA

Mit einem unendlichen Seufzer

Oh welch ein Gebirg von Trübsal
wälzt sich jetzt auf meine Brust!

Nach einem Augenblick Ruhe versucht er sich heftig aufzurichten. Schäumend.

Raubgesindel! Fort! Vertilgt das
Ungeziefer von der Erde!
Legt Giftbrocken! Grabet Gruben!
Stellet Fallen! Leget Schlingen!
Überschleicht sie, wenn sie schlafen,
mordet, mordet ohne Gnade
dies Gezücht, das unsrer Mutter
Erde Antlitz mit dem Unrat
seiner Greuel so frech entehrt.
Fort die Binden, laßt mich, laßt mich!

Er reißt sich alle Verbände ab.

WERKE
VON
GERHART HAUPTMANN

GERHART HAUPTMANN

Werke in Einzelausgaben

Bahnwärter Thiel. Novellen.	32. Auflage.
Vor Sonnenaufgang. Drama.	14. Auflage.
Das Friedensfest. Buhnendichtung.	8. Auflage.
Einsame Menschen. Drama.	36. Auflage.
Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren.	57. Auflage.
Kollege Crampton. Komödie.	12. Auflage.
Der Biberpelz. Eine Diebskomödie.	23. Auflage.
Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung.	34. Auflage.
Florian Geyer.	13. Auflage.
Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama.	103. Auflage.
Fuhrmann Henschel. Schauspiel.	21. Auflage.
Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf.	10. Auflage.
Michael Kramer. Drama.	15. Auflage.
Der rote Hahn. Tragikomödie.	8. Auflage.
Der arme Heinrich. Eine deutsche Sage.	23. Auflage.
Rose Bernd. Schauspiel.	24. Auflage.
Elga.	11. Auflage.
Und Pippa tanzt. Ein Glashüttenmärchen.	12. Auflage.
Die Jungfern vom Bischofsberg. Lustspiel.	4. Auflage.
Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel.	6. Auflage.
Griechischer Frühling.	10. Auflage.
Griselda.	6. Auflage.
Der Narr in Christo Emanuel Quint.	54. Auflage.
Die Ratten. Tragikomödie.	9. Auflage.
Gabriel Schillings Flucht. Drama.	10. Auflage.
Atlantis. Roman.	40. Auflage.
Festspiel in deutschen Reimen.	32. Auflage.
Der Bogen des Odysseus. Drama.	7. Auflage.
Winterballade. Dramatische Dichtung.	12. Auflage.
Der Ketzer von Soana.	100. Auflage.

GERHART HAUPTMANN

Gesammelte Werke in sechs Bänden

Vor Sonnenaufgang
Das Friedensfest
Einsame Menschen
Die Weber
Kollege Crampton
Der Biberpelz
Hanneles Himmelfahrt
Florian Geyer
Elga
Die versunkene Glocke
Fuhrmann Henschel
Schluck und Jau
Michael Kramer
Der rote Hahn
Der arme Heinrich
Rose Bernd
Die Jungfern vom Bischofsberg
Und Pippa tanzt
Gabriel Schillings Flucht
Kaiser Karls Geisel
Griselda
Die Ratten
Bahnwärter Thiel
Der Apostel
Der Narr in Christo Emanuel Quint
Griechischer Frühling
Atlantis

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

SaFe

INDIPOHDI

Dramatisches Gedicht

von

GERHART HAUPTMANN

1921

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

B. 1905.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

1.—10. Auflage

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Den Bühnen gegenüber Manuskript
Copyright 1921 by S. Fischer, Verlag, Berlin

INDIPOHDI

ERSTER AKT

Ruinen eines mächtigen, vielleicht toltekischen Palastes auf einer Insel im Ozean. Große Landschaft, von dem Schneegipfel eines Vulkans überragt. Die Ruinen umgibt beinahe tropische Vegetation. Das Meer, einen Golf bildend, ist sichtbar. Die Ruinenansicht ähnlich dem Mayapalaste von Mitla. Breite und hohe Stufen führen zu drei quadratisch ausgeschnittenen Eingängen.

Es ist voller Tag, brütende Sonne.

Auf den Stufen sitzen zwei indianische Priesterknaben; geflochtene blauschwarze Zöpfe ums Haupt: Huemac und Matzatzin.

HUEMAC

Sie treiben's heute lange, Matzatzin.
Was will dein Meister bei dem großen Magus?

MATZATZIN

Wüßt' ich's. Es kann des Opfers wegen sein.
Das Volk drängt sehr, es wiederum zu halten.

HUEMAC

Nie wird der Magus widerrufen das
Verbot des Jünglingsopfers.

MATZATZIN

Niemals, sagst du?

HUEMAC

Ich sagte: niemals!

MATZATZIN

Wenn das dumpfe Rollen
im innern Erdreich sich nicht legt, der Berg
nur immer dichteres Gewölk hervorstößt,
und so des goldnen Himmelsvaters Zorn
durch deutlichere Zeichen stets verrät:
wird man auch dann nicht ihn versöhnen dürfen?

HUEMAC

Mein Magus selbst versöhnt ihn, der sein Sohn ist.

MATZATZIN

Du glaubst an seine Macht und seine Herkunft?

HUEMAC

Fragst du, der Oro seinen Meister nennt? –
Und Oro liegt dem weißen Mann zu Füßen.
Hüte dich, Matzatzin. Wer Sterne lästert,
muß bis zum Wahnsinn Sterne zählen. Wer
den Mond beleidigt, den erschlägt der Mond
mit einem Stein. Und wer den Sohn der Sonne
kränkt durch Unglauben, er verfällt in Blindheit.

MATZATZIN

Ich weiß.

HUEMAC

Der Heilige entstieg dem Meer:
Elf Jahreskreise haben sich indes
geschlossen, seit der Tonatiu, die Woge
des Ozeans aus goldnen Haaren schüttelnd,
die heilige Sohle in den Inselstrand
zuerst, mit segenschwerem Tritt, gedrückt:
So kam er, nach den Büchern der Verheißung,
die Himmelsfrau, als Kind, auf seinem Arm.
Dies ist! Was wäre da wohl zu bezweifeln?

MATZATZIN

Kein Zweifel rührt mich an. Schon die Belehrung,
die mir durch Oro, meinen Meister, ward,
hält Zweifel fern. Allein er selber sagt,
es habe der erlauchte Magus nie
der heiligen Sonnenabkunft sich gerühmt,
noch sie durch Worte irgendwie bestätigt.

HUEMAC

Und glaubt an sie dein Meister weniger drum?

MATZATZIN

Nein, aber wenn ich scharf hinsehe und
sein Tun beachte, oder hinter das
mit meinem innren Ohr zu dringen suche,
was seine Zunge lehrt, wird eins mir klar:
der Magus hat sich ihm nicht ganz enthüllt,
und Oro müht sich ab an einem Rätsel.

HUEMAC

Stets bleibt das Göttliche geheimnisvoll,
auch wenn es nah ist. Und so muß es bleiben.
Das Göttliche verhüllt sich selbst das Haupt,
sein Feuer würde sonst den Priester schmelzen;
und auch der Priester schützt sein Angesicht,
wenn er im allerheiligsten Geheimnis
des Opfers steht, mit einem Tempeltuch.
Wir, Dienerknaben, tun es wiederum,
wenn wir die heiligen Worte wechseln müssen
nur mit dem Priester: weil auf diesem dann
der Abglanz Gottes ruht.

MATZATZIN

Allein der Urahn
des Hohenpriesters Oro, meines Meisters,
ist auch der goldne Mann im Taggestirn.
Oro ist gleichen Blutes, als der Magus:
braucht einer da dem andern sich verhüllen?

HUEMAC

Du grollst ein wenig, scheint's, dem Tonatiu.

MATZATZIN

Das nicht. Allein ich liebe meinen Meister.

(Tehura, eine hochgewachsene, junge Indianerin, tritt aus dem Innern der Ruine auf die Treppenplattform. Sie trägt ein rotäugiges, weißes, lebendiges Kaninchen im Arm. Blauschwarz und schlicht fällt ihr Haar über Rücken und Brust.)

HUEMAC

Sieh dort Tehura, deines Meisters Tochter.
Wohl muß die Tochter Oros ihrem Vater
noch inniger verbunden sein als du.
Und doch blickt sie dem Magus nach der Braue.
Untrennbar, wie sein Schatten, folgt sie ihm.

MATZATZIN

Komm, laß uns tiefer in das Dickicht rücken.
Wie klein bin ich, wie häßlich bin ich, o!
Fern ist mir Lästerung. Doch frag ich wieder:
Warum verbietet uns der Tonatiu
des Jünglingsopfers altehrwürdigen Blutbrauch
und sperrt uns so den seligen Pfad des Lichts?

HUEMAC

Seit Jahren hängst du diesem Wunsche nach,
dich als Versöhnungsopfer preiszugeben.
So mancher dränget sich dazu. Es ist so viel
als, hier auf Erden schon zum Gott erhoben,
die irdene Schale vollen Weltgenusses
ausschlürfen! durch das Tor des Todes schreiten,
bekränzt, als Gott! beim Klang der Pauken und
Flöten, als Gottheit, zu den Göttern eingehn.
Wie kannst du, eines armen Töpfers Sohn,
erhoffen, daß man solcher Ehre dich
vor andern würdige?

MATZATZIN

Der Himmel kann
am Ende alles, was er will, gewähren
dem Beter, der ihn unermüdlich anfleht.

HUEMAC

Dort steht Tehura: wie sie lächelnd herblickt
ob deiner überstiegenen Gedanken.
Sie gleicht der Mondesmutter. Dunkel rollt
die Nacht um ihrer Stirne blasses Licht.
Verwirrend sind die Grübchen ihrer Wangen.
Geschnitten aus dem heiligen Osidian.
Schwarz, so nach außen wie nach innen sehend,
erscheinen ihre Augen. Ihre Hand
streicht sinnend übers weiche, weiße Fell
des heiligen Kaninchens, das ihr Arm hält. —
Nein, nicht für uns ist diese Königin
des dunklen Himmels!

MATZATZIN

Warum sagst du das?

HUEMAC

Weil dem, den man des Opfertodes würdigt,
kein Wunsch versagt wird, keiner: wär's auch der,
des Hohenpriesters Tochter zu besitzen.

TEHURA

Nun ihr bezopften Dienerknaben, was
beschwatzt ihr dort so wichtig miteinander?

(Huemac erhebt sich zugleich mit Matzatzin. — Sie stehen mit gesenkten Köpfen, wortlos. — Tehura fährt fort —)

Man fragt euch. Warum schweigt ihr also? Sprecht!

HUEMAC

Wenn Lehrlinge sich unterhalten, o
Erlauchte, wovon anders kann es sein
als dem, was ihrer Meister Sinn beschäftigt?

TEHURA

Ihr Hähnlein! Was beschäftigt diese denn?

HUEMAC

Des großen Jahresopfers nahe Feier.

TEHURA

Mehr! Höheres! Doch schweigt! Der Heilige kommt.

Durch den mittleren Eingang treten Prospero und Oro auf die Treppenterrasse. Prospero, bartlos mit weißem Gelock, Ehrfurcht gebietend, Oro, ein Indianer, dunkelbärtig, um ein reichliches Jahrzehnt jünger als Prospero.

PROSPERO

Nein, alles möge bleiben wie bisher.
Laßt mich in meiner Abgeschiedenheit:
dem Leben fern, bin ich dem Leben näher.
Als Fremder bleib ich heimisch unter euch,
als Gast! Ich bin nicht mehr, nicht mehr,

so hier wie irgendwo auf weiter Erde.
Wohl war ich einst ein Herrscher: damals hielt
mein Zepter Lebenslust und Menschenliebe.
Die schwere Last der Krone ward mir leicht,
weil Jugend sie mit Kränzen flücht'ger Rosen
üppig durchflocht. Allein der Hoffnung und
des Glaubens Blumen welkten allesamt.
Die Macht des Guten auf der Erde hieße
besser des Guten Ohnmacht: dess' war ich
auf meinem Thron ein fürchterliches Beispiel.
War es bestimmt im ewigen Rate, Oro,
daß dennoch, spät, noch Gutes von mir ausging. —
Du bist's, der es behauptet! — So erwies
sich mächtiger der Bettler als der König.
Und dann laßt Bettler Bettler bleiben, dann
erst recht.

ORO

Was du, o Hocherhabner,
Sohn und Gesandter Gottes, von dir sagst,
vermag den Strahlennimbus nicht zu trüben,
der weiß dein lichtes Angesicht umsprüht.
Wir wissen's wohl, ich und die Meinen, was
Menschwerdung heißt. Die Kraft der Gottheit zieht
sich in des Menschenleibes enge Schranken,
ja, heuchelt Demut und Bedürftigkeit.
Dies war der großen Liebe kleiner Weg
von je. Der einzige von Gott zum Menschen.

PROSPERO

Wenn dies dein Glaube ist: ich will ihn dir
nicht rauben, Oro. Überlieferungen,
verwandter — oder sag ich gleicher Art? —
sind mir aus einer andern Welt nicht fremd.
In diesen Resten deines alten Volks,
das mich Schiffbrüchigen und meine Tochter,
als uns der Ozean nackt und arm ans Land spie,
so herzlich aufnahm … lebt die Sage fort
vom weißen Heiland. Man erwartet ihn,
das eingeborne Kind des Himmelsvaters,
der kommen soll, das auserwählte Volk
ins angestammte Reich zurückzuleiten.
Nicht bin ich der, den ihr erwartet, nein!
Meinst du indes, daß ich empfangnes Gutes
ein wenig zu vergelten fähig war:
bleib, Oro, du, auch fernerhin der Mittler.

ORO

Herr, Herr, es neigt sich mein Beruf als Mittler
zum Ende. Und die meisten unterm Volk
verlangen mit fast wildem Ungestüm,
von deiner Stirn beglänzt, von deinem Munde
belehrt, von deiner Hand regiert zu sein.
Dein Rat, der mir Gebot war, trennte sie
von manchem Brauch, durch Alter heilig. Doch
noch sind sie solcher Bräuche nicht entwöhnt.

Und Aberglaube, der einst Glaube war,
geht bänglich in den Hütten um und raunet
von Unterlassungsfreveln und von Strafe.
Und wirklich pocht der fürchterliche Geist
der Tiefe unterm Boden, ganz als ob
er mahnen oder drohen wollte, an.
Im heiligen Berge aber rollt's und poltert's,
und Zorngewölke stößt er brausend aus.

PROSPERO

Trotzdem, trotz alledem, ich will nicht, Oro!
Wenn sich der Berg beruhigt und die Tiefen,
so wird sich auch das Volk beruhigen.

ORO

Dein „Nein" Herr, wirst du mir noch einmal sagen,
wenn ich mit klar bestimmtem Antrag dir
zu nahen, mit den Ältesten des Volkes,
verursacht, ja gezwungen bin. Und dann
erwäge dieses auch vor deiner Antwort:
nicht angsterfüllte Lämmer schreien nur
nach Schutz und Leitung eines starken Hirten:
es gehen Wölfe in der Herde um,
die deinen Diener, o Erhabener,
und dich sogar belauern und befeinden.

Oro beugt mit Ehrerbietung ein Knie und entfernt sich dann,
würdevoll gefolgt von Matzatzin.

PROSPERO

Du wirst mir eine letzte Liebe tun,
Tehura.

TEHURA

Deine Dienerin, o Herr
wird hören und gehorchen.

PROSPERO

Mit der Binde
der Priesterin bedecke deine Augen
und so, als Seherin, sicher wandelnd, finde
den letzten Ort mir aus, der mir bestimmt ist.

TEHURA

Wie meinst du das?

PROSPERO

Ich weiß, der Ort ist nah,
obgleich ich selbst ihn nicht zu finden wüßte.
Und keine höh're Wohltat wäre mir
in allen Himmeln auszudenken, als
das, mir am ersten Tage meines Daseins
vorher bestimmte, letzte Erdenziel
von dir gesetzt zu sehn.

TEHURA

Ehrwürdiger,
die Erde hat kein Ziel für deinesgleichen.

PROSPERO

O doch! Und mich verlangt danach! Den Tod!

Sieh an: ich bin nun müde, müde, müde!
(Huemec entfernt sich ins Palastinnere.)

TEHURA

Du bist nicht müde, Herr. Der Tonatiu
ist niemals müde. Seine Müdigkeit
gleicht der des heiligen Vogels Phönix, wenn
ihn seine mächtige Götterschwinge juckt
und ein gewaltiges Drängen ihn befallt,
durch alle Himmel sich emporzuschrauben,
um sich im Sonnenbrande zu erneuern.

PROSPERO

Du weichst mir aus, Tehura, willst den lieben Dienst,
den ich von dir ersehne, mir nicht leisten.
Du Gläubige meines Tuns und meiner Kraft,
sieh auch mein Leiden an und meine Schwäche.

TEHURA

Wie dieses heiligen Kaninchens Augen
rotglühende Fenster sind in einer Seele
voll Flammen, so bist du voll wacher Glut.
Glut will zu Glut. Ihr lebendes Gefäß
will im Urbade schmelzen und vergehn,
und dann, vom glüh'nden Rad des Sonnentöpfers
gedreht, als köstlicherer Krug hervorgehn.

PROSPERO

Erst Phönix, dann ein Krug voll Feuer. Nein!
Du irrst, Tehura. Nenn mich Aschenkrug,

so triffst du, was ich bin und was ich sein will.
Ich habe friedlich hier bei euch gelebt
versteckt, fast abgeschieden und fast glücklich.
In diesen großen Trümmern ging ich um
als Geist. Den Bildnereien dieser Steine
und andrer, die nie Menschenhand berührt,
löst' ich die Zunge. Oft durchrauschte nachts
die Trümmerhallen dieses Königshauses
des Ballspiels Jubel und des Tanzes Jauchzen,
betörender Gesang und Saitenspiel.
Mein Leben ward Magie. Ich ward zum Magier.
Es lag bei mir, Gestalten aufzurufen,
gastlich sie zu bewirten oder sie
mit einem Wink zu scheuchen in das Nichts.
Beinahe alle waren so gehorsam.
Von einem, dem, der ungerufen kam
und nur dann wich, wann er es selber wollte,
der jeden Zauberkreis und Bann durchschritt,
sollst du, nur du, am Trennungstag erfahren,
und an dem Orte, den du ausgesucht.

TEHURA

Es kann nicht sein, daß du jetzt von uns gehst,
wo so viel Zeichen düster uns umdrohen.

PROSPERO

Das ist es ja: die Zeichen gelten mir.
Du selbst hast es gefühlt, daß ich gemeint bin.

Der Ozean drang hoch den Fluß hinauf,
trug Hütten fort, brach tausendjährige Stämme,
das Erdreich selber fing zu wogen an.
Wasser und Dämpfe quollen aus den Äckern.
Im heiligen Berge gärt es, aus dem Schnee
des Gipfels hebt sich nachts ein glüh'nder Baum,
rotbrünstig wogend in dem breiten Wipfel,
und spendet unsern Nächten Höllenlicht.

TEHURA

Und all die Zeichen willst du nicht beschwören?

PROSPERO

Das Ungewitter wird vorübergehn
und euch so lassen, wie es euch gefunden.
Mich nicht. Sieh, Ahnungen bewegen mich.
Nicht äuß're Zeichen, die mich rings umgeben,
nein, inn're sind es, die mich ängstigen.
Begrabnes gärt und will auch dort hervor,
und Hände spür ich nachts, die nach mir greifen.
Ein neues Leben fürcht ich, nicht den Tod:
zeig mir die Stätte, wo ich ihm entgehe.

TEHURA

Ich werde stark sein, Herr. Du wirst mein Auge
am Glanze nicht erblinden lassen, wenn
ich auf dem letzten Gange dich begleite.

Ich weiß, du hast es einmal mir gesagt,
daß du den nie betretnen Gipfelschnee
des Feuerbergs ersteigen mußt, um dort
dich mit den furchtbaren Müttern zu besprechen
vor deinem Ende, das dein Heimgang ist.

PROSPERO

Zu spät! Ein neues Wort ist in mir. Stille!
Und mehr als Stille. Meine Schiefertafel,
mit vielen krausen Zeichen überdeckt,
verrät das neue Wort dem Würdigsten,
wenn ich des Wortes Sinn geworden bin.

(Pyrrha, Prosperos Tochter, von den Indianern Yakka genannt, kommt. Eine indianische Dienerin, Coya, folgt ihr. Beide erscheinen als Jägerinnen. Pyrrha ist hochgeschürzt und führt den Speer. Ihr rotes Haar ist um ihren Kopf eng gerafft und gleicht einer schweren goldenen Last. Die Vierzehnjährige ist hochgewachsen und von herber Schönheit und Anmut. Sie trägt den Köcher mit Pfeilen auf der Schulter. Coya trägt ihr einen erbeuteten Kondor nach und führt ebenfalls Pfeil und Bogen. Dazu trägt sie noch den Bogen Pyrrhas und einige Jagdspieße zum Ersatz.)

PYRRHA

O Vater, welch ein Weg liegt hinter mir!
Tehura, gib mir Wasser, ich muß trinken.

PROSPERO

Du bliebest lange aus, fast sorgt' ich mich.
Wo warst du, Pyrrha?

PYRRHA

Ja, wer will das wissen.

PROSPERO

Was bringst du dort?

PYRRHA

Zeig' es dem Vater, Coya.

PROSPERO

(vor dessen Füße Coya den Adler geworfen hat)

So hast du endlich dir den Himmelsrauber,
verweg'ne Jägerin, erlegt?

PYRRHA

Ja, Vater.

(Sie trinkt das Gefäß leer, das Tehura ihr gereicht hat.)

O Labsal, Labsal!

PROSPERO

Wie gelang dir das?

PYRRHA

Nicht leicht. Berichte du's dem Vater, Coya.

COYA

Es war im Felsgebirg, auf schmalem Saumpfad,
nah dem Gebirgsgrat, dem zu Füßen, da
und dort, die Insel in zwei Hälften liegt . . .

PROSPERO

Was ist mit dir geschehen, meine Tochter?

PYRRHA

Geschehen? Außer, daß wir jagten, nichts.
Doch, Vater, warum fragst du so?

PROSPERO

Nun, laß nur.

PYRRHA

Nein, gerne möcht ich doch nun wissen, Vater,
was unter deiner Frage sich versteckt hält.

PROSPERO

Und was versteckt sich hinter deiner Antwort?

PYRRHA

Was hatt' ich zu verstecken?

PROSPERO

Höre, Kind,
wir kommen aus verschiedenen Regionen.
Die meine, wo ich mit Tehura ging,
liegt fern dem felsigen Jagdgrund, wo du herkommst.
Verschiedenes trieben wir mit Hand und Geist,
laß uns der Einigkeit geduldig warten.

Was hinter meiner Frage liegt, ist dies:
Du bringst den Kondor, bringst den Lämmergeier,
den königlichen Feind und Herrn der Lüfte,
den selten nur des kühnsten Jägers Pfeil
trifft. Ihn erlegen, war dein Traum von Kind an.
Sag', ist es nun dein Pfeil, der ihm das Herz
durchdrang? — Gebührt die Ehre einem andern? —

PYRRHA

Frag' Coya, Vater, wessen Pfeil es ist.

COYA

's ist Yakkas Pfeil, Erhabner, und nur ihr
allein gebührt des Meisterschusses Ruhm.

PROSPERO

Das war's, weshalb ich fragte, liebe Tochter.
Für ein so ungeheures Jägerglück,
bei deiner Jagdlust, bist du reichlich schweigsam,
und Coya muß berichten, wo du sonst
geringerer Taten eigner Herold warst.
War Amaru an deiner Seite?

PYRRHA

Nein.

PROSPERO

Und doch gebot ich's ihm, dich zu begleiten,
da er mit Pfad und Furt und Paß vertraut ist.

PYRRHA

Vergib mir, Vater, wenn ich meine Kammer
aufsuche. Mich verlangt nach Schlummer.

PROSPERO

Geh!

(Pyrrha geht ab.)

PROSPERO

Die Ungezähmte, die Unzähmbare.

TEHURA

Den innren Strom des Fühlens hielt sie auf,
weil sie mich bei dir fand, erhabner Vater.

PROSPERO

Wie ganz ich dir vertraue, weiß sie's nicht?

TEHURA

Sie weiß es etwa wohl, doch sie mißbilligt's.

PROSPERO

Mein Leben ward Magie. Ich ward zum Magier.
Es lag bei mir, Gestalten aufzurufen,
gastlich sie zu bewirten, oder sie
mit einem Wink zu scheuchen in das Nichts.
Nur eine nicht, so sagt' ich dir, Tehura,
die kommt und geht und kommt so oft sie will:
Und diese war nun eben wieder bei mir.

TEHURA

Pyrrha? Doch Pyrrha ist von Fleisch und Blut.
Wie soll man, o Ehrwürdiger, das verstehn?

PROSPERO

Nicht Pyrrha! Doch der Schatten kommt mit ihr.
Ein Schatten ist es, wenn auch farbig, wie
das frische Leben und nur weniger
vergänglich, als lebendiges Fleisch und Blut.
Der Schatten kommt mit ihr, ja, Pyrrha wirft ihn.
Dort steht er. Dort! Du siehst ihn, wenn du hinblickst.

TEHURA

Ich ahne, wen du meinst. Deinen Sohn.

PROSPERO

Ich ward zum Magier, sagt' ich dir, und weiß
von Söhnen nichts noch Töchtern: nur von Schatten! —
Nicht so: auf zweien Ebenen steht mein Dasein.
Und auf der einen seh ich Leiber wandeln,
genieße Reiß, Bananen, Kokosmilch,
sehe dich, meines Alters Augenweide,
gleich einer Eva, die nie sündigte,
und sehe Pyrrha, meine stolze Tochter,
mit Vaterstolz in ihrer freien Wildheit.

Allein die andere Ebene ward mir mehr.
— Zeig' mir den großen Geier näher, Coya.

(Zu Tehura)

Auch dies ein Vogel Phönix! jetzt nur Aas.
Und warum sahe man auch sonst, Tehura,
den goldenen Mann, der weinet, in der Sonne?

(Zu Coya)

Wie kommt's, daß deine Herrin unwirsch ist,
Coya, trotz dieser kaiserlichen Beute?

COYA

Sie hat es mir vertraut. Darf ich es sagen?

PROSPERO

Das steht bei dir. Entscheide du nur selbst.

COYA

Im Augenblick, als sich der große Vogel
getroffen in den Steinen walzte, da
erschien, sagt Yakka, über ihr, am Fels
ein Bild, ihr Ebenbild, das sie entsetzte.
Und wirklich fiel sie hin und lag bewußtlos.

PROSPERO

Ihr Ebenbild?

COYA

Sie hat es später mir
geschildert, und sie wußte nicht genau,

ob sie nur einen Spuk gesehen habe
der eignen Seele, oder etwas, das
wirklich vorhanden war.

PROSPERO

Sie sah . . . . was sah sie?
Noch eine andere bogenführende,
speerschleudernde Diane, wie sie selbst ist?

COYA

Auch dies ward mehr und mehr ihr zweifelhaft,
je weiter wir uns von dem Ort entfernten,
wo ihr das Wunderbare zugestoßen.
Es konnte, sprach sie, auch ein Jüngling sein,
wenn auch, gleich wie mein Spiegelbild, mir ähnlich.

PROSPERO

(erhebt sich, sichtlich bewegt)

Was ist das? Was bedeutet das, Tehura?

(Stimme Pyrrhas aus dem Innern der Ruine)

Coya!

PROSPERO

Geh, deine Herrin ruft dich!

COYA

Ja.

(Coya entfernt sich schnell ins Innere der Ruine.)

PROSPERO

Noch einmal sag ich's: was bedeutet das?
Von allen Zeichen dieser Zwischenstunden
ist dies das drohendste. Und die Magie
des Magiers, die es übersteigt, versteht
auch nicht, es auszudenken. Was bedeutet's?
Der Schatten, der aus Pyrrhas Wesen mir
aufsteigt, ist ihres Bruders Schatten. Dir
allein, solang ich auf der Insel bin,
sprach ich von ihm, von ihrem Bruder und
von meinem toten, ungeratnen Sohn.
Und nun: der arge Schatten nimmt Gestalt an
und zeigt sich dem, der ihn, unwissend, wirft,
erscheinet meiner Tochter Pyrrha leiblich,
die nichts von einem Bruder je erfuhr? —

(Amaru, eine Keule schwingend, erscheint in gemessener Entfernung. Es ist ein schöner, indianischer Jüngling.)

PROSPERO

Er winkt. Was will er?

AMARU

Weiß der Tonatiu,
daß ein Kanu mit fremden Sonnensöhnen
im Golf, jenseits des Glutbergs, sich herumtreibt?

PROSPERO

Du sahst das Boot, das nur den quälendsten
von meinen Träumen hie und da durchschwamm.

Und wollten meine Träume sich nun etwa,
wie Kreißende, ausschütten in die Welt
der Wirklichkeit und so auch dieses Boot
gebären, Keulenschwinger Amaru,
dann müßten wir gemeinsam es zerschmettern.

AMARU

Darf Amaru sich deiner Heiligkeit
nähern, o Tonatiu?

PROSPERO

Du darfst es, nur
vergiß die Einbildungen deines Auges,
die, was auch immer sie hervorrief, nichts
für mich und meine späte Stunde sind.

AMARU

(beugt ein Knie)

Dein Wink ist Amaru Befehl. Darf nun
der Wächter deines Hauses, Amaru,
der Hüter deiner Felder, Amaru,
der Führer deiner Waffenträger, Amaru,
von dem Erhabnen eine Gnade sich
erbitten: gleichsam treuer Dienste Lohn?

PROSPERO

Wie seltsam: eingezogen lebt ich hin.
Vor meiner Tür die heilige Bettlerschale,
in der zu Gift wird alles, außer was

mildtätig sich aus freiem Herzen schenkt:
sie war's, die mit Almosen mich ernahrte.
Nun aber drängt von allen Seiten sich
ein Heer von Gläubigen um meine Zelle,
als sei ich ein verarmter Kaufherr, der,
nur immer lieh und alles schuldig blieb,
und noch dazu ein Lügner und Betrüger.
Bin ich das alles? Nein und wieder nein!
Wenn ich nun von euch gehe, geh ich von euch
zwar mit des Dankes Schuld beladen, doch
mit keiner andren: arm, so wie ich kam.

AMARU

Wie nennst du uns, o Herr, wenn du dich arm nennst?
Der Zauberspruch von deiner Lippe macht,
daß Ödeneien lernen Früchte tragen.
Die Wünschelrute schwingt in deiner Hand,
schlägt aus und zeigt verborg'ne Schätze an:
Gold, Wasser, Salz und Kohle in der Erde.
Von deinem Munde gehen Worte aus,
die binden oder lösen. Und du bandest
und löstest, wann du wolltest, Amaru.
Befiel, so wird zum Tiger Amaru,
oder mach ihn zum Gott mit einem Mundhauch.

PROSPERO

So sprich. Es wird sich zeigen, Amaru,
wie wenig ich vermag von alledem.

AMARU

Schenk mir Tehura, Heiliger, für mein Wigwam.
— Du schweigst? Warum schweigt der Ehrwürd'ge
nun?
Er weiß wohl, daß sein Wort allmächtig ist,
drum hält er's hinter fest geschloßnen Lippen.

PROSPERO

Noch tiefer laß mich erst verstummen, o
du brünstiger Jüngling. Kühle deine Glut,
bis mich ein andres Schweigen überkommt,
das sie als reife Frucht dir in den Schoß wirft.

AMARU

So sprach der Tonatiu schon oft zu mir.

PROSPERO

Behagt mein Wort dir nicht, der Weg ist frei,
frei deine Rede, und dort steht Tehura.

TEHURA

(richtet sich hoch auf).

O heiliger Vater, deine Worte straften
wie bittre Geißeln mich mit dunklen Striemen.
Da du mich einer toten Frucht vergleichst,
die ein unsauberer Geist vom Baume schüttelt.
Doch wenn du strafst — du strafst nicht ohne Grund! —
hilf mir den Fehl, um den du strafst, verstehn.

Doch du, hast du vergessen, Amaru,
aus welchem Blute ich entsprossen bin?
Verachtest du die heiligen Gelübde
der gottgelobten Tempelbraut? Wagst du
durch niedriges Gelüst mich zu besudeln?

AMARU
Glaubst du nicht an die Macht des Tonatiu?
Steht's nicht bei ihm, zu binden und zu lösen?

TEHURA
O Weiser, Gottgesandter, du erhebst
und läuterst, was im Niederen dir begegnet,
doch ferne liegt es dir, das Strahlende
zurück, in niedren Dunst hinabzustoßen.

PROSPERO
Vertagt den Zwist. Ich höre Pauken dröhnen —
Wie wunderlich! Wohl muß es wichtig sein,
was Oro, deinen Vater, an der Spitze
des Volks, mit allen Häuptlingen hierherführt.
(Unter eintönigem Lärm indianischer Pauken nähert sich eine Volksmenge Eingeborener. Voran eine Gruppe Priester, von Oro geführt; dann Häuptlinge mit prächtigem Federschmuck. In gemessener Nähe wird auf Wink Oros das Trommeln eingestellt. Nach feierlicher Stille und feierlicher Begrüßung beginnt Prospero hochaufgerichtet)
Kehrst du so schnell zurück und so gerüstet,
Oro mein Mittler?

ORO

Großer Wanderer,
zum letzten Male siehst du mich als Mittler,
gerüstet auch, und zwar gerüstet mit
dem einigen Willen meines ganzen Volkes.
Magst du ihn hören, sprich, und ich darf kurz sein.

PROSPERO

Kommst du zu fordern, denke, daß ich arm bin.
Bringst du mir Bürden, wisse, ich bin schwach.
Bringst du mir Gaben, seien's solche nur,
die eine Bettlerschale fassen kann.

DIE INDIANISCHE MENGE

(in einem begeisterten Aufschrei)

Sei unser König! Herr, sei unser König!

ORO

Du hast den tausendstimmigen Ruf gehört
o Sonnenheiland! Wie ein heiliger Sturm
hat meines Volkes Seele sich beflügelt
und brausend ihren Willen kund gemacht.
Du siehst, er spült den Damm hinweg, es braucht
jetzt eines Mittlers nicht mehr, wie bisher.

PROSPERO

Ihr dunklen Männer dieser heiligen Insel,
was fällt euch bei? Seht doch mein weißes Haar,
gedenkt der Bürde meiner hohen Jahre.

DIE INDIANISCHE MENGE

Sei König, König! Herr, sei unser König!

(Pyrrha tritt aus dem Hause, stolz, kühn, befremdet.)

PYRRHA

Was ist das für ein Lärm? Was ist geschehn?

DIE INDIANISCHE MENGE

Die rote Sonnentochter, seht doch, seht!
Yakka, die Himmelsfrau! Die rote Göttin!

PROSPERO

Sie wollen mich zum König machen, Pyrrha!

PYRRHA

Du bist erschüttert, bebst. Du weinst, mein Vater?

PROSPERO

O wüßtest du, mit welchem blut'gen Hohn
das Schicksal mir vernarbte Wunden aufreißt,
was es mir nahm, und was es jetzt mir anträgt.
Verwundet durch Verlust, geheilt durch Weisheit,
packt des Geschickes Faust mich nochmals an
und will mich zwingen, ein Geschenk zu nehmen,
das mich zuletzt zum Kinderspott entwürdigt.
Und doch: und doch . . . wieviel regt sich in mir
von lieben, eitlen, totgesagten Kräften.

Der Nerv des Herrschers sengt mit Feuer mich,
und während Hohn in meinen Kiefern knirscht,
wütende Scham mir fast den Atem abpreßt,
schließt glühender Triumph in meine Wimpern
und macht mir beide Augen übergehn.

DIE INDIANISCHE MENGE

Er weint! Er gleicht dem Gotte in der Sonne!

ORO

(nur zu Prospero)

Antworte, Herr, das Volk wird stutzig, es
zerspaltet sich sein einiger Wille leicht.

PROSPERO

Du hast an einen Abgrund mich geführt
und von zwei Dingen mir die Wahl gelassen:
dem Sturz hinunter oder einer Krone.
Was sagt Tehura?

(Tehura nimmt aus der Hand Oros eine Binde und legt sie Prospero ums Haupt.)

DIE INDIANISCHE MENGE

Seht, die Tempeljungfrau
legt ihm die heiligen Binden schon ums Haupt.
Heil unserm Priesterkönig! Heil dem König!

ORO

O, König, mir, dem Hohenpriester, ziemt's
als erster dich mit diesem Ruf zu grüßen.

Und nun gewähre mir die Gnade, dir
als Pfand für ewige Treue das zu bieten,
was auserlesen war, die ersten Weihen
um deine Schläfe dir zu winden. Nimm
das Beste, was ich habe, nimm es hin:
die Königin! von gleichem Gottesblut
entstammt wie du, Tehura, meine Tochter.

PYRRHA

Plagt diesen alten Wilden Wahnsinn, Vater?

PROSPERO

Was sagt Tehura?

TEHURA

Dies nur: nimm mich hin!

(Prospero nimmt Tehuras dargereichte Hände. Amaru springt vor und erhebt die Keule, um Prospero zu erschlagen. Er läßt die Waffe jedoch wieder sinken.)

AMARU

Dem Lästerer der Götter Krieg, Krieg, Krieg!

(Er entspringt.)

PROSPERO

Wer war das?

ORO

Der Empörer Amaru,
der lange schon im Volke tückisch umschleicht

und Zwietracht sät. Er sei verflucht, verflucht! —
Und nun sprich selbst zum Volk, sprich ihm vom Opfer.
Sag', was es hören will und tu hernach,
was deiner beßren Einsicht würdig scheinet.
Sag' etwa: heiligen Gebräuchen treu
soll nun das große Opfer der Versöhnung
alsbald vollzogen sein. Nicht wirst du, sprich,
der Gottheit reinen Blutes Zoll verweigern.
Sprich so, nicht anders, und sie werden dir
den Saum des Kleides küssen, ja sie werden
sich selig preisen, wenn du sie nur anblickst.

PROSPERO

Gedenkt des Opfers! Rüstet euch zum Opfer!

(Brausender Jubel des Volkes.)

ZWEITER AKT

Das Innere einer Felshöhle. Auf Laublagern, von Brettern begrenzt, liegen Astorre sowohl wie Lapo schwer krank. Elend sind die Kleiderreste, die sie am Leibe haben. Lumpen sind ihre Decken. Astorre ist ein Jüngling von edlen Gesichtszügen. Lapo schwarzhaarig und schwarzbärtig. Dello, ein untersetzter Kerl, mit dummpfiffigen Gesichtszügen. Er ist in den Vierzigen, Astorre, etwa fünfundzwanzigjährig, Lapo hoch in den dreißiger Jahren.

Die Höhle ist notdürftig bewohnbar gemacht. Irgendwo brennt ein kleines Feuer, nicht weit davon steht ein irdener Wasserkrug. Eine Armbrust, eine Donnerbüchse und einige Beile hängen an der Wand. Der Ausgang, ein mannshohes Loch, ist durch eine rohe Tür verschlossen. Ebenso roh ist ein Tisch zusammengeschlagen; als Sitzgelegenheit dienen einige Holzblöcke.

Dello spaltet Holz.

LAPO

(im Fieber)

Gold! Gold! Wascht! Körner! Klumpen! Barren! Gold!
Ein Sieb! Nehmt Siebe! Watet in den Fluß!
Fangt auf! Fangt auf! In Wolken kommt der Goldsand!
Herrgott: mein Tiegel! Mein Schmelztiegel! O
ihr Lumpenhunde habt ihn mir gestohlen!
Wie? Soll ich denn ersaufen? Rettung! O!

DELLO

Großfressiger Schuft: der Kerl ist am Verrecken
und nimmt trotzdem das Maul so voll wie je.

ASTORRE

Wasser!

DELLO

Ja freilich, alles ward zu Wasser.
Ganz richtig, mein Vermögen ward zu Wasser.
Ein Schiffsraum Ware: Wasser! Nabobschätze,
Pläne, Projekte und Profite: Wasser!

ASTORRE

Dello, gebt mir ein wenig Wasser! Hört Ihr?

DELLO

Was noch? Ein Faß Lacrimae Christi? Bitte!
Und wenn Euch etwa hungert, Prinz Astorre,
sagt: Teller! und schon liegt die Wurst darauf.

ASTORRE

Ich kann kein Wort verstehen, Freund, was schwatzt Ihr?

DELLO

Und ich kann Euch kein Wasser schaffen, Herr!
Der Scherb ist leer, und draußen brennt die Hölle.

LAPO

Ah, ha, ha, ha, da kracht's. Wir sitzen fest.
Die spitze Klippe steckt, wie'n Büffelhorn
in eines Gaules Wampe, fest im Mittschiff.
Verflucht! Ein Tau! Ein Boot! Jetzt mögt ihr pumpen.

DELLO

Brenn und verbrenne, schlechter Lumpenhund!
Gerechter Lohn für deine schwarzen Künste,
die uns zu dieser Unglücksfahrt verführt.

LAPO

(stürzt sich in Fieberraserei auf Dello)

Mein Tiegel! Du hast meinen Tiegel, Schuft!
Im nassen Hut kann ich das Gold nicht schmelzen.

DELLO

(stößt ihn aufs Bett zurück)

Gereck! Willst du denn ewig leben, was?
Giftbrocken, räudiger Hund, lebendiger Leichnam.
Er war's, der den Matrosen Pierre erstach
und dann von seinem Fleische aß, das Scheusal.

ASTORRE

Ist Euch mein Leben lieb, sprecht nicht davon.

DELLO

Meins ist mir lieber, Prinz, ich sag' es offen.
Springt mich das Pestgespenst noch einmal an,
so lüft' ich ihm mit diesem Dolch die Gurgel.

(Astorre tut einen tiefen Seufzer und wird ohnmächtig.)

DELLO

(tritt an sein Lager)

Was? Ist er tot! Hat ihn der Schreck getötet?
Nun, um so länger hält der Proviant. —
Ei, laß doch sehen: was hast du unterm Kissen?

(Er untersucht das Laublager nach Wertsachen.)

ASTORRE

(wacht auf)

Gott sei uns gnädig, wir sind Kannibalen.

DELLO

Was sagt Ihr? Eure Augen schielten so,
beinahe dacht' ich schon, Ihr wärt hinüber.

ASTORRE

Du willst mich morden, mich berauben, Dello.
Du wildes Tier, du willst mir tun wie Pierre.

DELLO

Wenn ich es wollte, könntet Ihr mich hindern?
Doch welchen Vorteil hätt' ich wohl davon?
Um zwanzigtausend Golddukaten habt
Ihr Herren Kavaliere mich betrogen.
Kocht ich auch nur ein Tausendstel davon
aus Euren Eiterlumpen mir heraus,
oder aus Eurem pestgeduns'nen Leichnam?

ASTORRE

Du Unmensch!

DELLO

Ach was, Unmensch, Unmensch, Unmensch.
Hat Gott und Teufel das aus mir gemacht:
was geht's mich an: Wo hätte Ton die Kraft
gegen die beiden Töpfer sich zu wehren?

ASTORRE

Der Fürst wird wiederkommen und dich züchtigen.

DELLO

Als Geist wohl, als Gespenst! Ja, anders nicht.
Hatte der Tiger mir ein Bisamschwein

geraubt und käm' das Bisamschwein nicht wieder,
's war bitterer, als daß der Zieraff' ausbleibt.

ASTORRE

Ich bin ohnmächtig.

DELLO

Ja, bei Gott, Ihr seid's.

ASTORRE

Ich ließe sonst dein Wort dir nicht so hingehn.
Doch Ormann kommt und wird dich züchtigen.

DELLO

Ich setz' Euch was darauf. Was macht mir das.
Mehr zücht'gen, als ich schon gezüchtigt bin,
ja, als wir alle sind, das kann kein Ormann.
Ein öder Strand, versprengt im Ozean,
Gewürm, Moskitos, Vipern. Mit Gefahr
noch das elende Restchen Leben drauf
zu zahlen, holt man sich ein Vogelei
zur Not herunter von den kahlen Klippen.
San Borondon! Ihr sagt: ein Fürst! ich sage
nur Schlingel, Schlingel! Mordest erst den Vater,
stürzt erst den Thron des Vaters um, treibt dann
Mißwirtschaft, bis man selber ihn davonjagt.
Läßt sich belehnen mit San Borondon

vom portugiesischen Re — ein Inselland,
das höchstens dort im Hirn des blatternarbigen
Schubiaks Lapo vorhanden ist. — Und wir,
mit sieben Kielen und fünfhundert Menschen,
haben nichts eiliger, als nur ja mit ihm
und allem, was wir haben, hier zu scheitern.
Gewürz, Zimmt, Nelken, Onyx, Chalzedon,
Gold, Pfeffer: freilich ja, ich wühle drin.
In Perlen! In Dukaten! Ein Padrao!
Wir stecken ihn in Vogelmist. Er kann
zu Ehren Portugals dreitausend Jahr,
ohne daß je von jetzt ein Mensch hier landet,
in Frieden und Gemachlichkeit verfaulen.

Ormann kommt. Er ist ein ungewöhnlich nerviger und schöner Mann von noch nicht dreißig Jahren. Seine Bewegungen verraten Kraft und einen kühnen und freien Anstand. Rotblondes Haar fällt bis auf seine breiten Schultern. Blonder Bartflaum bedeckt seine Oberlippe; ein gepflegter kurzer Spitzbart sein Kinn. Wie Pyrrha, mit der er nach Hautfarbe, Gesichtszügen, Gestalt und Bewegung Ähnlichkeit hat, führt er Armbrust, Jagdspeer und Jagdmesser. Das blutende Fell eines frisch erlegten Tigers hängt über seiner Schulter.

DELLO

Ihr seid's?

ORMANN

Ja, wie du siehst, und noch am Leben.
Und wie geht's euch, Kamraden?

DELLO

Nun, soso, lala!

ORMANN

Habt Ihr die Kranken gut gepflegt,
Patron?

DELLO

Ein wenig wohl, wie ich's verstehe.

ORMANN

Drei Tage war ich fort. Ich habe viel
gesehn und viel erlebt in den drei Tagen,
ein wunderreiches Eiland, sag' ich dir.

DELLO

Moskitos, ja, Gewürm sechs Ellen lang.
Ameisen, groß wie Mäuse! Mäuse, groß
wie Ratten! Ratten wie Kaninchen groß.

ORMANN

Gut, das mag sein: doch hörtet Ihr, wie ich,
das rumpelnde Gewitter in der Erde?
Nah am Gebirgsfuß gab es Stoß auf Stoß,
und Steine prellten ellenhoch vom Boden.

DELLO

Hier plumpsten Axt und Armbrust von der Wand.

ORMANN

Ich bin sehr hoch geklettert im Gebirge.

DELLO

Zu tollkühn waret Ihr von je, Erlaucht.

ORMANN

Ach was! Ihr dachtet wohl, der kommt nie wieder?
Unkraut verdirbt so leicht nicht. Merkt Euch das.
Auch weiß ich meistens, was die Uhr geschlagen
und kehr' im rechten Augenblicke um.

DELLO

Erlaucht! was schlug dort oben für 'ne Uhr?

ORMANN

Hier drin, mein Herz, mein Puls, und zwar mit
Hämmern!
Sie schlugen, daß mir übel ward davon
und beide Schläfen mir wie Glocken dröhnten.
Ihr sollt die Uhr auch schlagen hören, Dello,
wenn Ihr das nächstemal mit mir hinaufsteigt
bis dorthin, wo mein Mut zu Ende war.

DELLO

Mein Mut ist so schon auf der Neige, Herr,
ja mehr, ist fort, als wär' er fortgeblasen:
ich müßte, braucht' ich neuen, borgen gehn.

ORMANN

Echt Dello! Das ist echt! 'ne echte Antwort
und würdig Dellos, unsres Schiffspatrons.

Nun, kurz, mir trat auf beide Lippen Blut,
Schwindel ergriff mich, riß betäubt mich rückwarts,
und zwang mich leider so, vom letzten Ziel,
den Gipfel zu erreichen, abzustehn.

DELLO
Und welchen Gipfel meint Ihr?

ORMANN
Nun, doch den,
der alle andern überragt, den Schneeberg.

DELLO
Den Höllenberg, den rauchenden Vulkan,
der nachts mit Feuersbrunst die Gegend hell macht?
Was war für einen Mann von Eurer Art
dort oben wohl zu krebsen und zu fischen?

ORMANN
Nun davon später mehr und mancherlei.

DELLO
Ihr regnet Blut.

ORMANN
Ja, und die Bestie hat,
schon nah beim Biwak, mich noch aufgehalten.

DELLO

Ein Tiger!

ORMANN

Ja, erst schoß ich den Fasan.
Der Tiger ist nicht weit, wo dieser nah ist.
Das wußt' ich. Und so war's. Was sollt' ich tun,
als ihn mit meinem Spieß ein wenig kitzeln.
Auch dacht ich mir: das Fell ist für Astorre,
der es am Ende jetzt gebrauchen kann.
Wie geht's ihm?

DELLO

Ja, du heiliger Damian,
er fällt von einer Ohnmacht in die andre.

ORMANN

Gebt acht, bald rafft der Prinz sich wieder auf.
Und wie geht's mit Lapo?

DELLO

Nun gebt nur acht,
er steht schon auf dem Punkt, es selbst zu sagen.

LAPO

(hat Ormann, auf den Rand des Lagers gestützt, seit seinem Eintritt unverwandt angeklotzt. Nun beginnt er im Fieberwahnsinn)

Fürst Ormann, Diebe, Diebe! Meinen Tiegel!

Sucht mit mir. Sucht! Du Schuft hast ihn gefunden.
Und dabei fliegt der Staub: Gold! Alles Gold!
Am Himmel Gold! Ein Riesenklumpen Gold!
Schafft den Schmelztiegel her. O, Niedertracht,
wo ist er? Ihr versteckt ihn mir! Ich lag
darauf, und jetzt ist er verschwunden.
Ich renne, suche, ihr habgierigen Hunde
wollt mich aufhalten . . . . renne, suche . . . packt
euch fort! Ihr freßt mein Gold! He: Gold!
Es regnet Gold. Die Ströme strömen Gold,
und in der Erde poltert's . . . . donnert's: Gold!
Erlaucht, helft meinen Tiegel suchen, helft!
Ich bin verloren, ein verlorner Mann,
wenn mein Schmelztiegel . . . . mein Schmelztiegel! O!

ORMANN

Gebt ihm doch irgendeinen Tiegel, Dello. –
Ein wenig graut's mir fast vor dir, Lapo,
doch mag es sein, du bist ein guter Bursche,
und morgen kommst du wieder zu Verstand.

DELLO

Dann, scheint mir, war der Bursche übler dran
als so, Erlaucht: denn wie ist unsre Lage,
und welch Geschick erwartet uns, als hier
fern von der Menschheit langsam zu krepieren.

ORMANN

Meinst du? Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Wer weiß!
Astorre, Herzensfreund, wie steht's, was machst du?

ASTORRE

O, mein geliebter Fürst, jetzt steht es gut,
doch Höllenqualen litt ich, als du fort warst.

DELLO

Das Fieber hat ihn mörderisch geschüttelt.
Er weiß nicht, wo er ist: und was er sieht,
sind wüste Einbildungen und Gespenster.

ASTORRE

Eh du noch einmal fortgehst, töte mich,
sonst bleib ich unterm Messer dieses Schlächters,
dem ich für diesmal noch zur Not entging.

ORMANN

Was heißt das?

DELLO

Tausend, Herr, ich rat Euch, glaubt ihm!

ASTORRE

Ich rede nicht von Euch! Rück näher! So!

DELLO

Er wird Euch Dinge in die Ohren raunen,
gruslich, daß Eurer Hoheit Hören und
Sehen vergehen wird, ich will darauf wetten.

ASTORRE

O, Schurke! – Er hat recht, ich bin im Fieber,
ich rede irre. Eine Hölle tobt
in meinen Adern. Ich verbrenne in
den Flammen. Wasser! Wasser! Einen Trunk!

DELLO

Der Krug ist leer.

ORMANN

So geh und schöpfe, Dello.

DELLO

Meint Ihr?

ORMANN

Du etwa nicht? Und spute dich.

(Dello gehorcht, wenn auch tückisch und unwillig. Er nimmt den Krug und geht.)

ASTORRE

Er wollte mich verdursten lassen, Ormann.
Und dort im Winkel hat er Gift geschabt
von einem gelben Stein, mich zu vergiften.

ORMANN

Nun bin ich bei dir, sei ganz ruhig, Freund.

ASTORRE

Du glaubst mir nicht.

ORMANN

Gewissermaßen wohl.
Nur kenn ich unsren braven Schiffspatron
bisher als biedre Haut und braven Seemann.

ASTORRE

Er haßt uns, Ormann, sinnt auf Rache, schwört,
wir hätten um sein Leben ihn betrogen.
Und wenn der Augenblick ihm günstig dünkt,
wird er uns hinterrücks den Garaus machen.

ORMANN

(lachend)

Doch vorher knüpf' ich ihn an einen Baum,
dort mag er mit den Geiern sich befreunden —
Doch Gott verhüt's. Der brave, alte Mann,
er ahnt wohl nicht, wes wir ihn hier bezichtigen.
Schon kommt er mit dem Trunk. Trink und hör' an.

DELLO

(Dello kommt mit dem Wasserkrug)

Ich bin ein ausgepreßter Schwamm, ich habe
mein ganzes Körperwasser in den Kleidern.

Ja, Dello! Dello hier und Dello da!
Wäre er nicht, was würde aus euch allen.

LAPO

(schreit)

Elftausend vollgewichtige Dukaten
nebst neun Realen, dreißig Marevedis
kommen auf mich, du Hund von Schiffspatron.
Gib sie heraus, sonst mach ich dich zum Leichnam.

DELLO

Projektenmacher, Schwindler, Gauner! Schweig!

(Zu Ormann)

Ihr seht, ich war nicht faul, dieweil Ihr weg wart.
Ist nur die Hälfte wahr von alledem,
was mir der Leumund dieser Höhle anhängt,
so bin ich nicht mehr der geplünderte
Schiffbrüchige, sondern bin ein schlauer Kaufherr,
der auf Dukaten und Schiffslasten sitzt,
Oxhoften Weines, Fassern Pökelfleisch
und feinster Mortadella da Bologna.

(Ormann lacht heftig, während Astorre trinkt)

ASTORRE

(nachdem er getrunken)

Das labt!

ORMANN

Und da nun dies schon dich gelabt,
Laß dir noch mehr des Labenden erzählen:

denn davon wahrlich bring ich mancherlei
von meiner Streife mit, sofern mir recht ist.

ASTORRE

(nimmt heimlich flehend Ormanns Hand)

Ormann, mit mir ist's aus. Ich sterbe.

ORMANN

Nicht doch!
Du wirst noch manchen Strauß mit mir bestehn
und manches lustige Abenteuer. Morgen
bist du wohlauf und guten Mutes, Freund.

ASTORRE

Wo warst du?

ORMANN

In der Zone ewigen Schnees.

ASTORRE

Glückseligster: griffst du und balltest ihn
und nahmst ihn in den Mund?

ORMANN

Das alles tat ich.
Es war wie auf dem Monte Generoso,
oder sonstwo im Alpenwall daheim.
Wie weit wird auf den Höhen doch die Brust!
Ich spür' es noch in eurem dumpfen Glutbad.

ASTORRE

Könnt' ich noch einmal dort hinauf mit dir,
eh ich im Tod erblinde, Ormann.

ORMANN

Morgen,
Liebster, nehm ich dich huckepack mit mir.
Dort steht die Tanne unsres Apennins.
Du kannst lompardische Birkenreiser brechen
und Blümchen pflücken, so wie diese hier.

ASTORRE

's ist Enzian, bei Gott.

ORMANN

Gemach, hör' weiter.
Das ist das einz'ge blaue Wunder nicht.
Du wirst dein blaues Wunder erst erleben:
denn von dort oben siehst du Kanaan,
siehst das gelobte Land zu deinen Füßen.

DELLO

Luftspiegelung.

ORMANN

(lachend)

Echt Dello!
Nun, laß gut sein.

So unfruchtbar, als diese Seite ist,
so üppig wuchert's jenseits des Gebirges –
das uns nicht eine Wasserader spendet
und drüben Bäche brausend niederschickt,
die sich zu Strömen breiten in der Tiefe. –
Ich zählte ihrer vier und nannte sie
im Geiste: Pison, Gihon, Hiddekel
und Frat, den Flüssen gleich im Garten Eden.

DELLO

San Borondon.

ORMANN

Wieso San Borondon?

DELLO

Eure Hoheit hat sie mir doch oft geschildert,
die Wunderinsel, auf dem Admiralsschiff.
Sie schwamm im Himmelblauen vor uns her,
fast greifbar immer. Und wie manches Mal
sind wir in goldne Buchten eingesegelt
mit waldgekrönten Höhn und üppigen Triften,
doch leider, leider ohne Ankergrund.

ORMANN

Echt Dello. Er wird noch nicht glauben, wenn
ich Milch und Honig ihm zu trinken gebe.

DELLO

Seewasser war's, was wir zuletzt geschluckt.
An Honigmilch könnt' ich mich nicht erinnern.

ORMANN

Warum auch sich erinnern? Blick doch vorwärts!

DELLO

Doch hinter mir liegt all mein Geld und Gut,
Reichtum für Fische auf dem Grund des Weltmeers.
Und all das, weil ich vorwärts sah mit Euch
und das Geschwader, weil Ihr es so wolltet,
wider die Klippen dieser Küste trieb,
wo es denn krachend auch zersplitterte.

ORMANN

Nun, putziger Hamster Dello, nichts für ungut.
Doch sag', gingst du nicht auch der Nase nach,
als Wolken Duftes uns auf hoher See
die Luft aus irgendeinem Paradiese
mit lockender Musik getragen brachten?
Hast du nicht goldne Hesperidenäpfel
eifrig, von Bord aus, in der See gefischt,
weil sie sich häuften fast vor unserm Bug?
Und viele köstlich süße, fremde Früchte,
dergleichen keiner von uns allen je
verzückt gekostet und entzückt geschaut?

DELLO

Es war der Satan selbst, der uns die Straße
nach diesem Teufelseiland so gepflastert.
Erst kam Brot, Frucht, Musik und Überfluß,
dann Hunger, Not und Menschenfleisch als Nahrung.

ORMANN

Schweig! Meine Langmut ist am Ende, Dello.
Du kennst mich. Ungefragt nur noch ein Wort ...
Du liegst geknebelt joppend auf der Erde.
(Dello schleicht knurrend in den Hintergrund)
Ungläubiger Narr! Er ruht nicht, bis man wild wird.
Er traut allein dem Beutel, der gespickt ist,
ich aber traue einzig meinem Stern! —
Du traue mir und dem, was ich berichte.

ASTORRE

Sprich, Ormann, sprich: wem trauen, wenn nicht dir!

ORMANN

Zunächst vernimm: die Insel ist bewohnt:
nicht menschenleer, wie wir bis jetzt vermutet.
Auch muß ein Volk jenseits der Berge wohnen,
das mit dem Zirkel und dem Lot Bescheid weiß.

DELLO

Der Himmel gebe, daß Ihr hierin irrt;
wo nicht, so hausen drüben Kannibalen.

und deren Bauch wird sicher unser Grab.
Allein ich alter Seemann weiß es besser.
Höchstens wohnt hier der Teufel Setebos
und zeugt Mondkälber mit verfluchten Bestien.

ASTORRE

Antworte nicht, sprich weiter, Ormann!

ORMANN

Wohl,
ich fand ein Hochtal, steinicht, und inmitten
fängt sich das Gletscherwasser. Zwischen Blöcken
von Flechten, grün wie altes Erz, liegt still,
als wie von Ewigkeiten unbewegt,
ein See, ein Teich! So tot, als bilde ihn
dieselbe Flut, die mit dem Ruderschlag
zu kräuseln, mit den Kielen zu belasten
dem heiligen Totenfährmann nur erlaubt ist.
Glaub' mir, ich folgte nicht den Lockungen
der Luft, als ich beschloß, in diesen Abgrund,
in dieses Höllental hinabzuklettern
vom Grat, auf dem ich stand. Kein Lüftchen ging,
kein Vogellaut ward hörbar, selbst der Flug
des Schmetterlings, der Motte würde hier
geklungen haben. Als ich unten stand
und aufsah zwischen den Zyklopenwänden,
sah ich den glüh'nden Tageshimmel schwarz

und voller Sterne. Sterne spiegelte
der Teich, als ich am Ufer stand. Denk' ich
an jenen finstren Doppelabgrund, der
sich so mir auftat... Doch was red' ich: nur
das Auge kann das Auge fassen. Das
unendliche Gesicht allein umfaßt
die Welten des unendlichen Gesichts.
Des Schweigens ungeheure Majestät
allein erfaßt das Ewigschweigende.
Was ich dort oben wußte, sah, empfand,
macht es mir furchtbar deutlich, daß ich stumm bin.

ASTORRE

Wirst du mir zürnen, wenn die Tiefe dessen,
was du jetzt sprachst, an jemand mich erinnert?

ORMANN

Zürnt' ich dir je? Auch ahn' ich, wen du meinst.

ASTORRE

Wer sprach so, außer dir, wenn nicht dein Vater?

ORMANN

Nun ja, um kurz zu sein: das Kesseltal
schien mir vertraut und fremd, wie eine Schwelle
zu einem fremden Hause, die ich oft
im Wachen wie im Traume überschritt.

Der See glich einer Platte schwarzen Stahles,
die ein abgründisches Geheimnis schließt,
es furchtbar ahnen läßt und drohend zudeckt.
O, welche fürchterliche Nähe mir
da eiseskalt ans Herz griff! Und zugleich
wie hoffnungslos stand ich im weiten Raum
des Alls. Nie war ich so verlassen. Niemals!
Und niemals doch so nah hinangedrängt
mit jedem Puls ans ungeheure Schicksal
von Mensch und Welt. Hat sie vielleicht ein Gott
fluchend gerissen aus dem Nichts und brüllend
wie Myriaden Donner, voller Wut
in ihre fürchterliche Bahn geschleudert?
Und wem, wem galt sein Haß? Uns Menschen? Und
was und von welchem Volke sind wir dann,
daß wir ihn auf uns ziehen konnten? Wer
ist unser König? Unser Herr und Gott?
Wo sind die Brüder unsres Bluts? Wo
die Schwestern? Bleibt der Rasende vielleicht
auf ewig unversöhnt? Ist er am Ende
versöhnt und hat er seinen Zorn vergessen
und seine Tat und seine Welt, die ihm
entsprang und dann für immerdar entschwand?
Wer aber wird uns dann erlösen, wenn
wir so verschlossen, so vergessen sind
in diesen starren und vergeßnen Trümmern?
Was hilft es uns, zu unserm Vater beten,

wenn er nicht hindern konnte, daß ein Feind
so umsprang mit den Kindern seines Bluts?
Wann kommt der gute, wann der starke Hirte
mit der allmächt'gen Liebe in der Brust?
Der Liebe, die zugleich allwissend ist,
und findet die versprengten Schafe wieder?
Der Allesfinder! Allversöhner! All-
vereiner! Allbeglücker! Allerleider!
Er, der zuerst ein Allbesieger ist?

DELLO

O Gott, Ihr macht mich melancholisch, Fürst,
Ihr neigt zum Tiefsinn. Rupfen wir die Hühner.
Ihr tragt die Schuld, wenn unser Stückfaß Rum
sich heute um ein volles Quart erleichtert.
Mir wird ganz wirblicht; welcher Mückentanz
von Fragen. Wenn mir recht ist, Prinz,
habt Ihr ein Dutzend Male Gott gelästert.
Und wärt Ihr nicht so weit vom Schuß, wahrhaftig,
Ihr müßtet auf dem Holzstoß schmoren. Nun,
auch darin seid Ihr Eures Vaters Sohn.

ORMANN

Sprich nicht von meinem Vater, Dello.

ASTORRE

Wirf
die Bestie doch vor die Türe, Ormann.

ORMANN

Nun wohl, ich fand an dieser Geisterstätte
voll lastender Magie ein Artefakt,
will sagen, fand ein kleines Heiligtum,
erbaut von Menschenhand.

ASTORRE

Wie sah es aus, Freund?

ORMANN

Geduld. Es schien ein Haufen Steine mir,
zufälliges Geröll, wie alles andre
von weitem, das chaotisch an den See tritt.
Doch traf ich bald den schmalen Eingang zwischen
zwei unbehau'nen Pfeilern von Basalt.
Ein Balken, eine Platte krönte sie
vom gleichen Urgestein. Ich trat ins Innre.
Zyklopenblöcke bildeten die Wände
des Hohlraums, unbehauen, ohne Mörtel,
doch nach dem Lot gefügt und nach dem Zirkel.
Fast kreisrund, eine runde Trommel, wie
der Splitter lehrte, von Obsidian,
aus einem mächt'gen Stück gemeißelt, fand ich
im Tempel aufgestellt. Ich schlug mir Licht.
Die Oberfläche trug das Bild der Sonne
vertieft. Ein rundes Becken war der Ball,
die Strahlen bis zum Trommelrande Rinnen.

Nur eine dieser Rinnen, tiefer als
die anderen, durchbrach den Limbusrand.
Hier fließt das heil'ge Opferblut herab
und schenkt sich übertretend an die arme
verdammte Menschheit, die es schaudernd auffängt.

ASTORRE

Mich graust's ein wenig.

ORMANN

Nun, dies war die dunkle,
nun kommt die heitre Seite des Berichts.
Ich will nicht von gehäuften Menschenschädeln
und Höhlen voll Gebein, die ich gesehn,
dich etwa noch zum Schlusse unterhalten,
sondern du sollst das Unbegreifliche,
das Unerhörte nun mit Staunen wissen,
das, wie ich's mir vergegenwärtige,
noch jetzt mir meine Brust fast springen macht.
Lache nun oder lache nicht: ich sah
dort oben . . . ja, was sah ich wohl? — Ein Weib!
Olivenfarben meinst du? Weit gefehlt!
Du lächelst: lache frisch und frei heraus,
nenne mich toll! Denn ich beschwöre dir
die Wahrheit meiner Worte auf die Hostie.
Ich sah ein junges Weib von weißer Haut,
Punktum! War's eine von den Menschentöchtern?

Das
entscheid ich nicht. Mir wahrlich schien sie mehr.
Sag ich Sandalen, Köcher, Bogen, denkst
du sicher an die Göttin Artemis
und meinst, mir sei ein Marmorbild erschienen,
wie sie die Sale schmücken im Palast
daheim. Jawohl. So ist's. Nur war's lebendig.
Es war von Fleisch und Blut und nicht von Stein.
Und das ist mehr, weil Leben mehr als Tod ist.
Und hier war kein Gebild aus Menschenhand,
sondern, ich würde etwa sagen mögen,
aus Götterlenden. Roten Haares Fülle,
das um den Kopf ihr saß als Helm von Gold,
schien auf den Sonnengott als ihren Vater,
auf Helios mir geradezu zu deuten.
Ich bin verrückt, nicht wahr? Zum mind'sten
glaubst du's.
Dann bleib' ich auf dem Wege der Verrücktheit
und wage keiner, mich zurückzurufen.
Mag sein, ich war erhitzt. Mühsames Steigen
hatte mein Blut erregt. Doch was ich sah,
war wirklich und nicht Ausgeburt des Fiebers.
Sprich nicht. Ich will jetzt nach der Schnur berichten.
Ein Punkt stand hoch im Blauen über mir,
und plötzlich ward er größer. Kam ganz nah
und ward zum riesenhaften Lämmergeier,
und plötzlich überschlug er sich und plumpste

mit dumpfer Wucht aufs Erdreich. — Da kam sie —
o, welch ein leichter, königlicher Sprung!
O, welche Schenkel, welche herrlichen
Gelenke! Welches Knie und welcher Arm!
Mit einem Schrei erwürgte sie den Geier:
ein Schrei, den Echo hundertfach zurückgab.

ASTORRE

Ormann, ich muß dich unterbrechen, Freund
und Bruder. Etwas tritt an mich heran,
ich fühl's, das streng und unerbittlich ist,
und was es fordert, duldet keinen Aufschub

ORMANN

Astorre, Freund und Bruder, was bewegt dich?

ASTORRE

Ich hätte dich nicht unterbrochen, Prinz,
Fürst, Freund und Bruder Ormann. Doch es ist
in mir das erzne Schlagwerk einer Uhr,
das unverbrüchlich mir mein Ende anzeigt.

ORMANN

Ja, nur nicht jetzt, in hundert Jahren.

ASTORRE

Ormann,
vergeblich ist's: laß das, du änderst nichts.

Du kamest froh von einem Tor zurück,
an dem sich abgeschiedne Seelen drängten
und Seelen solcher, die noch irdisch, doch
schon halb aus ihrer Haft entlassen sind:
die Seele deines Freundes war darunter.
Sieh mich so starr nicht, so erschrocken an,
denn grade darum geiz' ich mit der Zeit,
damit mein Ende sich nicht etwa dir
drückend, als Last, auf das Gewissen lege,
Selbstvorwurf oder Selbstanklage zeitige
und deines Geistes Sonnenflug behindre.
Wisse: ich lebte und war glücklich! Seit
du in mein Leben tratest: früher nicht.
Und wenn ich ungern scheide aus der Welt,
so ist es nur, weil du in ihr zurückbleibst.

ORMANN
Und was ist eine Welt, in der du nicht bist?

ASTORRE
Bruder, dein sonnenhaftes Auge macht
das Finstre hell, das Nebelhafte klar,
ja, es durchbricht mit unbesiegbarem Strahl
die schwarze Wetterwolke unsres Schicksals.
Und sieh, im Lichte dieses Strahles nehme
ich Abschied. Glücklich. Aufwärts geht mein Weg
mit ihm! Ormann, nun seh ich, was du nicht siehst.

Glaub mir, von Zaubern und von Wundern schwer
ist dieses Eiland. Die du heute sahst,
die Jägerin, wirst du bald selber jagen,
nur sie hast du von Jugend an gesucht.
Sie war das unbekannte Ziel, nach dem
dein ungestümes Wesen allezeit
hindrängte. Auch der Irrtum schwerster Schuld
vermochte nicht, mein Bruder, dich zu hindern,
zu landen am Gestade der Bestimmung.
Du bist am rechten Ort, am rechten Ziel.
Und wie ganz anders es dir immer scheine,
so ist's, wie ich es sage, anders nicht.

ORMANN

Stirb nicht, geh nicht von mir.

ASTORRE

Ich bleibe bei dir,
auch wenn ich von dir gehe, Leuchtender.

ORMANN

Macht Gott zum Seher dich in dieser Stunde,
so sage: hat mein Vater mir verziehn,
bevor er starb?

ASTORRE

Ich sehe deinen Vater.

(Er stirbt.)

ORMANN

Wo?

DELLO

Lauter, Fürst, sonst kriegt Ihr keine Antwort.

ORMANN

Nein, leiser, leiser, ruf ihn nicht zurück. —
Wo war's, wo sah ich dich zum erstenmal?
Im vollen Glanze eines Frühlingsmorgens.
Aus allen Fenstern hingen Teppiche,
fast brachen die Balkone und die Dächer
unter des Volkes Last. Ein schwarzer Hengst
mit Augen eines Höllendämons trug dich:
das war, als unsre Häuser sich versöhnten.
Und dann wardst du mein Freund. Erteiltest selbst
dir deinen Ritterschlag in einer Nacht,
als ich bei Spiel und Trunk Gewalttat übte,
und du sie ohne Wanken auf dich nahmst.
Mein ganzes wildes Schicksal nahmst du auf dich,
und endest nun inmitten aller Wirrsal,
dem Lande der glückseligen Kindheit fern,
schiffbrüchig, arm, auf weltvergeßnem Eiland,
in einem Felsenloch auf faulem Stroh. —
Doch was ist das? Musik! Hörst du das, Dello?
Ein klingender Zauber, scheint's, erfüllt die Luft,
als wollte er den armen Resten huldigen,

die kläglich diese Lagerstatt jetzt aufweist.
Nein, denn nun weiß ich's anders! Wohl, mein Freund!
Du selber bist es, dessen freie Seele,
getrennt vom Körper, himmlisch musiziert
und mir das Zeichen bringt von deiner Nähe.

(Man hört lautes Kampfgeheul von Indianern und ein gewaltiges Geräusch im Holz der Tür, das von hineingeschossenen Pfeilen und Speeren herrührt. Eine Speerspitze, die hindurchgedrungen ist, ragt herein.)

DELLO

Hört Ihr was Himmlisches? Ich nicht, Fürst Ormann.
Oder die Hölle wittert Engel hier
und kommt mit Teufelsdreck, sie auszuräuchern.

(Erneutes Geheul der Wilden.)

ORMANN

Grauenvoller Lärm, was ist das?

DELLO

Ziegenbock,
Katze und Wildsau, Ochse, Hund und Hahn
kommen mitsammen, scheint's, uns zu besuchen.
Im Ernst: wir sind nun fertig, es ist aus.
Denn dies Gebrüll und dies Getöse kenn' ich,
hört doch das Tamtam und das Muschelhorn!
Die Insel ist bewohnt von Kannibalen,
Sie haben uns erwittert: was denn mehr,
jetzt sind wir nur noch Fraß! Nun, prost die Mahlzeit!

LAPO
Fürst Ormann, Mörder, Diebe, meinen Tiegel!
Mein Gold! Dämonen rauben meinen Tiegel!

ORMANN
Am Ende würd' ich sagen, hätt' ich nun,
Toter, nicht dein Orakel im Gemüt
und sei es immerhin auch doppelsinnig,
denn am Gestade der Bestimmung landen
bedeutet wohl auch Sterben, und ein Ziel
kann auch der Tod sein. . . . . Einerlei, du gabst
zugleich mit dem Orakel mir ein Beispiel,
daß ich für jeden Fall gerüstet bin.

AMARU
(unsichtbar, von außen)
Ihr weißen Männer, hier steht Amaru.
Hier steht mit seinen Adlern Amaru.
Mit seinen Adlern, seinen Jaguaren.
Er ist ein Krieger, ist unüberwindlich.
Allein, euch bietet Frieden Amaru.
Es wünscht mit Eiden und Verträgen sich
euch zu verbinden Amaru. Gebt Antwort.

DELLO
Ich bin von Sinnen, faß mir an den Kopf,
Prinz. Spricht der Schuft nicht unsre eigne Sprache?

ORMANN

Ein Wunder, Dello, beim allmächt'gen Gott.

DELLO

Dies Eiland ist verrückt, so wahr ich lebe.
Gebt acht! Schon brüllt der Schuft von neuem. Still!

AMARU

(wie vorher)

Gebt Antwort. Meine Jaguare zittern
vor Blutdurst. Meine Königsadler schaudern
vor Jagdbegier. Sie werden euer Fleisch
zerreißen mit den Fangen und den Schnabeln,
wenn ihr die Freundschaft Amarus nicht annehmt.

ORMANN

Was ist denn nun die Freundschaft Amarus?

DELLO

Die Insel hat sich losgerissen, Fürst,
und treibt in einem Weinmeer, das gewürzt ist
mit Zimmet, Kardamom und Malagueta,
wovon der Durst uns wirr und trunken macht.

ORMANN

Mag sein. Laß die Gebilde unsres Wahnsinns
herein, und öffne weit die Türe, Dello,

dem Rausch, den Träumen, den Kobolden, die
vor unsrer Festung lärmen. Nur herein.

(Dello öffnet die Tür, und Amaru in prächtigem Kriegsschmuck seiner Federn, seiner Bemalung und seiner Waffen wird aufrecht stehend sichtbar. Hinter ihm die gedrängte Schar seiner Krieger.)

AMARU

Ja, du bist's, den ich suche, Tonatiu!
Du bist der echte, bist der wahre Sohn
des goldnen Gottes in der Sonne. Doch
vielleicht ist Zauber hier im Spiel, o Gottheit.
Du überstrahlst zwar gleich dem Taggestirn
den gift'gen Stern, des Licht ich tödlich hasse,
allein er ist verwandter Art, und du
im Glanze deines Hauptes bist ihm ähnlich.
Sei's: in Verehrung neig ich mich vor dir.

(Er beugt ein Knie.)

ORMANN

Versteh ich recht, lebt hier ein weißer Mann,
der deine Zunge unsre Sprache lehrte?
Ist's dir genehm, erzähl' uns mehr von ihm.

AMARU

Von ihm erzählen soll euch Amaru.
Er wird von ihm erzählen, Amaru,
wird euch von ihm erzählen, doch zuvor
verbindet euch mit Eiden und Verträgen
dem Rachezuge Amarus.

ORMANN

An wem?
Will Amaru, der Krieger, Rache üben?

AMARU

Er will die Priestermaske von der Stirn
des weißen Satans reißen, Amaru
will zeigen, daß er nicht ein Gottessohn,
vielmehr Sohn eines geilen Hundes ist.
Er will den geilen Hundessohn vom Thron
des Landes stoßen.

(Er zieht ein hölzernes Götterbild hervor.)

Hier ist Nama,
ist die allmächt'ge Rachegottheit Nama.
Unüberwindlich ist der Damon Nama.
Wie Sand am Meere sind meine Jaguare,
sind meine Adler, die zu Nama sich
verschworen haben. Ob du aus der Sonne
heraufgestiegen oder aus dem Meer
emporgetaucht, oder du nur ein Mensch bist,
vermische Blut mit meinem Blut, sprich Nama,
vollziehe mit uns die Gebräuche und
führe uns wider den Verfluchten! Er
stürze köpflings ins Meer der Finsternis.
Und dann sei Herrscher dieses Landes, nimm
den leeren Thron für dich, sagt Amaru.

(Die Krieger Amarus schlagen an die Schilde und erheben ein begeistertes Geschrei.)

ORMANN

Affen und Papageien meines Schicksals:
wer treibt so fürchterlichen Spott mit mir?

AMARU

Es ist nicht Spott, hier tröpfelt rotes Blut,
zum Schwure tropft's vom Arme Amarus.
Geritzt hat Amaru den Arm zum Schwur,
und Wolfsfraß oder Geierspeise wird,
wer nur um Haaresbreit' von solchem Eid
abweicht.

DELLO

Hier ist ein Messer, Prinz, nun flink,
und ritzt Euch. Wie man's macht, das wißt Ihr ja
vom ersten Male her noch sicherlich.
Was, Hölle, wäre hier zu überlegen?
Ihr lagt im Grab, die erste Schaufel Erde
kam schon herabgeschollert über Euch.
Ihr hörtet schon den Totengräber rülpsen
und seine Branntweinflasche glucksen. Ist's so?
Mit einem Ruck speit Euch der Tod ins Leben,
Ihr fliegt, Ihr brüllt im Flug vor Wonne auf
und sitzt auf einem Thron, wie festgenagelt.
Schön! Brav! Schon habt Ihr Euer Blut vereint.
Geschehn: Ihr seid für Tod und Leben Brüder.

ORMANN

Des Satans Macht ist furchtbar. Eben noch
dacht' ich, Gott habe mir mein Ziel gesetzt,
statt dessen setzt der Teufel mir ein andres.
Und Gott nahm eben einen Bruder mir —
Astorre, o Astorre, lichter Seraph! —
damit der Platz für einen schwarzen Sohn
der Hölle frei wird.

AMARU

Sage Nama!

ORMANN

Ja,
Ich sage Nama, schwöre Nama, ja!

DRITTER AKT

Im Tal des Opfertempels. Das Innere eines aus Fellen bestehenden, großen Zeltes. Von drei durch Teppiche und andere Gewebe abgeteilten, quadratischen Räumen, der mittlere. Die beiden andern sind rechts und links davon gedacht, je eine verhängte Tür führt dorthin. Die Gewebe und Vorhänge, durch die der Mittelraum gebildet wird, sind alte, prunkhafte indianische Stücke mit bunten Federn und viel Gold. Eine große Sonne von Gold und ein silberner Mond, ebenfalls alter Herkunft. Überall sind bizarre, altertümliche Bildnereien eingewirkt. Alles ist prächtig und königlich. Auf einem mit Brokaten bedeckten Tisch Bücher und Geräte.

Die Hinterwand des Raumes besteht ganz aus schweren Vorhängen, die, beiseite geschoben, den Blick in eine erhabene Gebirgswelt eröffnen. Alle Gipfel überragt ein mit ewigem Schnee bedeckter Vulkan. Einzelne Gewitter ziehen leise murrend langsam zwischen den Höhen umher. Leichte Zuckungen und Erschütterungen des felsigen Erdreichs sind zu bemerken.

Prospero, in der Gewandung eines indianischen Priesterkönigs, sitzt am Tisch, in Betrachtung versunken.

PROSPERO

Furchtbare Schöpfung, Ewigschaffendes,
das an das ewige Vergehen sich
ewig verschwendet! — Fürchterliche Schöpfung,
du ringend ewig-unvollendete,
die in ein Sieb schöpft! — Fürchterliche Schöpfung,
die eine Kreatur wie mich erschafft,
sie zu verworrnen Bildern eines Halbschlafs
erweckt und ihr den Blick in eine Welt
des unerwecklich tiefen Schlafes freigibt.
Oder ist dieser Erdfels etwa wach?
Etwa weil ich Bewegung Leben nenne
und sich das Meer, der Berg, der Lavastrom,
der Blitz, die Flamme, das Gewölk bewegt?
Wir nennen's Leben, was wir sehen: doch
mit tiefrem Rechte nenn' ich's Schlaf, ja Tod.
Furchtbare Schöpfung, die uns mit Magie
säugt, daß wir Träume haben müssen, die
sie um die fremden Glieder hüllt, wie Schleier,
um unser Sein unrettbar zu verwirren.

Wo wäre etwas, das uns nicht verwirrt?
Mutter, warum versteckst du dich und bist
doch magisch lastend sichtbar überall,
so heiß und kalt, so grausam und so liebreich,
so ewig und so flüchtig, so unendlich
und doch so kerkerhaft beengt, ein Bild
der Hoffnungslosigkeit und doch zugleich
der höchsten Hoffnung. Warum mischest du
den Duft der Äser und den Hauch der Blüten?
Und machst aus diesem jenen über Nacht?
Zeig' mir die Götterfrucht, die nicht zu Kot wird!
Furchtbare Schöpfung: warum machst du Mensch
und Tier zu Mördern? Schenkst das Leben dem
Todbringer? Den aus Tod Geborenen machst
zum Todgebärer du! Furchtbare Schöpfung,
die Leiden brütet aus dem Ei des Glücks
und aus dem Ei des Leides flücht'ge Freude...
kurz, die Magie gebiert und ewiges Blendwerk.
Sie zeigt das Kleinste uns und macht's zum Größten,
breitet Vergangenheit und Zukunft aus
wie unermeßlich weite Ländereien
vor uns und hinter uns: und alles das
ist Blendwerk eines einzigen Augenblicks,
unfaßbar klein, unfaßbar flüchtig und —
doch auch dasselbe wie die Ewigkeit.

(Er neigt sein Haupt und entschlummert. Tehura kommt von links, behorcht den Schlafenden, nimmt einen Wedel und fächelt ihn leise. Von draußen herein tritt Oro.)

TEHURA

Der König schläft.

ORO

Sei es ein heiliger Schlaf,
in dem der Himmel seine Zweifel löse.

TEHURA

's ist kein natürlicher Schlaf, mein Vater. Er
befällt ihn bleiern, wie ein zweiter Tod.
Sprich laut. Nicht können Worte ihn erwecken.

ORO

Tochter, sprich du. Denn warum bin ich hier?
Du weißt es, welche Sorge mich nicht losläßt.

TEHURA

Das Volk muß sich gedulden, Vater, bis
Erleuchtung fällt vom Himmel auf den Sohn
und niederglänzt vom Sohn auf alle Häupter.

ORO

Blick dort hinab. Das Tal des Todes wimmelt
von bunten Menschen zwischen bunten Zelten,
und immer wieder richten aller Blicke
sich hier herauf und nach der Felsenplatte,
wo sich des Priesterkönigs heiliges

Gezelt erhebt. Der Menge Ungeduld
wächst, und so mehrt sich auch die Zahl des Volks.
Sie hat sich fast verdoppelt seit dem Auszug.

TEHURA

Nun, und was weiter, Vater?

ORO

Es ist heut
der dritte Tag, der letzte Tag des Opfers,
und noch liegt alles um den Tempelsee
in regungsloser Stille da: es hat
das hohe Fest nicht einmal nur begonnen.

TEHURA

Laßt sie Ball spielen oder das Patolli.
Die Maskentänzer mögen hüpfen und
Tanzrasseln schwingen! Und die Possenreißer,
wo sind sie, die das Lager sonst belustigen?

ORO

Du irrst. Der Sinn des Volkes ist bedrückt:
er steht nicht mehr nach Possen und nach Spielen.

TEHURA

Schlachtet denn Schafe, stellt Gelage an,
teilt Wein aus . . .

ORO

Ehmals warst du klug, Tehura,
getragen ward dein Kopf vom Hauch Opu's.
Oft hast du deines Vaters Tun bestimmt,
weil er verstand und sich verstehend beugte.
So kam es, daß geschah, was nun geschehn ist:
zum König weihte ich den Tonatiu,
und gab dich, da du ohne Bruder bist,
ihm hin, damit er dich als Weib erkenne
und du dem künft'gen König seines Bluts,
und meines Bluts, das Leben gäbest. Doch
er hält dich keusch, berührt dich nicht, und mir
wird deine Rede fremder stets und dunkler.

TEHURA

Das mag wohl sein, mein Vater.

ORO

Wohl verlangt
die Menge unten Fleisch: doch Fleisch der Gottheit!
Auch Trank: doch einen Trank, der mehr als Wein ist.
Blut! Gottesblut! Und Blutbrot der Versöhnung!
Das ist die Speise, die das Volk verlangt,
und was geschieht, wenn man sie ihm verweigert?

TEHURA

Bist du im Glauben schwach geworden?

ORO

Nein.
Doch warum tritt der Magus nicht hervor
endlich und gibt das Zeichen zum Beginn
der ernsten, der ersehnten heiligen Handlung?
Warum geschieht nichts? Worauf wartet ihr?

TEHURA

Worauf wir warten, Vater? Auf das Wunder.

ORO

Wahrlich, fast muß ein Wunder kommen, wenn
der düstre Himmel sich entwölken soll,
der murrend schicksalschwere Rätsel sammelt,
denn wo ist Yakka, wo die Himmelstochter,
die er, dem Meer entsteigend, auf dem Arm trug?
Sie meidet ihn. In trotziger Ferne weilend
ist sie auch hierher ihm nicht nachgefolgt.
Und Amaru, der tolle Amaru,
der ehemals sein Schatten war, wo ist er?
Der von des Magus Blick zu leben schien
und die Befehle nahm von seinen Wimpern!
Er hat dem Dämon Nama sich verschworen,
und viele unsrer besten Krieger mit ihm.
Und das ist's, was den Geist der Menge aufregt. –
Durch ihr Getöse schleichen sich Gerüchte,
als habe racheschnaubend Amaru

die Niederung der Flüsse überfallen,
die Dörfer eingeäschert und verwüstet
seit wir den Zug antraten hier herauf.

TEHURA

Ist dies die Spur der Füße Amarus,
weh ihm dann in der Stunde, wann der Schoß
der Schicksalswolke mit Gewalt sich auftut.

PROSPERO

(erwachend, seherisch)

Oro, nun ist es klar: ich sah das Opfer!
Nie traf dein Messer, Oro, solch ein Opfer.
Schon ist es nah. Harrt, harret auf das Opfer!

(Pyrrha stürzt atemlos herein und Prospero zu Füßen, zerrissenen Gewandes, das Haar aufgelöst.)

PYRRHA

Vater, ich bin verfolgt! An meinen Fersen
sind Jäger, die mich jagen als ein Wild.
Ich ward umstellt, doch bin ich durchgebrochen.
Man hetzte mich. Die Stimme Amarus
erkannt' ich, wie sie gellend durch die Felsschlucht
zu wildrem Rennen die Verfolger antrieb.
Doch ich war schneller, ließ sie bald zurück.
Nur einen nicht . . .

PROSPERO

Ich kenn' ihn!

PYRRHA

Einer war
und blieb an meine Ferse angeheftet.
Das Blut erstarrte mir, wenn ich mich umsah.

PROSPERO

So sieh dich nur nicht um: er ist noch da.

PYRRHA

Wo?

(Sie blickt schnell herum.)

PROSPERO

Siehst du ihn? Nicht? Laß ihn dir beschreiben.

PYRRHA

Ich sehe niemand, Vater.

PROSPERO

Das heißt blind sein.
Er hat mit dir zugleich das Zelt erreicht
und steht, blutrauchend, rot und heiß, am Eingang.

PYRRHA

Will er mich töten?

PROSPERO

Nein, nicht dich, nur mich,

PYRRHA

Doch er war waffenlos, der mich verfolgte.

PROSPERO

Entscheide du, Tehura, sieh dort hin
und Oro, du! Sprecht, ob er nicht bewehrt ist?
Am Ende seht auch ihr nur leere Luft.
Glühn seine Augen nicht in Mordlust, wie
Karfunkel?

ORO

Herr, ein Traum beängstigt dich.

PROSPERO

Wie machtvoll ist ein Traum, der so beängstigt.
Ja, nenn es Traum, doch dann ist dieser Traum
des Grau'ns, des Grames tausendfaches Echo,
ein Traum, der tausendfach ein und dieselbe
Schandtat erneuert, ja, der tausendmal
mit gleichem Meuchlerstoß dem gleichen Opfer
den Fang gibt. Dann ist es ein Traum,
weit fürchterlicher selbst als jene Tat,
die sein verfluchter Ursprung war. — Genug jetzt.
Du fandest also, wie ein Wild verfolgt,
Pyrrha, den Weg zurück zu deinem Vater.
So lange, Pyrrha, miedest du den Vater,
bis sie dich zu ihm hetzten wie ein Wild.
Erzähle Näheres von dem Erlebnis.

PYRRHA

Nicht edel ist es, Vater, daß du mich
mit bittrem Hohne kränkst im Augenblick,
wo ich, schutzflehend, dir zu Füßen liege,
es ist nicht meine Schuld, wenn ich dir fern bin,
Schuld derer ist's, die mich bei dir verdrängte.

PROSPERO

(da Tehura sich entfernen will)

Bleib!

TEHURA

Ich verdränge niemand, o Erlauchter!

PROSPERO

Nein, wahrlich nicht. Ich kenne dich. Wer hätte
die Stirn auch, dich des anzuklagen? Du
bist mild und gütig, wie die stille Mondnacht,
und du dort, lerne von ihr, was sie ist. —
Nun geh und ruhe, denn du mußt erschöpft sein,
und laß uns die Gespenster unsres Bluts,
mein Erbteil so wie deines, von uns scheuchen.

(Peteto, ein junger Krieger, stürzt mit letzter Kraft herein.)

PETETO

König: Brand! Mordbrand! Unsre Dörfer überfiel
der blutige Empörer Amaru,
verheerend, einer Wetterwolke gleich,
brach er mit seinen Scharen ins Gefild.

Sie rufen Nama! Nama! Und er ist's,
der fürchterliche Nama, der sie anführt.
In die Gestalt des Tonatiu hat sich
der zaubermächtige Dämon eingehüllt:
Sein weißes Haupt umlodern rote Flammen,
und Blitz auf Blitz zuckt tödlich seine Hand.
Er ist bemalt mit Blut. Er brüllt. Er schont
das Ungeborne nicht im Mutterleibe,
noch auch was einer Mutter Schoß gebar.

PROSPERO

Schweig, atme, schöpfe Luft und rede langsam.

PETETO

O, König, Waffen, Waffen! Zu den Waffen!
Heiß mich nicht schweigen, König, laß mich Schreie
ausstoßen, die zum Kampfe rufen, denn
blutlechzend sind die Wölfe hinter mir.
Sie brechen wohl, indes ich mühsam hier
mit letzter Lunge Worte mir entquäle,
ins Lager schon, voran der Dämon: um
uns alle von der Erde zu vertilgen.

PROSPERO

Spürst du das, Pyrrha? Pyrrha nannt' ich dich,
weil ich aus einer Flut, die alles mir
verschlang, ein anderer Deukalion,
nur dich in meiner Lade rettete.

Spürst du, wie eine zweite Flut jetzt steigt
und zu den Gipfeln ratselvoll heranschwillt,
den schwer erklommnen Gipfeln meines Daseins?
Gib acht, sie dehnt sich bald darüber hin,
denn wider diese Flut hilft keine Arche.

(Ins Zelt dringt jetzt nach vorangegangenem Getöse eines Kriegshaufens Ormann, erhitzt, von Staub, Blut und Kampfraserei entstellt. Amaru und seine Krieger folgen.)

ORMANN

(zu Prospero)

Dich such' ich, dich!

PROSPERO

Wenn du mich suchst: hier bin ich.

ORMANN

Dich such' ich, dich.

PROSPERO

Und ich bin hier: du siehst!

(Ormann blickt in wortloser Bestürzung starr in die Augen Prosperos.)

PROSPERO

Du willst mein Königtum, den Bettel: nimm es.

(Er reißt sich den Kronenreif vom Kopf und schleudert ihn zu Ormanns Füßen. Ormann sinkt wie unter einem Keulenschlage zu Boden. Besturzung und Grauen bemächtigt sich aller. Dann bricht eine Panik aus, und in wildem Durcheinander fliehen die eingeborenen Krieger schreiend und ihre Waffen von sich werfend. Nur Amaru, obgleich mit Grauen und Furcht ringend, flieht nicht.)

ORO

Wer ist nun stärker, Schlange Amaru,
der Gottgesandte, oder du und Nama?
Da liegt dein Satan Nama. Auf und hilf ihm.

AMARU

Mein Leben ist verwirkt: legt mich in Fesseln.

(Peteto und zugelaufene Krieger Prosperos tun es. Amaru wird schnell abgeführt.
Prospero scheint in dem Augenblick, als er den Kronreif wirft, erstarrt zu sein. Eine Zeitlang wagt niemand ihn durch eine Anrede zu stören.)

ORO

(bricht das Schweigen)

Herr, schrecklich hast du deine Macht gezeigt,
befiehl, Erhabener, was nun geschehen soll.

PROSPERO

Oro, was tat ich?

ORO

Taten deiner Gottheit.

PROSPERO

Tehura, hilf mir: was geschah mit mir?
Warum ist alles schwarz um mich, warum
bedeckt den ganzen Leib mir Schweiß des Todes?

ORO

Die Macht, die aus ihm schlug, ist zu gewaltig,
fast für die Seele selbst, die sie beherbergt.

(Prospero wird auf der einen Seite von Tehura, auf der andern von Oro gestützt. So geleiten sie ihn in den Nebenraum. Zurück bleiben außer dem bewußtlosen Ormann: Pyrrha und Peteto.)

PYRRHA

(unverwandten Auges auf Ormann blickend)

Peteto!

PETETO

Yakka!

PYRRHA

Meinst du, daß er tot ist?

PETETO

Ein Blitz schlug aus der Brust des Tonatiu
und traf ihn, Yakka!

PYRRHA

Aber dieser hier,
sofern ich etwa nicht im Schlafe liege,
und eines schweren Traumes Gaukelei
mich narrt, ist auch ein Tonatiu.

PETETO

So scheint es.

PYRRHA

Geh, lege deine Hand auf seine Brust
und fühle nach dem Herzen ihm.

PETETO

Berührung
des Dämons Nama bringt den sichren Tod.

PYRRHA

Ich sage dir, es ist ein Tonatiu,
so reinen Bluts als ich und als mein Vater.

PETETO

Ein tückischer Zauberer ist der Teufel Nama,
und wie es ihm beliebt, nimmt er Gestalt an,
und wer ihn ansieht, dessen Sinn verwirrt er.

PYRRHA

Könnt' ich nur meine Blicke von ihm ziehn,
er hält sie magisch fest: und du hast recht,
mein ganzes Wesen überkommt Verwirrung.

PETETO

Komm' ihm nicht nah. Er stellt sich tot. Er lebt

PYRRHA

Er ist nicht tot. Ich weiß, er kann nicht tot sein.
Hol' Wasser, daß wir seine Stirne netzen
und seine trocknen Lippen ihm befeuchten.

PETETO

Im Krug zu schöpfen geh ich, dir, nicht ihm.

(Er geht)

PYRRHA

Was tu' ich nun, was laß' ich? Und an wen
soll ich in meines Herzens Not mich wenden?
Er lebt. Er ist ein Mensch von Fleisch und Blut,
auf wirrer Lebensbahn hierher verschlagen,
schiffbrüchig und verfolgt, wie ehmals wir.
Allein, er hat gefrevelt, hat gemordet,
mich wie ein Tier gehetzt und meinen Vater
entthronen und vertreiben wollen. Er
kam hilfsbedürftig flehend nicht zu uns,
sein Schritt war Raub und blutige Gewalttat.
Warum verlösch ich fast bei dem Gedanken
dies Raubtier könnte tot sein, oder werde
sein Haupt als Sühne lassen unterm Beil?
Und was war an der wunderlichen Tat
des Vaters mir nicht wunderlich, als er
den Kronreif jenem fremden Rauber hinwarf?
Und hätte dieser ihn ergriffen, ihn
in seines goldnen Haares Flut gepreßt,
bei Gott, ich hätte aufgeschrie'n vor Jubel.
Doch so, als meines Vaters Zauber ihn,
den furchtbar Strahlenden, so kläglich fällte,
warum schwoll mir die Ader an der Stirn?
Es fehlte wenig, und ich trat vor ihn,
der da lag, um dem Vater Haß und Zorn
mit wilden Worten ins Gesicht zu schleudern.

(Tehura ist eingetreten und Pyrrha gegenüber abwartend stehengeblieben.)

TEHURA

Ist dies der gleiche Mann, der auf der Insel
sich dir zuerst von allen offenbarte,
als du den Riesengeier tötetest?

PYRRHA

Er ist's. Und bei Opu, ich werde nie
zulassen, daß ihm irgendwer ein Leid
antue, seine Gottheit fernerhin
noch im geringsten kränke. Duld' ich es,
seid deß' gewiß, so bin ich selbst ein Leichnam.

TEHURA

Ist dieser Mann ein Mensch von Fleisch und Blut?

PYRRHA

Was sonst?

TEHURA

Ein Blendwerk, das der Rachedämon
vielleicht zu deines Vaters Sturz ersann. [Nama

PYRRHA

Nun wohl, dann ist das Leben selbst ein Blendwerk.

TEHURA

Oder wenn Götter sich befehden können,
und wenn der Weinende im Ball der Sonne

zwieträchtige Söhne hätte, wäre dieser
vielleicht ein Brudergott, dem Bruder todfeind?

PYRRHA

Der Jugendstrahlende des Greises Bruder?
Er, der kaum eben mit Titanenfaust
die Pforte, die golderzne, schwere, einschlug,
die von des Daseins Schatzgewölbe ausschließt,
der Bruder überlebten Alters, das
schwer seufzend an der Grabestüre anpocht?

TEHURA

Auch meinst du, sei es kein Geschöpf des Magus
und eins mit ihm auf unsichtbare Art.
Wie etwa wider uns Gestalten wüten,
die sich zur Qual die eigne Seele schuf?

PYRRHA

Dies ist ein Mensch und kein Gespenst! Dies ist
Fleisch meines Fleisches, Blut von meinem Blut.

TEHURA

Auch du bist ein Geschöpf des großen Magus.

PYRRHA

Wieso das?

TEHURA

Da er ja dein Vater ist.

PYRRHA

Doch dieser nicht mein Bruder, noch mein Vater.

TEHURA

Was dann?

PYRRHA

Ich weiß nicht.

TEHURA

Dann ist er dir mehr. –
Yakka, du liebst mich nicht: wohl, Göttliche!
Von den Verbannten dieser Insel bist
du wohl am fernsten deinem wahren Reich.
Wie eine Strafe trägst du deine Schönheit.
Hier ist ein zweiter deiner hohen Art,
doch unter welchem fürchterlichen Sterne
spült ihn der Ozean an unser Eiland?
Du zwiefach nun Verlaßne, wenn er tot ist!
Du zwiefach nun Verschollne, wenn er lebt!

PYRRHA

Was drohst du, was verhöhnst du mich?

TEHURA

O, Yakka,
laß uns nachsinnen, ob wir etwa nicht

der schwersten Stunde zu begegnen wissen,
dem sterngebornen mächtigen Zauber, der
zwei Worte, die bestimmt sind, sich zu meiden,
in eins verschweißt: gefunden und verloren. —
Du nanntest zwar den König einen Greisen,
der kraftlos an die Tür des Grabes pocht,
allein du sahst, selbst als er seine Macht
von sich zu werfen schien, blieb sie doch bei ihm,
und noch ist der gelähmt, dem er sie zuwarf. —
Nie sah ich ihn wie heut, als er den Strahl
hinschleuderte. Allein der erste Blitz
verkündet nur das Wetter, das heraufsteigt.
Er knirscht, er schäumt, er windet sich vor Blutdurst.

PYRRHA

Nun wohl, so werden Götter sich bekämpfen.

TEHURA

Nicht so. Nichts ist hier von Gewalt zu hoffen,
manches von Sanftmut, ja, und mehr von Liebe.
Geh, dieses Frevlers Urteil ist gefällt,
sie kommen, es ihm zu verkündigen.
Sieht dich dein Vater hier, und kannst du nicht
ganz deinen Trotz und deine Worte meistern,
so wirst du um so sicherer verderben,
den zu erretten dich dein Schicksal antreibt.

(Pyrrha bricht in verzweifeltes Schluchzen aus, schlägt die Hände vors Gesicht und stürzt davon.)

TEHURA

(tritt an den noch immer ohnmächtigen Ormann heran und betrachtet ihn forschend. Plötzlich drückt sie beide Hände aufs Herz)

Du bist es! Bist du's wirklich? Ja und ja!
Wo könntest du, o junger Löwe, sonst
entsprungen sein, als aus des Löwen Lenden?
O stolze Mutter, die in ihrem Schoß
dich tragen durfte, dich zur Welt gebar,
dir ihre Brüste schenken durfte! O
glückselige Mutter! — Wie er daliegt! Nicht
als habe fremder Zauber ihn gefällt,
sondern des eignen Bluts unbändige Welle.
So sinkt der Kraterberg in eigne Glut
oder quillt Ströme aus, geschmolznen Erzes wie
ein Brunnen, in die eignen Paradiese.
So wird der rasende Gigant betäubt
von seines Rasens gottentstammter Wut.

ORMANN

(öffnet die Augen, erblickt Tehura, richtet sich halb empor)

Astorre, Dello! Seid ihr da? Wo seid ihr?
He! Welche Last liegt auf mir, welcher Traum?
Astorre! Ah, er ist nicht mehr, er ist
gestorben. Ormann, fasse dich, komm zu dir.
'nen Faden durch das Wirrsal! Langsam! Nur
nicht übereilt! Astorre starb. Wie starb er?
Halt fest, mein Hirn, zerbrich nicht! Ja, er starb!

Und was geschah dann? Zauberei! Wer ist's,
der starb: Astorre oder Ormann?
Dann trat ich in die Ringe der Verdammnis.
Prasselnde Brände. Mordbrand. Flammen, die
das frisch verspritzte Blut auftrocknen. Es
zischend auftrocknen. Nama! Was ist das?
Der Fürst des Abgrunds. Wo ist Amaru?
Verdammte Wechselbälge meines Geists. –
Helft! Hilfe! Helft mir! Muß ich denn so enden?

TEHURA

Trink diesen Wein. Komm zu dir, Fremdling. Trink.

ORMANN

(schlägt ihr den Trinkbecher aus der Hand)

Die Pest? Häßlicher Satan, heb dich von mir,
was stehst du in den Kellern meines Geists,
stehst unausrottbar, glotzest unverwandt
und häufst mir Wut und Grauen auf die Seele?
Wo ist die andere?

TEHURA

Welche andre, Fremdling?

ORMANN

(heftig)

Die andre! Hörst du nicht? Wer sonst, die andre!

TEHURA

Ich weiß nicht, wen du meinst.

ORMANN

Hündin, die andre!
Die andre! Mißgeburt der Hölle, o!

TEHURA

Komm zu dir, deine Worte sind nicht gut,
allein du sprichst im Fieber, und du bist
dem heiligen Gestirne nah verwandt,
dem Höchsten nah verwandt, den wir verehren,
und sieh, wenn du mich wissen lässest, wen
du lieber hier an meiner Statt gesehn . . .

ORMANN

Glaubst du, daß ich um deinetwillen wohl
mit Nama mich verschwor, mit Amaru
Blutstropfen mischte, brannte, mordete,
und sinnlos um mich raste wie ein Bluthund?

TEHURA

Das tatest du?

ORMANN

Das tat ich freilich: ja!

TEHURA

War sie ein Weib wie ich, um die du's tatest?

ORMANN

Sie war kein Weib, wenn du ein Weib bist, nein!
Dann war sie eine Gottheit, eine Göttin.

TEHURA

Wo sahst du sie zum erstenmal?

ORMANN

Im Tale
des Todes.

TEHURA

Wo wir alle uns begegnen.

ORMANN

Was sagst du?

TEHURA

Nichts. Die Göttin hast du dann
wie eine Hirschkuh — oder nicht? — gejagt.

ORMANN

Es könnte sein. Wie weißt du das?

TEHURA

Ich weiß es.

ORMANN

Weißt du noch mehr? Wie? Was?

TEHURA

Es könnte sein.

ORMANN

Mir dämmert etwas. Laß mich sinnen.

TEHURA

Tu das.

ORMANN

Stand hier ein Mann mit weißer Haut?

TEHURA

Er stand hier,
mit weißer Haut, doch weißer ist sein Haupthaar.
Das Glück, der Gram, die Weisheit hat's gebleicht.
Wer es berührt, dem steigt ein Feuerquell
brennend empor aus weher Brust ins Auge.

ORMANN

Was heißt das? Und dies war er, der Betrüger?

TEHURA

Betrüger nennt ihn einzig Amaru,
weil Amaru sich einst in mir betrog.

ORMANN

Weh, weh, in welche Wirrnis fiel mein Geist!
Nun bin ich wahrhaftig erst verschlagen, nun erst.
Am Weltrand steh' ich schwindelnd, an den Ufern
des Wahnsinns. Oder bin ich eingesargt,
und meine Gruft ist um mich, und bist du,

basaltne Jungfrau, mein basaltnes Denkmal,
das düster schweigend von mir predigt? Dann
sprich lieber doch zu mir, mein Denkmal! Sprich,
wenn du auch Stein bist. Bin ich doch ein Leichnam.
Und warum soll ein Stein nicht sprechen, wenn
ein Leichnam spricht und beide einsam sind,
und beide aufeinander angewiesen,
für Zeit und Ewigkeiten? Gnade! O!

TEHURA

Du lebst. Du liegst in keiner andren Gruft
als der, darin wir alle atmen. Du
bist überreizt vom Kampf. In diesem Kampf
bliebst du nicht Sieger. Dich hat Amaru
getäuscht, verführt, belogen. Amaru
liegt steif gefesselt, reglos, wie ein Tier
im unterirdischen Verlies des Tempels.
Auch du bist ein Gefangner, und man sprach
bereits dein Urteil. Du bist schuldig! Und
anstatt die alte schwere Schuld zu sühnen,
häuftest du neue Schuld auf alte Schuld.

ORMANN

Was da von alter Schuld, von neuer Schuld,
auf dieser Insel hab' ich keinen Richter.

TEHURA

Du hast ihn, hast ihn selber dir gesucht

durch Sturm und Woge aller sieben Meere
und bist nun ganz in seiner heiligen Hand.

ORMANN

Ich bin ein weißer Mann, ein Halbgott, bin
ein Herr, ein Sonnensohn, ein Tonatiu,
und hebe diese Krone auf, die mir
der Zauberer, der Medizinmann, hinwarf.
Laß sehn, wer nun des andren Richter ist.

(Er hat den Kronreif entdeckt, den Prospero ihm vor die Füße geworfen hat, und der noch daliegt, nimmt ihn auf und drückt ihn in sein Haar.)

TEHURA

(mit gerungenen Händen)

O, Strahlender, du bist ein Tonatiu,
doch hast, ein Gott, an Göttern dich versündigt.
Dein Urteil ist gesprochen: nimm es hin.

ORMANN

Meinst du, man richte Götter mit dem Strange?

TEHURA

Nimm hin dein Urteil, Herrlicher. Es ist
ein Spruch der Gottheit, keines Menschen Spruch,
er macht zur Gottheit den, dem er gefällt ist,
nichts von unwürdigem Tod, nichts von Entehrung.

Zum Glanz, zur Allmacht führt er dich empor,
nur freilich auch zum Opferblock, zum Tode.

ORMANN

Ich will nicht sterben.

TEHURA

Sei geduldig, sei
demütig, sei ergeben in dein Schicksal:
nur so vielleicht mag es ein Wunder wenden.

ORMANN

Nichts da von Demut, niemals! Was ist das?

(Es erdröhnen dumpfe Pauken zu eintöniger Flötenmusik. So erscheint ein Zug indianischer Kinder, Jünglinge und Männer, alle mit Blumen geschmückt und bekränzt.

Die Kinder eröffnen den Zug. Es folgen dann Huemac und Matzatzin, Weihrauchgefäße schwingend, alsdann Oro im vollen Schmuck des Hohenpriesters. Hinter ihm drein schreiten ehrwürdige Gestalten, alte, ebenfalls geschmückte Tempelpriester. Diesen nach eine andächtige, indianische Menge. In abgezirkeltem Zeremoniell umwandeln sie die Lichtgestalt, Ormann, der den Vorhang mit funkelnden Augen, aber nicht ohne Befremdung betrachtet. Allmählich ordnen sie sich vor ihm in einen Halbkreis. Huemac und Matzatzin knien nieder, die anderen folgen ihrem Beispiel.)

ORO

Herabgestiegen aus dem Sonnenball,
Sohn Gottes, selber Gott, sei uns gegrüßt!
Wir haben voller Inbrunst dein gewartet,

Glückseligster! Lichtstrahlender! Du bist
nun bei uns. Sieh, in Klarheit tauchen sich
auf deinen Wink nun alle Gipfel rings.
Es schweigen alle ruhelosen Zeichen
in Luft und Erde, die uns dich verkündet.
O du, sieh gnadenreich auf uns herab,
Furchtbarer! Fuhrest du vom Himmel nicht
wie fressend Feuer? Loderten um dich
nicht goldne Flammen, Schlangen gleich? Indes
wie soll ein Gottesleib aus Himmelsglut
wohl anders durch das Land des Fluches schreiten?
Und doch bist du ganz Liebe, ganz Beglückung.
Wir sind voll Schuld. Mit uns das ganze Volk.
Mit tiefer Bangigkeit erflehten wir
die ungeheure Stunde der Entsühnung.
Und als sie zögerte, das Wunder sich,
der Stern des Bundes, sich nicht senken wollte,
das Unbegreifliche der Gottesliebe
sich zu versagen schien, — da klang
auf einmal durch die Welt dein heiliges Nahen.
Diesmal nicht schweigend und geheimnisvoll,
auch nicht im niederen Gewand der Demut
erschienest du dem Volke der Verstoßung:
Nein, im Gewand des Schreckens tratest du
diesmal vor unsern Priesterkönig hin,
allmächtig seine Krone von ihm fordernd.
Öffnet die Teppiche! Tut auf das Haus,

damit im Tal des Todes nicht das Volk
im Elend bangen Wartens länger schmachte.
Zeigt ihm die Gottheit, die sich selbst gekrönt,
und ausersehn zum Opfer der Versöhnung.
(Teppiche werden auseinander gezogen. Man erblickt die gewaltige Berglandschaft, überragt von dem rauchenden Schneeberge. Man hört ausbrechenden Jubel einer Volksmenge.)

ORO

(ist vor das Zelt hinausgetreten und spricht zum Volk)
Nun jubiliert! Er ist erschienen! Er,
der strahlende, der grundbarmherzige Gott!
Aufs Angesicht! In Staub mit euch! Er wird
mit eurer Sünden Überlast beschwert
im See des Todes baden und euch reinigen.
Und daß ihr seine ewige Liebe je
und je nie mehr vergessen sollt, so wird
auch diesmal der Unsterbliche, der Kaiser
des Himmels, sich für eure Schuld hinopfern,
sein Fleisch und Blut hingeben auf dem Block.

ORMANN

Astorre, bist du bei mir?

ORO

Ja, Gott ist!
Tanzt, singt! Gott ist, und er vergißt euch nicht.
Der See des Todes wird zur Flut des Lebens.

und wer genießt vom Fleisch und Blut der Gottheit,
der ißt und trinkt die ewige Seligkeit.

(Es entsteht ungeheurer Jubel. Auf einen Wink Oros erheben sich die Knienden, und die Prozession zieht hinaus, wie sie gekommen.)

ORMANN

(nimmt den Kronreif ab und betrachtet ihn)

Was seid ihr, Kronen?

ORO

Jubelt, tanzt und springt!

VIERTER AKT

Im Opfertempel. Der Raum mit dem Block. Dieser in der Mitte, aus Obsidian, gleicht einer großen Säulentrommel. Zyklopische Lavaquadern bilden die Mauer. Der Raum ist rechteckig gedacht. Eine langseitige Hinterwand. Rechts eine Öffnung, die durch einen schmalen Steingang ins Freie führt. Links schmale Erztür, verschlossen. Zugang in lichtlose Höhlung. Im Hintergrund kleine, verschlossene Erzpforte. Außerdem offenes Loch in unterirdische Höhle. — Schädel, Gebeine. Ewiges Lämpchen über dem Block. Die Erzpforte im Hintergrund wird aufgeschlossen. Tehura erscheint mit einer brennenden Fackel. Sie läßt Prospero eintreten und verschließt dann die Tür.

PROSPERO

(bleibt stehen, blickt sich um)

Von meinem dunklen Genius geführt –
da bin ich nun. Und dies ist nun die Stätte,
die schaudervolle, vielberufene,
die aller wartet. Ich betrete sie
freiwillig! Freilich auch mit dir,
Tehura, dunkelgoldnes Bild des Lebens,
und von der Frucht durchwärmt, die du mir hast
in dieser hochgebenedeiten Nacht,
der bitterschmerzlich, wonneseligen,
geschenkt. –
Ich lag im Seelentod. Mein Leib
war starr und fühllos. Da umrang mich Glut,
umschlang mich dunkle Glut der Liebe, floß
um mein von Tränen überströmtes Antlitz,
Flut schwarzen Haares, deines Haares, mich
umschmeichelnd mit dem Duft von Spezerei
und aller heißer Blüten süßer Öle.
Und sieh, mich weckte von den Toten auf
die sanft bewegte Bronze deines Leibes.
Durch meine Adern goß sich heiße Jugend,
und Lebenswirrnis sog ich, gleich der Biene,
in deines Mundes roter Blüte, in
der tauig aufgebrochnen, fast vergehend.
Du Männin, Mannesmutter! Mutter mir,
mir Neugebärerin und Weib und Schwester –

gesuchte, selige Insel meines Lebens. —
Was ist mir dieser schaudervolle Ort
jetzt noch, und wie veracht' ich seine Schrecken,
mit so viel tiefster Seligkeit bewährt.
Und doch — es war der Wille, nicht der meine,
doch eines andern, der des meinen sich
bedient wie eines Handschuhs! — Daß ich von
dem Quell- und heißen Wiesengrund des Lebens
in diese kalte Höhlung treten muß,
die finster ist und nach Verwesung duftet,
und an den Quell des Todes, dessen Flut
von hier aus alles eisig überrieselt,
was glüht und lebt: ihr Eis wird unsichtbar,
doch überall, allüberall gefühlt!
Und selbst die Bettlerschale, deren Gabe
brennt und mit blauer Flamme sprüht, enthält ihn.

(Man hört näher und ferner Pauken, Tamtams und Muschelhörner)

Der Tanz beginnt. Horch, sie begrüßen schon
des Opfertages blutige Morgenröte.
Meinst du wohl, ob sie wissen, wen sie opfern?

TEHURA

Sie wissen's nicht. Doch niemals wirst du es
zulassen, mein erhabener Geliebter.
Sie werden das nicht opfern, was dein Blut ist.

PROSPERO

Du sprichst es aus: — das Opfer ist mein Blut. —

Zehn Jahre sind es, daß man mich vertrieb.
Ich drehe meine Hand, so lange scheint's mir!
War's eben erst? War's gestern? Das Erinnern
stellt alles ohne Gnade vor mich hin,
es unterschlägt mir nicht den kleinsten Umstand
aus jenen furchtbarn Tagen meines Sturzes.
Wir floh'n. Die Fürstin starb. Sie starb am Wegrand.
Ich nahm von einer Toten Abschied, und
bis heute weiß ich nicht, wer sie begrub:
nur wer sie tötete. — Du sollst's erfahren!
Nicht jung mehr, als ich diese von den Töchtern
der Fürsten meines Lands zum Weibe nahm,
erhielt ich doch in angemessener Zeit
aus ihrem jungen Leibe einen Erben:
Ormann. Du hörtest niemals diesen Namen,
den meine Zunge heut zum erstenmal,
seit ich auf eurer Insel weile, bildet.
Ormann! Ormann! Es ist, als trüge man
Licht auf der Zunge, das so Haupt als Brust
mit schönem Glanz durchwärmet und durchleuchtet.
Er ward geboren, ward getauft. Er wuchs.
Er lernte Vater, lernte Mutter sagen.
Er sprach die Worte aus, wie Kinder tun,
doch lieblicher. Der blonde Flaum des Haupthaars,
er ward zur Last blaß goldenen Gespinstes,
das um das schönste Antlitz ringelte
und um den schönsten Nacken niederging.

Der Knabe ward zum Eros, und aus Eros
ward jener jugendliche Held Achill,
den Mädchenkleider wohl verbergen konnten. —
Wer wurde satt, ihn anzusehn? Wer wollte
nicht immer wieder seine Stimme hören,
der einmal sie gehört? Wir, seine Mutter
und ich, die täglich seiner Gegenwart,
ja stündlich seines Reizes uns erfreuten,
wurden nicht müde, seiner zu genießen.
Schon äußerlich genoß er jedes Vorzugs
vollkommener Bildung und Gestalt. Er war
mit Anmut liebreich, war ganz Zartsinn, doch
was mehr ist, unter seiner reinen Stirn
hervor, durch Blicke, die wie Sterne strahlten,
schlug ein bestrickender, ernstheiterer Geist,
der sieghaft alles sich zu Füßen herrschte.
Gedanken blitzten auf, Einfälle, Worte,
witzreiche Prägungen verblüfften, rissen
zum Lachen hin. Sprühende Laune fuhr
mitunter wohl in Tollheit aus, doch schien's
mir und der Mutter immer wundervoll,
ja göttlich. Um die Winkel seines Mundes
saßen ihm holde Schälke. Doch er blieb
stets maßvoll auch im Übermut. Kurzum,
so war er! Dies war Ormann! — Was er wurde,
Tebura, das erfahre nun! — Es kam
die Zeit, wo der melodische Kinderlaut

in seiner Kehle tief und männlich ward:
und wieder war's ein Klang, der jeden anzog.
So ward der Prinz im Jüngling Ormann zwar
verehrt, doch mehr der Jüngling Ormann noch
im Prinzen. Und dem einen wie dem andern
ward mit Abgötterei gehuldigt, beiden
lag jung und alt im Herzogtum zu Füßen.
Dichter besangen ihn. Erlauchte Meister
des Pinsels wie des Meißels traten in
erhabenen Wettstreit, um den Götterprinzen
und seine Schönheit zu verewigen.
Aus manchen Meisterwerken strahlt sein Antlitz
über Altären, aus vielgliedrigen
Gemälden an den Wänden von Palästen
grüßt er herab. O diese Locken! O
dies stolze, warme, trügerische Auge
voll offnen Glanzes! Diese Wangen und
ihr Pfirsichflaum, die unschuldvollen Grübchen
darin! Und dies betörend milde Lächeln,
vermählt mit einem süßen Hauch des Grams,
um den beredten Mund. Wie manche Nacht
ging alles dies durch meine Träume oder
drängte sich vor das aufgerißne Auge
des Einsamwachenden in schwarzer Nacht. — —
Du hörst mich röcheln und nach Atem ringen.
Es geht vorüber, laß es gut sein. — Nun
zum Schluß: verführt durch eigner Gaben Glanz,

durch echtes und durch falsches Lob betört,
benützt durch Niedertracht und Schmeichelei,
fiel Ormann. Gift'ge Ohrenbläser hauchten
in ihn die Pest der Ehrsucht. Schurken schwenkten
Weihkessel vor ihm her, gefüllt mit Tollkraut.
Der Rauch verrückte seine Seele! Wahnwitz
befiel ihn, aufgebracht in Wut beschloß
er wider seinen Vater sich zu kehren,
des innige Liebe seine Speichellecker
und Hudler ihm als blut'ge Tyrannei
auslegten. Kurz, Ormann, mein Sohn, er war's,
der mich vom Throne stieß, der mich vertrieb,
Vater und Mutter aus den Toren hetzte
durch Pöbelhaufen, Knüttel, Spieße, Hunde,
der ganz unkindlich grausam, gnadenlos
mein und der Mutter Herz den Geiern preisgab. —
Du siehst mich weinen, wie ich nie geweint.

TEHURA
(fällt vor ihm nieder, umschlingt und küßt seine Knie)
O wundervoller Dulder du! Und auch
zugleich glückseligster Vollbringer. Ja, du bist
beladen mit der Menschheit Sündenschuld,
unschuldig, und ein König, ungebeugt,
ich fühle das, gehst du den Weg der Sühnung.
Du ballst um dich, gleich wie ein Stern sein Licht,
dein Schicksal, oder hüllest es um dich

wie einen königlichen Purpur, der
von goldnen Bildern deines Lebens starrt.
Und so gebietest du, was ist und sein wird.
O Großer, ewig Guter, webe mich
in einen Zipfel deines Mantels, und
so laß mich nicht mehr von dir, denn ich muß
in dir erstehn, Geliebter, und vergehn.

PROSPERO

„Und so gebietest du, was ist und sein wird":
So! Nur auf diese eine Art! Nur so!
Das Fremde duldend, das Ureigenste
glücklich vollbringend. — Glücklich, was ist das?
Wenn Tun und Dulden unverworren eins sind!
Du, Sehende! Du siehst den Zaubermantel, den
ich duldend tätig, tätig duldend trage,
und ahnest auch, wohin ich unter ihm
nun unverbrüchlich schreiten muß. Dorthin,
wo er von meinen Schultern fällt für immer.
Mit mir bist du geworden, Sonnentochter,
nach deinem Wort. Mit mir willst du vergehn.
So soll es doch vielleicht sich noch erfüllen,
was ich dereinst von dir erbat: den Ort
mir auszufinden für die irdische Ruhestatt.
(Oro im Priesterornate sehr feierlich durch den Haupteingang.)

ORO

Ich wußte, daß ich dich hier treffen würde,
im Allerheiligsten.

PROSPERO

Ich habe dich
hierher gewünscht mit meiner ganzen Kraft.

ORO

(beugt leicht ein Knie)

Herr, meine Tochter hat in dieser Nacht
Gnade vor dir gefunden.

PROSPERO

Und so bist
du, der sich oftmals meinen Sohn genannt,
und der mein Bruder ist, nun auch mein Vater!

(Er hebt ihn auf, küßt ihn auf die Stirn. Oro erschauert.)

ORO

Und du, mein Gott.

PROSPERO

Ich bin kein Gott.

ORO

Du bist es.
Du bist ein Gott, nichts weniger.

PROSPERO

Kann wohl
ein Gott so leiden? Eines Gottes Brust
so Kampfplatz aller Ungewitter sein,

die sich in dieser sonnendüsteren
zweideutigen Schöpfung ballen und entladen?

ORO

Er kann, er muß es. In zerrißner Brust
trägt Gott die Wetterstürme jeden Schicksals
freiwillig, und um so viel größer ist,
was er an Kampf und Schmerz sich auflud, als
er größer ist als wir.

PROSPERO

Was lud ich mir
freiwillig auf?

ORO

Du opferst deinen Sohn.

PROSPERO

Wie weißt du das?

ORO

Ich weiß es.

PROSPERO

Und so ist's. —
Nun aber höre, Oro, was ich dir
nunmehr eröffnen muß. — Auf diesen Block
erstarrten Feuers, das der Glutberg einst

aus seinem Donnerbrunnen rinnen ließ,
leg' ich dies Pergament, von mir beschrieben.
Es ist versiegelt, und nur deine Hand,
Oro, darf es eröffnen. Darf es dann
eröffnen, und nicht früher, als bis hier
vor dir und diesem Block das Opfer steht,
dicht vor dem Augenblicke der Vollstreckung.
Und ihm, dem Opfer, gibst du's in die Hand,
dem, den du meinen Sohn nennst, daß er es
laut lese und verkünde.

ORO

(nimmt das Pergament an sich, küßt es und birgt es in seinem Talar)

So geschieht es.

PROSPERO

Und nun: man sagt, bevor ihr zum Vollzug
der heilig-schauerlichen Handlung schreitet,
gebt ihr dem Opfer eine stille Stunde
in dieser finstren Blut- und Schädelstatt,
von der sein Nachen in die neuen Himmel
des Lichtes abstößt. Und alsdann erst führt
ihr ihn, mit Gold bedeckt, ins heilige Bad
und dann zum Tode. Nun, der heilige Brauch
ist auch von mir erfüllt. Du bist mein Zeuge.

ORO

Du redest dunkle Worte, Himmlischer.

PROSPERO

Oro, leb wohl. Wir beide steigen nun,
mein Weib und ich, den Höhenweg hinan
am Berge, den ihr nennt den Rauchenden.
Der Fels, der Flammen über sich gebreitet
und heulend Glut aus Eiseskiefern speit,
erwartet mich. Der heilige Riese, der
das Erdreich eurer Taler wogen machte
und euch mit Blutlicht ängstigte des Nachts
und mit Getöse, wie er noch tut: er
will sich mit eurem Magus unterreden. –
Und das geschieht nun, Oro, während hier
im Todestal sich Gott mit euch versöhnt.
Und nichts, bevor ich wiederkehre, darf
geschehn, als was das Pergament dir kundtut.

(Er berührt den Block)

Du zweite Wiege, blutige Wiege, du
furchtbare Todeswiege, lebe wohl.

(Prospero, ehrfürchtig berührt von Tehura und Oro, entfernt sich mit beiden durch eben die Tür, durch die er gekommen. Pyrrha kommt durch den Haupteingang, sieht sich scheu um, schleicht zur Erztür links, die sich öffnet.)

PYRRHA

Puh, ekelhaftes Schlachthaus! Scheußliche
Spelunke!

(Sie ruft in die geöffnete Höhle)

Dello, he! und Amaru.

lebt ihr noch oder seid erstickt dort unten?

(Dello, ungesehen.)

DELLO

Der Wilde schläft. So kommst du doch noch?

PYRRHA

Ja,

ich halte stets mein Wort. Man muß ihn wecken.

DELLO

(wie vorher)

Erst konnte sich der Teufel nicht genug tun
in gurgelndem Gegröl. Er nannte das
Totengesänge, und nun schnarcht er, liegt
bewußtlos wie ein Stein und regungslos.

PYRRHA

Auf! denn ein Augenblick verloren heißt
für deinen Prinzen, dich und Amaru
alles verloren. Doch den Augenblick
benützen, heißt soviel wie alles retten.

(Amaru springt aus der Höhle.)

AMARU

Hier, Himmelstochter, hier ist Amaru.
Befiehl: du bist die Schleuder! und der Stein,
der tödlich treffende, ist Amaru.

Gebiete, zeige ihm das Wild: dein Hund
Adler und Jaguar ist Amaru.

PYRRHA

So triff denn, Stein, die Stirn des Magus! Hund
und Jaguar, zerreißt ihn mit den Zähnen.
Er ist ein Ungeheuer, nicht mein Vater.
Folgt! Habt ihr Waffen? Sicher will ich euch
geleiten. Möge gleiche Sicherheit
den Mordstahl führen in des Feindes Herz.
Verzagter, zitterst du, vollbring ich's selber.
Denn wißt, ich schwor zu Nama. In mir brennt
die Höllenkraft und Wut des Dämons Nama. —
Die Krieger Namas, deine Krieger sind,
o Amaru, durch mich befreit. Sie liegen
im Hinterhalt, vor Kampfbegierde zitternd,
sie harren deines Winkes, Amaru!
Du wirst zur Wut sie stacheln, Amaru,
zur Raserei erregen, Amaru!
So brecht ihr in den Festzug, Amaru,
sprengt und zerstreut die heilige Prozession,
wenn sie zum Schlachthaus zieht mit ihrem Opfer
und raubt den Sonnensohn aus ihrer Mitte.
Ich höre Schritte, schnell hinab, hinab!

(Amaru verschwindet in der Höhlung, die Pyrrha verschließt. Sie selbst versteckt sich. Ormann wird durch Huemac und Matzatzin wie ein Blinder mit verbundenen Augen an den Händen hereingeleitet. Die Priesterknaben tragen Kränze. Ormann ist mit Blumenketten umwunden.)

Univ. Bibl.
München

ORMANN

Wo schleppt ihr mich, ihr Priesterknaben, hin?
Und wollt ihr mir die Augen noch nicht öffnen?

HUEMAC

Bald, o du Himmlischer, sind wir am Ziel.
Dies ist die heiligste der Handlungen
außer dem Sakrament der Opferung.
Noch einmal siehst du diese Welt als Mensch,
siehst sie am Orte ihrer tiefsten Qual
und leidest diese Qual im Geist, bevor
du sterbend sie als Mensch und Gott erleidest.

MATZATZIN

Wie gerne blieb ich bei dir, Tonatiu,
um dich in deiner Angst zu trösten, dir
den kalten Blutschweiß von der Stirn zu wischen,
solange du noch Mensch bist. Doch ich darf nicht.

HUEMAC

Du nimmst dir selber deine Binde ab,
sobald wir dich verlassen haben.

ORMANN

Geht denn.

(Die beiden Dienerknaben entfernen sich ehrfürchtig und auf leisen Sohlen.)

ORMANN

(hat langsam die Binde abgenommen)

San Borondon! Bei Gott, ich ahne, ich
bin angelangt auf meine selige Insel
San Borondon! — Die Luft hier ist verdickt
von toten Dünsten, ekelduftenden,
als wäre hier der Leichnam eines Fluchs
seit Ewigkeiten eingesargt, um Pest,
Wahnsinn und Mord zu brüten.
O, was ist dies?
Die Binde mitgeborner Blindheit fällt,
und wir, die, hungernd nach dem Quell des Lichts,
den Führern trauten, die ihn uns versprachen,
wir finden sehend uns im Grabe? — Nein.
Ich glaube, glaube an San Borondon! —
Gewiß, dies ist ein finstrer Augenblick,
gleichsam ein hoffnungsloser! Doch ich soll,
so sagten meine dunklen Henker mir,
die Sonne nochmals sehn vor meinem Tode.

(Er betastet den Opferblock)

Halt ein, was greif ich hier? O Trug der Hölle,
wie viele Binden deckten meine Augen,
da nun erst, wie mir's scheint, die rechte fällt?
Du Block erstarrten Feuers, runde Trommel
von Obsidian, mit Bildwerk ganz bedeckt,
die obere Flache mit dem Bild der Sonne,
ich kenne dich, schon einmal hab ich dich

gesehen und berührt vor wenig Tagen
und deine Sonne meinten meine Henker –
So leuchte, wenn du kannst! So leuchte! Sprenge
mit dem Posaunendonner deines Urlichts,
allmacht'gen Ausbruchs, diese blutge Höhlung
menschlicher Schmach und Finsternis! Du kannst
nicht,
denn dich gebar, und du gebierst allein
die ewige Finsternis. Du wirst mit Blut,
mit meinem rauchend frisch vergossenen,
in dem vertieften Becken deiner Mitte
und seinen Strahlenrinnen ringsumher
nachaffen das hochheilige Gestirn,
und wenn dich klappernde Gebeine und
wahnwitzige Leichen kreischend rings umtanzen
und ich gefesselt auf dir liege, wimmernd
vielleicht und winselnd, du verfluchter Stein,
so nennt mein Mörder mich den goldnen Mann,
den goldnen Gott, der in der Sonne weinet.
Wo du auch sein magst, weine, weine, Gott! –
Gemach, komm zu dir selber, Ormann. Du
hast oft getötet und hast Tod und Leid
oftmals erdulden machen. Trage nun
auch stark und ohne Zittern Leid und Tod.
Und ist Astorre nicht vorausgegangen?
Wie konnt' ich das vergessen?! – He, Astorre!
O, welche Tröstung! Welcher milde Klang

durchlebt auf einmal mich. Ich fühle dich,
In den Zyklopenblöcken rauschen Saiten
von Harfen wie aus Sonnengold. — Du hast
mir prophezeit. Was war es doch? Du sprachst:
von Wundern schwer sei dieses Eiland, und
ich werde bald die Jägerin selber jagen,
die ich den Lämmergeier töten sah.
Wahr! Beides wahr! Astorre, du bist hier!
(Pyrrha wird sichtbar.)

ORMANN
(schreitet verzückt und weinend mit ausgestreckten Armen auf die Erscheinung zu)
Astorre, Himmlischer!

PYRRHA
Komm zu dir, Fremdling!

ORMANN
O Engel, Engel Gottes, steht mir bei!

PYRRHA
Ich bin kein Engel, nein, du Göttlicher:
zu sehr bin ich von Schmerz zerrissen und
von Leid und von Erbitterung durchwühlt.
Wisse, ich bin die Tochter jenes Mannes,
dessen verruchter Machtspruch, dich, du Gott

des Lichts, dem Messer dieser Wilden preisgibt.
Er ist nicht mehr mein Vater, nein, und ich
bin nicht mehr seine Tochter.

ORMANN

Rede fort,
du außerirdischer Klang in meinem Ohr.
Bewege weiter dich in meinem Auge,
du lichtes Nachbild eines Augenblicks,
des seligsten in meinem seligen Leben.

PYRRHA

So laß mich kurz sein, denn es drängt die Zeit.
Mein Vater war ein Schwächling. Darum auch
stieß ihn die Welt der weißen Menschen aus,
und deshalb haßt er sie bis diese Stunde.
Auch hier auf dieser Insel blieb er's, blieb
ein Weichling, der mit Träumen lebte: denn
nichts andres tat er, seit ihn Schicksalssturm
hierher verschlug. So kam es auch, daß sich
seiner der Hohepriester Oro ganz
bemächtigte: ein schlauer Wilder, der
ihn braucht, um seine Herrschaft zu befestigen.

ORMANN

Bei Gott, hier kann kein Zweifel walten, nein,
du bist es, die den Lämmergeier traf

mit ihrem Pfeil. Die Jägerin bist du, die
schnellfüßige Hinde, die ich selber jagte.
So muß die Stirn der Göttin strahlen, so
ihr Auge Blitze schießen aus der Nähe,
so muß von schönem Scheitel niederfließen
die kühle Goldglut der Olympierin:
der Lockenstrom des Haars. Und solchen Hals
und solche selige Schultern muß er baden.

PYRRHA

Dich zu befreien komm' ich, dich zu retten.

ORMANN

Ich bin befreit, ich bin gerettet, o!
Und welch ein wunderlicher Gaukler ist
das Schicksal. War nicht eben hier ein Grab
voll finstren Grausens? Und nun ist hier lauter Licht.
War hier nicht alles häßlich, dumpf und ekel
und wirft mich nun der Schönheit Übermaß,
ambrosischen Zaubers voll, nicht fast zu Boden?
Nicht soll dein Mund mich Schwächling heißen dürfen.
(Er ist mit einem Sprung bei ihr)
So war ich stets. So bin ich jetzt noch! Was
den Glanz der Schönheit nicht verbergen konnte,
und stünden Cherubim mit bloßem Schwert
daneben, es zu schützen, nahm ich mir
noch stets mit kühner, kurz entschloßner Hand.
(Er faßt sie bei den Armen.)

Bist du auch Göttin, bleibst du doch ein Weib.
Den aber wollt' ich sehn, Mensch oder Gott,
der dich, du höchste Beute meines Lebens,
mir, eh mein letzter Lebenshauch die Brust
verließ, entreißen könnte. Herrlichste,
sieh, wie vergeht, wie schwindet deine Kraft!
Ja, ja, was Stolz!? Was Scham!? Was Widerstand!?
Ich brenne, dürste, lechze! Qual nach dir
verzehrt mein Mark: Erlöserin, erlöse!

(Er reißt sie an sich. Sie hängt willenlos in seinem Arm. Mit wütenden Küssen bedeckt er sie. Volle Umarmung. Stille. Geräusche von Pauken und Zimbeln nähern sich jetzt.)

PYRRHA

(erwacht, reißt sich los)

Sie kommen, o wir sind verloren! Rettung!

(Sie öffnet wie vorher die Kerkertür.)

PYRRHA

Dello und Amaru!

(Amaru springt hervor und stellt sich neben Ormann.)

PYRRHA

Zu spät! Zu spät!

(Oro erscheint durch den Haupteingang, an der Spitze von bewaffneten Eingeborenen.)

ORO

Ergreift den Tempelschänder, bindet ihn.

(Oros Befehl wird schnell ausgeführt, bevor Amaru sich ernsthaft zu wehren vermag. Ormann bleibt frei, aber ebenso wie Pyrrha von Lanzenspitzen umstarrt.)

ORO

Nicht weiß ich, was sich hier begeben sollte,
Yakka, allein dich schützt dein heiliges Blut.
Auch was der Sonnensohn begeht, ist heilig.
Doch wisse: alte Satzung schreibt uns vor,
wenn Zeichen sprechen und die Zeichendeuter
sie dahin deuten, daß dem Sakrament
Behindrung etwa drohe durch Dämonen:
in solchem Fall das Opfer zu beschleunigen.

ORMANN

Blutrünstiger, schmutzger Götzenpfaffe, schweig'!
Vergeblich habt ihr eure Schlächtermesser
aus scharfem Feuerstein hervorgesucht,
und deren keines ritzt mir nur die Haut.
Du Narr, nun fühl' ich fast den Gotteswind
im unsichtbaren Segel meines Schicksals,
sieh, er umspielt mich, und ich lache, und
er füllt mit salziger Frische mir die Brust
und mit triumphhaft seliger Entzückung.

ORO

O, Tonatiu, du wirst dich opfern, wirst
des heiligen Messers Schnitt mit Augen sehn,
dein rauchend Herz in meiner Rechten pulsen . . .

ORMANN

Du Narr, du Metzger! Deine freche Hand
dringt wohl in eines räudigen Hundes Brust
und hält ein räudiges Hundeherz gen Himmel,
damit sich Höllengeier daran sättigen.
Meins ist mit Panzern siebenfach geschützt,
und was ich jetzt von dir erwarte, und
mit Ungeduld erwarte, ahndevoll
im Vorgenusse tiefster Seligkeit,
es ist das Liebeswunder meines Lebens.
Wirf weg dein Messer, denn es ist dir nutzlos.
Sag' lieber, was du mir zu sagen hast,
denn sieh, ich weiß, du hast mir viel zu sagen.

PYRRHA

Nie wirst du diesen hier berühren! Nie, nie!

ORO

(unsicher geworden)

Nicht dir gilt meine Antwort, Yakka, ihm nur.
Fremdling, du hast mich alten Mann geschmäht,
der seine Pflicht erfüllt vor Gott und Menschen.
Doch da du bist, was du nicht weißt, so bist du
sicher vor meinem Zorn. Und du hast recht
in einem: eine Offenbarung ist
dir noch beschieden, eh du stirbst: lies! lies!

ORMANN

(hat das gereichte Pergament verzückt und fast willenlos entgegen genommen)

(Er liest)

„Ormann, mein Sohn, die Schrift ist dir bekannt.“
Die Schrift, die Schrift bekannt? bekannt? Nein, Vater!
„Du warst so hungrig nach dem Leben und
so durstig, daß es deiner Seele schien,
du könntest deinen Hunger nur dann stillen,
wenn auch mein Fleisch in deinem Mund, mein Blut
in deinem Becher wäre.“ — Vater, Vater,
nun reißest du das Herz mir aus der Brust
und hältst das zuckende gen Himmel und
gibst seine Schmach der offnen Sonne preis.
Hier steht: „Nun lebe, denn ich opfre mich
aus freiem Willen, gern und auch für dich.“
Wo bist du, Vater? Niemals, lieber Vater,
O Abba, Abba! Vater, Vater, Vater! —
„Erweise Ehrfurcht: Oro, meinem Bruder!
Er wird dich stützen, und das Volk ist gut
und wird sich einer milden Herrschaft fügen.
Ich schreibe neue Offenbarungen
auf erzne Tafeln, wer sie findet, der
sei ihrer wert. Ormann, nun lebe wohl!
Pyrrha, leb wohl, und zeuget das Lebendige.“
Vater! Wo ist mein Vater? Raum! Gebt Raum!

Der ist des Todes, der mich aufhält. Vater!
Habt Mitleid! Raum! Ich suche meinen Vater!
Vater! ich komme! Vater! Vater! Vater!

FÜNFTER AKT

Eine Gesteinswüste in großer Höhe des vulkanischen Berges. Man sieht seinen rauchenden Gipfel dahinter in ewigen Schnee gehüllt.

Prospero auf Tehura gestützt, steigt aufwärts.

PROSPERO

Hier laß uns rasten. Welch ein Anblick! Rings
der blaue Riesentrichter, dessen Rand
uns hoch umringt: es ist das Meer! Es sind
die Weltgewässer! Und wir sinken tiefer nur
in ihren Wasserkrater ein, so scheint's,
je mehr wir steigen. Wolltest du uns nicht
bis an das Himmelsdach erheben, Glutberg?
Nun schrumpfst du ein zur Warze? Nein! Blick
Tehura, wie gewaltig ragt der Berg [unter dich,
nun wiederum, wie mächtig lastet er,
wie übermächtig auf dem armen Eiland,
das den Kolossen wie durch Zauber hält,
über die Flut. Nun weiter, weiter aufwärts.

TEHURA

Du wolltest rasten. Raste, laß uns hier
das wenige genießen, das ich mitnahm.

PROSPERO

Dein Rat ist gut, gewiß, ich folge dir.

(Er nimmt auf einem Basaltblock Platz. Tehura holt mitgebrachtes Brot und Früchte hervor, auch eine goldene Schale und Wein.)

Rast. Laß uns rasten, sagtest du. Die Rast
die letzte vor der letzten Rast! Ist's wirklich
die letzte vor der letzten? Niemand weiß es.

TEHURA

So nannte seinen größten Herrscher einst
das Volk, dem ich entstamme: „Niemand weiß es."
Dies heißt in unserer Sprache: „Indipohdi."

PROSPERO

Und warum nannten sie ihn so?

TEHURA

Nicht nur,
weil er dies Wort oft aussprach.

PROSPERO

Tat er das?

TEHURA

Er tat es.

PROSPERO

War er denn ein Zweifler?

TEHURA

Nein,
Nichtwissen heißt nicht: zweifeln.

PROSPERO

Also stieß
er mit dem Finger nur an jenes Nichts,
das alles ist?

TEHURA

Er kam aus jenem Nichts
und ist lebendigen Leibs dorthin entschwunden.
Es hieß: wo kommt er her? wo ging er hin?
Auch deshalb, weil es niemand sagen konnte,
gab ihm die Welt den Namen Indipohdi.

PROSPERO

Die Welt?

TEHURA

Mein Volk beherrschte einst die Welt. —

PROSPERO

Ich weiß von deinem König Indipohdi.
Dank, daß du seinen heiligen Schatten mir
durch den geliebten Zauber deiner Worte
hervorrufst. Bin ich selbst am Ende doch
ein später Enkel Indipohdis, bin
ein Indipohdi, der das heilige Wort
frommgläubig zu bewahren weiß.

TEHURA

Er war
voll Traurigkeit.

PROSPERO

Voll jener Traurigkeit,
die, wie der Kelch des Lotos, aus dem Schoß
des seligdunkeln, unbewegten Sees
zur Sonne schwillt. Er steigt aus Wonnen, saugt
die Wehmut des Vergehns aus seligstem
Genusse des Entstehns. Der braucht nicht sterben,
weil er nie lebte, den die Gottheit nie
der heiligen Träne Indipohdis wert hielt.

TEHURA

(singt guttural)

Kommt in die Gräberhallen, kommt mit mir.
In meiner Ahnen Königsgräber kommt.

Ihr findet Urnen, in den Urnen Staub.
König Topiltzin, Friedefürst! Wo bist du?
Ein hohler Stein, der eure Asche birgt,
trägt eure Namen. Euer Atem: wo?
Wo eure Stimme, der die Völker bebten?
Wo eure Völker selbst, wo sind sie? O!
Netzalcoyotzin, du mächtigster
Monarch! Du bautest für die Ewigkeit
Paläste, Gärten, Katarakte. Du
formtest, wie Gott, durch einen Wink, was in der Luft,
was auf der Erde, in der Erde lebt,
und was im Wasser ist, aus Gold und Stein,
Fisch, Vogel, Mensch und jegliches Getier.
In deinen Gärten ruhten Löwen aus
Gestein. Es sprühten Tiger Wasser und
Feuer aus gleichem Rachen. Sag', wo sind
nun die Werkleute hingekommen, die
wie Heere unabsehbar morgens sich
ans Werk begaben! Wohin sind sie? Und
wohin, was sie geschaffen? Wo dein Land,
wo die Gesetze, die du gabest, die
niemand im Volk zu übertreten wagte?
Dein Richterstuhl hieß: „Gottes Richterstuhl."
Wo sind die, die du jetzt noch richten darfst,
und wo, wo bist du, königlicher Richter?

(Am hohen Meereshorizonte erscheint die Sonne wie eine umgestülpte Purpurschale)

PROSPERO

(hat sich erhoben und steht feierlich und ganz von der aufgehenden Sonne glühend)

War ich ein König je, heut bin ich's nicht mehr.
Nicht einmal soviel, als Erinnerung
an das, was war, von meinem Königtum
enthält. Und war ich je ein Richter, heut
ist kein Gedanke mehr in mir, der auch
nur einen anderen Gedanken richtet.
Saß ich im Webstuhl meines Geistes, als
kunstreicher Weber von des Lebens Spulen
mit blutiger Hand die Fäden zu verweben,
heut web ich nicht mehr. Und ich werfe ab
den selbstgewobenen Mantel meiner Seele
wie diesen Mantel, der sein äußres Bild ist.
Ihn hebe auf, ihn trage, wer da mag.
Es ist ein Mantel voll Magie: gewiß
ich war ein Magier. Er enthält
in magischer Gegenwart mein ganzes Schicksal,
und wer ihn umnimmt, kennt es, trägt's wie ich.
Doch er enthält noch mehr: ich schuf die Welt,
in der ich lebte, und er gibt davon
vollgültiges Zeugnis. Er beschreibt die Tat
der Schöpfung, also auch des Schöpfers Tat.
Was ich geschaffen, als der Demiurg,
das trug ich schwebend mit mir im Bewußtsein.
Und davon spricht der Mantel, und er sagt,

wie ich selbst mitten inne stand im All,
in dem ich schaffend jeden Augenblick
mit neuen Räumen, neuen Welten mich
umgab, unendlich die Unendlichkeit
gestaltend, neugestaltend, umgestaltend. Was
ich sehe, fühle, schmecke, alles was
ich höre, rieche, denke — schuf ich. Da ist nichts,
was kocht und grollt im Innren dieses Berges,
was flügelbrausend aus den Lüften schießt,
was schlagt, und was den Schlag empfängt,
was reißt, und was gerissen wird, der Wolf
das Lamm — nichts ist im Drama dieser Welt,
worin ich mich nicht selbst erlitt und selbst
genoß. Furchtbarer Urkampf, den ich so
qualvoll gebar, in Lieb und Haß. Und jetzt
fällt diese mächtige Schöpfung von mir ab,
und ich verlasse sie als Liebender,
der seine wirre Schöpferhand beweint.
Ich bin kein Magier mehr, bin losgelöst
vom Leidenswirken, vom erwirkten Leiden.
Doch aber fürcht' ich, daß ich noch ein Mensch bin.

TEHURA
(wirft sich anbetend nieder)

Kein Mensch, du bist es selbst, die Gottheit bist du!
Der Weinende im Sonnenball! O, du
Verklärter, nun verschwebe nicht. Ich war

dir Weib und demutsvolle Dienerin,
nimm mich empor mit dir in deinen Strahlen.
Sonst rufe deinen Blitz: er töte mich.

PROSPERO

Ich bin kein König mehr, noch Richter, noch
ein Magier, der, Trug und Wahrheit mengend,
sich halbe Gottheit anmaßt. Nur ein Mensch
blieb ich. Und sieh, Tehura, er, der Mensch,
der sich von seinem Muttergrunde loslöst,
um seine Todeshöhe zu ersteigen,
hat nur noch Macht zu leiden, nicht zu tun. –
Und nun kehr' um. Die Strecke Weges, die
von hier beginnt, ist nur für einen: mich.

TEHURA

Dies sei. Dein Weg und deine Bahn ist dein.
Nicht hab ich Feuerflügel, deinen gleich,
mich in die Überwelt hinaufzuschrauben.
Doch durch das Tor des Todes schreit' ich mit dir.
Du nanntest mich zuweilen deine Seele.
Ich bin's, soweit als du mir Leben gibst,
nicht mehr. Und soweit ist mein armer Geist
in deinem wissend, doch vornehmlich hier
mein Herz. Und so spricht nun mein Herz. Es spricht
zu deinem, daß ihm deines Antwort gebe.
Bist du ganz fertig, aus der Welt zu scheiden?

PROSPERO

Dort oben raucht der Altar, und ich bin
das Opfer. Schlecht bereitet wäre ich,
wollt' ich's verzögern, weil mich dies und das
hoffend noch hielte hier im Zeitlichen.
Wo Hoffnung ist, ist Furcht. Ich hoffe nichts mehr
und fürchte nichts mehr.

TEHURA

Glaube mir, er kommt.
Mein Herz, das deines ist, weiß, daß er kommt.
Ich höre deines Sohnes Stimme schon,
nicht mit dem Ohre zwar, doch mit der Seele.
Ich höre, wie er Vater, Vater schreit,
das Echo aller Felsentäler weckend.
So grausam wirst du gegen dich und ihn,
Allgütiger, nicht sein. Du willst ihn nicht
zertreten durch die Großmut deiner Seele.
Du warst ihm tot. Du richtest dich vor ihm,
der nach dem Wahnbild goldner Inseln jagt,
als Vater unerkannt empor, als Richter.
Er wird zum Tod geführt, steht vor dem Blutblock,
und nun bricht diese Glorie auf ihn ein,
wie in ein blindgebornes Auge sich
das Licht von tausend Sonnen einen Weg bahnt.
Es sieht und wird zum zweiten Male blind,
und nun erst wirklich, nun erst wahrhaft. O,

Arzt, sei noch einmal Arzt und Magus, Magus! –
(Sie legt ihm den Zaubermantel wieder um)
Verhindre das, erhalt ihn sehend, wenn
er anders leben muß. Bleib nur noch Mensch,
bis er zu deinen Füßen einmal noch
zerknirscht gelegen, Selbstverdammung stammelnd,
dich abgetastet mit verzweifelten,
ungläubig-gläubigen, glückseligen Händen
als den Verlorenen und Gefundenen – bleib
so lange, bis dein Liebling einmal noch,
die ganze Wonne der Versöhnung fühlend,
an deiner Brust sich ausgeweint.

PROSPERO

Tehura,
Dein Wort ist stark, doch macht es mich nicht
schwach,
und weh mir, wär es anders!

ORMANN
(unsichtbar rufend)

Vater!

TEHURA

Es
war Ormanns, deines Sohnes, Stimme.

PROSPERO

Tauschung.

ORMANN
(wie vorher)
Wo bist du, Vater? Vater! Ormann bin ich,
bin dein mißratner, dein verfluchter Sohn!

PROSPERO
In diesem Laut liegt etwas, das mich festbannt.

ORMANN
(wie vorher)
Vater, ich hetze dich nun nicht mehr wie
ein Wild. Ich liege jetzt auf deiner Spur
wie ein Verdammter auf der Spur des Heilands.
Ich hasse mich! Und mein verfluchter Leichnam,
der mit mir rennt und mit mir steigt, er ist
mir nichts als eine ekelhafte Last.

PROSPERO
O Blendwerk, warum lockt' ich diesen rasenden
Schatten mir nach in meine letzte Stunde?
Gemarterter, zerqualter Schatten, bleib!
Das ist die Schmerzenszeugung dieser Welt,
die tausendarmige, die einmal noch
greift nach dem fast schon Freien und versucht,
ihn in des Lebens Netze zu verwickeln,
das heißt ins Netz der Tauschung und des Elends.
Tehura, laß uns höher steigen, komm.

(Prospero steigt den Berg weiter hinan und verschwindet. Tehura behält ihn im Auge, folgt ihm aber nicht. Im Sprung erscheint Pyrrha auf einer nahen Felsstufe.)

PYRRHA

Ah, du bist da.

TEHURA

Noch bin ich da: du sagst es.
Doch weshalb bist du hier? Wen suchest du?

PYRRHA

Ich kann nur noch auf Erden einen suchen,
den Leuchtenden, mit Feuermilch gesäugt,
der dem entsprungnen Sonnenrosse gleich,
die heilige Glutbahn seines Lebens hinstürmt,
und der, wenn er erkaltet und verlischt,
mich kalt und tot zurückläßt.

TEHURA

Und wer ist das?

PYRRHA

Gleichviel, wer dieser ist und was er ist.
Ob ihn die Hölle ausgeworfen oder
derselbe Mutterschoß, dem ich entsprang.
Gleichviel, ob er die Mutter mordete,
den Vater wie ein Räuber überfiel,
ihn in Verbannung und ins Elend hetzte
und mich mit ihm. Gleichviel! Was tut's? Dies ist

Werk der Dämonen, die den Abgrund und
die Lüfte und die Himmel überfüllen.
Und wär es nicht so, hätte seine Hand
den Schlag geführt, den sie zu führen dachte,
und seinen Vater blutend hingestreckt
zu andren Toten auf die rieselnde
Blutstraße seiner sehend-blinden Bahn,
zujauchzen müßt' ich ihm, wenn ich ihn sähe.
Er fluche Gott, so fluch ich Gott. Er winke,
und jede Untat, die er je beging,
begeh' ich, ohne nur mich zu besinnen.
Er machte mich zum Werkzeug seiner Lust,
Blutschande noch zu andren Freveln häufend,
und nicht beneid' ich mehr, was alle Himmel
an Wonnen ihren Göttern ausgeteilt.

ORMANN
(wie vorher)
Vater, wo bist du? Vater! Vater! Vater!
Gib Antwort dem Verdammten. Deinem Sohn!

TEHURA
Yakka, du bist nicht auf dem gleichen Weg,
du hörst, den jener schreitet, dem du nachjagst.

PYRRHA
War das nicht seine Stimme? Ormann, Ormann!
Der Vater soll ihn mir nicht rauben, nein,

mit seiner Zauberei und tückischen Großmut.

(Pyrrha springt vom Felsen und verschwindet. Man hört bald näher, bald ferner „Ormann, Ormann“ und dagegen „Vater, Vater“ rufen. Plötzlich erscheint Ormann.)

ORMANN

(bemerkt Tehura)

Wo ist er?

TEHURA

Wer?

ORMANN

Er, den ich suche: Er!

TEHURA

Wie kann ich wissen, wen du suchest, Fremdling?

ORMANN

Nicht so, du Dunkle, die ein Gott mir sendet,
du Mütterliche, sprich nicht so zu mir,
du siehst, ich bin zerstört, ich bin vernichtet.

TEHURA

Steh auf. Du suchst den Wundertäter, suchst
den Priesterkönig und den Vater. Der
dich einst am Busen hielt als höchstes Kleinod,
Herzschlag an Herzschlag, dem du selber dann
ganz fremd dich machtest und ganz ferne stelltest.
In des verschmähte Nähe drangst du nun

im Schmerzenssturme einer Einsicht, die
dir seine weise Führung offenbart.

ORMANN
O du, verschließe nicht dein Ohr. Was ich
den Farnen zugeschrien, den Felsenwanden
und allen tauben Schlacken dieses Glutbergs:
Du darfst nicht taub sein, mußt es hören. Ach,
mein Leben war ein Leiden, seit ich es
von seinem riß. Das Feuer meines Bluts
wollte nicht Zaum noch Zügel dulden, und
in Zaum und Zügel hielt der Vater mich.
Ich wollte zu des Vaters Füßen knien,
am Hals der Mutter weinen, doch sie waren —
der Vater wie die Mutter — längst vertrieben.
O du, wenn er noch lebt, so zeig ihn mir:
der mir es nun gewiesen, wer er ist,
er möge nun auch sehen, wer ich bin!
Wisse, nicht durch das Zaubernetz der Vorsehung
allein kam ich ihm nah. Ich bin ihm nah,
auch wenn ich ihn nie leiblich wiedersehe.
Ich wuchs an den Erhabenen heran,
und wenn ich rase gegen mich, so ist's
aus Reue nicht so sehr, als deshalb, weil
die sehnsuchtsheiße Irrfahrt meines Lebens
vor überseliger Erfüllung steht,
und doch dies Übermaß erhabensten

Versöhnungsausgleichs, dieses mächtigste
Wunder, vom Fallen eines Blattes abhängt.
Er soll es sehen, wer ich bin. Daß ich
sein Sohn und seiner würdig bin. Er soll
wissen, daß seines Herzens blutende
Sonne mir sichtbar ist, daß sie mir strahlt,
mich ganz durchläutert und von Schlacken rein glüht.
Er soll mich sehn als den, der nie sein Feind war,
reif und bereit wie er, den letzten Weg
gelassen neben ihm ins Nichts zu gehn.

(Höher in den Felsen ist Prospero erschienen. Der Mantel wallt von seinen Schultern. In der Hand hält er eine Bettlerschale, aus der eine blaue Flamme lodert. Er ist von der aufgehenden Sonne beleuchtet.)

PROSPERO

(gegen die Sonne)

Titan! Titan! Du schleppst zum letztenmal
die Welt von Licht, die Welt voll Glut herauf
in deines Schöpfers Seele. Brausend fegt
die Feuersturmflut über alle Gipfel
und stürzt ein Tönemeer in alle Tiefen.
Du stärkster Dienstmann meines Zaubersaals,
du unverbrüchlich Treuer, wie ich dich
jetzt grüße, Herrlicher, so entlaß ich dich.
Gewiß, ich war ein Meister der Magie,
ein Zauberer, doch eine andre Hand
wob unsichtbar an meinen Zaubern mit.

und ich ward ihr ein freier Höriger.
Des Weberschiffleins Schnur zog meine Hand,
allein in meiner wirkte jene andre
und trieb das Werk der Schöpfung vorwärts, die
im Tod entsteht und im Entstehen stirbt.
Noch einmal in dem heiligen Augenblick
des Abschieds, wo der mächtige Webstuhl noch
dröhnt und mein Werk erschafft, was doch nicht mein ist,
grüß ich dich, furchtbar-wundervolle Welt
des Zaubers und der Täuschung. Du gebierst
millionenfachen Fluch, wie Blumen auf
glückseligen Wiesen, und ich habe sie
jauchzend gepflückt und jubelnd mich gewälzt
im Schmerzenstau, im Todesduft der Gräser.
Und als mein immer wachsendes Geweb
mich enger stets umstrickte und Gestalt,
unzähliger Form, mich, der sie schuf, umdrang,
da würgte mich mein eigner Zauber, drang
mein Volk von Schatten grausam auf mich ein
und legte mich, den Schöpfer, in die Folter.
Ich schlage um mich. Kampf, noch immer Kampf,
als habe ein Wutbiß diese Welt gezeugt,
und diese blutige Riesenmühle, Schöpfung,
die grausam mörderisch die Frucht zermalmt.
Nein, nein, es ist nicht wahr. Nichts ist hier Täuschung,

denn Blut ist Blut und Brot ist Brot und Mord
ist Mord. Sind alle diese Rachen,
die Mitgeschöpfe gen einander gähnen,
womit dies blinde Leben schrecklich prunkt,
Täuschung? Zerstückt des Haies Kiefer nicht
des Menschen Leib? Ist nicht des Tigers Hunger
qualvoller Haß und Mordsucht, und zerreißt
er nicht Lebendiges und schlingt sein Fleisch?
Ward eine Kreatur in diese Welt
hineingeboren ohne Waffe, und
die Mutter, die in Furcht und Grau'n gebiert,
gebiert sie Furcht und Grauen nicht im Kinde? –
Das ist nicht Täuschung, nein, es ist so, und
so wäre denn dies Täuschung, daß die Welt
nur meines Zaubers Täuschung war: und dies
ist Wahnwitz! — Nein! Zwei Augen leuchten mir
im Nebel. O, Tehura! Und es dringt
wie leise Sphärenklänge auf mich ein,
vom Stern der Liebe. Nah ist die Versöhnung.
O, reine Priesterin, nimm weg die Welt
und schenke mir das Nichts, das mir gebührt.
Ich fühle dich, ich sinke in dich! Nichts!

(Alles ist im Nebel verschwunden.)

WERKE VON
GERHART HAUPTMANN

Bahnwärter Thiel.	38. Auflage.
Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama.	16. Auflage.
Das Friedensfest. Bühnendichtung.	9. Auflage.
Einsame Menschen. Drama.	39. Auflage.
De Waber. Schauspiel. Originalausgabe.	2. Auflage.
Die Weber. Schauspiel. Übertragung.	57. Auflage.
Kollege Crampton. Komödie.	12. Auflage.
Der Biberpelz. Eine Diebskomödie.	23. Auflage.
Hanneles Himmelfahrt. Eine Traumdichtung.	34. Auflage.
Florian Geyer.	16. Auflage.
Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama.	103. Auflage.
Fuhrmann Henschel. Schauspiel. Originalausgabe.	16. Auflage.
Fuhrmann Henschel. Schauspiel. Übertragung.	21. Auflage.
Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf.	10. Auflage.
Michael Kramer. Drama.	15. Auflage.
Der rote Hahn. Tragikomödie.	8. Auflage.
Der arme Heinrich. Dramatische Dichtung.	23. Auflage.
Rose Bernd. Schauspiel.	24. Auflage.
Elga.	11. Auflage.
Und Pippa tanzt. Ein Glashüttenmärchen.	14. Auflage.
Die Jungfern vom Bischofsberg. Lustspiel.	4. Auflage.
Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel.	6. Auflage.
Griechischer Frühling.	10. Auflage.
Griselda. Drama.	6. Auflage.
Der Narr in Christo Emanuel Quint. Roman.	54. Auflage.
Die Ratten. Berliner Tragikomödie.	9. Auflage.
Gabriel Schillings Flucht. Drama.	10. Auflage.
Atlantis. Roman.	40. Auflage.
Festspiel in deutschen Reimen.	32. Auflage.
Der Bogen des Odysseus. Drama.	7. Auflage.
Winterballade. Dramatische Dichtung.	10. Auflage.
Der Ketzer von Soana.	100. Auflage.
Der weiße Heiland. Dramatische Phantasie.	15. Auflage.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

ANNA

Ein

Ländliches Liebesgedicht

von

Gerhart Hauptmann

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1921

Stobbe 374

Erſte bis zwanzigſte Auflage
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1921 by S. Fiſcher, Verlag in Berlin

Et nunc omnis ager, nunc omnis parturit arbos,

Nunc frondent silvae, nunc formosissimus annus.

Incipe, Damoeta.

PUBLII VIRGILII MARONIS
BUCOLICON · ECLOGA TERTIA

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſter Geſang

Lux, du biſt es? Du biſt's. So ſei mir doch herzlich willkommen.
Ein ſo lieber Beſuch, und ſo ganz unerwartet: wie herrlich!
Wie wird Julie ſich freun, die Gute! Erſt heute beim Frühſtück
ſprach ſie lange von dir und dachte vergangener Zeiten.
Ach! Du biſt ja verändert, mein Junge, komm her, laß dich anſchaun!
Keine Spur von dem Stoppelhopſer, dem Landwirt von einſtmals,
iſt noch ſichtbar. Anſtatt langer Stiefeln mit faltigen Schäften,
trägt er Schuhe mit ſilbernen Schnallen! Und welche Kravatte!
Welcher gewaltige Filz! Und ſeh einer die rieſige Krempe!
Dieſes ſcheint ja ein wahrhafter Sproß aus Kalabriens Bergland,
Kalabreſer genannt: oder ſage mir, bin ich im Irrtum?
Lange nämlich iſt's her, daß ich ſolcherlei Hüten begegnet,
auch wohl ſelber ſie trug. Da lachſt du! Wir ſind hier verbauert!
Nein, ich leugne das nicht. Was ſollt' es auch helfen? So iſt es.
Stille ſteht hier die Welt: nun komm, und mach ihr Bewegung! —
Alſo lebhaft begrüßte am Gatter der Onkel den Neffen,
herzlich lachend, ſowohl aus unverhohlener Freude,
als auch, weil ihn die eigene Rede beſonders ergötzte.
Und ſo traten ins freundliche Gutshaus der Mann und der Jüngling:
der Betagte, trotzdem, noch rüſtig und dieſer mehr Knabe
noch, dem das Safrangelock herabfiel bis faſt auf die Schulter.
Küſſe wurden getauſcht, wie es üblich iſt unter Verwandten.
„Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen“, begann jetzt der Kömmling,

und ſo hielt es mich nicht zu Hauſe mehr, wo ich auf Urlaub
war, bei Vater und Mutter. — Natürlich, ſie laſſen euch grüßen! —
Sehnſucht packte mich an. Sie packte mich unwiderſtehlich:
wandern mußt' ich, euch wiederzuſehn und das Haus und das Dörfchen,
wo ich Jahre verbracht: ein Befliſſ'ner des löblichen Landbaus.
Nun, da bin ich. Famos! Aber hoffentlich komm ich gelegen!?

Luz! Mein Junge! Biſt du's? Seh einer den ſchweigſamen Wicht an!
ſchreibt kein Wort und erſcheint miteins, wie geſtampft aus der Erde.
Jahrelang wußte man nicht, ob der Schlingel wohl noch in der Welt iſt.
Nun, willkommen, du Strick. Wie geht's dir? Was machen die Eltern?
Alſo Tante, die laut und mit kräftigen Schritten hereintrat
aus der dunklen Kanzlei in das ſonnendurchflutete Zimmer:
ſie verſetzte dem Luz einen Kuß, daß die Locken ihm flogen.

Ach, wie ſchön es hier iſt, wie alles mich wieder entzückt hat!
ſagte der Neffe gerührt, nachdem der Sturm der Begrüßung
endlich ſich etwas gelegt und er ſelber wieder zu Wort kam.
Warum lebt wohl der Menſch zuſammengepfercht in den Städten?
Ich beklage mich nicht, denn vieles ſchenkte die Stadt mir.
Doch der Lärm auf den Straßen! Der Staub, und der Mangel an Grünem,
ſteinerne Würfel getürmt, aneinander gereiht ohne Lücke,
Höhl' an Höhle gehöhlt im Innern, mit Schlupfloch und Lichtloch.
Menſchen hauſen darin, Troglodyten, betriebſam und raſtlos.
Das, wie geſagt, iſt die Stadt. So ſeh ich ſie wenigſtens manchmal,
wenn mich Pfiffe der Lokomotiven, der Schrei der Fabriken,
und was alles den Städter ſonſt noch beſtürmt, überreizt hat. —
Hier dagegen iſt nichts von alledem, hier iſt es dörflich.
Höchſtens quaket der Froſch und ſchnattern die Gänſe im Dorfteich.
Das tut wohl. Überhaupt, wie wundervoll war dieſer Morgen.

Um punkt drei brach ich auf, heut Nacht, von der Schwelle der Eltern,
bald erſchien dann das Licht und leuchtete über das Erdreich:
aber einſam im Glanz, erſchien es, verlaſſen von Menſchen,
wie erſtarrt in Magie, mir fremd, wie ein fremder Planet faſt.
Doch bald wachte es auf. Mit jeglichem Schritt, den ich vordrang,
tönte lauter die Luft vom Geſange unzähliger Lerchen,
bis, noch ſchläfrig, aufrauſchte die Saat von dem Hauche der Frühe.
Ich durchquerte den Wald, da wechſelten Rehe, da hört' ich
Tauben gurren und hörte die köſtliche Stimme des Kuckucks.
Bald erſchien dann der Menſch, im Feld hie und da an der Arbeit.
Dort, mit ſtämmiger Kraft die Senſe gebrauchend, im Kleefeld
„machte Futter" die Magd. So iſt ja der techniſche Ausdruck.
Später kam ein Geſpann und ſo fort, bis die Arbeit im Feld ſtand.
Doch, was red' ich ſo viel, das Geſchilderte ſcheint ja alltäglich.
Nun, mir war dieſes alles ſo neu und ſo herrlich, als hätt' ich
nie dergleichen geſehn, vor dem Antritt der heutigen Wandrung,
ſelig bin ich noch jetzt und im mind'ſten nicht müde. Ich könnte
mit Vergnügen den Weg ein zweites Mal machen von vorn an.
Luz, nun ſeh' einer an! Zu Fuße von Hauſe bis hierher
biſt du, Tauſendſaſſa, marſchiert, wo fünf Stunden die Bahn fährt?
ſprach der Onkel, erwärmt und erfreut durch des Jünglings Erzählung,
und erzählte nun ſelbſt aus der Chronik des Dorfs und des Gutshofs
dies und das, was geſchah, ſeit der Neffe die Gegend verlaſſen. —
Dieſen aber indes betrachtete ſchweigend die Tante,
und ein ſchmerzlicher Zug veränderte plötzlich ihr Antlitz.
Doch ſo flüchtig auch glitt die Verdüſtrung über der Gutsfrau
ausgeprägtes Geſicht, nicht entging es dem Gatten, er blickte
auf ſie hin voller Güte, mit heimlich bekümmertem Anteil.

Auch der Jüngling begriff und erkannte im Stillen, was vorging. —
Kaum das vierzigſte Jahr lag hinter Frau Julie, während
Bis zum ſechzigſten ſchon gediehen war Guſtav, ihr Gatte.
Kinderlos war ihr Glück: zehn Jahre lang harrend, wie Hanna
und Elkana und ſo anflehend den Herrgott im Himmel
um den Erben, erſchien auch ihnen der Tag der Erhörung.
Julie genas eines Sohns. Man nannte ihn Erwin. Unſäglich
war die Freude, das Glück, die mit jenem vom Himmel herabkam.
Seit des Knäbleins Geburt ward gleichſam ein Feſthaus das Gutshaus.
Keine Klage, nur Dank ſtieg dazumal täglich zu Gott auf,
mit der Bitte vermählt, das Kleinod, den Sohn, zu behüten.
Und er tat es, der Unerforſchliche, wie ſie ihn nannten,
ließ erſtehen ein Kind unter ſeligem Staunen der Eltern,
einen Knaben, ſo gütig, als ſchön, ſo unſchuldigen Herzens,
als auch tiefen Gemüts und an Reichtum des Geiſtes ein Wunder.
Und man fragte ſich oft, wie kommt in die niedrige Hütte
dieſer Glanz, wie verirrt in die Fremde, aus himmliſchen Welten? —
Nun, es kehrte zurück im vierzehnten Jahre des Lebens
Erwin, ſchwand wiederum und verließ die vernichteten Eltern.
Und ſie lebten nur noch wie im Dämmer verhangener Zimmer,
ob's den meiſten auch ſchien, ſie lebten wie andere Menſchen
auch, mit Speiſe und Trank, und ſich freuend behaglich des Daſeins.
Nein, ſie freuten ſich nicht, ſie zählten die Tage, die Stunden,
dankbar, wie es der Knecht mit den Furchen tut, die er geackert,
weil mit jeder ein Werk des mühſamen Frones getan iſt,
näher rücket die Zeit, wo das Joch von dem Nacken des Stiers fällt. —
Nun, mein Junge, du haſt einen Magen, ſo denk ich, und Hunger,
ſprach Frau Julie, ſtand auf und warf auf die Tafel das Strickzeug.

keineswegs übereilt, vollkommen gefaßt, aber dennoch
in der Seele bewegt entwich ſie, ſich nicht zu verraten.
Sie war fort. Und es ſchwieg eine Weile der Gatte und ſprach dann:
Armes Julchen! Sie denkt, du wirſt das ja unſchwer begreifen,
unſres Lieblings, den ja der himmliſche Vater zurücknahm.
Heiter ſitzeſt du hier, ſein Geſpiele einſt, friſch und voll Hoffnung,
bald nun völlig ein Mann: unſer Erwin ſchlummert im Grabe.
Nun, dies drängt ſich ihr auf. Ihr Gedanke iſt: lebte heut Erwin,
ſtünde er da neben dir in dem nämlichen Alter und auch ſo
friſch und blühend, wie du, und da krampſt ſich das Herz ihr zuſammen.
Doch nun muß ich aufs Feld zu den Rübenarbeitern, mein Guter,
fuhr der Landmann dann fort, und der Ernſt des Berufes befiel ihn.
Du mußt eſſen! ſonſt wohl: ich ſchlüge dir vor, Luz, begleit' mich,
inſpiziere mit mir dein treulos verlaſſnes Berufsfeld.
Lorbeer hätteſt du zwar von dieſem vielleicht nicht geerntet,
aber um deſto größre Kartoffeln, gewiß, nach dem Sprichwort.
Und er lachte vergnügt und freute ſich laut ſeines Einfalls.
Weiter ſagte er dann: Wie ſchade, dein früheres Zimmer,
wo dein Kaſten noch hängt mit dem ausgeſtopften Geflügel —
nochmals lachte er auf — bald hätten wir's freilich gebraten! . . .
ja, es iſt nicht mehr frei, dein Zimmerchen. Unſre Elevin
hat es inne. Weil doch es mit dir, dem Eleven, ſo mißriet —
denn du übteſt Verrat, geſteh's, an dem heiligen Landbau! —
wandten Julchen und ich uns dem weiblichen Teile der Welt zu.
Aber freilich auch da . . . nun ſtill, der Erfolg wird es lehren.
Du verſtehſt mich nicht falſch: ſie iſt redlich im Grunde, nur etwas
eigenwillig und Julie hat mit ihr oft ihre Mühe.

Zweiter Geſang

Roſen nannte das Dorf ſich, in welchem der Herr Oberamtmann
Guſtav Schwarzkopp ein Gut ſich erworben, nachdem vor zwei Jahren —
Erwins Tod ging voraus! — die Pacht des Dominiums ablief,
die er inne gehabt und von wo auch ſein Titel noch ſtammte.
Zu erneuern die Pacht und weiter die Laſten ſo großer
Mühen auf ſich zu nehmen, wie eine Domäne ſie auflegt,
dies lag nicht mehr im Sinne des Manns, dem der Hingang des Sohnes
jeden Anreiz genommen, Beſitz und Vermögen zu mehren,
und ſo trat er zurück und heraus aus dem Kreiſe der großen
Ökonomen des Lands und bezog das beſcheidene Gütchen:
es entſtand ſeinem Tor gegenüber das einfache Wohnhaus.
Eben war das Gelände, auf welchem es ſtand, unter Bäumen,
während diesſeits der Straße der Gutshof ein weniges anſtieg.
  Als Herr Schwarzkopp den Jüngling verlaſſen, und Luz nun allein war,
ſchritt er ſinnend umher in den freundlich durchſonnten Gemächern
und es ſtiegen ihm auf alle Freuden und Leiden der Lehrzeit.
  Dieſes Zimmer, in dem er ſtand, war die Seele des Hauſes.
Hier nun ſtand das Klavier und ein Bild hing darüber, das Chriſtum
zeigte, über das Meer hinwandelnd mit trockenem Fuße,
Petro reichend die Hand, ihn rettend, der ungläubig einſank.
„Ihr Kleingläubigen“, ſprach der Herr, wie man deutlich erkannte.

Auch den Leuten im Schiff galt der Vorwurf. Sie ſchrieen in Seenot.
Auf dies Bild, wußte Luz, hielt Frau Julie täglich gerichtet
ihren hoffenden Blick und erholte ſich gläubige Stärkung.
Selten ſpielte ſie noch das Klavier, denn die lärmigen Schläge
ſeiner Töne zertrennten die grauen Gewebe der Trauer
und den dämmernden Duft, in den ihre Seele gehüllt war:
Julie ſah überdies den Tummelplatz weltlichen Rauſches
in der Klaviatur und faſt graute ihr vor der Berührung,
ja, ſie haßte beinah die Taſten, als wären's Dämonen,
auf Verführung bedacht und Zerſtörung der ewigen Hoffnung.
Nein, ſie war auf der Hut, und man ſollte ſie nicht überliſten
um das Kleinod des Schmerzes, das, ängſtlich und neidiſch gehütet,
allen irdiſchen Guts Hochheiligſtes war ihrem Herzen!
noch auch gar um den Tag und die Stunde der Auferſtehung,
jene Stunde, von der ſie wußte, die Stimme des Heilands
werde liebreich ſie rufen, um vor dem erſtrahlenden Throne
ihr den Sohn in die Arme zu legen mit freundlichen Worten.
Dies und ähnliches ging durch die Seele des ſinnenden Jünglings.
Danach ruhte ſein Blick auf der Orgel, die nah', an der Wand, ſtand.
Drüber hing ein bekränztes Bildnis, das Abbild von Erwin,
wie als lockiges Kind er, ganz Liebreiz und Geiſt, in die Welt ſah.
Hier war Juliens Altar. Es ſtiegen hier täglich Gebete
in Chorälen ſowohl, als auch Bachſchen Kantaten zu Gott auf.
Um das Bild war in Perlen geſtickt, im Ovale des Rahmens,
„Dein, Herr Jeſu!" zu leſen. Nichts weiter, als eben die Worte:
„Dein, Herr Jeſu!" Es gab mit dieſen drei Worten die Mutter
das gewaltſam entrißne Kind nun freiwillig dem Heiland,
ſo, als wollte ſie ſagen: Nimm hin, er gebührt dir, für mich war

dieſer Engel zu rein, nur du allein biſt ſeiner würdig.
Dies und mancherlei ſonſt erwog bei ſich ſelber Luz Holtmann,
doch nicht trüb, ſondern froh, denn er war bei dem Schmerz zu Beſuch nur.
Er durchblickte das Leid und er fühlte das Weh der Verwandten,
doch nur ſo, daß es ihn betraf und bewegte als Schönheit.
Damals, als es ihm noch obgelegen, die Lücke zu füllen
gleichſam, welche der Tod durch den Hingang des Vetters geriſſen,
dies war ſicher der Plan des Ehepaars, das ihn ins Haus nahm! ...
Damals alſo verdüſterte arg ſein ſchwerer Beruf ihn,
denn, wie ſollte ihm wohl die Erinnerung an den Verſtorbnen
zu beſiegen gelingen? Es wollen ſchon, war ihm unmöglich! —
Es erſchien nun Pauline, die Magd, das Brett voller Speiſen,
tiſchte auf und begrüßte den Hausgenoſſen von ehmals,
und vertraulichen Tons erwiderte dieſer dem Mädchen.
Dann erſchien Frau Julie wieder, nach ihrer Gewohnheit
großen, eiligen Schritts: ſie führte ein Kind in die Stube.
Doch es machte ſich frei der Wildfang, ein Mädchen von ſieben
Jahren war es, recht hübſch, der Abkömmling einfacher Leute,
angenommen an Kindesſtatt und auch wieder an Luzens.
Thea hieß das Geſchöpf, Luz kannte ſie, ſeit ſie ins Haus kam.
Thea, Thea, ſo ſagte die Tante, du ſollſt nicht ſo wild ſein!
Doch, unbändig vor Freude, bedeckte mit Küſſen der Pflegling
Luzens Wange und Mund, und es ſchien, daß ſie ihn in Beſitz nahm.
Eigentum nimmt man ſo in Beſitz, das man lange entbehrt hat.
Faſt beklommen erduldete Luz dieſen ſtürmiſchen Zudrang.
Endlich ward er befreit und Thea entfernt, und die Tante
blieb alleine zurück, und indeſſen der Neffe den Hunger
ſtillte, ſaß ſie daneben und plauderte über dem Strickſtrumpf. —

Irrtum würde es ſein, zu vermeinen, das Weſen Frau Juliens
ſei in weichlichem Gram, ſchmerzſeliger Schwäche zerfloſſen:
männlich ſchien ſie vielmehr, ſprach laut und mit kräftigem Ausdruck.
Tätig war ſie und herb, meiſt ungeduldig, ja, ruhlos,
unter rauhem Gewand die wehrloſe Seele verbergend.
Zwar ſie hatte die Welt mit eiſernem Willen verworfen,
ihre Klugheit indes, ihre Wißbegier, ihre Talente:
es war immer noch nicht gelungen, ſie ganz zu erdroſſeln.
Freilich hatte zu lachen faſt ganz verlernt dieſe Gutsfrau:
tat ſie's dennoch einmal, ſo klang es verſtimmt, ja, verletzend. —
Nun ſei aber das Haus ganz voll, bemerkte die Tante,
denn die Schwiegermama ſei da, die alte Frau Schwarzkopp,
dieſe brauche viel Pflege, ſie ſei doch nun weit über achtzig.
Leider ſei nun auch Juſt wieder hier, denn er habe die Stellung
eingebüßt wiederum. Es ſei immer das leidige Übel,
das, wie ſtets, ihn auch jetzt um den Poſten gebracht. Und ſie ſeufzte.
Juſt war Juliens jüngerer Bruder, der ſich als Verwalter
kleiner Güter durchs Leben geſchlagen, doch oftmals entgleiſt war.
Denn es packte den Mann zuweilen der Dämon der Trunkſucht.
War das Unglück geſchehn, ſo fand der Betroffene meiſtens
bei der Schweſter und bei dem Schwager Aſyl, der ihn manchmal,
wie ein totes Stück Holz aufhob von der Straße und mitnahm.
Wie geſagt, er iſt hier, wiederholte die Tante, und was nun
weiter mit ihm geſchehn ſoll, das weiß allein wohl der Himmel.
Nicht der Jüngſte iſt Juſt, der Geſündeſte auch nicht. Wer kann es
denn nach dem, was geſchehn, überhaupt mit dem Bruder noch wagen?
Auf die Wirtſchaftselevin kam plötzlich die Frau Oberamtmann,
kurz auflachend und hart, es klang faſt, wie ſchmerzlich beluſtigt:

Beinah haben wir hier eine Beſſerungsanſtalt! ſo etwas
gleichſam, wie ein Aſyl für ſchwankende Exiſtenzen.
Nun, es iſt nicht ſo ſchlimm, unterbrach ſie ſich, Anna verträgt ſich
mit der neuen Gewalt nicht, daheim, der Stiefmutter im Hauſe,
und es ſind wohl auch ſonſt noch Flecken an ihr zu behandeln,
Schönheitsflecken, nicht mehr: ich hoffe, ſie werden herausgehn. —
Luz war wieder allein. Es erſchollen die Rufe des Kuckucks
in das lichte Gemach, durch angelweit offene Fenſter
unaufhörlich, und Luz, der ſie zählte, erhielt ein Jahrhundert
Lebenszeit als Geſchenk: wahrhaftig, es war nicht zu viel ihm.
Zweige ſtreckte herein ein blühender Obſtbaum. Er brauſte
ganz von Bienen und andren Inſekten und duftete köſtlich.
Seltſam, wie es mich traf, was iſt mir doch dieſe Elevin?
daß mir ſtockte das Herz, als ihr Name, Anna, genannt ward?
Ich war immer ein Narr, und mein Leben lang werd' ich ein Narr ſein.
Alſo dachte der junge Menſch bei ſich ſelber und blickte
über Garten und Straße hinüber durchs offene Hoftor:
linker Hand lag das Haus mit den Wohnungen für das Geſinde.
Hinten ſchloſſen die Scheuern den Hof mit gewaltiger Durchfahrt,
hoch genug, den getürmten mit Garben beladenen Wagen
unbehindert hindurch zu laſſen, herein in die Wirtſchaft.
Jeder Stein und jeglicher Winkel des ganzen Bereiches
war dem Jüngling bekannt, in Ställen, auf Treppen, auf Böden
war der einſt'ge Eleve zu Hauſe und wär's im Stockfinſtern.
Täglich hatte er ja den Kreis ſeiner Pflichten durchlaufen,
in zwei Jahren, auf dieſem Gebiete, von drei Uhr des Morgens
bis zur ſinkenden Nacht, wo er dann, wie ein Stein, in ſein Bett ſank.
O wie wohl war ihm heute zu Mute, verglichen mit damals —

heut, wo nichts ihn mehr band, als Erinnerung, an dieſen Fronkreis.
Träge ruhte das Vieh und wiederkäuend im Dunghof,
Schwalben ſtreiften es faſt mit den Flügeln im Flug, und es lärmten
Spatzen auf der Umfriedung und plumpten fortwährend herunter
in den goldigen Miſt, um wer weiß welches Futter zu ſuchen.
Gänſe lagen nicht weit von der Pumpe und nah' einer Pfütze,
mittagsträg, wie das Vieh, ja, es ſaßen nicht minder die Hühner
ſchläfrig geſellt auf der Tür des Kuhſtalls und nur ihrer wen'ge
ſchritten pickend umher, wie verſonnen und nicht bei der Sache.
Menſchen zeigten ſich nicht, denn alles war fort, auf dem Felde.

Dritter Geſang

Da indeſſen geſchah's… was geſchah wohl? Ein Nichts! Und doch
hebet den Liebesgeſang, ihr Muſen, mit ſüßem Getön an! [Singt es:
Ob ein Mädchen auch nur, den obern Torweg durchſchreitend,
ganz gemächlich erſcheint und hernieder zum unteren Hof ſteigt:
hebt den Liebesgeſang, ihr Muſen, den Liebesgeſang an!
Anna iſt es, die neue Elevin. Wer ſollte es ſonſt ſein?
Was ſie trägt, im gehenkelten Korb, iſt vom Standort des Spähers
nicht zu ſehn, doch es blinket der Korb ſo, als ſei er aus Golde.
Und Luz fühlt einen Stich, einen ſtechenden Schmerz unterm Herzen. —
Hebt den Liebesgeſang, ihr Muſen, den Liebesgeſang an! —
Tiefer bohrt ſich der Schmerz, anſtatt ſich zu mildern, ein Schrecken
tritt hinzu, wie wenn jemand mit jäher Gewißheit erkennet,
daß ein tückiſcher Schuß ihn im Marke des Lebens verſehrt hat.
Hebt den Liebesgeſang, ihr Muſen, den bittren Geſang an.

Jung, apolliniſch gelockt, und niemals ein ſchleſiſcher Landwirt
biſt du geweſen, mein Luz: viel eher verwandt jenem Gotte
nenn' ich, Lieber, dich dreiſt, der als Hirt ſich verdang bei Admetos.
Obenhin nur geſehn, allerdings, Luz, bot deine Abkunft
nicht den mindeſten Zug des Übernatürlichen, denn du
kameſt wie andere Kinder zur Welt, und nicht einmal am Sonntag,
nur vielleicht etwas ſchneller: kaum daß deine ehrſame Mutter

eine Wehe empfand, und ſchon war ſie des Knäbleins geneſen.
Leto hieß ſie indes keineswegs, ſie hieß nur Frau Hanna,
ebenſowenig war Delos, mein göttlicher Freund, dein Geburtsort,
ſondern Salzborn, ein Dorf, ſo genannt nach dem köſtlichen Heilquell.
Dort beſaß dein Herr Vater das ſtattliche Wirtshaus zum Greifen,
deſſen freundlichem Dach es zu danken iſt, daß deine Wiege
nicht vom Sturme geſchaukelt, von Regen und Schloßen nicht naß ward.
Woher kam dir nun alſo der göttliche Funke ins Innre?
Aus dem Grießbrei gewiß nicht, mit dem man dich löblich gepäppelt,
eher ſchon aus den Zitzen der Amme, die ſelber mit Branntwein
jedesmal ſich geſäugt, wie man ſagt, eh ſie dir ihre Bruſt gab, —
denn es war ein ſtets trunkner Silen, wie es heißt, ihr Geliebter —.
Ernſt geſprochen, dir gaben die Weihen die Nymphen des Brunnquells,
der von bärtigen Schöpfern aus dröhnendem Schachte geſchöpft ward.
Von glückſeligen Spielen erhitzt der glückſeligſten Jugend
trankſt du täglich die Flut des ſternſtaubdurchfunkelten Salzborns.
Und du ſpürteſt ſogleich, nach geſättigtem Durſt, und zum Spiele
ſtürmend, daß ſich dein Fuß erlöſt und beflügelt vom Grund hob.
Denn der göttliche Born, an die doriſche Halle gefüget,
er war eins mit der Flut des kaſtaliſchen Quells am Parnaſſos:
dies verriet ſo die doriſche Säule, am Quellrand entſprungen,
es verrieten's die griechiſchen Laute der lieblichen Nymphen,
die auf ſtrömendem Pfad, durch die heimlichen Tiefen der Erde,
ihn beſuchten und gern bewohnten und Luzen, den Knaben,
mit nektariſchem Naß und ambroſiſchem Anhauch verzückten.

Da indeſſen geſchah's, wie geſagt . . . Was geſchah? Nichts und Alles!
Hebt, o hebet, ſikeliſche Muſen, den Liebesgeſang an.
Die Elevin ſchritt langſam herab und hervor aus der Durchfahrt,

ganz wie jemand, den nichts zur Eile treibt oder auch anzieht.
Läſſig trug ſie den Korb im Arme, es ruhte die Linke
leicht am inneren Rand des Geflechtes. Das einfache Landkind
ſchien verſonnen, beinah, als ſei es allein auf der Erde,
zu nichts andrem beſtimmt, als den eignen Gedanken zu leben.
  Schütz', wo hatteſt du dich wohl verborgen? Aus welchem Verſtecke,
Boden, Tenne und Stall entſchwirrte dein Pfeil, der den Jüngling
tödlich traf? Sieh', er wankt und er greift ſich entſetzt nach dem Herzen.
Doch da kichert der Gott. Gemach nur, es ſtirbt ſich ſo leicht nicht.
  Wirklich lag ja der Hof ganz ſtille im Lichte des Mittags.
Nichts war da des Betrachtens wert, nichts im mind'ſten verdächtig.
Und was ſollte es Seltſames ſein, wenn die Hühner und Gänſe
nickten und auf dem Dung wiederkäuend das ſchläfrige Rind lag,
und dazu die Mamſell gelangweilt und planlos herumſchritt?
  Und Luz runzelte ſtark ſeine Brauen, um ſchärfer zu ſehen.
Zum Zerreißen geſpannt die Bruſt und behindert am Atmen.
Und was ſah er? Nun wohl: die Elevin. Sie hieß Anna Wendland.
Anna blühte im zwanzigſten Lenze. Es waren die neunzehn
in dem letzten vereint und ſie alle vereint in der Blüte,
dieſem ſchönen Geſchöpf, einer Tochter des ſchleſiſchen Erdreichs.
Gudrun nannte ſie Luz in Gedanken: es ſchien ihm die magdlich
ſtillverſchloſſne Geſtalt, wie gebannt und gebunden in Fremdheit,
Königsblut, in die Fremde verſchlagen und niedrigem Volke
ausgeliefert zu niedrigem Dienſt. Wie ein goldener Kronreif
ſchmückten laſtende Zöpfe ihr Haupt, und es lag eine Süße
in dem reinen Geſicht, drin ſich Wehmut und Hoheit vermählten.
  Alſo war dies ſo nahe geweſen und nun ſchon erſchienen,
was in heimlicher Ahnung bereits ſich dem Knaben verraten,

jenes, dem er entgegen gewartet in dumpfer Gewißheit,
und das je zu erleben ihm dennoch zu glauben verſagt blieb.
Als den Liebling der Nymphen vom heiligen Quelle zu Salzborn
ſo das Fieber der Wiedergeburt durch den Pfeilſchuß des Eros
überkommen, umſchritt die Elevin gelaſſen den Gutshof.
Und es hatte der Hahn, es hatten die Hennen und alles
zahme Geflügel des Hofs ſie entdeckt und ſich um ſie verſammelt.
Und vom Schlage ſogar herſchwankten die Tauben der Venus,
flügelſchlagend das frohe Getümmel des Volkes vermehrend.
Da nun leitet der Gott ans gefiederte Ende des Pfeiles
Luzens Hand, daß er ſelbſt umdrehen ihn muß in der Wunde,
und ſo ſaugt ſie, verdoppelt das Gift, entbrennet nun zehnfach.
Hochmut kommt vor dem Fall. Luz, du biſt viele Meilen gewandert,
unermüdet und frei, nun erweichen dir plötzlich die Kniee,
und du fühlſt dich umſtrickt. Geworfen in tödliches Siechtum,
hat nur jene, die dort dem Geflügel das Futter verteilet,
dich zu heilen die Macht, bei ihr liegt's, ob du verweilen
darfſt im ſeligen Licht oder ſchnell zu den Schatten hinabmußt.
Dies erwägend, wie wenn nach verhallendem Donner des Blitzſchlags
alles ſchüttert und bebt, noch ganz übertäubt und benommen,
fühlt ſich Luz an der Rechten geſtreift und ſchrickt heftig zuſammen.
Es iſt Fido, der Pudel, erblindet, vor Alter faſt zahnlos,
der, als Hündchen einſt Erwin geſchenkt und mit atlaßnem Bändchen
ausgeſchmückt paradiert, an des längſt nun Entſchlafnen Geburtstag.
Fido winſelte leiſe und atmete heftig. Die Zunge
hing zum Rachen heraus und ſie perlte von Schweiß. Mit Gewedel
drehte Fido den zottigen Leib und verbog ihn nach Kräften:
alles dieſes, weil Luz, nach Erwin, ſein treueſter Freund war,

den er wieder erkannt und nun freudigen Herzens begrüßte.
Gut, ſchon gut, ſagte Luz, der den Anſpruch des Hundes wohl kannte
und ſein Recht, auf erwieſene Taten der Freundſchaft zu pochen,
denn er war wie ſein Schatten geweſen, verwichener Gutszeit.
Heute ſchämte ſich Luz dieſer Freundſchaft. Ein ſchrecklicher Ekel
kam ihn an vor dem Bild des Verfalls und des traurigſten Elends.
Ward er doch durch das häßliche Tier mit den kotigen Zotteln
widerwärtig geweckt und herab aus den Himmeln geriſſen,
wo am Tiſche der Götter ſein Sitz unter Göttern bereit ſtand.
Somit wandte ſich Luz mit den Worten: Fort, Vieh! Und es war ihm
ſo, als habe ein feindlicher Dämon des Tiers ſich bedienet
tückiſch lauernden Neids, um das Heiligſte ihm zu beſudeln.

* * *

Vierter Geſang

Luz bewohnte mit Onkelchen Juſt eine Stube im Giebel.
Alle Räume ſonſt waren beſetzt und man mußte ſich fügen.
Zwar der Onkel beſaß viel Humor und er hielt's mit der Jugend,
und Luz hatte ihn gern. Er hörte ihn gern ſeine Schnurren,
oft gepfefferter Art, erzählen. Indeſſen für diesmal
wär's ihm lieber geweſen, ein Zimmer für ſich zu beſitzen.
Denn es gärte in ſeiner Seele, er trug das Geheimnis:
dieſes wollte er nicht bedroht ſehn durch Fragen, auch ſollte
nichts ablenken den Sinn ihm von dieſem geheiligten Kleinod,
nicht das mindeſte war von dem allen zu merken, als Luz und
Onkel Juſt ſich zur Ruhe begaben und ſchwatzend die Kleider
von den Gliedern ſich ſtreiften. Sie lärmten und lachten vergnüglich,
und ſie trieben es ſo: es blickte ſogar noch die Tante
heiter mahnend zu ihnen herein und erſuchte um Ruhe.
Halblaut ſetzte ſich fort das Geſpräch, als die Stubengenoſſen
in die Betten geſtreckt und die Lichter gelöſcht und der Vollmond
auf den Blüten des Birnbaums gleißte am offenen Fenſter.
Immer dasſelbige Kreuz mit dem Leben der braven Verwandten,
ſeufzte Juſt, ſowohl was Freund Guſtav betrifft, als die Schweſter.
Was nicht bündeln ſie alles ſich auf! Gewiß iſt es löblich,
gut nach Kräften zu ſein, meinetwegen freigebig und hilfreich.

Hier geſchieht des Guten zu viel! das läßt ſich nicht leugnen! —
So zum Beiſpiel nach meinem Geſchmack auch in Sachen des Glaubens.
Auch ich glaube an ein allmächtiges Weſen im Himmel.
Beten hat mich bereits meine Mutter gelehrt, und wo ſie nicht,
hätte Not es getan. Die Frömmigkeit halt' ich in Ehren.
Wie es Guſtav und Julchen betreiben, das ſcheint mir bedenklich.
Wird die Frömmigkeit doch beinah' hier der Grund zur Zerrüttung
des durchaus nicht ſehr großen Vermögens der braven Geſchwiſter.
Denn der Kreis von Schmarutzern in Jeſu Chriſt iſt gewaltig:
alte Herren, die gern gut eſſen, und junge Vikare,
die nicht langen mit ihrem Gehalte, erſcheinen faſt täglich,
und dann wiederum auch kreuzbrave Apoſtel aus Herrnhut:
gottbegnadete Seelen, und Magen, nicht minder begnadet!
Alſo nörgelnd fuhr fort Onkel Juſt. Luz dachte: wie ſeltſam!
jener Schwäche nur, die er mißbilligt und rügt, ihr verdankt er,
daß ihn Liebe umgibt, ein Aſyl und ein wohliges Bette.
Und der Gedanke taucht ihm nicht auf, wie er ſelber wahrſcheinlich
obdachlos ſich von Dorf zu Dorf mit zerriſſenen Schuhen
ſchliche bettelnd umher, wo nicht die grundgütigen Hände
der Verwandten noch ſtets vor dem äußerſten Fall ihn bewahret.
Jeder ſiehet wohl eh'r den Dorn in den Augen des andern
als im eignen den Balken: allein dieſer Fehler des Sehens
bei dem Onkel war mehr als bei anderen Leuten entwickelt.
Manchmal ſchien es, als ahne er etwas von ſeinem Gebrechen.
Und ſo jetzt, als er fortfuhr zu reden: Es iſt mir entſetzlich,
ſelbſt die Laſten der guten Geſchwiſter ſogar zu vermehren.
Freilich handelt ſich's heute nurmehr noch um wenige Tage,
denn ich hoffe beſtimmt, demnächſt einen Poſten zu finden.

Schnappt ihn jemand mir fort, fahr wohl dann auf immer der Hochmut,
keinen Augenblick zögre ich mehr, mich als Knecht zu verdingen.
Muß es ſein, nur um fernerhin keinem zu Laſt mehr zu liegen,
hüt' ich Schweine und nähre mich redlich wie ſie von den Trebern.
Und der Onkel, in Eifer geraten, fuhr fort, ſeine Schwächen
rückhaltlos zu entblößen, wie das ſeine neueſte Art war.
Unverzeihlich iſt meine Verfehlung, rief jetzt aus dem Bette,
unverſehens ſich lauter gehabend, der alternde Landwirt,
doch mir wird die Geſchichte zu bunt, und ſie ſteht mir bis hierher.
Es iſt beſſer ein Ende mit Schrecken als Schreck' ohne Ende.
Oftmals war ich ſoweit, ich verſicher dich, Luz, und mein Zeuge
iſt der allmächtige Vater im Himmel, ihm freilich auch dank' ich's,
daß ich die Sünde nicht auf mich geladen, mich ſelbſt zu entleiben.
Er fuhr fort: Ich habe auf Ehre einmal die Piſtole
an das Herz mir geſetzt, nicht etwa aus Schmerzen der Liebe,
Gott bewahre mich! nein! aus Verzweiflung über mein Daſein.
Und ich habe auch losgeſchoſſen. Luz, frag deinen Vater!
Denn in Salzborn geſchah's, im Greifen, im Haus deiner Eltern,
in der „Zwölf". Du bemerkſt, ich weiß noch die Nummer des Zimmers.
Darin hatten Aſyl mir gewährt deine Eltern, wie immer
hilfreich, wenn mich mein Laſter einmal wiederum aus der Bahn warf.
Das war damals geſchehn! und als ich aus bleiernem Schlafe
aufgewacht, mich beſann und mich meines Rückfalls erinnernd,
inne ward meiner unaustilgbaren, ſträflichen Schwachheit,
ja da krachte der Schuß! Und wahrhaftig, ich lebte heut nicht mehr,
hätte Zufall es nicht gewollt, daß ein Breslauer Dienſtmann
ſeine Marke mir abzufordern vergeſſen, und eben
ausgerechnet durch ſie der Lauf der Kugel gehemmt ward.

Denn ich trug ſie bei mir, die Marke, wie heut im Notizbuch. —
Und es kramte der Onkel dann lange herum auf dem Nachttiſch.
  Sag' mir doch, Onkel Juſt, unterbrach ihn nun plötzlich der Neffe,
von ſich werfend die Scheu und ſo gleichſam ſich ſelbſt übereilend,
Anna Wendland, ſo heißt ja wohl euere neue Elevin . . .
Was iſt eigentlich los mit ihr? Warum ſeufzt denn die Tante,
wenn ſie von der Elevin zu ſprechen ſich anſchickt und richtet
niederwärts den vielſagenden Blick? Hat ſie etwas verbrochen?
Ach, es hatte mit dieſer Frage, ſo ſchien es, der Neffe
den empfindlichſten Nerv berührt in der Seele des Onkels:
Luz, ſo rief er, du täteſt wahrhaftig am beſten, du ließeſt
mich mit dieſem Geſchöpf ungeſchoren. Sie ſteht mir bis hierher,
und vor allem durch ſie iſt der Aufenthalt hier mir verleidet.
Wo man hintritt, begegnet man ihr oder muß von ihr reden,
man verſpritzt ſeine Galle und ändert doch nicht ihre Hoffart.
Oder haſt du vielleicht nicht bemerkt, wie das Mädchen umhergeht,
ſo, als wären wir alle nicht wert, ihr die Schuhe zu putzen.
Ich war Kavalleriſt und du weißt, ein vorzüglicher Reiter.
Racker nennt man die Gäule, den ſchlimmeren Ausdruck verſchweig' ich,
die zuletzt das Genick jedem Reiter abſtürzen, drum Achtung!
Luz, ſie haßt uns, ſie haßt jeden Mann, wie der Racker den Reiter.
Haſt du wohl ihr Verhalten bemerkt, Luz, als ihr die Schweſter
deinen Namen genannt? Was? ſchenkte ſie dir wohl Beachtung?
Oh, bewahre, wie könnteſt du ihr etwas andres als Luft ſein.
Himmel, Herrgott, entweder ſie weiß, was ſich ſchickt und ſich nicht ſchickt
oder aber man fackele nicht, es ihr gründlich zu lehren.
Sind ihr Männer nur Luft, um ſo beſſer! Auch kann es mir recht ſein,
wenn ſie Männer nicht liebt, ſondern haßt, ſo erwog Luz befriedigt.

Und er hatte wahrhaftig im mind'ſten nichts andres erwartet.
Schwerlich war ſie wohl je einem Mann, ihrer würdig, begegnet.
Alſo ſchwieg er, weit mehr durch den Wortſchwall beglückt als entrüſtet.
Anna, flüſterte Luz, als er folgenden Tages erwachte,
ſpät, nach erquickendem Schlaf und die Augen, voll Staunen, weit aufſchlug.
Juſtens Bette war leer, und er fand ſich alleine im Zimmer:
oh, wie ſelig, wie ſüß iſt ein ſolches Erwachen! Wie innig
miſchen Jugend, der Morgen des Lebens, der Morgen des Jahres
und der Morgen des Tags, des Maitages, ſich miteinander:
oh, wie ſüß iſt die Freiheit, wie ſüß iſt's zu raſten und nicht mehr
draußen Fröner zu ſein in dem Hörigendienſte der Scholle,
ohne Freude an Licht und Luft, denn ſo ging es ja Luz einſt:
kam die Sonne herauf, ihm erſchien ſie ein grauſamer Fronvogt,
ging ſie unter, er durfte aufatmen, er durfte im Hauſe
vor der ſchrecklichen Gorgo Natur ſich ein Weilchen verſtecken.
Aber heut: o, wie ſüß war Natur, o, wie ſüß war die Mailuft,
und wie heiter ſein Herz, einem ſpringenden Fiſchlein vergleichbar.
Aus dem Bette ſprang Luz, ſtand ſicher auf ſeinen zwei Füßen,
ſog die Luft ein, hochauf in die Bruſt, ja, ihm ſchien's, in die Seele:
dieſe füllte ſich an mit dem Taumel des ſeligſten Daſeins.
Und er ſteckte den Kopf in die Schüſſel, er planſchte und wuſch ſich.
Dabei pfiff er höchſt flott, ohne Syrinx, und endlich begann er
laut und fröhlich und zwar mit männlichem Klange zu ſingen.
Prächtig ſcholl es durchs Haus. Nun mochten ſie alle doch wiſſen,
daß er furchtlos, voll hoffender Kraft und auch ſonſt ganz ein Mann war.
Ja, er glich einem ſchreienden Hirſch, der den einſamen Bergwald
mit dem trotzigen Ruf ſeiner Kampfluſt erfüllt, jeden Gegner
fordernd, ſicher des Siegs auf der Walſtatt des Kampfs und der Liebe.

Als Pauline, die Magd, dem Jüngling das ländliche Frühſtück
aufgetragen, erklärte ſie ihm, daß die Frau Oberamtmann
ſich nach Dromsdorf hinüber begeben, das Grab zu beſuchen.
Richtig ja, dachte Luz, an dem heutigen Tag vor fünf Jahren
ſtarb ja Erwin. Und er beſchloß, an dem Hügel des Vetters
ebenfalls eine Stunde der ſtillen Verſenkung zu feiern.

Wermut miſchte ſich nun in den brauſenden Becher der Freude,
doch vorerſt nur ſoviel, als es not tat, ihn feiner zu würzen.
Ausgeſtorben durchaus ſchien das Haus von Bewohnern. Doch war es
voll dithyrambiſchen Lärms, wie der endende Mai ihn entfeſſelt.
Vor geſchloſſener Tür, die Hand auf der Klinke: es ſchien faſt
ſo, als ſängen die Vögel dahinter in jeglichem Zimmer.
Außen war wie das Innen, und innen wie außen der Glücksrauſch.
Schimmernd ſtürzte das Grün überall durch geöffnete Fenſter,
und von leuchtendem Grün bis zum Rande aufquoll Luzens Seele.
Hatteſt du auch wohl davon einen Reſt hinterm Ohr, mein Geliebter?
Wie dem immer auch ſei, an einem Vormittag wie dieſem
ſtarb Erwin. Er zerwühlte mit flammendem Haupte die Kiſſen,
brandig glühte ſein Mund und dann brachen dem Dulder die Augen.

* * *

Fünfter Geſang

Lieblich war es, das Kirchlein zu Dromsdorf, und lieblich der Kirchhof!
Als die Pforte des Gräbergartens der Jüngling erreichte,
ſtak der Schlüſſel im Schloß, wo Frau Julie zurück ihn gelaſſen.
Und es wichen ſogleich die Flügel dem leiſeſten Drucke,
allerdings mit Geſchrill ihrer roſtigen Angeln. Und Luz hielt
ſchnell ſie an, faſt beſtürzt, denn im Kirchlein ſpielte die Orgel
Lehrer Krauſe und klang Tante Juliens herrliche Stimme.
Luz war friſch und aufatmend geſchritten, mit feſtlicher Seele
über Land. Und je näher dem Ziel, um ſo deutlicher ſah er
Erwins liebe Geſtalt, ſeines treuen Geſpielen von einſtmals.
Ganz ſo leuchtend wie heut war der Tag, und ebenſo brauſte
die ehrwürdige, mächtige Linde, ein Wächter der Kirchtür,
denn ſie blühte wie heut und es ſchwelgten in Nektar die Bienen:
nämlich damals, als ſchwarz von Menſchen der liebliche Kirchhof
war, und überall Schluchzen ertönte bei Erwins Beſtattung.
Wieder ſtand Luz im Geiſt am geöffneten Grabe, wie damals.
Hochher kam, wie ein Schiff, gewankt durch den Garten des Todes,
vom Geſchmetter der Vögel umjauchzt, der graue Metallſarg.
Abgeſetzt ſchon am Rande der Gruft dann, ſeit mancher Minute
harrte er auf die Mutter des Toten, die zwiſchen dem Gatten
und dem Freiherrn von Schulz mehr hängend als gehend herankam.

Nicht ein Laut entrang ſich der ehrfürchtig harrenden Menge,
als man mit vieler Geduld und unſäglicher Mühe Frau Julien
half, den furchtbaren Weg vom Kirchenportale zum Grabe
zu beſtehn und das Letzte zu dulden bei voller Beſinnung.
Mit Entſchluß und zuſammengebiſſenen Zähnen befreite
Luz ſich nun von dem innren Geſicht, das ihn völlig in Bann ſchlug,
und der Friede des Orts beſänftigte bald ſein Gemüte.

Und es kam nun geſtürmt durch den ſingenden Garten des Todes
Thea, die Waiſe, das Kind, der muntere Pflegling der Schwarzkopps,
warf ſich hoch und umſchloß mit Armen und Beinen den Jüngling:
ihn umſpülte das Haar, er fühlte die Lippen des Wildfangs
überraſcht und beſchämt auf den eignen. Sie ſaugten ſich gierig
feſt, es entrang ſich der Bruſt des Mägdleins ein luſtvolles Wimmern.
Und wahrhaftig ein Biß — ſchon empfand er das Mal ihrer Zähne.
Katze, rief er und machte ſich frei von der Klammer des Kindes.
Seltſam ward ihm dabei, als hab' es wahrhaftig gegolten,
abzuwehren den Raub am Gedächtnis des Toten und mehr noch
an dem heilig verborgnen Geheimnis, das Luz in der Bruſt trug.
Doch mit feindlichem Blick, als wiſſe ſie, was in ihm vorging,
kenne auch die Rivalin genau, ſo ſtand Thea nun vor ihm,
und bevor er ſie noch begütigen konnte, entſprang ſie.

Wo die weſtliche und die ſüdliche Mauer des Kirchhofs
ſich einander im Winkel vereinten und alſo den Einbruch
einer bläulichen Flut leisliſpelnd herwogender Ähren
gleichſam ſtauten, vor Überſchwemmung die Gräber beſchützend,
dort, ein beſonderes Gärtlein, befand ſich die Stätte, wo Erwin
ſchlief in gemauerter Gruft und beſtattet in erzenem Sarge.
Um den Hügel, faſt ganz unter ſchwärzlichem Efeu verborgen,

friſch gerecht lag der Kies, bis zum Buchsbaum der blumigen Borte,
die ein Gitter umſchloß, mit Sorgfalt gebildet vom Dorfſchmied.
Ein gewaltiger Strauß Vergißmeinnicht lag auf dem Grabe,
von der Mutter gepflückt, am Rain, auf dem Hergang nach Dromsdorf.
Leiſe trat Luz hinzu, als gelt' es, den kindlichen Schläfer
nicht zu wecken, und ließ auf der Steinbank ſich nieder, die daſtand.
Kaum, daß Luz ſich geſetzt, ſo verſtummte im Kirchlein die Orgel,
gleich als wär's auf Geheiß, und es war nun um Luz eine Stille,
tief verhalten, als ob ſich Himmel und Erde vereinten
in dem heil'gen Beſchluß, nicht die Andacht des Jünglings zu ſtören.

*

„Dein, Herr Jeſu,“ ſo ſtand in Gold auf dem ſchwarzen Granitkreuz,
das, gebettet in Efeu, bedeckte den länglichen Hügel:
eben das nämliche Wort, das um Erwins Bildnis geſtickt war.
Oh, es kannte genau die Geſchichte des düſteren Denkmals
Luz, der Eleve von einſt, und es grüßte von ferne der Streitberg,
wo das ernſte Geſtein man gebrochen im mächtigen Steinbruch.
Immer wieder beriet man im häuslichen Kreiſe der Schwarzkoppe
Inſchrift, Stoff und Geſtalt dieſes Epitaphiums, eh' es
dann in Angriff genommen und alſo vollbrachte der Steinmetz.
Nun erſchien es im Haus und wurde im beſten Gemache
aufbewahrt, wo es lag, den Hausraum belaſtend mit Grufthauch.
Doch dies war nun vorbei, und der Bann war geſprengt und das Auge
Luzens trübte ſich nicht im erneuerten Anblick des Denkmals.
Freilich ward ein Erinnern geweckt, aber nur an das Daſein.
Und die lebendigſte Liebe war's, welche vor allem geweckt ward.
Ja, ſie drang in die Gruft, doch ſiehe, ſie fand keinen Leichnam.
Aufgeflogen, entſchwebt, und doch in beglückender Nähe

ſchien der ſelige Knabe, der Bruder, der Freund und der Liebling.
O Geſpiele, wie ſpielten wir doch den glückſeligen Tag durch,
unerſättlich in Luſt: und wahrhaftige Luſt iſt das Spiel nur.
Kind und Künſtler und dann die ſeligen Götter im Himmel,
ſie genießen das Recht allſeliger zweckloſer Spiele.
„Dein, Herr Jeſu!“ Jawohl, ich ſehe dich ſchreiten an ſeiner
mild-allmächtigen Hand, er führt durch das wogende Korn dich.
Es erhaſcht noch mein Blick einen Zipfel bewegter Gewandung
deines himmliſchen Kleids, womit dich der Heiland geſchmückt hat:
Glücks genug ſein Smaragd, ſein Azur, ſein Gepränge von Blumen,
ſeine Juwelen, und, Gold über Gold, den goldfeurigen Kronreif...
Glücks genug nur zu ſehn einen flüchtigen Glanz dieſes Prunkſtücks,
und zu ahnen die Pracht in den ewigen Orten der Gottheit.
Sei bedankt, paradieſiſcher Freund, für den himmliſchen Anhauch.
Süß, faſt ſtechend, durchdringt unirdiſche Wonne die Bruſt mir.
Wie das Kind auf der Schaukel aufjauchzet im ſeligen Schwunge
hochgetragen, ſo treibt es zu jauchzen auch mich und ein Kitzel
will mich, wie es mir ſcheint, mit den Wonnen des Himmels verſchwiſtern.
Ach, ſchon da, guter Luz! Klang plötzlich die Stimme der Tante.
Und wahrhaftig, es fiel aus den Wolken durchaus der Gemeinte.
Sie indeſſen fuhr fort: Ich hoffe, du haſt gut geſchlafen.
Jüngſt beklagte ſich nämlich auf drollige Weiſe ein Schulfreund
unſeres Erwin, er war zum Beſuche in Roſen und wohnte
ſo wie du jetzt mit Juſt, meinem ſeltſamen Bruder, zuſammen.
Schnarcht er wirklich ſo laut, wie es neulich der Jüngling behauptet?
Haſt du auch wohl wie dieſer nachtüber kein Auge geſchloſſen?
Damit war ins Geheg der Umzäunung getreten die Gutsfrau,
ließ ſich nieder aufs Knie, ſogleich, um den Hügel zu jäten.

und entfernte mit ſachlichem Eifer, als ſei ſie beauftragt
mit der Pflege des Grabes, verdorrtes Geranke im Efeu.
Nein, ich ſchlief wie ein Stein und beklage mich nicht über Onkel
Juſt, der in keinem Betracht meine nächtliche Ruhe geſtört hat.
Stockend brachte hervor dieſe nüchternen Worte Luz Holtmann,
daß er aber ſie ſprach, kaum wußte davon ſeine Seele.
Wunderbar, dieſe Frau, ſo erwägt er bei ſich, heut und damals,
wie verändert das Bild. Beinahe gefühllos erſcheint heut,
die ich einſt an dem nämlichen Ort wie von Schwertern durchbohrt ſah.
Rauſt und reißt ſie nicht Ranke und Blatt mit gleichgültiger Hand aus?
Klingt ihr Reden nicht hart, als habe in ihr nie Empfindung,
niemals Seele vibriert. Luz ſieht ſich ernüchtert, iſt fremd hier.
Eine Stille tritt ein, eine peinliche. Peinlich zu bleiben
und nicht minder zu gehn. Gleich peinlich zu ſchweigen, zu reden!
Doch am Ende, um etwas zu ſagen, und ſo ſeinen Zuſtand
irgendwie zu verändern, erklärt er, es ſei ihm unmöglich,
vorzuſtellen den Tod! er begreife nur immer das Leben!
Antwort gibt ihm ein Laut aus Frau Juliens Munde, er ſagt ihm:
Wohl, du ſprachſt und ich hab es gehört, aber was du geſprochen
iſt gewiß nicht für mich. Doch halte es, wie es dich gutdünkt.
Alles ſcheint mir mitunter untrennbare Einheit, ſprach Luz nun,
und ſo iſt, kommt mir vor, in allem auch alles zu finden:
das Entſchwundene nicht nur, vor allem in allem die Gottheit. —
Nein, man darf nicht das Werk anſtatt ſeines Schöpfers verehren,
ſprach, als ſtreife ſie nur ein Spinnweb ſich etwa vom Ärmel,
drauf Frau Julie. Tante, begann jetzt der Neffe aufs neue,
mich durchdringt faſt Gewißheit, daß Erwin uns hört und uns nah iſt.
Freilich iſt er uns nah, denn er ſchläft ja hier unten im Grabe,

ſprach die Tante ſo ſchlicht, als wie etwa: heut iſt ſein Geburtstag.
Und ſie fügte hinzu: Hier iſt ja der Ort und ſonſt nirgend,
wo ihm zu hören den Ruf der Poſaune des Jüngſten Gerichtes
von dem himmliſchen Vater und unſerem Heiland beſtimmt ward.
Nun, ſo ſchläft ſeine Seele der ewigen Freude entgegen,
ſagte Luz. Und Frau Julie ergänzte: Ich baue auf Jeſum.
Jetzt nun drang ein ſchneidender Laut durch die Stille des Friedhofs,
unterbrach das Geſpräch und lenkte die Blicke der Tante
in der Richtung des roſtigen Pförtchens, zum Eingang des Kirchhofs:
ſtammte doch das Geräuſch, das ſchrille, von dort her. Es hatte
ſeinen Flügel gedreht das Pförtchen in roſtiger Angel.
Nein, nicht ſelber! Das tat die Hand eines himmliſchen Cherubs,
der in einem Gewimmel von Glanz in das Dunkel hereintrat.
Beim allmächtigen Gott! Und wie war es nur möglich, daß Tante
kühl hinſagte: Es iſt Anna Wendland. Es geht wohl auf Mittag.
Unſer Käſer wohnt hier in Dromsdorf. Sie hatte um elf Uhr
bei dem Manne zu tun und verſprochen, mich auf dem Rückweg
hier zu treffen. Sie ſchloß: Nun, da ſind Sie ja ſchon, liebe Anna.
Langſam ſchreitend kam Anna herüber. Sie trug einen Buſchen
Flieder, grüßte, nur leicht das Haupt und die Lippen bewegend.
Keine Miene verzog ihr Angeſicht. Nur daß die Flügel
ihrer Naſe, ſo fein wie Schmetterlingsflügel, erbebten.
Nicht Frau Julien gab ſie den Strauß feuchtduftender Blüten,
wenngleich dieſe danach unwillkürlich gegriffen. Sie brachte
ſelbſt dem Toten ihn dar, ihn verneſtelnd im wuchernden Eſeu.
Still geſchah's, ohne Wort und auch ohne daß eine Bewegung
des Gemütes in ihr ſich irgendwie hätte verraten.
Nein, dies hatte wohl doch, erkannte jetzt Luz, nur den Anſchein,

denn jetzt löſeten Tropfen ſich los von der Wimper des Mädchens,
quollen reicher und rannen die roſigen Wangen herunter.
Und den Jüngling beſchleicht ein befremdliches Fühlen. Wie kann ſie
ſolchen Schmerz dem Verſtorbenen weihn, den ſie gar nicht gekannt hat?
So erwägt er. Entweder der Vetter, der einſt ihn im Leben
durch die Fülle des äußeren Reizes und innerer Gaben
ſchon verdunkelt, er übte die Macht noch über das Grab aus —
oder war es ein anderer Verluſt, der dem Mädchen im Sinn lag?
Dann entriß ihr vielleicht einen Bruder der Tod, auch wohl einen,
der ihr mehr als ein Bruder geweſen. Doch wie es auch immer
ſich verhielt, Luz empfand es als Raub an dem eignen Beſitze,
wer auch immer Tribut ſolcher Schmerzen und Tränen dahinnahm.
  Tut mir jetzt den Gefallen und geht, gute Kinder: ihr kennt ja
meine Gangart, ich hole euch ein. Zu den Krauſes hinüber
ſpring ich ſchnell noch einmal und hole mir Thea, den Tollkopf.
Schwer iſt's manchmal mit ihr, und ſchwer war es heute beſonders,
ſie zur Stunde dem Herrn Präparanden ins Schulhaus zu liefern!
So Frau Julie. Und ſie liebkoſte das Grab mit dem Blick noch
eh' ſie ſchied, einem Blick, der die Woge unnennbaren Grames,
die aus Tiefen emporbegehrte, gewaltſam zurückhielt.
Danach wandte ſie ſich, mit befreiendem Seufzer die Faſſung
neu gewinnend, und ging, durch ein Pförtchen der Mauer entſchwindend.
  Luz, wo blieb dein Latein, als du nun mit der Jungfrau allein warſt?
die, ſo kam es dir vor, von dir überhaupt nicht Notiz nahm.
Ja, wo blieb dein Latein? Es entſchloß ſich kein noch ſo geringes
Wort, ſich finden zu laſſen, in einer Verfaſſung, darin du
ſein bedurfteſt, als wie eines Hellers im Laden des Bäckers,
deſſen bedarf, der vor Hunger und Armut beinahe verſchmachtet.

Grüble, grüble nur Freund, deine Lage iſt ernſt und du fühlſt es,
denn es heißt nun: erweiſe dich, Schuft, oder gehe zugrunde.
Mut, vor allem nur Mut! Denn du neigſt, Freund, noch immer zum Kleinmut.
Haſt dich immer noch nicht erholt von den Schrecken der Schulzeit. —
Damals wardſt du lädiert am Rückgrat, allein die Erkenntnis
nützt dir nichts, wo es heißt, ein ganzer, ein ſchrotiger Kerl ſein.
Endlich fange doch an, ſonſt iſt deine Lage entſetzlich.
Sprich vom Wetter! Das Wetter iſt ſchön, und wer wollte das leugnen,
alſo, ſtelle das feſt! Damit ſagſt du doch immerhin etwas.
So erfuhr denn die ſtill Hinwandelnde, was ſie ſchon wußte.
Und ſie ſah ihn befremdet an und verzog keine Miene.
Ich bin Luft, dachte Luz: nie fühlt' ich ſo völlig als Luft mich.
Welch ein Zuſtand: ich bin! und bin doch für ſie nicht vorhanden.
   Plötzlich: Eſſen Sie Kirſchen? erklang's jetzt im Ohre Luz Holtmanns
und er blickte verdutzt und wußte nicht, ob dieſe Worte
wirklich jemand geſagt? Oder hatte er nur bei ſich ſelber
dieſe Phraſe geprüft, ob ſie angängig ſei zur Verwendung?
Doch, wo dachte er hin! Nie hätten drei Worte des eignen
Innern ſo ihn im Mark getroffen und ſo ihn beſeligt.
Nie wird Luz die Muſik von dieſen drei köſtlichen Worten,
die ein unſterblicher Hauch aus dem himmliſchen Ort Aphrodites
trug, vergeſſen und nie je die gleiche Muſik wieder hören.
Welche Gnade und welche Huld war's, ſo zu ihm zu ſprechen.
   Viele Kirſchen gibt's dieſes Jahr, ſagte Luz und erſtaunte,
wie ſo leicht dieſer Satz ihm, ja förmlich geläufig, vom Mund floß.
Doch ihm war jetzt zumut wie einem erſtarreten Falter,
wenn in Schatten und Froſt ihn die Sonne berühret und auftaut.
Und er lachte und Glück überflutete ganz ſeine Seele.

Eine Kirſchenallee, ſchnurgrade, durch welche die Dörfer
Dromsdorf und Roſen verbunden waren: ſie hatte zur Hälfte
jetzt durchſchritten das Paar. Nun ſtand eine bretterne Hütte
ihm zur Linken: davor, in die graſige Erde gerammet
Tiſch und Bänke, und eine war gänzlich mit Körben bedecket,
jeder voll bis zum Rand mit der zeitigſten Kirſche, der Maifrucht.
Und es ſteckte ein Mann ſeinen Kopf aus der Hütte und grüßte
Fräulein Anna, doch ſtumm, nur mit leiſe andeutendem Lächeln.
Sie bog hin, als ſie ihn, durch Bewegung der Wimpern, kaum merklich,
wieder hatte gegrüßt und trat zu den Körben und prüfte,
was der ſchweigſame Mann in den Wipfeln der Bäume geerntet:
dieſer kam nun herzu und füllte, als wär's ihm gegeben
in den Herzen der Menſchen die unausgeſprochenen Wünſche
zu erkennen, ein Maß mit Kirſchen und bot es dem Fräulein.
Dank' ſchön, ſagte ſie nur und bloß einmal; nichts weiter, als: dank' ſchön!
Welcher Zauber indes lag für Luzen in dieſen zwei Worten!
Niemals konnt' er, nachdem er ſie einmal gehört, mehr im Leben
ganz verarmen, als wieder je völlig verſinken im Unglück.
Und die ſchöne Elevin nahm Platz auf einer der Bänke,
ſprechend: Iſt's Ihnen recht, ſo warten wir hier auf Frau Schwarzkopp?
Welche Frage das: Iſt's Ihnen recht? Recht wär's ihm geweſen,
dem Gefragten, er hätte können den Reſt ſeines Daſeins
hier und wartend verbringen mit Anna, womöglich die Hütte
mit ihr teilen. Er wünſchte nichts Beſſres auf Zeit ſeines Lebens.
Und ſo ſaß er im Tiefſten erregt, ja im Tiefſten beſeligt,
aber doch auch im Zuſtande ſchmerzhafter Bangnis und Spannung.
Denn nach den wenigen Worten, die Anna Wendland geſprochen,
aß ſie ſchweigend die purpurnen Kirſchen, gelaſſenen Sinnes,

mit ſich ſelber allein und ihn nicht im geringſten beachtend.
Hui, was fegte denn dort im Staube der Straße ſo eilig
in der Richtung von Roſen gen Dromsdorf vorüber? Ein Männlein,
das nicht hörte und ſah: wie flogen die Schöße des Rocks ihm!
Höchſte Zeit war's zur Bahn und es durfte den Zug nicht verſäumen.
Heftig ſchwenkte die Linke den Filz und es ſtampfte die Rechte
laut zu Boden den Stock, mit der eiſernen Schaufel als Zwinge.
Doch es gab keinen Bahnhof in Dromsdorf, noch ſonſt in der Gegend!
Heda, Onkel, wohin denn in Gottes Namen ſo eilig?
Was iſt los und wo brennt's, ſo rief Luz jetzt, der plötzlich den Onkel
Juſt erkannte. Der Bann war gebrochen, er hatte die Sprache
wiedergewonnen beim Anblick des Onkels, doch leider, weil dieſer
wie durch Steinwurf die Tauben der Aphrodite verſcheuchte,
alle Zauber der Liebe zugleich durch ſein nüchternes Daſein.
Ja, er tat noch ein Übriges gleich, um durch Mißlaut und Mißduft
die elyſiſche Luft um Luzen ja ganz zu verſtänkern.

Ja, wo brennt's denn? Du haſt gut fragen, du hochidealer
Jüngling, der noch beſchwingt und in Schuhen mit Schnallen umherläuft,
du ſagſt gick und ſie gack, und ihr beide, ihr guckt in den Himmel.
Fräulein Anna ſitzt hier, ißt Kirſchen, dieweil auf dem Hofe
alles geht, wie es mag: und ſo geht es denn drunter und drüber.
Ich muß laufen mit meinen Vierzigen hier auf dem Buckel,
laufe morgens zur Poſt und laufe euch nach, weil der Schwager
alle Schlüſſel vermißt, die er braucht, um dem Müller Getreide
zum Vermahlen, den Leuten das Deputat auszugeben.
Und Sie haben das Bund, Fräulein Anna, gewiß in der Taſche.
Doch was tut's, wenn ich auch die Auszehrung kriege, die Schwindſucht
mir zuziehe, wenn nur Fräulein Anna davon keine Not hat.

Sie entgegnet darauf: Sie irren, Herr Juſt, denn entweder
hat ein andrer das Bund mit den Schlüſſeln vom Brette genommen,
oder aber es hängt noch jetzt, wo es hing, als ich fortging.
Dies geſprochen, erhebt ſich das Mädchen, bezahlt ihre Kirſchen
und ſetzt fort ohne Haſt den kaum unterbrochenen Heimweg.
Gott, ſagt Luz, denn er iſt geärgert, ja förmlich verbittert,
Schlüſſelbündel wie oft hat man ſolche geſucht oder etwa
in der Taſche gehabt, wenn andre verzweifelt ſie ſuchten —
Du, verſteht ſich, ſagt Juſt, warſt niemals, mein Junge, ein Landwirt,
ob du das Schlüſſelbund in der Taſche nun trugſt oder ſuchteſt.
Deine Taten auf dieſem Gebiete erzählen die Leute
wie man Schnurren erzählt, faſt täglich, in Roſen und Umkreis.
Drauf ſagt Luz: Ja, was iſt da zu tun, wenn am Ende die Taten
eines jungen Kumpans an die deinen nicht reichen? Ich bin mir
des natürlich bewußt. Aber ſage mir, lieber Verwandter,
womit hätt' ich's verdient, daß du plötzlich ſo über mich herfällſt.
Hierauf ſagt Onkel Juſt: Daraus mach ich mir nichts, wie du's auffaßt,
viele Jahre noch kannſt du viel von mir lernen, obgleich du
nicht ſehr edel auf etwas in meiner Vergangenheit anſpielſt. —
Dein Verhalten, ſagt Luz, beſonders auch gegen das Fräulein,
iſt nicht ſo, daß es mir eines gläubigen Studiums wert ſcheint. —
Und es wandte ſich Onkel Juſt nun zum Staunen Luz Holtmanns
zur Elevin und ſprach: Ich frage Sie nun aufs Gewiſſen,
hab ich jetzt oder je Sie auch nur im geringſten beleidigt?
Und ſie ſagte und ſchüttelte leis mit dem Kopfe: Gewiß nicht!

Sechſter Geſang

Ganz entſchieden verſtimmt ſaß Luz bei Tiſche. Die Schwarzkopps
machten keinen Verſuch, ſeiner Schweigſamkeit ihn zu entreißen,
denn ſie waren der Meinung, es ſeien die Stunden am Grabe,
die zum Ernſte geſtimmt ſein Gemüt, ſowie Erwins Gedächtnis.
Und man ſprach auch im ganzen nur wenig beim Eſſen, ſehr kärglich
löſten Worte ſich los und gingen von einem zum andern.
Kaum daß Schwarzkopp geſprochen das Schlußgebetlein der Mahlzeit,
als ſich Luz ſchon empfahl und ſogleich auf ſein Zimmer zurückzog.
Und er warf auf ſein Bette ſich hin mit dem innigen Wunſche,
daß ſein kräklicher Stubengenoſſe nur ja nicht erſcheinen
möge ihm zum Verdruß, denn er war ihm verhaßt und zum Ekel.
Was iſt eigentlich mit mir geſchehen? ſo fragte Luz bitter,
an die Decke des Zimmers die Augen geheftet, wo Fliegen,
dunkle Punkte, umher in allerlei Schlingen ſich jagten.
Schlingen, ja! Und mir iſt ſo, als ſei ich in eine getreten.
Nun, es iſt an der Zeit, jedenfalls, meine Lage ein wenig
zu bedenken, mit nüchternem Sinne ins Auge zu faſſen,
denn ich habe zu früh jubiliert, und es iſt mir entgangen,
daß die Himmliſche, die mir erſchienen, nicht nur die Gewalt hat,
mir die Hallen der Seligen aufzutun, nein, auch den Abgrund.
Ja, das iſt's. Und nun ſeh ich ihn, ſenke die ſchaudernden Blicke

in den ſchwindelnden Abgrund hinab, der auf einmal ſo nah iſt.
Faſt erblick' ich nur ihn noch, dann allerdings wäre ja plötzlich
ein ganz anderes Ziel erreicht, als es geſtern mich däuchte. —
Sein empfindſames Herz rang ſchwer. Es bemächtigte Kleinmut
jetzt ſich ſeiner durchaus. Er, der heute morgen, im Kraftrauſch,
Triumphator ſich hatte gefühlt und Bezwinger des Weltalls,
fühlte nun ſich hinfällig und klein und von allen verlaſſen.

*

Und er ſprach mit ſich ſelbſt und er ſprach zu ſich ſelbſt etwa dieſes:
Freund, du kameſt ja geſtern hierher, um die Wonnen der Freiheit
hundertfach zu genießen am Ort, wo du unfrei gelebt haſt,
unfrei, was deinen Körper betraf und ſo auch deine Seele.
Wollteſt ſehen und mehr noch ſehen dich laſſen nach deiner
Mauſer, Luz, und man ſollte dein neues Gefieder bewundern.
Wo du als Entlein gelebt und auf lehmiger Pfütze geſchnattert
unbeachtet, da wollt'ſt du dich blähn und entfalten dein Pfaurad.
Denn du biſt kein gewöhnlicher Menſch mehr, du biſt ja ein Fürſt jetzt.
Michelangelo Moſes, du haſt ihn zwar noch nicht gemeißelt,
doch es kann dir gewiß nicht fehlen, du wirſt es dereinſt tun.
Vieles wirſt du vielleicht vereinen, denn dieſe Empfindung,
dieſer Sturm, den du in dir beherbergſt, er kann dich nicht täuſchen.
Michelangelos führte den Meißel, er malte, er wölbte
die gewaltige Kuppel vom Dome Sankt Petri. Er war auch
Dichter: auch mir iſt's vielleicht beſtimmt, alles dies zu vereinen.
Nun auf einmal, was fällt dich denn an, guter Junge, was haſt du?
Stell dich nun, wie du willſt, du biſt ja von Grund aus verändert.
Und durchaus nicht nur du, nein, ebenſo deine Umgebung,
wo du im Schweiße des Angeſichts und als Sklave des Bodens

unfrei lebteſt und gedrückt, ohne Hoffnungen, Ausblick und Aufſchwung …
Haſt du nicht förmlich Sehnſucht danach, in den früheren Sielen
wieder zu wandeln, das frühere Joch auf dem Nacken zu ſpüren?
Pfeifſt du nicht auf die Freiheit beinah und die Wunder des Erdballs
und die Fahrten auf weitem Meer zu verzauberten Küſten?
Auf den glücklichen Himmel Italiens ſelbſt, der vor allem dich anzog?
Und der Ruhm? Nun, was iſt denn geſchehen, mein Teurer, weshalb dir
Reichtum, Ehre und Glanz und ein großer, gefeierter Name
nicht der Mühe mehr wert dünkt? Dagegen der Glücksgüter höchſtes
unter Ulmen ein Dach, ein Gärtchen, ein Quell, eine Wieſe,
Ziegen, Hühner, was mehr? nur freilich, es müßte die Hütte
Anna teilen mit dir. Anna Wendland! Jawohl, Anna Wendland!
Faſt wie Winſeln und Betteln erklang auf den Lippen des Jünglings
dieſer Name. Luz ſelber erſchrak. Aufbrauſend begann er
nicht unbillig, in heftigſter Weiſe ſich ſo zu beſchimpfen:
O du dünkelhafter Geſelle, großmäuliger Burſche,
proſit Mahlzeit, heut haſt du dich wahrhaft als ſolchen bewieſen,
Einfaltspinſel, als blöd du neben dem Mädchen einhergingſt.
Und er ſchimpfte und grübelte weiter und wurde ganz elend,
bis der Onkel am Ende doch noch in das Zimmer hereinkam.
Sag mal, rief er vergnügt, was iſt denn wohl in dich gefahren?
Menſch, du täuſcheſt dich ſehr! wenn du meinſt, ich hatte die Abſicht
dich zu kränken, ſo iſt das im äußerſten Grade ein Irrtum.
Mißverſtändnis liegt vor! Es genügt dir wohl, wenn ich das ſage.
Du biſt geſtern gekommen und weißt drum nicht, wie es hier zugeht.
Was ich zum Beiſpiel für Grund und Urſache habe, ſo deutlich
und energiſch mit Anna zu reden wie heute vor Mittag.
Lern ſie kennen, du wirſt mich ſehr bald ohne weitres begreifen. —

Du, ich warne dich, Luz, rief im Tone des treuen Verwandten,
des erfahrenen Mentors, die Stimme erhebend, der Onkel.
Doch er dämpfte ſie gleich: Sie hat einen böſen Charakter.
Darin kenn' ich mich aus! Wofür hätte man ſeine Erfahrung.
Nun, ſprach Luz, das mag ſein, wie es wolle, es fehlt mir an Neigung,
Onkel, und an Beruf, mich aufzuwerfen als Richter
über jemand, der mich im Grunde genommen ganz kalt läßt.
Dies antwortete Luz. So log er mit eiſerner Stirne,
ſelbſt im Tiefſten erſchreckt, durch den Judasverrat ſeiner Liebe,
den er zyniſch verübt. Indeſſen, er hätte den Onkel
gern mit Inbrunſt umarmt für ſeine entzückende Warnung.
Zweierlei ging hervor aus ihr: daß der ältliche Landwirt
es für möglich erachte, es könne die ſchöne Elevin
den Gedanken wohl faſſen, nach ihm ihre Netze zu werfen.
Eiferſüchtige Furcht und die Abſicht ſodann, einen Ausgang
dieſem ähnlich durchaus auf jedmögliche Art zu verhindern!
Ja, es hatte der Onkel wahrhaftig ſich gründlich verplappert! —
Luz ſprang auf und verdutzte den Warner durch lautes Gelächter.
Warum lachſt du denn? ward er gefragt, das Ding iſt ſehr ernſthaft,
hieß es weiter, mit ſolchen Vampyren, mein Kind, iſt ſchlecht ſpaßen.
Höre, du nimmſt das Ding viel zu leicht, guter Junge, ich will dir
mal erzählen, warum ich bis heut auf die Ehe verzichtet.
Wie das Mädchen geheißen, das tut nichts zur Sache. Wir waren
rund drei Jahre verlobt, und da kannt' ich denn freilich am Ende
meine Ware von innen und außen und allen vier Seiten,
denn die Katze im Sack zu kaufen war nie meine Schwäche.
Bitterlich hat ſie geweint, doch es half nichts, ich gab ihr den Laufpaß.
Und warum? Lieber Gott! Sogar meine ſelige Mutter

ſtand auf Seite der Braut. Sie war ja das Kind guter Leute,
und es ſtand auch durchaus eine leidliche Mitgift in Ausſicht:
kurz, ſie war mir nicht ſchamhaft genug und ſie war mir zu ſinnlich.
Mehrmals lachte der Neffe bei dieſer Erzählung des Onkels.
Jener hatte die Pfeife geſtopft und tat ſie in Brand jetzt.
In der Pauſe nun redete Luz: Was ſoll das bedeuten?
War deine einſtige Braut dir nicht treu? Ging das Blut mit ihr durch, wie?
Nicht im mind'ſten, ſie war mir in jeder Beziehung ergeben,
hing an mir, lief mir nach, war gehorſam. Ich konnte verlangen
was ich wollte, ſie war wie ein Lamm und ließ alles geſchehen.
Aber grade das war der Grund der Gründe zur Trennung.
Lieber bleib ich ein armer Schlucker von Junggeſell Zeit meines Lebens,
eh ich nehme ein Weib zur Ehe, das nicht unberührt iſt.
Alſo, Onkel, verzeih, ſprach der Neffe, mit deiner Erlaubnis
und mit vollſtem Reſpekt gefragt: ſie war nicht mehr Jungfrau,
als ihr euch kennen gelernt und du haſt das erſt ſpäter erfahren?
Wie, bevor ſie mich kennen gelernt, nicht mehr Jungfrau, das kleine
ſechzehnjährige Lieſelchen Schütz? Aber Liebſter und Beſter!
Damals glaubte ſie noch ganz feſt, es würden die Kinder
aus dem Lehmteich geholt, hinterm Armenhaus, durch die zwei Störche,
die ihr Neſt ſich gemacht beim Rudolfbauer, der ihnen
ein gewaltiges Rad auf dem Giebel der Scheune befeſtigt:
unbeſcholtener war und auch ahnungsloſer kein Schäflein!
Oder hältſt du mich allen Ernſtes für fähig, mein Beſter,
mich mit einer Perſon, die Vergangenheit hat, zu verloben?
Lieber Onkel, du ſiehſt mich verdutzt, ja, es iſt mir zumute
ſo, als wär ich nicht ganz mehr, hier oben, bei klarer Beſinnung.
Du verlobſt dich mit einem Kinde, das keuſch und das treu iſt,

dir allein nur gehört. Und dann nach drei Jahren, in denen
ſie wie Gold ſich bewährt, da meinſt du ...? Ich kann's nicht begreifen!
Und der Onkel: Bewährt! daran hat es ja eben gemangelt.
Dazu fehlte dem Mädchen die Kraft, und ſo iſt ſie gefallen.
Ein gefallenes Mädchen iſt jedermanns Beute, doch niemals
nimmt ein Mann, der ſich achtet, ein ſolches Geſchöpf ſich zur Ehe,
gründet auf ſolche Geſchöpfe mit nichten Familie und Hausſtand. —
Ach, ich werde verrückt, ich bin fällig für Leubus, denn, Onkel,
immer hör' ich von einer Jungfrau, die keuſch und die treu iſt,
und dann nennſt du die ſelbe mir unkeuſch und eine Gefallne.
So rief Luz und drückte die Handflächen gegen die Schläfen.
Hab Erbarmen mit mir, Onkel Juſt, denn du treibſt mich zum Wahnſinn.
Würdeſt du dich mit einem Mädchen fürs Leben verbinden, mein Junge,
ſprach mit ruhigem Ernſt an der Pfeife ſaugend, der alte
Schwerenöter, das dir in der Nacht nach dem Tage der Hochzeit
etwas neues nicht mehr zu geben hat, weil ſie dir alles
längſt geſchenkt? Und du alles und noch was ſchon längſt im Beſitz haſt?
Mache du ein entſetztes Geſicht, Luz, ich will dich nicht hindern,
wenn ein ähnlicher Fall dir in Zukunft mal blüht und du etwa
Obſt, das wurmſtichig iſt, für geſundes zu ſpeiſen geneigt biſt.
Denkſt du laxer in Sachen Moral, Freund, ich will dich nicht ſtören.
In dem Punkt bin ich ſtreng und von ſtrengſter Moral ohne Gnade.
Ich empfand, ſagte Luz, in der Tat eine leiſe Verblüfftheit
über die Wendung, die deine Erzählung ſo plötzlich genommen.
Du haſt alſo das Mädchen verführt, und weil ſie gehorſam,
voll Vertrauen ſich dir überließ, voller Liebe ſich hingab,
darum iſt ſie vor dir entehrt, zur Gefallnen geworden?
Hier verſagt mein Verſtand. Und daß er verſagt: es iſt gut ſo!

Kein Vergnügen gewährt's, ihn auf ein Verfahren zu lenken,
das die Marke der Schurkerei ſo frech an der Stirn trägt! —
Nun, dein Ausfall iſt ſtark, und du haſt dich vergriffen im Ausdruck,
doch du meinſt's nicht ſo ſchlimm, biſt auch darin der Sohn deines Vaters.
Sachte, ſachte: wie oft, wenn er tobte, Luz, ich ihm das zurief!
Du verſtehſt nichts von Weibern: das Weib iſt das Werkzeug des Satans.
Wohl, ſo war Lieschen Schütz dein Werkzeug und du warſt der Satan:
dabei bleibt es und das iſt in dieſer Geſchichte mein Standpunkt,
ſagte Luz. Und der Onkel, erſt ernſt und dann plötzlich geſchmeichelt,
kurz auflachend ſodann und wieder ſodann und noch einmal,
ſprach: Das gebe ich Dir zu und will ich am Ende nicht leugnen,
weitaus beſſer als ich iſt unſer Herr Jeſus! Ich bin ein gemeiner
Sünder oftmals geweſen und bin es zu Zeiten auch heut noch.
Und den gepfefferten Satan zu ſpielen, gelang mir meiſt prächtig.

Siebenter Geſang

Doch es pochte. Herein! rief Luz. Und da ſtand Onkel Schwarzkopp
mit dem ſtrohigen Haar, voll Sommerſproſſen das Antlitz,
durch die goldene Brille heräugelnd mit luſtigen Blicken.
Nun, das iſt recht, ihr ſeid fröhlich. Gott liebt ja die fröhlichen Herzen,
ſprach er und ſetzte hinzu: Ich komme, Luz, um dich zu fragen,
ob du mit mir einen Gang in die Felder zu machen geneigt biſt?
Ja, mit Freuden, log Luz. Ihm war der Gedanke entſetzlich,
ſich vom Haus und vom Hof entfernen zu müſſen, wo Anna
war und Hoffnung beſtand, ſie zu ſehn oder ihr zu begegnen.
Doch, was half's? Er ſtand auf, man trank in der Eile noch Kaffee,
und bald ſchritt er dahin mit dem heiter plaudernden Landmann,
dem entlegenſten Felde der Ortsgemarkung entgegen.
Und der Onkel weiſt hin auf die grünenden Breiten des Landes,
lobt den heiteren Tag und den ſchwellenden Segen der Feldfrucht,
den allmächtigen Gott, der dies alles ſo herrlich gemacht hat.
Und bei alledem denkt der Neffe: Ich ſehe wahrhaftig
auf der Erde und in der Luft kein Ding, das mich anzieht.
Nein, mich geht dieſes alles nichts an, denn was kann es mir nützen,
wenn ich in Allem ein Nichts und in Einem das Alles erblicke
  Endlich war man am Keu, dem Ackerfleck, welchen der Onkel
Schwarzkopp heute zu inſpizieren ſich vorgeſetzt. Heu ſtand in Haufen

auf der gemäheten Wieſe, die groß und baumlos und flach war.
Schwarzkopp nahm von dem Schober und prüfte und fand ſie zur Einfahrt
reif. Er ſagte, nun weiß ich Beſcheid, und nun können wir heimgehn.
Hei, wie war doch mit einem Male die Landſchaft verändert,
paradieſiſch und hoffnungsgrün, als man wieder die Richtung
gegen Roſen genommen. Man lebte jetzt auf, ward geſprächig...
So nicht wechſelt im Monat April, nicht ſo plötzlich, das Wetter
als in der Seele, die liebt. — Die Welt lag im Glanze der Hoffnung
nun aufs neue für Luz und die Gegenwart ſchien ihm erträglich.
Ja, das Keu! ſo begann er erheitert. Nun hab ich's doch einmal
wiedergeſehen. Es iſt ja im Grunde ein Fleck wie die andern,
ſteht man aber darauf, wird's einem doch ſeltſam verſtändlich,
daß im Lande herum er bei allen ſo arg im Verruf ſteht.
Stille ſtand auf dies Wort, — noch traten die beiden den Keugrund, —
jetzt der Landmann und ſprach: Mein Guter, das magſt du wohl ſagen.
Was hier einmal geſchehn ſein mag, nun, das weiß der Allmächtge.
Doch es gibt eben Orte, die tragen den Bann der Verfluchung.
Niemand ſieht dieſer Wieſe es an, und was wär' auch zu ſehen?
Denn ſie iſt ja in nichts von den andren ringsum unterſchieden,
und doch wird einem ſtets in der ſchweigenden Luft hier zu mute,
ſo, als ob man ſich doppelt dem gnädigen Vater im Himmel
grade hier an das Herz zu legen Grund hätte. Und wär ich
Katholik, lieber Luz, ich ſchlüge hier ſtets die drei Kreuze.
Schwaches Hundegebell erſcholl ringsher von den Dörfern,
auch der Lerchengeſang drang nur ſchwach zu der Gegend des Feldflecks,
ganz als wären die Vögel beauftragt, die Wieſe zu meiden.
Nur ein Kibitz umflog in der Nähe ſein Neſt, ſeine Stimme
mit dem Fluge bald ſenkend, mit dieſem auch wieder erhebend.

Kläglich war die Muſik, eine Künderin ewiger Trübſal.
Ja, da hätten wir nun ein Gebiet, ſprach belebter der Onkel,
als das verrufne Feld erſt im Rücken lag, wo ſich die Geiſter
wohl entſchiedener trennen, als ſonſt auf den meiſten. Und richtig
iſt es: Vorſicht erheiſcht jede Frage, die dunkle Gebiete,
ſolche, die Gott uns verbarg, betrifft, denn leicht fällt man in Sünde.
Immerhin bleibt beſtehn, von unzähligen Zeugen beſtätigt,
daß ein geſpenſtiſches Pferd ſich, ein Schimmel, des Nachts auf den Dörfern
und zwar immer vor einem bedeutenden Unglück gezeigt hat.
Von hier komme das weiße Pferd, wird geſagt, nach hier kehre
es auch wieder zurück. Allerdings, ich ſelbſt ſah es niemals
und begehre es auch, ſo es Gott gefällt, nimmer zu ſehen.
Und der Onkel ward blaß bis unter die Wurzeln des Haares.
Oh, er ſpukte gewaltig in Roſen, der Keuhengſt. So nennt man
überall das Geſpenſt. Ich ſelbſt, ſagte Luz, glaubte mehrmals,
es zu ſehen des Nachts, wenn ich einſam im Dorfe heraufkam,
um die Tagelöhner des Guts aus den Federn zu holen.
Bei dem Kretſcham erſchien's, an dem unteren Ende des Dorfes,
Augen hatte es wie Rubin, und es flog ſeine Mähne
weiß im Mondſchein, indes es ſich bäumte, aus feurigen Nüſtern
Funken ſchnaubte, bis es in raſendem Laufe herankam.
Eingebildet natürlicherweiſe war dieſe Erſcheinung,
doch es war meine Phantaſie in der nächtlichen Stille
ſo erregt, daß ich oft von der gleißenden Rennbahn der Straße
ſchnell zurück und beiſeite mich drückte ins Dunkel der Büſche,
um vorüber zu laſſen den milchig ſchimmernden Keuhengſt.
So ſprach Luz! Und es ſtand nun abermals ſtille Herr Schwarzkopp,
ſah dem Neffen ins Auge mit tiefer Bewegung und ſagte:

So wie du jetzt es ſchilderſt, erblickte drei Tage vor Erwins
unerwartetem Hingang der Gutſchreiber Brinke (es war die
Nacht von Mittwoch zu Donnerstag, frühe am Sonntag ſtarb Erwin!)
das Geſpenſt, dieſen Keuhengſt. Du kennſt ja den Gutshof von Lonig,
wo ich damals noch ſaß in der Pacht. Der Spuk kam vom Keu her
durch das hintere Tor, er durchſprengte den Hof und verließ ihn
durch das vordere dann. Der Gutſchreiber Brinke indeſſen,
der am Morgen ſogleich ſein Erlebnis Julien erzählte,
konnte lange ſich nicht von dem nächtlichen Schrecken erholen.
Und nach dem, was mit Erwin geſchah, binnen kurzem, wer mag's ihm
da verdenken, wenn er von der Wahrheit des Spuks überzeugt iſt.

* * *

Achter Geſang

Sag' doch, Lieber, ſprach heut Onkel Schwarzkopp über dem Schachbrett,
als er eben die dritte Partie an den Neffen verloren,
ſag doch, bitte, wie ſtehſt du denn eigentlich jetzt mit der Dichtkunſt?
Gut gelaunt kam die Frage heraus. Schwarzkopp liebte das Necken.
Und es lachte der Onkel, es lachte der Neffe, es lachte
ſelbſt die Tante kurz auf, die am Stickrahmen ſaß. Es war Abend,
Schlafenszeit, und es gaukelten rings um die brennende Lampe
Falter, trunken vom Licht, das ihnen die Flügel verbrannte.
Gut, recht gut, gab der Neffe zurück, und zwar feſt und mit Freimut.
Mit der Muſe der Dichtkunſt ſteh ich auf freundlichſtem Fuße,
und du haſt dich beträchtlich geirrt, als du deinem Eleven
ganz entſchieden dereinſt das Drechſeln von Verſen verboten,
weil in den Schnitzeln, die du gefunden, kein Funke Talent ſei.
Nein, ich habe Talent, und ich will es euch gleich auf der Stelle
ſchwarz auf weiß, — nämlich, wenn ihr ein bißchen Geduld habt, — beweiſen.
Ja, man wollte geduldig ſein, und ſo rückten denn alle
um die Lampe. Auch Juſt war zugegen, vor allem auch Anna,
eifrig nähend und keinen Blick von der Arbeit verwendend.
Und Luz nahm aus der Taſche ein kleines vergriffnes Oktavbuch,
ehmals grünmarmoriert der Deckel, im Innern bekritzelt,
brav beſchmiert und bekleckſt überall, und begann draus zu leſen,

ſrei und klar und voll Mut, was nur ihm zu entziffern vergönnt war.
Luz, du wareſt ſehr ſtolz auf das, was du laſeſt. Es waren
ſogenannte Geſänge, und zwar ihrer zwei, die du ſelber,
beim allmächtigen Gott, mag jemand es dir zu beſtreiten,
hingezaubert, aus nichts hervor, zu poetiſchem Daſein.
Und du zweifelteſt nicht, mein Liebling, es würde dir glücken,
dem unſterblichen Paar anzureihen die andern Geſänge,
die das unſterbliche Werk noch zur letzten Vollendung verlangte.
Damit war aber dann dein unſterbliches Schickſal entſchieden,
und bisher nur verhüllt, trat dann deine Epiphanie ein.
Wer alsdann dich zu ſehn noch Verlangen trug unter den niedern
Kreaturen — das waren doch eben die ſterblichen Menſchen! —
mußte das Auge zugleich zum Himmel erheben und ſchützen
mit der Hand, vor dem Glanz, der unſterblich von dorten herabbrach.
Alſo ſah er den Thron des Homeros und ihn, der darauf thront,
ein unſterblicher Zeus! Ihm zur Linken den Thronſitz Virgilens.
Und den dritten! — Genug — man weiß es ja längſt, wem er zuſteht.
Ja und abermals ja: drei gewaltige Sonnen der Dichtkunſt
mit unſterblicher Lichtgewalt, ſo getrennt als dreieinig,
würden die kommende Welt mit unſterblicher Schönheit beglücken,
wenn der Schlußpunkt dereinſt unter Luzens Geſänge geſetzt war.
Ehrlich ſei der Chroniſt: es machte die Dichtung Luz Holtmanns
auf den Kreis ſeiner einfachen Hörer entſchiedenen Eindruck.
„Hermannslied" war das Epos betitelt von ſeinem Erzeuger,
Held der berühmte Cherusker natürlich, der einſtmals den Varus
ſchlug aufs Haupt und die Römer vertrieben und Deutſchland befreit hat.
Und er hörte die Harfen der Barden, ſo lange er vorlas.
Alſo war er nicht übel zufrieden, der Dichter, mit ſeiner

Wirkung. Eins war gewiß: man war überraſcht und man hatte
ihm dergleichen nicht zugetraut, niemals, nicht im entfernt'ſten!
Andres aber erfüllte mit innerſter Wonne den Jüngling:
daß zwei Augen auf ihm unabläſſig, voll Spannung, gehaftet,
als er las, und es gab auf der weiten, bevölkerten Erde
nicht noch einmal ein Paar ſolcher Augen, ſo nixenhaft ſchillernd
nicht, und nicht ſo durchgleißt von eiſig verzehrendem Feuer.
Freilich las er allein für ſie, der dieſe zwei Augen
angehörten, es galt auch um ihretwillen allein ihm,
was die übrigen ihm an Beifall geſpendet. Es traf ſich
gut, daß Luzens Gedicht zunächſt die heroiſchen Falten
nicht um Hermann ſchlug, den Cherusker, ſondern um eine
Marſin, ein herrliches Mädchen natürlich, von „göttlicher“ Schönheit.
Dieſe ſchildernd, mit vielen Worten, hochtönenden Schalles,
war ihm einmal, zweimal vergönnt mit flüchtigem Aufblick
den zwei Augen zu ſagen, wem einzig allein dieſes Lob galt.
Und ſie ſenkten ſich nicht, die zwei Augen. Das heiligſte Antlitz,
horchend blieb es auf ihn geheftet, und Mittel und Wege
hatte nun das Gefühl, das übermächt'ge, auf einmal
ſich, verborgen in Glut und Begeiſterung, der zu verraten,
der es lohte, von der es die himmliſche Nahrung empfangen!

Onkel Juſt, er ſtand auf, als man noch mit dem eben Gehörten
ſich befaßte, und ſagte in nüchternem Tone zu Schwarzkopp:
Höre, Schwager, mir fällt eben ein, wir brauchen für morgen
unbedingt das verborgte Faß, morgen müſſen wir jauchen,
denn die Grube läuft über, es bilden ſich Pfützen im Hofe.
Ach, verzeih, lieber Luz, — er lacht nicht ſelten ein wenig
hämiſch, — ich reiße dich da, wider Willen, aus höheren Sphären,

damit wandte er ſich an den Dichter, doch was iſt zu machen?
Schließlich lebt ohne Verſe der Menſch, während Brot und Kartoffeln,
Rindfleiſch, Speck und ſo fort unerläßlich ihm ſind für ſein Daſein.
Und der Dung, wie du weißt, iſt das lauterſte Gold für den Landmann.
Luz gab dies ihm zurück, und zwar ohne Beſinnen: Das Gillfaß
ſei dir gerne gegönnt, lieber Onkel, und fülle mit Gold es
bis zum Rande und mache zum Segen der hungernden Menſchheit
auf den Spund wiederum und ſo das Flüſſige flüſſig.
Aber komm nur der Klaviatur nicht zu nah und dem Flügel.
Und es fahre der Knecht nicht etwa damit durch die Kirchtür.
Lärmend entfernte ſich Juſt und gezwungen auflachend, die Worte,
die Luz eben geſprochen, gefliſſentlich ganz überhörend.
Doch es lachten, wenn auch nicht laut, ſo Tante als Onkel,
und faſt ſchien es, als gönnten ſie Juſt die gelungene Abfuhr.
Anna Wendland blieb ſtumm. Sie erhob kaum den Kopf von der Arbeit.
Luzen aber kam nun ein überaus ſeltſamer Einfall:
Wag' ich jetzt einen kleinen Betrug und erkläre zum Beiſpiel,
daß ich Roſen wahrſcheinlich ſchon morgen müſſe verlaſſen,
ſo erwägt er, dann wird Anna Wendland, ſofern ſie mich gern hat,
unvermeidlich beinah, eine kleine Enttäuſchung verraten ...
Wie gedacht, ſo getan, und ſo ſprach er ſogleich und voll Frechheit,
mit dem ſichren Inſtinkt der Liebe auswerfend die Schlinge:
Leider, leider wird meines Bleibens wohl morgen ein Ende
ſein. Ich fürchte, es bringt der Briefträger morgen die Nachricht
daß ... hier kam er nicht weiter. Wie wenn man den Arm ſich erſchellet,
ſo erſchellt, faſt betäubt, war der Leib, war die Seele des Jünglings.
Funken tanzten und taghell leuchtete ihm vor den Augen
auf und abermals auf, ein paradieſiſches Blitzlicht.

Und es tauchten darin Geſtalten auf, ſelige Knaben,
diamantne Noten abſingend von goldenen Rollen.
Und Luz lebte nun nicht mehr im Elemente des Luftmeers,
ſondern einzig und nur allein im Geſange der Engel.
Und was ſangen ſie denn? Sie ſangen in ewigem Echo
nur ein einziges Wort, triumphierend, das Anna geſprochen . . .
Nein, es waren ja zwei verräteriſch köſtliche Worte:
Ach! und ſchon? Nur Ach, ſchon? hatte Anna geſprochen. Der aber,
gnadenlos ſei er geſtürzt in die ſchwärzeſten Schlünde der Hölle,
der eine Silbe, geſchweige ein Wort dieſer zwei unterſchlüge,
niemals werde er ſelig, er ſterbe gewaltſamen Todes.
Leider, leider wird meines Bleibens wohl morgen ein Ende
ſein. Ich fürchte, es bringt der Briefträger morgen die Nachricht,
daß . . . ſo lautete Luzens höchſt lügenhafte Vermutung.
Da erklang erſt ein Ach! in dem Schreck und Bedauern ſich malte,
dann ein fragendes „Schon?" mit dem Stimmklang wahrer Enttäuſchung.
Anna hatte die Worte geſagt, niemand anders als Anna.

Neunter Geſang

Wie voll Ungeduld heut ging zu Bette Luz Holtmann! Wie waren
ungeduldig und wild ſeine hoffnungsbeflügelten Träume!
Seine Wünſche, im Schlaf ſelbſt, ſie ſtürmten wie feurige Roſſe
durch die hemmende Nacht und der Sonne des Tages entgegen.
Und da war er, der Tag, von der geſtern empfangnen Gewißheit
doppelt hell und durchaus von glückſeliger Ahnung beladen.
Wie gefällt dir denn eigentlich Anna, ſo fragte der Onkel
Juſt, von draußen hereingekommen, als Luz ſich erſt anzog.
Oh, es macht ſich. Warum denn auch nicht: ſie gefällt mir ganz leidlich,
gab zur Antwort ihm Luz und ſeifte ſich über dem Waſchtiſch.
Ach, die Gute, was hat ſie wohl geſtern gedacht, als du laſeſt?
Nichts, wie immer, ſo fürcht' ich, dies ſagte nun weiter der Onkel.
Nichts verſteht ſie, rein nichts! Und ſo hat ſie, ich ſchwöre, auch geſtern
ganz ſo vieles von deiner nicht unebnen Dichtung verſtanden.
Das kann ſein und auch nicht, ſagte Luz, und wer will es entſcheiden?
Nein, es iſt, ſagte Juſt. Trotzdem bleibt ſie nicht minder gefährlich.
Iſt ein Weib gut gebaut und hat jugendlich üppige Schenkel,
hat ſie Waffen genug, um die Klugheit des Manns in die Winde,
mir nichts dir nichts, zu blaſen. Und Anna iſt wirklich ein Vampyr.
Fröhlich lachte da Luz und gradezu etwas triumphhaft.
Unbeirrt fuhr Juſt fort: Oh, das ſcheint mir bei Anna ſehr möglich.

Und ſo kann man ſich ſchließlich und endlich nicht einmal mehr wundern,
wenn ihr etwas bigotter Herr Vater, der Rechnungsrat Wendland,
zu der Meinung ſich neigt, Anna habe den Böſen im Leibe.
Ich verbitte mir das! ſagte Luz, das iſt Unſinn und Frechheit,
ſo von dir, Onkel Juſt, als dem würdigen Herrn Kanzleirat.
Laß, ich bitte dich, ſolches Geſchwätz, denn es iſt mir zum Ekel.
Braver Junge, du denkſt wohl an mich zurück eines Tages,
ſagte Juſt, wenn der Rat mit zwei dicken Apoſteln hier einſchneit,
zu dem Zweck, aus dem ſündigen Körper der Tochter den Satan
auszutreiben: man iſt ja doch feſt überzeugt, daß er drin ſteckt.
Onkel Juſt, rief der Neffe, ich habe den Finger im Ohre,
höre nichts, was du ſprichſt, alſo bitte, du läßt es jetzt gut ſein.
Wer will wiſſen, ſchloß Juſt, ſich mit bitterem Lachen entfernend,
ob man's am Ende nicht gar für nötig erachtet, um Anna
aus den Klauen des Teufels zu retten, ſie einem der Brüder
anzutrauen und ſo ihr den Weg in den Himmel zu ebnen.

Anna liebt mich! Ich weiß es, ich habe es geſtern untrüglich,
ganz untrüglich gefühlt: ſo jubelte Freude in Luz jetzt.
Niemand macht mir mehr Angſt, nicht mit Vätern und nicht mit Rivalen.

Ach, es traf bald darauf die Blumen der gläubigen Hoffnung
ein gewaltiger Froſt, und Anna war's, die ihn hervorrief:
Kälte hauchte ſie aus, wie noch kaum bei der erſten Begegnung,
und ſo blieb es, ſo oft man ſich traf, im Verlaufe des Tages.
Mehr! Es ſchien dem gepeinigten Jüngling, ſie mied ihn mit Abſicht,
wo dies aber mißlang, ſo traf ihn kein Blick, und man mußte
meinen, ſie ſähe ihn nicht und wolle auch nicht ihn bemerken.
Was iſt das, dachte Luz, wie kann ſich ein Weib ſo verändern?
geſtern ſo und heut ſo. Die untrügliche Sprache des Herzens

geſtern, heute dafür ein verſchloſſenes Weſen, faſt feindlich.
Du biſt grauſam, ſann Luz, deſſen Inneres ein einziger Schmerz war,
eine Spannung voll Pein: du biſt grauſam, nicht weil du ſo kalt ſcheinſt,
ſondern, weil du in deiner kalten Verachtung ſo ſchön biſt.
Furchtbar biſt du und grauſam, allein durch das Gift deiner Schönheit,
das den Willen mir lähmt und den Körper in Feſſeln dahinwirft.
Sieh, hier lieg ich, nur noch jedes Winks deiner Wimper gewärtig.
Töten kann er und kann mich höher beglücken als Gott ſelbſt.
Willſt du, ſag ich ihm ab für ein einziges leiſes Berühren
deines Scheitels, den Herrgott, und Vater und Mutter verleugn' ich.
Lieber Luz, ſagte nach dem Kaffee Onkel Schwarzkopp zum Neffen,
iſt's dir recht, und faſt mein' ich am Ende, es ſei dir willkommen,
einen Gang aufs Dominium Lonig mit mir nach der Veſper
anzutreten? Ich muß hinüber, von Wirtſchafter Schröder
etwas über den Stand unſres Mumienweizens erfahren.
Siebenährig, du weißt, iſt der Halm und gewaltig ertragreich.
Ganz gewiß, ſagte Luz, mit Freuden! Und dachte im ſtillen:
Wie entſetzlich! Ich haſſ' ihn, er raubt mir unſchätzbare Stunden,
ſchleppt lebendigen Leibs mich fort in die Öde des Todes,
aus dem Bereich des Geſtirns, von dem ich, es durſtig umkreiſend,
als ein Gnadengeſchenk mein ſchmerzliches Daſein erhalte.
Doch, was half es, es kam die Veſper, die Stunde des Aufbruchs,
und durchs obere Tor des Hofes mit rüſtigen Schritten
dem Gerichteten gleich, der Neffe zur Seite des Onkels,
zog das ungleiche Paar von dannen, hinaus in die Feldflur.
Diesmal war man indes nicht lange gewandert, als Luzens
Bruſt der Zauber verklungener Tage und Stunden in Bann ſchlug.
Auch der Onkel war ernſt, und je mehr man der einſtigen Pachtung,

dem Dominium Lonig, ſich näherte, mehr und mehr wortkarg.
Denn dort hatte er ſechzehn köſtliche Jahre im höchſten
Glück der Liebe und Ehe verbracht, davon dreizehn mit Erwin.
Welche Wandlung! Wie fremd heut im Feld liegt der Dominialhof.
Kurz, wie kurz iſt der Weg! Nicht einmal ein Stündchen von Roſen
liegt die Herrſchaft entfernt, und zwar wenn man gemächlich zu Fuß geht.
Weit, wie weit iſt der Weg nach dem lieblichen Orte der Kindheit,
wo Frau Julie munter geherrſcht und in tätigem Frohſinn,
nicht dieſelbe wie heut, wahrhaftig, nein, eine ganz andre.
Dieſe andre, ſie glich der von heut, wie der Mai dem November.
Alles blühte an ihr und in ihr und man kam, dieſes Blühen
der bewunderten Frau zu genießen, von weither im Umkreis.
Darum ward auch das Gutshaus von Gäſten nicht leer: gern geſehen
und an Seele und Leib von den Wirten aufs ſchönſte erquicket.
Oh, wie weit iſt der Weg nach *dem* Hauſe. Du kämeſt dorthin nicht,
ob du dreimal die Erde umkreiſteſt auf eigenen Füßen:
wohl, ein ähnliches ſteht, denkt Luz, auf dem Dominialhof,
doch mich ſchaudert ſchon jetzt, vor dieſem Geſpenſt des entſchwundnen.
Weh ward Luzen ums Herz. Wohl ſtand er im Zeichen der Liebe
hoffnungsvoll! Und er war im Grunde durchaus nicht verzweifelt.
Allgewaltig war das Gefühl, und nicht möglich, zu denken,
daß dies Wunder in ihm ganz nutzlos ſolle gewirkt ſein.
Trotzdem ward, wie geſagt, ihm wehe ums Herz. Es ergriff ihn
gleichſam Urweh. Wie hinfällig war, wie vergänglich doch alles!
Täuſchung jeder Beſitz, wie er ſterblichen Menſchen gewährt iſt.
Vieles lockt uns und greifbar iſt manches, doch haltbar durchaus nichts.
Und mit allem Beſitz iſt Verluſt untrennbar verbunden.
Stündlich wirſt du geboren und ſtündlich auch rührt dich der Tod an.

Ich bin jung und ſie nennen mich jung! Doch wie alt komm ich ſelber
wohl mir vor, wenn ich bei mir ſelber im ſtillen erwäge,
was nicht alles ich überlebt und was alles beſeſſen!
Eine Welt! Oder nicht? Beſaß ich am Ende ſie niemals?
Und ſo wären denn nur eben Schatten zu Schatten geworden?
War ſie wirklich die Welt, nun, ſo iſt es dasſelbe: zerſchmolzen
iſt ſie, ein Wölkchen, in Luft, und ſo hab ich ſie ſehen dahingehn.
Man erreichte nun bald die wenigen Hütten von Lonig,
die gedrückt und verarmt das Haupttor des Gutshofs umlagern,
Bettlern gleich, die gewohnt an die Schwelle der Reichen, ihr Daſein
dort verbringen, gewärtig des Brockens, gewärtig des Fußtritts.
Bald dann ſtand man im Tor und verließ die geſegneten Fluren,
die in weiten Gewenden ſich dehnend, mit wogender Fülle
drängend gleichſam die Inſel des Herrenhofes umſpülten,
ſo als könne die Flut, die köſtlich duftende Halmflut,
trächtig heiliger Frucht, es kaum noch erwarten, in Banſen,
Speicher, Keller und Faß ſich in rauſchenden Güſſen zu ſtürzen.
Doch noch war es zu früh. Indeſſen vertrieben die Lerchen,
wie von ordnender Hand verteilt unterm brütenden Himmel
einer werdenden Schöpfung die Zeit mit geſchwätzigem Trillern,
zur Geduld unermüdlich und haſtig und dringlich ermahnend:
daß man müſſe den Tag der Reiſe geduldig erwarten.
Und Luz mahnte ſich ſelbſt zur Geduld aus dem gleichen Betrachte.
Denn es gor ja in ihm und er hoffte auf Frucht, doch das Korn war
noch nicht ſichtbar, geſchweige reif, und er hätte ſo gern doch
goldne Laſten davon der Geliebten zu Füßen geſchüttet.
Mit dem Wirtſchafter Schröder, — man hatte ſogleich ihn gefunden, —
einem bärtigen Mann voll Weichheit, der heiſer und leis ſprach,

ſchritt man jetzt durch den Hof, der noch immer in ſtreichendem Licht lag,
ob die Sonne auch ſchon vom Zenithe mit ſachten herabſtieg.
Und bald drehte der ernſte Mann, der den Hof für die Schulzens
nun betreute, den Schlüſſel herum in dem Türſchloß des Hauſes,
das ſo fröhliches Leben in Gott noch vor kurzem beherbergt.
Innen hallte es laut, als ſchnappend der Riegel zurückſprang.
Luzen klang es als wie ein Getös in gruftartiger Höhlung,
ein Signal für Geſpenſter, daß Menſchen ſich nahten und es nun
höchſte Zeit zu entfliehn und ſich da oder dort zu verſtecken.
Und wahrhaftig, es flog den Beſuchern entgegen ein Grufthauch,
als ſie hallenden Schritts die Ziegel der Hausflur betraten.
Unbewohnt und als Speicher benützt war das liebe Gebäude,
und dumpf ſtaubig roch es und kellrig. Man kriegte das Fröſteln.
Gleich vom Eingange rechts lag die Küche. Sie ſtand weit geöffnet.
Faſt bis zur Höhe der Platte des Herds war jetzt Weizen geſchichtet,
und es hielt an der Tür ihn ein Brett, daß das Korn nicht herausrann.
Wie doch hatte einſt dies Gewölbe ſo luſtig gelärmet,
wenn von nah und von fern man geſellig im oberen Stockwerk
ſich verſammelt! Wie klang in den Pfannen das Fett und wie klirrten,
von der Köchin bald da und bald dorthin mit Eifer geriſſen,
die vom lebhaften Feuer weißglühenden eiſernen Ringe.
Kuchen lagen bereit für den Ofen auf knatternden Blechen,
und es miſchten die Düfte von Mandeln und Zimt ſich mit jenen
von Koffee und dem Brodem der ſchmorenden Braten im Bratröhr.
Und es ſtieg in den Keller hinunter der Herr Oberamtmann
immer wieder, indes das Getrommel der Tritte der Mädchen
nie ermüdend im Dienſt der Gäſte treppauf und treppab lief.
Doch da ſtand ja der Onkel, als ſei ihm dies alles entfallen,

ſchöpfte über das Brett aus der Küche den Weizen und hob ihn
an das bebrillete Auge herauf bis in dichteſte Nähe.
Und es tat der Verwalter ein gleiches: ſie brummelten beide,
daß es ausſah und ſich anhörte, als wären ſie hier, um
dunkle Bräuche, im Dienſt Verſtorbener, ſo zu verrichten.
Danach ſtieg man die Treppe hinan in die obern Gemächer:
da war jenes, wo Luz als Knabe geſchlafen mit Erwin.
Feuchte Wände, zwei Schuh hoch der Boden beſchüttet mit Roggen.
So das Zimmer, wo Onkel und Tante geſchlafen! So jenes,
wo man aß! So auch das, wo Harmonium einſt und Klavier ſtand.
Ein aufflammendes Holz gab Licht, bis der Wirtſchafter Schröder,
knietief watend im Korn, einen Laden entriegelt und aufſtieß.
Da ward's Tag! Von dem krachenden Lärme geweckt und dem Glanze
aber ſchwebten anjetzt im Kreiſe und lautloſen Fluges
Fledermäuſe gleich Schatten umher der verſunkenen Zeiten.
  Waren bleiern die Füße Luzens beim Herweg, der Rückweg
fiel dem Eilenden leicht: ſie ſcheinen beflügelt, ſie löſen
ſich vom Feldrain, vom Feldwege los wie im Tanz! Und nicht anders
iſt dem Jüngling zu Sinn, als wäre nun plötzlich ein Feſttag.
Freilich, alles iſt ja in Wandlung, wo geſtern das Leben,
froh vertrauend geblüht, da war heute die Stätte des Todes.
Nein, nicht ganz! Nur in einem Betrachte! Es lag ja das Brotkorn
dort ſchon wieder bereit zur Ausſaat, unſterbliches Leben
in geheiligter, winziger Kapſel von Golde bewahrend.
Und der Jüngling zerbiß ein Weizenkorn zwiſchen den Zähnen.
Freilich alſo: in Wandlung iſt alles und nichts iſt beſtändig,
aber was auch geweſen und heut nicht mehr war: nun es war doch
einmal. Und zudem: für den Lebenden gab's eine Zukunft.

Ja, man mochte vergehn und mit Freuden auf alles verzichten,
wenn man das erſt genoſſen, was ahnender Liebe bevorſtand.
Wie mit klingendem Spiel die Kapelle vom Grabe zurückkehrt,
ſo mit klingendem Spiel, voll Hoffnung, voll Glaube, voll Liebe
ſchwebte Luz über Feld. Oh, es jauchzte in ihm ohne Maßen.
So wie ſo; er empfand es als ſicher, es würde die Welt ihm
eines Tages gewiß ihre köſtlichſte Wonne gewähren.
Dann — man hatte gelebt, man konnte gelaſſen dahingehn.

Zehnter Geſang

Und ihm blühte ein Glück, unerwartet, noch heut, als er heimkam.
Abgebogen war dicht vor dem Gutstor der Onkel, zum Rechten
irgendwo noch zu ſehn, und es würde um nichts in der Welt jetzt
nochmals Folge geleiſtet haben der Neffe. Ein Ahnen
trieb ihn, heiligen Zwangs, als gälte es nichts zu verſäumen.
Ja, bei Gott, ganz allein, im Kanzleizimmer, ſaß Fräulein Anna
hart am Fenſter, das offen ſtand, und mit Nähen beſchäftigt.
Als der Liebende nun betrat das Gemach, die Elevin
aber flüchtig empor das ſchlicht geſcheitelte Haupt hob,
trieb's ihn an, ſo zu tun, als ſei er enttäuſcht und als hätte
er im ſtillen gehofft, unbeſetzt den Kanzleiraum zu finden:
Stör' ich? fragte ſogleich bis zum Anſatz des Halſes errötend
Anna, gern kann ich gehn und wo anders die Arbeit verrichten.
Nein, rief Luz, und es mag Gott im Himmel verhüten, daß ich Sie
je vertriebe durch mein Erſcheinen, wo immer es ſein mag.
Hab ich dies ſelber geſagt? dachte Luz, und fühlte ſich gleichfalls
tief erröten. Bemerkte es wohl oder nicht, die Elevin?
Luzen ſchien es, als ſuche ſie äußerſt gelaſſen das Nähzeug
mit der Rechten zuſammen, indem ſie ſagte: Oh, bitt' ſchön.
Dunkel wird es ja doch, ich gehe hinauf in mein Zimmer.
Bitte, tun Sie das nicht, denn Sie kränken mich ſchwer, Fräulein Anna,

wenn Sie's tun. Und ſie ſprach: Nein, bitt' ſchön, ich will Sie nicht kränken.
Eine Stille ward nun in dem einfachen Raume, doch dieſe
ganz erfüllt mit Magie, ſie glich irgendwie einer andren,
wie ſie vor dem Gewitter die Seelen der Menſchen belaſtet.
Ja, ſo dachte nun Luz, da ſitzt man nun wieder im Schraubſtock.
Die Gelegenheit iſt nun da und gleich wird ſie vorbei ſein.
Doch man iſt wie gelähmt und ein Knebel ſteckt einem im Halſe.
Kennen Sie Lonig? Soeben komm' ich von dorther und bin noch
ganz benommen und traurig davon. Somit hatte der Jüngling
das Geſpräch doch eröffnet. Die Nähende fragte: Warum denn? —
Nichts hat im Leben Beſtand. Wo Erwin gelacht und ich ſelber
fröhlich war, iſt ein Schüttboden heut und die Mäuſe und Ratten
wohnen dort, und vom Einſt iſt auch nicht eine Spur mehr zu finden.
Erwin! Haben Sie ihn gekannt? — Ich? Nein! gab ſie zur Antwort. —
Dieſer Junge war wirklich ein Engel vom Himmel. — Ich weiß es,
ſagte Anna. — Und dieſes: ich weiß es, traf Luz in die Seele.
Glauben Sie mir, fuhr er fort, ich träume von ihm hier faſt täglich.
Anna ſagte: Auch ich, und bewegte dabei keine Miene.
Er iſt tot, dachte Luz, und möcht' ich wahrhaftig doch tot ſein,
könnt' ich in Annas Traum dadurch ſeinen Platz mir erkaufen.
Und er ſagte: Das Leben iſt ſchal, und ich würde gern ſterben,
aus der Nähe beſehn, hat Erwin im Grund nichts verloren,
ebenſowenig mein Freund, der vor etwa vier Wochen freiwillig,
und mit klarem Entſchluß aus dem nichtigen Leben davonging.
Oh, was hab ich geſagt, denkt Luz, womit hab ich's verſehen?
Denn es blickt die Elevin ihn an mit entgeiſtertem Ausdruck,
ihrem Antlitz entweicht die Farbe und Bläſſe bedeckt es.
Danach ſenkt ſie die Stirn in Verwirrung, es atmet gewaltſam,

heftig ringend, die Bruſt, Überraſchung, ja Schrecken verratend.
Habe ich Sie ohne Wiſſen verletzt? Wenn das iſt, Fräulein Anna,
ſo der Jüngling, vergeben Sie mir, denn es liegt mir nichts ferner,
das bezeuge mir Gott, als wiſſentlich jemand zu kränken,
der mir wert iſt, wie Sie. — Es geht ſchon vorüber, es iſt nichts,
ſprach das Mädchen, ich habe mich nur eines Vorfalls erinnert,
eines Unglücks, das mir, ich kann es nicht ſagen, wie nah ging.

Und ſie ſchwieg. Als ſie endlich ſich faßte, Luz harrte betreten,
ſprach ſie ſo, erſt mit zitterndem Ton, doch allmählich die alte,
kühl gelaſſene Art zu reden ſich wieder gewinnend:
Wenn Sie wüßten, wovon Sie reden, es wüßten, wie ich's weiß,
ach, Sie würden gewiß vor dem eigenen Wort ſich entſetzen.
Sie ſind Freigeiſt, ich glaube an Gott, und ich weiß von der Sünde,
die ſelbſt Gott nicht vergibt: alſo ſprechen Sie nie mehr von Selbſtmord.
Darauf wieder log Luz: Ja, was ſoll der, der ſich bewußt iſt,
ein nichtsnutziges Glied der Geſellſchaft zu ſein, der mit Recht drum
eine Niete ſich zog! Und die Näherin fragte: Wer iſt das?
Blick' ich ehrlich in mich, ſo ſeh ich des Böſen die Menge.
Und bezwäng' ich mich nicht, welche Scheußlichkeit könnte ich nicht tun! —
Aufs Bezwingen kommt's an, ſagte Anna. Und Luz ſchrak zuſammen.
War dies Wort doch recht gut als gewichtige Warnung zu deuten.
Dennoch trieb's ihn, in ſich noch weiter zu wühlen und dadurch
auch in Anna, und ſo ihr verſchloßnes Gemüt zu verſuchen.
Ach, wie fiel es noch eben in Lonig mir auf das Gewiſſen,
wie grade ich Vetter Erwin gequält, der ſo rührend mir anhing.
Fügſam war er und gut, hingebend, von adliger Großmut,
und doch macht' ich ihn weinen gar oft, nur aus grauſamem Antrieb,
um ihn weinen zu ſehn ... da wandte das Auge der Anna

Wendland Luzen ſich zu mit kaltem, durchdringendem Schillern,
beinah grün wie Opal, und er ſchauderte förmlich zuſammen.
Nein, das haben Sie nicht getan, denn Sie ſind gar nicht grauſam.
Und ſie kehrte ſich ab, indem ſie das ſagte, mit leiſem
Nüſternzucken und einem kaum merklich ſardoniſchen Lächeln.
Doch, ſo ſprach er, ich tat's, und heute noch habe ich Zeiten,
wo mich Reue nicht rührt. Und bei dem Allmächtigen, ich weiß nicht
was geſchehe, ſofern er wieder erſchiene, um etwa
in den Weg mir zu treten und mich wie dereinſt zu verdunkeln.
Abgelöſt ward dies Wort durch ein langes, bedeutſames Schweigen,
drin auf offener Bahn ſich hüllenlos trafen die Seelen.
Er erhob ſich und trat ans Fenſter. In bleicher Erregung
nahm er Platz mit Entſchluß, ihr dicht gegenüber am Nähtiſch.
Hob das Mädchen den Blick von der Arbeit, ſie mußte ihn anſehn.
Warum quälen ſich doch die Menſchen, ſo ſagte er plötzlich,
ohne Urſach' ſo viel? Sie brauchten doch ſchließlich nur wollen,
um einander ein Paradies ſchon auf Erden zu ſchaffen.

Tiefer beugte ihr Haupt die Näherin über die Arbeit.
Aber einmal im Zug, fragte Luz: Oder denken Sie anders?
Und ſie ſchwieg. Eine Weile zum mindeſten, bis dann
doch die Antwort noch kam. Es mag ja wohl ſein, ſagte Anna,
daß die Menſchen ſich vielfältig quälen und oftmals auch grundlos.
Dabei hob ihre Bruſt ſich, tief ſog ſie, beklommen, die Luft ein,
dann ausatmend, als ob ſie von drückender Laſt ſich befreie,
ſchloß ſie: Freilich, ſo iſt's, davon wußte mancher zu ſagen.
Sie hat Schweres gelitten, ſo fühlte jetzt Luz, wie ſchon früher.
Mitleid füllte ihn ganz. Von den eigenen Leiden begann er
zu berichten, um ſo ſie mit ſich zu reißen, womöglich

einen Gleichklang mit ihr, ſympathetiſchen Geiſts, zu erzielen.
Wie die Schule das Rückgrat ihm hatte lädiert, das beſchrieb er,
die Wahrhaftigkeit hatte ſie ihm und den Freimut genommen,
eigenes Denken verpönt und abgeſtempelten Unſinn
einzukleiden verſucht in das edle Organ, drin die edle,
hochgebietend und frei, die Vernunft, zu thronen beſtimmt ſei.
Doch er hatte ſich freigemacht aus dem Joche der Knechtſchaft,
ſagend: ſelbſt iſt der Mann! und ſelbſt iſt der Menſch und ſein ſelber
Herr ein jeder, befugt, ſeinen Wandel allein zu beſtimmen.
Welch unendliches Glück, rief er aus, iſt die Freiheit des Geiſtes!
Wohl, es kann mir geſchehn, daß ich äußere Feſſeln erdulde,
niemand aber, vom Weibe geboren, nicht König, nicht Pfaffe,
kann mich zwingen fortan, mich irgendwie meines Urteils
zu begeben, beträfe die Sache auch Gott und den Teufel.
Gottes Weg zu den Menſchen iſt frei, er bedarf keines Mittlers:
darauf fuß' ich allein, auf eben dem Wege, der frei iſt,
keinen duld' ich, der mir, wer immer, dabei in den Wurf tritt,
Paſtor oder auch ſelbſt ein kreuzbraver Apoſtel aus Herrnhut.

Elfter Geſang

Anna hatte ihr Haupt zuweilen erhoben und Luzen,
aufmerkſam und mit prüfendem Auge, gelaſſen betrachtet.
Was Sie ſagen, verſteh ich nicht ganz. Ich weiß nur, ich hatte
ſechs Geſchwiſter, als Mutter ſtarb und ich dreizehn Jahr alt war.
Alſo ſprach ſie und fuhr dann fort: Ich war nämlich die Ältſte.
Seit dem Tode der Mutter beſorgt' ich für Vater den Haushalt
ganz allein. Das Gehalt war gering und wir hatten kein Mädchen.
Manchmal iſt das nicht leicht: ſechs Geſchwiſter, das Jüngſte ein Säugling!
Denn ſie war ja, ich meine die Mutter, im Kindbett geſtorben.
Vaters Wäſche nicht mal wurde außer dem Hauſe gereinigt.
Ich beklage mich nicht . . . im Winter das Heizen zum Beiſpiel! . . .
Ich beklage mich nicht, doch gibt es Verhältniſſe, die ſich
unbezwinglich um einen herumtun: das fühlt man auch geiſtig. —
So, nun war es heraus. Und auf einmal fiel es wie Schuppen
von den Augen des Jünglings. Ein ſolches Geſicht trug das Schickſal
Anna Wendlands, und ſo ſah die Sünderin aus, die nicht gut tat.
Und Entrüſtung, vermiſcht mit unendlichem Mitleid, erhob ſich
in der Seele des jungen Luz Holtmann. Mit Mühe nur hielt er
die Bewegung zurück, ſie machte ſein Antlitz erbleichen.
Er verſuchte zu reden: da ſaß ihm ein Froſch in der Kehle,
wie man ſagt, und er konnte nichts andres als külſtern und hüſteln.

Nein, unmöglich zu ſprechen und ſich dabei nicht verraten.
Und Luz dachte, was iſt mit mir, und was tut ſich in meinem
Innern? Und wie entſtand dieſer Sturm, der beinah' mich umwirft?
Eben hab ich geprahlt, es müſſe ſein eigener Herr ſein
jeder Menſch, und nun packt es und wirbelt mich ohne mein Zutun.
Anna, Engel! Du ſchmählich Verkannte! Es iſt ja Verkennung
das am meiſten begangne Verbrechen des Alters am Geiſte
der erwachenden Jugend. Mein Los war wie deines: Verkanntſein.
Wie man an dir ſich vergeht, das aber iſt geradezu ruchlos.
Wie, ſie wagen's, ſie wagen es, Anna, nachdem du die Jahre
deiner Kindheit dem Vater und deinen Geſchwiſtern geopfert,
dich wie ein räudiges Schaf, ein verlorenes Lamm zu behandeln?
Dies geſchieht und dies kann geſchehen, obgleich nicht ein leiſer,
nicht ein leiſeſter Zweifel an deiner Erzählung erlaubt iſt,
weil, wie ich eben mit bitterſter Wonne, Geliebte, entdecke,
du ein Mal der Wahrhaftigkeit deutlich an deiner Geſtalt trägſt.
Was iſt dies für ein Mal? Oh, könnt' ich es küſſen, oh, könnt' ich,
ſchönes Mädchen, dir deine armen, unförmigen Hände,
die ſo deutlich vom allerhärteſten Frone der Arbeit
zeugen, hüllen in köſtlichſte Seiden, und wieder enthüllen,
immer wieder und immerzu ſie mit Küſſen bedecken.
Dieſe Hände, oh, dieſe Hände, wer könnte ſie anſehn,
ohne daß es ihn zwänge aufs Knie, um ein Herz zu verehren,
daß ſo willig geopfert den Pflichten des Lebens die Schönheit.
Aber auch, wer verſchlöſſe ſein Ohr vor der ſchrecklichen Klage
dieſer klagenden Hände? Anklagende Hände, es hört euch
einer, und ſei immerhin mit Taubheit geſchlagen die Welt auch.
Schweigend hatte an ſeinen Lippen genagt Luz, als dieſes

alles und noch viel mehr gebar an Gedanken und Worten
ſeine ſtürmende Bruſt: ſie war aufgewühlt bis zum Grunde.
Und, nun war ſie gekommen, die heilige Stunde des Durchbruchs. —
Oh, du Heiland, du Eros, du Gott, wenn nun etwa dein Reich kommt
und du etwa dich mir offenbareſt, zur Rechten des Vaters,
und du denkeſt das Wehr vor dem Meer deiner Gnade zu öffnen,
daß es ſintflutgewäſſerartig hereinbricht, bedenke,
daß ich nichts als ein tönerner, als ein zerbrechlicher Krug bin.
Anna, erbarme dich mein! Auf Erden nicht und nicht im Himmel
wardſt du je ſo geliebt. Und bliebſt du in ewiger Jugend
und erlebteſt das tauſendjährige Reich Jeſu Chriſti,
nie mehr wirſt du, kein zweites Mal, ſolche Liebe erwecken.
Sprich ein Ja, wenn ich frage: du Heilige, darf ich dich lieben?
Dieſes Ja, dieſes kleine Ja nur, es tilgt von der Erde
alles Leid, allen Gram, alle Ängſte und Nöte und Mühſal,
und die goldene Zeit, die noch jeder vergeblich herbeirief,
ſie iſt da. Und ich ſage noch mehr: dieſes winzige Jawort
tilgt, vernichtet mit einem Schlag die von Sünde verderbte
Erde, zaubert hervor das verlorene Eden, auf daß wir,
wie dereinſt, uns darin glückſelig und ſündlos ergötzen.
Anna, hör' meinen Ruf! Es nahet dein Sabbat. Hier bin ich,
dich zu mahnen, daß du nicht verſäumeſt, was nie mehr zurückkehrt.
Sieh, auch ich, nicht als Bettler zu dir bin ich etwa gekommen.
Ich bin reich! Meine Bruſt iſt ein Hort von unendlichem Reichtum.
Alles könnteſt du hinter dich werfen; beſitzeſt du ihn nur,
iſt viel tauſendmal dir erſtattet, was immer du wegwirfſt.
Hier iſt Liebe! Das Wunder der Liebe! die Liebe! verſtehſt du?
Heilig, Anna, iſt mir Staub, den deine Sohlen berühren,

Brot biſt du mir und Wein, biſt Luft mir, biſt Sonne, biſt alles.
Sieh, ich bebe, ich bin eiskalt und mir perlt auf der Stirne
etwas, das mir beinah wie Schweiß eines Sterbenden vorkommt.
Rühr' mich an, und ich bin geſund, ja, und läg' ich im Sarge,
tot, und ſprächſt du zu mir: Geliebter! und nur eine Träne
tropfte brennend auf mich herunter, nicht würd' ich mehr tot ſein.
Solches alles ward keineswegs mit dem Munde geſprochen.
Innen tobte noch immer ſich aus und nicht hörbar dem Mädchen
dieſer Sturm des Gefühls. O, hätteſt du lieber die Schleuſen
doch geöffnet, mein Freund, anſtatt erſt die Probe zu halten.
Endlich warſt du ſo weit und du nahmſt den entſchloſſenen Anlauf,
und noch waren die Maſſen genugſam im Fluſſe, wahrhaftig:
Fräulein Anna, Sie haben mir da . . . ſo begann er auch wirklich,
ein erſchütterndes Schickſal enthüllt . . . nur bis hierher, nicht weiter
war die Rede gediehen, als plötzlich, gleichwie aus dem Boden
aufgeſtiegen . . . als Thea, die Waiſe, der Pflegling, vor Luz ſtand.
Und ſie rief: Sie ſind hier, Onkel Juſt, komm, ich hab ſie gefunden.
Und der Onkel erſchien . . . und dahin war, vertan war die Stunde.

Zwölfter Geſang

Luz, du haſt ja geſchrien im Traum, ſprach frühmorgens der Onkel,
haſt mich zweimal geweckt und ausführliche Reden gehalten.
Und ich hab dich zurecht gerückt, denn du hingſt mit den Armen
und dem Kopf, lieber Freund, kotzjämmerlich über den Bettrand.
Ach, das macht wohl der Mond, rief Luz, die Nacht war ja taghell.
Doch er war ſich bewußt, daß der Mond nicht alleine die Schuld trug.
Und die Not war ſo groß, die Spannung und Stauung ſo mächtig
in der Seele des langgelockten, bezauberten Jünglings,
des verhaltenen Jauchzens ſo voll und verhaltener Tränen
war ſein Herz, ſo voll heiligen Sturms und voll bitterſter Ängſte,
daß noch am ſelbigen Morgen die Schleuſe der Seele entzwei brach.
Und es war Onkel Juſt, der nun einmal den Schlafraum mit Luzen
teilte, in deſſen Gemüt die Beichte des Neffen ſich ausgoß.
Schmunzelnd hörte er zu. Ich ſage dir, Onkel, ſchloß Luz jetzt
einen langen Sermon: Ich kann dir nur ſagen, ich liebe
Anna Wendland. Beachte dies Wort. Es hat viel zu bedeuten.
Dir vertrau' ich es an, weil ich weiß, daß du immer mein Freund warſt,
von dir weiß ich gewiß, du kannſt mein Vertrauen nicht täuſchen.
Lieber Neffe, ich denke wohl auch, deſſen wirſt du gewiß ſein.
Onkel Juſt, du haſt eines Tages den Lauf einer Waffe,

kurz entſchloſſen, dir gegen die Schläfe gehalten …
Ach, nicht doch,
unterbrach ihn hier Juſt, ein Junge wie du muß verliebt ſein.
Larifari! Was da, Revolver? womöglich gar Selbſtmord!
Ich war alt und mein Leben vertan, und da hatt' ich wohl Urſach',
einmal mutlos zu ſein und den Kopf, wie man ſagt, zu verlieren.
Aber du — Gott bewahr mich! Er iſt noch kaum flügge, der Bartflaum
mit der Lupe noch kaum zu entdecken, und fuchtelt bereits mit
ſolchen Phraſen herum, wie wenn ſich ein Abeceſchütz
von vier Jahren bereits mit dem Schieferſtift wollte erſtechen!
Onkel, höre mich an, unterſchätze mich nicht und mein Daſein.
Was iſt alt und was jung? Es haben achtjährige Knaben
ihrem Leben ein Ende geſetzt, weshalb wollt' ich es nicht tun?
Höre alſo, ſofern du vermagſt, ohne Skepſis: die Stunde
der Entſcheidung iſt da, unverbrüchlich vollendet mein Los ſich.
Als ich Anna zuerſt von weitem erblickte, da traf mich
die Erkenntnis ſofort, und ſie ſchlug in mich ein wie ein Blitzſchlag.
Was ich ſuchte, war ſie, ſeit ich anfing zu denken, und anfing,
mich zu ſehnen ins Unbekannte, dem Ort der Beſtimmung
zu, denn wir haben ja doch eine Ahnung des Zieles im Herzen.
Iſt ſie mir nicht beſtimmt, dieſe arme Verkannte, die man hier
liebelos, ja, ich ſage es, gradezu ruchlos mißhandelt:
gut, ſo ſteht ſtatt den weiten, geöffneten Räumen des Lebens,
Tummelplätzen des herrlichſten Strebens, der heiterſten Arbeit,
eine Mauer vor mir, aus Granit, dran die Stirn zu zerſchmettern.
Ein unbänd'ges Gelächter war Juſtens alleinige Antwort.
Mitten in das Gelächter hinein trat urplötzlich Frau Julie,
und ſie ſagte zu Luz, im Ton der ihr eignen Beſtimmtheit:

Sei ſo gut und begleite mich, Luz, denn ich muß zu den Schulzens
in das Dromsdorfer Schloß und möchte nicht gerne allein gehn.
Domgewölbe von Wipfeln, durch mächtige Säulen getragen,
ſtanden über den Wegen, die Tante und Neffe jetzt ſchritten.
Sie durchquerten den herrlichen Schloßpark von Roſen, als welchen
ein ſtets offenes Tor mit dem Schloßpark von Dromsdorf verbindet.
Wenig hatte bis jetzt Frau Julie geſprochen, doch merkte
Luz, es lag ihr ein Etwas im Sinn und ein Ding, das ihn anging.
Höre, ſprach ſie denn auch, ohne Umſchweif zur Sache ſich wendend,
du ſollſt wiſſen, ich habe vorhin deine Worte vernommen,
denn du redeteſt mit Bruder Juſt, daß es förmlich durchs Haus ſcholl.
Eine Lauſcherin bin ich durchaus nicht. Das wirſt du mir glauben,
doch ich zählte nun einmal im oberen Hausflur das Weißzeug,
Watte hatte ich nicht in den Ohren, und alſo verſtand ich
dies und das, was du ſprachſt. Nur einiges, keineswegs alles.
Laß mich reden, du wirſt es in dieſer Minute erfahren,
ob ich Rechtes, ob Falſches gehört, Luz, und was mich veranlaßt,
im Vertrauen mit dir über alles Gehörte zu ſprechen.
Bruder Juſt, in der Tat, hat die furchtbare Sünde begangen,
eines Tags gegen ſich eine tödliche Waffe zu richten:
die entſetzlichſte Tat, von den furchtbarſten Folgen im Jenſeits.
Nun, es hat dem allmächtigen Vater in Gnaden gefallen,
zu verhindern, daß Juſt ſeine ſchreckliche Abſicht vollendet.
Davon ſpracht ihr und ſprachet frivol von dem furchtbaren Umſtand,
ſolcher Art, daß es mir wie mit blutigen Meſſern durchs Herz ſchnitt.
Oder ſollte ich nicht erſchrecken — Juſt iſt ja mein Bruder! —
Wenn du ihn an den ſchwärzeſten Tag ſeines Daſeins erinnerſt,
und er nur mit Geſchwätz, ja, Gelächter, darüber hinwegſpringt?

Weinen müßte mein Bruder und ſeufzen und beten, in Reue
ſeine Tage verbringen, ſo viele ihm hier noch vergönnt ſind,
denn nur ſo kann er hoffen, der ewigen Pein zu entrinnen.
Worauf will ſie hinaus, dachte Luz, und er lauſchte mit Spannung,
als ſie fortfuhr: Das iſt mein Bruder, das andre geht dich an.
Alter Menſch, ſo wie Baum, beide werden ſie etwa wohl kernfaul.
Zehnmal ärger jedoch iſt's, wenn Fäulnis ſich zeiget im Grünholz.
Und das iſt's, guter Luz, was ich leider bei dir jetzt befürchte.
Aber Tante, rief Luz. Doch ſie ſchnitt ihm entſchieden das Wort ab:
Leugne es, wenn du kannſt, daß auch du mit dem Selbſtmord gedroht haſt!
Wenn ich denke, wohin die Jugend von heute gelangt iſt,
oh, ſo werd' ich nicht müde, dem Vater im Himmel zu danken,
daß er Erwin ſo früh aus dem irdiſchen Leben hinwegnahm.
Schlimmer wird ja die Menſchheit mit jeglichem Tag, der heraufkommt,
und es mehren ſich rings die Zeichen der letzten Verderbnis.
Doch genug! Solche Worte vermögen dich ſchwerlich zu rühren,
denn du ſtehſt ja auf anderem Grund, Luz, du biſt ja ein Freigeiſt.
Haſt du jemals geglaubt und nur deinen Glauben verloren
oder niemals geglaubt? Früher dacht ich einmal, es ſei möglich,
den im Dunkel Verirrten zum Quell der Erleuchtung zu führen.
Es mißriet mir. Nun wohl, ich war ein unwürdiges Werkzeug.
Heute weiß ich nichts weiter zu tun, als dich Gott zu empfehlen.
Glaube alſo durchaus nicht, ich hätte die Abſicht, mein Guter,
etwa meinen Verſuch zu erneuern, zu deiner Bekehrung.
Nein! Zwar drängte es mich, dir noch einmal die furchtbaren Folgen
vorzuſtellen, die den, der ſich ſelber entleibet, im Jenſeits
unverbrüchlich erwarten, allein ich wollte vor allem
dir, dem Sohn meiner Schweſter, im ſchlichteſten Hausverſtand beiſtehn.

Julie ſchwieg und fuhr fort: Wenn jemand die ſchrecklichſte Sünde
zu begehn in Erwägung zieht, muß der Grund dafür ernſt ſein.
Nun, ich kann deinen Grund nicht ergründen. Es liegt ja auch wenig,
Luz, daran, welche Gründe du haſt, denn es gibt ja doch keinen,
ſtark genug in der Welt, um die Sünde des Selbſtmords zu tilgen.
Was du alſo für Gründe gehabt, liegt mir fern zu erforſchen,
und mein Standort am Wäſcheregal hat ſie mir unterſchlagen.
Doch ich gehe vielleicht nicht fehl, wenn ich etwa auf eine
Liebelei oder Ähnliches ſchließe, die du in der Stadt haſt.
Gott ſei Dank, dachte Luz, Tante ahnt nicht, um was es ſich handelt!
Feſter noch überzeugt ihn davon, was die Tante nun vorbringt.
Jung war jeder, der alt iſt, mein Junge. Mir ging es nicht anders.
Flatterhaft war mein Sinn und nach eitlen Vergnügungen durſtig
und begehrlich, nach was weiß Gott? zwiſchen fünfzehn und neunzehn.
Später fiel dann ein Reif, worauf denn die Blüte zerſtört ward.
Das war gut, und ſo mußte es ſein. Heute dank' ich dem Himmel,
daß die Hoffnung von einſt mich ſo völlig und gründlich betrogen.
Nun erſt lernt' ich es kennen und lieben, das Glück der Entſagung,
unter Tränen, gewiß, dennoch iſt es auf Erden das höchſte.
Wer es zeitig erkennt und begreift, dieſes Glück, dem erſchließt es
früh das goldene Tor zu den wahrhaften Freuden des Diesſeits,
reinen Freuden, entlehnt einer ewigen, himmliſchen Heimat.
Und ein Mädchen, wie Anna zum Beiſpiel, es will nicht begreifen,
welchen Schatz es verwirkt, wenn es Freuden wie dieſe zurückſtößt
und mit ſtörriſchem Sinn nach vergifteten Früchten umhergreift.
Was das Mädchen bereits erfahren, es ſollte genug ſein,
ihm den rechten, den einzigen Weg der Entſagung zu weiſen.

Anna Wendland iſt keineswegs von heitrer Gemütsart,

Schwere liegt ihr im Blut; es verſtarb ihre Mutter in Schwermut.
Sie iſt ernſt und ſie kennt ein entſagendes Leben, das Pflicht heißt,
hat dies Leben gelebt und die Hände durch Arbeit gehärtet.
Dennoch niſtet in ihr irgendwie ein gefährlicher Schlupfgeiſt,
einem anderen Weſen vergleichbar, das Anna von Grund aus
zu verändern vermag, das ſie willenlos macht und beherrſchet,
ja, ſie knechtet! Dann tut ſie Dinge, vom böſen Prinzipe
angeſpornt, die hernach nicht die bitterſte Reue mehr auslöſcht.
Und ſo iſt es tatſächlich geſchehen: ein Jüngling,
faſt noch Knabe, er hat ſich ertränkt, und er hat ſeinen Eltern
Anna Wendland genannt, als die Urheberin ſeines Unglücks.
Luz erblaßte. Nun iſt ihm auf einmal verſtändlich geworden,
was geſchah, als er Anna vom Tode des Freundes erzählte.
Darum ſchrak ſie zuſammen, und deshalb verſtörte ihr Blick ſich.
Darum rang ihre Bruſt nach Luft und ſie ſelber nach Faſſung.
Schwer zu ſagen, fuhr Julie nun fort, welche Schuld Anna Wendland
wirklich trifft an dem Tode des Gymnaſiaſten. Wer weiß es?
Niemand weiß es. Nicht einmal ſie ſelber vielleicht, die man anklagt.
Doch ſie wird dieſen Schatten nicht los, und es kann auch nicht anders
ſein. Gewollt oder nicht, immer war ſie der traurige Anlaß,
der die verzweifelte Seele ins ew'ge Verderben gehetzt hat.
Warum halt ich es nun für Pflicht, dir dies alles zu ſagen?
Weil ich meine, es müſſe ein Beiſpiel, ſo nahe wie dieſes,
ganz beſonders zur Warnung vor ähnlichem Schickſal ſich eignen.
Dieſer Jüngling verſcherzte leichtſinnig ſein Diesſeits und Jenſeits
und belud, die er liebte, mit einer erdrückenden Schuldlaſt.
Luz begriff, daß die Rede der Tante auf Anna gemünzt war,
und ſo hatte ſie doch eine Ahnung vielleicht und Befürchtung

nach der Richtung, in der ſein innres Geſchick ſich vollendet.
Ach, er kannte den Text. Sie ſangen ja alle das gleiche
Lied. Es lief drauf hinaus, eine Heil'ge zur Sünd'rin zu ſtempeln.
Freilich war ſie bewehrt mit betörender Schönheit: das war ſie!
Weh der Motte, die ihrem unſterblichen Glanze zu nah kam.
Nicht für Motten iſt Anna beſtimmt, noch für Gymnaſiaſten.
Sie wird mein. Sie iſt mein: denn ich allein weiß ihren Zauber
zu empfinden, ihm ſtand zu halten und mit ihm zu wuchern.
Nur Geduld, und ihr werdet ſie ſehn zu unſterblichem Ruhme
an den Himmel erhöht, als ein nie zu verdunkelndes Sternbild.

Dreizehnter Geſang

Weit gefehlt, wenn Frau Julie gemeint, daß der Tod des verliebten
Schülers, Luzen erzählt, ſeine Leidenſchaft ſollte vermindern.
Vielmehr war das Geſchehene Öl, in ein Feuer gegoſſen.
Denn die furchtbare Macht, die er kannte, ſie ward ihm beſtätigt.
Und er ſollte ſie fühlen, noch oftmals, der arme Luz Holtmann,
und zuvörderſt am folgenden Tag. Ach, er hatte erwartet,
der vertrauende Ton, der vertrauliche, ſollte ſich heute
und womöglich noch wärmer und trauter als geſtern, erneuern.
Sieh, das Mädchen betrug ſich, als hätte ſie niemals mit Luzen
nur zwei Worte getauſcht, ja, als hätte ſie nie ihn geſehen,
noch als ſähe ſie ihn, wo ſie zufällig an ihm vorbeiging.
So unnahbar, ſo eiſig erſchien ſie, ſo fern jedem Wunſche,
daß ein ſolcher, geweckt, in mutloſe Lähmung zurückſank.
Und Luz griff an die Stirn, er fragte ſich: gab es ein Geſtern,
oder hab ich's geträumt? Und was iſt denn wohl Traum, was iſt Wahrheit?
Spielt ein Teufel mit mir und verhöhnt mich mit hölliſchem Blendwerk?
Ich unſeliger Narr, der ich geſtern von Hoffnung berauſcht war,
weil ſich Anna herbeigelaſſen, mit mir nur zu reden!
Heute büße ich ſchwer meine ſelber verſchuldete Täuſchung.
Und er litt, ſchlich umher wie vernagelt. Er kam ſich verachtet
vor, überſehen und von dem Geſinde im Hofe geringſchätzt.

Niemand kümmerte ſich um ihn, ſo wenigſtens ſchien's ihm.
Biſt du krank, Luz? rief Schwarzkopp ihm zu, als er eilig ins Feld ging.
Oh, das war er gewiß, er war ſiech und zerſchlagen und elend.
Punkte ſchwammen ihm vor den Augen und über dem Magen
lag ein peinlicher Druck. — Trotzdem rief er: Nein! als der Onkel
ſchon davon war und nichts von der Antwort des Neffen mehr hörte.
Und ſie redeten alle mit Anna, das war das Verruchte:
Onkel Juſt ward mit ihr fortwährend geſehen und, fuchtelnd
mit den Armen, durchſchritt er, ſetzt ihr zur Seite, das Hoftor.
Warum durfte der ſchwitzende Knecht mit ihr reden und tat es?
Warum rief die unruhige Tante fortwährend ihr: Anna?
Warum ſtreichelte Anna den räudigen Pudel? Nun Fido,
unſre Rollen ſind heute vertauſcht, und ich fühle als Hund mich,
der voll Scheelſucht und Neid dich aus feiger Entfernung belauert.
Und ſo blieb es. Es kam dem Verzweifelten nicht der Gedanke,
welcher Einfluß ſich etwa vielleicht Fräulein Annas bemächtigt,
denn ſie mied ihn, ſie hielt ihn ſich fern mit erkennbarer Abſicht.
Scham verhinderte Luz, Onkel Juſten ſein Leid zu verraten.
Doch, auch wenn der Gedanke ihm aufſtieg, vermied es der Onkel
unverkennbar, mit deutlicher Abſicht, von Anna zu ſprechen.
So vergingen die Tage und wurden Luz Holtmann zur Folter.
Doch da trug's eines Sonntags ſich zu: es waren die Schwarzkopps
früh zur Kirche gefahren nach Jenkau, um dann bei dem alten
Paſtor Balzer zu ſpeiſen. Und damit verſchob ihre Rückkehr
bis zum ſinkenden Abend ſich meiſt! Es war auch der Onkel
Juſt heut' fort über Land. Er hatte recht mürriſchen Abſchied
von dem Neffen und Anna genommen, doch half hier kein Sträuben.
Dieſe Reiſe war nicht zu vermeiden: es ſuchte ein Gutsherr

einen tüchtigen Ökonomen und wünſchte, daß Juſt ſich,
deſſen Brief ihm gefallen, in eigner Perſon präſentiere.
Und auch Thea war heut' nicht im Haus, ſondern fort mit den Schwarzkopps.
Dieſes aber, das Haus, lag verlaſſen im Grün ſeiner Büſche,
ſeiner mächtigen Ulmen und heiter gebreiteten Wieſen.
Und es ſchlich durch den Garten Freund Luz, einem Wilddieb vergleichbar,
der die edelſte Hinde umkreiſt, die er heut' unbewacht weiß.
Doch ſie war nicht zu ſehn. Luz wußte, es hatte im Zimmer,
wo ihr Bett ſtand, ſich Anna verſchloſſen: dort ſchrieb ſie wohl Briefe.
Und er trat unters Fenſter, nach uraltem Brauch der Verliebten,
promenierte davor und hielt es beſtändig im Auge,
wenn er ſchließlich einmal ſich weiter vom Fenſter entfernte.
Jäh durchzuckte es ihn, weil Anna nun plötzlich darin ſtand.
Ruhig ſtand ſie. Sie ſtand unbeweglich. Den Blick in die Ferne
unverwandt und verloren gerichtet, die Arme gebreitet,
und in jeder der Hände je einen der offenen Flügel.
Und ſie atmete tief. Es wölbte ſich voll ihre Bruſt auf,
ſank dann wieder und hob ſich zum anderen Male und höher.
Oh, wie hämmerte Luzen das Herz, als er nun ſich verſteckte,
und es fühlte: ſie weiß, daß ich da bin, ſie liebt mich, ſie liebt mich!
Denn was will ſie mir anders mit ſolcherlei Seufzern verraten,
als, ſie lebe, wie ich, in Entbehrung und ſchwerer Bedrängnis,
ſei gefangen, wie ich, und ſchwelge in Seufzern der Sehnſucht.
Und da faßte er Mut und rief: Fräulein Anna, es iſt wohl
keinem Menſchen erlaubt, das Heiligtum Ihrer vier Wände,
wär's auch nur für die Hälfte, das Viertel von einer Minute,
zu betreten? Es hängen da nämlich noch immer im Kaſten
meine Spechte und Pirols verglaſt, aus vergangenen Zeiten.

Ich bin froh, daß ſie Ihnen, wie mir einſt, das Zimmer beleben.
Doch ich würde ſie gern und ganz flüchtig mal wieder begrüßen.
Es verging eine Zeit, dann klang es herunter: Oh, bitt' ſchön
  Und da waren ſie nun allein in dem kahlen Gemach.
Anna rückte den Korbſtuhl zurecht und ſprach wiederum: Bitt' ſchön!
Bitt' ſchön, ſetzen Sie ſich, fuhr ſie fort mit dem äußerſten Gleichmut.
Als ſich Luz überlang in die gläſernen Käſten vertiefte,
die zerfreſſenen Bälgen von Vögeln und Motten und Spinnen
zu Behauſungen dienten — es kreiſte in Wahrheit das Zimmer
rings um Luzen, es kreiſte das Dorf, und er konnte kaum ſtehen.

* * *

Vierzehnter Geſang

Und ſie blickte ihn an, die ſchöne Elevin, mit Augen
von Opal. Doch das wechſelnde Spiel dieſer Farben
ſchien entflammt und bewegt, gleich den grünlichen Waſſern des Alpſees.
Und ſie ſann. Und ſie prüfte verſtohlenen Sinnes, faſt lauernd,
den, der ſprach und nichts ſah. Faſt ſchien's, ſie erwarte mit Spannung
irgend etwas, ein Wort, ein erlöſendes, welches am Ende
ihr bereit lag im Grund dieſer Seele und für ſie beſtimmt war.
Doch bald drang in den Blick des jungen Geſchöpfes ein Neues,
drang ein anderes auf, ein Licht, das ſich nixenhaft anſog:
fiſchhaft war es, eiskalt und doch ſtechend, gleichwie unterm Brennglas.
Hilfe ſuchte nicht mehr dieſes Licht, dazu ſpielte zu grauſam
dieſer brennende Strahl: wie ein zitterndes Opfer empfand ihn
Luz, er fühlte den Blick, als dräng' ihm ein Gift in die Bruſt ein.
Und es wirkt: ihm war, als entrücke ein Nebel die Erde
und er ſchwimme verlaſſen im Raum des unendlichen Weltalls.
Trotzdem hört er ſich reden und reden, als ging's um ſein Daſein.
Was wird ſein und geſchehn, denkt Luz, wenn der magiſche Zuſtand
des betäubenden Zwangs in der nächſten Sekunde nicht weichet?
Doch da hört er die Stimme des Mädchens: Wir wollen hinunter,
ſagt ſie, kommen Sie jetzt, Herr Luz, ich höre die alte
Dame! — Schritte vernahm auch Luz, denn die alte Frau Schwarzkopp,

Greiſin, Mutter des Herrn Oberamtmann, ſie wurde hinunter
in den Garten geführt, und es knarrte und ächzte die Stiege. —
Selten ſah man, faſt nie, die alte Frau Schwarzkopp, ſie zählte
neunzig Jahr, und es war eine Pflegerin um ſie beſchäftigt.
Heute ward ſie herab, wie geſagt, in den Garten geleitet.
Sei es nun, weil die Wärme des Maitags ſie lockte, vielleicht auch,
weil ſo ſtill und verlaſſen das Haus, war im Herzen der Greiſin
heute grade der Wunſch entkeimt, ſich ins Freie zu wagen.
Schön geſchmückt mit bebänderter Haube, im ſeidenen Kleide,
ſchwarz, mit Spitzen verbrämt, ſaß die freundliche Greiſin im Lehnſtuhl,
den die Magd in die Laube geſtellt, etwas ſeitlich zum Tiſche.
Und es dampfte bereits auf dem Tiſche der Kaffee, die fette
Sahne, eben geſchöpft, ſtand dabei, friſche Butter und Honig.
Auch die ſilberne Doſe mit Zucker und freundlich geblümtes
Porzellan, wie der Wohlſtand des Schwarzkoppſchen Hauſes es darbot.
Bald nun ſaß man zu drein um den Tiſch in der Laube, es hatte
ſich die Pflegerin gern ein wenig beurlaubt, um einmal
aufzuatmen vom Zwange des Dienſtes. Unterm Blicke der Greiſin
ſaßen Anna und Luz: und es war ein unſagbarer Zauber
allverſtehender Milde darin, der ſie beide durchwärmte.
Wenig ſprach ſie, die hochehrwürdige Alte. Sie ſchien faſt
nicht aus irdiſchem Stoff, oder aus Amiant, unverbrennlich,
ſeidig weiß, nur von Güte beſeelt und von Liebe zum Menſchen.
Zärtlich ruhte auf Luz das lächelnde Auge der Mutter
Onkel Schwarzkopps, und wiſſend umfing es zugleich die Elevin:
und es war wie ein lächelnder Segen, den beide empfanden.
Ja, er ſchmolz ſie zuſammen, die Seelen. Wie Eisblock und Eisblock

eine Flut wird, ſo wurden ſie eins in der Wärme des Anhauchs.
Wollt ihr zögern, die Stunde verſäumen? ſo ſchien ſie zu fragen.
Liebt euch, traut meinem Segen, traut, Kinderchen, eurer Patronin.
Köſtlich iſt's, euch zu ſehen, eure tauige Jugend und Schönheit!
Schon der Abglanz erfüllt meinen Abend mit Strahlen von Frühlicht.
Zögert nicht, ach, und fürchtet euch nicht! Laßt euch ſagen, Gott will es!
Euch betrügt, wer es anders euch ſagt, und die Stunde verrinnt euch:
ſie verrinnt, und ihr ringt eure Hände umſonſt nach dem Flüchtling,
ruft vergeblich nach ihm und ſchicket vergeblich die Träume
eurer Sehnſucht zurück, gleich nächtlich umirrenden Schatten,
nach den Stätten umher zu wittern, wo einſtens der Dämon
euch bewog, euch ſelbſt um das köſtlichſte Gut zu beſtehlen.
Und allmächtig ergriff der werdende Sommer den Frühling
heut, es brannte die Sonne herab aus blauglühender Wölbung
in den Garten. Tief tönte die Luſt vom Geſumm der Inſekten,
Hummeln brauſten im Baß und mit zornigem Flug durch die Laube.
Skarabäen, ſo blau wie Stahl, wagten brummende Flüge,
grünlich rannte der Käfer, voll Raubbegier, über den Kiesweg.
Schmetternd geigte der Fink, gewaltig ertönte des Pirols
heller Ruf. Es revierte der Wiedehopf laut durch die Dorfmark.
Aufgeplatzt im Rondell war der brünſtige Ball der Päonie,
dunkelrot. Ihre Stauden umgab das Smaragdgrün der Wieſe.
Blendend geilte darin die dotterfarb-fettige Wolfsmilch.
Doch Bewegung und Fülle des Klanges und Wettſtreit der Farben,
all dies Drängen und Weben im Licht: es vermochte ein ſüßes
Schweigen nicht zu erſticken, das fruchtbar und ſchläfrig im Licht lag.
Und es ſchienen wie Seelen des Schweigens die lautloſen Falter,

traumhaft taumelnd, wie blind, in beweglichem Schlafe befangen,
Somnambulen des Tags, und magiſche Stille verbreitend.
Still verzückt neben Anna und faſt ihre Schulter berührend,
doch nicht ganz, ſaß der Liebende nun. Eine magiſche Klammer
war auch ihm um die Schläfen gelegt, und es brütete etwas
ſo berückend, als wie erſtickend dem Jüngling im Blute.
Ach, es war wie die ſüße Betäubung von Weihrauch und Myrrhen,
Spezereien, weit köſtlicher noch, als die Könige brachten,
die der Stern unſres Heilands geleitet zu Bethlehems Krippe.
Luz, du wareſt ganz Ohnmacht in dieſer unſterblichen Fülle,
drin du plötzlich dich fandſt, übereilt von dem Zauber der Stunde.
Niemals hatteſt du Wonne gefühlt, wie ſie jetzt in dir aufdrang,
als die Unnahbare nun, die Geliebte, auf einmal ſo nah war.
Doch was war's, und warum ſchlug plötzlich ſo hoch in den Hals dir
dein unſinniges Herz und benahm dir dabei faſt den Atem?
War dies wirklich, und durfteſt du trauen dem, was du erblickteſt,
was du fühlteſt, ſo lag deine Hand um die Hand Fräulein Annas,
und es hatte in ſanfter Berührung ihr Knie an das deine
unterm Tiſch ſich geſchmiegt — und was bliebe dir jetzt noch zu wünſchen?
Und es lüftet verſtohlen ein Knäblein mit goldenem Gürtel
das Gebüſch, das ihn barg und blickt liſtig, voll Neugier herüber.
Roſen kränzen dem Kinde, blutrot, die ambroſiſchen Locken,
und er zupft in Gedanken die Sehne des Bogens, die einen
Ton, nur einen, ertönt, ſie entſtammet der Leier Apollons,
dem ſie Eros, der Knabe und Pflegling des Hermes, geſtohlen.
Und es iſt niemand anders als er, den des Liebenden Auge
in hellſichtiger Wut der Verzauberung eben entdeckte,

wie er kommt, um zu ſehn, was ſein ſicheres Gift nun gewirkt hat.
Und es löſen ſich Luz alle Glieder in Wolluſt und Schönheit,
bis urplötzlich ein Krampf ihn durchfährt und er hart der Geliebten
Arm ergreift, ihn emporreißt und wütend die lechzenden Lippen
preßt ins blühende Fleiſch, dorthin, wo das Knäblein es wollte.

Fünfzehnter Geſang

Und ſie hatten durch Wink und die wenigſten Worte beſchloſſen,
nach dem Nachtmahl ſich noch in der Stille der Felder zu treffen,
als mit lautem Geräuſch Onkel Guſtav und Tante und Thea
ſich dem Wagen entwanden, zur leidigen Stunde der Heimkehr.
Luzens Bruſt aber war ſo übervoll: — ganz unerträglich
ſchien ihm Theas Geſchwätz und die Nähe der guten Verwandten.
Er empfahl ſich und bat, mit dem Eſſen auf ihn nicht zu warten.

Feſtlich rauſchte das Korn, als Luz auf dem Feldweg dahinſchritt,
in der Richtung gen Morgen. Noch hatte im Abend die Sonne
nicht den Erdrand erreicht, und ſie wärmte den Rücken des Jünglings,
der unnennbar beſeligt, das Auge erhoben zum Vollmond,
ſchritt entgegen dem Ort, wo die ſel'ge Begegnung bevorſtand.
Und es rauſchte in ihm noch immer von Waſſern des Frühlings,
Bäche ſtürzten und, vielfach zerteilet, die Schäume des Bergſtroms
von gewaltigen Felſen herab in die köſtlichſten Gärten,
drin ſich klingende Bäume und Wogen und Roſen bewegten.
Solche hatte er oft ſich erträumt, doch noch keine wie dieſe.
Und er ſprach zu den Halmen, zum einſamen Baum, der im Feld ſtand,
zu den werdenden Sternen, dem Mond, und er ſchüttete allen,
überſtrömender Freude, ſein nicht zu bezähmendes Herz aus.
Wiſſet alle: Ich liebe und werde geliebt, und es gibt nun

nichts, worum ich die Könige noch, ja, die Götter beneide.
Und er hatte den Ort erreicht. Ein verſchwiegener Weiher
lag verlaſſen im Feld. Es ſtanden um ihn, wie als Wächter,
hundertjährigen Alters vereinzelte Eichen und Rüſtern.
Dieſe hatten am Ende auch andres geſehen vor Zeiten.
Heilig war er vielleicht und geweiht einer Göttin, der Seehain.
Warum nicht einer eigebärenden Mondfrau! Es war ja
das Geheimnis der Sumpfgeburt mit den Weihern verſchwiſtert.
Alles Leben entſtammet dem Sumpf, ſo ja meinten die Alten:
auf dem Inſelchen ſchien ein Kranich darüber zu ſinnen,
unbeweglich, auf einem Ständer, in tiefer Verſenkung.
Uralt war, zwiſchen mächtigen Stämmen, die einfache Steinbank,
irgendwann von vergeſſenen Ahnen der Herrſchaft geſtiftet.
Und es trugen die Borken der Stämme verſchlungene Zeichen,
eingeſchnitten von liebenden Händen, nun längſt ſchon vermodert.
Luz erſchauerte leis. Es kam etwas von paniſcher Bangnis
über ihn, trotz des ſelig rumorenden Glücks ihm im Innern.
Stunden hat er verharrt und den Stimmen gelauſcht, die im Haine
ſich vernehmbar gemacht, hat die Weihen des Ortes genoſſen
immer wieder. Er hat ſich ausgemalt, wie dieſe Wildnis
dann erſt werde ſich ganz in unirdiſcher Schönheit enthüllen,
wenn der himmliſche Fuß der Geliebten in ſie werde eingehn.
Und ſo iſt zu dem Rande der Erde die Sonne geſunken,
hat ſich endlich darunter verborgen, den weſtlichen Himmel,
ungeſehen, noch ſpeiſend mit Licht, ja, das ganze Gewölbe
leuchten machend allüberall, in befremdlichem Glanze.
Venus ſinket ihr nach, doch ſie funkelt noch über der Erde.
Bleibe, ſüßes Geſtirn, denkt Luz, und meide dein Feſt nicht!

Ach, er hat die Natur, hat den Himmel, die Erde beſchworen,
alles Köſtliche aufzubewahren der kommenden Stunde!
Horch, ein Schritt. Und er lauſcht. Es ſchießt alles Blut ihm zum Herzen:
Anna! — Alles bleibt ſtill. Ach, es plumpſte ein Eichhorn zur Erde.
Oder hat mich ein Satyr gefoppt? Ja, vielleicht Eros ſelber?
Stärker leuchtet Selene und gelblicher, ſilbrige Schleier
ſpinnend über den nachtenden See, bis die ſchweigſame Gottheit
zum erquickenden Bad in die leis aufrauſchende Flut ſteigt.
Und es ziſchelten leiſe die Schilfe im ſchilfigen Sumpfrand.
Anna! Nein, wiederum nur ein Raſcheln im Röhricht. Ein Otter
fuhr vielleicht auf den Fang, es verließ wohl ein brütender Vogel
für Minuten ſein Neſt. Und brennender ward Luzens Sehnſucht.
Alles iſt nun ſo nah, und du glaubſt faſt das Glück zu umarmen,
Luz, es iſt alles bereitet zum Feſt, dem allein noch der Gaſt fehlt.
Komm, o komm, du geliebteſter Gaſt dieſer harrenden Erde!
Denn ich habe die Kerzen der Liebe bereits in den Himmeln entzündet,
habe ſchwebende Funken geweckt in dem düſternden Sumpfland,
die, wie brennender Staub, wie Gewölke die Wipfel erleuchten.
Opfer wird hier gebracht, und ich ſelbſt bin dein Opfer, Erſehnte,
bin bereit, meinen Nacken zu beugen, für dich zu verbluten.
Plötzlich heftiger Lärm, gleich wie ſtreitende Stimmen von Männern.
Luz erſtarret. Es ſträubt ſich ſein Haar und entſetzt ſpringt er vorwärts,
denn er ſieht die Geliebte am Rande des Hains überfallen —
Nein! — Nun wieder iſt alles ganz ſtill und nichts weiter vernehmbar
als das plätſchernde Nagen der Welle am ſumpfigen Ufer.
Wenn dies Täuſchung geweſen, denkt Luz, nun, ſo kann es nur Spuk ſein.
Oder aber mein Hirn ſchlägt Blaſen. — Ihm ſteigt eine Angſt auf.
Eſſenszeit iſt nun lange vorüber, und trotzdem: ſie kommt nicht.

Oh, wie nahe liegt Gram und Elend dem ſüßeſten Glücksrauſch!
Bleibt ſie fern, was denn hält ſie zurück? Und nun drangen ſie quälend
in die Seele ihm ein, wie Inſekten mit grauſamen Stacheln,
Einbildungen und Ängſte und Zweifel der ſchmachtenden Liebe.
Es befiel ihn ein glühender Durſt, wie den Wandrer in Wüſten.
Du mußt ſterben, unrettbar, ſo denkt er, wo nicht dieſe Quelle,
dieſe eine und keine ſonſt, dich erquicket und rettet.
Anna! Endlich! Dahin iſt die Not und vergeſſen die Drangſal.
Luz erzittert, ihm bebt jedes Glied, denn dort ſteht ſie leibhaftig
zwiſchen Bäumen im Dufte. Sie flüſtert ihr köſtliches „Bitt ſchön,"
keuſch geſenketen Blicks. Faſt bewußtlos im Sturm der Gefühle
ſchreitet Luz auf ſie zu. — Doch da iſt ſie im Nebel verſchwunden.
Und es hallt durch den heiligen Hain ein ingrimmiger Aufſchrei:
Anna, Anna! Es klingt viel mehr wie Zu Hilfe! Zu Hilfe!
Es erwachen die Falken im Neſt und durchbrechen die Wipfel,
flüchtig und mit erſchrocknem Geklatſch ihrer taumelnden Flügel.
Mit Gewalt unterdrückt nun die wilde Erregung der Jüngling,
lauſcht und höret nun wirklich, wie etwas durch Büſche heranſtreift.
Und er ſucht mit den Blicken die dämmrige Nacht zu durchdringen.
Oh, wie elend ich bin, ſteigt ihm auf, welche brennende Krankheit
frißt an mir, wie die Klaue zerreißet die Bruſt des Prometheus.
Ja, nun kenn' ich den Eros: ein grauſamer Gott, aus der Löwin
Euter ſog er die Milch, und es nährt ihn die Mutter auf Felshöhn,
ihn, der arg mich verſengt und bis auf den Knochen mir bohret.
Und aus grünlicher Wolke von leuchtenden Punkten ſieht Luz nun,
wie zwei Augen auf ihn mit grünlichen Rundungen glotzen.
Und er ſchreit: Wer iſt da? Darauf wird ihm ein Winſeln als Antwort,
und Sekunden danach ſchlängelt Fido ſich ihm um die Füße.

Und er ſtößt mit dem Fuße den Hund und ſtürzt ſinnlos von dannen.
Haſt du Mondſcheinpromenaden gemacht, mein romantiſcher Neffe?
klang Onkel Juſtens leicht hämiſche Stimme, als Luz in den Hof trat.
Wie du ſiehſt, ſagte Luz, denn ich habe ja leider die Macht nicht,
Mondſchein, wenn der Kalender ihn anzeigt, ganz einfach zu ſtreichen.
Nichts für ungut, ſprach Juſt, ich meine nur, daß du es gut haſt,
denn wir hatten zu tun, Fräulein Anna und ich, mit dem Lohntag.

Sechzehnter Geſang

Anna hatte ſich ſchon in ihr Zimmer begeben, es ſah ſie
Luz am Abend nicht mehr. Aus dem Fenſter nur traf ihn ihr Lichtſchein.
Und die Nacht, die nun kam, ach, ſie hatte für Luz keinen Schlummer!
Peinlich hell ſchien der Mond, mit durchdringendem Lichtglanz das Zimmer
füllend und Luzens Hirn, ob er gleich ſeine Augen feſt zuſchloß.
Das Entbehren, das Meiden, das Abſchiednehmen in ſeiner
Seele nahm es kein Ende. Er war gegen Morgen ein wenig
wohl entſchlummert und fand ſich im Traum auf dem Dromsdorfer Kirchhof,
wo man Erwin begrub wiederum und mit finſtrem Gepränge.
Und wie jüngſt beim Beſuch mit der Tante, ſo knarrte das Pförtchen
und der Cherub erſchien in der ſüßen Geſtalt Fräulein Annas.
Wieder legte ſich furchtbare Angſt auf die Seele Luz Holtmanns,
diesmal nicht vor dem kommenden Glanz, nein, vielmehr von dem Gruſthauch
und dem eiſigen Wind der Verweſung, der gegen ihn andrang.
Denn ſie war in Kreppe gehüllt, und ſie glich einer Wittib
des Verſtorbenen, dazu beſtimmt, ihm als Opfer zu folgen.
Und lebendig begraben zu werden war ihre Beſtimmung.
Da nun packte den Träumer unbändig raſende Wut an,
wie ſie ähnlich ihn nie übermannt und geſchüttelt im Wachſein,
und mit entrüſteten Tränen am Ende vermiſchet, zerriß ſie

das Gewebe des Traums, und der Jüngling erwachte noch zitternd
und erbebend vor Grimm und in reichlichen Tränen gebadet.
Und es kamen nun Tage, in Wahrheit von morgens bis abends
nur ein Irren, ein heimliches Suchen, ein marterndes Dürſten
in der dorrenden Wüſte der Welt, für den armen Luz Holtmann.
Denn das Geſtern war tot, das Erlebte wie niemals vorhanden.
Kalt, unnahbar und fremd blieb das ſüße Geſicht Fräulein Annas,
nicht der leiſeſte Blick, der ihn traf oder auch nur ihn ſtreifte,
oder etwas verriet von dem Tage des Glücks, der dahin war.
Und er ſagte zu ſich: nun wohl, du warſt nur ihr Spielzeug.
Und ſo nahm ſie dich auf, als die Laune dazu in ihr aufſtieg,
warf dich weg, als die Laune, die grauſame, wieder vorbei war.
Solches kann ſie, ſie hat die Macht, und ich kann mich nicht wehren.
Sagte nicht Onkel Juſt: gib acht, Luz, ſie ſaugt uns das Blut aus?
Uns? Nun freilich nur mir, denn der Onkel iſt alt und ſchon blutlos.
Etwas andres noch ſagte der Onkel — Luz grübelte ernſthaft.
Richtig, ja: von der möglichen Heirat mit einem Apoſtel
war die Rede geweſen. Es hatte der böſe Gedanke,
Luzen halb nur bewußt, ihm genagt an den Wurzeln des Lebens.
Darum war der Schreck nicht gering, als die Tante einſt meinte,
wie ſie hoffe, ſo ſeien doch mehrere Wagen am Sonntag
frei, man wolle doch wohl in Gemeinſchaft nach Diesdorf zum Feſte.
Oftmals hatte man ſchon Erwähnung getan des Miſſionsfeſts,
das, von vielen Paſtoren beſucht und Herrnhutiſchen Brüdern,
als ein großes Ereignis nun ſchon binnen kurzem bevorſtand.
Manches wurde auf ſolchen hochheiligen Feſten beſchloſſen,
Miſſionare beſtimmt für entlegene Inſeln der Südſee,
Wunder wurden getan durch Gebet und auch Ehen geſchloſſen. —

Oh, es wird ganz gewiß eine herrliche Feier, ſprach Schwarzkopp.
Ganz gewiß, ſagte Julie drauf, doch die übrigen ſchwiegen.
Schweigſam aß man. Man ſaß um den Tiſch gegen Ende der Mahlzeit.
So verging eine Zeit. Dann hub Onkel Juſt an: Ich weiß nicht
ob ich kann, liebes Julchen, ich meine, am Sonntag dabei ſein.
Denn das iſt ja der einzige Tag, wo ich einige Briefe
ſchreiben kann, die mein Fortkommen angehn: das iſt ja doch wichtig.
Doch da wurde die Miene der Schweſter, das Antlitz Frau Juliens
umgewandelt. Es war wie ein bittres Entſagen in ihren
Zügen, ſowie ihrem Wort, als ſie ſagte: Man darf wohl im Zweifel
ſein, was wichtiger iſt, das Zeitliche oder das Jenſeits.
Lieber Schwager, du tuſt mir die Liebe, begann nun voll Milde
Schwarzkopp, und du entſchließeſt dich doch, Sonntag mit uns zu fahren,
denn ich habe vor Wochen bereits Bruder Tobler aus Herrnhut
unterrichtet davon, daß du kämeſt, um mit ihm zu ſprechen.
Und du hatteſt ja doch dieſe löbliche Abſicht. Es iſt auch
nur durchaus zu verſtehn, den Zuſpruch von Männern zu ſuchen,
deren Wirken der Herr im Himmel ſo ſichtbarlich ſegnet.
Nun, dann reden wir noch davon, ſagte Juſt, und geärgert,
das Gebet mit gefalteten Händen ein wenig markierend,
und entwich. Und es ſeufzten voll Kummer die guten Verwandten.
Luz war mürbe und blaß und durchſchlich ſeine Stunden im Elend.
Am Harmonium hockte er oft, unterm Bilde des Vetters,
trat die Bälge bis zur Ermüdung und ſchwelgte ſein Leid aus.
Heute ſaß er verſonnen und hatte vergeſſen, die Hände
auf die Taſten zu legen, weil plötzlich die furchtbarſte Sorge
ihn befallen und ihm ſeine innerſten Ängſte geſteigert.
Nun, ich denke wie Luther, ſo ſpricht er bei ſich, und begleite

Anna hin zu dem Feſt, und warteten mein ſo viel Teufel,
als die Dachdecker Ziegel gelegt auf die Dächer von Diesdorf. —
Da nun aber geſchieht, was der Jüngling am mind'ſten erwartet,
den Verzweifelten trifft überraſchend ein Strahl höchſter Gnade.
Jemand fragt: Nun, Herr Luz, Sie fahren doch auch zum Miſſionsfeſt?
Iſt es Anna? Wahrhaftig, ſie iſt's, die die Frage getan hat!
Luz erſchrickt vor dem Glanz. Doch ſchon ſpricht er faſt ohne Bewußtſein:
Nein, ich bleibe zu Haus, für die Frömmelei bin ich verloren.
Nun, dann bleib' ich mit Ihnen zu Hauſe, ſagt Anna. — Was ſagt ſie?
hallt es jauchzend in Luz. Und er ſagt nur erſchüttert: O, Anna . . .
  Und es ſtellte ſich Luz mißmutig und wortkarg am Abend,
um das Fieber der Bruſt nur ja als Geheimnis zu wahren.
Dies mit gutem Bedacht und mit ſchlauem Inſtinkt. Er beſorgte,
daß der Onkel am Ende, gefoltert von Scheelſucht, noch Mittel
finden könnte, daheim zu bleiben. Nicht Feuer, nicht Kohle
überdies brennt ſo heiß, wie ein Spruch ſagt, als heimliche Liebe.
  Und der Tag kam heran. Mißbilligend hatte die Tante
Annas Entſchließung und zwar durch ſie ſelber vernommen. Doch drang ſie,
weil ihr die meiſt unbeugſame Starrheit des Mädchens bekannt war,
drum nicht weiter in ſie. Zudem widerriet es ihr Schwarzkopp.
Gott hat Mittel und Wege genug, er braucht unſern Zwang nicht,
und, ſo ſprach er, er weiß die verſtockteſte Seele zu finden,
wenn er eben nichts andres beſchließt. Und dabei mag es bleiben.
  Und es fuhren zwei Wagen vors Haus. Warum ihrer zweie,
achtete Luz nicht weiter: zu ſehr frohlockte das Herz ihm,
denn es war ja geſpannt und beglückt von der höchſten Erwartung.
Um ſo mehr knirſchte Juſt. Er verbarg ſeinen grimmigen Zorn kaum.
Tückiſche Blicke ſchoß er auf Luz und auf Anna, die Gift und

Galle, ja, geradezu die bitterſte Feindſchaft enthielten.
Doch was half es, man mußte doch fort. Den Fuß auf das Trittbrett,
und dann flugs zu der Großmutter Schwarzkopp hinein in die Kutſche.
Gott ſei Dank, dachte Luz, er muß! Ihm ſind Hände und Füße
in moraliſche Feſſeln gelegt, und ſie ſind unzerreißlich,
ſonſt: weh uns! Unſer Tag wäre hin, unſere Hoffnung vernichtet!
Es erkannte nun plötzlich der Liebende deutlich, was vorging,
welche Kriſis ſich, in den bewegten Minuten der Abfahrt,
im Geſchick dreier Menſchen vollzog: ſo im eignen, in Annas
und — begriff er nun klar, mit ſehend gewordenen Augen —
im Geſchick Onkel Juſts, denn er war ganz gewiß ſein Rivale.
Endlich knallten die Peitſchen, es rückten vom Flecke die Kutſchen,
fort, zum Garten hinaus: entrollten und rollten die grade
Straße fort und verfolgt von den Augen des liebenden Paares
bis, am Ende des Dorfs, vor dem Kretſcham, ſie ſeitwärts entſchwanden.

* * *

Siebzehnter Geſang

Lächelnd deckte die Magd den Tiſch in der nämlichen Laube,
drin das Paar mit der Greiſin, der alten Frau Schwarzkopp, geſeſſen.
Und ſie rief: Heut, Herr Luz, heute ſind Sie der Herr Oberamtmann,
Fräulein Anna die Frau. Und ſie zwinkerte Aug mit den Augen.
Wie es oftmals geſchieht, wenn lange Erſehntes nun endlich
ſich erfüllt . . . wenn ein Ziel, ein mit Eifer verfolgtes, erreicht iſt,
ſo geſchah es auch hier: man empfand eine leiſe Ernücht'rung.
Dies iſt eine der Tücken des ränkevoll liſtigen Eros,
daß er Abſicht, ſofern er ſie merket, nicht ungern durchkreuzet.
Gänzlich frei war der Weg, nun kam es drauf an, ihn zu gehen.
Fräulein Anna, ſprach Luz nach einer bedrückenden Stille —
nicht zur Seite ſaß er dem Mädchen, nur ihr gegenüber! —
Werden Sie mir es glauben, mich hat dies verſchlafene Dörfchen
Roſen, dem ich doch jüngſt erſt entrann, wieder völlig umſponnen.
Ich war frei wie der Wind, als ich diesmal hierher zu Beſuch kam,
offen lag mir die Welt. Ich war Künſtler, ich wollte als Dichter
unvergänglichen Ruhm mir erwerben, Sie kennen mein Opus.
Rom, die ewige Stadt, wollt' ich ſehn und Paris und was weiß ich!
Weite Reiſen zur See wollt' ich tun. Und es mag Ihnen Onkel
Juſt erzählen, was Kameraden und ich alles planten.
Denn wir ſind übereingekommen, zum wenigſten waren's,

auf jungfräulichem Land einen Staat, eine Siedlung zu gründen
und in ihr die größtmöglichſte Summe von Glück allbereits hier
auf der Erde den Bürgern der Kolonie zu vermitteln.
Doch, was geht mich jetzt alles dies an, Fräulein Anna? Man ſucht ja
eigentlich für ſich ſelbſt, wenn man vorgibt, für andre zu ſuchen.
Weggeblaſen iſt dieſer Staat, dieſes irdiſche Zion,
jeder Wunſch iſt verlöſcht nach der überhirniſchen Glücksſtadt.
Was ich immer davon dem Onkelchen jüngſt auch geflunkert,
heute denk' ich an mich und an jemanden, der's in der Hand hat,
mich auf alles verzichten zu machen im Diesſeits und Jenſeits,
wenn ich eines dafür nur erkaufe, ihn ſelbſt, dieſen Jemand! —
  Anna ſchwieg. Er ſprach weiter: Ich wollte nichts andres hienieden.
Möchte dann mich die Welt doch vergeſſen. Es iſt kein Verſteck dann,
kein Gefilde verborgen genug, mein Aſyl mir zu bauen.
Gräben macht' ich darum, Fußangeln verteilt' ich und Schlingen,
eiferſüchtig weit mehr als Blaubart, wennſchon nicht ſo grauſam.
Und wir äßen zuſammen das karge Mahl, Fräulein Anna . . .
Gut, mein Luz! Nun betrittſt du die Brücke. Sie hält. Mutig vorwärts!
Fräulein Anna, Sie wiſſen vielleicht nicht, wie ſehr dies mein Ernſt iſt,
fährt er ſtockend dann fort mit beinahe verſagender Stimme.
Arm eracht' ich, wenn das, was ich meine, zur Wirklichkeit würde,
allen fürſtlichen Glanz und Ruhm und Reichtum der Erde.
Schnitte mir eine das Brot, die ich meine, mit heiligen Händen,
wie ſie es ihren Geſchwiſtern geſchnitten, die Schweſter und Mutter,
trocken ſollt' es mir ſein wie das himmliſche Manna des Herrgotts.
  Da erbleichte die ſchöne Elevin, ihr meerfarbnes Auge
ſelbſt erblaßte, wie wenn ein Gewölke die Buchten entfärbet,
heftig gingen, wie Kiemen der Fiſche, die Flügel des Näschens,

das ſo grade und fein im reinen Oval des Geſichts ſtand,
und ſie ſagte: Es gibt einen Jemand, in dem Sie ſich täuſchen.
Dieſer Jemand iſt ſchlecht und nicht wert, daß ihn einer vergöttert.
Anna, läſtern Sie nicht ein Geſchöpf, das mir alles in allem,
Himmel, Erde, ſo Vater wie Mutter, ſo Bruder wie Schweſter
aus dem Raum meiner Seele verjagt, wie es Wind mit dem Staub tut,
die mein Auge zum Auge erſt macht, meine Lunge zur Lunge,
mich zu etwas aus nichts und zum ſeligſten Bürger des Weltalls!
Beigeſetzt im Metallſarg, ganz wie Vetter Erwin zu Dromsdorf,
lag ich, gleichſam gelähmt und mit halbem Bewußtſein, im Halbſchlaf.
Eine Stimme erklang, keine irdiſche war's, überm Kirchhof:
da erwacht' ich, weil alles in Höhen und Tiefen erwacht war
vom allmächtigen Zauber der Stimme. Es ſei dieſer Jemand
ſchlecht meinetwegen, ſei gut: er ſpottet ja irdiſchen Urteils,
und es geht eine Kraft von ihm aus, der die Gruft ſelbſt nicht ſtandhält.
Denn ich rege mich ja, ich bewege mich ſchon, wie der Falter
in der Puppe ſich regt, noch gefaltet die fertigen Flügel.
Rufet jetzt mich die Stimme: ſteh auf! und erfüllt mich mit Daſein,
hebt ins goldene Bereich der herrlich verzaubernden Sonne
mich empor und verzückt mich im Licht, ſoll ich da mich vermeſſen,
ich, verklärtes Gewürm, ich, Geſchöpf ihres Hauchs, meine Gottheit
mit der Elle des Wurms, mit Gut oder Böſe zu meſſen?
  Heftig atmend erhob ſich jetzt Luz, und er trat vor die Laube,
biß die Zähne zuſammen und ballte die Fäuſte, wie um ſich
Mut zu machen zur Tat, zugleich ſein Geſchwätze verwünſchend.
Und auch Anna erhob ſich. Es ging durch den Garten ein Windhauch,
war er kühl oder heiß? Genug, Luzen ſtrich er durchs Herze.
Faſt erſchrak er, als künde er ihm eine Wendung des Schickſals.

Anna ſprach, und ſie ſetzte dabei ſtill die Teller und Taſſen
und das übrige Kaffeegeſchirr aufs Tablett: Ach, Herr Holtmann,
Sie ſind weitaus zu gut für die Welt und von dieſem Herrn Jemand,
ſei es auch eine Frau meinethalben: Sie denken von ihr dann
ebenfalls viel zu gut. Sie haben Verwandte, die wiſſen,
wer ſie iſt, großer Gott! und ſie würden es Ihnen erklären.
Nicht mehr feſt war die Stimme der ſchönen Elevin bei dieſen
Worten. Immer noch ballte die Fäuſte verzweifelt der Jüngling,
weil ſein Handeln noch immer durch Ängſte und Rückſicht gelähmt war.
Doch er hatte ſich umgewandt und umfing mit den Augen
ſtarr die ſchöne Geſtalt der Geliebten, die nicht zu ihm aufſah.
Knapp geſchnitten und ſchlicht umſpannte die Formen des ſchönen
Leibs das ſelbergefertigte Kleid, es war bräunliche Seide.
Von dem nämlichen Stoff im geſcheitelten Haar war das Haarband.
Doch es würde vergeblich ſein, zu verſuchen der Schönheit
unausſprechlichen Zauber und Reiz mit dem Worte zu ſchildern:
eine Stirn wie der Mond, der Olympierin Augen darunter,
unergründlich im wechſelnden Glanz, wie die Fläche des Weltmeers.
Streng der Mund, aber dennoch der Mund eines ſaugenden Kindes.
Runder Fülle, voll Adel das Kinn, edle Ahnen verratend.
Stark der Nacken, voll Liebreiz der Hals und betörend der Buſen,
unterm ſeidigen Stoff ſich, ſo ſteigend wie fallend, verratend.
  Ja, ſo ſtand er denn endlich vor ihr, die noch immer nicht aufſah.
Und es hatten die zitternden Hände die Schläfen der Schönen,
elfenbeinerne Schläfen und bläulich geädert, gefunden.
Und die Flächen der Hände bedeckten mit innigem Druck ſie. —
Nein, es pochte nicht mehr jetzt das Herz des bewußtloſen Jünglings,
und doch ließ es geduldig geſchehen die ſchöne Elevin,

hob dann furchtſam den Blick und demütig fragend, doch gänzlich
fügſam, als er die Lippen, ſchon nahe der köſtlichen Stirne,
zu den geflüſterten Worten: o ewig, o ewig! erſt formte
und alsdann dieſe Stirn mit dem keuſcheſten Kuſſe berührte.
Doch da fuhr ſie zuſammen und horchte. Es war wie ein Anruf,
der ſie traf und erweckte, wie jemanden, welcher zur Nachtzeit
ſich im magiſchen Traum ergeht auf den Firſten der Dächer
und, Beſtürzung und Angſt, ja Entſetzen im Antlitz, herabrollt.
  Nein doch, nichts! Es war nichts. Noch horchte ſie ſtarr eine Weile,
und nachdem alles ſtill blieb, begann ſie aufs neue, die Taſſen
und das Kaffeegeſchirr ineinander zu ordnen: Mir war nur,
ſprach ſie dann, mit dem alten verſchloſſenen Ausdruck im Antlitz,
ſo, als wäre vorm Haus das eiſerne Türchen gegangen.
  Anna trug das Geſchirr in das Haus, und im Garten zurücke
blieb der Jüngling, verdutzt und beinahe ein wenig ernüchtert:
kam ſie wieder, jetzt war er entſchloſſen, ſich ihr zu erklären.

Achtzehnter Geſang

Und ſie kam. Anna trug einen Teller mit gelblichen Kirſchen.
Wohin ging ſie? Nicht mehr zur Laube, dorthin nicht, wo Luz ſchritt,
ſondern langſam ſeitab in die tiefere Wildnis des Gartens,
ſein nicht achtend, des Zaudrers, ja, völlig ihn ſcheinbar vergeſſend,
ſo, als ginge ſie ſelbſt ſein Zaudern nichts an. — Anna! Anna!
ſeufzte Luz aus beklommenſter Bruſt. O, welch furchtbarer Schwächling
bin ich doch und wie ſtark würd' ich ſein, wenn nur du es ſo wollteſt.

Und er ſchlich hinterdrein unter Hangen und Bangen und hätte
küſſen mögen den Kies, der den Abdruck des Fußes bewahrte
des vergotteten Weibs. Und es ward ihm beſchieden, ſie nochmals
im Verſtecke der tiefſten Verborgenheit ſitzend zu finden.
Zögernd trat er zu ihr. Iſt's erlaubt, mich zu ſetzen? ſo fragt er.
Groß und fremd blickt ſie auf. Was ſoll dieſe Frage? Warum nicht?
ſcheint die Miene zu ſagen. Er tut's. Und er bricht ſich ein Rütlein,
da ihr Weſen ihn völlig verwirrt, ihn betreten und ſtumm macht,
zeichnet Kreiſe mit Schlingen, höchſt törichtes Zeug in den Kiesſand.
Ungenützt rinnt die Zeit, rinnt dahin durch Minuten und Stunden.

Wenig war's und ganz ohn' Belang, was die beiden geſprochen.
Endlich fragte ſich Luz, warum die Elevin ſo ſtill ſaß?
Forſchend ſah er ſie an und erkannte, ſie weinte. Es floſſen
dicke Tränen ihr übers Geſicht, welches ruhig und ſtarr blieb.

Und nun wareſt du reif, mein Freund, und du legteſt den linken
Arm behutſam um ſie und drückteſt die Wange an ihre.
Und du fühlteſt die Feuchte der Tränen des himmliſchen Mädchens.
Keine Regung von Widerſtand, nicht die allergeringſte,
als dein Druck ſich verſtärkte! Und nun, ja, nun waren die Tage des Leidens,
waren die ſchweren, die furchtbaren Nöte des Schmachtens vorüber.
Halt! ſie horchte und drängte ihn von ſich, nicht hart, ſondern liebreich,
horchte wieder, ſtand auf und ſagte: 's iſt jemand gekommen.
Wirklich nun ſchlugen Türen im Haus, man erkannte, wie Schritte
über Dielen hinſtampften der Zimmer, bis ſich eine Stimme
hören ließ, Onkel Juſts, mit Gelärm, unverkennbar. Sie ging nun,
wie es ſchien, um den lärmenden, zankenden Mann zu beſchwichtigen.
Tief erſchüttert ſtand Luz. Es wurde ihm ſchwarz vor den Augen,
als ihm klar ward, daß wirklich der Onkel zurück und im Haus war.
Und er ſucht' ſich zu ſammeln, er ſucht' ſich zu faſſen, er weint' ſich
knirſchend aus im Gebüſch. Er bezwingt ſich zuletzt, als er mehrmals
rings den Garten umgangen, ſein kochendes Blut zu beſänftigen.
Er bezwingt ſich ſo weit, daß er nun ſeiner Faſſung gewiß iſt.
So erſcheint er im Raum, wo Onkel Juſt kauend am Tiſch ſitzt,
höchſt unbillig rumort über liederlich ſäumige Wirtſchaft:
Zucker fehlt ihm, es wird heißes Waſſer ſerviert ſtatt des Kaffees.
Alle Brötchen ſind hart, die Butter verſalzen und ranzig.
Was der Onkel damit bezweckt, ſcheint dem Neffen nicht unklar,
gibt ſein Ärger zu tun, ſo kommt man nicht erſt zur Beſinnung
und vergißt, ihn zu fragen, warum er denn das Miſſionsfeſt
abgebrochen und umgekehrt und ſo früh ſchon zurück ſei.
Doch ein andres erſtaunt ihn aufs tiefſte: was wurde aus Anna?
Welche Wandlung geſchah mit dem Mädchen? Sie glich einer Sklavin,

Onkel Juſt ihrem Herrn: er befahl und ſie ſtand im Gehorſam.

Als der Onkel nun endlich ſich einigermaßen beruhigt
und geſättigt, entfernte ſich Anna und ging auf ihr Zimmer.
Und es dachte der Neffe daran, nun den Onkel zu ſtellen:
ausgeſtreckt lag er da und ziemlich befriedigt im Lehnſtuhl.
Luzens Blick zu begegnen, Luz nur zu betrachten, vermied er.
Tief zerriſſen und tiefer zerſtöret als irgendwer ahnte,
fühlte Luz, daß ein Augenblick unwiderruflich verſäumt war.
Und ihm ſchwante noch mehr: ein Geſchick, das um Anna ſich ballte,
denn wie wären ihr ſonſt die Tränen vom Antlitz geträufelt?
Und er hatte zu ſchweigen, er durfte die Bruſt nicht erleichtern.
Alſo trieb es ihn fort. Da rief ihn der Onkel: So bleib doch!
Und er blieb. Denn am Ende, wen hatte man außer dem Onkel,
der bereit war und immer bereit war, von Anna zu reden.
Und er tat es auch jetzt. Er ſagte: Gott weiß, was dich aufregt!
Irgend etwas, was immer ich rede, das bringt dich in Harniſch,
und doch habe ich recht. Erinnere dich, wie ich dir neulich
davon ſprach, daß man glaube, es hauſe in Anna ein Dämon,
und du haſt dich empört und wahrſcheinlich gemeint, Luz, ich ſelber
ſei vom Teufel beſeſſen. Nun alſo: es werden heut abend
mit den guten Verwandten zugleich ſo der Rechnungsrat Wendland,
als zwei Brüder in Jeſu Chriſt, Teufelsbanner, erſcheinen.

Onkel, biſt du verrückt? entfuhr es jetzt Luz unwillkürlich.
Oh, es macht nichts, ſprach jener, und tu dir nur ja keinen Zwang an.
denn die Sache iſt ſtark, iſt, ich gebe das zu, faſt unglaublich.
Blei und Tobler, zwei Miſſionare, der letzte ein Schweizer,
innig verbrüdert in Chriſto mit Rechnungsrat Wendland, ſie waren
aufgetaucht mit dem Rat bei dem heutigen Feſte in Diesdorf.

Und ſie hatten den Fall Anna Wendland beſonders erörtert.
Darum lief ich nach Haus, rief der Onkel, ſpornſtreichs und kopfüber,
denn ich wollte dem armen Geſchöpf, was heranzieht, verkünden.
Selbſtverſtändlich iſt wohl, daß ich hierbei ganz ihre Partei bin.
Und er paffte erregter und ſagte: Es werden die Burſchen
ihr die Hölle gehörig heizen! Sie hält, wie ſie ſagen,
viele noch ihrer Sünden geheim in entſchloſſner Verſtockung.
Danach werden ſie wühlen und angeln und krebſen und grapſchen,
bis das arme Geſchöpf, zerknirſcht, nicht ein mehr, noch aus weiß,
und ſich ſelbſt, und wen noch, der ärgſten Vergehen bezichtigt.
Das nun darf nicht geſchehn, ſie dürfen die arme Perſon nicht
ganz vernichten: hier fühl ich als Menſch und als Mann, der Vernunft hat.
Steh doch ich, meine Wenigkeit auch, auf der Liſte der Schächer,
und ſie werden ihr Hokuspokus an mir auch erproben.
Dunkel war es, der Abend brach an. Es bewölkte der Himmel
ſich, es begannen im Laub erkältende Böen zu rauſchen.
Fenſter ſchlugen, man ſchloß ſie. Es klagte der Wind um die Hauswand.
Anna hatte ſich nicht mehr gezeigt. Und, verſchloſſen im Zimmer,
unterwies ſie die Magd in dem, was im Haus noch zu tun war.
Bei der Lampe ſaß Juſt, Tabellen berechnend, doch meiſtens
müßig kauend am Bart, in der Seele, Gott weiß was, bedenkend.
In ſein Bette gekrochen war Luz, nur um ja nicht noch abends
jene Rüpel zu ſehn und den Rat, dieſen herzloſen Vater.
Jedes Glied wie zerſchlagen am Leib, hat er doch keine Ruhe,
hört das kleinſte Geräuſch und ſpannt alle ſchmerzenden Sinne,
um, womöglich geſchloſſenen Auges, zu ſehn und Geräuſche
noch viel feinerer Art durch Dielen und Wände zu ſpüren.
Draußen regnet's. Es ſprühen die Schauer zuweilen ans Fenſter.

Später dann wird es ſtill. Und es iſt Luz, als hörte er Annas
Türe gehn und noch ſpäter dann knirſchende Schritte im Garten.
Horch, nun rollen die Kutſchen heran, und die lieben Verwandten,
hoch erbauet, rückkehren nun endlich von dem Miſſionsfeſt.
Und er ſpringt aus dem Bette, als werd' er geſchleudert, als werfe
eine Feder den Burſchen, ſchon lehnt er, im Hemd, aus dem Fenſter.
Dieſes führt nicht nach vorne hinaus, es liegt ſeitwärts im Giebel:
alſo hört er nur Stimmen. Die Stimme der Tante, der Fremden.
Der jetzt brummelt, es iſt gewißlich der Rechnungsrat Wendland.
So, nun ebbt das Geräuſch und verſtummt. Und es rücken die Kutſchen
an und wenden und winden ſich durch in den Hof gegenüber.
Aber im Innern des Hauſes erwachen erſtickte Geräuſche,
welche Luzen mit Grauſen erfüllen und mehr noch mit Abſcheu,
denn ſie ſtammen von blinden Zeloten: ſie haben ihr Werkzeug
mitgebracht, um es morgen zum blutigen Opfer zu brauchen.
Was iſt das? War das nicht ein haſtiges Wort Onkels Juſtens
tief im Garten? und kamen nicht eilige Schritte von dorther?
Und nun rauſchte ein Kleid und dann klinkte die hintere Haustür.
Luzen ſträubte das Haar ſich empor, und es traf ihn ein Eishauch.
Nein, er hatte geträumt! Denn nun regte ſich nichts mehr. Und lange
herrſchte Stille und Nacht. Allein, nun bewegte ſich zögernd
wer den Giebel entlang. He, Onkel! rief Luz. Und: Ja, was denn?
klang Juſtens Stimme zurück. Luz dachte: ſo iſt er es wirklich.
Und es legte ſich bleiern auf ihn, als er nun ſich zurückzog.

Neunzehnter Geſang

Bleiern lag es auf allen im Hauſe am folgenden Morgen,
und es glich der Bewölkung der Seelen der Anblick des Himmels.
Nur in verſchleiertem Ton ſprach Rat Wendland, ſchon als man beim Frühſtück
ſaß und hob beinah nie die Blicke von Taſſe und Teller.
Er war gut und mit Sorgfalt gekleidet und trug eine Brille.
Anna ging hin und her und betreute den Kreis ihrer Pflichten.
Niemals blickte der Vater ſie an und ſo auch Anna ihn nicht,
dennoch war ſie nicht mehr, die ſie war, als der Vater das Haus nicht
mit dem Drucke der Autorität ſeines Daſeins beengte.
Hilflos ſchien ſie, ſie ſchien ohne Stolz, ja, durchaus wie entmündigt.
Ihre Miene war faſt verlegen und bittend. Gehorſam
ſchien ihr einziges Glück zu bedeuten, fernab jedem Hochmut.
Die ſo trotzig zu blicken verſtand, erſchien jetzt faſt ſchüchtern,
nach der Schnur ihre Arbeit verrichtend, die Menſchen zu meiden.
Luz ſchlich knirſchend umher und von wirklichen Schmerzen gemartert,
ſchon allein die Verwandlung des Mädchens empörte ihn bitter.
Onkel Juſt fuhr vom Hauſe zum Hofe, von Scheune zu Kuhſtall,
aus dem Keller zum Boden hinauf und von da in den Keller,
fuhr im Garten, im Hofe umher, wie gehetzt und vergiftet,
doch er änderte nichts an dem erzenen Gang des Geſchickes,
das im Haus ſich vollzog, an der mahlenden Mühle, die langſam

unaufhaltſam die Steine bewegte, gleichgültig befliſſen,
Lebensrechte und menſchliches Glück zwiſchen ſich zu zermalmen.
Nach dem Frühſtück erſchienen die beiden Apoſtel aus Herrnhut,
die Geſichter bis unter die Augen mit Haaren verwachſen.
Kurze Hälſe auf mächtigen Schultern und bäuriſche Fäuſte,
dickes, wettergewohntes Zeug, trotz der Wärme der Jahreszeit,
ließ ſie Händlern mit Schwarzvieh nicht unähnlich ſcheinen, als welche
auf der Straße bei jeglichem Wetter zu leben gewohnt ſind.
Doch ſie hatten in ihren Geſichtern den Ausdruck von Sanftmut,
und der Ton ihrer Stimmen war ebenfalls weich und verſchleiert,
und ſie hatten im Auge unleugbar ein ſeltſames Glänzen,
tief und gut, und der ſonſt'gen Geſtalt durchaus widerſprechend.
Später dann, gegen Mittag, als Luz auf ſein Bette geworfen,
böſer Ahnungen voll, ſich fruchtloſem Grübeln anheimgab,
was denn wohl der Beſuch dieſes Rechnungsrats Wendland und ſeiner
Spießgeſellen, beſonders im Hinblick auf Anna, bedeute:
da begab ſich's, daß ſich im Zimmer des Mädchens, es lag ja
Wand an Wand mit dem ſeinen, zwei redende Stimmen erhoben.
Luz ſprang auf, er verſchloß ſeine Tür und, — es wird ihm verziehen! —
ſchlich erbleichend zur Wand, um verhaltenen Atems zu lauſchen.
Ohne Zweifel, es war der drübige Sprecher Rat Wendland.
Und es klang nicht wie Scherz, was er ſprach, und belangloſes Plaudern.
Ein Gebrummel, bald lauter, bald leiſer, verriet, daß der alte
Bürokrat irgendwen nicht grade ganz ſanft ins Gebet nahm.
Seine Tochter natürlich, wer anders ſollte es ſonſt ſein?
War es nun, daß im Hirne des Horchers die Ängſte der Seele
Furchtgeſpenſter erzeugten, unſinnigſte Täuſchung,
eins iſt ſicher, er meinte das Folgende deutlich zu hören.

Du verkennſt deine Lage. Begreif das! So Vater zur Tochter.
Dieſer letzte Verſuch iſt gemacht und iſt wieder geſcheitert.
Du wirſt ſagen, er ſei nicht geſcheitert. Belüge dich ſelbſt nicht,
Anna, iſt meine Antwort darauf! magſt du ſelber ergründen,
dir beweiſen, was mich zu ergründen und dir zu beweiſen
ekeln würde, anwidern! Allein du darfſt dich nicht täuſchen:
wenn auch Schwarzkopps, die ausgezeichneten Menſchen, nichts ahnen,
iſt es ruchbar im Dorf und weit in der ganzen Umgebung! —
Es iſt Lüge und nichts iſt geſchehn mit Herrn — Juſt! Oder war's ein
andrer Name, den Luz nicht verſtand? Was ſollte mit Juſt ſein?
Woran lag es, daß Luz, ſo geſpannt er auch lauſchte, nun lange
Zeit kein Wörtchen mehr deutlich verſtand? Vielleicht hatte der eine
Name Juſt ihn verwirrt oder gab ihm an ſich viel zu denken.
Endlich aber verſtärkte ſich doch die Stimme Rat Wendlands
ſo gewaltig, daß Luz das Geſagte nicht konnte entgehen:
Weiſeſt du von der Hand, was die Stimme des Höchſten dir bietet
durch den Mund dieſes heiligen Manns, ja, in dieſem Mann ſelber,
nun, dann nenne ſich eine Verworfne nicht mehr meine Tochter.
Denn verworfen, das biſt du, ſo ganz eine Beute des böſen
Geiſtes, daß du Verderben jedwedem bringſt, welchen du anrührſt.
Du verlockeſt zur Luſt, ja, die böſe Luſt, du biſt ſie ſelber!
Deine Opfer trifft ewiger Tod! Und wir haben's erfahren.
Eine Stille entſtand nach dieſen entſetzlichen Worten.
Wenig hätte gefehlt, und Luz vergaß ſich und pochte
raſend gegen die Wand. Doch er ballte die Fäuſte im Abſtand.
Plötzlich drang an das Ohr des Empörten ein Weinen, das anwuchs
und ſich endlich zu wildem, herzbrechendem Schluchzen verſtärkte,
bittere Marter und bitterſte Not eines Menſchen bezeugend.

Was geſchah im Gemüte des Jünglings, nachdem ihn das Schickſal
hier zum Zeugen gemacht des rätſelvoll-peinlichen Vorgangs?
dieſes Vorgangs, ſo wirr als bedrohlich in vielerlei Hinſicht!
Schon die Sprache des Vaters, die Luzen empört und entrüſtet!
dann der Hinweis auf eine Verfehlung, mit welcher der Name
Juſt — wohl nicht Onkel Juſt? — auf unfaßbare Weiſe verknüpft ward.
Wie man ſchläft und erwacht von dem Schreck, den das Traumbild uns vortäuſcht,
etwa, daß ein Geländer zerbricht an dem Umgang des Kirchturms,
ähnlich, gleichſam im Sturz in den Abgrund, erwachte der Jüngling,
als der Name des Onkels ſein Ohr traf in ſolcher Verbindung.
Und noch war dieſer Schlag nicht verwunden, der Sturz nicht vollendet,
da erhob ſich bereits aus den heftigen Worten des Vaters,
die vom Wege der Rettung, dem einzig noch möglichen, ſprachen,
ein Entſetzensgeſpenſt, deſſen Anhauch der eiſige Tod war:
denn wie ſollte man ſie wohl anders verſtehen, als daß man
drauf und dran war, die ſchöne Elevin dem einen der beiden
Gottesmänner, den Dienern am Worte des Herrn, zu verkuppeln!
Nacht ward plötzlich um Luz, er ächzte und tappte verzweifelt
wie ein Blinder erſtickend umher, wenn die Wohnung in Brand ſteht.

* * *

Zwanzigſter Geſang

Plötzlich ſaß er, kaum wußte er, wie an die Stelle gekommen,
hinter einem Glas Bier, Onkel Juſt gegenüber, im Kretſcham.
Dieſem füllte ſoeben der Gaſtwirt von neuem das Schnapsglas.
Ja, mein Junge, es iſt, ich will es nicht leugnen, ein Rückfall,
rief der Trinker, jedoch was tut's? Es ſagt ja ſelbſt Luther:
ſünd'ge friſch darauf los! Und überdas nichts ohne Urſach.
Fliegen ſummten im Raum, der weit war und niedrig. Die Bank ging
rings herum an den Wänden. Es ſtanden geſcheuerte Tiſche
längs der Bank, doch kein Gaſt ſaß daran. Außer Luz und dem Onkel,
war mitunter der Gaſtwirt zugegen, zuweilen ein Dorfkind,
das von Hauſe geſchickt, den üblichen Kernſchnaps davontrug,
niemand ſonſt. Und es roch nach vergoſſenem Bier und nach Spundloch.
  Alſo nichts ohne Urſach, mein Sohn, wohlgemerkt! ſprach der Onkel.
Alles hat ſeinen Grund in der Welt, lieber Luz, ſelbſt der Kaffee.
Und es iſt leicht geſagt: der und der iſt ein Trinker, proſt Mahlzeit!
Was ihn aber dazu gebracht, danach fragt meiſtens niemand.
Gott, ſie haben ſich Mühe gegeben, die guten Verwandten,
mich zu beſſern. Ich wurde nach Baſel geſchickt in die Anſtalt.
Auf dem Wege dahin, in Dresden war's, kam meine Barſchaft
mir abhanden. Ein ſcheußliches Pech. Nun, ich ſchrieb Schwager Schwarzkopp
von dem Unglück, der mich aufs neue mit Mammon verſorgte.

Herzlich lachte er in ſich hinein, bis er lachend ſo fortfuhr:
Ahnungsloſer, gottſeliger Guſtav, verzeih mir der Himmel,
was ich damals dir aufgebunden, dir aufbinden mußte —
Briefpapier iſt geduldig! — Als ich in der Krone zu Dresden
feſt ſaß, nicht einen Heller im Sack und gerupft wie ein Sperling.
Hätte ich dir die Wahrheit geſagt vom Verbleib meines Geldes,
guter Schwager, dir ſtünde noch heute der Mund vor Entſetzen
offen, offenen Munds erſchieneſt du ſelbſt am Gerichtstag.
Lachend kippte der Ökonom außer Dienſt jetzt ſein Schnapsglas,
klopfte heftig damit auf den Tiſch, bis der Gaſtwirt es füllte,
und fuhr fort: Nun, man kennt dich ja, Luz, du biſt wahrlich kein Mucker.
's iſt mir lieb, daß wir endlich einmal ſo vertraulich hier ſitzen.
Wir verſtehen uns ja, — und er zwinkerte! — Luz, du begreifſt mich.
Nun, da gibt es in Dresden ein Haus. Es gibt viele Häuſer
dort, natürlich: ſonſt wär es am Ende ja wohl keine Großſtadt!
Punktum! Aber dies war ein beſonderes Haus, — und er ſchnalzte
mit der Zunge und mit den Fingern, — es ſaß eine Dame,
weißt du, hinter der Tür. Doch dann gab es noch andre. Zum Teufel!
Die geringſte darunter, Luz, war noch die ſchönſte Prinzeſſin!
Und die älteſte . . . ſchlage mich tot, wenn ſie ſchon majorenn war.
Schwer, bei Gott, war die Wahl: hier ſaß die pikante Franzöſin,
dort bewegte die Böhmin . . . und Menſch, was für Hüften! im Tanzſchritt.
Alles Ballſtaat, und bis an den Nabel herunter der Ausſchnitt.
Eine Dänin war da, eine Spanierin, eine Schwarze —
Luz, ich ſage nicht mehr, und du wirſt mir das weitre erſparen.
Luz, im Innern zerquält und von dörrenden Gluten zerfreſſen,
eingeſunkenen Auges und fieberhaft flackernden Blickes,
wußte kaum, weshalb er hier ſaß und die häßliche Beichte

des verkommenen Kerls, der ſein Onkel war, ruhig erduldete.
Der indeſſen fuhr fort: Behüte Gott! Luz, wie du ausſiehſt!
käſigblaß! Menſch, was iſt dir denn über die Leber gekrochen?
Hab ich etwa was Dummes erzählt, das dir gegen den Strich geht?
Nun, verzeih: ich geſtehe ganz offen, ich war nie ein Joſeph,
eher, wenn ich's bedenke, das Gegenteil. Und was den Schwindel
anbetrifft, nun, in wem kommt nicht manchmal der Schweinhund nach oben?
Oh, das nenn' ich ein großes Kapitel: der Mann und der Schweinhund,
doch ein größeres noch: das Weib und der Schweinhund. Schluß. Sela.
Und es ſeufzte der Onkel und leerte ſein Glas, und man hörte
ſein Gepoch durch das Haus nach erneuerter, eiliger Füllung.
Danke Gott, lieber Sohn, daß dir dieſes Kapitel noch fremd iſt,
fuhr er fort, und ich wünſche wahrhaftig die ſchlafloſen Nächte,
die mir dieſes Kapitel gemacht, meinem blutigſten Feind nicht.
Laſten liegen auf mir unſühnbarer Schuld, wenn ich dieſes
grauenvolle Kapitel betrachte, das leugn' ich durchaus nicht.
Doch, was hilft es, der Geiſt iſt willig, der Pfahl ſteckt im Fleiſche,
Buße ſollte man tun in Sack und in Aſche, ſtatt deſſen
häuft man immer noch Schuld auf Schuld, und wer wird ſie einſt tilgen?
Jetzund ſchneuzte ſich Juſt, und es rannen zwei wirkliche Tränen,
Trinkertränen, im ſchnellſten Sturze die Wange herunter.
Luzen ſtockte das Herz. Er fühlte, die Hand dieſes Wichtes
hielt ſein Leben ſo wie die Klaue des Buſſards den Sperling:
Augenblicke vielleicht nur noch trennten ihn von der Vernichtung.
Trotzdem reizte der Sperling den Buſſard. Ein furchtbarer Zwang trieb
Luzen an, ſein Geſchick zu der letzten Entſcheidung zu treiben.
Lieber Onkel, ich glaube, du flunkerſt ein wenig, begann er.
Doch da ſah ihm der Onkel ins Auge und ſagte nur: Nein, Luz,

ſo weit iſt es noch längſt nicht mit mir, und du irrſt dich gewaltig,
wenn du meinſt, der paar Gläschen halb meinſt, daß ich jetzt ſchon ſo weit bin.
Nein, mein Junge, wir plaudern nichts aus. Ob wir ſonſt auch verderbt ſind,
willensſchwach und charakterlos, hierin ſind wir vom alten
Ehrenkodex der Schweigepflicht niemals und nirgends gewichen.
Lieber Onkel, ich nehme nicht an, daß ich irgendwen kenne,
deſſen Leid dein Gewiſſen beſchwert, und es lag mir auch jene
Neugier ferne, was Namen betrifft, antwortete Luz drauf.
Eigenſinnig indes blieb der Onkel dabei: Nimmermehr, Luz,
bringſt du mich zum Verrat, und ich liefre dir niemand ans Meſſer.
  Bis zum Reißen geſpannt war die Seele des armen Luz Holtmann.
Er hielt an ſich, er wäre ſonſt Juſt an die Gurgel geſprungen.
Dieſer ahnte vielleicht, ja, erkannte den Zuſtand des Neffen,
denn er lachte jetzt laut und ſchlug einen anderen Ton an:
Nichts für ungut. Ich komme ins Plappern, da ſpricht man viel Unſinn.
Keinesweges iſt das der Zweck dieſer Übung, die Hefe
aufzurühren, den häßlichen Satz in dem Becher des Daſeins.
Neffe, reich' mir die Hand — er ſtreckte die Rechte zu Luz hin —
du biſt jung und ich alt, wenn dein Leben beginnt, iſt das meine
aus und hin und vertan, doch freu' ich mich deiner Kam'radſchaft.
Ungleich ſind wir vielleicht auch ſonſt, doch ich hatte wahrhaftig
Ideale ſo gut wie du, wenn ſie heut auch dahin ſind.
Daß du hier biſt, ich rechne es mir und ich weiß, was das heißt, Luz.
Es liegt nah, daß man dich mit mir in denſelbigen Topf wirſt,
und der Topf iſt voll niedrigen Schlamms, daran iſt nicht zu zweifeln.
  Und Luz zweifelte nicht, indeſſen der Onkel ſo fortfuhr:
Warum tat ich den Sturz und brach mein Gelübde? Ich habe
das Verſprechen getan, mich des Alkohols ganz zu enthalten.

Schriftlich habe ich's niedergelegt und es ſelbſt unterſchrieben.
Und ich habe es mündlich gelobt in die Hand Schwager Guſtavs,
ehrenwörtlich und bei dem Geiſt meiner ſeligen Eltern.
Warum tat ich den Sturz und brach das Gelübde und machte
ſelbſt mich ehrlos? Denn was gebührt mir, als höchſtens ein Fußtritt?
Ja, du ſitzeſt mit einem verächtlichen Menſchen am Tiſche,
Schande iſt es für dich und Schande iſt's für deine Mutter,
meine Schweſter, vor allem jedoch, wie geſagt, für mich ſelber.
Vorbild ſollte ich ſein für den Sohn meiner Schweſter. Du müßteſt,
Luz, aufblicken zu mir mit Verehrung, ja, Ehrfurcht.
Schließ die Augen, mein Sohn, oder ſieh ein abſchreckendes Beiſpiel.
Fort, nur fort, ſprach der Onkel darauf und entfernte ſich ſchwankend,
und der Gaſtwirt erſchien, eh' er wieder ins Zimmer hereintrat.
Dringend bat er, Luz möge doch ſeinen Herrn Onkel bewegen,
fortzugehn, ihn womöglich ſtillſchweigend nach Hauſe geleiten,
denn er habe ſonſt Schererei mit dem Herrn Oberamtmann
Schwarzkopp, oder wohl gar am Ende noch mit dem Herrn Landrat:
denn er dürfe ja geiſt'ges Getränk dem Herrn Onkel nicht reichen.
Dieſer kam nun mit Poltern zurück und er rief ſchon von weitem:
Warum tat ich den Sturz? Zum Satan! Ich wollte die Tollheit
dieſer tollen, irrſinnigen Welt nicht mehr hören und ſehen.
Und was treibt man denn anders im Haus der Verwandten als Tollheit.
Könnt' ich's ändern, ich ſäße nicht hier, und es geht ja auch dich an.
Guter Luz, du haſt damals den Kopf ungläubig geſchüttelt,
als ich dir von dem Anzug der Teufelsaustreiber erzählte:
nun, die Burſchen ſind da, bereits ſchon am Werk, und der eine
ſchickt ſich an, Beelzebub mitſamt dem Gehäuſe zu ſchlucken:
deutſch geſprochen, er hat bei Rat Wendland um Anna geworben.

Alſo doch, fuhr es Luzen heraus. Daran iſt nicht zu zweifeln,
Juſt darauf, und infolge davon iſt es ebenſo ſicher,
daß der haarige Kerl, dem der Bartflechtengrind im Geſicht ſitzt,
unter Glockengeläut und dem Beifall der ganzen Gemeinde,
dieſer lauſige Pudel mit Anna ins ehliche Bett ſteigt.

* * *

Einundzwanzigſter Geſang

Wo iſt Juſt? fragte Luzen Frau Julie, als er nach Haus kam.
Gramverzerrt und verweint war das Antlitz der Tante. Auch
kam nun haſtig herein mit dem Hute und fertig zum Ausgang. [Schwarzkopp
Wo iſt Juſt? rief auch er. Er habe im Gaſthaus den Onkel
angetroffen, berichtete Luz, an die Wahrheit ſich haltend,
und er deutete an, in welcher Verfaſſung. Da rieſen
beide Schwarzkopps zugleich: Das war zu erwarten, ja freilich!
Nun, ſei ruhig, mein Kind, begütigte Julien der Gatte,
Gott wird helfen. Ich gehe jetzt ſelber und werde das Meine
tun, um ihn zur Vernunft und womöglich zur Einkehr zu bringen.
  Guſtav, alles iſt hier vergeblich. Es bleibt keine Hoffnung.
Was iſt alles geſchehn, ihn vom Rande des Abgrunds zu reißen!
Immer hofften wir wieder aufs neue: nun bin ich am Ende!
So die Tante. Allein, es küßte ſie Guſtav und ſagte:
Denke, Kind, was der Heiland befohlen, wir ſollen dem Nächſten
einmal, zweimal, wir ſollen ihm hunderte Male vergeben . . .
Und er wandte ſich wieder zum Gehen, als Luz ihm erklärte,
daß zugleich mit ihm ſelber der Onkel das Wirtshaus verlaſſen,
daß er ihn eine Strecke begleitet, dann aber urplötzlich
abgebogen, im Anblick des Hauſes, und quer in die Felder
ſich geſchlagen und taub durchaus jedem bittenden Zuruf.

Um ſo mehr noch iſt Eile geboten, ſprach Schwarzkopp, und ſeine
Schritte hallten bereits im Hausflur und dann auf der Treppe
nach dem Garten. Es knirſchte der Kies, und dann hörte man nichts mehr.
Luz bewohnte nunmehr das Zimmer allein. Alles Suchen
nach dem Stubengenoſſen, es blieb bis zum Abend erfolglos.
Es war gut ſo, denn Luzens Zuſtand war äußerſt erbärmlich.
Während ſeines Geſpräches bereits mit dem Ehepaar Schwarzkopp
war ein winziger Punkt ihm im Sehfeld der Augen entſtanden,
einer winzigen Spore vergleichbar, umgeben von Härchen.
Dieſe Spore nahm zu und behinderte Luzen am Sehen.
Lehnen ſah er von Stühlen, mitunter auch nur ihre Beine,
Köpfe, die in der Luft hinſchwebten und ohne die Körper;
Körper, kopflos und ſo nur Trümmer, bis daß er ganz blind ward.
Eh die letzte der Lücken ſich ſchloß vor dem Auge des Jünglings,
war's zur Not ihm geglückt, ſein Zimmer und Bett zu ertappen.
Dort nun lag er, vollſtändig geblendet, mit wütendem Kopfſchmerz.
Niemand fragte nach ihm, und er hatte ſich keinem verraten.
Dieſer ſeltſame Zuſtand und Anfall war Luzen nicht unlieb.
Er empfand ihn beinah wie Triumph, und ſofern er jetzt ſtürbe,
würden alle erkennen, er ſei an der Liebe geſtorben:
und vor allem ſie ſelber, die Sünderin, Anna, o Anna!
Es bewegten Geſtalten ſich längs des geſchloſſenen Vorhangs,
der die äußere Welt dem Jüngling verſchloß. Er erblickte,
wie in haſtiger Flucht, die Bilder des Fernſten und Nächſten.
Oft beängſtigten ihn dieſe Züge von farbigen Schatten,
die der Tiefe des Raums allſeitig entquollen: Geſichter,
Herren, Damen, bald nahe Verwandte, bald vollkommen Fremde.
Ihre Zahl Legion! Es war, als erſchienen ſie alle,

aufgeſcheucht aus dem Stande der Ruhe gleich Scharen von Vögeln,
die ein Schuß oder ſonſt ein plötzlicher Schrecken verſtört hat.
Gut, ich ſterbe, ſo denkt er, die haſtenden Völker des Traumes
tragen wehenden Krepp. Sie kommen zu meinem Begräbnis.
Kaum gedacht, ſo erſcheint ihm der liebliche Kirchhof von Dromsdorf
und im Winkel das Grab Erwins und es läuten die Glocken.
Und er ſteht am geöffneten Grabe des Vetters, doch dieſer,
der im Sarg liegt, er ſteht ihm höchſt ſeltſamerweiſe zur Seite.
Und Luz ſagt: Lieber Erwin, ich bin von der nämlichen Krankheit
hingerafft wie du ſelbſt, und dort tragen ſie ſchon meinen Sarg her.
Lieber Vetter, ich gönne dir Anna. Es iſt mir begreiflich,
daß ſie niemand als dir ſich in innerſter Seele geweiht hat,
denn du haſt dir aus Liebe zu Anna das Leben genommen.
Luz ſchrak auf und erwog, er hatte den Gymnaſiaſten,
der geſtorben um Annas willen, mit Erwin vermenget.
Trotzdem war er ſogleich von der nämlichen Täuſchung befangen.
Und er ſprach: Wir ſind drei, die bei Annas Begräbnis heut trauern.
Seltſam, wahrlich, iſt dieſes Begräbnis. Erſcheint doch die Tote
ſelber köſtlich geſchmückt, wenn auch düſteren Prunkes und aufrecht:
und ſie ſchreitet einher wie die magdliche Mutter des Heilands,
voller Hoheit und bitterſüßer, berückender Schönheit.
Und ſie lächelt Luz zu auf dem Wege zum Grabe und wieder,
wie ſchon einmal im Traum, berührt ſeine Seele das Urweh
des Entſagens, er weiß jenen ehernen Richtſpruch, der Menſchen
grauſam eint, um ſie dann, grauſamer, für ewig zu trennen.
Luz erſchrak und erwachte. Er hörte ſich ziſcheln und flüſtern.
Todesſtille lag in der Luft. Ferne grollten Gewitter.
Draußen trafen vereinzelte Tropfen die Blätter des Birnbaums.

Und Luz weinte. Er ward von Schluchzen geſchüttelt. Es krampfte
ſeine Bruſt ſich zuſammen, es wollten ſich heftige Schreie
ihr entringen, und Luz erſtickte ſie kaum in den Kiſſen.
Du biſt rein, du biſt rein! Rang in Luzen der wortloſe Wehlaut.
Oder wär es dem ſtinkenden Satan gegeben, den Cherub
zu beſudeln? — Und wäreſt du unrein, die Kraft meiner Liebe,
Anna, würde dich weißer brennen und reiner als Demant.
Und es ſtürzte ſein Weh ihm ſtromweis hervor aus der Seele.
Und er hatte ſich ſatt geweint und erwogen, er wolle
nicht mehr träumen, um nicht immer neu aus dem Schlafe zu ſchrecken.
Und es quälte ihn auch ein beſondres Geſicht, das ſich immer,
ſichtbar oder gefühlt, in die anderen Traumbilder einzwang.
Fido war es, der räudige Pudel. Er kreuzte fortwährend
hin und her ſeinen Weg und ſah ihm dabei in die Augen.
Immer hin, immer her ſchlich das Tier und vertrat ihm die Straße.
Immer her, immer hin ſchlich der Pudel, er war wie ſein Schickſal,
und er ſchien ihn für immer vom Ziel jeder Sehnſucht zu trennen.
So gedenkt er bei ſich: Wahrhaftig, ich wache doch lieber,
als dem quälenden Pudelgeſpenſt wiederum zu begegnen.
Und er horcht auf die Laute im Haus, auf das Brummeln und Murmeln,
auf das Knarren der Stiege und auf das Geklapper der Küche.
Denn ſo Schweres auch ſonſt geſchieht, man vergißt nicht der Atzung.
Das iſt Onkel, er holt aus dem Keller den Wein für das Nachtmahl.
Annas Schritt aber iſt nicht zu hören. Es ſcheint, daß Rat Wendland
immer noch mit dem ſtarren Gemüt ſeiner Tochter zu tun hat.
Oh, wie königlich iſt, wie unbeugſam, ſo denkt er, ihr Wille.
Blickt ſie nicht ſo verſchloſſen, als habe der Herrſcher des Himmels

und der Erde in ihr ſein tiefſtes Geheimnis verſiegelt?
Iſt ihr Weſen nicht ſo unnahbar, als habe ſie täglich
Gott geſchaut und ſei weltenferne dem Treiben der Menſchen?
Trotzdem wagt dies Geſchmeiß, das den Adel nicht fühlt, ſie zu knechten,
wagt's, zu trüben den Glanz, den göttlichen, der von ihr ausgeht:
und doch ſpaltet kein Blitz dieſes Haus und legt alles in Aſche?
Anna! Hätteſt du mir dich vollkommen erſchloſſen! Ich wäre
heute ſelber der rettende Blitz und wir beide geborgen.
Und er ſah die Geliebte wie vordem mit Nadel und Weißzeug,
und durchlebte die Stunde, in der ſie ein wenig ſich aufſchloß,
damals in der Kanzlei. Da waren die formloſen Hände,
die geliebten! da klang ihm am Ohr das bezaubernde Bittſchön.
Alſo mußte im Kreiſe der himmliſchen Heerſchar erklingen
für die Ohren der Engel und Gottes das Kyrie eleiſon.
Doch, da war er ja wieder, der Pudel, und kreuzte die Straße
hin und her, her und hin, wie ein hämiſcher, neidiſcher Dämon.
Stockend ſchritt Luz, fortwährend gehemmt und in dumpfer Gewißheit,
daß er ſo ſein erſehnetes Ziel niemals könne erreichen.
Als am folgenden Tag Luz Holtmann erwachte, empfand er
Stärkung, blickte umher und war im Beſitz ſeiner Sehkraft.
Unberührt war das Bett Onkel Juſts und er ſelbſt nicht im Zimmer.
Draußen rauſchten die Goſſen. Es hatte die Nacht durch geregnet.
Und es regnete noch. Luz fühlte am Kopf einen Umſchlag,
nahm ihn fort und ſann nach: wie war er dahin wohl gekommen?
Sicher hatte ihn Luz ſich nicht ſelber beſorgt. Und da ſtand ja
auch ein Glas, halb geleert und halb Limonade enthaltend.
Ganz allmählich beſann ſich Luz Holtmann, es habe die Magd ihn
geſtern abend beſucht. Sie hatte auch manches geſprochen:

daß Frau Julie mit Tobler gebetet und ebenſo Anna
mit dem andern Apoſtel. Und völlig in Tränen gebadet
ſei das Mädchen ins Zimmer geflüchtet und nicht mehr erſchienen.
  Und Luz ſann. Er ſann weiter und griff ſich verdutzt an die Schläfe.
Ja, gewißlich, er hatte geträumt und ein Tohuwabohu!
Was ihm nun im Gedächtnis erſchien, konnte das wohl auch Traum ſein?
  Schlagen hatte er noch gehört die Dominialuhr.
Wie ihm vorkam, ſo ſchlug ſie unendlich. Es war ihm unmöglich,
bis ans Ende zu zählen. Es mochte, ſo ſchloß er, wohl zwölf ſein.
Überm Schlagen entſchlief er und ſank in die üblichen Träume.
Auch der räudige Hund war wiederum da und verlegte
ihm die Bahn. Plötzlich aber vernahm Luz Geflüſter und hörte
eine weibliche Stimme, ſie ſagte: Herr Holtmann hat Fieber.
Hab ich dieſes geträumt? Doch nein, warum ſollte die Magd nicht
nochmals haben zum Rechten geſehn? Allein, zu wem ſprach ſie? —
Dieſe Frage ſtellte ich mir auch heut nacht, eh' die Traumflut
überm Haupt mir aufs neue ſich ſchloß. Doch was nun kam, iſt ſeltſam.
Ich lag wach und ich wußte nicht wann, noch wodurch ich erwacht war:
totenſtill war die Luft, doch mit einemmal wachte mein Ohr auf
und ich hörte das Rauſchen des Regens, der wolkenbruchartig
in die ſauſenden Wipfel des dämmernden Gartens herabſchoß.
Und ich wußte, es war jemand da, jemand bei mir im Zimmer.
Ihn verriet kein Geräuſch, und ich konnte von ihm auch nichts ſehen.
Jetzt erſt griff ich, nach längerer Zeit, dieſe naſſe Kompreſſe,
und da habe ich ganz gewiß zweimal „Anna" gerufen.
Alles ſchwieg. Lag ich längere Zeit, eh' ich abermals einſchlief?
Ich empfand jedenfalls einen ſeltſam wohligen Frieden.
War's das niedergegangene Wetter, der Umſchlag, was immer —

Univ.-Bibl. München

jedenfalls war mein Kopfweh gelindert und auch jener Vorhang,
der die Sehkraft mir nahm, ich fühlte, war nicht mehr vorhanden. —
Ja, nun weiß ich's genau: es war Licht! Nur ein kniſterndes Nachtlicht!
Und mir hob eine Hand den Kopf, jemand gab mir zu trinken.
Das geſchah, als ich wieder erwacht. Oder war es ein Traumbild? —
Groß erſchien die Geſtalt der barmherzigen Mutter. Sie deckte
mir das winzige Licht, doch das machte um ſie eine Glorie.
Und ich fühlte mich nie ſo geborgen, als da mich der Atem
dieſes mächtigen Schattens getroffen und hörbar umwehte.
Anna? — Nein! — Wäre ſie es geweſen, ich könnte nicht zweifeln.
Alſo war es die Magd. Dann hätte mein Traum ſie vergottet.
Wagt' ich doch kaum zu atmen, von wortloſem Staunen gelähmet,
und zugleich ſo unſäglich verzückt wie zum ſiebenten Himmel.
Es ſei beſſer, ſo dacht' ich, daß dies nur ein Traum ſei,
um die bezaubernde Täuſchung ſo lange wie möglich zu halten,
als für wirklich es nehmen und dann der Enttäuſchung erliegen. —
Nein, es war nicht die Magd, ſondern war Anna Wendland. Sie war es
wirklich!! Fühl' ich doch jetzt: die Geſtalt, die ſolange am Fenſter
ſtand und ſtumm in die Nacht hinaus ſah, war ſie. Und ich wußte,
daß ſie's war, niemand ſonſt. Trotzdem wagte ich nicht, es zu glauben,
nicht zu reden im Banne der Nacht und des ſeltſamen Hirnzwangs,
angſtvoll fürchtend, die Wundererſcheinung wie Spuk zu verſcheuchen. —
Und ſofern ſie es war, was dann? Was hat dieſes Zeichen
zu bedeuten? ſinnt Luz. Wenn ruhloſe Seelen aus Gräbern
ſich erheben und nächtlich umhergehn und jemand erſcheinen,
iſt es dann nicht, um Hilfe von ihm zu erflehen und Rettung
aus dem ſchwefligen Pfuhl des Abgrunds? — Luz ſprang aus dem Bette
auf die Füße, mit beiden Händen die Schläfen ſich preſſend:

Du grundgütiger Gott, du allmächtiger, gibſt du es wirklich
deinen Kindern im Schlaf, alſo denkt er, o, hätteſt du mich doch
auch rechtzeitig geweckt, ich hätte mein Glück nicht verſchlafen.
Und er knirſcht, und es packt ihn die Wut der Verzweiflung: ſo nahe
war das Glück, und ich lag wie ein Sack und vergaß es zu greifen.

Zweiundzwanzigſter Geſang

Alſo Luz. Nachdem die Entdeckung des nächtlichen Vorfalls
im Gemüt ſich vollendet, die erſte Erregung darüber
ſich gelegt, fing er an, das Erlebnis genau zu erwägen.
Und er ſprach zu ſich ſelbſt: ſie war bei dir alleine im Zimmer.
Dieſe Nacht iſt die erſte, da Onkel es nicht mit dir teilte.
Du warſt krank und das hat ihr die Magd höchſtwahrſcheinlich berichtet,
deshalb kam ſie. Sie kam, um nach deinem Befinden zu ſehen.
Darin läge an ſich nichts beſondres: doch ſagt dein Gefühl dir,
ſchwerlich hätte ſie dieſen Anlaß in einer Bedrängnis
wie der ihren, in ſolcher Zeit ohne weitres ergriffen,
wenn er ihr nicht gelegen gekommen! Und alſo: ſie liebt dich!
Es durchtobte den jungen Menſchen ein Sturm neuer Hoffnung,
als er endlich zu dieſem beglückenden Schluſſe gelangt war.
Alſo auf! Auf zum Kampf — warum ſtockt ihm jetzt plötzlich der Herzſchlag?
Fido kratzte ja nur an der Tür und erbettelte Einlaß.
Unſinn, ſagte Luz laut, doch das linderte nicht ſeinen Herzſchmerz,
der ihn zwang, auf die linke Bruſt beide Hände zu preſſen.
Und er öffnete nur einen Türſpalt und ſchlug mit dem Stocke
blindlings zu, daß der Pudel, getroffen, aufheulend davonlief.
Beſtie! flüſterte Luz in ihm ſelbſt faſt befremdlichem Jähzorn.
Und es ging ihm mit einemmal auf, wie das hölliſche Auge

des dämoniſchen Tiers, ſo wie es im Traum ihn beläſtigt,
Juſtens Auge, des Onkels, geweſen, durchaus und kein andres.
Juſtens Seele, ſie ſchien inkarniert in dem hündiſchen Nachtmahr,
eingeſargt in den wandelnden Grind, in das ſchleichende Unflat —
und ſchon wieder revierte und ging es um in Luz Holtmanns Bewußtſein.
Luz ergriff einen Stein, in Gedanken, das Untier zu ſcheuchen:
doch es blieb, ſeiner Treue verſchlug weder Steinwurf noch Fußtritt.
Scharrend ſtand es, die Schnauze im Müll, oder ſchlenkerte Därme
mit entblößtem Gebiß oder tat irgendwie ſeine Notdurft.
Sei verflucht, ſagte Luz. Du biſt von dem nämlichen Blute
wie der Andre, nach dem das Tintenfaß Luther geſchleudert. —
Luz begab ſich, bedeutend verſpätet, hinunter, zum Frühſtück.
Und es hatte bereits das heimliche Weſen im Hauſe
ſeinen Fortgang genommen. Er hatte gehofft, Fräulein Anna
bald zu ſehn und womöglich zu ſprechen. Es war ſeine Abſicht,
ihr entſchieden den Vorſchlag zu tun, mit ihm eine Wandrung
nach dem Kirchhof von Dromsdorf zu unternehmen. Er wollte
auf dem Wege ſich ihr vollſtändig erklären, ihr Pläne
kühnſter Art unterbreiten für eine Entführung und Rettung.
Doch einſtweilen war Anna nicht ſichtbar. Ihm blieb unbenommen,
einen Fluchtplan mit leeren Taſchen und Luftſchloß auf Luftſchloß
aufzubauen nach Herzensluſt, mit dem Mut der Verzweiflung.
Tante Julie kam, eine Bunzlauer Schüſſel mit Schoten
unterm Arm, denn ſie mußte ſich heut um die Küche bekümmern.
Unterredungen ernſteſter Art nahmen Anna in Anſpruch,
wie ſie ſagte. Mehr ſagte ſie nicht. Es war das, was Luz wußte.
Denn man hörte Gebrummel im Zimmer, das rechts lag vom Eingang.
Bruder Bleich war darin, der Rat Wendland, ſowie ſeine Tochter.

Julie ſchien wiederum recht gefaßt, obgleich ſie ſehr blaß war.
Freilich ſeufzte ſie oft, die Schoten auspellend, und flüchtig,
wie es üblich bei ihr, ward ihr Antlitz zum Schmerze verändert.
Und ſie fragte leichthin, ohne Aufblick zum Neffen: Wie geht's dir?
Danke, Tante, ſprach Luz. Ich höre, du haſt etwas Kopfſchmerz!
fuhr ſie fort. Und er drauf: Nicht der Rede wert, Tante! Du weißt doch,
ſagte ſie, daß mein Bruder noch immer nicht wieder zurück iſt?
Danach ſchwieg ſie. Es hing ein ſchickſalbeladnes Gewölke,
ſchwer beklemmend herab ins Haus, und es rangen die Herzen.
Unwillkürlich entglitt es Luz: Ja, ich muß nun bald wieder
an die Arbeit. — Gewiß, ſprach Julie, das läßt ſich wohl denken.
Wann beginnt denn der Unterricht wieder in Breslau? Ich bin hier
läſtig, falle zur Laſt, denkt der Neffe mit Recht, und ſie ſagt mir
ſo sub rosa: man ſoll die Gaſtfreundſchaft niemals mißbrauchen.
Ob ſie ahnete, was in ihm vorging? Beinah ſchien es nicht ſo.
Oder wußte ſie es und vermied doppelt peinlich, jedweden
Anlaß ihm zu gewähren, womöglich ſein Herz ihr zu öffnen?
Thea kam, als die Tante gegangen. Sie war einer Klette
zu vergleichen und hing Luz an, wo ſie ihn nur erwiſchte,
ihm zur Pein! Denn es brachte ihr ſtürmiſch-wildzärtlicher Zudrang
ihm nur bitterer ins Bewußtſein das, was er entbehrte.
Und dabei hieß es Hangen und Bangen und Harren in Ohnmacht.
Plötzlich ſtockte Luz Holtmann das Herz. Es befiel ihn Entſetzen.
Fremde, völlig unmenſchliche Laute erſchollen im Zimmer,
wo der Rat und der geiſtliche Mann und die Sünderin weilten.
Was dort vorging, Luz wußte es nicht, und trotzdem ergriff ihn
ein faſt tödliches Weh, als wurde in dieſer Sekunde
ſeine Jugend und alles Glück ſeines Daſeins ermordet.

Und es ſtapften herein ins anſtoßende Zimmer die Tritte
rauher Stiefeln. Es klangen bewegte, befriedigte Stimmen:
Bruder Bleiens verſchleierter Baß und das Flüſtern des Rates,
mit dem freudig bewegten, wohltätigen Stimmklang Herrn Schwarzkopps.
Auch Frau Juliens Organ war nun deutlich zu hören. Luz lauſchte.
Und es ſprach Bruder Blei: Alſo trog meine Hoffnung mich doch nicht,
Gott hat Gnade gegeben und unſre Gebete erhöret,
ihr verſtocktes Gemüt hat ſich gänzlich erweicht und gereinigt,
und nun ſcheint mir der Boden bereitet für glückliche Ausſaat. —
Überraſchend ſelbſt mir, mit gewaltiger Macht, kam die Wendung,
dieſe Umkehr vom Wege der Schuld auf den Heilsweg der Buße.
Die Zerknirſchung iſt groß, die Reue iſt voll und aufrichtig. —
Wendlands Stimme erklang: Wie meinen Sie, Bruder, ich denke
es ſei Zeit, Bruder Tobler zu rufen. — Es hauſte der Bruder
in dem Schulhaus des Orts, nicht weit vom Gehöfte der Schwarzkopps.
Dorten ſaßen zwei exemplariſche Chriſten, der Lehrer
und noch mehr ſeine Frau: dieſer fehlte nur wenig zur Heil'gen.
Ihrem Scharfſinn allein gelang zu ermitteln, was Anna
überführte, ſie hilflos den rettenden Richtern dahingab. —
Ja, warum nicht, ſprach Blei, doch möge ſich Tobler gedulden,
bis der läuternde Sturm ihrer Bruſt ſich ein wenig gelegt hat.
Deshalb hab' ich ſie auch ſich ſelbſt überlaſſen, damit ſie
Sammlung finde, nachdem ſich die Flut ihrer Seele geglättet
und im Stande der Gnade ſich finde und gleichſam befeſt'ge.
Denn die Wiedergeburt in unſerm Herrn Chriſto iſt wahrlich
kein Geringes, und heißt es, den Chriſten im Menſchen gebären,
wird der irdiſche Leib nicht ſelten von Grund aus erſchüttert.
Plötzlich ſchluchzte Frau Julie auf: Doch mein Bruder, mein Bruder!

Schmerzlich ſpannte ſich Luzens Gehör, ja, es gab keine Faſer
ſeines Leibes, kein Glied, das nicht angeſpannt horchte. Was war das,
dies: mein Bruder, mein Bruder? Was hatte die wilde Zerknirſchung
Anna Wendlands nun wieder gemeinſam mit Onkel Juſts Trunkſucht?
Julchen, Julchen, ſo tröſtete innig der Herr Oberamtmann,
furchtbar iſt dieſe Sünde gewiß und überaus ſchändlich.
Unſer Haus iſt entehrt, und wir haben hinreichenden Grund, Kind,
vor dem würdigen Mann, vor Ihnen, Herr Rat, uns zu ſchämen.
Denn Sie brachten Ihr Liebſtes zu uns in dem feſten Vertrauen,
daß der Geiſt unſres Hauſes die ſicherſte Hut ihm verbürge.
Darin wurden Sie gröblich getäuſcht. Gewiß, auch wir ſelber
wurden häßlich und gröblich getäuſcht, doch das tilgt unſre Schuld nicht,
denn wir hatten die Pflicht, uns vor ſolcherlei Täuſchung zu ſchützen.
Doch es dankte der Rat mit beweglichen Worten Herrn Schwarzkopp,
bat ihn dringend und herzlich, doch ja nicht von Schuld mehr zu ſprechen,
vielmehr habe er ſich einen Gotteslohn reichlich verdienet,
er ſowohl, als die hochverehrliche Frau Oberamtmann.
Und er ſchloß: Wie denn wollten Sie wiſſen, was Ihnen mit Anna
für ein Geiſt in das Hausweſen trat? Mir war's nicht verborgen.
Höllen webten um Luz. Es war eine grünende Hölle
draußen, die durch das Fenſter mit Wieſen und Wipfeln hereinſah.
Überflüſſig und fremd, ja, ſtörend erklangen die Stimmen
der gefiederten Sänger, aufreizend das Rufen des Kuckucks.
Seelenlos, ohne Anteil und vollſtändig fühllos erwies ſich
dieſer Frühling, dem man die Kraft zur Beſeligung nachrühmt:
Hätte ich nie dieſen Frühling erlebt, wär' ich niemals geboren!
Wie war Luz in die atlasgefütterte Kutſche geraten,
neben Schwarzkopp? Sie rollte bereits, von zwei Gäulen gezogen,

langſam fort über Land unterm lerchendurchjubelten Himmel.
Dumpf und heiß war der Raum, trotzdem man die Fenſter geöffnet.
Wie war Luz in den Wagen gelangt, und wohin ging die Reiſe?
Mit der Wahrheit geſprochen: es hatte ihn Schwarzkopp höchſt dringlich
aufgefordert, ihn bei der Suche nach Juſt zu begleiten.
Wollte er nur bei der peinlichen Fahrt den Begleiter nicht miſſen
oder Luz aus dem Hauſe entfernen, damit ſich ein Etwas
dort in Ruhe und ohne ſonſt mögliche Störung vollzöge?
Oder lag ihm daran aus Gründen, die er geheim hielt,
ſeinen Neffen nicht aus den Augen zu laſſen? Wer weiß es!

Dreiundzwanzigſter Geſang

Eh man abſuhr und noch an der Haustür erſchien Bruder Tobler,
käſeweiß im Geſicht überm apoſtoliſchen Vollbart,
ſeine Naſe war weiß, und es zuckten ihm bläulich die Lippen.
Tobler blickte voll Demut und Angſt empor zu Herrn Schwarzkopp,
eine brennende Frage im Auge, die aber nicht laut ward,
durch die Gegenwart Luzens gehemmt und im Buſen gebunden.
Dennoch hatte Herr Schwarzkopp die Frage verſtanden. Er ſagte:
Lieber Bruder, es ſcheint, daß der Herr Ihre edele Abſicht
ſegnen will. Man erwartet Sie drin, und ſo ſeid Gott befohlen.
Und es war Luz nicht anders, als ſchleppte man ihn auf den Richtplatz
und es warteten Schwert oder Galgen auf ihn. Onkel Schwarzkopp,
was er immer auch ahnte, er konnte unmöglich ermeſſen,
ganz ermeſſen, wie ſchlimm es um Luz, ſeinen Neffen, beſtellt war.
Noch bis jetzt hatten beide kein Wort miteinander gewechſelt,
hin und her auf dem ausgefahrenen Feldweg geſchüttelt.
Endlich aber begann der Onkel und ſagte verdrießlich:
Noch zu allem unſagbaren Kummer, den Juſt uns bereitet,
ſcheint er förmlich darauf erpicht, jede Wendung zum Beſſern
zu durchkreuzen. So traf heute morgen dies Telegramm ein,
drin Graf Heuer mich bittet, dem Schwager zu ſagen, er habe
unter zwanzig Bewerbern den Poſten für ihn reſervieret.

Heut iſt Freitag. Am Montag ſchon ſoll er die Stelle beziehen.
Darauf ſchwieg er, und ebenſo ſchwieg auch ſein Neffe, Luz Holtmann.
Doch nach einiger Zeit begann Schwarzkopp wieder und ſagte:
Ohne Gott iſt kein Segen, ſo wenig im Diesſeits wie Jenſeits.
Das hat Juſt zu erfahren gehabt, doch er kommt nicht zur Einſicht.
Warum gibt ihm denn Gott nicht die Einſicht, ſprach Luz, lieber Onkel?
Das ſind Fragen, drauf jener, auf welche zu antworten ſchwer iſt,
ja, ſie geht über Menſchenvernunſt, und wir fallen in Sünde,
wenn wir etwa mit Hartnäckigkeit auf der Löſung beſtehen.
Wieder ſchwieg man, denn Luz, gepreßt in die Kutſche, war dennoch
fern von ihr und in Höllen geſperrt. Dorten ward er gemartert,
ward mit glühenden Zangen gezwickt und ſtieß gräßliche Schreie
aus der Bruſt, die der Onkel, ihm körperlich nah, doch nicht hörte.
Iſt dir etwa nicht wohl, lieber Luz? fragte dieſer ihn endlich.
Ganz, ganz wohl, ſagte Luz. Nur war ich die Nacht ziemlich ſchlaflos.
Das Gewitter, natürlich, ſprach Schwarzkopp, das ſonſt ja ſehr not tat.
Er verſuchte zu lachen: Nun Luz, bald biſt du ja wieder
mitten drin in dem Dienſte des Schönen und kannſt dich den Künſten
wieder widmen, ſtatt hier, bei den armen Verwandten, verbauern.
Und Luz atmete tief und dachte: Was ſoll ich erwidern?
Dem Verborgenen kam der Gedanke, noch mehr zu verbergen
das Verborgne und ſo hinter jenes Verborgne zu kommen,
das er ahnungsweiſe begriff, jedoch ohne Beſtät'gung.
Und er fragte, als ſei er durchaus unbeteiligt: Iſt's richtig,
daß Bruder Tobler dran denkt, trotz des Vorfalls mit Onkel, um Anna
anzuhalten, will heißen, mit ihr in die Ehe zu treten?
Leicht befremdet ſah Schwarzkopp ihn an. Ach, du weißt von den Sachen!
Nun, ſo kannſt du ermeſſen, wie groß dieſe Prüfung von Gott war.

Denn es fällt ja doch auch auf uns andre der Schatten der Schandtat.
Unverdient für uns alle nun hat der allgütige Vater,
ja, man ſage getroſt, ſeinen Engel geſendet, um endlich
die hauptſächlich Betroffne zu ſich und zum Guten zu leiten:
Bruder Tobler! — Es iſt Bruder Tobler ſeit mehreren Jahren
Witwer. Bei der Geburt eines Kindes verlor er die Gattin.
Dieſes Kind aber lebt. Es iſt unter ſechſen das jüngſte,
während das ält'ſte, ein Knabe, das ſiebente Jahr überſchritten.
Bruder Tobler nun war eines Tags zu Beſuch bei Rat Wendland.
Tobler hatte ſchon oft und in heißen Gebeten inſtändig
Gott erſucht, daß er ihm doch womöglich mit deutlichem Hinweis
ſage, was in betreff der Waiſen, der Kinder, zu tun ſei.
Iſt er ſelber, der Bruder, doch meiſtens auf Reiſen und kann nichts
andres tun, als die Kinder daheim Gott dem Herrn zu empfehlen.
Und er hat überdies eine ältliche Frau zu beſolden,
die, ſoviel ſie auch koſte, ſagt Tobler, den Kindern nur gram iſt.
Als er nun, wie geſagt, um Rat Wendland und ſeine Familie
in der Hoffnung auf Chriſtum zu ſtärken, bei jenem zu Gaſt war,
gab ihm Gott einen Wink: er ſolle nicht länger mehr ledig
bleiben, ſolle nicht um die verewigte Gattin mehr trauern.
Dieſe ſelber erſchien ihm des Nachts und ſie ſagte, es habe
ihr die heilige Trinität ſelbſt den Auftrag erteilet,
ihm, dem einſtigen Gatten, die älteſte Tochter Rat Wendlands
zu empfehlen: ſie ſei nach dem Willen des Höchſten erkoren,
Mutter ihrer mit Tobler gezeugeten Kinder zu werden,
und, ſo ſchloß die Erſcheinung, dem einſtigen Gatten ein Ehweib.
Und der Onkel fuhr fort: Dieſe Eingebung hatte zur Folge,
daß ſich Tobler verpflichtet hielt, ihr genau zu entſprechen.

Er eröffnete ſich ſchon am folgenden Morgen Rat Wendland.
Lange haben ſie dann miteinander gebetet, und endlich
kam Gewißheit in ſie, daß die nächtliche Stimme von Gott war.
Und auch Anna, ſie hat ſich gebeugt und erkennt dieſe Stimme
nun als das, was ſie iſt, und erwartet in Demut ihr Schickſal.
Werde ich dies überſtehn? dachte Luz, als im dämmernden Abend
Roſen wieder ſich nahte die Kutſche. Es ſchlief jetzt der Onkel.
Eine Reihe von Dörfern war abgefragt, und man hatte
Onkel Juſt wohl geſehen, doch wußte man nicht, wo er hin war.
Seine Spur ging von Gaſthaus zu Gaſthaus. Es hatten die letzten
ſeine Zeche mit Kreide gebucht, denn er hatte kein Geld mehr.
Dieſe Kreide ward ausgelöſcht durch die Börſe Herrn Schwarzkopps,
aus Glasperlen, geſtickt, mit dem Kreuze geſchmückt von Frau Julie.
Und es röchelte ſchwer und ſchnarchte der Herr Oberamtmann,
Schweiß entrollte der Stirn und er ſtammelte traumhafte Worte,
wie ſie Kummer und Sorge des Tages im Schlafe ihm eingab.
Plötzlich ſcheuten die Pferde ein wenig. Der Kutſcher hielt ſtille,
kroch vom Bocke und ſagte, ans Fenſter getreten: Da liegt was!
Luz ſtieg aus. Doch der Schläfer ſchlief weiter den Schlaf des Gerechten. —
Und man ſah einen Klumpen, gelagert im grauenden Zwielicht,
in der Mitte des Wegs, einer breiten, vergraſeten Straße:
tot und wenig benutzt ſchien die grade Allee, und ſo hatte
wohl ſchon lange der Klumpen inmitten der Gleiſe gelegen.
Und was meint Ihr denn nun, was es iſt? fragte Luz jetzt den Kutſcher.
Drauf der zahnloſe Knecht: Nu was denn, 's wird halt 'n Menſch ſein.
Wirklich war es ein Menſch. Luz fror. Es gingen ihm Ströme
Eiſes kalt durchs Gebein. — Nun genug, dieſes war der Geſuchte! —
Schnarchend lag er, ein atmender Tod, in dem eignen Geſpeie,

überkrochen und rings umſummt von Dungkäfern und Fliegen.
Mühſam lud man ihn auf, dieſen Unflat, den einen der Sieger,
den ſich Eros gekrönt, und brachte den Ärmſten nach Dromsdorf,
wo der freundliche Lehrer, Herr Krauſe, ſich ſeiner erbarmte,
erſt ihn wuſch und ihn dann auf dem Bett in der Kammer allein ließ.

* * *

Vierundzwanzigſter Geſang

Alle ſchliefen, als Onkel wie Neffe ins Gutshaus zurückkam.
Dieſer legte ſich nieder, zerſchlagen, und doch war ſein Bette
ihm ein glühender Roſt. Und er ſchloß bis zum Morgen kein Auge.
Wieder jagten ſich Bilder des Tags in dem Raum ſeiner Seele.
Doch vor allem erſchrak er bei jedwedem Knacken des Holzes,
denn er war ſo verblendet, zu hoffen, es könne ſich Anna
nochmals zeigen, von Reue und inniger Liebe getrieben.
Doch es blieb bis zum Morgen die Stille des Grabes im Hauſe.
Luz erhob ſich und ging ins Freie mit Aufgang der Sonne,
denn es litt ihn nicht mehr auf dem Foltergeſtell ſeines Lagers.
Und es zog Luz hinaus in die Felder. Ein wenig geöffnet
ſtand das Fenſter im Raume der ſchönen Elevin. Es durfte
durch die Spalte einſtrömen die Luft und die Liebſte umfächeln.
Bald betrat er die Kirſchenallee in der Richtung auf Dromsdorf.
Dorthin zog's ihn. Ich habe dich neu in die Seele geſchloſſen,
Erwin, ſchuldloſes Kind, denn du biſt nun nicht mehr mein Rivale:
alſo denkt er. Auch ſonſt: ihn dürſtet nach Reinheit und Unſchuld.
Oh, wie hatte er doch mit Ehrfurcht die Stunde erwartet,
wo das dunkel Gefühlte ſich endlich ihm würde entſchleiern,
jenes höchſte Geheimnis, die myſtiſche Weihung der Liebe.
Und ſie hatte ſich ihm offenbart in vollkommenſter Reine,

Paradieſe dem Jüngling gezeigt und ihm wieder entzogen,
daß er nun ein Verſtoßener war in den Bulgen des Daſeins.
Und er watete fort durch den ſumpfigen Unrat des Lebens.
Nein, da winkte ja ſchon in der Ferne das Kirchlein von Dromsdorf,
und beim Anblick allein umwehte ihn ſeltſam der Friede.
Oh, da war ja die Bank und die Hütte, hier hatte ja Anna
ihn zu einem Maß Kirſchen genötigt und mit ihm gegeſſen.
Einſam war es. Kein Menſch in der Nähe. Er küßte inbrünſtig
jede Stelle, die Anna berührt, und dann ließ er ſich nieder,
um, den Kopf auf dem Tiſch, in wilder Verzweiflung zu weinen.
Und er küßte das Tor, als es endlich erreicht war, des Kirchhofs,
wo er jene Erſcheinung gehabt von dem kommenden Cherub.
Und ſie hatte ihn doch geliebt, ihn allein, rief ſein Inneres.
Oh, was hätten wir doch für ein ſeliges Leben begonnen!
Oh, du ſchleichender Wicht, Onkel Juſt, o ihr Stillen im Lande!
Und er trat an das Grab, wo der Strauß Fräulein Annas im Efeu,
ganz vertrocknet, noch ſtak: und er kniete und preßte ſein Antlitz
tief hinein in das raſchelnde Stroh zwiſchen geilendem Efeu.
Lange ſtand er danach und erzählte dem ſeligen Knaben,
dem Geſpielen, umſtändlicherweiſe, ſein ſchmerzvolles Schickſal.
Stärker hatte er nicht geweinet und heißere Tränen
nicht vergoſſen, als Erwins Sarg in die Grube verſenkt ward.
Freund, du haſt dir das beſſere Teil in den Himmeln erwählet!
Deutlich war zu erkennen, daß Tobler mit Anna verlobt war,
als ſich Luz um die Mittagsſtunde im Gutshauſe einfand.
Und es wurde ihm auch durch Frau Julie und Schwarzkopp beſtätigt.
Tobler durfte es wagen, ihr zuzunicken, er durfte
ihren Scheitel, ſowie ihren köſtlichen Nacken berühren.

Deutlich konnte man ſehn, wie der Mann ſeines Kauſes höchſt froh war.
  Und die Stunde des Abſchieds iſt da. Vor der Tür ſteht der Wagen.
Regen nieſelt, der Himmel iſt grau wie der herrſchende Alltag.
Die Effekten hat Luz auf den Kutſchbock geſtellt, und er wartet.
Wie ſo ganz ohne Sang und Glanz, denkt ſich Luz, iſt mein Abſchied.
Fühllos geht man dem Alltage nach. Es ſcheint niemand zu ahnen,
daß man hier einen tödlich verwundeten Menſchen hinausſtößt
in die Wüſte der Welt, wo nicht einmal mehr Waſſer und Brot iſt.
Wo iſt Anna? Sie zeigte ſich nicht. Und Luz nimmt einen Anlauf,
geht und ſuchet und findet zuletzt die Geſuchte im Kuhſtall,
wo, die Stirne gelehnt an die Wampe der Kuh, einer Kuhmagd
gleich, ſie milkt. Er erkennt ſelbſt im Dunkel das Gudrunenantlitz.
Ach, Sie reiſen? Adieu, ſagt Anna und wiſcht ſich die Hände,
um alsdann mit der Rechten die Luzens ganz kühl zu berühren.
Und er ſpricht ſo wie ſie: Nun adieu, Fräulein Anna. Es klingt wie:
Guten Abend, Herr Müller, Herr Schulze, wie geht's? Und ſo geht er
Luzen rinnet das Blut, als dies Salz in die Wunde geſtreut wird.
Jetzt erſcheint unter Ehrengeleit von Frau Julie und Schwarzkopp
Blei und Tobler, der Wagen, er ächzt unter ihren Gewichten.
Guter Luz, grüß die Eltern, ſagt Tante. Ja ja, auch von mir, Luz,
ruft der Onkel. Und Luz kriechet fröſtelnd hinauf auf den Rückſitz.
Süßlich lächeln die Brüder ihn an, dick vermummt in die Mäntel.
Er muß denken: Was koſtet ein Ferkel? Wie ſteht jetzt das
Schwarzvieh?
Und bei alledem quälet ihn neu, nach dem eben Erlebten,
jener Zweifel, ob Anna ihn liebe, ihn jemals geliebet? —
Was verſchlug es, da doch hier alles und alles verſpielt war? —
Trotzdem, wenn er nur dieſes erführe. Es packt ſeine Seele

Ungewißheit ſo ſtark, als nur je. Er verlöre ſie nochmals,
würde ihm das Bewußtſein entwendet, es ſei auch in Anna
höchſten Daſeins Erfüllung in köſtlicher Knoſpe zerſtöret.
Denn er glaubte dies eine verſtanden zu haben mit Hellſicht:
die den Gymnaſiaſten einſt trieb in den Tod ohne Abſicht,
die ſich Sünderin fühlte zudem und als ſolche geachtet
und verachtet, ſie wollte die Reinheit in ihm nicht beſudeln,
und je heißer und reiner ſie liebt, erſt recht um ſo weniger.
Tobler blickte ihn an mit verſtohlenen Blicken und forſchend,
doch nicht anders, als ſei er ein ſeltſames Tier und gefährlich.
Ob er Witterung hatte von etwas? Wer ſollte das wiſſen?
Doch da ſagte Frau Julie laut: Wo bleibt denn nur Anna?
Tobler aber: Frau Schwarzkopp, wir haben ſchon Abſchied genommen.
Walte ſie ruhig im Kreis ihrer Pflicht, denn das iſt mir am liebſten,
wird das Leben, das ihrer einſt wartet, doch Gleiches verlangen.
Der Apoſtel war noch nicht zu Ende mit reden, da ſtand ſie
neben Julie und blickte hinein in den Wagen. O Augen,
meerfarb ſchillernd, denkt Luz, wem denn gilt euer Blick? Und es ſteigt ihm
Urſchmerz wild aus der Seele empor, als er wieder die Hände,
die anklagenden Hände, erblickt dieſes ſchönſten Geſchöpfes,
rauh und plump und entſtellt und durch Hörigenmühſal gehärtet.
Und es wechſelt ſein Blick durchdringend von dort in die Augen
Toblers. Untertan ſei dem Manne das Weib, eine Sklavin
brauchſt du für deinen Wanſt, deine Kinder und für deine Geilheit!
denkt er. Tobler blickt weg, er kann dieſen Blick nicht ertragen.
Und der Wagen rückt an. Ade! Räder knirſchen im Kiesſand.
Eine glühende Kugel ſteigt Luz in den Hals, und ſie brennt ihn
furchtbar. Nun, was iſt das? Ade! — Doch ſie liebt dich, ſie liebt dich!!

will es jubeln in ihm. Denn ſie liegt in den Armen Frau Juliens, ihres Stolzes vergeſſend, von maßloſem Schluchzen geſchüttelt. — Und ihm kommt die Erleuchtung: Nicht Tobler, der ganz ungerührt bleibt, gilt der mächtig ausbrechende Schmerz, nicht dem flüchtigen Abſchied, nein, dem Abſchied auf ewige Zeit und auf Nimmerbegegnen.

Gedruckt
mit Weißſchen Schriſten
bei Poeſchel & Trepte in Leipzig
Druckanordnung und
Einbandentwurf:
E. R. Weiß

*

Peter Brauer

Tragikomödie

von

Gerhart Hauptmann

1921
Krobbe 364

S. Fiſcher/Verlag/Berlin

AD BIBL
UNIVERS
MONAC

Universitäts-
München
Bibliothek

Erſte bis ſechſte Auflage
Alle Rechte vorbehalten, insbeſondere das der Überſetzung
Den Bühnen gegenüber Manuſkript
Copyright 1921 by S. Fiſcher Verlag, Berlin
Druck in der Offizin W. Drugulin, Leipzig

Peter Brauer

Tragikomödie

Geſchrieben im Jahre 1911

Dramatis personae

Peter Brauer, Maler	
Thekla, ſeine Frau	
Erwin	deren Kinder
Klara	
Carlowitz, Althändler	
Krebs, Gaſtwirt	
Frau Krebs	
Anneliſe	ihre Kinder
Hellmut	
Karoline, Dienſtmädchen	bei Krebs
Fritz, Kellner	
Johann, Hausknecht	
Schmolcke, Photograph	
von Schultzen, Major a. D.	
Herta von Schultzen, ſeine Tochter, Johanniterſchweſter	
von Behaimb ſen.	
Frau von Behaimb	
von Behaimb jun., Gardehuſaren-Rittmeiſter	
Lachs, Bankier	
Graf von Hohenhahn	Gäſte bei Behaimb
William James Dalziel, Maler	
Zahn, Kreistierarzt	
Tſchache, Aſſeſſor	
Dallwig, cand. theol., Pfleger und Erzieher des Grafen Edwin	
Graf Edwin	
Neumann, Arbeiter	
Dorfkinder	

Die Handlung ſpielt
in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

MONAC.

Erſter Akt

Peter Brauers kleines Studio im vierten Stock eines Hinterhauſes im Potsdamer Viertel zu Berlin. Die Tür rechts iſt der Separateingang vom Hausflur. Die Tür links verbindet mit der kleinen Wohnung, die Brauers Familie innehat. Der Raum enthält an Möbeln nur eine Feldbettſtelle an der Hinterwand, eine Staffelei, ein ſehr kleines Tiſchchen für Malutenſilien und zwei Stühle. Ein abgetragener Radmantel liegt als zweite Decke auf dem Bett. Ein Kalabreſer hängt auf dem Bettpfoſten. Auf einem der Stühle ſteht ein alter Malkaſten, geöffnet, eine ziemliche Anzahl Bilder in Blendrahmen ſind rings gegen die Wand gelehnt. Was von den Malereien zu ſehen iſt, beſteht in ganz minderwertigen Porträts des Kaiſerhauſes, Kopien nach gangbaren Öldrucken. Ein Bildnis des Kaiſers Friedrich iſt auf der Staffelei.

Das Licht fällt durch ein hochgelegenes längliches Fenſter der Hinterwand.

Unterm Bett ſteht ein Koffer, Kleidungsſtücke hängen an den Türen. Eine Reihe alter Stiefeln iſt an der Wand aufgereiht. Das maleriſche romantiſche Element vertritt ein vertrockneter Tintenfiſch, der an einem Faden von der Decke baumelt.

Der Nachmittag eines dunklen Märztages. Peter Brauer ſteht, in Hemdsärmeln, malend vor der Staffelei. Er iſt eine vollſaftige Erſcheinung und markiert mit Spitzbart, Kalabreſer und Tonpfeife den Niederländer. Er iſt etwa fünfzig Jahre alt. Erwin Brauer, ſein Sohn, ein ſehr hübſcher neunzehnjähriger Junge, ſitzt auf der Feldbettſtelle und ſchmökert in einem zerleſenen Buch.

Peter Brauer: Das merke dir: Velasquez! — Laß dich um Gottes willen von dieſen Jüngelchen nicht ankränkeln! Dieſen Klexern, dieſen Modernen, die noch nicht trocken hinter den Ohren ſind. Mein unvergeßlicher Lehrer Löwekuhl ...

Erwin zerſtreut: Wie hat er geheißen, Papa?

Peter Brauer: Ja, du mußt ſchon zuhören, mein Junge, wenn du richtig verſtehen willſt. Ich habe von Velasquez geſprochen, Erwin! Und wenn dein Papa von Velasquez redet, ſo kannſt du ganz ruhig deine Ohren ein bißchen ſpitzen, denke ich mir. — Mein alter Lehrer hieß Löwekuhl! — Na, Löwekuhl, der für ſeine Zeit, es waren die fünfziger und die ſechziger Jahre, ein äußerſt fortgeſchrittener Künſtler war, hat, ebenſo wie alles, was gut und teuer iſt, unter ſeiner Epoche zu leiden gehabt. Davon weiß ja auch ich ein Liedchen zu ſingen. — Übrigens geh doch mal in die Küche und ſieh nach der Uhr, Erwin. Ich glaube, ich muß mich langſam zurechtmachen. Um ſechs Uhr zwei geht mein Zug.

Erwin: Alſo fährſt du beſtimmt heut nach Ratibor Papa?

Peter Brauer: Ich fahre beſtimmt nach Ratibor! Oder zweifelſt du etwa am Ende ebenfalls an meinen Worten, wie leider meiſtens deine Mutter und deine Schweſter Klara tun?

Erwin platzt über eine Stelle in ſeinem Buche heraus.

Peter Brauer: Darf ich dich fragen, warum du lachſt?

Erwin: Ich lache nicht etwa über dich, Papa. Der Fritz Kalkbrenner, der jetzt das Romſtipendium auf unſerer Akademie bekommen hat, weißt du ja, hat mir bloß einen ganz ungeheuer gemeinen Schmöker gegeben.

Peter Brauer: Na ja, ſo ſeid ihr jungen Leute von heute. Mama denkt immer, ihr ſeid alle die reinſten Unſchuldslämmer, und zu meiner Zeit wären wir alle liederlich: Lumpen und Taugenichtſe geweſen. — Übrigens muß ich mit dir mal ein ernſtes Wort ſprechen, Erwin! — Hör mal: unterſtütze mich doch bei Mama! Sonſt kann ich wahrhaftig nicht in die Provinz reiſen.

Erwin: Inwiefern, Papa, ſoll ich dich unterſtützen?

Peter Brauer: Wegen der fünfunddreißig Mark. Du weißt ja, ich habe beim Mittageſſen ſchon mehrmals drauf angeſpielt. — Kinder, ihr müßt vernünftig ſein. Deine Mama verſteht in mancher Beziehung noch immer die Anforderungen des Daſeins nicht . . .

Erwin: Warum nicht, Papa? Ich verehre Mama in jeder Beziehung.

Peter Brauer: Verehre ſie! Darum handelt es ſich wahrhaftig nicht. Aber ſchließlich, wir beide ſind Künſtler: du und ich. Frau bleibt Frau! Natürlich kann eine Frau mir nicht das gleiche Verſtändnis, wie du zum Beiſpiel, entgegenbringen.

Erwin: Klara behauptet, daß jeder Verſuch vergebens wäre. Mutter gäbe diesmal nicht eine Mark, geſchweige fünfunddreißig heraus. — Ich habe es auch von Mutter ſelber.

Peter Brauer: Das zeugt, gelinde geſagt, von weiblichem Unverſtand. Laß mal, ſei du mal etwas einſichtig, lieber Sohn! Alſo: ich habe dir doch erzählt von der kleinen Gartenkapelle im Park von Exzellenz von Stolp auf ſeinem

Gut in der Nähe von Ratibor. Ich habe den Auftrag in der Taſche. Du ſiehſt, wie Mama und Klara mir zuſetzen ... Schluß damit! Miteſſer! Einlieger, was weiß ich! Übrigens habe ich ja ſchon längere Zeit mit dem Magen zu tun und bei Tiſch ſo gut wie gar nichts gegeſſen. Na kurz: die Frauensleute wollen mich fort haben. Ich ſoll verdienen! Ich ſoll aus dem Haus. Klara übertrifft womöglich die Mutter noch darin, ihrem alten Vater das Haus zu verekeln. Nun gut: ich will ja und muß ja fort! Schließlich brenn ich ja ſelber darauf fortzukommen. Ich habe, weiß Gott, noch einen ganz gehörigen Poſten Arbeitsluſt — und jetzt will ſie nicht mit dem Reiſegeld herausrücken.

Erwin: Mama ſagt, du ſchickſt es ihr nicht zurück.

Peter Brauer: Nun, und was haſt du darauf erwidert?

Erwin *zuckt mit den Achſeln, verlegen:* Ja, ſieh mal, Papa, in ſolche Sachen da miſcht man ſich beſſer ...

Peter Brauer: Du hätteſt, nimm mir's nicht übel, Erwin, als echter und rechter Sohn, Charakter und Kunſtgenoß' erwidern müſſen: wenn Papa es geſagt hat: ein Mann ein Wort.

Erwin: Wenn ich majorenn wäre, Papa, hätte ich dir's ja ſelbſt gegeben.

Peter Brauer *erwärmt:* Das weiß ich. Aber es freut mich trotzdem, daß du es ſagſt. Ich erwarte von dir nichts anderes, mein Junge. Du biſt neunzehn Jahre, und du biſt mein Sohn. Es iſt mir in dieſen neunzehn Jahren manchmal ſauer genug geworden, aber ich habe doch den

Mut nicht verloren und jeden Biſſen Brot und jeden Pfennig mit euch geteilt. — Er nimmt Palette, Malſtock in die Linke, nähert ſich ſeinem Sohne, ſetzt ſich neben ihn auf die Bettſtelle und legt ihm die rechte Hand zärtlich ins Genick. Erwin ſchmökert weiter, vornüber gebeugt. — Von dir weiß ich wenigſtens, daß du das im ſtillen doch immer anerkennſt, mein Sohn. Dir wird es im Leben mal nicht ſo ſchwer werden. Du haſt allerdings mein Talent geerbt und damit auch einen Teil von meinem Martyrium. Aber die Zeiten ſind andere geworden. Sieh mal, ich war ein armer Lehrersſohn. Mein Vater war ein bornierter ABC-Pauker, der fünfundfünfzig Jahre in ein und demſelben Dorfe Schulmeiſter war. Weder konnt ich da auf Verſtändnis rechnen, noch genoß ich irgendeine Unterſtützung von ihm. Im Gegenteil: wo er nur irgend konnte, hemmte er mich und hinderte mich! Wie in jeder Beziehung ganz anders und beſſer geht es da heute dir, mein Sohn! — Du mußt mir doch zugeben, daß du dich über Mangel an Verſtändnis von ſeiten deines Papas nicht zu beklagen haſt!

Erwin abweſend: Aber ganz gewiß nicht, Papa.

Peter Brauer: Neidlos und freudig habe ich dein Talent von Anfang an ... ja dein überlegenes Talent anerkannt.

Erwin wie vorher: Papa, du ſollſt mich nicht ſchamrot machen.

Peter Brauer: Ach was, glaub doch nicht, daß fortwährend mit einer ätzenden Spottlauge übergoſſen werden, wie's mir paſſiert iſt, beſſer für die Entfaltung eines

Talentes als loben iſt. Wahr iſt wahr. Mir haben ſie ungeſtraft Unrecht über Unrecht getan! Dich werden ſie nimmermehr unterkriegen! Und ich ſage dir, Schlingel, es iſt deine eigene Schuld, wenn du nicht in acht Jahren königlich preußiſcher Profeſſor und hier in Berlin Akademielehrer biſt.

Erwin klappt das Buch zu: Der Geheimrat hat zu Mama geſagt: wenn Talent da iſt, wird ſich was machen laſſen.

Peter Brauer: Ein Menſch wie du, lieber Erwin, braucht dazu nicht einmal einen Geheimrat im Kultusminiſterium. Sieh mich an! Meine Begabung hatt' ſich durchgeſetzt, ich habe mir weite Kreiſe errungen, obgleich ich dir nicht gewachſen bin, und trotzdem ſich ſeit nahezu vierzig Jahren nicht einmal eine Laus aus Regierungskreiſen um mich bekümmert hat. — Erblaſſend, mit Entſchluß. Na, nun will ich mal zu Mama hineingehen.

Erwin: Papa!

Peter Brauer: Nun, was? Im Begriff die Klinke der Tür links zu ergreifen, zögert er und wendet ſich, nach Luft ringend. Erwin, willſt du noch was?

Erwin: Wenn du mit Mama reden willſt, Papa . . . willſt du nicht lieber den Rock anziehen?

Peter Brauer: Warum?

Erwin: Ich denke, Mama liebt doch das Herumgehen in der Wohnung in Hemdsärmeln nicht.

Peter Brauer: Die gute Mama hat Eigenheiten. — Gib mir alſo mal bitte meinen Flaus dort vom Nagel herab! — Es geſchieht. Mit Hilfe Erwins hat Brauer den Rock angezogen. — Sag mal, ob ich mir . . . wenn du meinſt . . . ob ich mir meinen Kragen und meinen Schlips — warum denn nicht? — am Ende noch umbinde? — Er macht Anſtalten dazu. — Na alſo! — Ich habe ja doch geſtern die halbe Nacht und heute faſt den ganzen Tag genäht, gebürſtet, mit Fleckwaſſer Flecke rausgerieben und meine ſieben Sachen für die Reiſe in Ordnung gebracht. — Mit etwas peinlicher Schalkhaftigkeit, nachdem Kragen, Schlips angelegt ſind. — Was meinſt du, ſoll ich mich ſo hineinwagen?

Erwin herauslachend: Aber Papa, wie du doch wirklich manchmal komiſch biſt! Mama wird dich doch wohl wahrhaftig nicht auffreſſen! — Ernſter. — Es iſt doch keine Rede davon, daß Mama eine ſolche ſchrecklich gefährliche Dame iſt.

Peter Brauer: Richtig: wieder dieſes verfluchte Aufſtoßen! Lieber warte ich noch einen Augenblick. — Es ſtößt ihm auf, er läßt ſich in einer Anwandlung von Schwäche auf einen Stuhl nieder nach Luft ringend. — Lehre mich deine Mutter nicht kennen. Ich weiß am beſten, ſeit ſie zu meinem Vater in die Dorfſchule ging . . . mit langem, dunklem, offnem Haar in die Dorfſchule ging, mein Sohn! was von deiner Mama zu halten iſt! . . . In die Dorfſchule ging . . . Aber es gibt eben leider Fragen, worin wir ſeit nahezu dreißig Jahren und heute mehr als je anderer Anſicht ſind! Ich habe doch kein Natron gegeſſen? — Er tut einige Schritte gegen die linke Tür. — Sagteſt du was?

Erwin: Nein, nein, Papa! Ich glaube nur, offen geſtanden, wie ich dir ja vorhin ſchon ſagte, daß deine Bitte an Mama zwecklos iſt.

Peter Brauer kommt zurück: Erwin, ich habe euch dieſe Wohnung gemietet. Das Speiſezimmer iſt neu möbliert. Der kleine Salon iſt friſch ausgeſtattet. Um die Weihnachtszeit hat Mama ſelbſt geſagt, ſie hätte ſich ſeit Jahren nicht ſo behaglich gefühlt, wie ſie ſich ſeit Oktober befunden hat. Habt doch nur Einſicht! Unmöglich kann doch die gute Mama an einer ſo falſchen Stelle ſparſam ſein! Das hieße ja doch euch ins eigene Fleiſch ſchneiden.

Erwin: Um mich handelt ſich's ja bei der Sache nicht.

Peter Brauer: Doch, doch, es handelt ſich auch um dich, beſter Erwin! Denn wenn ich, was abſolut ſicher iſt, mit dem kleinen Reiſebetriebsfonds etwas erwerben kann, ſo kommt es natürlich uns allen zugute.

Erwin: Du verſtehſt mich nicht recht. Ich wollte nur ſagen: wenn ich Geld hätte, brauchteſt du nicht zu Mutter hinein.

Peter Brauer: Mutter iſt gegen mich leider, ich weiß nicht durch wen, abſolut voreingenommen und geradezu ungerecht. — Es hilft nichts: ich muß die Geſchichte durchfechten.

Er geht mit Entſchluß durch die Tür links ab.

Klara Brauer kommt von rechts. Sie hat die Tür mit einem Drücker geöffnet. Sie iſt im einundzwanzigſten Jahr, ohne weiblichen Reiz, einfach gekleidet, und trägt ein Paket Schulbücher und Hefte unterm Arm. — Pelzbarett, Pelzboa, Jackett, ſchlechtes Schuhwerk.

Klara ziemlich echauffiert, haſtig: Na, hat ſich Papa aus dem Staube gemacht?

Erwin, der wieder geſchmökert hatte, ſchrickt auf: Pſt! — Er legt die Hand auf den Mund und zeigt alsdann auf den Koffer, der unter dem Bett hervorſieht. — Er iſt noch hier! Er iſt eben zu Mutter hineingegangen.

Klara ſtutzt: Was will er von Mutter?

Erwin: Die alte Geſchichte. Das weißt du ja doch.

Klara: Sie wird ihm was puſten und wird ihm Geld geben.

Erwin: Offen geſtanden, Klara, begreif ich dich und Mama manchmal nicht.

Klara: Sollen wir etwa die paar Notpfennige, die uns bleiben, um Papas ſchöner Augen willen auch noch auf die Straße ſchmeißen?

Erwin: Nein! Aber zum Fenſter hinausgeworfen iſt es eben in dieſem Falle auch nicht.

Klara: Vollſtändig zum Fenſter hinausgeworfen!

Erwin: Das kann ich nicht finden, wenn Papa, wie er ſagt, auf einem Gute in der Nähe von Ratibor einen Gartenſalon auszumalen hat. Das iſt ein Auftrag, der wird ihm auch Geld bringen.

Klara: Du Unſchuldskind! Papa phantaſiert wieder mal ohne Hitze! Das iſt alles aus den Fingern geſogen!

Erwin: Nein, Klara, ſo weit wie ihr, geh ich in meinem Mißtrauen gegen Papa wirklich nicht. Gut, er behilft ſich manchmal mit Ausflüchten. Deſſen bin ich mir aber faſt ſicher, daß an dem Auftrag mit dem Gartenſalon was Wahres iſt.

Klara: Baſta! Wir wollen uns wiederſprechen.

Erwin: Ihr ſtellt es immer ſo hin, liebe Klara, als ob Papa immer nur die Unwahrheit ſagte und abſolut zu nichts mehr nütze ſei. Hat er nicht im Oktober Maman die hübſche Wohnung gemietet und ſogar für ein halbes Jahr die Miete vorausbezahlt?

Klara: Ja, was mir noch heute dunkel ... was mir noch heute unheimlich iſt.

Erwin: Und hat er nicht, ganz aus eignem Verdienſt, Spiegel, Kommode, Waſchtiſch, Sofa, Schrank und Teppich beſorgt und Maman die ganze Wohnung friſch eingerichtet?

Klara: Das hat er! Aber Gott mag auch wiſſen, wie das eigentlich zugegangen iſt.

Erwin: Das iſt äußerſt einfach zugegangen. Papa hat eben den ganzen vergangenen Sommer lang in verſchiedenen großen Bier- und Weinlokalen der Friedrich- und Leipziger Straße alte, verräucherte Oelbilder rein gemacht: und was er dabei verdient hat, iſt auf Miete und Möbel draufgegangen.

Klara: Bis dann wieder im Laufe des Winters Möbelſtück auf Möbelſtück — das einzige Sofa iſt noch übrig! — ſelber draufgegangen und zu Gelde gemacht worden iſt.

Erwin: Immerhin waren es doch Papas Möbel.

Klara: Meinetwegen! wir woll'n mal ſo ſagen! Ja!

Erwin: Wir wollen mal ſo ſagen?

Klara: Übrigens iſt mir die Sache Wurſt. Ich habe ganz andere Dinge im Kopfe. Meine Sache ſteht gut, hat mir Fräulein Zillweindel heute geſagt. In vierzehn Tagen habe ich meine Kindergärtnerinprüfung hinter mir, Juni werde ich majorenn und dann kommt das Weitere.

Peter Brauer kommt wieder durch die Tür links.

Peter Brauer: Ah, du biſt hier! Guten Tag, meine Tochter.

Klara mit Kälte: Wie?

Peter Brauer: Nichts. Wenn du erlaubſt: ich hatte dir bloß guten Tag geſagt.

Klara: Guten Tag.

Peter Brauer: Nun, haſt du den großen Mann geſprochen?

Klara: Welchen großen Mann?

Peter Brauer: Seine Exzellenz, den Herrn Geheimbderat.

Klara: Ich habe allerdings Herrn Geheimrat geſprochen. Wenn er auch heute noch nicht Exzellenz iſt, einmal wird er es ſicherlich. Und was den großen Mann anbelangt, darüber gibt es verſchiedene Anſichten. Mancher dünkt ſich groß, der mitunter nicht Herr über eine Briefmarke iſt.

Sie geht brüsk an Brauer vorüber durch die Tür links ab.

Peter Brauer: Jede Sünde wird dem Menſchen vergeben, aber das leiſeſte Wort gegen ihren Geheimrat wird einem von den Frauensleuten nicht vergeben. Und doch war der ganze ungeheure Geheimrat Hommel mal nichts weiter als bei meinem ſeligen Vater in Neuhaus in Schleſien ſimpler Schuladjuvant. Wie ſich die Zeiten doch manchmal ändern! — Er war nicht dumm! Er hat immer auf ſeinem Vorteil zu laufen gewußt! Zum Beiſpiel mußten die Kinder ihm Äpfel mit in die Schulſtunden bringen. Die fraß er vor aller Augen auf und wir Kinder genoſſen der großen Ehre, uns um die Schalen raufen zu dürfen. Bis ihm mein Vater dahinter kam und ſein ſchönes Äpfelgeſchäft leider pleite ging. — Aber, es war mit ihm immer ſo: wurde er pleite, morgen hatte er ſchon ein anderes, meiſt beßres Geſchäft aufgemacht.

Erwin: Du magſt den Geheimrat nicht, Papa, und doch ſind wir ihm vieles ſchuldig geworden.

Peter Brauer: Gott, ſieh mal, Erwin: ich mag ihn nicht, iſt zu viel geſagt. Er war mir nur immer unſympathiſch. Naturen wie er und ich vertragen ſich nicht. Mein Dickkopf von Vater verehrte ihn abgöttiſch. Deshalb iſt er ja auch ſo geſchmackvoll geweſen, meine Wenigkeit, ſeinen einzigen Sohn, ganz zu übergehen und hat den idealen Herrn Hommel zum Verwalter des euch hinterlaſſenen kleinen Vermögens eingeſetzt. Nun, ich bin euer Vater! Ich hätte euch auch nicht darum betrogen.

Erwin: Haſt du mit Mutter geſprochen, Papa?

Peter Brauer: Nein! Ich war, offen geſtanden, zu feig dazu. — Er nimmt Platz und ſcheint nachzudenken. — Weiß Gott, ich habe die halbe Nacht, weil ich vor Schmerzen hier in der Lendengegend nicht recht ſchlafen konnte — übrigens, bitte, ſprich nicht davon! — alſo ich habe die halbe

Nacht immer wieder die Sache von vorne bis hinten durchgedacht. Meinethalben: 's iſt lächerlich! aber ich weiß im Augenblick ganz tatſächlich nicht, wo ich die lumpigen vierzig Mark zu meiner Geſchäftsreiſe anders hernehme. Wenn mit den Weibern zu reden wäre. Zum Beiſpiel hat doch Klara ſicherlich heute beim Geheimrat ihre Aprilrate abgeholt. Wenn ſie mit ihrem Vater konform wäre, ich hätte ſchon längſt meinen Malkaſten komplettiert und mich ſelbſt und mein bißchen Gepäck zur Bahn gebracht. Ich will ja doch wirklich niemand zur Laſt liegen.

Erwin: Ich werde mal vorſichtig horchen, Papa, ob Mutter und Klara nicht am Ende doch umzuſtimmen ſind.

Peter Brauer: Und ich will mal den Koffer fertig packen.

Während Erwin ſich durch die Tür links entfernt, erhebt ſich Peter Brauer und macht ſich etwas kurzatmig daran, den Koffer unterm Bett hervorzuziehen, um noch dies und jenes darin unterzubringen. Mittlerweile klopft es an die Tür rechts.

Peter Brauer: Wer iſt da? Immer Geduld! Ich bin ſchon zur Stelle.

Peter Brauer öffnet, und der Althändler Carlowitz erſcheint. Carlowitz, zwiſchen vierzig und fünfzig, iſt kein Wiener, trägt ſich aber mit einer etwas fiakermäßigen Eleganz.

Carlowitz: Herr Brauer höchſt ſelbſt! Mir offen geſtanden ſehr angenehm.

Peter Brauer nicht gerade angenehm berührt: Sieh da, ſieh da, Herr Carlowitz! Treten Sie näher! Platzen Sie ſich!

Carlowitz: 's wieder mal ein ſäuiſches Märzwetter draußen. Wenn Sie nix dajejen einzuwenden haben, entledje ich mir von meine Jummiſchuh.

Peter Brauer: Bitte entledjen Sie ſich nach Belieben.

Carlowitz: Damit wollen Sie woll uff 'ne zarte Weiſe andeuten, daß ick mir nach Belieben an irjendeene Türklinke uffhängen kann, oder nich!? Den Jefallen kann ick Ihn noch nicht dun, Herr Profeſſor.

Peter Brauer, trocken: Das iſt wirklich ſchade, Herr Carlowitz. Was macht Ihre Frau?

Carlowitz: Schlecht! Meine Frau liecht 'n janzen Tag uf de Chäſelong und macht kalte Umſchläge. Sonſt mache ick alles. Sonſt macht ſe niſcht. Et is ooch beſſer, det ſe niſcht macht, denn ſeit det ſe det Koppleiden nu eenmal hat, hat ſe ooch in Jeſchäft, wo ſe doch friher Jeſchäftsfrau durch und durch jeweſen is, in de letzte Zeit bloß alles verkehrt jemacht. Ick habe bloß Hals über Kopp zu dun, det ick alles richtig wieder zurechtſchiebe. — Er tritt vor die Staffelei und macht Kennermiene. — Wieder ſcheene Bilder jemalt?

Peter Brauer: Was, da läuft Ihnen wohl das Waſſer im Munde zuſammen, Carlowitz?

Carlowitz: Nich janz. Wat mach ick ooch weiter lange Umſtände? nich? wo wir doch jerade mal unter vier Oogen ſind. Wir ſind doch woll unter vier Oogen? nich?

Peter Brauer trocken: Ich habe zwei! Wenn Sie alſo auch nicht mehr wie zwei haben ...

Carlowitz: Jut, jut, jut, jut! Aber ick habe keene Zeit un bin ooch zu Witze nich jerade beſonders uffjelegt. — Sie wiſſen doch, det meine Frau hinter meinen Ricken September verjangenes Jahr den Mebelkauf mit Sie abjeſchloſſen hat. — *Er zieht eine Brieftaſche.* — Ick habe den Kaufvertrag in de Taſche. Zweihundert Mark ſind anjezahlt, dreihundert Mark ſind am erſten Januar fällig jeweſen, wo ick leider auf Reiſe in de Danzicher Jejend wejen alte Schränke und verſchiedene Auktionen jeweſen bin. Nu hat meine Frau ſich breitſchlagen laſſen und hat bis Anfang April prolongiert. Det ſtimmt doch?

Peter Brauer: Stimmt!

Carlowitz: Und det is doch ooch richtig, det jeben Se zu, det de janze Summe von achthundert Mark am erſten April, det is in drei Tagen, fällig is?

Peter Brauer: Wann?

Carlowitz: Oder wollten Se det womejlich nich zujeben?

Peter Brauer *trocken:* Sagen Sie mal, für was halten Sie mich?

Carlowitz: Det muß ick erſt ſehen, det wird ſich zeijen. Heute weeß ick det ſo jenau noch nich. Alſo: det wird die Frache ſein: kann ick zum Erſten uff Kaſſe rechnen?

Peter Brauer: Hm! — Sie ſcheinen mir doch für die Diplomatenkarriere nicht gerade beſonders geeignet zu ſein. Ich hätte beinahe den Fehler gemacht und Ihnen was Rauchbares angeboten. — Vergeſſen Sie bitte nicht, wer ich bin! Solange Sie das nicht ganz genau wiſſen, trete ich, auf Ehre, in irgendeine Verhandlung mit Ihnen nicht weiter ein.

Carlowitz: Det kenn ick, det ſind faule Redensarten! Solche Redensarten hab ick jahraus, jahrein von richtige „Vons", von Leutnants und von Barone jenug zu heren jekricht. Da bin ick, wenn't ernſt wird, unempfindlich. Außerdem wir ſind beede man bürjerlich. Ich bin ...

Peter Brauer heftig unterbrechend: Sie ſind ein Banauſe, und ich bin Künſtler! Künſtler bin ich! Verſtehen Sie mich? Sie befinden ſich hier bei einem Manne, der einen allgemein geachteten Namen hat! Einen Künſtlernamen, verſtanden? Sie befinden ſich hier in Geſellſchaft eines Gentleman, der, ich verbitte mir das! ... der mit Ihren Genoſſen vom Trödelmarkt unbedingt nicht zu verwechſeln iſt!

Carlowitz: Herrjeh nee! ick due Se ooch nich verwechſeln! Sie ſind der Mann, der mir, ſage und ſchreibe achthundert Mark, nich mehr und nich wenicher, ſchuldig is.

Peter Brauer: Und Sie? Und Sie? Was ſind denn Sie mir ſchuldig?

Carlowitz: Ick? Ihn? Da lach ick doch, det mir de Weſte platzt.

Peter Brauer: Menſch! ich habe Ihnen dreimal den alten Fritzen, ſechsmal den alten Kaiſer Wilhelm, zwei Stück Kaiſer Friedrich, zwölf Stück Kaiſer Wilhelm den Zweiten in Öl gemalt! Für ein Lumpengeld in den Rachen geſchmiſſen! Das iſt Ihnen, Stück für Stück, in Ihrem verdammten fulſtrigen Kramladen für dreißig, vierzig, fünfzig, ſechzig und mehr Mark abgegangen! Ich habe von

Ihnen pro Stück ſechs Mark und höchſtens acht Mark fünfzig gekriegt.

Carlowitz: Det is reichlich jenug! Wo bleibt ſonſt der Goldrahmen?

Peter Brauer: Ochſe! Denken Sie vielleicht, daß der Wert eines Bildes der Goldrahmen iſt? Und wofür ſind Sie denn ein verpfuſchter Tiſchlergeſelle? Werden denn nicht in Ihrer Fälſcherbudike für ſogenannte antike Möbel aus alten Holzabfällen ſchockweiſe ſolche Dinger gemacht? Hol' Sie der Teufel mit Ihren Frechheiten.

Carlowitz: Jut ſo! Un nu verklagen Se mir zu juter Letzt am Ende noch wejen Beleidijung!

Peter Brauer *barſch, reicht ihm Zigarrentaſche*: Beſſern Sie ſich und ſtecken Sie ſich, da! hier! eine von meinen Havannas an!

Carlowitz: Sie ſind 'n janz ſpaßhafter Kopp, Her Profeſſer. Trotzdem for Ihre Zigarre danke ick! Will ick roochen, hab ick ja ſelber welche. Jeſchäft is Jeſchäft! un denn heeßt es, Spaß beiſeite, bei mir. Die Frage wird die ſein: kann ick uff Zahlung rechnen?

Peter Brauer: Das wird ſich am Erſten zeigen, Herr Carlowitz.

Carlowitz: Un det is alles! Mehr ſagen Se nich?

Peter Brauer: Nicht, ſolange Sie dieſen Ton anſchlagen.

Carlowitz: Na, denn will ick mal meinsweechen ölig wie 'n Friſeur oder wie 'n Oberkellner bei Dreſſel ſind. Wenn's jefällig is, will ick mir Handſchuhe anziehen:

wollten jehorſamſt den Herrn Profeſſer jebeten haben, ob er einem ehrlichen Mann und Jewerbetreibenden jitigſt will kund und zu wiſſen tun, wie daß ick zu meinem Jelde komme.

Peter Brauer: Na nu mal gemütlich, Carlowitz! Der Winter war ſchlecht: das leugne ich nicht. Es iſt mir nicht anders wie Ihnen gegangen: ich habe ebenfalls unter der allgemeinen geſchäftlichen Kriſis zu leiden gehabt. Bargeld iſt knapp! Kein Menſch will was ausgeben. Die Herren Gelehrten zerbrechen ſich mal wieder die Köpfe ganz vergeblich, um rauszukriegen, womit der in allen fünf Weltteilen ſpürbare miſerable Geſchäftsgang zuſammenhängt. Der Dalles geht in die höchſten Kreiſe. Ich ſage nicht, daß ich im Dalles bin. Aber ich habe im ganzen dieſen Winter bloß drei Porträts nach dem Leben gemalt: einen Geheimrat Hommel im Kultusminiſterium, einen Major und einen Zuſchneider an der Schneiderakademie. Jedes Porträt nach dem Leben zu fünfhundert Mark. Was glauben Sie: ich habe bisher knappe vierhundert Mark, im ganzen, von allen drei Bildern hereinbekommen. So ſtecken gut ſituierte Menſchen heut allgemein in der Tinte drin.

Carlowitz: Det mag alles ſoweit janz richtig ſein . . .

Peter Brauer: Halten Sie doch mal die Schnauze! bitte! Reden Sie, wenn ich fertig bin! Dort ſteht mein Koffer! will heißen, daß ich in die Provinz reiſe, will heißen, daß ich von einem Landrat und einem reichen Kohlenhändler beauftragt bin, zwei große Familienbilder zu malen, wozu noch eine Halle kommt oder ein Gartenſalon im Park eines

Herrn von Stolp, den ich mit Kaſeinfarben ausmalen ſoll. Daraus folgt — kapiert? —, daß niemand an mir auch nur einen ſogenannten roten Heller verlieren wird. Kapiert? Oder iſt das am Ende auch noch zu hoch für Sie, Carlowitz?

Carlowitz: Det klingt alles janz ſcheen, aber ernſt nehm ick et nich. Lieber mecht ick ma Ihre Frau ſprechen.

Peter Brauer: Sind Sie größenwahnſinnig, Carlowitz!?

Carlowitz: Ick nich! au contraire! aber Sie vielleicht! Wenn ick wie Sie wär und täte heute in Ihre Haut ſtecken . . . un ſteckte ſo wie Sie in dieſen Mommang in Jlashauſe drin, ick wollte mit Redensarten, weeß Jott, nich ſo patzig ſint.

Peter Brauer: Was wollen Sie damit ſagen? Hm?

Carlowitz: Ick will damit weiter jarniſcht ſagen, als ſo viel: et gibt eenen Staatsanwalt.

Peter Brauer: Aber bitte, ſonſt fehlt Ihnen doch hoffentlich weiter nichts, lieber Carlowitz?

Beide ſchweigen eine Zeitlang, Carlowitz erboſt, Brauer merkbar erregt und überlegend.

Peter Brauer ſehr leiſe: Begründen Sie alſo jetzt Ihre unverſchämte Drohung, wenn ich gefälligſt erſuchen darf.

Carlowitz: Wat ſoll da jroß zu bejrinden ſint? Meine Verträge ſind ſo jeſtellt, det meine Mebel mir jeheren, bis det de letzte Rate richtig jelegt worden is. Wenn nu alſo 'n Kunde nich zahlt und verkooft meine Mebel anderweitig, wo er jar nich det Eijentumsrecht beſitzt, denn miſcht ſich eben, wie bei uns die Jerichte nu eenmal ſind, de Staatsanwaltſchaft in die Jeſchichte. — Det werden Se woll ſo jut wie ick wiſſen.

Peter Brauer: Wer ſagt Ihnen, daß ich die Möbel verkauft hätte?

Carlowitz: Det ſagt der Portier, der Schuſter, wo unten im Keller is.

Peter Brauer: So! Ich werde dem Schuft und Ehrabſchneider einen Prozeß wegen Verleumdung an den Hals hängen.

Carlowitz: Tun Se det man! Warum denn nich? Wenn Se freilich jeſcheit ſind, kann ich Ihn raten, denn laſſen Se lieber die Finger von.

Peter Brauer nimmt ſeinen Hut: Der Schweinehund ſoll mir das ins Geſicht ſagen!

Univ.-B...
München

Carlowitz: J, hier ſteht et ſchriftlich, mit Unterſchrift. Fortjeſchafft ſin: een Spiegel! een Nußbaumvertikow! 'n Tiſch, zwee Plüſchſeſſel, ſechs Stühle, zwee Bettſtellen und een jroßer Kleiderſchrank! Jeben ſich man! Da hilft keen Maulſpitzen.

Peter Brauer: Carlowitz, Sie kennen mich ſeit zwei Jahren als Ehrenmann. Der Kerl da im Keller iſt mir viel zu gemein, als daß ich mich mit ihm abgeben möchte.

Carlowitz: Aha! Ick verſtehe.

Peter Brauer: Viel zu plebejiſch und gemein! Alſo: die Sachen ſind alle vorhanden.

Carlowitz: Jut, det ſteht ja bei Ihnen! Denn kenn wir ja jleich ma 'n Jang durch de janze Wohnung jehn.

Peter Brauer: Carlowitz, Sie beleidigen mich! Die Möbel ſind da! Wem wollen Sie mehr glauben? Dieſem beſtraften Proleten im Keller oder mir, der bis zum heutigen Tage bürgerlich durchaus unbeſcholten iſt?

Carlowitz: Wat ick ſehe, det jloob ick, ſonſt jloob ick niſcht. Warum wollen Se denn nich, wo ick jut jenug bin for Bilderabkofen und Mebelliefern, mecht ich wiſſen, nich mit mir durch de Wohnung jehn?

Peter Brauer: Weil meine Frau nervenkrank und beim Medizinalrat Kolb in Behandlung iſt. Wenn ich mit Ihnen jetzt erſcheine, das wirft ſie mir Wochen und Wochen zurück.

Carlowitz: Ick kann ja janz ſtill ſind. Ich rede keen Sterbenswort.

Peter Brauer: Das hilft nichts, und wenn Sie ſich unſichtbar machen. Ich ſage Ihnen, meine Frau hat eine Art Inſtinkt, einen jetzt noch durch ihre beſondere Krankheit geſchärften Blick. Ich gewärtige eine ſchwere Kriſe. Sie werden nicht wollen, daß Sie mir womöglich einer ſolchen Lappalie wegen zuſammenbricht! Kurz: die Möbel ſind da! laſſen Sie doch das Achſelzucken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort ...

Carlowitz: Wat tu ick mit Ihrem Ehrenwort?

Peter Brauer *mit der Allüre knirſchender Wut:* Carlowitz, machen Sie ſich nicht unglücklich!

Carlowitz: Det is et! Det jebe ick ihn zurück! Ich kann hier nich meine Zeit verdämpern. Schluß! Det wird alſo nu mein janz beſtimmter und letzter Vorſchlag ſind.

Ick warte alſo dem Erſten ab! Ick warte alſo och noch bis zum Fünfzehnten: denn hab ick entweder det janze Jeld, oder eene Rate von dreihundert Mark und'n Schriftſtück, unterſchrieben von Ihrer Frau und von Ihre zwee Kinder in de Hand, det ſe for alles weitere jutſagen. — Oder Se kennen beſtimmt druf rechnen, denn es is nich alleene bloß dieſe Jeſchichte, det Se am Sechzehnten, Siebzehnten wejen Betrug verhaftet ſind. — Er hat während dieſer erregten Rede ſeine Gummiſchuh angezogen und läuft jetzt durch die Tür rechts ſchnell ab. —

Peter Brauer glotzt gegen die Tür, die er hernach hinter Carlowitz zuſchließt. Er bewegt ſich gegen das Bett hin, bleibt ſtehen, um einen aſthmatiſchen Anfall zu überwinden. Haſtig zündet er ſeinen kalt gewordenen Zigarrenſtummel wieder an und nimmt tiefe Züge. Gleich darauf legt er ihn weg und läßt ſich der Länge nach aufs Bett fallen, wo er mit ringenden Atemzügen liegenbleibt.

Frau Thekla Brauer erſcheint von links, bald darauf Klara und Erwin.

Frau Thekla Brauer — zarte Erſcheinung, ernſtes, großäugiges Geſichtchen, wie Milch und Blut, zugleich ſüß und ſtreng. Gegen vierzig Jahre alt, der Erſcheinung nach nicht über achtundzwanzig. Schwarzer, anliegender, ſchlichter Rock, Spitzenkragen über den feinen Schultern, gutes Schuhwerk, glatte Friſur, alles vollkommen gepflegt. Sie geht zugleich haſtig auf das Fenſter zu und öffnet es. — Pfui Teufel, hat dieſer Menſch wieder alles voll geraucht! — Sie bemerkt Brauer. — Ich ſag's ja: man kriegt dieſen Menſchen nicht vom Halſe! dieſes träge Pferd nimmt den Mund voll und ſchwatzt von Arbeiten!

will reiſen! will Geld verdienen! und räkelt ſich ſeit drei Wochen in den Zimmern herum.

Peter Brauer: Thekla, Thekla, vergiß dich nicht!

Frau Thekla: Wann wird dieſer Menſch wohl begreifen, daß er ein unnützes Fettgewicht und ſeiner Familie nur läſtig iſt. Wenn er ſich doch um Gottes und Chriſti willen wenigſtens mal drauf beſinnen möchte, an welcher Stelle der Zimmermann das Loch gelaſſen hat.

Peter Brauer — mühſam, aſthmatiſch, ergeben: — Thekla, die Kinder! Thekla, die Kinder!

Frau Thekla: Ja leider! Die Kinder kennen dich nicht. Die Kinder werden es noch erleben, daß ihnen die Laſt eines kranken und hilfloſen Mannes das bißchen Hoffnung und Freude am Leben vergällen und das bißchen Zukunftsmuſik der kleinen Großvatererbſchaft auffreſſen wird.

Peter Brauer: Thekla!

Frau Thekla: Ach was Thekla! Geheimniſſe gibts zwiſchen mir und den Kindern nicht. Sie ſollen dich nicht in Verklärung ſehen. Sie mögen dich ſehen, wie ich dich leider ſehen gelernt habe und wie du biſt: eine Laſt! keine Stütze unſerer Familie! — Sie geht in das Nebenzimmer, die Tür bleibt offenſtehen.

Peter Brauer nimmt mit einem Ruck die Beine vom Bett und ſitzt aufrecht: Nun, was ſagt ihr zu eurer Mama, Kinder?

Klara: Der Krug geht ſolange zum Brunnen, bis er bricht, ganz natürlich.

Peter Brauer: Klara, ſollte wircklich in dir nicht der allerkleinſte Funken kindlicher Liebe mehr für deinen alternden Vater vorhanden ſein? — Er rafft ſich gewaltſam auf. — Donnerwetter, ich bin unter Hyänen geraten! — Lieber will ich doch betteln, will ich doch Miſt laden, will ich doch Kloaken ausräumen, will ich doch unter Schweinen, wenn ich nur Ruhe vor den lieben Meinigen habe, Treber freſſen gehn!

Klara zu Erwin: Was ſagſt du dazu? Solche Redensarten führt Papa in unſeren vier Wänden und ſchämt ſich nicht.

Sie geht ſchnell ab ins Nebenzimmer.

Peter Brauer erhebt ſich: Ich weiß nicht, Erwin, wieſo das über mein Daſein verhängt worden iſt. Ich muß mal vor meiner Zeit, bevor ich geboren wurde, mein' ich, auf eine furchtbare Weiſe gegen den lieben Gott im Himmel geſündigt haben. Sonſt verſtehe ich dieſes ausgeſucht miſerable Schickſal, das mich an meinem Herde heimſucht, wahrhaftig nicht. — Junge, du mußt mir vierzig Mark ſchaffen!

Erwin: Ich habe ſechs Mark! Hier ſind ſie! mehr hab' ich nicht!

Peter Brauer nimmt das Geld, das Erwin ihm bietet, dreht ſeine Taſchen um: Gut! So ſieht's bei mir aus! Aber dennoch: ich gehe! Mach' keine Redensarten: ich gehe und wenn ich am nächſten Prellſtein verrecken muß.

Erwin: War denn nicht jemand bei dir, Papa?

Peter Brauer: Ein Kerl, dem ich Gott ſei Dank nichts ſchuldig bin! Sonſt Gnade mir, denn der kennt kein Erbarmen! Harpyen! Wenn du älter wirſt, Erwin, wirſt du vielleicht mal finden, daß die Welt angefüllt mit Harpyen iſt, die den Menſchen mit Schnäbeln und Krallen bei lebendigem Leibe entzweireißen.

Erwin: Papa, du gebrauchſt aber wirklich viel zu ſchroffe Ausdrücke gegen Klara und gegen Mama.

Peter Brauer: So!? Höre nicht drauf! Vergiß ſie, mein Sohn. — Und jetzt hilf mir mal meinen Koffer zumachen.

Koffer und Malkaſten werden geſchloſſen, Blendrahmen, Feldſtuhl, Malſtock, Malerſchirm zuſammengebunden, einige Blendrahmen dazugeſtellt, eine altes Plaid darübergeworfen und alles traggerecht mit Riemen zuſammengeordnet. Klara kommt wieder.

Klara: Mama ſchickt dir acht Mark, aber nur unter der Bedingung, wenn es deine beſtimmte Abſicht iſt, deine Reiſe wirklich im Augenblick anzutreten.

Peter Brauer: Mit Wonne genehmigt, mein zärtliches Kind. — Er richtet ſich auf, aſthmatiſch, und ſtreift das Geld ein. — Und nun grüße Mama und laßt es euch gut gehen.

Klara: Mama nimmt an, du würdeſt bis erſten Juli in der Provinz bleiben.

Peter Brauer — indem er ſich einen Teil des Gepäcks auflegt, Erwin den anderen: In der Provinz oder in jener Provinz! Adieu, liebes Klärchen! Nichts für ungut! Sage Mama, der Alte wird entweder am erſten Juli mit reichlichen Honoraren beladen erſcheinen und hoch willkommen ſein oder woanders! dann laßt mir auf meinen Grabſtein ſetzen: Gott hab' ihn ſelig! Er iſt tot.

Klara: Das ſagſt du ja ſtets! das macht keinen Eindruck!

Peter Brauer: Zum Kampf der Wagen und Geſänge! Was nutzt das alles! Friſch, Erwin! Märzluft! Wir ſind zwei fidele Malersleut'!

Erwin und Peter Brauer ziehen ab mit allem Gepäck durch die Tür rechts. Klara ſchließt hinter ihnen die Tür.

Klara mit einem etwas gedämpften Freudenausbruch: Er iſt fort! Er iſt fort! Er iſt fort, Mama!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Das Gaſtzimmer im kleinen Gaſthof zum Goldenen Lamm, in einer ſchleſiſchen Kreishauptſtadt. Vorn links iſt die Eingangstür vom Hausflur her. Der Raum iſt braun tapeziert. Ein breiter Durchgang verbindet ihn mit einem zweiten länglichen Raum nach der Tiefe zu. Dort ſteht eine gedeckte Wirtstafel. Hinter dieſem Raum iſt das Billardzimmer, von wo man die Elfenbeinbälle anſchlagen hört.

Die Einrichtung des braunen vorderen Zimmers, das rechts ein Fenſter hat, iſt jagdmäßig. Man ſieht an der Wand Geweihe, einige ausgeſtopfte Vögel, mehrere große Kupferſtiche, die Wandlandſchaften mit Rotwildrudeln, ſowie überhaupt weidmänniſche Szenen darſtellen. Ein ſehr langes Lederſofa ſteht rechts vom Durchgang an der Hintwand, davor ein langer, ſchmaler Tiſch, umgeben von hochlehnigen Rohrſtühlen. Alles alte gebeizte Eichenmöbel. Links vom Durchgang ſteht der Weinſchrank des Wirtes. Zwei oder drei kleinere Tiſche mit Stühlen ſind außerdem aufgeſtellt. Das Ganze macht einen ſauberen, beinahe wohlhabenden und jedenfalls anheimelnden Eindruck. Das Gaſthaus der guten alten Zeit mit kleinen Fenſtern und gebräunter, niedriger Holzdecke.

Man ſteigt vom Flur ins Gaſtzimmer zwei Stufen herab, zum Table d'hote-Zimmer eine Stufe hinauf.

Es iſt gegen elf Uhr vormittags, nicht lange nach Oſtern. Draußen herrſcht das bekannte Aprilwetter.

Gaſthofbeſitzer Krebs, über fünfzig Jahre alt, ſympathiſch und intelligent, ſteht am geöffneten Weinſchrank und ordnet Rotweinflaſchen. Eins ſeiner Beine war gebrochen und iſt nach der Heilung zu kurz geblieben. Kellner Fritz trägt Rotweinflaſchen zu. Er hat noch die Morgenjacke an. Übrigens iſt er ein dreißigjähriger Menſch, der eher einem jungen Vikar als einem Kellner gleicht. Frau Krebs, eine ſchlichte bürgerliche Erſcheinung, etwa ſechsunddreißig Jahre alt, kommt vom Flur herein. Sie trägt ein Häubchen über dem ſchlichten Scheitel und ein Schlüſſelbund am Gürtel.

Frau Krebs: Hellmut! — Mann, ſag' mal, weißt du, wo Hellmut iſt?

Herr Krebs: Hinten am Billard iſt er, Emilie.

Frau Krebs geht nach hinten und ruft in der Nähe des Billardzimmers nochmals: Hellmut!

Hellmut tritt, ein Billardqueue in der Hand, aus dem Billardzimmer. Es iſt ein hübſcher, dreizehnjähriger Quartaner.

Hellmut: Und? Du wünſchſt, Mama?

Frau Krebs: Hellmut, du weißt, die Ferien ſind bald zu Ende. Vergiß nicht, daß deine Lateinzenſur gar nicht beſonders iſt. Denke daran, ein bißchen zu arbeiten. — Und dann kannſt du mal einige Rechnungen ausſchreiben.

Hellmut: Sehr gerne, Mama.

Hellmut legt das Queue weg und kommt mit ſeiner Mama nach vorn. Karoline, ein auffällig hübſches, intelligentes Dienſtmädchen, kommt adrett gekleidet, einen kleinen Wäſchekorb im Arm, vom Hausflur herein.

Frau Krebs: Nun, was bringſt du denn, Karoline?

Karoline markiert unterdrücktes Lachen: Ach Gott, Madam, ich habe ja vor Lachen beinahe nicht zur Treppe herunter gekonnt.

Frau Krebs: Nanu!?

Karoline: Das iſt die ganze Wäſche, Madam, die mir der Herr Profeſſor auf Numero vierzehn für die Waſchfrau gegeben hat: zwei ganze Hemdkragen und ein Paar Manſchetten.

Frau Krebs: Das iſt für die vierzehn Tage etwas wenig, die er nun hier im Hauſe iſt.

Herr Krebs am Weinſchrank: Wieviel Manſchetten und wieviel Hemdkragen?

Frau Krebs: Einen Kragen für jede Woche, die der Profeſſor im Hauſe iſt, Mann.

Karoline: Ach, es iſt ja zu komiſch. Heute morgen komm ich herein. Ich ſeh, da iſt alles voll gepanſcht. Er liegt im Bett, und das einzige Hemd, das er hat, iſt über den Ofen zum Trocknen gehängt.

Fritz: Er wäſcht ſeine Hemden immer ſelber.

Herr Krebs beiläufig lachend: Sein Hemde! ſagen wir lieber, Fritz.

Fritz: Er ſagt, er hätte es ſich in Italien angewöhnt, wo ihm die Wäſcherinnen meiſt mit einemmal Waſchen ſeine Wäſche verdorben hätten.

Herr Krebs gutmütig, humoriſtiſch: Demnach ſcheinen ſie ihm alſo in Italien ſämtliche Hemden bis auf das letzte verdorben zu haben. Siehſt du, Mama. Du willſt immer nach Italien gehen. Gelt, Hellmut? Gehn wir lieber nicht nach Italien.

Frau Krebs: Ob denn das Hemd über Nacht auch richtig getrocknet iſt?

Karoline: Mir ſchien es noch ziemlich feucht, Madam.

Frau Krebs: Was will denn der arme Menſch da heut anziehen?

Fritz: Er hat ſich von mir einen Kragen geborgt.

Herr Krebs: Wo ſoll er den Kragen denn feſtknöpfen, Fritz?

Fritz lacht: Ich weiß nicht, Herr Krebs, das iſt ſeine Sache.

Herr Krebs: Denn ich nehme doch an, daß er ſplitterfaſer-nackt im Bette liegt.

Karoline: Er hat ein Katzenfell vor die Bruſt gebunden.

Herr Krebs: Woher weißt du denn das?

Karoline: Fritz hatte zu tun. Da hab ich ihm doch heut morgen den Kaffee ans Bett gebracht.

Frau Krebs: Na, nun halt dich nicht weiter auf, Karoline.

Karoline geht, geſittet lachend, nach hinten zu ab.

Frau Krebs: Wie denkſt du's denn eigentlich bei dem Profeſſor mit der Rechnung zu halten, Mann?

Herr Krebs achſelzuckend: Ja, Gott, was tun? Die Sache iſt kitzlig.

Frau Krebs: Er hat nicht nur bei uns, ſondern auch da und dort bei den Geſchäftsleuten unter den Lauben eine Menge Schulden gemacht. Hat ihm nicht ſogar Johann fünf oder ſechs Mark borgen müſſen?

Fritz: Ach Gott, Madam, nicht bloß Johann!

Frau Krebs: Na na! ich hoffe, Ihr ſeid etwas vorſichtig.

Fritz iſt ſeine Flaſchen losgeworden und entfernt ſich durch die Flurtür im Eifer der Tätigkeit.

Herr Krebs: Wie man's auch macht, iſt's falſch, Emilie. Ich habe mich jedenfalls aufgeſchwungen, und er iſt heute morgen im Beſitz einer Mahnung und überdies der direkten Kündigung.

Frau Krebs: Du kannſt doch nicht fremde Leute durchfüttern.

Hellmut: Er ſagt doch, du ſähſt ſeiner Frau ſo ähnlich. Er will doch von dir ein Porträt machen, Mama.

Frau Krebs: Dummer Junge, was iſt an mir abzumalen!?

Herr Krebs: Warum denn nicht?! Schließlich malt er uns alle durch die Bank auf Leinwand ab. Mit Gewalt vor die Tür ſetzen kann ich ihn nicht.

Frau Krebs: Du kannſt ihm den Standpunkt aber doch klar machen.

Johanniterſchweſter Herta von Schultzen, hübſches, zweiundzwanzigjähriges Mädchen, und Anneliſe Krebs, Tochter der Eheleute Krebs, hübſch, ſiebzehnjährig, fegen Arm in Arm aus den hinteren Zimmern nach vorn.

Frau Krebs: Ach, Fräulein von Schultzen!

Schweſter Herta: Schweſter Herta, wenn ich gefälligſt bitten darf.

Frau Krebs: Sind Sie wieder mal hier in unſerer Gegend?

Schweſter Herta: Nu natürlich! Frau Krebs, man muß doch wieder mal in der alten gemitlichen Schläſing zum Rechten ſehn. Aber, ſag' ich Ihnen: Anneliſe iſt hübſch geworden! Das Mädel iſt ja richtig wie eine

Wachspuppe aus dem Panoptikum. Sie ſtreichelt, mit Anneliſe verſchränkt, deren offenes Haar.

Anneliſe: Denk mal, Herta hat dem Profeſſor Brauer oben Medizin gebracht.

Schweſter Herta: Wie das ſo iſt: Arbeit macht das Leben ſüß, Faulheit ſtärkt die Glieder. Ohne Arbeit langweil' ich mich. Papa lebt ſeinen gewohnten Stiebel fort, und das iſt öde, zum aus der Haut kriechen. Lieber will ich vierzehn Tage lang im Krankenhaus Nachtlicht ſein: ſolche Ferien ſind zu geiſttötend. Da hat ſich Schweſter Herta — wie wird ſie denn nicht! — eben im Schweſternhaus gleich für beſondere Fälle zur Verfügung geſtellt.

Frau Krebs: Siehſt du wohl, Mann, was hab' ich geſagt: der Profeſſor iſt nicht geſund! Es kann ſich verſchlimmern, und wir haben womöglich einen ſchwerkranken Menſchen auf dem Hals.

Herr Krebs zu Schweſter Herta: Was fehlt ihm denn?

Schweſter Herta: Pſt! das iſt Amtsgeheimnis. Der Profeſſer war in der Poliklinik bei Doktor Lattenberg. Wir haben ihm im Schweſternhaus einen Verband angelegt. Den Verband ſollte ich eigentlich heute nachſehen. Aber der Ehrenmann will nicht. Er glaubt wohl, daß ich zum Spaß der Luſt halber komme. Er läßt mich überhaupt nicht ins Zimmer hinein.

Herr Krebs: Ihr Herr Papa iſt dagegen unberufen friſch und kregel, Fräulein Herta. Ich ſehe ihn jeden Morgen beim Frühſchoppen.

Schweſter Herta: Gott, was ſoll ſo 'n alter Haudegen, wie mein Herr Père, anfangen, wenn er nun mal an der Majorsecke prompt geſcheitert iſt. Da geht er ſpazieren, da kehrt er da und dort mal ein, trinkt ſein Glas Rotwein, kannegießert 'n bißchen herum, ſchwärmt von Haarwuchspomade, ſchimpft über ſchlechtes Straßenpflaſter et cetera pp. und dergleichen mehr. Es iſt eigentlich ein Jammer um einen Menſchen, der in Gottes weiter Welt nicht weiß, was er mit ſich anfangen ſoll. Schließlich verfällt er auf Lächerlichkeiten.

Frau Krebs: Aber Fräulein Herta, Ihr Papa!

Schweſter Herta: Das iſt er ja natürlich. Das leugne ich nicht. Aber deshalb: immer friſch, fromm, frei von der Leber weg. Man muß immer im Leben die Wahrheit ſagen. — Sie reißt, ohne die Verſchränkung aufzulöſen, Anneliſe mit ſich ans Fenſter. — Himmel haſt du keine Flinte! Wer war denn das?

Anneliſe: Papa, der iſt ſchon mal bei uns geweſen.

Schweſter Herta: Schmachtlocken bis auf die Schultern herunter. Der Menſch iſt ja ſchöner als ſchön. Da kann ſich doch keiner wundern, wenn ein armes, unverheiratetes Mädchenherz zittert und bebt.

Anneliſe: Komm fort, Herta! Es iſt ein unangenehmer Menſch. Es iſt Schmolcke, Papa. Er hat Augen, die ſpießen ein auf wie mit Stricknadeln.

Die Mädchen eilen, lachend miteinander, nach hinten zu ab.

Johann, der Hausknecht, bringt Handgepäck vom Flur herein. Er hängt einen alten, ſogenannten Hohenzollernmantel an die Haken rechts von der Eintrittstür. Ein großer photographiſcher Apparat, ein Stativ mit Stöcken und Schirmen zuſammengebunden, und eine gewaltige alte, lederne Umhängetaſche werden auf ein Wandtiſchchen niedergelegt. Nun erſcheint, von Krebs und Fritz begleitet, der Photograph Leonhardt Schmolcke. Er iſt ein langer, magerer, zigeunerhafter und bleicher Menſch, der mit ſeinem kohlrabenſchwarzen, ziemlich langgewachſenen Haar, ſeinem die Halsgrube freilaſſenden Umlegekragen ſowie den langen flatternden Schlipsenden einen provinziell-künſtleriſchen Anſtrich hat. Er iſt nicht über fünfunddreißig Jahre alt. Seine Bewegungen ſind lebhaft und zugleich gewöhnlich und großſpurig.

Schmolcke: Das verdammte Sauwetter hat mir wahrhaftig einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ich habe von Berlin aus den Auftrag gekriegt, die Ruine Neuhaus zu photographieren. Als ich von Liegnitz abreiſte, war der Himmel faſt wolkenlos, in zwei Minuten, paſſen Sie auf, wird es gießen und graupeln.

Herr Krebs: Und in den nächſten fünf Minuten kommt dann die Sonne auch wieder 'raus.

Schmolcke: Einen Bittern zunächſt!

Herr Krebs: Fritz, einen Boonekamp: – Sie kommen direkt aus Liegnitz, Herr Schmolcke?

Schmolcke: Atelier Preziosa. Wiſſen Sie nicht, daß ich ſeit Oktober ein Atelier eröffnet habe und in Liegnitz anſäſſig bin? Menſch! Sie haben doch meine Geſchäftskarte. Ich habe doch mindeſtens zweitauſend Karten mit Atelier Preziosa in der Provinz herumgeſchickt.

Herr Krebs: Freilich, freilich. Ich kann mich genau erinnern.

Schmolcke: Atelier Preziosa. Ich habe ſchon in den erſten vier Wochen beinahe die ganze gute Kundſchaft von Liegnitz in der Taſche gehabt. Hernach will ich Ihnen mal meine Bilder zeigen: den Bürgermeiſter! den Oberſtaatsanwalt, Landräte, Schauſpieler, Schulprofeſſoren. Dabei habe ich in der Schnellphotographie eine neue Erfindung gemacht, für die ich in dieſen Tagen Patent kriege.

Herr Krebs: Sie hatten doch mal in der Nähe von Guben 'ne Hühnerzucht?

Schmolcke: Ging nicht! Verkauft! Habe 'n gutes Geſchäft gemacht.

Herr Krebs trocken: Gott ſei Dank, alſo 'n Dummen gefunden.

Schmolcke: I, das will ich nich ſagen. Die Sache war gut. Der Mann kommt durch. Damals war die neue Bahnverbindung nach Breslau noch nicht. Es gibt auch jetzt neuere Brutmethoden.

Herr Krebs: Was macht Ihre Frau? Vorigen Juni, als Sie hier waren, Sie erinnern ſich doch? hatten Sie Ihre junge Frau doch mitgebracht.

Schmolcke: Erinnern Sie mich um Gottes und Chriſti willen an die allergrößte Dummheit meines ganzen bisherigen Lebens nicht! Ich habe manchen Fehlſchlag erlebt, aber dieſer hätte mich bei einem Haar umgebracht. Nun, ich bin ſie los! Gott habe ſie ſelig. — Ich mag nichts ſagen! Stellen Sie ſich bloß ſoviel vor: im erſten Quartal unſerer Ehe, hinter meinem Rücken tauſendzweihundertundſechsundneunzig und eine halbe Mark Schulden: Kleider, Stiefeletten, ſeinen Likör und Konfekt! gemacht — und noch was! läßt ſich ſo einfach nicht ausſprechen! — heidi, holla! 'raus! über Hals über Kopf! Wo wär' ich denn? Ich geh bis ans Reichsgericht. Habe natürlich einen Prozeß am Hals hängen. — Wiſſen Sie übrigens, ob der Landgerichtsdirektor Schorn augenblicklich zu Hauſe iſt?

Herr Krebs: Na gewiß! Er hat wenigſtens geſtern abend, wie immer, hier ſeinen Schoppen Rotwein getrunken.

Schmolcke: Schnell noch 'n Bittern! und dann will ich mal — ich habe nämlich Bilder und eine Empfehlung von ſeinem Schwiegerſohn, Regierungsrat Brauſewetter, mitgebracht... — dann will ich mich mal zu ihm 'rüber verfügen.

Herr Krebs: Der Regen läßt nach! Hab' ich mir gleich gedacht.

Schmolcke: Johann, geben Sie auf die Effekten acht!

Schmolcke geht ſchnell mit Johann durch die Flurtür ab.

Herr Krebs — zur Gattin, die ſich mit Hellmut in einer Fenſterniſche den Anſchein gegeben hat, als ob ſie nicht zuhöre — Du kennſt doch den Mann?

Frau Krebs: Iſt das nicht der, der mal in dem großen Betrugsprozeß wegen der Schwindelmedizin gegen die Kälberruhr was auf den Pelz gekriegt hat?

Herr Krebs — guckt ihm zum Fenſter hinaus nach: — Das iſt Schmolcke, ganz recht! Sieh mal die Leute! Schlachter grüßt, Gemüſeweib grüßt! Droſchke grüßt! Papierhändler grüßt! Apotheker grüßt! Schwupp in die

Apotheke. Na ja, der Apotheker iſt zum mindeſten ſo geriſſen und ſo verrückt, wie der Schmolcke iſt.

Peter Brauer tritt langſam vom Flur her ein.

Peter Brauer: Darf ich ergebenſten guten Morgen wünſchen!

Hellmut: Guten Morgen, Herr Brauer.

Peter Brauer: Danke verbindlichſt — Nähert ſich Frau Krebs mit Reſpekt und Anſtand. — Wiſſen Sie eigentlich gnädige Frau, daß Ihr Sohn ein Malertalent erſten Ranges iſt?

Herr Krebs: Gut geruht?

Frau Krebs: Sie ſcherzen natürlich, Herr Profeſſor.

Peter Brauer, feierlich, überzeugt: Allererſten Ranges, auf Ehrenwort. Er berechtigt geradezu zu den höchſten Hoffnungen. Nein, gnädige Frau, in ſolchen ernſten und wichtigen Dingen zu ſcherzen, wo das Wohl und Wehe eines hoffnungsvollen jungen Lebens auf dem Spiele ſteht, das würde in meinen Augen nicht nur Leichtſinn, ſondern es würde ein Verbrechen, es würde einfach direkt unverzeihlich ſein. — Ausbilden! Laſſen Sie dieſen Jungen ausbilden! Er wird Ihnen Ruhm und Ehre bringen. Es kann nicht ausbleiben, daß er die Welt in Staunen ſetzt, wenn er in gute Hände kommt.

Herr Krebs trocken: Was hat er denn nur verbrochen, Herr Brauer?

Peter Brauer: Er hat mir ein Blatt, was er geſehen hat, dort, die Tauben, wie ſie am Marktbrunnen trinken…

trinken, gen Himmel blicken, trinken! gezeigt. Primitiv, naiv: Talent ungeheuer. Ich habe unter meinen Schülern keinen, der ſo ungeheuer talentvoll iſt.

Frau Krebs: Herr Profeſſor, machen Sie denn da wirklich ſo viel daraus?

Peter Brauer: Lange noch nicht genügend, Frau Krebs! Es iſt keine Kleinigkeit: ein großer Künſtler mehr oder weniger in der Welt. Sehen Sie mal: die Welt iſt in meinen Augen ein armes Bettelweib, der die Kunſt, wahrend ſie in ihrem Elend eingeſchlafen iſt, Brot in die leeren Taſchen tut.

Frau Krebs: Es heißt aber doch, die Kunſt geht nach Brot, Herr Profeſſor. Mein Ideal iſt, wenn ich an Hellmut denke, daß er einen Beruf ergreift, wo er mal ſein beſtimmtes, ſicheres Auskommen hat.

Herr Krebs: Das kann man nun freilich kein Ideal nennen.

Frau Krebs: Weshalb nicht, Mann?

Herr Krebs: Ein Ideal iſt eben kein Ideal, wenn's nicht was Ideales iſt.

Peter Brauer: Ihre Gattin hat aber in ihrer Art vollkommen recht, Herr Krebs. Frauen ſind gleichzeitig ideal und praktiſch. Nun, Hellmut, wir reden noch weiter darüber! — Darf ich um einen Bittern erſuchen!? Finden Sie nicht, daß die Luft heute ſo eigentümlich von Feuchtigkeit geſchwängert iſt? — Er ſchuddert ſich. —

Fritz, der inzwiſchen beſchäftigt war, beſorgt den Boonekamp.

Fritz pfiffig: Herr Brauer, wir haben heut Dielen geſcheuert.

Peter Brauer trinkt den Schnaps. Nachher: Na alsdann! wie man in München ſagt. Übrigens, iſt der Geldbriefträger ſchon dageweſen?

Fritz: Jawohl! Hat aber nichts für Sie gehabt.

Peter Brauer: Es iſt kaum zu glauben, was wir doch immer noch für eine ſchauderhaft bummlige Poſt haben.

Herr Krebs: Fritz, es war aber doch ein Brief angekommen für Herrn Brauer.

Fritz: So?

Herr Krebs: Suchen Sie mal im Regale nach! Ganz ſicher. Möbelhandlung von Carlowitz.

Peter Brauer: Äh. Dieſer Schweinhund kann warten! Da hätt' ich wahrhaftig viel zu tun, wenn ich alle die Bilder malen ſollte, die der Banauſe für ein Lumpengeld von mir gepinxt haben will.

Fritz der den Brief aus dem Briefregale nimmt: Hier iſt der Brief!

Peter Brauer ſteckt den Brief ein: Schafskopf, kann lange warten! Gleich noch einen Schnaps! Ich weiß wirklich nicht, ich hab' ein ſo feuchtes Gefühl auf dem Rücken.

Fritz: Ich ſag's ja, das kommt, weil die Gaſtſtube heute geſcheuert iſt.

Frau Krebs: Fritz, die Gaſtſtube iſt heute ja gar nicht geſcheuert.

Fritz macht Herrn und Frau Krebs ſowie Hellmut Zeichen. Hellmut platzt heraus.

Peter Brauer, väterlich jovial, indem er ſeine Hand auf

Hellmuts Schulter legt: Nun, warum lachſt du, mein braver Sohn?

Fritz heiter, ein wenig dreiſt: Sag' doch, Hellmut, weil heute ſo feuchtes Wetter iſt!

Peter Brauer beugt ſich über den Photographenkaſten, der auf dem Tiſche liegt, lieſt von einem daran gehefteten Schildchen: Atelier Prezioſa, Liegnitz. Leonhardt Schmolcke, Photograph. — Dieſes Großmaul iſt hier? Gott ſoll mich bewahren!

Herr Krebs: Kennen Sie Schmolcke?

Peter Brauer: Leider! Weiter will ich nichts ſagen. Übrigens iſt er Luft für mich.

Herr Krebs: Schmolcke verſteht aber drauf zu laufen.

Peter Brauer: Jawohl, auf dem Seil, von dem ihm doch mal der Sturz entweder rechts oder links in die Hand der Gerechtigkeit ſicher iſt! — Darf ich um meine Rechnung bitten?

Fritz: Herr Brauer, ich hatte geſtern die dritte Wochenrechnung nach oben gebracht.

Peter Brauer: So? Gut. Ich muß ſie wohl überſehen haben. Das muß man ſagen: es gibt keinen zweiten Gaſthof in Schleſien, gnädige Frau, wo man ſo gut wie hier bei Ihnen im Goldnen Lamm aufgehoben iſt. — Er nimmt, nicht am Stammtiſch, Platz und zündet ſich eine Zigarre an.

Herr Krebs nimmt unauffällig am Tiſche Brauers Platz: Nichts für ungut, Herr Brauer. Könnt ich Sie wohl mal auf zwei Minuten ganz unter uns ſprechen?

Frau Krebs: Komm, Hellmut! Wenn du mich brauchſt, Mann, ich bin im Hof, bei der Mangel hinten.

Sie geht mit Hellmut nach hinten zu ab. Jetzt ſind, da auch Fritz augenblicklich im Hinterzimmer beſchäftigt iſt, Brauer und Krebs allein in der Stube.

Herr Krebs: Bitte, Herr Profeſſor, erſchrecken Sie nicht.

Peter Brauer mit ruhiger Würde: Erſchrecken? Mit einem gebildeten Manne zu reden iſt mir unter allen Umſtänden immer angenehm.

Herr Krebs: Ich weiß aber doch nicht, lieber Herr Brauer, ob das Thema für uns beide beſonders erquicklich iſt. Ich denke mir aber, beſſer iſt beſſer. Wir können ja ganz ruhig darüber reden. Beſſer geradezu als hintenherum.

Peter Brauer: Schießen Sie bitte los. Sie ſehen, daß ich gänzlich zu Ihrer Verfügung bin.

Herr Krebs: Herr Profeſſor, ich bin kein reicher Mann ...

Peter Brauer: Ich auch nicht! Bitte ganz ohne Umſchweife. Nehmen wir an, wir ſind beide zwei bürgerlich unbeſcholtene Leute, von denen jeder ſein gutes Auskommen hat.

Herr Krebs: Hm. Nun, möchten Sie nicht Ihre kleine Nota berichtigen?

Peter Brauer: Richtig! Der Kaſus macht mich lachen, Herr Krebs. Erlauben Sie mir eine Gegenfrage: Haben Sie Angſt, daß ich Ihnen durchbrenne? Durchbrenne wegen einer Summe von zweihundertdreißig bis ſechzig Mark? Gehen Sie nur ganz frei heraus mit der Sprache! Was Ihr Provinzleute doch wirklich auf eine unerlaubte

Weiſe mißtrauiſch ſeid. Eigentlich hätt' ich das nicht erwartet von Ihnen. Nun, ich weiß Beſcheid. Ich werde mich danach richten, Herr Krebs!

Herr Krebs: Herr Profeſſor, Sie haben zu mir geſagt, das war vor acht Tagen, Fabrikbeſitzer Kuhfuß hätte bei Ihnen ein Familienbild beſtellt. Nun habe ich mit Herrn Kuhfuß geſprochen. Er weiß von nichts, er . . .

Peter Brauer erregt, leiſe: Bitte, kein Wort weiter. Sie erhalten noch heute nachmittag Ihr Geld. Ich hätte ſollen gleich von Anfang an in den Schwarzen Adler ziehen. Herr Krebs, ein Mann! ein Familienvater! Meine brave Frau iſt die Tochter von einem Oberrechnungsrat. — Er zieht einen Brief. — Hier können Sie leſen, daß mein Sohn bei der Konkurrenz um den akademiſchen Rompreis als Sieger hervorgegangen iſt. Glänzend begabt! Wird im Oktober nach Rom gehen. Herr! wollen Sie etwa behaupten, daß ich ein Zechpreller, daß ich ein Hochſtapler, daß ich kein Gentleman und kein Mann von Ehre bin? Was glauben Sie wohl, würde wohl meine Frau, mein Sohn, meine Tochter, die in den erſten Berliner Kreiſen heimiſch ſind, die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, wenn ſie wüßten, was ihrem ahnungsloſen Papa bei ſeiner harmloſen Studienreiſe in die Provinz begegnet iſt. Man ſoll gar nichts nach ſeiner Heimat fragen! Das hat man davon, wenn man im Winter heuen geht.

Herr Krebs erhebt ſich, mit Achſelzucken: Bedaure! Jeder ſieht, wo er bleibt. Wo ſollt ich da hinkommen, wenn jeder verzehren und keiner etwas bezahlen will!?

Kreistierarzt Zahn, Aſſeſſor Tſchache, Major a. D. von Schultzen treten gemeinſam ein.

Herr Krebs: Moin, meine Herren.

Alle drei: Moin, moin.

von Schultzen: Sehen Sie mal, was ich hier in der Hand habe. — Er zeigt eine Hundeleine und ein Hundehalsband. — Wiſſen Sie, daß mein alter, braver, treueſter Freund, Zimmer- und Jagdgenoſſe —? wiſſen Sie, daß mein alter, ſtichelhaariger Hühnerhund, daß mein unvergleichlicher Nimrod geſtorben iſt?

Herr Krebs erſchrocken: Was?

von Schultzen: Ja, Nimrod iſt tot! Nimrod kehrt nie wieder!

Hellmut: Ach! Sie kamen doch noch vorgeſtern mit Nimrod den Kavalierberg herunter, Herr Major.

von Schultzen: „Iſt ein Schnitter, der heißt Tod, hat Gewalt vom höchſten Gott.“ Das kommt ſchnell, wenn es einmal kommen ſoll. Selbſt unſer Herr Kreistierarzt iſt da ohnmächtig.

Zahn: Der Hund war gut ſeine zwölf, vierzehn Jahre alt.

von Schultzen: Ein ideales Tier jedenfalls!

Die Herren nehmen am Stammtiſch Platz, nachdem ſie Hüte, Mäntel uſw. abgelegt haben.

von Schultzen: Moin, Herr Profeſſor.

Peter Brauer: Gehorſamſter Diener, Herr Major!

von Schultzen: Wie ſind Sie gelaunt? Wird unſer

Skat heute abend fortgeſetzt? Sie konnten doch geſtern wirklich von Glück ſagen.

Tſchache zum Kreistierarzt: Profeſſor Brauer iſt wirklich ein ganz gefährlicher Skatgegner. Spielt ideal!

von Schultzen: Einfach Matador!

Peter Brauer ſchmunzelnd: Sie machen mich ſchamrot, meine Herren. Sie ſetzen mich in Verlegenheit.

von Schultzen: Er bringt uns in Verlegenheit, will er ſagen.

Tſchache: Er bringt uns in Geldverlegenheit.

von Schultzen: Reden Sie nicht ſolche Sachen, Aſſeſſor, man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen.

Peter Brauer: Und wo doch der Dalles, wie die Berliner, die es ja wiſſen müſſen, ſagen, der ſchlimmſte von allen Teufeln iſt.

von Schultzen: Dalles? Pfui Spinne! Wo haben Sie denn dieſes ſtinkige Wort aufgeleſen, Profeſſor? Das riecht ja wie eine faule Fiſchkiſte! — Er läßt ſich ſeufzend nieder. — Armer Nimrod, armer Burſche! Du fehlſt mir entſetzlich! Es iſt gewiß, daß du niemals, auch nur halb ſo, wie das Wort, das der Profeſſor eben gebraucht hat, geſtunken haſt.

Tſchache: Na, wie iſt's mit dem Oyster stew, Herr Krebs?

Herr Krebs: Wenn Sie befehlen, ſo kann es losgehen.

Peter Brauer: Oyster stew?

Tſchache: Spezialität. Sie wiſſen am Ende nicht, daß Herr Krebs acht Jahre lang Küchenchef auf den Schiffen des Norddeutſchen Lloyd geweſen iſt. Oyster stew! delikat, aber koſtſpielig! Machen Sie mit?

Peter Brauer: Wenn Sie meinen! ich will mich nicht ausſchließen.

von Schultzen: Wollen Sie mir die Ehre geben, meine Herren und zum Gedächtnis meines ſelig entſchlafenen Freundes, Kameraden uſw. uſw. Nimrod, bei einer Flaſche Bordeaux und Oyster stew meine Gäſte zu ſein? — Er flüſtert und macht Zeichen mit Fritz, der dann ſogleich Rotwein aufträgt, mit Gläſern für alle. Herr Krebs iſt hinausgegangen.

Tſchache: „Raſch tritt der Tod den Menſchen an.“ — Er ſchmunzelt. — „Es iſt ihm keine Friſt gegeben.“

von Schultzen: Sie ſpotten, Aſſeſſor! Ich kann Sie verſichern, mein Hund war tauſendmal klüger, als mancher Menſch manchmal nicht iſt. Unſer Herr Kreistierarzt wird das beſtätigen. — Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, Profeſſor, ſo darf ich Sie wohl an unſern Tiſch bitten.

Peter Brauer: Mit beſondrem Vergnügen! Danke verbindlichſt.

Er verläßt ſeinen Tiſch und nimmt an der Tafelrunde der Herren Platz.

Zahn: Nimrod hat geradezu in meine Augen hinein ſein Teſtament gemacht.

von Schultzen: Ich könnte Ihnen Geſchichten erzählen. Das Tier hat genau Beſcheid gewußt. Ich habe ihm das Porträt meiner verſtorbenen Frau gezeigt: ſofort Geheul, daß die Wände zitterten. Meine Tochter ſchreibt mir, ſie hat einen böſen Abſzeß am Halſe gehabt — meine Tochter iſt Johanniterin! — ich halte ihm den Brief vor die Schnauze: geradezu ſteinerweichender Ausbruch von Traurigkeit. Meine Herren, Sie lachen! das ſind aber Tatſachen. — Fritz hat die Gläſer vollgegoſſen. — Na, jedenfalls Proſit! — Sie ſtoßen an.

Tſchache: Gott tröſte Sie, lieber Herr Major!

Alle trinken mit Bezug auf den Wein ſehr andächtig.

Peter Brauer legt ein geöffnetes Skizzenbuch vor den Major hin: Erkennen Sie das?

von Schultzen: Donnerwetter, das bin ja doch ich und Nimrod!

Peter Brauer: Leider nur drei, vier flüchtige Skizzen auf dem Spaziergang aufgefaßt. Schade, daß ich den Hund nicht in Öl gemalt habe.

von Schultzen: Warum haben Sie das nicht früher geſagt?

Peter Brauer: Das Tier reizte mich ſeiner Raſſe wegen. Sie wiſſen, die niederländiſchen Maler haben mit Vorliebe Tiere gemalt.

von Schultzen zeigt das Skizzenbuch herum: Mein Hund, wie er leibt und lebt, meine Herrſchaften. Profeſſor, Sie ſind ja ein Tauſendſaſſa!

Peter Brauer: Übrigens hab ich das Tier dermaßen im Kopf: ich werde mal heute nachmittag aus der Erinnerung ſein Porträt machen.

von Schultzen: Um Gottes willen, können Sie das?

Peter Brauer: Ich will es jedenfalls mal verſuchen.

von Schultzen: Und darf man denn hoffen, daß das Porträt dann für Geld und gute Worte zu kaufen iſt?

Zahn: Als Veterinär intereſſier ich mich für Tierbilder. Sind wohl ſehr teuer? Was würde das zum Beiſpiel koſten, wenn man, ſagen wir mal, einen zweijährigen Bullen in Öl malen läßt?

Es entſteht herzliches Gelächter, in das Fritz miteinſtimmt.

Peter Brauer: Sagten Sie zweijährig oder dreijährig?

Zahn, *da neues Gelächter entſteht:* Gott, meine Herren, ich begreife Sie nicht: jedes Ding am Markt muß doch ſeinen Preis haben.

Tſchache: Meine gute Mutter will immer ein Bildnis von meinem ſeligen Vater gemalt haben. Denken Sie, ein Mann in den beſten Jahren, der vor acht Jahren, infolge eines Fliegenſtichs, mitten aus der Karriere herausgeſtorben iſt. Was würde das etwa koſten, ſo 'n Bild?

Peter Brauer: Lenbach ſagt mir, er nimmt dreißigtauſend Mark.

Tſchache: Fritz einen Schnaps! Meine Mutter verzichtet.

Zahn: Sie kennen Lenbach: der lebt doch in München?

von Schultzen *mit Autorität:* Doktor, Lenbach lebt in Berlin!

Peter Brauer: Ich glaube, Sie meinen den alten Adolf Menzel, Herr Major, der neulich vom Kaiſer zur Exzellenz gemacht worden iſt.

von Schultzen: Richtig! Sie haben ganz recht: ich meine Menzel. Das iſt doch der Menzel, der den berühmten Sturm bei Spichern, aus dem Siebziger Kriege, ich glaube im Zeughaus . . .

Peter Brauer: Sie meinen wahrſcheinlich meinen jüngſt verſtorbenen guten Freund Geſellſchap, Herr Major.

von Schultzen: Meinetwegen, Geſellſchap! Wer ſoll ſich denn all dieſe Klexer merken.

Man hört Peitſchenknall und einen Wagen vorfahren. Fritz fliegt ans Fenſter, und Johann, der Hausknecht, reißt die Flurtür auf und ruft herein: „Schnell, Fritz, es iſt der Freiherr, von Dittmannsdorf.“ Er verſchwindet hierauf, und Fritz, ihm nach, eilt ab, um den Gaſt zu empfangen. Die Hotelglocke geht. Die Herren am Stammtiſch haben ihre Köpfe den Fenſtern oder der Tür zugewendet.

Tſchache: Das ſcheint mir der minderfreie Standesherr Traugott von Behaimb zu ſein.

Zahn: Sie meinen den friſchgebackenen Ehemann?

von Schultzen: Die Gattin iſt reichliche Dreißig jünger. Der junge Gatte hat einen Sohn, der bei den Gardeküraſſieren Rittmeiſter iſt. Der andere hat in Südweſt einen Klaps hier oben gekriegt. — Er deutet mit dem Finger auf ſeine Stirn. — Oder iſt womöglich, wenn ich mich recht entſinne, am Schwarzwaſſerfieber draufgegangen.

Tſchache: Seine verſtorbene Frau war bürgerlich.

von Schultzen: Geborene Hahn. Hat aber mehrere große Spinnereien, Bleichereien uſw. mitgebracht. Die Jetzige iſt 'ne geborene von Sandelwald und hat es bei weitem happiger ſitzen: Steinkohlen, Eiſenhämmer et cetera pp. und dergleichen mehr.

Zahn: Man iſt doch ein elender Hungerleider!

Herr von Behaimb und Bankier Lachs treten ein. Herr von Behaimb iſt eine mammuthafte Erſcheinung. Haltung und Kleidung verraten den vornehmen und mehr noch den reichen Mann. Er trägt das Einglas. Seine Perſönlichkeit verbindet einigermaßen den Feudalherrn mit dem Großinduſtriellen, dabei überwiegt eine gewiſſe Weichheit ſeines Weſens die Schneidigkeit. Johann und Fritz helfen gleichzeitig mit größter Befliſſenheit dem Freiherrn aus ſeinem Zobelpelz. Bankier Lachs muß ſeinen Gehpelz allein an den Nagel hängen. Der Bankier iſt eine hohe und ernſte Erſcheinung, dunkler, ans Spaniſche ſtreifender Typ. Feines Schnurrbärtchen, bleiche Geſichtsfarbe. Seine Kleidung vom beſten Schneider, ſein Betragen weich, zurückhaltend, ſicher.

von Behaimb: Moin, meine Herren!

Die Herren am Stammtiſch erheben ſich von den Sitzen.

von Schultzen: Gehorſamer Diener, Herr von Behaimb.

von Behaimb: Finden Sie nicht, meine Herren, daß unſer Schleſien eigentlich ſchon mehr Sibirien iſt? Ich bin nämlich en suite von Nizza mit meiner Frau durchgereiſt und erſt geſtern zu Hauſe angekommen. Dort haben wir bereits ſechsundzwanzig Grad und mehr im Schatten gehabt. Aber bitte ſich nicht zu inkommodieren. — Er tupft ſeinen wohlfriſierten Kopf und bürſtet den auf franzöſiſche Art kurzgehaltenen, ſchon ergrauten Bart mit einem eleganten Bürſtchen.

von Schultzen: Ah! Sie waren in Nizza?

von Behaimb: Nizza, Monte Carlo, Cannes, da herum. Meine Frau iſt zart. Sie hat die Zeit von ihrem neunten bis ſiebzehnten Jahre Winter für Winter mit ihrer Mama in Mentone zugebracht. Unſer nördliches Klima macht ſie ſchwermütig. — Fritz hat Stühle an den Stammtiſch gerückt.

von Behaimb, in Begriff Platz zu nehmen: Geſtattet? — oder ſtören wir Sie, meine Herren?

von Schultzen: Aber bitte recht ſehr. Nicht im allergeringſten. — Ich ſtelle Ihnen, wenn Sie geſtatten, Akademieprofeſſor Peter Brauer, Aſſeſſor Tſchache und den Herrn Kreistierarzt . . .

von Behaimb, reicht dem Kreistierarzt die Hand: Danke verbindlichſt. Wir kennen uns ſchon. — Darf ich dagegen Herrn Bankier Lachs mit Ihnen bekannt machen?

Peter Brauer, ſich vorſtellend: Brauer!

Lachs: Lachs!

von Schultzen: Herr Lachs. — Er reicht ihm die Hand. — Haute finance und Kunſtmäzenas unſerer Stadt, von Perſon bekannt, und das zwar rühmlichſt. Übrigens, meine Herren, Sie fallen da mitten in einen ſolennen Trauerſchmaus. Gleich wird Herr Krebs mit Oyster stew anrücken. Es iſt keine Kleinigkeit, wenn ein alter Soldat und Witwer ſeinen letzten Kameraden verlieren muß.

Lachs: Sie haben Ihren Nimrod verloren?

von Behaimb: Gott ſei Dank! ich fürchtete ſchon, Ihrer Tochter wäre was zugeſtoßen.

von Schultzen: Meine Tochter verbringt auf meine Veranlaſſung bei mir eine längere Ferienzeit, und ich habe ... es geht ihr gut, bis auf Symptome von Überarbeitung, aber mein Nimrod iſt von mir geſchieden! . . . ich habe, ſage ich, bei Gelegenheit der Krankheit meines Nimrod den Schweſternberuf, dem ſie ſich eigenſinnigerweiſe ergeben hat, wirklich erſt richtig ſchätzen gelernt.

von Behaimb da Fritz je ein Weinglas vor Lachs und Herrn von Behaimb ſtellt: Bitte mir zu verzeihen, wenn ich verzichten muß. Bin ärztlicherſeits zur Entſagung gezwungen. Wenn Sie geſtatten, nehme ich in Ihrer Geſellſchaft ein Glas Mineralwaſſer und ein Butterbrot.

von Schultzen: Ich hoffe nicht indiskret zu ſein, wenn ich mir zu fragen erlaube, ob das Gerücht auf Wahrheit beruht, daß Sie Schloß und Domäne Penzig gekauft haben?

von Behaimb: Vor noch nicht zwanzig Minuten iſt mit Hilfe meines Herrn Anwalts und meines Herrn Bankiers der Kauf der Herrſchaft perfekt geworden. Das Schloß iſt nichts wert, außer, daß meine Frau eine hübſche Erinnerung daran von einem Geburtstagsfeſt des Prinzen Max, aus ihrer früheſten Kindheit, hat. Ich will meine Oldenburger dahin legen.

Zahn: Ihr ganzes Oldenburger Geſtüt, das augenblicklich in Bernsdorf iſt?

von Behaimb nickt: Der dreihundert Morgen Wieſen wegen.

von Schultzen: Wird Ihr älteſter Herr Sohn heuer in Hoppegarten wieder mitreiten? Er hat ja, wie ich in den Sportblättern las, im vorigen Jahr eminente Erfolge gehabt.

von Behaimb: Auf Uarda. Das iſt meine engliſche Fuchsſtute, merveillöſes Pferd! Hat leider beim letzten Rennen Sehnenentzündung davongetragen, muß Frühjahrsſaiſon im Stalle ſtehn. — Es iſt etwas kühl hier, meine Herrſchaften.

Peter Brauer: Feuchtkalt, ganz recht! Fritz, laſſen Sie doch etwas ſtärker einheizen!

Lachs: Ich habe Sie von meinem Bureau aus beobachtet, Herr Profeſſor. Ich habe Sie bei unſerem hübſchen alten Neptunsbrunnen auf dem Markte zeichnen ſehn.

Peter Brauer: Ich mache mit Vorliebe Architekturſtudien.

Lachs: Der alte Ring mit ſeinen Lauben und gotiſchen Giebeln iſt eine Sehenswürdigkeit.

von Behaimb: Aber eine beinahe noch größere iſt ein wirklicher Maler, Herr Profeſſor, wie Sie mir glauben können, denn ich war ſelbſt einmal Landrat hier, auf offenem Markt, in der Nähe des Landratsamts.

Peter Brauer: Dafür bin ich auch geſtern beinah arretiert worden! — Die Herren brechen in herzliches Lachen aus. — Ohne Spaß: ein Mann des Geſetzes in Uniform fand meine Tätigkeit verdächtig. Es half nichts, ich konnte dem braven Polizeiorgan den kulturellen und friedlichen Sinn meiner Tätigkeit nicht begreiflich machen. Ich mußte den Platz wechſeln, denn ich bildete mit meiner Staffelei in ſeinen Augen eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit. — Die letzten Worte Brauers ſind von zunehmendem Gelächter begleitet worden. Hierdurch ermutigt, fährt Brauer fort. Übrigens hat ſich der Mann, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ein Verdienſt um die Kunſt erworben. Nämlich, meine Herren, vom Marktplatz dieſer guten Stadt verjagt, begab ich mich, um Ruhe zu haben, ins Freie hinaus. Da wollte aber mein gutes Geſchick, daß ich in die Nähe des herrlichen, altertümlichen

Schloſſes und Parkes Penzig geriet, und da hatte ich denn einen dermaßen anziehenden, im allerhöchſten Grade maleriſchen Gegenſtand, daß ich darüber mein Mißgeſchick gänzlich vergeſſen habe und einige Studien aufnehmen konnte, die ſo ziemlich das Beſte, was ich jemals gemacht habe, geworden ſind.

von Behaimb: Penzig? Was ich eben gekauft habe, Herr Profeſſor?

Peter Brauer: Ja! Ich höre! und gratuliere dazu.

Herr Krebs ſelbſt, aſſiſtiert von Fritz, bringt das Oyster stew herein. Es wird auf der bloßen Tiſchplatte ſerviert.

Gleich darauf tritt mit großen Schritten und anſpruchsvollen Bewegungen, im Rücken Brauers, und ohne von dieſem bemerkt zu werden, der Photograph Leonhardt Schmolcke wiederum ein. Schmolcke nimmt an einem der Nebentiſchchen Platz, zieht ein gewaltiges, in Leder gebundenes, abgenutztes Notizbuch und vertieft ſich in Rechnungen, dabei mit ſcharfen, verſtohlenen Blicken den Stammtiſch beobachtend.

Herr Krebs: Untertänigſter Diener, Herr von Behaimb!

von Behaimb: Guten Morgen, Herr Krebs!

Herr Krebs immer mit dem Arrangement des Tiſches beſchäftigt: Das iſt eine ſeltene und ganz beſondere Ehre für mich. — Zur Tafelrunde: Sollen wir nicht ein Tiſchtuch aufdecken?

von Schultzen: Bewahre! Das würde gegen die Grundprinzipien unſeres frugalen Frühſchoppens ſein.

von Behaimb: Sie kochen noch immer ſelbſt, Herr Krebs?

Herr Krebs: Wenn ich ganz ſicher ſein will, daß meine Gäſte zufrieden ſind.

Lachs: Wie Herr Krebs das anſtellt, bleibt mir ein Rätſel; denn es kommt mir vor, beſonders an Markttagen, als ob Sie gleichzeitig in der Küche und an jedem der vollbeſetzten Tiſche zur Verfügung ſtehen.

Herr Krebs: Gewohnheit! Ich habe bei ſchlechtem Wetter zur See oft unter weit ſchwierigeren Umſtänden kochen müſſen.

von Schultzen: Ich finde, man macht uns Schleſiern ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß wir im allgemeinen rückſtändig ſind.

Tſchache: Dieſes Oyster stew iſt nicht rückſtändig.

Peter Brauer: Menzel iſt Schleſier, der Äſthetiker Kuno Fiſcher iſt Schleſier.

Zahn: Ich habe mir ſagen laſſen, daß Schleſien das Hauptkontingent zu unſerer Marine ſtellt, was doch gewiß auf Intelligenz deutet.

von Behaimb: O ja! Es gibt allerdings in Schleſien auch ein ganz beſonderes, ſeit Jahrhunderten ſitzengebliebenes Philiſtertum.

Peter Brauer: Holtei war Schleſier! Eichendorff!

Lachs: Iſt Ihnen Eduard Schaubert bekannt? Dieſer Mann ſchrieb lange vor Gottfried Semper über die Polychromie der griechiſchen Bauten und Kunſtwerke. Er hat früher als Ottfried Müller in Athen gelebt und das neue Athen, auf klaſſiſchem Boden, iſt nach ſeinen architektoniſchen Plänen angelegt.

von Behaimb: Waren Sie ſelbſt jemals in Athen?

Peter Brauer: Nein, ich bin nur in Rom geweſen!

von Schultzen:
Tſchache: } Ah, Sie waren in Rom!?
Zahn:

Peter Brauer feſt: Ja, ich war in Rom, obgleich meine künſtleriſche Neigung mehr nach den Niederlanden, den Hals und den Rembrandts und „fern im Süd das ſchöne Spanien!“ auf Velasquez gerichtet iſt.

Schmolcke bekommt einen etwas herausfordernden Huſtenanfall.

von Behaimb mit ſcharfer Wendung des Kopfes nach dem Photographen: Wer iſt der Herr?

Schmolcke da alle Herren, mit Ausnahme Brauers, ihm die Geſichter zuwenden, grüßt, indem er ſich halb vom Sitze erhebt.

von Behaimb ablenkend: Ja, von was ſprachen wir doch?

Lachs: Über zwei der größten Themen der Weltgeſchichte: Rom und Griechenland.

von Schultzen hebt ſein Glas gegen von Behaimb: Geſtatten Sie, daß ich auf Penzig anſtoße!

von Behaimb: Ich danke verbindlichſt. A propos, Herr Profeſſor, Penzig! — Sie waren in Rom, nicht in Griechenland! — Richtig! Sie ſagten, Sie hätten von Penzig, Schloß und Park, gewiſſe Anſichten aufgenommen. Ich würde ganz gern meiner Frau einen Spaß machen. Könnte man eins dieſer Bilder ſehen?

Peter Brauer: Ich würde, wenn es nicht anmaßlich wäre, Exzellenz, mir mit größtem Vergnügen die Ehre geben, Ihrer Exzellenz, der gnädigſten Frau, dieſe beſcheidenen Veduten zu widmen.

von Behaimb: Wo denken Sie hin! Bin äußerſt verbunden, Herr Profeſſor. Übrigens einen Anſpruch auf den Exzellenztitel haben wir, meine Frau und ich, leider nicht. — Nein! Aber auch Raphael, der Fürſt, der Maler, hat ſeine Kunſtwerke nicht umſonſt gemalt. Vielleicht könnten wir uns darüber einigen?

Peter Brauer erbleichend: Ganz wie Sie belieben. Ich ſtehe zu Dienſten. Fritz . . .! — Er erhebt ſich. — Doch da müßt ich wohl allerdings ſelber gehen.

von Behaimb: Um Gottes willen, es eilt nicht, Verehrter. —

Etwas fällt zur Erde und rollt über den Fußboden.

von Schultzen: Meine Herren, war das der Knopf meiner Krawattennadel? Verzeihung! oder iſt mir ſonſtwo ein Knopf abgeplatzt?

Wiederum fällt etwas zur Erde.

Tſchache: Noch einer! Ich unterſuche mich auch eben.

Zahn: Ich bin komplett! Es war mir aber, als wäre was auf die Erde gefallen.

von Schultzen: Zweimal! Das zweite Ding iſt durchs ganze Zimmer gerollt.

von Behaimb: Meine Herren, es gibt doch keine Knopfepidemien. Glauben Sie denn, daß jemand ohne Grund auf einmal ſämtliche Knöpfe ſeines Anzuges verlieren wird?

Peter Brauer dem beim Aufſtehen die Knöpfe von der

Weſte geſprungen ſind, erbleichend und mit ſchwankender Faſſung, aber mit entſchloſſenem Verſuch zum Humor: Es hat ſeine Gründe, Herr von Behaimb. Künſtler auf Reiſen ... von jeher ...

Fritz der die Knöpfe gefunden hat, reicht ſie dem Profeſſor: Sind das Ihre Knöpfe, Herr Profeſſor?

Peter Brauer gezwungen unbefangen: Kann möglich ſein, daß es meine ſind. Die Herren brechen in lebhaftes Gelächter aus.

Peter Brauer indem er wieder Platz nimmt und ſeine Verlegenheit durch einige Schlucke aus ſeinem Glas maskiert: Ich werde zu dick. Meine brave Frau kocht mir zu fette Suppen. Nun, ich habe den Feldzug Siebzig mitgemacht, und bei dieſer Gelegenheit habe ich, obgleich ich keinen Menſchen darum gebeten hatte, einen bleiernen Knopf geſchenkt bekommen, ein kleines Malheur, das mir noch jetzt irgendwo zwiſchen den Rippen ſitzt. Lieber will ich ein Dutzend verlieren, als noch einen zweiten von dieſer Sorte geſchenkt bekommen.

von Schultzen: Was, wir ſind alte Kriegskameraden?

Peter Brauer: Ich kann mich rühmen, ich habe die deutſche Einheit bei Spichern und vor Paris miterkämpft.

von Schultzen: Sie haben den Siebziger Feldzug als Offizier mitgemacht?

Peter Brauer: Landwehrunteroffizier. Später wurde ich Feldwebel.

von Schultzen: Haben wir außer uns beiden noch einen alten Siebziger Kameraden unter uns?

von Behaimb: Ich bin leider nicht vor dem Feinde geweſen. Habe dagegen eine im höchſten Grade müßige Zeit als Adjutant des Feſtungskommandanten von Spandau zugebracht. — A propos, Herr Profeſſor, ich betrachte es eigentlich als Fügung des Schickſals, daß ich mit Ihnen zuſammengetroffen bin. Wir ſind nämlich für halb zwei Uhr auf das Kataſteramt beſtellt und wußten, offen geſtanden, nicht recht, was mit der Zwiſchenzeit anfangen. Auf dieſe Weiſe habe ich den Vorzug Ihrer Bekanntſchaft gehabt. Ich möchte mir eine Frage erlauben. Aber bitte mir zu verzeihen, wenn ich mich ungeſchickt ausdrücken ſollte: wiſſen Sie zum Beiſpiel auch mit Wandmalereien Beſcheid?

Peter Brauer: Ich denke doch. Ich habe al fresco gemalt und außerdem bereits als Schüler meines unvergeßlichen Lehrers Löwekuhl bei den Wandmalereien im Meißner Schloſſe mitgeholfen.

von Behaimb: Im Park zu Penzig iſt nämlich ein kleiner Gartentempel, der meiner Frau aus ihrer Kindheit beſonders in Erinnerung geblieben iſt. Das Ding iſt verfallen, aber ich will es erneuern laſſen. Ich würde viel darum geben, wenn ich es etwa zu Mitte Juli, zum Geburtstage meiner Frau, innen mit gefälligen Malereien geſchmückt und überhaupt möglichſt wieder inſtandgeſetzt ſehen könnte. Ähnlich ſo, wie es geweſen iſt.

Peter Brauer erbleichend, aber doch beherrſcht: Iſt es das Tempelchen mit der Äolsharfe?

von Behaimb nickt: Die ebenfalls durch eine neue erſetzt werden muß.

Peter Brauer: Es iſt ein kleiner Schinkelſcher Kuppelbau. Das Dach iſt mit einer Urne gekrönt, aus der Flammen lodern. Wiſſen Sie, daß ich mir geſtern nicht verſagen konnte, in den Park einzudringen und um dieſes wahre Juwel der Architektur vier-, fünfmal herumzugehen.

Lachs: Es wimmelt dort alles von Himmelſchlüſſeln.

Tſchache lachend: Was, Sie intereſſieren ſich auch für Himmelſchlüſſel?

Lachs lachend: Im Frühjahr mitunter.

Tſchache: Ich glaubte, Sie hätten als Bankier nur mit Schlüſſeln zu feuerſicheren Schränken zu tun?

von Behaimb zu Brauer: Kurz: würde Zeit und Neigung es Ihnen geſtatten, ſich der Renovation des Tempelchens anzunehmen, womöglich die Kuppel ſelbſt auszumalen? Oder mir einen Wink zu geben, wie die ſtilgerechte Ausſchmückung des kleinen Raumes zu bewerkſtelligen iſt?

Peter Brauer erhebt ſich, wird ſehr bleich, ſtarrt blöde um ſich: Verzeihung. — Ich leide mitunter an Herzklopfen.

von Behaimb: Nur keine Ausflüchte. Die Sache ſcheint nicht nach Ihrem Geſchmack zu ſein.

Peter Brauer: Ganz im Gegenteil, ich . . . ich . . . ich begrüße ſie, Herr von Behaimb. Ich bitte mich nicht mißzuverſtehen. Ich bin durchaus zu Ihrer Verfügung, vorausgeſetzt . . . vorausgeſetzt, daß mir vollkommen freie Hand bei der Arbeit gelaſſen wird.

von Behaimb: Dann möchte ich Sie am liebſten bitten

— vielleicht intereſſiert es auch Herrn Lachs, ſeine Schneeglöckchen wiederzuſehen! — mit mir in meinen Wagen zu ſteigen und an Ort und Stelle Genaueres zu verabreden.

Peter Brauer: Ich ſtehe zu Dienſten. Ich bin bereit.

Schmolcke *deſſen Unruhe ſich geſteigert hat, laut:* Entſchuldigen Sie, Herr Brauer, kennen Sie mich?

Peter Brauer *abweiſend:* Ich kann mich im Augenblick nicht erinnern.

Schmolcke: Sie haben vor ſechs oder ſieben Jahren Kreideporträts nach Photographie, das Stück zu zehn Mark, wenn Sie ſich vielleicht erinnern können, für mein Geſchäft gemacht.

Peter Brauer: Deſſen kann ich mich nicht erinnern.

Schmolcke: Doch, doch! Wir haben damals noch wegen dem Porträt des Streckenwärters Griegoleit, das nicht ähnlich war, und das mir zurückgewieſen wurde, Krach gehabt.

Peter Brauer: Mein Herr, es ſcheint, daß Sie mich verwechſeln!

Schmolcke: Peter Brauer verwechſeln? Perſon und Namen? das geht wohl nicht! Damals wohnten Sie noch Breslau, Kupferſchmiedſtraße, vierter Stock, Hinterhaus. Es war das Gebäude, in dem ſpäter die Treppe von oben bis unten zuſammenfiel und die Frau eines Käſehändlers und der kleine Junge aus dem Pommerſchen Laden nebenan erſchlagen wurden.

Peter Brauer: Was wünſchen Sie eigentlich, ſagen Sie mal?

Schmolcke: Gott, wir ſind doch Kollegen, was ſoll ich ſonſt wünſchen?

Peter Brauer: Soviel ich an Ihrem Guckkaſten ſehe, ſind Sie doch Photograph. Ich bin Kunſtmaler!

Schmolcke: Ich habe mit Pinſeln und Ölfarbe mindeſtens ebenſoviel als Sie zu tun gehabt.

Peter Brauer kurz abgewendet: Was mir durchaus höchſt gleichgültig iſt.

Schmolcke: Ich habe mit Palette und Pinſeln hantiert...

Peter Brauer: Hantieren Sie: aber ich bin nicht Ihr Pinſel!

Unterdrücktes Gelächter am Stammtiſch. Es entſteht eine kleine abwartende Stille.

Schmolcke: Aha! Man ſpielt ſich auf! Man erinnert ſich nicht! Man will auf den Photographen herabblicken. Ich habe vielleicht augenblicklich bereits die größte Erfindung des Jahrhunderts gemacht. Ich bin der farbigen Photographie auf die Schliche gekommen. Außerdem iſt es noch ſehr die Frage, wer von uns beiden beſſere Ölbilder liefert.

Peter Brauer: Sie liefern! Ein Künſtler liefert nicht!

Schmolcke: Wiſſen Sie denn, daß ich dem Geheimnis, nach dem die Alten ihre Farben miſchten, auf die Spur gekommen bin?

Peter Brauer: Nein! Iſt mir noch nicht bekannt geworden.

Schmolcke: Nach welchem Verfahren reiben Sie Ihre Farben ein?

Peter Brauer: Wollen Sie mich vielleicht examinieren?

Schmolcke: Kaufen Sie fertige Farben in Tuben oder reiben Sie ſelbſt Ihre Farben ein, und machen Sie das mit Öl oder mit Eidotter?

Peter Brauer: Mit Eidotter! Das heißt, ich nehme vielmehr dazu einen gelben, noch naſſen, eben ausgeſchlupften Gockelhahn!

Der Stammtiſch bricht in unaufhaltſames Gelächter aus. Brauer wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn.

Tſchache: Dies war alſo endlich einmal eine veritable Kunſtdebatte, wie ſie am Stammtiſch im Goldnen Lamm ſonſt nicht üblich iſt.

von Schultzen: O bitte: Siegesallee! Erinnern Sie ſich an die große Siegesallee-Diskuſſion, die wir am 3. Mai vor zwei Jahren mit dem liberalen Stadtbaurat aus Breslau hatten? Heute treten wir allerdings mehr in die Intimitäten der Gilde ein.

Schmolcke: Gut, Sie ſtellen ſich, als ob ich Ihnen ganz fremd wäre. Sie haben wohl Ihre Gründe dafür? Ganz wie Sie wollen, mir liegt nichts daran. Höchſtens könnten Sie mir gelegentlich ſchriftlich zwei Fragen beantworten: wann Sie in Rom waren, und wann Sie Profeſſor geworden ſind? Es eilt nicht! Es hat Zeit! Ich frage nur beiläufig.

Peter Brauer: Bitte, meine Herren, laſſen Sie uns unſere Unterhaltung fortſetzen. Es iſt mir unendlich peinlich, daß ich Anlaß — bitte einen anderen Gaſt, Herr Krebs! — daß ich der Anlaß für die ungehobelten, ſinnloſen

Angriffe dieſes fliegenden Photographen geworden bin, und daß wir hier dieſe Störung erleiden.

Schmolcke iſt aufgeſprungen, hat eine Mappe mit großen Photographien geöffnet, nähert ſich damit dem Stammtiſch und legt, ohne daß es jemand verhindern kann, jedem der Herren eine von ſeinen Photographien vor: Was heißt fliegend? Sie ſind auch fliegend! Gute Photographien ſind beſſer wie ſchlechte Bilder. Das Stück zwei Mark: Landſchaften! Häusliche Aufnahmen! Sportbilder! Das iſt Rittmeiſter Schenk auf ſeiner Rappſtute Lucia von Lammermoor. Das iſt ein Verein. Das ſind Herrenhausmitglieder, die ſeinerzeit der Herzog von Trachenberg einlud ... — zu von Behaimb: — ich weiß ſehr wohl, daß Sie erbliches Herrenhausmitglied ſind, Herr von Behaimb.

von Behaimb abweiſend: Bedaure! Intereſſiert mich nicht!

Schmolcke: Ich bin mit den meiſten der Herren bekannt. Bitte die Herren, wollen die Herren ſich die Bilder durchſehen? — Er geht zurück an ſeinen Tiſch und nimmt Hut und Radmantel vom Haken. — Bitte ganz ohne Umſtände. Sie werden finden: die Photographie iſt inzwiſchen zu einer wirklichen Kunſt geworden. Bitte, es hat Zeit. Ich muß leider fort. Ich habe auf dem Gericht zu tun. — Im Begriff zu gehen, wendet er ſich nochmals: — Wie wollen Sie es denn anfangen, eine Kuppel und runde Wände auszumalen, wenn ſie in bezug auf die neueſten Errungenſchaften der Technik nicht auf dem Laufenden ſind?

Peter Brauer: Herr! Bin ich vielleicht nicht auf dem Laufenden!?

Schmolcke: Nein! Weil Sie in der Chemie nicht bewandert ſind.

von Schultzen ſchlägt auf den Tiſch und ſpringt auf, krebsrot im Geſicht: Donnerwetter, Herr! jetzt reißt's mir die Strippe. Beſpritzen Sie doch, in drei Deibels Namen, Ihre Wände mit Chemikalien oder mit was Sie ſonſt wollen nach Herzensluſt. Bloß uns nicht! Wir ſind nicht Ihre Wand! Ich bitte, uns nicht als Wand zu betrachten!

Schmolcke erbleicht, will parieren, duckt ſich aber, Krebs bugſiert ihn mit ſanfter Gewalt zur Tür hinaus.

von Schultzen: Bitte ſehr um Verzeihung, Herr von Behaimb! — Fritz, befreien Sie uns von dieſen Papierfetzen! — Fritz räumt die Photographien weg und legt ſie auf Schmolckes verlaſſenen Tiſch. — Ich bin nämlich zu wenig kunſtverſtändig! — Der Ton dieſer Leute paßt mir nicht.

von Behaimb erhebt ſich: Meine Herren, Herr Lachs, wir müſſen jetzt aufbrechen! Dieſe armen Hungerleider von herumziehenden Photographen ſind hier herum eine üble Landplage. Man weiß manchmal nicht, wie man ſich ihrer erwehren ſoll.

von Schultzen: Ich kenne kein Mitleid mit ſolchen Leuten.

von Behaimb: Alſo werter Profeſſor: Sie kommen mit!

Peter Brauer nach peinlicher Spannung erlöſt: Eine Fahrt nach Penzig: gern einverſtanden.

von Behaimb: Adieu, meine Herren! leben Sie wohl, Herr Krebs!

Von Behaimb läßt Brauer vorangehen, der Mantel und Kalabreſer genommen hat, Lachs folgt. Alle drei mit Krebs und Fritz ab, die den Herrſchaften bis zum Wagen das Geleit geben.

Tſchache: Da hat ja unſer ſogenannter Profeſſor einen recht gediegenen Fang gemacht.

von Schultzen: Wieſo denn Fang?

Tſchache: Lediglich gleichnisweiſe.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Im Mittelgrunde die doriſche Faſſade des weißen Floratempelchens auf einem von Buchen gekrönten Raſenhügel im Park zu Penzig. Ein gepflegter Gartenweg endigt auf dem Kiesplatz vor dem Tempel. Am Fuße des kleinen Hügels iſt unter Büſchen ein hübſcher, architektoniſcher Brunnen, genannt Roſalienquelle; über einem halbrunden Becken, von zwei ſchlanken Säulen flankiert, unter einer harmoniſchen Giebelkrönung, befindet ſich eine Inſchriftentafel. Alles im Empiregeſchmack. Ein Rohr, aus der Steintafel tretend, gibt friſches Waſſer.

Auf der runden Kiesterraſſe vor dieſem Brunnen ſteht ein weißer, runder Tiſch, umgeben von einer halbrunden Gartenbank und einigen Gartenſtühlen. Auf der Bank ſitzt Peter Brauer in Hemdsärmeln, raucht aus einer Tonpfeiſe und lieſt Zeitung. In ſeiner Nähe arbeitet der kleine Hellmut Krebs an einer Feldſtaffelei. Der etwa fünfzigjährige Arbeiter Neumann iſt um den Tempel beſchäftigt. Er iſt mit Farbſpritzern bedeckt und rührt in verſchiedenen mit Farbe gefüllten Eimern, die auf den Stufen des Tempelchens ſtehen. Zuweilen tritt er in den Tempel und erſcheint dann wieder. Schöner Junivormittag.

Peter Brauer: Hellmut!

Hellmut: Jawohl.

Peter Brauer: Willſt du mir den Gefallen tun und mal meinen Stiefel auf den Tiſch ſetzen?

Hellmut: Ihren Stiefel, Herr Brauer?

Peter Brauer: Ich meine den gläſernen, der in der Roſalienquelle zum Kühlen ſteht.

Hellmut: Ach ſo, Herr Brauer, jetzt weiß ich ſchon. — Er hebt aus dem Becken der Roſalienquelle ein großes, ſtiefelförmiges Glasgefäß, in dem ſich der Reſt einer Bowle befindet. Ein Waſſerglas, das er vom Rande der Quelle nimmt, ſetzt er ſpäter neben dem Stiefel auf den Tiſch.

Peter Brauer den Stiefel ergreifend, den Bowlenreſt betrachtend: Sic transit gloria mundi. — Er gießt ein. — Der Tag wird heiß! Nun gar meine Ungeduld! Damit kann ich, und wenn ich auch nochmal Waſſer drauf gieße, bis heut abend unmöglich auskommen. Neumann!

Neumann: Wird ſein?

Peter Brauer: Machen Sie ſich mal die Pratzen ſauber und holen Sie mir aus dem Gerichtskretſcham vier oder fünf Flaſchen, Sie wiſſen ſchon, Grüneberger Schattenſeite, das Zeug, das für meinen Malerbrand ſo geeignet iſt.

Neumann: Herr Profeſſor, kennt mr denn nich a biſſel arbeeten?

Peter Brauer: Kann ſein, daß mich der Wein wieder bißchen in Stimmung verſetzt. Ich kann mich nämlich von dem Gedanken immer noch nicht ganz losmachen, daß heute mein Sohn, mein Erwin, kommt. Das macht mich kribbelig. Das macht mich unruhig. — Nehmen Sie Terpentin, Neumann, wenn die Ölfarbe nicht von den Fingern geht: aber ich habe Durſt, laſſen Sie mich nicht lange warten! — Übrigens, mein Chronometer iſt ſtehengeblieben. Fragen Sie doch gleich mal mit beim Maurerpolier drüben im Schloß, wie ſpät es iſt!

Neumann: Der werd mir was nieſen. Der ſagt hechſtens: Zeit, daß ihr mit eurer Schmiererei endlich fertig werd.

Peter Brauer: Was? Glaubt denn der Eſel, ich bin 'n Konzertmaler? Haben Sie mir denn übrigens eine bequemere Steigeleiter 'rangeſchafft?

Neumann: Nu ganz natierlich doch! Die aus n' Warmhauſe.

Peter Brauer zu Hellmut: Ich weiß nicht, woran es liegt, aber das Klettern auf das Gerüſt macht mir in letzter Zeit immer ein bißchen Schwierigkeit.

Neuman geht ab. Drei Dorfkinder erſcheinen, die in einem Körbchen Waldmeiſter bringen.

Peter Brauer: Hallo! habt ihr da wieder friſchen Waldmeiſter?

Erſtes Kind: Mutter ſchickt uns, Herr Brauer. Jawohl.

Peter Brauer: Was nutzt das ſchlechte Leber, Hellmut. Meinſt du nicht auch, daß ein ſaurer Grüneberg mit etwas Farin und etwas Waldmeiſter ſchließlich kein allzu teures Vergnügen iſt? — Er nimmt ſechs oder acht Bündel Waldmeiſter aus dem Körbchen und legt ſie vor ſich auf den Tiſch. — Kommt meine Bagage, um ſo beſſer! Wart' ich wieder umſonſt, nun, ſo iſt wenigſtens für einen gelinden Tröſter vorgeſorgt. Hier iſt eine Mark. Grüßt eure Mutter, Kinder.
Die Kinder ab.

Hellmut: Schweſter Herta ſagte doch, daß Ihnen unſer Doktor das Trinken verboten hat.

Peter Brauer: Er hat mir auch das Rauchen verboten. Aber wehe dir, Hellmut! ... Verrat' mich nicht! Wir ſind Kameraden. Was wiſſen die Ärzte? Wir ſind zwei fidele Malersleut'. — Siehſt du, das Frühjahr erſchlafft mich 'n bißchen: ſonſt hätt' ich vielleicht können mit den Bildern da drin etwas weiter ſein.

Neumann kommt wieder, mit Flaſchen beladen.

Neumann: Im Gerichtskretſcham is a Photograph, der hat mich nach Ihn gefragt, Herr Profeſſor.

Hellmut: Es iſt Schmolcke. Er war geſtern auch wieder bei uns drüben.

Peter Brauer: Kork' mal die Flaſche auf, Hellmut! Was geht uns Schmolcke an. Als Gaſtwirtsſohn und künftiger Beſitzer vom Goldenen Lamm mußt du auf dieſem Gebiet doch bewandert ſein.

Hellmut: Wenn ich durchbrennen ſoll: ich werde auch Maler. — Er geht ab.

Peter Brauer: Ich bin meinem Vater auch durchgebrannt. Genie frißt ſich durch meterdicke Wände.

Der fünfundzwanzigjährige, ſchwachſinnige Graf Edwin in öſterreichiſchem Jagdkoſtüm, Gamsſtutz und bloße Knie, ſpringt hervor und knallt eine Zündblättchen-Kinderpiſtole auf Brauers Bruſt ab.

Peter Brauer: Pardauz, Herr Graf! mauſetot geſchoſſen! — Er fährt fort, den Stiefel unter dem Brunnen auszuſpülen.

Kandidat der Theologie, Dallwig, erſcheint, der Pfleger und Erzieher des Grafen. Er iſt ein breitſchultriger, ſlaviſch ausſehender, wohlraſierter junger Mann.

Dallwig: Graf Edwin, laſſen Sie dieſe Tollheiten! — Der Graf lacht, höchlich amüſiert und legt ein neues Zündblättchen auf ſeine Piſtole. — Es iſt ein Leiden! Das liegt im Blut mit dem Schießgewehr. Wenn ich ihm dieſe

Kinderei lege, verfällt er mir aber auf ſchlimmere Dinge. Ich habe ſchon alle ſchießbaren Sachen eingeſchloſſen und fortgehängt. Guten Morgen, Meiſter! Wie iſt das Befinden?

Peter Brauer: Soweit ganz gut, ich warte noch immer, und meine Familie rippelt ſich nicht.

Dallwig: Sie warten noch immer auf Ihre Familie?

Peter Brauer: Ich werde die fixe Idee die ganze Woche hindurch nicht los, daß jemand von meiner Familie kommen muß.

Dallwig: Schade, ich würde mich wirklich ſehr gefreut haben, Ihren talentvollen Sohn und Ihr kluges Fräulein Tochter noch perſönlich zu ſehn. Leider werden wir morgen abreiſen.

Peter Brauer: Wieſo denn das?

Dallwig: Ich habe vom Vormund meines Zöglings Befehl erhalten: wir müſſen Montag früh in Breslau und Montag abend bereits auf einer Reiſe nach Bayern zu Verwandten des Grafen ſein. Und, Penzig iſt hin. Was haben wir hier alſo noch zu ſchaffen? Übrigens geht er von ſeinem Stammſitz und merkt es nicht.

Peter Brauer hat Gläſer eingegoſſen, erhebt das ſeine: Ihre Braut ſoll leben Herr Kandidat, und wenn Sie geſtatten, mein Weib, meine Kinder!

Dallwig tut Beſcheid: Wäre man endlich auch ſchon ſo weit! Aber wir können noch lange nicht heiraten. Ich bin arm, meine Braut iſt vermögenslos.

Peter Brauer: Und doch ſage ich: wagen Sie's, heiraten Sie! Wir, meine gute Frau und ich, haben ſeinerzeit auch mit weniger als nichts angefangen.

Erwin Brauer, flott und anſtändig gekleidet, erſcheint dicht im Rücken ſeines Vaters.

Erwin: Papa!

Peter Brauer fährt herum: Wer? Junge, ermorde mich nicht! — Er ringt ſichtlich nach Atem und macht wortloſe Verſuche, Erwin dem Kandidaten vorzuſtellen. Schließlich jappt er hervor. — Was? Bin ich denn taubſtumm? Da können Sie ſehen, Herr Kandidat, wie unſereiner ſchon wacklig iſt! Junge, wo biſt du denn hergekommen?

Erwin: Mit einigen Irrfahrten aus Berlin.

Peter Brauer: Junge, ich wette ja tauſend gegen eins, daß du inzwiſchen wieder mächtig gewachſen biſt.

Dallwig: Nehmen wir an, an Leib und Seele.

Erwin: Bei einem Haar, Papa, hätt' ich ſchon dieſes Jahr den Rompreis gekriegt. Der Geheimrat meint, für das nächſte Mal iſt er mir ziemlich ſicher.

Peter Brauer: Was ich Ihnen ſagte, Herr Kandidat.

Erwin: Klara hat ihr Examen beſtanden und wird ſpäteſtens Ende Auguſt oder Anfang September probeweis angeſtellt.

Dallwig. — Man ſieht, wie Graf Edwin ſich mit einem langen, in Farbe getauchten Maurerpinſel nähert. — Ich will ihm doch lieber Einhalt gebieten. Alſo, Meiſter, ich weiß Sie in beſter Geſellſchaft. Sie entſchuldigen mich. — Graf Edwin!

Peter Brauer: Bevor Sie abreiſen, ſchüttle ich Ihnen noch die Hand.

Der Kandidat geht, nach einem Händedruck. Graf Edwin folgt ihm wie ein Hündchen.

Peter Brauer: Nun, Erwin, mein Sohn, ich umarme dich. — Er tut es. —

Erwin mehr paſſiv, nach gerührtem Schweigen: Wie geht's dir, Papa?

Peter Brauer: Ich kann dir nicht antworten.

Erwin: Was machſt du, Papa?

Peter Brauer nach Ende der Umarmung: Überzeuge dich ſelbſt! Du wirſt urteilen, wirſt durch den Augenſchein urteilen, ob ſich der Himmel fühlbar und ſichtbar, oder nicht, deines allzeit ernſt und eifrig ſtrebenden Vaters angenommen hat. Urteile ſelbſt. Du wirſt ſelber urteilen. — Er trocknet einige Tränen und trinkt. — Ich brauche wohl nicht zu fragen, ob du Brief und Gelder ... reſpektive Mama, immer pünktlich Gelder und Briefe bekommen haſt?

Erwin: Alles iſt pünktlich angekommen. Mama war jedesmal ſehr erſtaunt. Sie hat große Freude daran gehabt.

Peter Brauer: Nun? Wie ſteh' ich jetzt da, guter Junge? — Er wirft ſich mit leuchtenden Augen in die Bruſt. — Setz dich! — Entſchuldige mich mal einen Augenblick. — Er legt ſeine Brille ab und guckt in den Himmel. — Findeſt du nicht, dieſes Blau, dieſe wolkenlos blaue Helligkeit, das wirkt auf die Nerven manchmal ſo, als wenn alles ganz plötzlich dunkle Nacht würde. — Er faßt wieder Erwins beide Hände. — Mit einem Wort, es freut mich, daß du gekommen biſt. Setz dich! Du ſiehſt, ich habe mir eine Waldmeiſterbowle angeſetzt. Du wirſt nichts dagegen haben, mitzutrinken. Nimm Platz! Ich kann nicht leugnen, daß es bei mir zur Abwechſlung mal bißchen aus dem Vollen geht. — Er umarmt Erwin und dreht ihn herum. — Schlingel, Schlingel, du biſt A propos gekommen.

Erwin: Das iſt die Kapelle, Papa, nicht wahr?

Peter Brauer: Das iſt ſie.

Erwin: Mama konnte ſich bis zuletzt nicht recht überzeugen, daß es mit dieſer Kapelle wirklich ganz richtig iſt.

Peter Brauer: Ich weiß ja. Wir wollen nicht davon reden. Mama war verſtimmt, Mama war nervös, als ich in die Provinz wollte, und in ſolchem Zuſtand glaubt man die offenbarſten, offenkundigſten Tatſachen nicht. — Alſo du wirſt nächſtens wirklich nach Rom reiſen?! Es iſt mir ein Troſt, aber Schande mache ich, wie du mir zugeben wirſt, wenigſtens meiner Gilde, auch ohne daß ich in Rom war, nicht.

Erwin: Ich habe doch niemals an dir gezweifelt. Du wirſt das doch wohl nicht glauben, Papa. Ich habe mich eigentlich immer, wenn das rechte Verſtändnis manchmal bei Klara und Mutter ausſetzte, tüchtig für dich ins Zeug gelegt.

Peter Brauer: Das weiß ich. Sei ganz ruhig, mein Sohn. Es genügt mir, in jeder Beziehung zu wiſſen, daß die Schuppen euch wirklich einmal, vor meinem Ende, gründlich von den Augen gefallen ſind. Warum ſoll unſereiner nicht auch mal ſeinen Stolz haben? Er zieht ſeine geſpickte Brieftaſche und wirft Erwin einen Hundertmarkſchein hin. Da! da ſind die ſechs Mark, die du dir beim Antritt meiner Provinzreiſe vom Herzen geriſſen haſt, mit Zinſen und Zinſeszinſen zurück.

Erwin: Aber, Papa, ich habe mich ja von dem Geld, das du mir geſchickt haſt, vom Kopf zu Fuße neu eingekleidet. Du haſt mir ja . . .

Peter Brauer: Steck ein! verſtehſt du! mach keine Umſtände. Wenn ich Geld erheben will, brauche ich nur in die Stadt, in das Bank- und Wechſelgeſchäft von Lachs, auf dem Altmarkt gehen. So geht's, wenn ein Künſtler endlich, wie ich, in Herrn von Behaimb einen verſtändnisvollen Mäzen gefunden hat. — Aber nun höre: Du mußt jetzt ſtramm mithelfen.

Erwin: Aber mit Vergnügen! Hoffentlich bin ich ſchon ſo weit und kann es zu deiner Zufriedenheit.

Peter Brauer: Du mußt mir von früh bis abends mithelfen. Ich bin zwar nicht krank, Gott bewahre mich! jetzt, wo ich mich endlich durchſetze, hoffe ich, noch mindeſtens ein Jahrzehnt und länger mit Nutzen für uns alle tätig zu ſein. Aber du haſt doch jüngere Schultern. Das verfluchte Gerüſt da drin, ſie mal an. Ich kann eben doch nicht ſagen, daß Sorgen und Mühſal vieler entbehrungsreicher Jahre abſolut ſpurlos an mir vorübergegangen ſind. Wenn ich die Leiter hinauf will, muß ich mir helfen laſſen und tatſächlich öfters fünf-, ſechsmal anſetzen. Und dann die Kuppel, wo ich beim Malen das Genick entweder mir verrenke oder halbe Tage lang auf dem Rücken liegen und mir die Ölfarbe ins Geſicht tropfen laſſen muß. — Ich bin froh, daß du endlich da biſt und bedaure nur, daß ich dich nicht vor ſechs Wochen bei mir gehabt habe.

Erwin: Ja, ſiehſt du, Papa, da konnte ich nicht. Erſtlich ſagte Mama, das Wetter ſei viel zu ſchlecht, und dann ſtand die Rompreiskonkurrenz vor der Türe.

Peter Brauer: Nun, du wirſt mir gelegentlich auch erzählen, warum Mama auf meine gutgemeinten Einladungen bisher ebenfalls nicht eingegangen iſt.

Erwin: Papa, ich bin nur vorausgegangen. Wir waren zunächſt in der Stadt, im Lamm, und Mutter und Klara kommen hinterdrein.

Peter Brauer: So!? Er iſt vor Erregung einige Augenblicke wortlos. Weißt du, Erwin, da wollen wir erſt mal die Bowle wegſchaffen. Bowle und Gläſer werden in den Gebüſchen verſteckt.

Peter Brauer packt Erwin an beiden Schultern, ſieht ihn lange an: Erwin, haſt du gefaſelt? Was? Oder hab' ich vielleicht was am Trommelfell? Iſt es wahr und wahrhaftig: Mama kommt mich wirklich beſuchen? Mama und Klara haben ſich wirklich zu mir — Herrgott, ich darf jetzt nicht bitter ſein! — haben ſich wirklich zu deinem alten Herrn auf den Weg gemacht und herabgelaſſen?

Erwin: Sie warten hinten am Park, Papa, ich ſollte vorangehen und ihnen Beſcheid bringen.

Peter Brauer: Hol' ſie! ſag' meinethalben, daß ich faſt unverdientermaßen überraſcht und — tui! tui! tui! — glücklich bin.

Erwin ab. Brauer blickt ihm nach und geht dann langſam gegen die Kapelle. Der Photograph Schmolcke erſcheint jetzt mit Apparat uſw. behangen, überraſchend, fledermausartig, oben vor der Tempeltür und will hinein.

Peter Brauer: Halt! Was wünſchen Sie?

Schmolcke: Na, ich will Aufnahmen machen.

Peter Brauer: Wo?

Schmolcke: Wo? Hier in der Bude drin.

Peter Brauer: Das iſt keine Bude! Neumann, zuſchließen!

Schmolcke: Na, ſagen Se mal, was iſt denn dabei, wenn man ſchon von Ihren ſogenannten Fresken Aufnahmen macht? Das dient höchſtens doch zu Reklamezwecken.

Peter Brauer: Reklamezwecke verfolge ich nicht.

Schmolcke: Na, nu haben Se ſich man bloß nich, verſtanden? Deswegen, wenn Sie ooch hier ſich ins Fett geſetzt haben, brauchen Se doch gegen unſereenen noch lange nich hochmietig ſein.

Peter Brauer *ſteht nun an der Treppe neben Schmolcke und ſchließt die Tür eigenhändig:* Das liegt mir ganz fern. Ich bin nicht hochmütig.

Schmolcke: Sie waren ſchon neulich im Lamm rieſig hochmietig. Wenn aber erſt mal die farbige Photographie erfunden iſt, und ich kann Ihn ſagen: ich bin auf der Fährte! da wird's mit der Pinſelei auf einmal und gründlich alle ſein.

Peter Brauer: Erfinden Sie man! Ich warte ſolange.

Schmolcke: Warten Se man! Wir werden uns wiederſehn.

Peter Brauer: Hören Sie mal, daß Sie den Mut haben, auf Ihren Krakeel im Lamm anzuſpielen, das lächert mich. Wenn Sie ſchon meinetwegen mein halber Kollege ſind: Sie glauben doch hoffentlich nicht, wie Se ſich da betragen haben, iſt irgendwie kollegialiſch geweſen?

Schmolcke: Ich war ooch uf Kunſtſchule. Ich kann ooch malen. Ich ſtrapeziere mich ab, renne, verfahre mein Geld auf der Eiſenbahn, aber wenn irgend ſo'n Menſch aus Berlin kommt — alles muß aus Berlin ſein! — gleich fiſcht er einem das einzige bißchen Arbeet weg. Da ſoll einer nich fuchsteufelswild werden?

Peter Brauer: Ich bin von Berlin berufen worden!

Schmolcke: Noch was! Sie haben den ganzen Auftrag am Stammtiſch im Lamm aus der Suppe gefiſcht.

Peter Brauer: Menſch! das mögen Sie nötig haben! Wenn Sie glauben, ich habe das heut noch nötig, irren Sie ſich.

Schmolcke: Dafür ſind Sie bekannt. Das haben Sie nötig.

Peter Brauer: Menſch! daß Sie mich vielleicht vor zehn, zwölf Jahren gekannt haben, wo es mir vielleicht nicht grade immer glänzend ging, verſtanden, das will ich nicht weiter beſtreiten. Aber was ſich inzwiſchen, ſeit ich in Berlin meinen Weg gemacht habe . . . was ſich ſeitdem, und zwar gründlich geändert hat, wiſſen Sie nicht.

Schmolcke: J, ich wollte ja ooch ſchon längſt nach Berlin.

Peter Brauer verdutzt: So?

Schmolcke: In dieſer faulen Provinz hab ich mir nu zum letzten Male was in den Kopf geſetzt. Man hat in Berlin ’n ganz anderes Fortkommen.

Peter Brauer: So? Na, nun hören Sie mal, ich bin wirklich verdutzt. Erſt ſchimpfen Sie, weil ich aus Berlin komme, jetzt erzählen Sie mir ... Sie machen ja Sprünge wie ’n Wiedehopf!

Schmolcke: Sie kennten ooch mal hier ’n gutes Wort für mich einlegen!

Peter Brauer: Ich krieg ’n Gehirnknax! Was? Ich verſtehe Sie nicht.

Schmolcke: Mein Unglück is: ich war ſchlecht verheiratet. Noch ſchlimmer: ich hatte einen dämlichen Eſel von Rechtsanwalt. Hier iſt noch das Schild: Atelier Prezioſa. Das war ’n Geſchäft, das hatte ich richtig in Schwung gebracht. Na, nun ſehen Sie, es wird meiner Frau zugeſprochen! Es heißt, es iſt auf den Namen der Frau geführt! Ich muß ’raus! Das bißchen Kamera iſt alles, was ich gerettet habe.

Peter Brauer: So? Da würd’ ich doch beſcheidener auftreten.

Schmolcke: Das ſagen Sie ſo: beſcheidener auftreten: wenn einem das Meſſer an der Kehle ſitzt, das Waſſer bis hierher ſteht und das Feuer unter dem Fracke brennt. Da geht man los, und da nimmt man, was man zu packen kriegt. Ich habe eben im Goldenen Lamm Ihre Frau und Ihre Tochter ankommen ſehn. Iſt das Ihr Sohn, der auch ſchon wieder Malkaſten, Malſchirm und Feldſtaffelei unterm Arm hat? Der ſollte doch eigentlich die Näſe voll haben! — Richtig, Sie ſind doch bei Kies! Mir iſt das Wurſcht, wenn ich ooch von Ihnen und Ihrer Familie mal 'ne Familienaufnahme mache! Eine Hand wäſcht die andere! Was ſind zwanzig Mark? wenn man's augenblicklich ſo dick wie Sie ſitzen hat! Warum wollen Sie mir nich ooch mal was abgeben?

Peter Brauer: Rache iſt ſüß! aber ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß ich im großen ganzen für Süßigkeit nicht zu haben bin. Ihr Gedanke iſt gut, und ich beiße drauf an!

Schmolcke: Sie könnten mich doch bei Behaimb einführen. Erſtens bin ich 'n guter Anterieurphotograph. Ich möchte Aufnahmen vom alten Schloß machen. Und zweitens . . .

Peter Brauer: Zweitens und drittens entſchuldigen Sie mich! Kommen Sie wieder um Mittag mit Ihrer Kamera, dann ſollen Sie mich mit Familie abknipſen! —

Er geht in den Tempel und ſchließt ihn hinter ſich zu.

Schmolcke pocht heftig gegen die Tür: Sie! Sie! Hören Sie mal noch 'n Augenblick!

Peter Brauers Stimme: Später!

Schmolcke geht, ſchnell entſchloſſen, mit langen Schritten ab. Gleich darauf kommen von der anderen Seite Frau Brauer, Klara

Brauer und Erwin. Die Damen kleinbürgerlich, aber ſauber und reiſemäßig gekleidet.

Erwin: Dort iſt der Gartentempel, Mama!

Frau Brauer ſchüttelt erſtaunt den Kopf: Ihr würdet euch über meinen Unglauben ſicher nicht wundern, Kinder, wenn Ihr wüßtet, wie oft mich Peter mit ſolchen und ähnlichen Gartentempeln im Laufe von dreißig Jahren beſchwindelt hat.

Klara Brauer: Darüber wird ſich wohl niemand wundern.

Erwin: Ihr werdet mir zugeben, daß ich diesmal von Anfang an, als Papa in die Provinz ging, nicht eurer Meinung geweſen bin.

Frau Brauer kopfſchüttelnd: Peter kann doch nichts. Peter iſt doch ganz untüchtig.

Erwin: Ich weiß doch nicht, Mama, ob man das ſo ſchlankweg behaupten kann.

Klara: Erwin, das haſt du ja ſelber behauptet! Und es iſt auch nicht anders! Täuſcht euch nur nicht. Mir bleibt es ein Rätſel, wie Papa dieſe ganze Sache hier gedeichſelt hat.

Frau Brauer: Klara, du hältſt dich an mich, wie ich mich an dich halte. Du haſt dein Examen beſtanden. Du biſt ſeit acht Tagen majorenn. Der Geheimrat hat die Verfügung über dein kleines Großvatererbe in deine Hand gelegt, und die Sommerreiſe, die wir uns diesmal gegönnt haben, hatten wir beide uns ja ſchließlich ſeit Jahren ſowieſo vorgeſetzt. Mag geſchehen was will, für uns iſt das gleichgültig.

Erwin: Sag' mal, gute Mama, iſt das eigentlich recht, daß du immer noch mißtrauiſch biſt?

Frau Trauer: Mit Bezug auf Peter bleibe ich mißtrauiſch! Zehn Jahre lang hab' ich zu ihm ein elendes ſträflich dummes Vertrauen gehabt. Mit Kunſt ſoll mir einer nochmal kommen! Dem ſage ich: Reden Sie lieber von Kalbskotelett.

Erwin: Dein Sohn wird doch auch Künſtler.

Frau Brauer: Das iſt ganz was anderes: der Geheimrat hat uns ja feſt verſprochen, wenn du dir ſonſt nichts zuſchulden kommen läßt, wirſt du am Gewerbemuſeum oder ſonſtwo feſt angeſtellt. Und von dir weiß ich, du wirſt dir eine Stellung auch wahrnehmen. — Dagegen Papa: Glück, oder Gelegenheit, Glück zu machen, hat er im Leben auch gehabt. Papa erträgt's nicht. Papa bildet ſich dann ſofort alle möglichen großen Roſinen ein! nimmt ſich's nicht wahr! kurz, Peter eignet ſich eben abſolut zum Ernähren einer Familie nicht. Nimmt er wirklich was ein, das iſt hallo, heidi, hinausgeworfen im Augenblick.

Erwin: Nun, ſchließlich, wir müſſen ihn jetzt mal begrüßen.

Klara: Wenn Papa bloß nicht denkt, man kommt angekrochen, wenn er nur mit dem kleinen Finger winkt, weil er mal 'n bißchen nicht ganz am Verhungern iſt.

Frau Brauer: Laß gut ſein! Er kennt mich! Das wird er nicht denken.

Klara: Was hat man denn hier? Ich muß überhaupt ſagen, weshalb man überhaupt aus Berlin 'rausgeht und gar noch in die Provinz, hierher, wo ſich die Füchſe gute Nacht ſagen, verſteh' ich nicht. Um Papas ſchöner Augen willen? Jetzt denkt er womöglich, bildet ſich womöglich ein, in ſeinem Hochmut, womit er auf unſereins herunterſieht, daß man von ihm abhängig iſt.

Erwin: Der Schlüſſel dreht ſich. Jetzt kommt Papa! Wenn du nicht mehr Gefühl für ihn haſt, liebe Klara, würde ich doch an deiner Stelle lieber zu Hauſe geblieben ſein.

Peter Brauer tritt breitbeinig durch die Tür auf die Plattform. — Kalabreſer, langer Malſtock, viele Pinſel, rieſige Palette.

Peter Brauer: Kinder! — Thekla! — Da ſeid ihr ja! — Klara! Erwin! Tauſendmal gottwillkommen! Entſchuldigt mich: ich leſe meine Palette ab! Gleich euch allen mit Leib und Seele zu Dienſten! — Er tut, wie er ſagt, und kommt dann die Treppe triumphierend herunter. — Nun, was ſagt ihr dazu? — Wie findet ihr mich?

Frau Brauer: Guten Tag, Peter! Klara hat ihr Examen gemacht, und da hab' ich zwar nicht gerade deinem Drängen nachgegeben, aber weil wir eine kleine Reiſe doch machen wollten, haben wir uns geſagt, daß es ja, ob wir nun grade da- oder dorthin reiſen, gleichgültig iſt. Erſt wollten wir ja nach Bromberg, zu Klaras ehemaliger Lehrerin.

Peter Brauer: Richtiger, Thekla, habt ihr ſchon ſo gehandelt. Du wirſt bald Gelegenheit haben zu entſcheiden, ob und wiefern ſich in meiner Umgebung hier ganz gut leben läßt. Ihr ſollt einen ſchönen Sommer haben.

Frau Brauer: Aber das ſag' ich dir gleich: in der Stadt in dem teuren Gaſthaus zum Lamm, wo man die Nacht eine Mark fünfzig pro Bett zahlen muß, bleib ich nicht!

Peter Brauer: Ihr ſollt hierher in die Dorfſchule überſiedeln. Nette Zimmerchen, ſaubere Betten. Ich habe ſchon alles feſtgemacht. Der Lehrer und ſeine Frau ſind herzige Leute. Siehſt du, du haſt in Berlin mit Recht über Mangel an gebildetem Umgang geklagt. Hier wirſt du darüber nicht zu klagen brauchen. Da iſt die Frau Paſtor, da iſt Fräulein von Schultzen, Tochter eines penſionierten Majors und Johanniterin. Da iſt Frau Bierner, die Gattin des Bürgermeiſters, die Lammwirtin, Frau Krebs, haſt du ſicher ſchon kennengelernt. Ich habe ſo viel geſprochen von dir: ſie brennen alle darauf, dich zu ſehn. Kurz, du wirſt bemerken, ich habe mich hier mal zur Abwechſlung wie der Haſe in den Salat geſetzt und mir eine wirkliche Stellung erobert.

Frau Brauer: Das kann mich nur freuen, Peter, wenn du wirklich mal endlich zur Einſicht gekommen biſt.

Peter Brauer: Nun, es hat wohl nicht immer an mir gelegen, wenn nicht gerade alles, was man ſo unternommen hat, gut eingeſchlagen iſt. Aber diesmal hat es gut eingeſchlagen. Und wenn es anderthalb bis zwei Jahre ſo weiter geht, hoffe ich, aus den gröberen Sorgen ein für allemal 'raus zu ſein.

Frau Brauer: Das iſt ja recht ſchön, wenn es wirklich ſo iſt.

Peter Brauer: Wenn es wirklich ſo iſt? — Er zieht ſein Notizbuch. — Vier Seiten lang vorgemerkte Aufträge. Herr von Behaimb iſt in einer Weiſe liebenswürdig zu mir, daß ich mit einem Schlage ins Porträt, in die ganze feudale Geſellſchaft hineinkomme. Ich werde den nächſten ganzen Winter auf Gütern und Herrſchaften . . . wahrſcheinlich auch den darauffolgenden Sommer hindurch, kaum vierundzwanzig Stunden bei euch zu Hauſe ſein. Deshalb wollt' ich euch wenigſtens hier genießen.

Frau Brauer: Ich geſtehe dir, Peter, wie ſoll ich ſagen . . . ich hätte dir das nicht mehr zugetraut.

Peter Brauer: Das verdenk' ich dir nicht, das begreife ich, Thekla. Die wahre Kunſt iſt eine Sache, wie ich dir ſchon als Schulkind geſagt habe, und wie es Erwin hundertmal von ſeinem Vater gehört haben muß, ſie iſt eine Sache, die Opfer verlangt. Da muß man den ganzen Menſchen dahinterſetzen. Wer da nicht ſagt: ich kann warten! der tut viel beſſer, er hängt ſein Malerhandwerkzeug gleich von vornherein an die Wand. Still arbeiten und ruhig das Schickſal blitzen und krachen laſſen. Sieh mal: ich weiß, was ich bin! Ich wußte auch, ich werde das eines Tages vielleicht noch jedem, der Augen hat zu ſehn, begreiflich machen. Es gab allerdings eine Zeit, gute Thekla, als ich dir noch half bei den Schulaufgaben, da haſt auch du mit einem Paar tief und dunkel aufgeſchlagenen Kinderaugen an mich geglaubt. Aber „Künſtlers Erdenwallen", als dann Fehlſchläge kamen, Verkennung, Verfolgung, Feindſchaft ſich breit machte, da ſoll ſich keiner wundern, wenn da die einfache, treue Hausfrau den Glauben an etwas, das ihr ja eigentlich fernliegt, verlieren muß. Ein Künſtler bleibt ewig ſchwer zu verſtehen! — Übrigens, ſag' mal Klara, warum haſt du denn jetzt herausgelacht?

Klara: Ach bloß bei Mamas dunklen Kinderaugen.

Peter Brauer mit Emphaſe: Mama hat damals die ſchönſten Augen der Welt gehabt!

Frau Brauer: Ach, Peter, du redeſt wieder ſo viel. Das kenn' ich von früheren Zeiten her. Dazu bin ich zu alt. Da wird einem leider Gotts immer ganz neblig. —

Sie nimmt am Tiſch Platz und ſtützt in einer gewiſſen Hilfloſigkeit den Kopf in die Hand.

Peter Brauer: Liebe Thekla, ich weiß nicht, ob zwiſchen Mann und Frau, wenn ſie ſich über zwei Monate lang nicht geſehen haben, ein Händedruck, wenn auch keine direkte Umarmung, ſagen wir mal ein Kuß in Ehren, am Platze iſt. — Er hat ihr zögernd eine Hand auf die Schulter, die andere auf den Scheitel gelegt und küßt vorſichtig ihre Stirn.

Frau Brauer es duldend: Ich lieb' das nicht, Peter, mach' keine Torheiten.

Schmolcke iſt gekommen und hat gegenüber der Tempelfaſſade ſeine Kamera aufgeſtellt.

Schmolcke ruft: Nanu! wenn 'ne Aufnahme ſein ſoll, ich habe Eile. Zwölf Uhr drei geht mein Zug. Alſo los, Meeſter Brauer, wenn nu mal die ganze Pamfilie vor die Kanone ſoll!

Peter Brauer mit Entſchluß: Kommt, Kinder! er ſoll uns photographieren. Da haben wir gleich an Penzig, an meine Arbeit im Gartentempel und an dieſes unerwartete, glückliche Wiederſehn eine Erinnerung. Außerdem will ich den Quälgeiſt loswerden.

Frau Brauer: Schon photographieren laſſen, wo wir kaum erſt gekommen ſind?

Peter Brauer: Kommt, Kinder: „Der Meiſter und ſeine Familie!“

Schmolcke: Da haben Se recht, Meeſter. Das wäre ’ne ganz gute Überſchrift.

Peter Brauer aufgeräumt: Halten Sie jetzt wenigſtens Ihr Maul beim Arbeiten.

Hellmut taucht auf.

Hellmut: So! — Er hat Palette und Malſtock zur Hand genommen und ſich inmitten ſeiner Familiengruppe großartig aufgepflanzt.

Schmolcke: Nu mal ſtillſtehn! Nu mal zuſammenrücken! Übrigens haben Se denn die Huppe gehört?

Peter Brauer aufgeräumt: Die Huppe? Nee, Sie ruppige Puppe!

Schmolcke: ’n bißchen mehr links! Gut! „Der Meeſter und ſeine Familie.“

Peter Brauer: Kinder mehr links! Mehr links ſagte die Sphinx, und da gings.

Schmolcke zieht die Uhr: Na nu Obacht! — De Huppe haben Se nich gehört, Meeſter?

Peter Brauer: Still jetzt, wenn keener wackeln ſoll!

Schmolcke: Nämlich die Herrſchaften Behaimb mit

Begleitung ſind eben drüben am Hauptportal in zwee Automobilen angekommen.

Peter Brauer: Wer?

Schmolcke: Er, de Gnädige und drei Kavaliere. Un nu Obacht.

Peter Brauer: Was, Schmolcke, haben Sie da geſagt?

Schmolcke: Still! Paſſen Se uff! — Die Platte is futſch. Sie haben ja ſo gewackelt, Meeſter, als hätt' ich ſtatt „ſtillgeſtanden“ „rührt euch“ geſagt.

Eine vornehme Geſellſchaft mit Herrn von Behaimb an der Spitze iſt erſchienen und hält ſich, diskret amüſiert, in der Ferne. Sie beſteht aus Herrn von Behaimb, Frau von Behaimb, Gräfin von Fiſchbacher, dem jungen, ſchneidigen Geſandtſchaftsattachee Grafen von Hohenhahn, dem Gardehuſaren Rittmeiſter von Behaimb und dem ſchottiſchen Porträtmaler William James Dalziel.

von Behaimb ſen. ruft herüber: Ich bitte Sie, ſich unter gar keinen Umſtänden in dieſer heiklen und wichtigen Prozedur ſtören zu laſſen. Wir kommen ſpäter. Wir haben Zeit.

Peter Brauer: Erwin, halt mich, ſonſt fall ich um!

Erwin: Papa, du haſt nicht mal den Hut abgenommen.

Peter Brauer glotzt wie beſinnungslos, kommt dann zu ſich: Fix, halt mal den Malſtock, hier die Palette! ... — er reicht beides einigermaßen verwirrt an Erwin.

Schmolcke: Na, eins, zwei, drei ... Ruhig! — Na, uff dieſe Weiſe, heiliges Kreuzkanonenrohr, geht das doch nicht.

Peter Brauer: Halten Sie 's Maul, Sie ſind ja irrſinnig!

Schmolcke: Irrſinnig? Was? Wenn hier eener irrſinnig is, Sie Schöps, da kann es doch allerhöchſtens nur 'n gewiſſer Peter Brauer, geboren in Hinterpeterswaldau bei Hinterwinkel in Hinterſchleſien ſein. Soll ich hier womöglich noch Geld einbüßen?

Peter Brauer: Sie werden bezahlt. Aber jetzt ſehen Sie doch, daß die Herrſchaften kommen. Fort mit dem Guckkaſten! Packen Sie ſich! Scheren Sie ſich! —

Die Herrſchaften ſind langſam weitergegangen. Brauer zieht abermals tief den Hut.

Erwin zu Brauer: Mußt du ihnen denn nicht entgegengehn?

Peter Brauer, Verbeugungen ins Leere machend: O bitte recht ſehr. Es hat gar keine Eile, Herr von Behaimb.

Klara zur Mutter, gepreßt: Papa benimmt ſich ja um in die Erde zu ſinken!

Frau Brauer: Was ſprichſt du denn bloß? Es kann dich ja niemand hören. Sie kehren uns ja den Rücken zu.

Peter Brauer: Kinder, ſchweigt ſtill! Ihr macht mich ja unſinnig!

Schmolcke: Alſo, Sie wollen partout nich ſtille ſtehn? Nich? Na, denn wer' ich mich mal an die Feudalkreiſe 'ranmachen.

Peter Brauer: Menſch, wagen Sie es auch nur mit einem Wort, die Herrſchaften zu beläſtigen. Das fällt doch höchſtens auf mich zurück. Klara, grüße! — Thekla, verbeuge dich!

Rittmeiſter von Behaimb, Graf Hohenhahn und Dalziel nähern ſich lebhaft.

von Behaimb jun.: Rittmeiſter von Behaimb. Ich habe die Ehre, Graf Hohenhahn and the Honourable William James Dalziel aus Glasgow, Schottland, vorzuſtellen. Profeſſor Brauer, ſicherlich eine Leuchte deutſcher Kunſt. Verzeihen gütigſt, wenn geſtört habe. Mein mein mein, mein Papa hat den Wunſch jeäußert, etwas ... das das das heißt, meine meine Frau Mutter ... das das das heißt, die die gnädigſte Frau, fühlt ſich, fühlt ſich leider ein bißchen abgeſpannt, möchte aber begreiflicherweiſe die Rückfahrt nicht antreten ohne vorher Ihre K-Ku-Ku-Ku-Ku-Kunſtwerke ... Kunſtwerke wollte ich ſagen! Kunſtwerke in der K-K-K-Kapelle zu ſehn. Würde das ... es tut mir ſehr leid, daß ich ſtören muß, Herr Profeſſor! ... würde das ... bitte ... würde das, würde das möglich ſein?

Peter Brauer: Es iſt allerdings ... ich bin allerdings ... es wird, fürchte ich, einſtweilen ... Erlauben der Herr Rittmeiſter, daß ich meine liebe Gattin, meine liebe Tochter und meinen Sohn Erwin vorſtelle, der auch Maler iſt, und wie ich zu meiner Freude erfahren habe, den Berliner akademiſchen Rompreis bereits in der Taſche hat.

Erwin: In der Taſche leider noch nicht, Papa.

Peter Brauer: Nicht ganz. Ich meine: beinahe ... aber nächſtens. Jedenfalls hat der Junge ein ſchönes Talent.

Dalziel, zweiunddreißigjähriger, bedeutend älter wirkender Mann, der mit ſeinen großen runden Brillengläſern eher einem

Gelehrten als einem Künſtler gleicht. Irgendwie erinnert er an eine kluge Eule, in mancher Beziehung an einen Japaner. Zu Erwin: Sie werden uns Ihre Sachen vorzeigen!

Hohenhahn: Sie ſehen in dieſem Herrn den Meiſter der ſchottiſchen Landſchaftsmalerei, junger Mann.

Dalziel lachend: Oh no, der Graf iſt immer zu allerlei ſchlechter Spaß aufgelegt.

Hohenhahn zu Brauer: Sie werden gewiß geleſen haben, welchen ungeheuren Triumph die Glasgower Schule auf der heurigen internationalen Kunſtausſtellung in München erſtritten hat?

Peter Brauer: Welche? Sagten Sie Glasmalerei?

Erwin ſchnell: Die Schotten, die Schotten, die Schotten! Papa. Weißt du nicht, daß alle Welt jetzt voll von den Schotten iſt? Es geht ja tagtäglich durch die Zeitungen.

Peter Brauer: So!? Da muß ich zugeben, daß ich nicht hinreichend auf dem Laufenden bin.

Frau Brauer, ſcharf: Du biſt meiſtens nicht hinreichend auf dem Laufenden.

Peter Brauer: Ich gebe zu, es iſt hie und da nicht immer leicht, mit den Ereigniſſen gleichen Schritt zu halten, aber, liebe Thekla . . .

von Behaimb jun.: Ich möchte mir . . . möchte mir Frage erlauben, ob ich der gnädigſten Frau . . . der gnädigſten Frau und meinem Papa B-B-B-Beſcheid geben darf?

Hohenhahn: Ich begreife, man ſollte . . . man ſoll im allgemeinen einen Künſtler nicht ſtören, ſolange er in der Arbeit iſt. Aber die gnädigſte Frau . . . die Herrſchaften haben in München, von wo wir alle faſt direkt herkommen, eine Menge verſchiedenartiger Eindrücke auf ſich wirken laſſen und ſind nun in hohem Maße geſpannt, was auf ihrer neuen, ſchönen Beſitzung inzwiſchen entſtanden iſt.

Peter Brauer: Ich weiß nicht recht: ich gebe zu ... Vielleicht hätten die allergnädigſten Herrſchaften beſſer getan, ſich anzumelden. Ich ...

Hohenhahn: Um Gottes willen, lieber Meiſter, wir ſind keine Abnahmekommiſſion!

Dalziel zu Brauer: Sie müſſen wiſſen, daß Graf Hohenhahn, wenn es irgendwo eine gute Malerei oder gute Skulptur, von was dergleichen in die Luft oder Lüft, wie die Deutſchen ſagen, to get wind of — wie ſagen Sie hier?

Hohenhahn: Wittern.

Dalziel: Wo es von dergleichen zu wittern gibt, da läßt er die beſte Rindsbrühe ſtehen. Am liebſten holt er aus die Rumpelkammern von die Pariſer und Londoner Antiquare falſche van Dycks und falſche Rembrandts heraus.

Hohenhahn: Ich beſtreite es nicht: die Kunſt iſt mein höchſtes Intereſſe.

von Behaimb jun.: Und und und die Diplomatie?

Hohenhahn: Ich glaube nicht, daß ſie bei mir jemals der Kunſt den Rang ſtreitig machen wird. Das iſt nämlich ein Schinkelſcher Bau, lieber Dalziel, und ich denke — zu Brauer: — verehrter Meiſter, Sie werden an die Löſung Ihrer Aufgabe in dieſem Innenraum vielleicht im

Stile von Karſten oder Genelli gegangen ſein. Werden Sie uns den Eintritt geſtatten?

von Behaimb jun.: Ich müßte allerdings bitten, da die gnädigſte Frau jewiſſermaßen, jewiſſermaßen von zarter Jeſundheit ... und jejen Nähe von fremdes Publikum äußerſt empfindlich iſt ... möchte die zujehörigen, oder beſſer, nicht zujehörigen Herrſchaften bitten, ſich von der Plattform ... ſich von der Plattform zurückzuziehen.

Peter Brauer: Alſo, bitte, Mama, tritt zurück, bitte Klara, zieh dich zurück! — Finden Sie nicht, daß heut eine gradezu furchtbare Hitze iſt?

Erwin mit dem Schlüſſel am Portal: Soll ich öffnen, Papa?

Peter Brauer: Wart' mal. Ich weiß wirklich nicht, ob der Aufenthalt unter dem mit Farbe beſpritzten Gerüſt für die Damen und überhaupt für die gnädigen Herrſchaften zu empfehlen iſt.

Herr von Behaimb ſen., Frau von Behaimb und Gräfin von Fiſchbacher nähern ſich an. Rittmeiſter von Behaimb und Graf Hohenhahn geſellen ſich zu ihnen. Der Photograph Schmolcke zieht ſich, in der Abſicht, unbemerkt zu photographieren, weiter zurück. Frau Brauer und Klara begeben ſich an den runden Tiſch, wo ſie ängſtlich und abwartend ſtehen bleiben.

von Behaimb ſen.: Lieber Profeſſor, wir inkommodieren Sie nur einen Augenblick. Sie ſind dann die nächſten Wochen durchaus wieder Ihrem ſchöpferiſchen Ingenium ungeſtört allein überlaſſen. — Zu ſeiner Frau: Ich werde mich ſofort ſelbſt überzeugen, mein ſüßes Herz, ob der

Aufenthalt im Kapellenraum augenblicklich für dich zu empfehlen iſt.

Herr von Behaimb ſen. ſteigt auf die Plattform. Nach einigen Begrüßungskomplimenten öffnet Erwin das Kapellenportal.

von Behaimb ſen.: Gehn Sie voran, beſter Profeſſor.

Von Behaimb durch Brauer geführt in die Kapelle ab, wo er und Brauer noch ſichtbar bleiben.

Frau von Behaimb: Those are curious people, dear count.

Hohenhahn: I know some first-class French artists, who live in the country with their families and who have just this very same provincial character.

Frau von Behaimb: It doesn't appear to me that this artist and his family are first-class. What do you think, Mr. Dalziel?

Dalziel entdeckt die Bowle im Gebüſch: Here is a glass-boot filled to the brim with wine. Judging by his thirst, he is not unlike Franz Hals.

Frau von Behaimb: Finden Sie nicht, liebe Fiſchbacher, ſeine Frau hat das richtige Puppengeſicht?

Hohenhahn: She reminds me somewhat of a polychrome plastic, Salome by Max Klinger.

von Behaimb jun.: Papa is beckoning, dear Mama, we are to go in.

Herr von Behaimb ſen. iſt in der Tat mit Brauer auf der Plattform erſchienen. Dieſer macht tiefe Verbeugungen, während von Behaimb winkt. Als die Herrſchaften auf der Plattform ſind, ſtellt von Behaimb vor.

von Behaimb ſen.: Mein teures Herz, ich ſtelle dir Herrn Profeſſor Peter Brauer vor.

Frau von Behaimb: Now, sweetheart, don't let us spend any more time here.

Die ganze Geſellſchaft verſchwindet in der Kapelle. Frau Brauer und Klara, ſind um den runden Tiſch zurückgeblieben. Hellmut hat ſich neugierig herangeſchlichen.

Frau Brauer zu Hellmut: Haben Sie eigentlich ſchon geſehen, wieweit mein Mann mit den Malereien da drin gekommen iſt?

Hellmut: Hauptſächlich hat Neumann die Wand grundiert. Dann haben wir auch mal alles erſt richtig durchgemeſſen.

Frau Brauer: Hoffentlich iſt doch in der ganzen Zeit etwas mehr geſchehen!?

Hellmut: O ja! Von der linken Ecke angefangen, hat Herr Brauer zwei Gnomen, zwei kleine Zwerge, wiſſen Sie, Frau Brauer . . . Zwerge mit roten langen Zipfelmützen, der eine mit einem kleinen Schurzfell und ich glaube einer altertümlichen Medizinflaſche, und der Zwerg hat gelbe Arnikablumen in der linken Hand. Das ſollte, glaub' ich, die Heilkunſt ausdrücken. Es iſt wundervoll! wunder-, wunderſchön, Frau Brauer.

Klara: Mir wird ſchon immer ganz ſchlecht, wenn ich von Papas ewigen Zwergen mit roten Zipfelmützen was hören oder ſehen muß.

Frau Brauer tupft ſich angſtvoll den Schweiß vom Geſicht: Klara, wären wir lieber zu Hauſe geblieben.

Erwin Brauer kommt haſtig aus dem Tempel und an den Tiſch.

Erwin: Ich kann wirklich nicht recht verſtehen, was in den guten Papa gefahren iſt. Da iſt das Gerüſt, und in einem Winkel da iſt ſo was hingepinſelt ... Um Gottes willen, haltet die Daumen, Kinder, daß uns dieſe vertrackte Inſpektion nicht zum Verhängnis wird. Vor vier Wochen hätte ich ſollen hierher kommen.

Graf Hohenhahn und Mr. Dalziel treten auf die Plattform, gehen hin und her und krümmen ſich vor Lachen.

Klara: Was machen denn die?

Erwin: Das ſiehſt du doch, Klara: ſie krümmen ſich.

Klara: Bitte, komm, Mama, weshalb ſollen wir hierbleiben?

Frau Brauer: Ich ſage euch ja, daß Papa keinen Funken Ehrgefühl ... keinen Funken Tüchtigkeit ... keinen Funken ... und dazu mußten wir von Berlin hierher reiſen.

Erwin: Still. Die Herrſchaften kommen wieder heraus.

Frau von Behaimb, Gräfin Fiſchbacher, Herr von Behaimb ſen. und jun., ſchließlich Brauer, kommen aus dem Gartenhaus. Brauer dienert ſehr viel. Die Herrſchaften empfehlen ſich ſehr ſchnell. In einiger Enfernung ſieht man den ziemlich ungehemmten Ausbruch ihrer Luſtigkeit. Von Behaimb ſen. ſcheint ſich zu verteidigen. Alle ab bis auf Brauer, der ſich, augenſcheinlich erleichtert, den Seinen zuwendet und annähert.

Erwin: Nun, Papa, wie war's?

Peter Brauer: Vorzüglich! Ich habe ihnen, in großen Zügen, meine künſtleriſchen Abſichten klargemacht. Sie ſchienen damit vollkommen einverſtanden. Ich bin froh, daß die Sache vorüber iſt.

Klara: Malſt du denn wieder Gnomen in die Kapelle, Papa?

Peter Brauer: Das wird ſich zeigen, liebe Tochter.

Erwin: Haſt du wirklich den Eindruck, daß man mit deiner Löſung der Aufgabe einverſtanden iſt?

Peter Brauer: Jetzt, Gott ſei Dank, ja, habe ich dieſen Eindruck. Aber dieſer Kerl, dieſer ſchottiſche Kleckſer und dieſes Pariſer Gräfchen ſind mir im allerhöchſten Grade verhaßt. Hätten ſie doch die Beine gebrochen, ehe ſie die unverſchämte Idee bekamen, mit den Behaimbs hier die Provinz zu beunruhigen.

Erwin da man die Hupe hört: Ein Automobil iſt abgefahren. — Papa, der Rittmeiſter kommt nochmal.

Rittmeiſter von Behaimb kommt überaus eilig und geſchäftsmäßig.

von Behaimb jun.: Ja, mein lieber Herr Brauer, ich ich ich . . . ich hätte im Auftrag meines Papas gern gern gern . . . . gleich einige Worte mit Ihnen zu reden . . . einige Worte ohne Zeugen womöglich . . . Zeugen womöglich . . . weil mein . . . weil mein Auftrag . . . meine diplomatiſche Miſſion ſozuſagen, wie jede . . . jede diplomatiſche Miſſion von etwas diffizilem Charakter iſt.

Peter Brauer: Ich ſtehe zu Dienſten, Herr Baron.

von Behaimb jun. hat ſich mit Brauer etwas von den übrigen entfernt. Viele Einzelheiten des Geſprächs werden indeſſen von Erwin, Klara und Frau Brauer aufgefangen. Die Choſe iſt die: Mein alter Herr iſt von meiner gnädigen Frau

Mutter total überſtimmt worden! total total total überſtimmt, wie das, wie das ja bei ſeiner Unerfahrenheit in K-K-K-Kunſtſachen nicht g-g-g-gut anders möglich iſt. M-m-m-meine Mutter w-w-w-wünſcht ... wünſcht keine Gnomen ... wünſcht keine G-G-G-Gnomen und Zwerge, Gnomen und Zwerge in die K-K-Kapelle hinein! Mein Papa hat nichts gegen G-G-G-Gnomen und Zwerge! Ich habe p-p-p-perſönlich auch d-d-d-durchaus nichts gegen Gnomen und Zwerge, ſind mir p-p-p-perſönlich ſehr angenehm. Kurz, ich bin gezwungen, Ihnen zu ſagen, daß meine Frau Mutter mit G-G-G-Gnomen und Zwergen durchaus nicht einverſtanden iſt. Sie wünſcht ... ſie wünſcht die Ausmalung der K-K-K-Kapelle einem P-P-P-Pariſer oder auch einem ... engliſchen Maler zu übertragen, und ich bitte Sie alſo, den Schlülülülüſſel ... den Schlülülülüſſel der Kapelle heute abend beim Schloß-k-k-kaſtellan deponieren zu wollen. W-w-w-weitere Anſprüche, w-w-weitere Auseinanderſetzungen b-b-bittet Papa an den G-G-Generaldirektor zu richten. Empfehle mich beſtens. Empfehle mich ſehr. Er macht kehrt, wendet ſich nochmals. Verzeihen Sie, wenn ich nochmals geſtört habe. Ich ſagte mir aber, klare Verhältniſſe ... klare Verhältniſſe ſeien für alle Beteiligten von der größten W-W-W-Wichtigkeit. Ab.

Peter Brauer: Ganz gewiß, ganz gewiß. Danke ſehr. Danke verbindlichſt, Herr Rittmeiſter. Er bleibt, dem Rittmeiſter nachblickend, eine lange Zeit ſtillſtehen und regt ſich nicht.

Erwin: Was wollte der Herr Rittmeiſter eigentlich noch, Papa?

Klara: Bitte, wer hat nun recht, lieber Erwin?

Frau Brauer: Man wird ja zum Spott der ganzen Gegend! Erwin! hörſt du nicht, Erwin? Jetzt bring' uns wenigſtens nach der Stadt und auf dem ſchnellſten Wege nach der Station zurück!

Erwin: Ich muß erſt zwei Worte mit Papa ſprechen.

Klara: Komm, Mutti, wenn Erwin nicht Zeit hat, finden wir ſchließlich ſchon ſelbſt unſeren Weg.

Erwin: Aber ſo wartet doch einen Augenblick! Ihr müßt doch ſehen, daß Papa ... Ihr ſeht doch, daß Papa ganz benommen iſt. Man kann doch nicht fortlaufen ohne Abſchied. Das geht doch nicht.

Peter Brauer ſchwer ringend: Lauf fort! lauf fort! ohne Abſchied, Erwin.

Erwin zu Mutter und Schweſter: Ich komme nach! — Nein, Papa, ſo verlaß' ich dich nicht.

Frau Brauer: So iſt es: er kompromittiert nicht nur ſich. Er kompromittiert immer ſeine ganze Familie. Und du wirſt es erleben, Klara, daß er auch Erwins Karriere mit in den Abgrund hineinreißen wird.

Peter Brauer: Geh, Erwin, du hörſt ja, ſuche das Weite!

Erwin: Ja, was iſt denn, Papa? Du kannſt mir doch ſagen, was der Rittmeiſter noch gewollt und mit dir geſprochen hat.

Peter Brauer: Neid! Scheelſucht! Kollegiale Niedertracht! Mögeſt du niemals unter dem Haß und der Verfolgung deiner Zunftgenoſſen ſo furchtbar zu leiden haben, wie dein alter Vater zeit ſeines Lebens darunter gelitten hat! Er läßt ſich ſchwer auf die Tempelſtufen nieder. Schade, ſchade, warum haſt du dich nicht vor vier Wochen ſchon auf den Weg gemacht?

Erwin: Papa, iſt dir der Auftrag entzogen worden?

Peter Brauer: Schade, ich bin kein Schurke, Erwin! — Möchte dir nie das alles entzogen werden, möchte dir nie auch nur halb ſo viel im Leben entzogen werden, als mir im Leben ... mir im Leben, ſeit ich hier Vater und Mutter ſagen lernte, entzogen worden iſt. Du kannſt mir glauben, ich bin ein Pechvogel.

Erwin: Hätteſt du dich mir doch offen erklärt, Papa. Ich wäre doch ſchließlich hergekommen. Wir hätten dann noch wahrſcheinlich gemeinſam für die Kapelle etwas Nettes zuſammengeflickt, aber ...

Peter Brauer: Siehſt du, wenn ich nicht grade jetzt ein bißchen kaputt und durch körperliche Unpäßlichkeit verhindert geweſen wäre, ich hätte mir eins, zwei, drei meinen Karton gemacht, hätte alles dann prima heruntergeſtrichen und es wäre alles ganz anders gekommen. Nun, reiſt nach Hauſe und kümmert euch nicht.

Erwin: Und du, Papa, wo wirſt du denn hinreiſen?

Peter Brauer: Ich? — Ich? Wo man aus Gram, Scham, Galle, Sorge und Kummer dicke Zervelatwürſte macht.

Erwin: Wirſt du die nächſten Tage noch hier bleiben?

Peter Brauer: Ich?

Klara: Erwin, verſtehſt du? wir gehen voran. *Frau Brauer und Klara ab.*

Erwin: Ich komme!

Peter Brauer: Ja, geh!

Erwin: Oder wohin gedenkſt du ſonſt zu gehn?

Peter Brauer: Nun, Junge, ſoll ich mit euch nach Berlin reiſen? — Keine Angſt! Geh, die Frauensleute brauchen dich! — Was mich betrifft, mir könnteſt du nur … mir könnteſt du höchſtens einen Platz hinterm Zaune … hinterm Zaune, wo die alten räudigen Hunde verrecken, für die ein Schuß Pulver zu ſchade iſt, ausſuchen gehn.

Erwin: Aber, Papa!

Peter Brauer *wird vom Weinen geſchüttelt:* Keine Angſt, guter Junge.

Erwin: Papa, ich bringe Mama an die Bahn. *Ab.*

Peter Brauer: Geh, Geh! keine Angſt um mich, guter Junge.

Er bleibt ſitzen und ſtarrt vor ſich hin.

Der Vorhang fällt.

Gerhart Hauptmann / Geſammelte Werke

Neue vollſtändige Ausgabe in acht Bänden

Erſter Band

Vor Sonnenaufgang / Das Friedensfeſt / Einſame Menſchen / Die Weber / Kollege Crampton / Der Biberpelz

Zweiter Band

Hanneles Himmelfahrt / Florian Geyer / Elga / Die verſunkene Glocke / Fuhrmann Henſchel

Dritter Band

Schluck und Jau / Michael Kramer / Der rote Hahn / Der arme Heinrich / Roſe Bernd

Vierter Band

Die Jungfern vom Biſchofsberg / Und Pippa tanzt! / Gabriel Schillings Flucht / Kaiſer Karls Geiſel / Griſelda / Die Ratten

Fünfter Band

Bahnwärter Thiel / Der Apoſtel / Der Narr in Chriſto Emanuel Quint

Sechſter Band

Griechiſcher Frühling / Atlantis

Siebenter Band

Peter Brauer / Feſtſpiel / Der Bogen des Odyſſeus / Winterballade / Der Ketzer von Soana

Achter Band

Der weiße Heiland / Indipohdi / Anna

Die Werke ſind auch in Einzelausgaben erſchienen